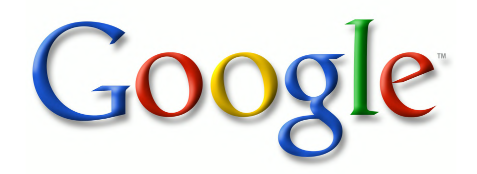
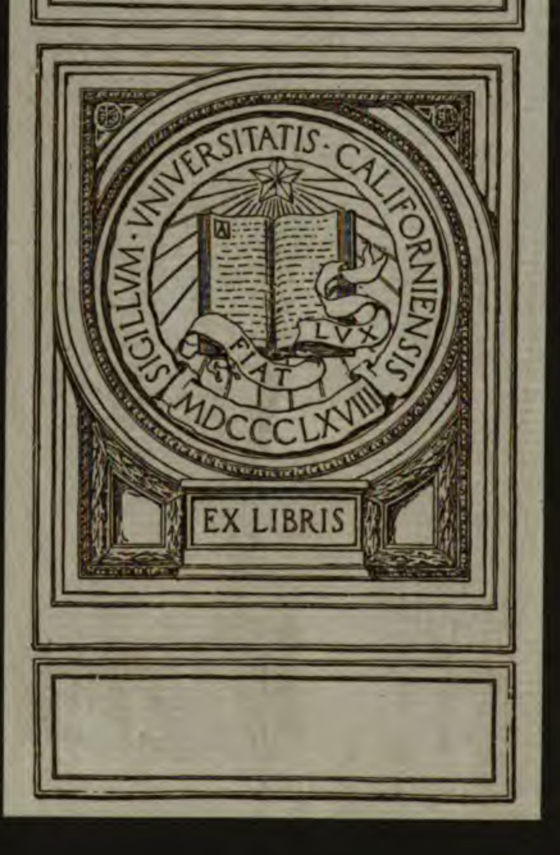
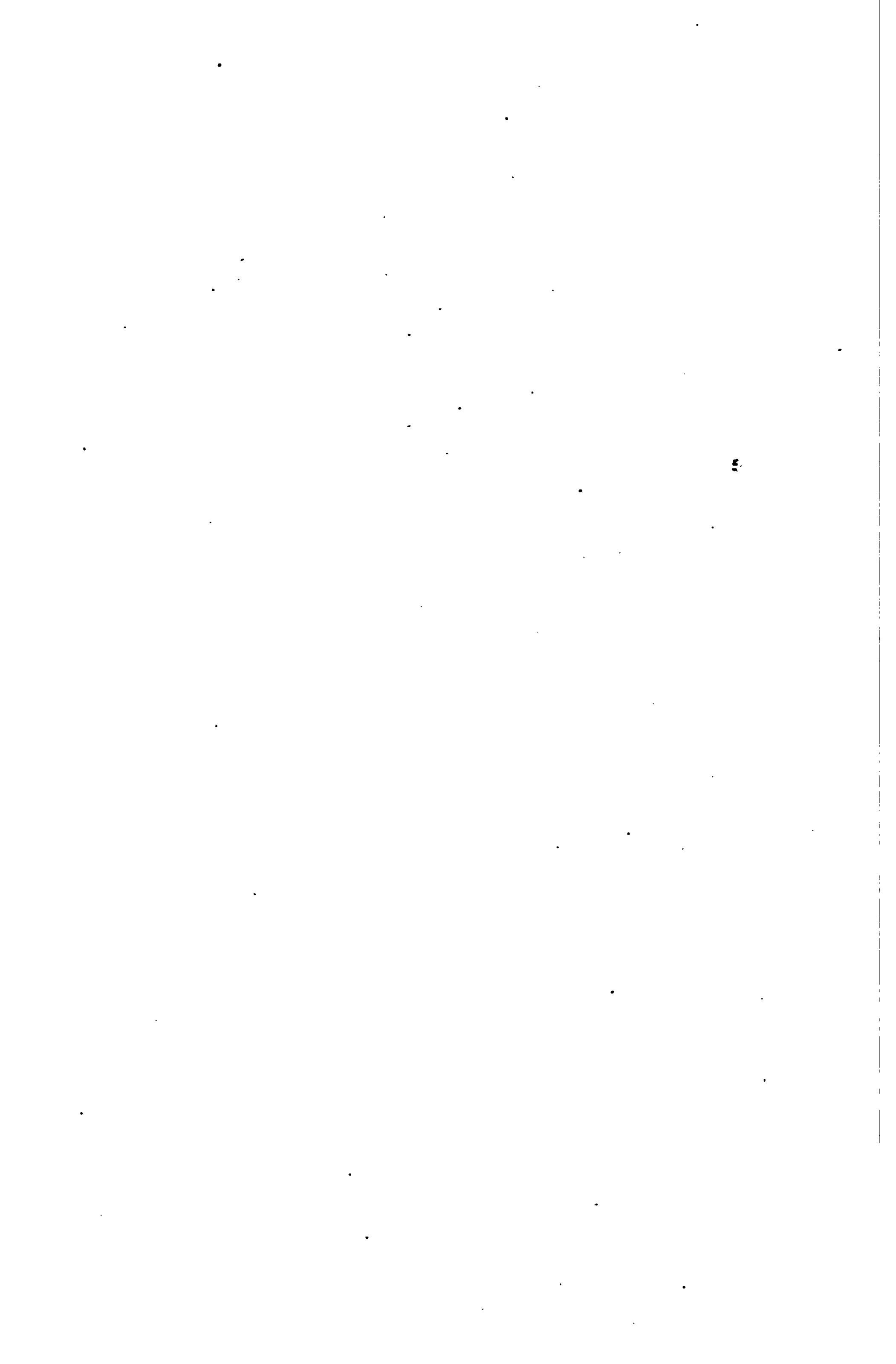



GIFT OF
JOHANNA DRESEL
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Das Buch berühmter Kaufleute.

Gallerie

hervorragender

Kaufleute und Förderer des Handels

sowie

Erfinder und Meister

auf dem Gebiete der Industrie, Technik und Gewerbthätigkeit.

Erste Sammlung:

Das Buch berühmter Kaufleute.

Herausgegeben

von

Franz Otto. Spamer



Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Tonbildern, Frontispices ꝛc.

Leipzig & Berlin.

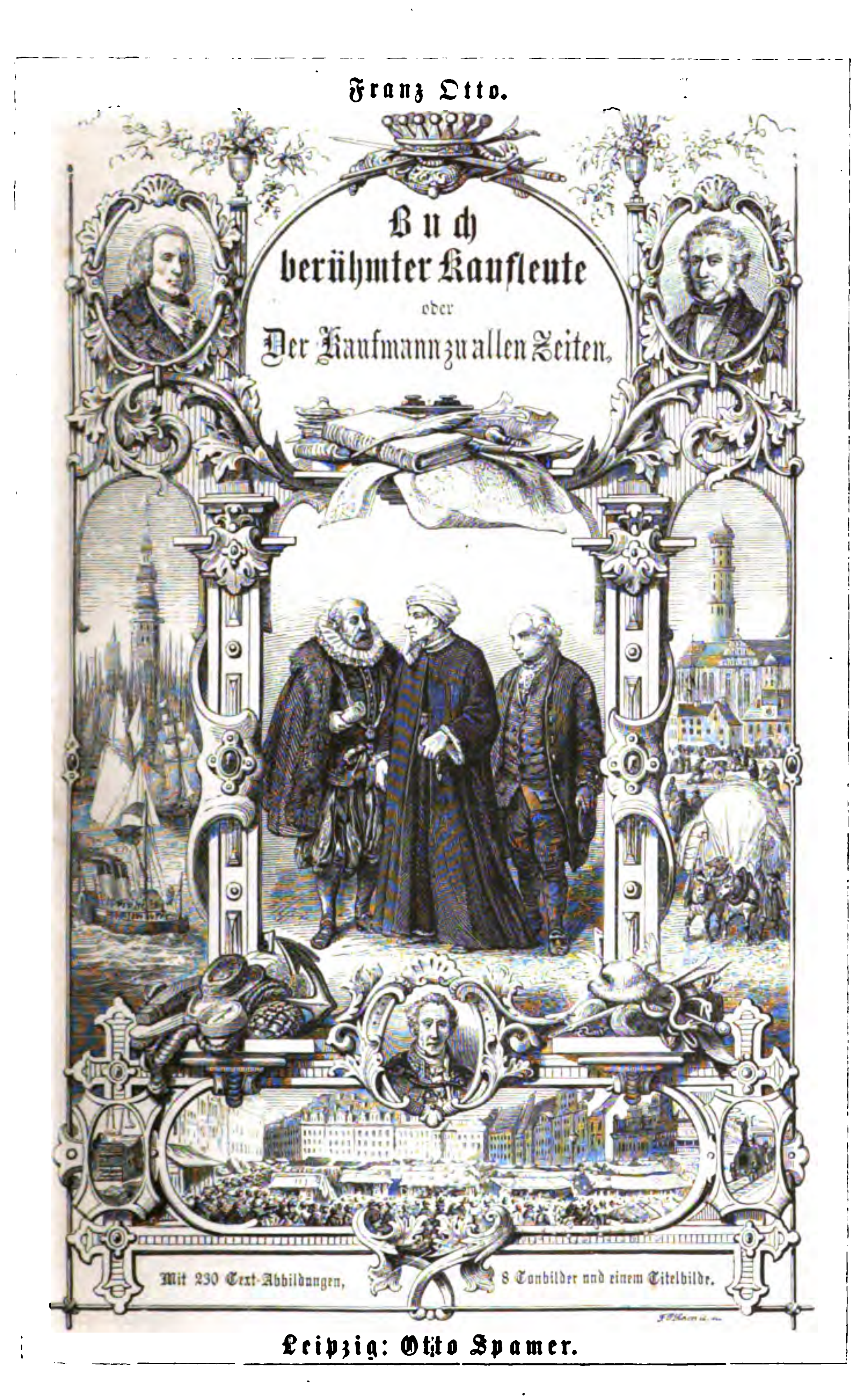
Verlag von Otto Spamer.

1868.



Buch berühmter Kaufleute. I. Band. Titelbild.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.


Franz Otto.
Buch
berühmter Kaufleute
oder
Der Kaufmann zu allen Zeiten.
Mit 230 Text-Abbildungen, 8 Tonbilder und einem Titelbilde.
Leipzig: Otto Spamer.

Das

Buch berühmter Kaufleute

oder

Der Kaufmann zu allen Zeiten.

Vorbilder,

Charakter- & Zeitgemälde, vornehmlich Schilderungen interessanter Lebensgänge

hervorragender

Kaufleute, Industrieller, sowie Förderer des Handels.

Mit Beiträgen von

Inspektor J. J. Binder, Dr. F. Coßmann, Professor J. Engelmann, Dr. Joh. Falke, G. Jaquet, Hofrath Dr. H. Kuenzel, Geh. Rath Dr. J. F. Neigebaur, O. L. Schuhmann, L. Steinhard u. A., herausgegeben

von

Franz Otto. Spamer



Mit über 230 in den Text gedruckten Abbildungen, zahlreichen Tonbildern und einem Frontispice.

Leipzig & Berlin.

Verlag von Otto Spamer.

1868.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

75

Vorbericht.

Als der Herausgeber, beziehentlich der Verleger, den Plan zu diesem Werke faßte, hatte er keineswegs die außerordentlichen Schwierigkeiten voraussehen können, welche dessen Ausführung in sich schloß. Es ist der Verlagsbuchhandlung in diesem Falle gerade ebenso ergangen wie vor einem Decennium, als sie eine ihrer umfassendsten Unternehmungen vorbereitete und damals ebenfalls längere Zeit vergeblich danach trachtete, ihren natürlichen Stützpunkt in den zur Ausführung geeigneten Persönlichkeiten zu finden.

Diese Schwierigkeiten liegen eines Theiles darin, daß es heutzutage nur wenige auf den Gebieten der Handelsgeschichte und Nationalwirthschaft, des Industrielebens und der Technik gleichmäßig bewanderte Persönlichkeiten giebt, welche im Stande wären, für sich allein und zwar mit dem rechten Verständniß für harmonische Gestaltung, wie vornehmlich für populäre Darstellung das weite Gebiet zu umfassen, zu welchem Handel und Weltverkehr in unserer Zeit von Tag zu Tag immer mehr anwachsen. Sind doch selbst langjährige Freunde und gründliche Kenner des angedeuteten umfänglichen Bereiches, mit denen die Verlagsbuchhandlung geraume Zeit hindurch in innigster Verbindung geblieben ist, vor der gedachten Aufgabe zurückgetreten! Hiernach war dem Herausgeber keine andere Wahl gegeben, als seinen Plan mit Beihülfe einer Anzahl tüchtiger Kräfte auszuführen, welche freilich in vielen Fällen nur die Bausteine zu dem Ganzen herbeizuschaffen vermochten. Und so sah er sich unter den obwaltenden Umständen meistentheils selbst genöthigt, nicht nur den rothen Faden des Zusammenhangs durch das Ganze zu ziehen, sondern auch häufig, in Folge unzureichender oder Mangels zuverlässiger Quellen an den weit auseinander liegenden Wohnorten seiner Mitarbeiter, die Mehrzahl längst eingelieferter Beiträge erst zu vervollständigen und theilweise mit neueren Quellen zu vergleichen, — eine Arbeit, die sich durch mehrere Jahre hinzog, zumal Unterzeichnetem noch eine Menge anderer, keineswegs minder wichtiger Pflichten obliegen. — Weniger eine Schwierigkeit als vielmehr eine mißliche Erfahrung stellte sich uns in dem Umstande entgegen, daß zuverlässiges Material nur in den seltensten Fällen von den dabei am meisten berührten Personen zu erlangen war.

Diese auch von anderer Seite vielfach beklagte Theilnahmlosigkeit und vornehme Zurückhaltung glauben wir bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen zu dürfen. Jene an dem einen oder anderen Lebensbilde vorzugsweise Betheiligten und eben deshalb wegen verlässigen Materiales Angesprochenen haben sich demzufolge nicht zu beklagen, wenn die vorliegenden Leistungen hinter ihren Wünschen etwa in den Fällen zurückbleiben, wo man die Bitte des Herausgebers um authentische Unterlagen wenig oder gar nicht beachtet haben sollte. Im entgegengesetzten Sinne haben wir nicht zu befürchten, daß die Angehörigen jenes hochzuverehrenden Kaufmanns, dem wir, vornehmlich in Deutschland, die Ausbildung des Versicherungswesens zu danken haben, oder die Familie des Toggenburger Fabrikherrn oder die Besitzer der großen Maschinenwerkstätten in Zürich, sowie die Freunde des berühmten New-Yorker Schiffsrheders und Großhandelsherrn es jemals bedauern werden, wenn man uns in der zuvorkommendsten Weise mit verlässigen Unterlagen an die Hand gegangen ist. In den meisten Fällen, wo ein gleiches Entgegenkommen unsere Absichten nicht förderte, vermochten wir die uns gewordene Täuschung leicht zu überwinden. Fehlt es doch an keinem Platze an mehrfachen Repräsentanten einer bestimmten und hervorragenden Handelsthätigkeit! Ohne Vorliebe, ohne irgendwelche Voreingenommenheit für den einen oder für den andern der erwählten Vertreter auf den einzelnen Gebieten des Verkehrslebens hat der Herausgeber meist immer solche hervorragende Träger der bezüglichen Interessen herausgegriffen, über deren Wirken sich ihm reichlicher fließende Quellen eröffneten. Aeußersten Falles aber hat er sich damit begnügt, die Unzulänglichkeit der ihm gebotenen Unterlagen durch interessante sachliche und zur Illustrirung der Gesammtidee des Werkes dienliche Schilderungen an allen jenen Stellen auszufüllen, wo die Lücken im persönlichen Lebensgange etwa allzu empfindlich sich geltend machen wollten.

Was die beigefügten Illustrationen anlangt, so war die Verlagsbuchhandlung emsig bemüht, eine überaus sorgfältige Auswahl in Hinsicht auf das ihr zu Gebot stehende Material zu treffen, und es hat eine ganze Anzahl bildlicher Darstellungen von ihr erst mühsam und häufig auf sehr kostspielige Weise herausgefunden werden müssen. Auch in dieser Beziehung hat es dem Herausgeber wie dem Verleger nicht an gutem Willen gefehlt, den Ruf vermehren zu helfen, den die Verlagsbuchhandlung in Rücksicht auf den fortschreitenden Werth ihrer illustrirten Publikationen sich erworben zu haben glaubt.

Dies Alles vorausgeschickt, wiederholt der Herausgeber auch an dieser Stelle die schon mehrfach ausgesprochene Bitte, ihm für die nächstfolgende Sammlung, deren hauptsächlichsten Inhalt man auf Seite XIX der Einleitung angegeben findet, wo es nur irgend möglich ist, mit brauchbaren und verlässigen Mittheilungen und Nachweisen, sowol in Bezug auf den thatsächlichen Lebensgang der in Aussicht genommenen Persönlichkeiten, als auf sachgemäße Illustrirung an die Hand zu gehen. Nur auf solche Weise kann dieses Werk in seiner weiteren Entwickelung auf den Standpunkt äußerster Zuverlässigkeit gebracht und ihm jener dauernde Werth verliehen werden, den angestrebt zu haben dem Herausgeber wie dem Verleger zu gleich befriedigender Genugthuung gereicht.

Wenn in dem vorliegenden Buche nicht das ganze, ursprünglich in Aussicht genommene Programm zur Ausführung gelangen konnte und sich vielleicht ähnliche Verlegenheiten einer nachfolgenden Sammlung entgegenstellen sollten, so möge man zur Entschuldigung die Schwierigkeiten ins Auge fassen, welche die Aufgabe mit sich bringt, den oft gar nicht vorher zu ermessenden Umfang einzelner Biographien und noch mehr die Zusammenstellung der hierauf bezüglichen handelsgeschichtlichen und geographischen, wirthschaftlichen und technologischen Einleitungen zu überschlagen, dazu den Raum für die Illustrationen von vornherein abzuschätzen, kurz alle bei der Ausführung eines Werkes gleich dem vorliegenden in Frage kommenden Faktoren, zuverlässig zu berechnen.

Hinsichtlich der in diesem Buche befolgten Rechtschreibung haben wir uns meist an die von der Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer angenommene Hausorthographie gehalten, daneben jedoch nicht umhin gekonnt, dem Drängen einzelner Mitarbeiter nachkommend, die von Kiepert, Petermann, Wappäus u. A. befolgte Schreibweise einzelner geographischer Namen zu adoptiren. Indem wir also begründeten Wünschen Rechnung trugen, sind allerdings einzelne Inkonsequenzen unvermeidlich geworden, welche man jedoch nur in sehr wenigen Fällen bemerken wird. Der Sachkundige begreift die Schwierigkeiten, wenn es gilt, aus dem Gewirre bald englisch bald „indisch“ geschriebener, unser Ohr und unser Auge durch Sprech- oder Schreibweise gleich fremdartig berührender Namen, den rechten Weg zu finden. — Wenn wir einen „Haider Ali, Sultan von Maißur“ auftreten lassen wollten, so wird auf den ersten Anblick hin nur der Geschichtschreiber von Fach errathen, daß wir den „Hyder Ali von Mysore“ meinen, und daraus folgt wieder, Hyderabad, nicht Haidarabad oder gar Haidrabad, zu schreiben.

Wir aber können nicht Prinzipien reiten wollen, sondern müssen uns fragen: wie weit wird sich unser Publikum mit gewissen, minder gebräuchlichen Dingen befreunden lassen? —

Auf eine Zusammenstellung, und sei es auch nur der besseren Quellen, aus denen wir den thatsächlichen Gehalt unseres Werkes schöpften, mußten wir in Anbetracht der außerordentlichen Fülle der von uns benutzten Materialien und Hülfsmittel verzichten; auch ist vielfach an Ort und Stelle des eigentlichen Ursprungs gedacht worden, selbst wenn der Verleger aus dem früher bei ihm erschienenen „Magazin für Kaufleute“ einzelne Biographien, auf Grund der schon früher oder neuerdings wieder von ihm erworbenen Eigenthumsrechte, in das vorliegende Werk (jedoch stets in sachentsprechender Erweiterung) mit herübergenommen hat. Sehen wir von der gebotenen und so naheliegenden Benutzung des in den besseren in- und ausländischen zeitschriftlichen Organen oder von Werken, wie das „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien“ u. s. w. zerstreuten Stoffes ab, so dürfen wir für unser Werk um so eher die Bedeutung einer originalen Schöpfung in Anspruch nehmen, als sich die Entlehnung aus fremdländischen Publikationen zurückführen läßt auf die vorsichtige Benutzung von Martin's „Stories of Banks and Bankers“, Fox Bourne's English Merchants und Barret's New York Merchants. Selbst bei Bearbeitung des biographischen Theiles von „Cornelius Vanderbilt“, für dessen Lebensschilderung wir eine uns zur Verfügung gestellte biographische Skizze aus dem 52. Bande des „Merchant's Magazine and Commercial Review“ zur Hand hatten, benutzten wir das gegebene Material nur theilweise, ergänzten dagegen vielfach die dürftigen Seiten desselben, wie der Kundige gar wohl bemerken wird. Wenn wir bei Darstellung des Lebens und Wirkens der beiden Gründer der englischen Staats- und Handelsherrschaft in Ostindien, unter Heranziehung zahlreicher anderer englischer Quellen, uns in der Hauptsache von den beiden berühmten Essays aus der „Edinburgh Review“ leiten ließen, so bedarf dies bei dem Fachmann keiner Rechtfertigung. — Noch erübrigt uns der freundlichen Mitwirkung des Herrn Dr. Th. Saski, Redakteurs „der Zeitschrift für das Versicherungswesen“ bei Herstellung des Lebensbildes von E. W. Arnoldi, sowie des Herrn Professor Engelmann in Luzern hinsichtlich mancher Winke und Verbesserungen dankend Erwähnung zu thun.

Die Redaktion und Verlagsbuchhandlung.
Franz Otto. Otto Spamer.

Inhalts-Uebersicht

zum Buch berühmter Kaufleute. Erste Sammlung.

Ein erschöpfendes Materien-Register sammt Nachweis der Illustrationen wird am Schlusse der zweiten Sammlung geliefert.

Gründung von Börsen und Banken.

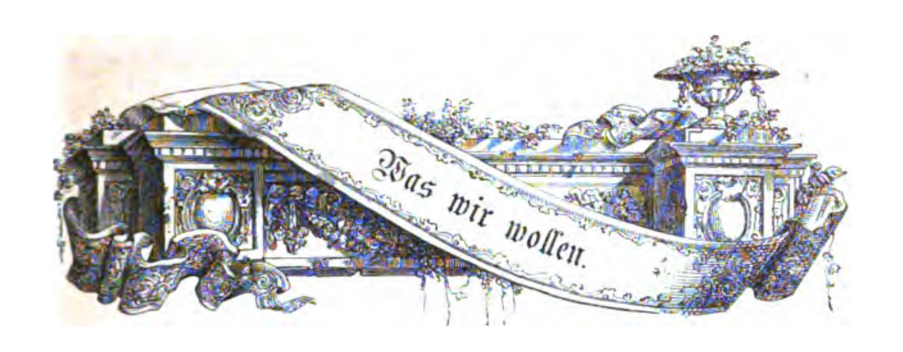
Das ehemalige Ostindia-Haus in London

Geldfürsten des XVIII. und XIX. Jahrhunderts.

Ein Hamburger Geldfürst aus dem Geschlechte Israel.

Die neun Tonbilder

gehören zu folgenden Stellen des Werkes:



Ein Millionär, dessen Wünschen Alles erreichbar schien, sprach einst gegen seine Kinder und Geschäftsgenossen einen bedeutungsvollen Erfahrungssatz in den Worten aus: „Millionen zu verdienen, ist mir leicht geworden; sauren Schweiß aber hat es mich gekostet, die ersten fünfhundert Thaler zu erringen." Der oberste Kriegsmeister neuerer Zeit, Napoleon I., gab auf die Frage, was zu vollbringen ihm wol die meiste Mühe bereitet? — zur Antwort: „Zum ersten Male in Toulon eine Kanone zu richten." Peter der Große, gefragt, wo er sich die meisten Kenntnisse erworben? erwiederte: „Auf den Schiffszimmerplätzen in Holland." — Wir sehen in allen drei Fällen, die sich leicht vervielfältigen ließen, daß es immer die Anfänge eines reich gesegneten, ruhmvollen oder eines außerordentlichen Wirkens sind, welche dem aufstrebenden Menschen die meisten Schwierigkeiten verursachten.

Seitdem indessen der eben erst genannte große Feldherr seinen Soldaten verkündete: „Von nun an trägt Jeder von Euch den Marschallsstab in seinem Tornister", seitdem hat sich, von den Errungenschaften zweier Jahrhunderte unaufhaltsam vorwärts getrieben, die Schar Derer, welche nach dem Marschallsstabe auf den Feldern des Wissens, der Künste und der Gewerbthätigkeit verlangen, in nie geahnter Weise gemehrt.

Gott hilft Denjenigen, welche sich selber helfen!.....

Dies ist in kurzen Worten der Inhalt der Geschichte strebender Geister wie ganzer Völker. Und in der That, im Glanze unserer nach staatlicher Größe, Anerkennung der Menschenwürde, nach Freiheit, Wohlstand und höchster Geistesbildung strebenden Zeit kommt es nicht leicht vor, daß fortan noch ein Licht unter den Scheffel gestellt werde. Heutzutage hat jeder tüchtige Mann die Anwartschaft nicht allein, sondern auch die Möglichkeit vor sich, empor zu steigen auf den oft schwankenden Staffeln, die zur bürgerlichen Wohlfahrt oder zu den höheren geistigen Kreisen, den Gebieten des Wissens ꝛc., hinanführen.

Daß wir uns solcher Errungenschaft freuen, hat die Menschheit vornehmlich dem mächtigen Einfluß des Handels und der Industrie zu verdanken: denn diese sind zu allen Zeiten die Nährmütter der Bildung gewesen. Der Engländer Jonathan Swift, einer der größten Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, äußerte einmal gleich wahr wie schön: „Derjenige Mensch, der an einer Stelle, an welcher vorher nur ein Halm gestanden, deren zwei dem Erdboden entrungen, hat mehr für die Menschheit gethan, als der Eroberer

in zwanzig blutigen Schlachten.“ In demselben Sinne hat der Händler, welcher den Südsee-Insulanern das erste Schwefelholz gebracht, denselben kaum eine geringere Wohlthat erwiesen, als der Missionär, der ihnen die so oft unverstandenen Glaubenslehren unserer Religion übermittelte.

Blättern wir in den Geschichtsbüchern der Menschheit weiter, so wird uns überall die Ueberzeugung, daß nicht das verheerende Schwert des Kriegers, sondern der Merkurstab es ist, wodurch die segensreichsten Eroberungen vollbracht worden sind. Freilich gehörten Jahrtausende dazu, dies zu erkennen. Erst mit der Entdeckung Amerika's, der Auffindung des Seeweges nach Indien, tritt die Menschheit in jenen Kreis von Wechselbeziehungen, aus welchen die höchste Verkehrsstufe, der **Welthandel**, hervorgeht.

Welche Aufgaben hat sie aber zuvor und seitdem lösen müssen! Tausende von Menschenleben sind im Dienste der Wissenschaft und des Handels hingegeben worden, ehe sich die Bewohner beider Halbkugeln im heutigen, wunderbar gegliederten Verkehrsleben die Hände zu reichen vermochten! Eine Reihe glänzender Thaten des Menschengeistes auf den Gebieten der Technik, im Schiffbau und Seewesen, Entdeckungen in allen Theilen der Erde, vom Eisgürtel des höchsten Nordens bis zu den noch nicht entschleierten Geheimnissen des Südpols, Durchforschung der Neuen Welt nach allen Richtungen, und der Alten bis zu den seither am wenigsten gekannten Stämmen des innern Afrika, — rechtfertigen die Bezeichnung unseres Zeitalters als dasjenige der Erfindungen und Entdeckungen.

Freilich, während der friedlichen Jahrzehnte, in denen, der Entwickelung und weiteren Ausdehnung des Handels zu Folge, die Menschheit einen ihrer höchsten Triumphe feierte, wunderte uns kaum noch eine Steigerung, ein neues, unerwartetes Ergebniß mehr. Das Vorschreiten des Handwerkers zum Fabrikanten, des einfachen Krämers zum Weltkaufmann, stand so wenig vereinzelt da, als das riesige Anwachsen unserer großen Städte, als der Uebergang bisher Ackerbau treibender Länder zu rasch und mächtig emporblühenden Industriestaaten.

In dem großen und erhebenden Gesammtbilde, als welches sich der Handel der Gegenwart darstellt, verschwindet indessen gar leicht die Erscheinung und Bedeutung des Einzelnen. Und doch ist es immer nur der **einzelne** Mensch, der hier mit kräftiger Hand in die Speichen des Zeitrades eingreift und es zum schnellern Umschwung bringt, der, seiner Zeit voraneilend, dort den Boden lockern hilft, auf dem eine neue menschliche Thätigkeit, eine veränderte Industrieweise ihr Fortkommen finden kann; — und es ist wiederum ein weltkundiger Kaufmann, der sich vom einfachen Handelsgehülfen zum gebietenden Staatsmann emporzuschwingen und seine Zeitgenossen in neue Bahnen zu drängen wußte. Ebenso in anderen Richtungen. Wenn es sich um große, noch nicht allseitig erprobte Grundsätze handelt, welche neuen Ideen die Bahn brechen sollen, ist es gleichfalls meist ein **einziger** mächtiger Geist, der aus den niederen Anfängen beschränkter Handelsthätigkeit sich hinaufringt zu großen, die Freiheit des Verkehrslebens mächtig fördernden Thaten. — Wie aber der Mensch oft mehr gewinnt, wenn er zeitig lernt, die eignen Mängel zu erkennen oder die Fehler Anderer zu vermeiden, so kann es nur lehrreich sein, neue und fruchtverheißende Gedanken und Bestrebungen hervorragender Männer auch dort zu verfolgen, wo es nicht gestattet ist, den Werth einer Sache nach den ersten Mißerfolgen zu bemessen.

Diese Gesichtspunkte hauptsächlich leiten uns bei Ausführung des farbenreichen Gemäldes, das wir unsern Lesern mittels anziehender, in großen Zügen gehaltener Schilderungen und Charakterbilder aus der Geschichte des Handels, geknüpft an eine Reihe Biographien, darbieten. Daraus verdienen besonders folgende Haupt-Themata hervorgehoben zu werden:

Die Entwickelung des Handels in größeren Umrissen. — Pionniere des Handels. Erforschung fremder Länder und Eröffnung neuer Handelsgebiete durch reisende Kaufleute. — Antheilnahme Deutschlands am Welthandel zu verschiedenen Perioden. — Macht der Vereinigung: Börsen und Bankwesen. Versicherungs-Institute. — Das Judenthum und der Handel. — Die welterobernde Macht des Handels. — Kolonisation durch Handelsgesellschaften. Bedeutung des Kolonialhandels. Die Baumwollen-Industrie. Der Leinwandhandel. Der Pelzhandel. — Das Kapital und seine Bewegung. Handelsfürsten des Mittelalters und der neuern Zeit. — Das Zeitalter des Dampfes, der Eisenbahnen und Maschinenkräfte. — Das Verkehrsleben der Gegenwart. Verbindung der Welttheile und Weltmeere durch Hebung der Schifffahrt. — Kaufmännische Vorbilder u. s. w.

Aus diesem und dem Nachfolgenden wird der kundige Leser ersehen, daß wir bei unserer Umschau keinen wesentlichen Markstein, wodurch ein Fortschritt in der Entwickelung des Handels und Verkehrs bezeichnet ist, unbeachtet gelassen haben. Sollten auch vielleicht von Diesem oder Jenem einzelne Zwischenstufen vermißt werden, so erklärt sich deren Fehlen aus unserm Bestreben, vor Allem ein Gesammtbild hervorzurufen.

Wir beginnen unsere Wanderung in der Zeit, wo, nach langer Barbarei in Mittel- und Südeuropa, aus dem Schutte der zusammengebrochenen Römerwelt neue Staaten- und Kultur-Anfänge zu Bestand verheißenden Gestaltungen herausgewachsen und emporgeblüht waren. Aus dieser Periode fesseln vornehmlich in Italien Venedig sowie in unserm Vaterlande die oberdeutschen Städte unsere Aufmerksamkeit. Der reisende Kaufmann des Mittelalters tritt uns in den Lebensumrissen des Venetianers Marco Polo und des Ulmer Bürgers Hans Ulrich Kraft entgegen. Eine Vorstellung bereits hochentwickelten Güter- und Verkehrslebens sowie einen Einblick in die Antheilnahme Deutschlands am Welthandel gewinnen wir durch Vorführung des mächtigen Großhandelshauses der Fugger, während wir andere mittelalterliche Handelsfürsten — in Italien die Medici an der Errichtung neuer Throne — in Deutschland die Welser an der Besitzergreifung der mittlerweile entdeckten Neuen Welt mitwirken sehen. Eine erhebende Periode deutscher Handelsgröße schildern wir im Emporkommen des mächtigen Bundes der Deutschen Hansa, sowie in dessen Niedergang nach dem schmählichen Tode seines Perikles, des Lübecker Patrioten Jürgen Wullenweber.

Nachdem uns aus der Geschichte zweier der großartigsten Handelsverbindungen, der deutschen Hansa und der britischen Ostindia-Compagnie, die Wahrheit des alten Spruches: „Einigkeit macht stark" recht lebendig vor die Seele getreten ist, erkennen wir die überwältigende Macht der Assoziation zu verschiedenen Perioden, wo immer es galt, „mit vereinten Kräften" zu

wirken und Außerordentliches zu Stande zu bringen. Deswegen verweilen wir gern bei dem folgenreichen Wirken der Engländer Sir Thomas Gresham, Gründers der „Königlichen Börse zu London", und William Paterson, Mitbegründers der „Bank von England." Während die Nützlichkeit der Börsen bereits im Mittelalter hinlänglich anerkannt war, blieb es späteren Jahrhunderten vorbehalten, die eigentliche Bedeutung des Bankwesens, als dessen bedeutsamste Erscheinung mit Recht „die Bank von England" angesehen wird, zu würdigen. Und damit dem eindrucksvollen Bilde auch nicht die Kehrseite fehle, schlossen wir der Geschichte der Entstehung und Entwickelung jenes Welt-Institutes eine wahrhaft erschütternde Episode aus der Geschichte des Bankwesens in der Schilderung des durch John Law hervorgerufenen Papier- und Bankschwindels an.

Keine Seite der Kapital-Assoziation gewährleistet im Hinblick auf die persönlichen Interessen des Einzelnen, sowie hinsichtlich der Wohlfahrt ganzer Familien, größeren Segen, als das Versicherungswesen in seinem weitesten Umfange. Wir begnügen uns, einen Zweig desselben in dem Leben und Wirken eines wackern deutschen Mannes Ernst Wilhelm Arnoldi, Gründers der allüberall gekannten Feuer- und Lebensversicherungs-Banken zu Gotha, eingehender zu schildern.

Unvermerkt sind wir unterdessen aus dem Mittelalter in die neuere Zeit hinübergetreten. Neue Mächte und neue, welterschütternde Ideen liegen im Kreisen. Im Osten erhebt sich in kolossalen Umrissen das Reich der Moskowiter. Noch keine zwei Jahrhunderte sind verflossen, als Demide Antusieff, seines Zeichens ein einfacher Schmied, die Aufmerksamkeit Peter's des Großen auf sich zog. Der gewaltige Czar sieht in ihm eines der Werkzeuge zur Wachrufung seines Volks aus dem Beharren in niedrigen, menschenunwürdigen Zuständen. Mehrere Jahrzehnte später erstehen an der Grenzscheide von Asien und Europa die Bergwerks-Industrien des Ural, die in jenen riesigen Etablissements sich immer weiter entwickeln, zu welchen der Schmied von Tula, der Ahnherr des fürstlichen Hauses der Demidoff's, den Grund gelegt hatte und dessen erfolgreiches Wirken wir in der zweiten Sammlung dieses Werkes vorführen.

Während wir in dem wechselvollen Lebenslaufe Johann Peter Hasenclever's einen deutschen, weitausschauenden Handelsherrn, sowie in einem folgenden Bande in Paul Petrowitsch Poschofsky einen gediegenen russischen Kaufmann, Beide dem vorigen Jahrhundert angehörig, kennen lernen, hat sich inzwischen in friedlicher Weise eine völlige Umwälzung in dem industriellen Leben des westlichen Europa vollzogen. Ein neuer Souverän ist aufgetaucht — Cotton is King — „Baumwolle ist König" geworden, und wie mit einem Zauberschlage erstehen erst in England, dann in andern Theilen Europa's Spinnereien, Kattundruckerein und verwandte Anstalten in Menge. Als Richard Arkwright zum ersten Male seinen Namen auf dem Aushängeschild seiner Barbierstube dem Publikum vorführte und später seine erste Spinnmaschine ausstellte; als sein Zeitgenosse William Peel in einem bis dahin kaum gekannten englischen Dorfe die erste Kattundruckerei errichtete, ahnte keiner der Mitlebenden die unendliche Tragweite jener industriellen Großthaten, noch weniger den Segen, welchen der Großväter Wirken auf Enkel und Urenkel bringen werde. Gleiches Verdienst um die Industrie ihres Landes haben sich u. A. in Frankreich der treffliche Lenoir, in der Schweiz der

wackere Toggenburger Mathias Näf, sowie in unserer Zeit der zum Millionär emporgekommene Reichenberger Johann Liebieg erworben.

Was der weltbezwingende Handelsgeist eines kulturtüchtigen, an das Wirken „mit vereinten Kräften“ gewöhnten Bruderstammes vermag, lehrt uns die Geschichte der Ostindia-Compagnie, der großartigsten Handelsgesellschaft neuer Zeit, in der durch Robert Clive und Warren Hastings mitbegründeten englischen Staats- und Handelsherrschaft im südlichen Asien. Erringt hier die Thätigkeit eines großen Handelsvolkes solch' ungeahnte Erfolge, so zeigt sich uns in dem schöpferischen Einzelleben eines Bürgers der Neuen Welt, in Cornelius Vanderbilt zu New-York, das wunderbare Emporkommen eines im Vollgefühl eigner Kraft rastlos weiterstrebenden Mannes, an dessen glänzende Thätigkeit sich die überraschende Entwickelung der transatlantischen Dampfschifffahrt knüpft. Ihm Schulter an Schulter stehen in unserem Vaterlande Schiffsrheder der Hansestädte: in der Elbmetropole der Hamburger R. M. Sloman, in der Weserstadt ein Bremer Ehrenmann, H. H. Meier. — Ein anderer Sohn der Alten Welt, Johann Jakob Astor, zieht aus den weinumkränzten Geländen zwischen Rhein und Neckar hinweg nach England, bald darauf nach Amerika, und wenige Jahrzehnte später gebietet der Gründer von „Astoria“ über unerschöpfliche Hülfsquellen. In nicht geringerem Grade erregt unsere bewundernde Achtung das gleichfalls den kleinsten Anfängen entsprungene Wirken des später von der Fülle des Glückes wahrhaft überschütteten Sonderlings Stephan Girard, jenes großen Handelsherrn und Rheders zu Philadelphia, der vierzehn Jahre alt als Schiffsjunge der Heimat den Rücken kehrt und in der Neuen Welt im höchsten Greisenalter sein Leben beschließt. Vielfach verkannt und oft geschmäht hat er durch sein Testament alle Neider und Lästerzungen zum Verstummen gebracht: er hinterläßt von seinen 20 Millionen den weitaus größten Theil seinem zweiten Heimatslande zur Gründung von Erziehungs- und Bildungsanstalten.

Im Gegensatz zu dem ruhelosen Schalten und Walten des Weltkaufmanns überkommt uns wohlthuendes Behagen, wenn wir Gelegenheit erhalten, eine, wenn auch vom Geräusch der großen Welt entfernt sich entwickelnde, indessen nicht minder erstaunliche Thätigkeit in dem glücklichen Stillleben „eines Kaufmannes, wie er sein soll“, in Samuel Budgett, kennen zu lernen. Stoff zu Charakterbildern verwandter Art sollen uns später liefern: J. Heinrich Stobwasser, John Howard, der Krämer, die Gebr. Platt in Oldham, F. F. Suwe u. A.; während der unermüdliche Menschenfreund Joh. Ernst Gotzkowsky, ebenso der Patriot von Kolberg, Joachim Nettelbeck, dem Leben und der Anschauungsweise zweier Jahrhunderte angehörig, nicht minder J. J. Kabrun, Danzig's Wohlthäter zur Zeit der Belagerung i. J. 1813, uns in einem folgenden Bande Veranlassung geben, von den Zuständen während mehrerer der denkwürdigsten Epochen der Geschichte Preußens lebensvolle Bilder zu entrollen.

Die weittragende Bedeutung des Kapitals beschäftigt uns in der Geschichte der Gideons, der Goldsmids, der Barings u. A., vornehmlich aber in der Geschichte des Hauses M. A. Rothschild und Söhne zu Frankfurt a. M., sowie des trefflichen Salomon Heine in Hamburg, jenes wahrhaft verehrungswürdigen Menschenfreundes, dessen Biographie wir die Geschichte des „auserwählten Volkes Gottes“ und seine Bedeutung für

wirken und Außerordentliches zu Stande zu bringen. Deswegen verweilen wir gern bei dem folgenreichen Wirken der Engländer Sir Thomas Gresham, Gründers der „Königlichen Börse zu London", und William Paterson, Mitbegründers der „Bank von England." Während die Nützlichkeit der Börsen bereits im Mittelalter hinlänglich anerkannt war, blieb es späteren Jahrhunderten vorbehalten, die eigentliche Bedeutung des Bankwesens, als dessen bedeutsamste Erscheinung mit Recht „die Bank von England" angesehen wird, zu würdigen. Und damit dem eindrucksvollen Bilde auch nicht die Kehrseite fehle, schlossen wir der Geschichte der Entstehung und Entwickelung jenes Welt-Institutes eine wahrhaft erschütternde Episode aus der Geschichte des Bankwesens in der Schilderung des durch John Law hervorgerufenen Papier- und Bankschwindels an.

Keine Seite der Kapital-Assoziation gewährleistet im Hinblick auf die persönlichen Interessen des Einzelnen, sowie hinsichtlich der Wohlfahrt ganzer Familien, größeren Segen, als das Versicherungswesen in seinem weitesten Umfange. Wir begnügen uns, einen Zweig desselben in dem Leben und Wirken eines wackern deutschen Mannes Ernst Wilhelm Arnoldi, Gründers der allüberall gekannten Feuer- und Lebensversicherungs-Banken zu Gotha, eingehender zu schildern.

Unvermerkt sind wir unterdessen aus dem Mittelalter in die neuere Zeit hinübergetreten. Neue Mächte und neue, welterschütternde Ideen liegen im Kreisen. Im Osten erhebt sich in kolossalen Umrissen das Reich der Moskowiter. Noch keine zwei Jahrhunderte sind verflossen, als Demide Antusieff, seines Zeichens ein einfacher Schmied, die Aufmerksamkeit Peter's des Großen auf sich zog. Der gewaltige Czar sieht in ihm eines der Werkzeuge zur Wachrufung seines Volks aus dem Beharren in niedrigen, menschenunwürdigen Zuständen. Mehrere Jahrzehnte später erstehen an der Grenzscheide von Asien und Europa die Bergwerks-Industrien des Ural, die in jenen riesigen Etablissements sich immer weiter entwickeln, zu welchen der Schmied von Tula, der Ahnherr des fürstlichen Hauses der Demidoff's, den Grund gelegt hatte und dessen erfolgreiches Wirken wir in der zweiten Sammlung dieses Werkes vorführen.

Während wir in dem wechselvollen Lebenslaufe Johann Peter Hasenclever's einen deutschen, weitausschauenden Handelsherrn, sowie in einem folgenden Bande in Paul Petrowitsch Poschofsky einen gediegenen russischen Kaufmann, Beide dem vorigen Jahrhundert angehörig, kennen lernen, hat sich inzwischen in friedlicher Weise eine völlige Umwälzung in dem industriellen Leben des westlichen Europa vollzogen. Ein neuer Souverän ist aufgetaucht — Cotton is King — „Baumwolle ist König" geworden, und wie mit einem Zauberschlage erstehen erst in England, dann in andern Theilen Europa's Spinnereien, Kattundruckerein und verwandte Anstalten in Menge. Als Richard Arkwright zum ersten Male seinen Namen auf dem Aushängeschild seiner Barbierstube dem Publikum vorführte und später seine erste Spinnmaschine ausstellte; als sein Zeitgenosse William Peel in einem bis dahin kaum gekannten englischen Dorfe die erste Kattundruckerei errichtete, ahnte keiner der Mitlebenden die unendliche Tragweite jener industriellen Großthaten, noch weniger den Segen, welchen der Großväter Wirken auf Enkel und Urenkel bringen werde. Gleiches Verdienst um die Industrie ihres Landes haben sich u. A. in Frankreich der treffliche Lenoir, in der Schweiz der

wackere Toggenburger Mathias Näf, sowie in unserer Zeit der zum Millionär emporgekommene Reichenberger Johann Liebieg erworben.

Was der weltbezwingende Handelsgeist eines kulturtüchtigen, an das Wirken „mit vereinten Kräften" gewöhnten Bruderstammes vermag, lehrt uns die Geschichte der Ostindia-Compagnie, der großartigsten Handelsgesellschaft neuer Zeit, in der durch Robert Clive und Warren Hastings mitbegründeten englischen Staats- und Handelsherrschaft im südlichen Asien. Erringt hier die Thätigkeit eines großen Handelsvolkes solch' ungeahnte Erfolge, so zeigt sich uns in dem schöpferischen Einzelleben eines Bürgers der Neuen Welt, in Cornelius Vanderbilt zu New-York, das wunderbare Emporkommen eines im Vollgefühl eigner Kraft rastlos weiterstrebenden Mannes, an dessen glänzende Thätigkeit sich die überraschende Entwickelung der transatlantischen Dampfschifffahrt knüpft. Ihm Schulter an Schulter stehen in unserem Vaterlande Schiffsrheder der Hansestädte: in der Elbmetropole der Hamburger R. M. Sloman, in der Weserstadt ein Bremer Ehrenmann, H. H. Meier. — Ein anderer Sohn der Alten Welt, Johann Jakob Astor, zieht aus den weinumkränzten Geländen zwischen Rhein und Neckar hinweg nach England, bald darauf nach Amerika, und wenige Jahrzehnte später gebietet der Gründer von „Astoria" über unerschöpfliche Hülfsquellen. In nicht geringerem Grade erregt unsere bewundernde Achtung das gleichfalls den kleinsten Anfängen entsprungene Wirken des später von der Fülle des Glückes wahrhaft überschütteten Sonderlings Stephan Girard, jenes großen Handelsherrn und Rheders zu Philadelphia, der vierzehn Jahre alt als Schiffsjunge der Heimat den Rücken kehrt und in der Neuen Welt im höchsten Greisenalter sein Leben beschließt. Vielfach verkannt und oft geschmäht hat er durch sein Testament alle Neider und Lästerzungen zum Verstummen gebracht: er hinterläßt von seinen 20 Millionen den weitaus größten Theil seinem zweiten Heimatslande zur Gründung von Erziehungs- und Bildungsanstalten.

Im Gegensatz zu dem ruhelosen Schalten und Walten des Weltkaufmanns überkommt uns wohlthuendes Behagen, wenn wir Gelegenheit erhalten, eine, wenn auch vom Geräusch der großen Welt entfernt sich entwickelnde, indessen nicht minder erstaunliche Thätigkeit in dem glücklichen Stillleben „eines Kaufmannes, wie er sein soll", in Samuel Budgett, kennen zu lernen. Stoff zu Charakterbildern verwandter Art sollen uns später liefern: J. Heinrich Stobwasser, John Howard, der Krämer, die Gebr. Platt in Oldham, F. F. Suwe u. A.; während der unermüdliche Menschenfreund Joh. Ernst Gotzkowsky, ebenso der Patriot von Kolberg, Joachim Nettelbeck, dem Leben und der Anschauungsweise zweier Jahrhunderte angehörig, nicht minder J. J. Kabrun, Danzig's Wohlthäter zur Zeit der Belagerung i. J. 1813, uns in einem folgenden Bande Veranlassung geben, von den Zuständen während mehrerer der denkwürdigsten Epochen der Geschichte Preußens lebensvolle Bilder zu entrollen.

Die weittragende Bedeutung des Kapitals beschäftigt uns in der Geschichte der Gideons, der Goldsmids, der Barings u. A., vornehmlich aber in der Geschichte des Hauses M. A. Rothschild und Söhne zu Frankfurt a. M., sowie des trefflichen Salomon Heine in Hamburg, jenes wahrhaft verehrungswürdigen Menschenfreundes, dessen Biographie wir die Geschichte des „auserwählten Volkes Gottes" und seine Bedeutung für

Handel und Industrie vorhergehen lassen. — Ohne den Beistand der Geldfürsten unserer Zeit wäre es selbst den genialsten Erfindern und Förderern auf den Gebieten der Industrie kaum möglich geworden, so riesige Zeugnisse überwältigender Schöpfungskraft zu hinterlassen, als dieses einem der hervorragendsten Meister im Maschinenbaufache, Joh. Fr. Karl August Borsig, mit der Vollendung seiner fünfhundertsten Lokomotive gelungen ist. Diesem Begründer eines neuen Industriezweiges in Deutschland schließt sich in der Schweiz ebenbürtig Hans Kaspar Escher vom Felsenhof an, der Gründer der großen Maschinen-Werkstätten zu Zürich.

Dergleichen Beispiele ließen sich leicht verhundertfachen.

Doch je weittragender der Einfluß einer bedeutsamen Erfindung und deren endliche Einführung in das Leben erscheint, um so abhängiger ist immer ihr Gelingen von der Beihülfe Derer, welche das Kapital und dessen Bewegung vertreten. Dies wird uns weiterhin klar, wenn wir später einen Blick werfen auf die ersten Anfänge jener heut zu Tage so oft erwähnten Industriellen des Krieges, des k. preuß. Geh. Kommissionsrathes N. von Dreyse, des Erfinders des Zündnadelgewehrs, sowie auf die sich weithin ausdehnende Arbeiterstadt, welche der Bemeisterer des Stahls, Alfred Krupp, in der Nähe von Essen, sich selbst zum ehrenvollen, bleibenden Andenken, beinahe aus einem Nichts hervorgerufen hat.

Alle die bis dahin geschilderten großartigen Wandlungen auf so mannichfachen Gebieten des gesammten Verkehrs- und Handelslebens sind, auf ihren Grund zurückgeführt, nichts als die Ergebnisse des Wissens und Könnens. Heute ist jeder tüchtige Kaufmann, welcher die Welt, in der er sein Fortkommen gesucht hat, als seinen Markt ansieht, davon überzeugt, daß „Wissen Macht ist." — Doch die klare Erkenntniß des Nöthigen ist bei einem guten Theile unserer jüngeren Generation noch immer nicht allseitig zum Durchbruch gekommen. Kein Wunder! Es sind kaum siebenzig Jahre, daß J. G. Büsch zu Hamburg die erste Handels-Akademie in's Leben rief, und etwas über zwanzig Jahre erst, daß wir August Schiebe, den verdienstvollen Direktor der Leipziger Handelsschule, dessen Leben in der folgenden Sammlung vorgeführt wird, zur ewigen Ruhe gebettet.

Welch' riesige Umwandlungen haben sich nur im Laufe unseres Jahrhunderts vollzogen! Tausende von Meilen neuer Verkehrsstraßen, Chausseen und Eisenbahnen, durchziehen unsern Erdtheil sowie Amerika; Telegraphen und Dampfschifffahrts-Linien verbinden Städte und Länder, Welttheile und Meere; eine Bienenthätigkeit entfaltet sich, wo die Merkmale der Industrie, hohe Dampfessen, zu Hunderten sich in die Lüfte erheben. In diesem „Jahrhundert des Dampfes" und anderer weltbewegender Erfindungen ist Alles anders, — um Vieles besser geworden. Eine gelöste Aufgabe ruft ein anderes, ein neues Problem hervor. Zu den Lehrern an den Schulen gesellen sich Volkslehrer. Die Mahnungen unseres deutschen Volkswirthschaftslehrers Friedrich List, des Mitbegründers des deutschen Eisenbahnwesens, sind nicht wie Spreu im Winde verflogen; aus dem Zollverein ist eine Handelsmacht von kaum geahnter Bedeutung erwachsen, und nachdem ein Sir Robert Peel in England die letzten Reste engherziger Handelspolitik über den Haufen geworfen, sind die Grundsätze des Freihandels durch Richard Cobden und andere glänzende Vertreter der Intelligenz auch im außerenglischen Handelsstande zum Siege gelangt.

So reiht sich ein Entwickelungsgang in überraschender Weise an den vorhergegangenen und vor unsern Augen entrollt sich ein lichtreiches Gesammtbild, in dem die welterobernde Bedeutung der Arbeit und des Handels, der Anfangs- und Ausgangspunkt jeglichen Kulturlebens, sich abspiegelt.

Mit jedem großen Fortschritte in den Bereichen des Handels werden die Folgen politischer Zwistigkeiten und Verderben drohender Kriege auf engere Gebiete beschränkt. Einzelne despotische Gewalten verschwinden mehr und mehr. Eine neue Zeit bringt nicht nur neue Gestaltungen, sondern auch neue Bedürfnisse, neue Verpflichtungen zum Vorschein. Die würdigsten Vorbilder sind nicht mehr nur unter den Helden des Schwertes, unter den Heroen der Kunst und der Wissenschaft allein zu suchen, — in den Reichen, wo das Talent seine erhebendsten Siege feiert. Ja oft sind es nicht einmal die glänzenden Triumphe des Genius, welche am meisten zur Nacheiferung anspornen — erscheint doch dem bescheidenen Geiste das höchste Vorbild oft unerreichbar — sondern die Summe preiswürdiger Handlungen und Thaten ist es gemeiniglich, welche in den Entwickelungsjahren des Menschen aneifernd, bildend, erhebend wirkt und zu dem Lebensberufe die volle Hingabe zeitigt.

Da uns im Hinblick auf unsere Raumgrenze die Erfüllung des ursprünglichen Programms in einer Sammlung nicht möglich geworden ist, so bleibt dessen weitere Ausführung einer zweiten Sammlung vorbehalten, für welche unter Anderen, Themata gleich den nachfolgenden in Aussicht genommen sind:

Der Kaufmann und Seefahrer zu allen Zeiten. Finanziers und Staatsmänner, hervorgegangen aus dem Handelsstande. — Deutsche und Schweizer Kaufleute im Auslande. — Förderer des Verkehrs. Märkte und Messen. — Die Tabakfabrikation. Der Weinhandel. Der Holzhandel. — Wollen- und Seiden-Manufaktur. Die Spitzenindustrie. — Die Gobelins. — Die Schweizer Uhrenindustrie. — Der Bergwerksbetrieb und die Gewinnung der unterirdischen Schätze (Kohlen, Metalle u. s. w.). — Der Edelstein- und Perlenhandel. — Die Kautschuk- und Guttapercha-Verarbeitung. — Porzellan und Steingut. — Der Maschinenbau. — Die Industriellen des Krieges — Der Buchhandel. — Förderer der Handelswissenschaften, von Handelsakademien und Handelslehranstalten. — Bahnbrecher des Fortschrittes. Der Handel und die Volkswirthschaftslehren. Freihandel. — Der Assoziationsgeist der Gegenwart. — Förderung des Genossenschaftswesens und des Wohles der arbeitenden Klassen. — Die Solidarität der gesammten Interessen.

Diese bedeutsamen Thätigkeiten und Erscheinungen auf dem Gebiete des Handels- und Verkehrslebens sowie der Industrie und des Gewerbfleißes bringen wir in Verbindung mit dem ersprießlichen Thun und dem interessanten Entwickelungsgange bedeutender Kaufleute, Industrieller oder Förderer des Handels, als beispielsweise aus alter Zeit des karthagischen Seefahrers Hanno, ferner aus dem Mittelalter und später eines Martin Behaimb, Jacques Coeur, — ferner eines Giles Gobelin, Chr. Gottl. Frege, Jacques Laffitte, G. R. Graf Schimmelmann, Carl Ludwig von Bruck, David Hansemann, Sir James Brooke, — Chr. Philipp Oberkampf, J. J. Egg, Heinrich Moser, — der Gebr. Karl & Gust. Harkort, Sir Rowland Hill, — Lotzbeck, Vater und Söhne, — Gottlob Nathusius, J. M. Jacquard, Friedrich von Diergardt, Heinrich Kunz, Tobias an der Eck,

Jean Richard von Bresselles, — C. von Gienanth, — Familie Demidoff, — John Goodjear, — Joh. Friedr. Böttger, Josiah Wedgwood, A. W. von Faber, — George und Robert Stephenson, John Cockerill, Richard Hartmann, J. von Maffei, Freiherr von Cramer-Klett, — J. G. Cotta und sein Sohn Georg; Friedrich Perthes, — J. G. Büsch und August Schiebe, — Friedrich List, Richard Cobden, — N. v. Dreyse und Alfred Krupp, — Hans Dollfuß, Gustav Werner u. A. m.

So ersteht vor dem geistigen Auge unserer Leser eine Reihenfolge anregender Beispiele in vorstehend aufgeführten Lebens- und Entwickelungsgängen bedeutender Kaufleute und Industrieller, verschiedenen Zeiten und Völkern angehörend. Wir waren ernstlich bemüht, in einer Anzahl dieser Vorbilder das persönliche Verdienst des Einzelnen zur Anschauung zu bringen, in anderen wieder lebendige Zeit- und Charakterbilder für die Gesammt-Entwickelung des Handels oder einzelner Zweige desselben, zu liefern.

Die Peel's gelten in England als ein Muster nationalen Handels- und Thätigkeitseifers, und die von uns vorgeführten Großmeister deutschen Industrie- und Handelsfleißes, die Fürsten des Kapitals wie die schlichten deutschen Ehrenmänner am Comptoirpulte, mögen in gleicher Beziehung unseren Lesern als Vorbilder erscheinen. — Sollte unter der Reihe dieser hervorragenden Geister nicht Einer sein, welcher einem jugendlichen Leser als Leitstern auf den oft rauhen Pfaden zur Selbständigkeit leuchten könnte? —

Leipzig, am 29. August 1867.

Franz Otto.



Der große Kanal in Venedig im Mittelalter (zu Anfang des XV. Jahrhunderts).

Reisende Kaufleute im Mittelalter.

Die

Reisen des Venetianers Marco Polo.

1. Venedigs Bedeutung im Mittelalter.

Venedig, eine der berühmtesten Städte des Mittelalters, verdankt ihre Größe vornehmlich ihrer günstigen Lage. Gegen feindliche Angriffe vom Lande wie von der See her gesichert, vereinigt dieser wichtige Handelsplatz zugleich wie kein anderer alle Vorzüge, die zur Herrschaft über das Meer befähigen. Schützend umgiebt die reich gesegnete Stadt von allen Seiten die Lagune, ein tiefliegendes, weit ausgedehntes Delta, welches in alten Zeiten von den Venetern (Venetia maritima) bewohnt und schon damals wegen seiner Schifffahrt berühmt war. Alle Gewässer der Alpen und Apenninen haben in diesem Delta ihre Mündungen: der Isonzo, die Livenza und der Tagliamento, die von den Julischen Alpen kommen, die Piave, der Musone, die Brenta und Adige (Etsch) von den Alpen Tirols her, endlich der Po, in dem sich die übrigen Abflüsse der Alpen und Apenninen vereinen. Nahe dem Meere, wo diese Flüsse an Strömung und Tiefe verlieren, theilen sie sich in zahlreiche Arme und bilden viele Inseln und Niederungen. Den aus letzteren zusammengesetzten Landstrich schützt gegen das Meer hin eine lange Kette schmaler, langgestreckter Inseln, welche durch Brücken zu einem Damm, Lido genannt, von 10 Stunden Länge und etwa 1 Stunde Breite verbunden sind. An den gefährlichsten, am meisten ausgesetzten

Stellen sind jene Dünen durch ungeheure Bauwerke verstärkt worden. Acht Einschnitte in dem Damm, Porti, verbinden das Meer mit der Lagune; zwischen den Häfen liegen eben so viele Inseln: St. Erasmo, Malamocco, Palestrina, Brandolo u. a. Die auf so starke Weise gegen das Meer geschützte Lagune hat eine Länge von etwa 32 geogr. Meilen von der Mündung der Brenta bis zu der des Sile (der alten Piave), eine Breite von 4—8 Meilen und einen Flächeninhalt von 172 □ Meilen. — Drei Theile dieser Lagune sind zu unterscheiden.

Der erste, Barene genannt, welcher aus Morästen mit Seepflanzen und Gräsern besteht, ist wenige Zoll über der gewöhnlichen Fluthöhe und bei starker Flut ganz überschwemmt, auch von zahlreichen Kanälen nach allen Seiten durchschnitten. Den zweiten Theil bilden die Velme, von jeder Flut überschwemmt, doch trocken bei der Ebbe, mit theils schlammigem, theils sandigem Boden, gleichfalls von Kanälen durchschnitten und von Vertiefungen unterbrochen, die stets Wasser ansammeln. Den dritten Theil bilden ununterbrochene Landstriche, die selbst bei den höchsten Fluten trocken liegen und als künstlich vergrößerte wie befestigte Inseln den Grund der Stadt Venedig bilden. Der täglich viermal sich hebende und senkende Wasserspiegel verändert eben so oft den Anblick dieser Lagune; bei der Ebbe ist es ringsum eine weite Ebene mit tief einschneidenden Kanälen, bei der Flut erscheint die Stadt Venedig mit ihrer nächsten Umgebung wie eine Inselgruppe mitten auf der Meeresfläche. Die stets mit Wasser gefüllten Kanäle verzweigen sich tief in das Land hinein und laufen zuletzt in dünne Wasserfäden aus. Mit dem Meere durch die Porti in steter Verbindung, bilden sie die eigentlichen Lebensadern von Venedig und waren daher zu allen Zeiten ein Gegenstand aufmerksamster Sorge für die Venetianer. Die Mehrzahl der Flüsse findet ihren Ausgang an den äußersten nördlichen und südlichen Enden der Lagune, die Brenta dagegen und der Sile ergossen sich früher in zahlreichen Armen mitten durch dieselbe und erhielten erst später fern von diesem Mittelpunkt künstliche Ausmündungen. Die Porti sind nichts als die alten Mündungen, die Hauptkanäle die alten Flußbetten, der Canal grande z. B., der Venedig in zwei Hälften theilt, ein Arm der Brenta. Mit unglaublichen Anstrengungen wurden diese Häfen und Kanäle sowol gegen den Flutandrang des Meeres wie gegen den Schlamm und Sand der Gebirgsflüsse gesichert, und nur dadurch der Stadt die geschützte und vortheilhafte Insellage erhalten, welche sonst längst verloren gegangen wäre.

Der hohe Werth der Lagune zeigte sich zum ersten Male während der Zeit der Völkerwanderung, als das Festland von Venetien nach einander die Beute der Gothen, Sueven, Heruler, Franken und Langobarden wurde, die Lagune aber mit ihren Inseln einen sichern Zufluchtsort den Vertriebenen gewährte. Der Zug Attila's nach Italien im Jahre 452 und die Eroberungen der Langobarden im Jahre 640 gaben den hauptsächlichsten Anlaß zur Bevölkerung derselben. Aus den bedrohten Städten des Festlandes flohen alle Einwohner mit ihrer Habe dorthin; ihre Behörden und ihre Geistlichkeit folgte ihnen und man setzte in getrennten Kolonien das gewohnte Gemeindeleben fort.

So entstand das Venitia nova oder See-Venetien, im Gegensatz zu dem durch die Feinde eroberten festen Venetien. Diese ersten Niederlassungen blieben

auf den nordöstlichen Theil der Lagune zwischen dem Isonzo und der Livenza beschränkt. Die flüchtigen Einwohner von Aquileja, Concordia und anderen Städten bevölkerten dann die Inseln Murano, Torcello, Mazarbo und Burano, die Einwohner von Ateste, Treviso und Altinum die Inselgruppe von Rialto und den Lido Malamocco, die von Padua, Este und Monselice die Inseln Chioggia, Palestrina und Albiola, während die Bewohner von Feltre und Belluno an der Mündung des Sile (Piave) Eraklea gründeten. Unter den altgewohnten Einrichtungen lebten die Gemeinden Jahrhunderte lang in sicherem Frieden, während mehr als einmal Alles ringsum mit Feuer und Schwert verwüstet wurde. Kräftig und erfolgreich wandten sie sich in kühnen, glücklichen Seekämpfen gegen die seeräuberischen Bewohner Illyriens und Dalmatiens, und gewannen dadurch zuerst Sinn und Geschick für die Schifffahrt und den Seekrieg. Nachdem einmal ihr Unternehmungsgeist diese Richtung erhalten hatte, pflegten sie bald einen immer weiter greifenden Handel über's Meer, der in den mitgebrachten Hülfsmitteln, Schätzen und Gewerbskräften eine nachhaltige Stütze erhielt. Schon im 7. Jahrhundert sollen die Häfen Syriens, des Archipelagus und des Schwarzen Meeres hauptsächlich von venetianischen Schiffen belebt gewesen sein, und ihre Schifffahrtskunde und Kühnheit, wie ihr Reichthum an Schiffen, wird von den Schriftstellern jener Zeit anerkannt und hoch gerühmt.

Vor der Wuth der Langobarden, welche der arianischen Lehre anhingen, flohen auch die Bischöfe von Oderzo, Altinum, Padua und der Patriarch von Aquileja auf die Lagunen, schlossen sich dem neuen Gemeinwesen an und gaben demselben dadurch auch kirchlichen Abschluß und entsprechende Unabhängigkeit. Die Langobarden folgten ihnen zwar bis in die Lagune, vermochten aber nur Grado zu erobern. Um so stärker befestigten die Venetianer die übrigen Inseln. Jede Stadt und jede Insel ernannte in besonderer Volksversammlung auch ihre besondere Oberbehörde, Tribunen, auf ein Jahr, die wieder bei allen wichtigen gemeinsamen Angelegenheiten zusammentraten und die Versammlung sämmtlicher Bewohner der Lagune, arrengo, beriefen; so bildeten die Gemeinden in ihrer Gesammtheit eine föderative Republik. Die von Außen stets drohende Kriegsgefahr und die Fortschritte der Kolonien im Innern veranlaßten im Jahre 503 die Wahl eines obersten Tribunen, der aber durch den Beirath der sämmtlichen übrigen Tribunen beschränkt war. Im Laufe des VI. und VII. Jahrhunderts wurde diese Einrichtung, da man die zu große Macht des Einzelnen fürchtete, noch mannichfach umgeändert, bis endlich bei einem neuen Andrang der Langobarden vom Festlande und der Sclavonier vom Meere her im Jahre 697 durch die Volksversammlung zu Eraklea ein Doge (dux) als Kriegsführer an die Spitze gestellt wurde. Paolo Lucas Anafesto, Bürger von Eraklea, wurde der erste Doge. Als solcher hatte er die Volksversammlungen zu berufen, die Heere zu befehligen, die Wahl aller Beamten und auch der Geistlichen zu leiten und die Prozesse in letzter Instanz zu entscheiden. Selbst dem Papst blieb nichts als das Recht über die Person des Geistlichen, und der Volksversammlung die Entscheidung über Krieg und Frieden. So ward Venedig aus einer Republik eine Wahlmonarchie. Anafesto regierte von Eraklea aus mit Klugheit und Strenge, hielt die inneren Parteiungen nieder, sicherte die bedeutendsten Inseln durch stärkere Festungs-

werke, legte eine Kriegsflotte an und reichgefüllte Waffenhäuser. Die Sclavonier vertrieb er aus der Lagune und mit den Langobarden schloß er einen Vertrag, der Venedig die Unabhängigkeit und große Handelsvortheile sicherte. Nach zwanzigjähriger glücklicher Regierung folgte ihm Marcello Tegaliano (717), der mit eben so gutem Erfolge Venedigs Handel, Schifffahrt und inneren Wohlstand förderte. Der dritte Doge, Orso, ein Mann von kriegerischem Geiste, rüstete, da ein neuer Krieg zwischen den Langobarden und Griechen ausgebrochen war, eine zahlreiche Flotte und eroberte im Bunde mit dem vertriebenen Exarchen von Ravenna diese Stadt von den Langobarden zurück. Nach dem Siege jedoch erstrebte er in Venedig die unumschränkte Gewalt. Er wurde deshalb von dem erzürnten Volke im eigenen Palast erwürgt, und die Dogenwürde fortan als zu gefährlich für den Staat abgeschafft, dagegen ein jährlich zu ernennender „General der Miliz“ an die Spitze desselben gestellt.

Nachdem aber fünf Generäle hinter einander dem Staate nichts genützt hatten, wurde der fünfte abgesetzt und geblendet und Theobato Orso, Sohn des letzten Dogen, im Jahre 742 wieder zum Dogen erwählt. Dieser machte Malamocco zum Mittelpunkt von Venedig, errichtete auf der Insel Brandolo einen festen Thurm gegen die Langobarden, wurde aber gleichfalls in einem Aufstand, da das Volk glaubte, der Thurm sei gegen seine Freiheit erbaut, gestürzt und geblendet. Dasselbe Schicksal widerfuhr seinem Nachfolger Galla, dem Urheber des Aufstandes, desgleichen Domenico Monegario im Jahre 764. Endlich folgte wieder ein Doge, Mauricio Galbaio, der durch seine Mäßigung und durch die Strenge der eigenen Sitten, durch die Weisheit, mit welcher er sich stets als erster Bürger des Staates den Gesetzen unterordnete, sich das Vertrauen des Volkes auf die Dauer wieder zu erwerben wußte. Ihm gelang es, den Frieden der Republik im Innern wie ihre Unabhängigkeit nach Außen zu befestigen, letztere namentlich durch Verträge mit Pipin sowie mit dem griechischen Kaiser. Von den Langobarden, welche Karl der Große um diese Zeit aus Italien vertrieb, wurde Venedig ohne Kampf befreit. Tief bedauert vom Volke, starb dieser Doge im Jahre 787, nachdem sein Sohn Giovanni zu seinem Nachfolger erwählt war. Leider schlug dieser jedoch wieder eine entgegengesetzte Politik ein; er strebte mit Grausamkeit nach unumschränkter Macht und wurde deshalb im Jahre 804 durch einen Volksaufstand vertrieben. Sein Nachfolger Obelerio erregte durch seine zweideutige Politik Pipin's Zorn, in Folge dessen die Städte Equilo und Eraklea verwüstet wurden. Als Obelerio in öffentlicher Versammlung Unterwerfung verrieth, wurde er zum Verräther erklärt und mit seinem Bruder, den er als Mitregenten angenommen hatte, verbannt. Darauf rüstete sich das Volk voll Begeisterung zur kräftigsten Gegenwehr, sperrte die Eingänge der Lagunen durch versenkte Barken, entfernte die Marksteine, welche den Lauf der Kanäle anzeigten, und verrammelte diese mit starkem Pfahlwerk. Unterdeß nahm Pipin den Thurm von Brandolo, die Insel Gioggia, Palestrina und Albiola und bereitete sich zum Sturm auf Malamocco. Da gaben die Bewohner auf den Rath des Angelo Participazio diese Stadt freiwillig auf und zogen Alle auf den durch einen breiteren Meeresarm geschützten Rialto. Die fränkischen Schiffe drangen mit der Flut in die Lagunen, um den Rialto zu erstürmen, geriethen aber, da sie den

Lauf der Kanäle nicht mehr zu erkennen vermochten, bei eintretender Ebbe in seichtes Fahrwasser und erlitten so durch die leichten venetianischen Schiffe eine vollständige Niederlage. Von dieser blutigen Schlacht, die Venedigs Unabhängigkeit entschied, hieß der Kanal seitdem Canale orfano. Participazio ward darauf Doge, erbaute die zerstörten Städte neu, wobei Eraklea den Namen Citta nuova (Neustadt) erhielt, und machte den Rialto zum Mittelpunkt der Stadt. Die sechzig kleineren Inseln, welche diesen umgaben, wurden durch Brücken und durch eine große Umfassungsmauer mit einander verbunden, der Dogenpalast und eine große Anzahl prächtiger Gebäude erhoben sich in kurzer Zeit, und diese rasch erblühte neue Hauptstadt erhielt jetzt den Namen Venizia. Unter der Regierung Giustiniano's, Participazio's Sohn, wandten sich die Venetianer zuerst gegen die Sarazenen, womit ein für die Geschichte merkwürdiges Ereigniß in Verbindung steht. Zwei venetianische Kaufleute, Bono von Malamocco und Rustico von Torcello, waren gerade in Alexandria, als hier die Kirche, welche die Gebeine des heiligen Marcus enthielt, von den Sarazenen ausgeräumt werden sollte. Zwischen Lagen von Speck und Schweinefleisch, das die Ungläubigen nicht anzurühren wagten, retteten sie das kostbare Behältniß, welches die Reliquie einschloß, auf das Schiff und brachten es glücklich nach Venedig. Hier wurden sie unter allgemeinem Jubel des Volkes empfangen, da Jeder glaubte, daß diese Reliquie die Republik unüberwindlich mache. Durch die Stiftung der Dogen wurde eine besondere Kirche dafür erbaut und der Ruf: „Es lebe der heilige Marcus!" blieb seitdem Feldgeschrei und Wahlspruch der Venetianer.

Nach dem Tode Giustiniano's folgte wieder eine Zeit des inneren Unfriedens und des Kriegsunglücks gegen die Sarazenen, bis im Jahre 864 Orso Participazio, der Enkel des „Vaterlandsretters", im Bunde mit dem fränkischen König Karl dem Kahlen dem Vordringen der Sarazenen eine Grenze setzte und über seine Stadt einen 17jährigen ununterbrochenen Frieden heraufführte. Nach ihm folgten wieder unruhige und unglücklichere Zeiten, doch der Doge Pietro Tribuno stellte in glücklichen Kämpfen Venedigs Waffenruhm wieder her und verstärkte die Befestigung zu wirksamer Widerstandsfähigkeit gegen die andringenden Heeresmassen der Ungarn, welche der Doge nach mehreren blutigen Siegen von den Thoren endlich zurücktrieb. Nicht minder kraftvoll und glücklich war die Regierung der beiden Nachfolger Orso Participazio und Pietro Candiano II.

In die Zeit des Letzteren fällt der berühmte Raub der venetianischen Bräute. Nach alter Sitte wurde die Trauung der edlen Bürger Venedigs an einem Tage und in derselben Kirche vollzogen. Am frühen Morgen des Tages vor Mariä Reinigung ruderten die glänzenden Barken nach der Insel Olivolo, wo die prächtig geschmückten Bräute von ihren Verwandten und einer großen Menge Volkes empfangen und zur Kirche geleitet wurden. Vorher aber hatten sich istrische Seeräuber auf der nächsten Insel verborgen und stürmten nun unversehens über den schmalen Kanal, trieben die unbewaffneten Begleiter der Bräute in die Flucht und ruderten mit Letzteren davon. Doch eben so rasch folgte auf die erste Kunde der Doge mit den Verlobten und erreichte die Räuber noch in den Lagunen von Caorla. Nach wüthendem Kampfe, worin Letztere alle niedergemacht wurden, kehrten die Sieger mit den Bräuten im Triumph zurück. Zum Gedächtniß feierte

Venedig jährlich das Fest della Maria, wobei zwölf prächtig geschmückte Mädchen mit zahlreichem Gefolge einen Umzug hielten, den ein glänzendes Gastmahl schloß.

Innerer Unfriede und insbesondere die Parteiungen zwischen den Morosini und Caloprini brachte Venedig wiederum eine Zeit lang tief herunter, bis der Doge Urseolo II. (991) eine neue glänzende Zeit, die Zeit der großen Eroberungen, heraufführte. In Folge der Wirren im griechischen Kaiserreich hatten sich an der Adriatischen Küste eine Menge Republiken gebildet, die jetzt zum Zweck gemeinsamer Vertheidigung einen Bund schlossen und die Republik Venedig an ihre Spitze stellten. Mit einer zahlreichen Flotte erschien nun der Doge im Jahre 997 an der Istrischen Küste, nahm von allen Städten den Lehnseid und unterwarf ganz Dalmatien, so daß nach seiner Rückkehr dem Staatsoberhaupte der Titel eines „Herzogs von Venedig und Dalmatien" beigelegt wurde. Unter den folgenden Dogen führte Venedig mit abwechselndem Glück Kriege gegen seine Nachbarn, insbesondere gegen die Normannen. Inzwischen war durch das Vordringen der Türken in Kleinasien Venedig in seiner Handelsstellung sehr bedroht, denn die Ungläubigen machten sich eine Stadt nach der andern unterthänig, wo sich Venedig einen sicheren Markt erworben hatte. Jetzt drohten sie durch Ausbreitung ihrer Herrschaft über den griechischen Archipelagus die Handelsstraße nach Asien völlig zu versperren.

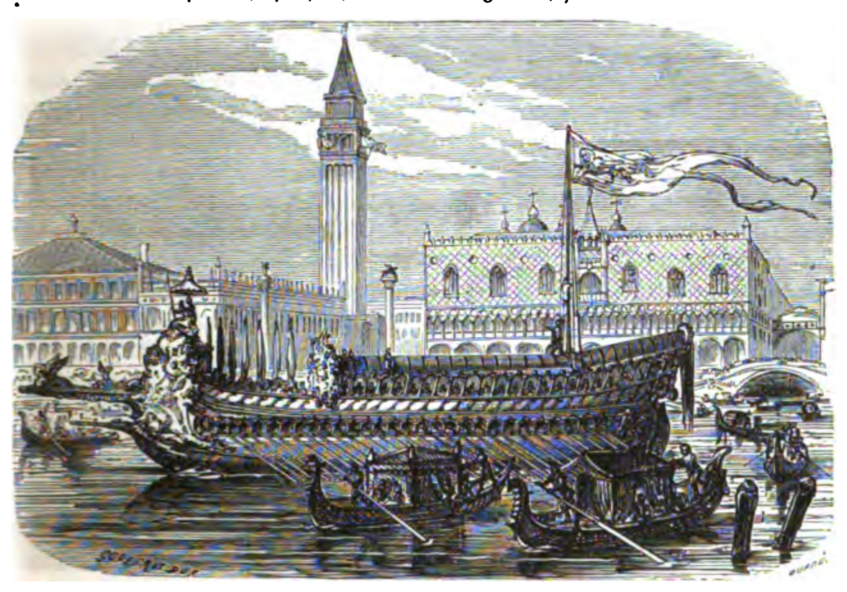
Daher schloß sich die Republik unter dem Dogen Vitale Michieli mit einer Flotte von 200 Segeln dem ersten Kreuzzuge an und unterstützte auf das Kräftigste die Eroberung Jaffa's durch Gottfried von Bouillon. Zum Dank für seine Dienste erhielt Venedig nach Eroberung des Morgenlandes im Jahre 1104 ein Viertel von Ptolemais (S. Jean d'Acre) und das Recht, im ganzen Umkreis des neuen Königreichs ungehindert Handel zu treiben. Dasselbe Recht erhielten jedoch auch die Pisaner und Genueser, wodurch der Grund zu den hundertjährigen Kriegen mit diesen Republiken gelegt wurde. — Eben so kräftig schlossen sich im Jahre 1117 die Venetianer den Kreuzfahrern an, welche dem gefangenen König Balduin Hülfe brachten. Unter Domenico Michieli halfen sie Jaffa, Ascalon und Tyrus wieder erobern und gelangten hierdurch in Besitz eines Drittels jeder dieser Städte sowie in allen übrigen zu einer Straße mit Markt und Kirche.

Aus Furcht vor der außerordentlich wachsenden Macht und Handelsblüte der Venetianer schloß der griechische Kaiser Alexius Komnenus mit dem König Stephan von Ungarn ein Bündniß gegen die Lagunenstadt. Sogleich war aber Domenico Michieli mit der venetianischen Flotte da, eroberte Rhodus (1125) und Skios, nahm den Ungarn Dalmatien wieder und hob Venedigs Ansehen auf so glänzende Höhe, wie nie zuvor. Domenico's Nachfolger Pietro Polani kämpfte eben so glücklich gegen die Pisaner und Paduaner, schlug im Bunde mit dem wieder versöhnten griechischen Kaiser die Normannen in mehreren Schlachten und erwarb dadurch freien Handel für die venetianischen Kaufleute auf der Insel Sicilien; zugleich vom griechischen Kaiser auf Cypern und Kreta.

Neue Feindseligkeiten mit dem griechischen Kaiser brachen unter dem Dogen Vitale Michieli aus. Mit einer Flotte von 120 Schiffen segelte dieser an die dalmatinische Küste, ließ sich hier aber durch falsche Friedensverhandlungen so lange festhalten, bis die Pest über die Flotte kam. Als ein Theil der Schiffs-

mannschaft weggerafft war, griff die griechische Flotte an und trieb die venetianische mit großen Verlusten nach Venedig zurück, wohin nun auch die Pest eingeschleppt wurde. Voll Zorn darüber ermordete das Volk den Dogen.

Durch die Quarantia, ein aus 40 Mitgliedern bestehendes Gericht, wurde nun die Verfassung der Republik dahin verändert, daß künftig die sechs Stadttheile jährlich 12 Wähler, diese aber aus Bürgern aller Klassen 470 Personen zu einem „großen Rath" ernannten. Dieser hatte über alle wichtigen Angelegenheiten des Staates Beschluß zu fassen; daneben sorgte ein Ausschuß aus demselben von 60 Personen als „Senat" für Vollziehung der Beschlüsse, während ein kleinerer Rath von sechs Personen dem Dogen beschränkend an die Seite trat.



Der Bucentauro, oder das Dogenschiff.

Der nächste Doge war Sebastiano Ziani, 1172, der im Bunde mit Papst Alexander III. glücklich gegen Kaiser Friedrich I. kämpfte und dadurch zu dem Friedensschluß dieses Kaisers mit dem Papste viel beitrug. Zum Dank für diese Hülfe wies der Papst der Republik Venedig die Herrschaft über das Adriatische Meer an und übergab dem Dogen als Symbol solcher Belehnung einen Ring mit den Worten: „Durch dies Zeichen sollt ihr und eure Nachfolger euch alljährlich mit dem Meer vermählen, auf daß dasselbe euch und eurer Gattin unterworfen sei, wie die Gattin dem Gatten." Seitdem fand jährlich am Himmelfahrtstage das große Nationalfest statt. Auf der von Gold strahlenden und mit kostbaren Teppichen ausgeschlagenen Staatsgaleere, dem Bucentauro, fuhr der Doge, vom Adel und den obersten Staatsbeamten umgeben, nach dem Paß des Lido und warf hier unter den Gesängen der Geistlichkeit und vor den Augen aller Gesandten einen goldenen Ring in das Meer mit dem feierlichen Ausruf: „Wir vermählen uns dir, Meer, zum Zeichen einer beständigen Herrschaft!"

Der folgende Doge Orio Malapiero schloß sich dem dritten Kreuzzug unter Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz an und half Ptolemais wieder erobern. Ihm folgte Enrico Dandolo, der größte Mann der venetianischen Geschichte. Zwanzig Jahre vorher war er als venetianischer Gesandter in Konstantinopel vom Kaiser Komnenus geblendet worden, jetzt bestieg er als blinder Greis von 80 Jahren den Thron.

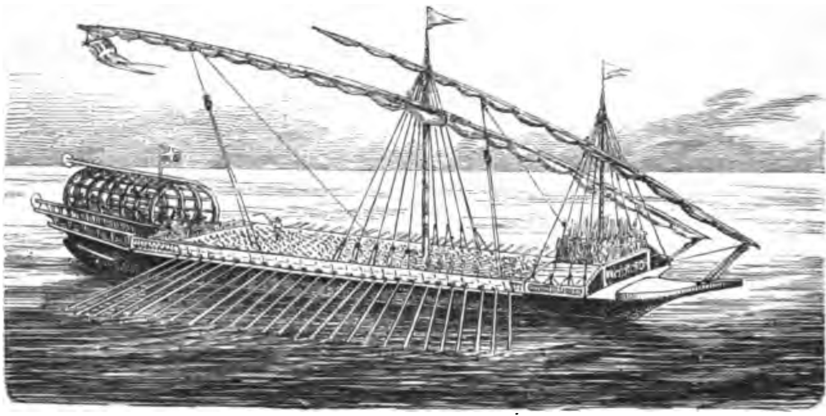
Die Türken hatten damals Jerusalem besetzt, den König Lusignan gefangen und das neue christliche Königreich aufgelöst. Nachdem mehrere Kreuzheere vergeblich versucht hatten, Hülfe zu bringen, sammelte sich auf des Papstes Innocenz III. Mahnruf ein gewaltiges Kreuzheer unter Führung des Grafen Balduin von Flandern, Ludwig's von Blois, Gottfried's von Perche und anderer, hauptsächlich französischer Großen. Venedig sollte die Ueberfahrt besorgen und ein Heer von 9000 Schildknappen, 4500 Rittern und 20,000 Mann zu Fuß überführen gegen eine Bezahlung von 85,000 Mark feinen Silbers (ungefähr 1,300,000 Thlr.). Außerdem stellte Venedig eine Beihülfe von fünf bewaffneten Galeeren und bedung sich dafür die Hälfte der Beute und Eroberungen aus. Als aber die Kreuzfahrer (im Jahre 1202) das verabredete Fahrgeld nicht völlig aufzubringen vermochten, mußten sie dafür der Republik die Stadt Zara und andere Orte Dalmatiens und Istriens zurückerobern helfen. Dandolo, jetzt 94 Jahre alt, führte am 8. Oktober 1202, unter der Fahne des heiligen Marcus, die Flotte aus der Lagune, im Ganzen 40 venetianische Kriegsgaleeren und 430 Transportschiffe. Nach fünftägigem Sturm ward Zara erobert; doch die über die Beute entstandenen Zwistigkeiten sowie die Drohungen des Papstes, der mit solcher Richtung des Kreuzzuges höchst unzufrieden war, zwangen die Flotte, in diesem Hafen zu überwintern. Unterdessen kam Alexius, der Sohn des von seinem Bruder Alexius vertriebenen griechischen Kaisers Isaak Angelus, zu der Kreuzflotte und bat um Hülfe zur Eroberung Konstantinopels. Dandolo, die großen Vortheile derselben für seinen Staat erkennend, ging trotz der wiederholten Banndrohung des Papstes am 8. Juni 1203 mit seiner Flotte im Kanal von Konstantinopel vor Anker. Nachdem bei Skutari, im Angesichte der Kaiserstadt, ein Lager geschlagen war, führte Alexius zur Vertheidigung 70,000 Mann aus den Mauern, die aber beim ersten ungestümen Angriff der Kreuzfahrer entflohen. Nachdem der Thurm von Galata, der Schlüssel des Hafens, erobert und die griechische Flotte vernichtet war, wurde am 4. Juli ein allgemeiner Sturm unternommen, bei welchem die Franzosen vom Lande, die Venetianer vom Hafen aus vordrangen. Dandolo, von Kopf bis zu Fuß gewappnet, mit dem Banner von San Marco auf dem Vordertheil seiner Galeere stehend, befahl die Landung und stieg selbst als der Erste an's Land. Er eroberte mit seinen Venetianern im unaufhaltsamen Vordringen 25 Thürme. Da jedoch die Franzosen vor einem Ausfall der Griechen zurückwichen, mußten auch die Venetianer den Rückzug antreten. Am nächsten Tage aber floh Alexius mit seiner Tochter Irene und seinen Schätzen in die Bulgarei, worauf die Griechen die Thore öffneten und Isaak auf den Thron setzten.

Nach achttägiger Belagerung wurde am 1. August 1203 der glänzende Einzug gehalten. In Folge neuer Aufstände ging Konstantinopel allerdings wieder verloren und mußte am 9. April 1204 zum zweiten Mal erobert werden,

worauf die Wahl Balduin's von Flandern zum Kaiser und die Theilung des griechischen Reiches erfolgte. Venedig erhielt außer der Hälfte der unermeßlichen Beute einen Theil von Konstantinopel und 1½ Viertel des griechischen Kaiserreichs, dazu die Insel Candia, welche später als ein besonderes Königreich die wichtigste Provinz Venedigs wurde. Durch diese glänzenden Kriegsthaten wurde die Republik auf die Höhe ihrer Macht und Handelsstellung gehoben. Selbst nur eine Stadt von höchstens 300,000 Einwohnern, übte sie jetzt die Herrschaft über einen Länderbesitz von 7 — 8000 Quadratmeilen mit 7 — 8 Millionen Einwohnern aus, dessen Behauptung auf die Dauer freilich weit über die Kräfte des Handelsstaates ging und in der Folgezeit denselben in unaufhörliche und verderbliche Kämpfe verwickelten.

Als wichtigste Folge dieser Eroberungen erhielt Venedig die Herrschaft über den östlichen Theil des Mittelländischen Meeres und somit über den gesammten levantinischen Handel. Beide Vortheile wurden freilich trotz allen Kriegsglückes unaufhörlich von den Pisanern und Genuesen streitig gemacht. Der Welthandel des Mittelalters beruhte vor Allem auf dem mächtigen Waarenumtausch zwischen den asiatischen Ländern bis an die indischen Meere und den Reichen Europa's. Bis gegen das vierzehnte Jahrhundert war die indische Welt — damals nannte man Indien den größten Theil des asiatischen Welttheils — mit den kleinasiatischen Küstenländern und Konstantinopel das eigentliche Erzeugungsgebiet für alle die kostbaren und kunstreichen Waaren, welche die prachtliebenden Fürsten- und Ritterstände des Abendlandes auf beiden Seiten der Alpen nicht entbehren mochten. Die reichen Naturerzeugnisse des Morgenlandes und Ostindiens bildeten damals schon einen Theil seiner unermeßlichen Ausfuhr, denn nach und nach lernte selbst das nördliche Europa die Früchte, Gewürze und Droguen der heißen Zone kennen und schätzen. Wichtiger aber noch war die Ausfuhr einer Menge von Erzeugnissen der Industrie, insbesondere der kunstreichen Weberei und Stickerei in Seide, Wolle und Baumwolle. Alle kostbaren Stoffe von Atlas, Damast, Zindeltaffet, Gold- und Silberbrokat mit ihren reichen, phantastischen Mustern, deren Kunstvollendung wir jetzt in so manchen Sammlungen bewundern, alle feinen Woll- und Baumwoll-Webereien, deren altberühmte Namen noch jetzt unsere Nachahmungen führen, kamen aus jenen uralten Sitzen der Industrie und waren im Abendlande jeder Kirche und jedem vornehmen Haus zu Gewand und Zierde unentbehrlich. Aber auch die Künste, welche in den edlen Metallen und unedlen Steinen arbeiten, lieferten bis in's dreizehnte Jahrhundert aus dem Morgenlande dem in der Kunstentwickelung noch zurückgebliebenen Abendlande eine Menge kostbarer und vielbewunderter Kunstwerke. Konstantinopel bildete einen Hauptsammelplatz für die eben so unerschöpflichen wie reichen Waarenströmungen und war ein Hauptträger des Austausches derselben mit den tiefer stehenden Erzeugnissen Europa's. Auch war jene, damals Welthandelsstadt, selbst der Sitz einer blühenden Kunstindustrie, einer reich entfalteten Seiden-, Gold- und Silberwirkerei wie aller feineren Schmiedekünste und führte eine Menge der kostbarsten Waaren in den Welthandelsstrom. Die nordwestlichen Küsten des Mittelmeeres, die italienischen, französischen und spanischen Küstenstädte, Venedig, Pisa, Genua, Marseille, Barcelona u. a., erscheinen zuerst auf

europäischer Seite als Träger dieses Welthandels, führen die Waaren ihrer Hinterländer, bald auch der Länder nördlich der Alpen, insbesondere Getreide, Mehl und Hülsenfrüchte, alle Arten Waffen und Kriegsgeräth, Schiffs- und Bauholz jeder Gestalt, alle Bedürfnisse des Schiffsbaues, die unedlen Metalle, als Stabeisen und Eisendraht, Stahl, Kupfer, Blei, und Geräthe aus diesen Metallen, Leinwand, Kleidungsstoffe u. dgl. m., den Griechen zu, um von diesen die asiatischen Waaren als Rückfracht einzutauschen. Bald entwickelte sich aus dieser Zu- und Abfuhr eine Konkurrenz mit dem griechischen Handel und das Streben, ohne Vermittelung Konstantinopels die Erzeugnisse Asiens einzutauschen. Begünstigt wurde dasselbe durch die Berührung mit den handels- und gewerbskundigen Arabern, welche unabhängig von den Griechen die Waaren eines Theiles von Asien und Afrika an die südlichen Küsten des Mittelmeeres führten und hier mit europäischen Handelsschiffen zusammentrafen. Marseille, Pisa, Genua, Avignon, Lyon standen um die Mitte des zwölften Jahrhunderts schon mit Alexandria in regelmäßigem Verkehr, denn zweimal im Jahre holten ihre Kauffahrer hier die arabischen und indischen Waaren. Venedig wurde durch seine enge Verbindung mit Konstantinopel und dem griechischen Kaiserreich zuerst von dem Handel mit Aegypten und Syrien fern gehalten, ein solcher hier sogar im IX. Jahrhundert geradezu verboten; dennoch war auch diesem Handelsstaat der ergiebigere und unabhängigere Handelsweg nicht mehr abzuschneiden, und die Ueberführung der Gebeine des heiligen Marcus beweist, daß venetianische Kauffahrer den Weg in jene Häfen schon gefunden hatten. Noch während der Kreuzzüge wurde dieser Handel insbesondere mit Waffen, Metallen und Schiffsbedarf wiederholt, doch stets vergeblich untersagt, und heimlich und öffentlich trat Venedig auch hier den wetteifernden Städten mit Glück an die Seite. Diese zusehends mächtiger aufblühende neue Handelsrichtung schwächte die Handelsbedeutung Konstantinopels mehr und mehr ab. Die Ueberführung der Kunstindustrie in die italienischen, französischen und spanischen Handelsstädte that seiner gewerblichen Größe immer weiteren Abbruch, die Eroberung durch Venedig und die Kreuzfahrer legte beide gänzlich nieder.



Venetianische Galeere aus späterer Zeit.



Abschied der Gebrüder Poli von Konstantinopel.
(Diese und die folgenden Abbildungen sind dem Livre des merveilles, einem französischen Manuscripte vom Ende des XIV. Jahrhunderts, das in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris bewahrt wird, nachgebildet.)

2. Die Familie der Poli.

Unterdessen war Venedig selbst ein Sitz blühenden Gewerbfleißes und für das mächtig aufstrebende Deutsche Reich ein Haupt-Vermittelungsplatz geworden. Nach Begründung eines allgemeinen deutschen Kaufhauses konnten aus dem nördlichen Europa unmittelbar alle jene dem Morgenlande unentbehrlichen gröberen Waarengattungen bezogen werden. Konstantinopels Handelsgröße

erstand nicht wieder, als Venedig an den Küsten Kleinasiens eine Menge sicherer Handelsniederlagen und in diesem Theile des Mittelmeeres die bedeutendsten Inseln und damit ein entschiedenes Uebergewicht über alle nebenbuhlenden Handelsstädte gewonnen hatte. Jetzt mußte der venetianischen Kaufmannschaft dringendster Wunsch dahin gehen, den reichen Erzeugungsländern Asiens ohne Vermittler die Hand zu reichen und den unerschöpften Welthandelsstrom, der jetzt hauptsächlich durch sarazenische Vermittlung die Schiffe der Mittelmeer-Handelsleute erreichte, an der Quelle aufzufangen.

Diesem natürlichen Bestreben entsprangen auch die Reisen der Poli, welche zu einer Zeit unternommen wurden, da Konstantinopel, wiewol noch in Gewalt Venedigs und des abendländischen Kaisers, doch in Folge der Schwäche des Letzteren bei der Unbotmäßigkeit der schwer niederzuhaltenden Griechen stets als ein bedrohter und bedrängter Besitz erschien.

Andrea Polo da St. Felice, ein Patrizier von Venedig, hatte drei Söhne, von denen die beiden jüngeren, Maffeo und Nicolo, als Kaufleute eine Handelsreise nach Konstantinopel unternahmen, und bald darauf, im Jahre 1250, während der Regierung des Kaisers Balduin's II. von Flandern, mit einer reichen Schiffsladung von allerlei Waaren im Marmora-Meere ankamen. Nach reiflicher Ueberlegung, was sie von hier aus unternehmen sollten, um ihr Handelskapital rasch zu vermehren, beschlossen sie, ihre Reisen durch das Schwarze Meer nach dem Innern Asiens fortzusetzen. In dieser Absicht kauften sie so viele Edelsteine von Werth, als sie vermochten, nahmen von Konstantinopel und dem Kaiser Abschied und schifften sich nach dem Hafen Soldadia ein (Sudak am südlichen Ende der Krim). Von hier suchten sie zu Lande weiter zu kommen und begaben sich an den Hof des Barka, der als Beherrscher der westlichen Tataren in Bolgar und Saraï seinen Sitz hatte. Dieser, der freigebigste und gebildetste von allen tatarischen Fürsten, nahm die Reisenden mit großer Auszeichnung auf und vergalt die Juwelen, die sie ihm schenkten, mit Edelsteinen von doppeltem Werth und anderen reichen Gaben. Als er jedoch nach einem Jahre im Kampfe mit dem Fürsten der östlichen Tataren Alau (Hulagu, Kublai-Khan's Bruder) unterlag, mußten die Reisenden, um Konstantinopel wieder zu erreichen, die östliche Richtung auf Okak einschlagen. Sie überschritten daher den Fluß Sihon und gelangten nach 17 Tagereisen durch die Wüste von Karak nach Bokhara, wo Barak-Khan herrschte. Hier trafen sie einen Gesandten Hulagu's an Kublai-Khan, seinen Bruder, der am Ende des asiatischen Festlandes, in China, seinen Herrschersitz hatte.

Auf die Einladung des Gesandten, der an den weltkundigen, mit der tatarischen Sprache schon vertrauten Italienern großen Gefallen fand, begaben sie sich an das Hoflager des Khan Kublai (Kubilai), dessen Residenz sie nach einem Jahre voll Mühen und Gefahren glücklich erreichten. Der Großkhan empfing sie mit gewohnter Herablassung und gab ihnen, als den ersten Italienern, die in seinem Lande erschienen, glänzende Feste, sowie manche andere Beweise gnädigen Wohlwollens. Sie mußten ihm stundenlang erzählen von den Fürsten und Völkern des Abendlandes, von der Art ihrer Kriegsführung, besonders aber von dem Papst, den Lehren und dem Gottesdienst der christlichen Kirche. Darauf machte er ihnen den Vorschlag, daß sie als seine Gesandten nach Rom reisen

und den Papst bitten möchten, ihm hundert in allen Wissenschaften wohlerfahrene Männer zu senden, welche den Gelehrten seines Reiches die Wahrheiten des Christenthums offenbaren sollten, um auch seine Völker für diesen Glauben zu gewinnen. Den Reisenden wurden Briefe in tatarischer Sprache an den Papst und als Geleitsbrief eine goldene Tafel, mit dem Zeichen der kaiserlichen Hoheit, mitgegeben. Wer eine solche Tafel führte, mußte von allen Statthaltern in den tatarischen Reichen geschützt und unter Darreichung alles Nothwendigen weiter geleitet werden. Als nach der zweiten Tagereise der Offizier, der ihnen mitgegeben worden war, tödlich erkrankte, setzten die Poli die Reise allein fort.

Wiewol aber ihnen überall die bereitwilligste Förderung zu Theil ward, brauchten sie doch drei volle Jahre, um den Seehafen Giazza in Kleinarmenien (Ajazza, l'Ajas, auch Lajazzo, später Ayas genannt, am Meerbusen gleichen Namens) zu erreichen. Im April 1269 kamen sie nach Acre und erfuhren, daß Papst Clemens IV. am 23. November 1268 gestorben und daß sein Nachfolger noch nicht erwählt sei. Sie erstatteten nun dem Legaten zu Acre, Tebaldo de Vesconti, Bericht von dem Zweck ihrer Reise und eilten hierauf nach Venedig, ihre Familie wieder zu sehen. Nicolo's Frau war unterdessen gestorben und hatte ihm einen Sohn, Marco, hinterlassen, der damals 19 Jahre alt war. Derselbe durfte sich den Brüdern anschließen, als sie nach Ablauf von zwei Jahren nach Acre zurückkehrten. Der unterdeß als Papst Gregor X. auf den Stuhl Petri gelangte Legat gab ihnen Briefe an den Khan und zwei gelehrte Mönche aus dem Predigerorden mit, denen er Vollmacht ertheilte, an seiner Statt Bischöfe zu ernennen, Priester zu weihen und Absolution zu ertheilen. Aber schon an den Grenzen von Armenien verloren die christlichen Sendboten, denen vor den drohenden Gefahren bangte, den Muth, und sie kehrten furchtsam um, während die Poli allen Gefahren kühn die Stirn boten und nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten, jedoch erst nach $3\frac{1}{2}$ Jahren, die vom Großkhan in der Tatarei (1256) erbaute prächtige Stadt Che-men-fu (Chamtu, d. i. kaiserliche Hauptstadt) erreichten. Der Großkhan schickte ihnen 40 Tagereisen weit seine Boten entgegen und empfing sie umgeben von seinen Fürsten und Verehrern mit den größten Ehren, hieß sie aufstehen, als sie sich vor ihm auf's Antlitz warfen, und über die Unterredung mit dem Papst berichten. Als sie geendigt und die mitgebrachten Geschenke überreicht hatten, lobte der Monarch ihre Treue und ernannte den jungen Marco zu seinem Ehrenbegleiter. In kurzer Zeit mit der Sprache und den Sitten der Tataren vertraut, wurde Marco bald darauf von Kublai-Khan in einer wichtigen Staatsangelegenheit nach Karazan geschickt. Im innern Dienst in der Eigenschaft eines Gouverneurs verwendet, sowie als Admiral einer Flottille des Khans, gelang es dem gewandten Venetianer in diesen Aemtern, sowie gelegentlich mehrfacher anderer Missionen im Interesse seines Gebieters, sich dessen Wohlwollen in hohem Grade zu verdienen.

Und so fehlte es während eines 17jährigen Aufenthaltes Marco nicht an Gelegenheit, im fernen Ostasien die Zustände, der tatarischen Völker gründlich kennen zu lernen. Sorgfältig schrieb er alle Beobachtungen nieder, die ihm in der Heimat als Grundlage zu seinem berühmt gewordenen Reisewerke dienten.

Als ihr Gönner, der Khan, alt und schwach wurde, erfaßte die drei Poli,

welche mittlerweile große Schätze in Gold und Juwelen gesammelt hatten, die Sehnsucht nach ihrer Heimat; dazu traten Besorgnisse um ihr Loos nach dem Tode ihres Wohlthäters. Dieser wollte jedoch von der Heimkehr der Venetianer nichts wissen; unwillig hörte er sie ihren Wunsch vortragen und bot ihnen das Doppelte von alle dem, was sie schon erworben hatten, wenn sie aus Liebe zu ihm bleiben wollten. Endlich gab er ihren Bitten nach; doch mußten sie ihm das Versprechen ablegen, zurückzukehren, nachdem sie einige Zeit bei ihrer Familie zugebracht. Wieder diente ihnen die goldene Geleitstafel als Reisepaß; außerdem erhielten sie Vollmacht, als des Khans Gesandte mit dem Papst und den Königen von Frankreich und Spanien zu verhandeln.

Reich beschenkt mit Rubinen und anderen köstlichen Edelsteinen, schlugen die Europäer mit einer Gesandtschaft, welche dem König Argon in Indien eine junge Gemahlin zuführen sollte, auf einer Flotte von 14 Schiffen den östlichen Wasserweg ein. Nach achtzehnmonatlichem Umherirren in den indischen Gewässern erreichten sie die indische Küste; doch war jener König unterdeß gestorben und so konnte die für ihn bestimmte Gemahlin nur seinem Sohne überliefert werden. Die Poli erhielten vier neue goldene Geleitstafeln, deren jede 1½ Elle lang und 5 Zoll breit war und den Befehl enthielt, die Reisenden mit sicherem Geleite und allem Nöthigen überall zu fördern. Wohin sie kamen, wurde diesem Befehl auf's Pünktlichste Folge geleistet, sodaß sie unsichere Gegenden oft unter Bedeckung von 200 Mann durchreisten. Ueber Trapezunt, Konstantinopel und Negroponte kehrten sie nach mehr als 24jähriger Abwesenheit im Jahre 1295 wieder nach Venedig zurück.

Da sie hier in groben wollenen Kleidern, mit fremd klingender Sprache und ungewohnten Sitten, in ihrem ganzen Wesen fast unkenntlich geworden, bei ihren reichen und vornehmen Verwandten erschienen, weigerten sich diese, die längst Verschollenen anzuerkennen, denn man hielt sie für Betrüger. Da veranstalteten die drei Chinafahrer ein prächtiges Gastmahl, luden sammt ihren Verwandten die Edelsten der Stadt ein und erschienen dabei in den prächtigsten damastenen und sammtnen Kleidern, die sie rasch nach einander wechselten und jedesmal an die Diener verschenkten. Am Schluß des Festmahls erschienen sie wieder in ihren grobwollenen Anzügen, trennten nun an denselben eine Menge künstlicher Nähte und Taschen auf und brachten eine so große Anzahl der edelsten Steine und Perlen heraus, daß allen Anwesenden Hören und Sehen verging. Nun zögerten Jene nicht länger, die reichen Weltfahrer als Verwandte anzuerkennen.

Seitdem standen die drei Poli zu Venedig in höchster Achtung, und Marco erhielt, theils wegen seines Reichthums, theils weil er bei seinen Schilderungen die Schätze und Einkünfte des Großkhans stets nach Millionen maß, den Namen „Messer Marco Millioni“, d. i. der Millionär. Als Marco aber auf dem Todtenbette von den Freunden bedrängt wurde, das zu widerrufen, was man für Uebertreibungen hielt, erwiederte er ruhig, er habe nur die Hälfte von allen Wundern der Welt beschrieben, die er gesehen.

Als erfahrener Seemann mit einem Kommando auf der Flotte betraut, fiel Marco, als die Venetianer den Genuesen im Golf von Ajazzo unterlagen, nach tapferster Gegenwehr in Gefangenschaft. In Genua wurde er bald als das erkannt, was er war, als ein eben so achtungswerther wie weltkundiger Mann,

und es drängten sich die Vornehmsten, ihm seinen Gewahrsam zu erleichtern. Täglich im Gefängniß von den ersten Männern aufgesucht, mußte er denselben von seinen Reisen erzählen, und so erwarb er sich zahlreiche Freunde. Da die Gefangenschaft sich in die Länge zog und es sogar schien, als könne sie eine lebenslängliche werden, ließ er mit Hülfe seiner Reisenotizen, welche ihm aus Venedig geschickt wurden, seine Fahrten und Beobachtungen durch einen genuesischen Freund Rustighello oder Rusta Pisan aufzeichnen, welches Manuscript schon 1298 vollendet gewesen sein soll. Rusta schrieb französisch, und ein späterer lateinischer und italienischer Text wurde aus diesem ersten französischen übersetzt. Später, im Jahre 1307, übergab Marco in Venedig dem Thiébault de Cepoy, Botschafter des Grafen von Artois (Karl von Valois), eine zweite gleichfalls französische Bearbeitung, reiner stylisirt als die erstere und mit eigenen Verbesserungen und Zusätzen. Drei handschriftliche Exemplare hiervon befinden sich in Paris. Erst im vorgerückten Alter verheirathete sich Marco und starb, 70 Jahre alt, als ein angesehener Nobile zu Venedig nach 1323, von welchem Jahre sein Testament datiren soll.

Die Reiseaufzeichnungen des Venetianers sind deswegen für uns so hochwichtig, weil sie uns Kunde über die interessantesten Länder Ostasiens aus einer Zeit überliefern, während welcher über diese entferntesten Theile der alten Welt nur Märchen und Wunderdinge umherliefen. Was Marco Polo erzählt, verdient allen Glauben, ja es hat sich im Laufe der Zeit sogar Manches als völlig glaubwürdig erwiesen, was lange und von vielen Seiten angezweifelt oder mißverstanden worden war. Natürlich darf man den Reisebericht nicht mit den Augen des Zeichners der Abbildungen im „Livre des merveilles" lesen. Dieser mittelalterliche Illustrator legte dem gewissenhaften Venetianer bisweilen Vorstellungen unter, welche im Sinne einer wundersüchtigen Zeit, nicht immer aber eines Reisenden von der Bedeutung Marco Polo's waren. Also vom Standpunkte unserer heutigen Erkenntniß wollen wir diese immerhin interessanten Zeichnungen ansehen.

---

3. Das erste Buch des Reiseberichtes Marco Polo's.

Marco beginnt sein Reisewerk mit der Beschreibung von Kleinarmenien und der Hauptstadt Sebastos sowie des Hafens Giazza, dessen Einwohner früher tapfere Kriegsleute gewesen, damals aber üppig und träge geworden waren; er beschreibt dann die Sitten der kriegerischen, jedoch rohen und jeder Bildung abgeneigten Turkmanen, deren treffliche Pferde und Maulesel er rühmt. Griechen und Armenier fand er in allen festen Städten und Plätzen, lebhaften Handel treibend. Prachtvolle Teppiche und Seidenzeuge erzeugten die Länder, welche er durchreiste; sie waren, gleich Großarmenien, Provinzen des Tatarenreiches. Von der Stadt Arzingan wird berichtet, daß sie die schönste und reichste des Landes, der Sitz eines Erzbischofs sei, daß sie eine Menge Fabriken besitze, vorzügliches Baumwollentuch, Bompazin genannt, webe und weit und breit angesehen sei in Folge ihrer warmen und heilsamen Quellen. Im Sommer zieht wegen der guten Weiden ein Tatarenheer in's Land mit allem Vieh und wendet sich beim Herannahen des Winters, der hohen Schnee bringt, wieder nach den südlicheren Gegenden. In der Mitte Armeniens erhebt sich der Ararat, dessen schmelzender Schnee auf den tiefer liegenden Fluren das üppigste Pflanzenleben

weckt, so daß im Sommer alles Vieh aus den benachbarten Gegenden hier zusammengetrieben wird. Die an Armenien grenzenden Provinzen sind Mosul, Maredin und Zorzania*) (Georgien), zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere gelegen. Dort erlangt Marco Kenntniß von Oelquellen (Steinöl), die so reichlich quellen, daß man alljährlich viele Kameele damit beladet. Ein Theil dieses Landes, geschützt durch uneinnehmbare Bergfestungen, widerstand damals noch dem Andringen der Tataren. Die Bewohner, griechische Christen, lernen wir als wohlgebildete, kühne Schiffer, ausgezeichnete Bogenschützen und tapfere Krieger kennen. Hier bei Derbend, zwischen dem Kaukasus und dem Kaspischen Meere, ist der berühmte Paß, den Alexander der Große, da er durch denselben nicht zu dringen vermochte, mit einer hohen, thurmbewehrten Mauer verschloß und so die dahinter wohnenden Tataren absperrte. Deshalb heißt dieser Paß das „eiserne Thor". Marco Polo schildert dieses Land als wohlangebaut, reich an Städten und Schlössern; es hat Alles im Ueberfluß, was zum Leben gehört, erzeugt viel Seide und fertigt die schönsten Seidenstoffe mit eingewirktem Gold. Hier liegt die schöne, terrassenförmig sich erhebende Stadt Tiflis mit vielen Vorstädten und befestigten Plätzen rings umher, wo armenische und georgische Christen neben Mohammedanern und Juden ihren Geschäften nachgehen. Sie sind dem Großkhan unterthan und verstehen sich sehr gut auf Herstellung kostbarer Seidenzeuge und anderer werthvoller Stoffe. Von dem in der Mitte von Armenien liegenden Mosul erfahren wir, daß von Arabern und Christen damals schon die vielbegehrten schönen Zeuge von Gold und Seide in Menge gewirkt wurden, Mussellins genannt. Den gebirgigen Theil dieses Landes bewohnen die Kurden, theils Christen theils Mohammedaner, gesetz- und sittenloses Raubgesindel, deren einzige Beschäftigung darin besteht, die Kaufleute zu plündern. Neben diesem Lande liegen die Landschaften Mus und Maredin, wo Baumwolle in großer Menge erzeugt und daraus die Tücher, Boccasini genannt, gewebt werden. Durch Baldach (Bagdad), die mächtigste und vornehmste Stadt dieser Gegenden, fließt der Tigris, auf welchem die Kaufleute ihre Güter bis in das Indische Meer führen, vorbei an Balsora, das zwischen Hainen der schönsten Dattelpalmen liegt. In beiden Städten wurden kostbare Seidenstoffe mit Gold, Damast, sowie Sammet mit allerlei Thierfiguren gewebt, und fast alle Perlen, die von Indien nach Europa kommen, durchstochen und gefaßt. Auch Tauris, in der Provinz Irak, schildert unser Reisender als eine große Stadt mit vielen Vorstädten und wohlbefestigt. Ihre Einwohner wirken kostbare, in ganz Asien und Europa gesuchte Seiden- und Goldstoffe. Edle Steine und Perlen giebt es hier im Ueberfluß, köstliche Gärten voll lieblicher Früchte umgeben die Stadt; doch sind nur die Kaufleute, die sich mit dem fremden Handel beschäftigen, reich; das als treulos und verrätherisch bekannte niedere Volk wird durch den Arm der Tataren im Zaum gehalten. Nicht weit von Tauris liegt ein Kloster des heiligen Barsamo, dessen Mönche schöne Gürtel weben und als viel gesuchte Mittel gegen Gichtleiden verschenken. Das Land Persien bestand damals aus acht Königreichen, Kasibin (Kazwin), Kurdistan (oder Khusistan), Sulistan (Seistan), Spaan (Ispahan), Schiras, Soncara (das

*) Z, statt des weichen g, gehört dem altvenetianischen Dialekte an; sprich dsch; z. B. Zampa für Gampa, mazor für maggior.

Gebirgsland von Sinjar) und Timocain (Damphan). Seine Pferdezucht stand damals in höchstem Ansehen. Herrliche Thiere, nach Indien ausgeführt, werden nicht selten mit 200 turnesischen Pfunden verkauft. Nicht minder gesucht sind die außerordentlich großen Esel Persiens, die oft noch theurer bezahlt werden, denn sie tragen unglaublich schwere Lasten und sind, selbst in unfruchtbaren Gegenden, viel leichter als das Pferd zu erhalten. Auch Kameele werden hier in Menge gezüchtet, doch sind sie langsamer als die Esel. Die Einwohner findet Marco Polo wild und blutdürstig und nur von der Gewalt der Tataren niedergehalten, doch blühen bei ihnen Handel und Gewerbe. In Stoffen von Seide und Gold, in Baumwolle, Getreide, Wein, Früchten, von denen in Ueberfluß vorhanden ist, bestehen die Haupterzeugnisse des Landes. Eine der bedeutendsten Städte an der Grenze, mitten unter Dattelpalmenwäldern, ist Yasdi (Yezd), wo das unter diesem Namen bekannt gewordene Seidenzeug gewebt wird. An den östlichen Grenzen Persiens liegt das Königreich Kirmân, von tatarischen Statthaltern regiert, in dessen Bergen die köstlichen Türkise gefunden werden.

Die Einwohner verfertigen Waffen und Reitgezeuge aller Art in großer Güte, die Frauen und Mädchen sticken in Seide und Gold auf prächtige Decken, Vorhänge und Kissen mancherlei Thiere, sowie die anmuthigsten Verzierungen, mit bemerkenswerthem Geschmack und außerordentlicher Geschicklichkeit. Von Kirmân führte der Weg acht Tagereisen weit durch freundliche Gegenden und schöne Wälder über einen Bergabhang, der zwei Tagereisen lang sich niedersenkt und nur von Hirten und deren Heerden belebt ist; dann auf eine Ebene, die sich sechs Tagereisen weit gegen Süden ausbreitet. Hier liegt die damals von den Tataren zerstörte Stadt Kamandu. Marco Polo rühmt die Granatäpfel, Quitten u. a. Früchte, die edlen Geflügelarten, Turteltauben, Fasanen und roth und weiß gefiederte Birkhühner, die er hier in Menge vorfindet. Unter dem Vieh hält er für merkwürdig große weiße Ochsen mit glattem Fell, kurzen, dicken Hörnern und einem Höcker zwischen den Schultern; sie tragen schwere Lasten und knieen nieder wie das Kameel, um sie aufzunehmen; desgleichen dickschwänzige Schafe, deren Schwänze 30 Pfund und mehr wiegen und für einen köstlichen Leckerbissen angesehen werden. Die zahlreichen Städte des Landes sind mit hohen Mauern zum Schutz gegen die wilden Karaunas umgeben, ein Mischvolk aus lichten Tataren und dunklen indischen Weibern, deren Schaaren öfter das Land durchschwärmen und rauben und morden, was sie erreichen. In allen teuflischen und magischen Künsten erfahren, hüllen sie ihre Feinde in Finsterniß, um sie dann ungesehen zu überfallen, wie es auch dem Marco einmal erging, so daß er sich mit Mühe in ein festes Schloß rettete. (Die Karaunas benutzen zu ihren Ueberfällen die schnell einfallenden Nebel.)

Ueber eine zweite Bergneigung kam Marco in die schöne Ebene von Ormus (Cormos oder Hormus), ein Land voll von klaren Flüssen und Bächen und den schönsten Dattelpalmenwäldern, die unser Reisender von Birkhühnern, Papageien und anderen unbekannten Vögeln belebt fand. Unfern der Küste auf einer Insel liegt die Stadt Ormus, die mächtigste und festeste Stadt im vormaligen Königreich Kirmân, wohin auch Marco schiffte und die Kaufleute aus allen Gegenden Indiens Gewürze und Spezereien, köstliche Steine, Perlen, Gold- und Seiden-

gewebe, Elefantenzähne und viele andere Waaren bringen. Im Sommer ziehen die Einwohner wegen der übergroßen Hitze in ihre Gärten an der Küste oder auf die Inseln in den Flüssen, wo sie auf Pfählen Hütten errichten. Jeden Tag weht von der neunten Stunde bis zum Abend der Landwind drückend heiß; um nicht zu ersticken, — so versichert unser Gewährsmann — tauchen dann die Leute bis an's Kinn in das Wasser und bleiben darin so lange, bis er zu wehen aufhört. Man erzählte dem Venetianer, daß ein Heer von 1600 Reitern und 5000 Soldaten zu Fuß, welches den Beherrscher von Ormus zur Zahlung des Tributes zwingen sollte, durch diesen heißen Wind (bâdi-samûm) vernichtet worden sei. Ihre Schiffe bauen die Bewohner von Ormus ohne Nägel, denn das Holz ist so hart und trocken, daß es zersplittert wie irdene Waaren, oder den Nagel zurücktreibt.



Ankunft in Ormus. (Nach dem Livre des Merveilles.)

Vorsichtig werden die Planken an den Ecken gebohrt und mit hölzernen Pflöcken verbunden, dann mit Garn, das aus den Fasern der Kokosnuß gemacht ist, zusammengenäht, mit einem aus Fischfett bereiteten Oel eingeschmiert und mit Fadenwerg kalfatert. Hat ein solches unsicheres Fahrzeug seine Ladung eingenommen, so wird es mit Häuten belegt und auf diese Häute werden dann die Pferde getrieben, die einen gesuchten Ausfuhr-Artikel nach Indien bilden. Wegen der großen Hitze ist das Land meist dürre, so daß die Einwohner nur von Datteln und gesalzenen Fischen leben, Fleisch und Weizenbrod können sie nicht vertragen. Von Kirmân reiste Marco drei Tage bis in die Wüste Kobinam, wo sich nur salziges Wasser vorfand, außer einem Fluß mit süßem Wasser, der unter der Erde dahinfließt und nur an einzelnen Stellen zur Oberfläche gelangt. An solchen Stellen hält der ermüdete Reisende an und erquickt sich und sein Vieh,

denn die Umgegend weit und breit ist dürr und öde. Mitten in dieser Wüste liegt auf einer Oase die Stadt Kobinam (Khubis), deren Einwohner schöne Spiegel von meisterlich polirtem Stahl fertigen, auch Zink graben und Tutie (künstliches Galmei) bereiten. Acht Tage lang dauerte die Wanderung durch die Wüste, die nichts darbot als salziges Wasser. Endlich wird die große Ebene Timocain an den nördlichen Grenzen Persiens erreicht, wo der Sonnenbaum (arbor secco, der fruchtlose Baum) wächst. Sein Stamm ist hoch und dick, sein Holz gelblich wie Buchsbaum, seine Blätter sind grün und oben weißlich; er trägt Hülsen wie Walnüsse, die keine Frucht enthalten. Auf 100 (italienische) Meilen weit bemerkte man keinen anderen Baum, doch sind die Städte in diesem Lande wohl versehen mit allem Nothwendigen, das Klima ist gemäßigt, die Bewohner sind wohlgestaltet und die Weiber, wie Marco rühmt, die schönsten der Welt.

Auch von dem „Alten vom Berge" (d. i. dem Herrn im Gebirge Libanon, dem Oberhaupte der Assassinen) weiß Marco Wunderdinge zu erzählen, jedoch nur das, was er hier von glaubwürdigen Personen gehört hatte. Jener mysteriöse Gewalthaber hieß Aloeddin und bekannte sich zu der Religion Mohammed's, seine Residenz lag in der Landschaft Mulehet, d. i. dem Ort der Ketzer. In einem schönen, von zwei hohen Bergen eingeschlossenen Thale ließ er einen köstlichen Garten anlegen, mit den lieblichsten Früchten und Blumen, prächtigen Palästen und hohen Terrassen, geschmückt mit Gold, Gemälden und seidenen Stoffen. Ueberall springen Brunnen mit klarem Wasser, rauschen Bäche mit Wein, Milch und Honig. In den Palästen weilen die schönsten Mädchen und Frauen, erfahren in allen Arten des Gesanges und der Musik, geschickt zum Tanz und zu allerlei Freudespenden sowie zur Kurzweil. In köstlichen Kleidern wandeln sie täglich in den Gärten, weilen in den Pavillons, frei von ihren Aufseherinnen, und erfüllen Alles mit heiterer Lust. Doch den Zugang zu diesem Thal des Paradieses versperrt der Fürst mit einem uneinnehmbaren Schloß, durch welches nur ein geheimer Zugang in den Garten führt. Aus den Jünglingen, die ihn umgeben, erwählt er zu gewissen Zeiten zehn oder zwölf der kühnsten und hoffnungsvollsten, versenkt sie, nachdem er ihnen von den zauberischen Freuden des Paradieses, in welches er sie versetzen könne, erzählt, mittels berauschender Getränke in einen bewußtlosen Zustand. In diesem läßt er sie dann in verschiedene Prunkgemächer der Paläste seines Paradieses bringen. Hier erwachen sie mitten unter den entzückendsten Freuden, umgeben von den lieblichsten Mädchengestalten, die Alles aufbieten, ihre Aufmerksamkeit und Gunst zu gewinnen. Was sich nur die Phantasie erdenken kann, steht ihnen zu Gebote. So leben sie vier bis fünf Tage im Rausche des Entzückens, dann werden sie wieder eingeschläfert und zurückgebracht, und wenn sie nun in der gewohnten Umgebung erwachen, sind sie fest überzeugt, durch die Gnade und Macht ihres Fürsten im Paradiese geweilt zu haben. Kein Wunder, wenn sie dem mächtigen Zauberer fortan zu jedem Dienst auf Leben und Tod ergeben sind. So erzog sich der Alte vom Berge eine immer bereite Schaar von blind ergebenen Anhängern, Mordgesellen, durch deren entsetzliche Thaten er weithin Schrecken und Furcht verbreiten ließ, bis ihm im Jahre 1262 der Tatarenfürst Hulagu sein Raubhandwerk legte, indem er ihn bezwang und ihn hinrichten, seine paradiesischen Gärten aber zerstören ließ.

Weiter reiste Marco durch eine breite Ebene, in welcher Hügel und Thäler anmuthig wechselten, sechs Tage lang vorbei an vielen Städten und festen Plätzen (wahrscheinlich durch Jan-Jerm und Nischapur nach Meru-ar-rud), dann durch eine Wüste von 40—50 Meilen ohne Wasser und Gras bis zur Stadt Sapurgan (Schahjehan oder Schahgan), die berühmt ist, weil sie die besten Melonen der Welt liefert. Sie werden in dünne, gewundene Scheiben geschnitten, dann an der Sonne getrocknet und in großen Massen verschickt, denn sie sind süß wie Honig. Von hier gelangte er in die prächtige Stadt Balach (Balk), deren Marmorpaläste damals, von den Tataren zerstört, zum größten Theile darniederlagen. Bis hierher erstreckten sich die Grenzen Persiens in nordöstlicher Richtung. Zwei Tagereisen weiter liegt in heiterer, fruchtbarer Ebene Thaikan, wo gerade großer Kornmarkt gehalten ward. Die Gebirge ringsherum liefern Salz in Menge, das wegen seiner Härte mit eisernen Instrumenten losgebrochen ward. Es ist so weiß, wie kein anderes in der Welt, und in solcher Menge vorhanden, daß, — so versichert unser reisender Kaufmann — alle Länder der Erde damit versorgt werden könnten. Auch mit Mandeln und Pistaziennüssen ward hier großer Handel getrieben; bei alledem ist das ausgestellte Zeugniß den Einwohnern sehr ungünstig. Marco Polo nennt sie verwegene Jäger, blutdürstig und allen Lastern ergeben.

Ueber die Stadt Scassem (Keschem) kam Marco in das Land Balaschan (Badakschân), dessen König im Berge Sikinan (Sheghanian) auf die köstlichen Balaßrubinen (eine Art Hyacinth) graben läßt, sowie auch Gold und Silber in Menge gewinnt. Auch an lapis lazuli, aus dem die Azurfarbe (Ultramarin) gewonnen wird, sowie an Silber, Kupfer und Blei, fehlt es in diesem Gebirge nicht. Zahllose wilde Schafheerden schweifen ringsherum. Die Pferde sind vortrefflich, von außerordentlicher Schnelligkeit und ihr Huf so hart, daß sie, ohne beschlagen zu werden, mit ihren Reitern die steilsten und felsigsten Berge hinauf galoppiren. Auch schnelle Saker- und Geierfalken, sowie Habichte, giebt es hier in Menge, und die Einwohner verstehen gar trefflich die Jagd auf Wild und Geflügel; auch sind sie ausgezeichnete Bogenschützen, bauen Weizen und Gerste und pressen ein duftiges Oel aus Nüssen und dem Sesam. Ihr Land ist geschützt durch enge Pässe und feste Plätze, ihre Kleider bestehen aus Fellen der wilden Thiere, doch tragen die vornehmen Frauen Beinkleider von 60 bis 100 Ellen Baumwollentuch, denn es gelten hier solche Weiber für die schönsten, welche die vollsten Hüften haben. Zu den Füßen der steilen Berge breiten sich weite Ebenen aus, mit Gras- und Blumenteppichen bekleidet, von Strömen des klarsten Wassers durchrauscht und voll der schmackhaftesten Fische. Die Luft an den Bergen ist so rein und heilsam, daß die Bewohner der Städte in Ebenen, wenn sie vom Fieber befallen werden, hier in drei Tagen wieder genesen, was auch Marco an sich selbst erfuhr.

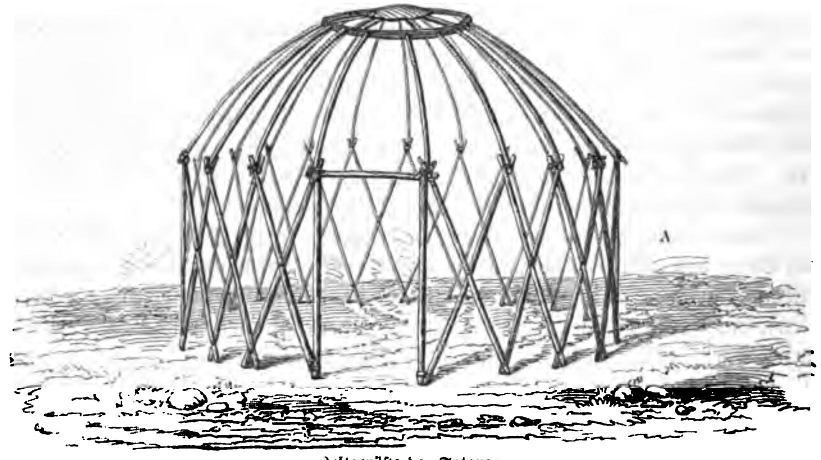
Durch das Land Bascia (Baltistan) gelangte unser Reisender in die Provinz Kesmur, deren Bewohner in der Magie sehr erfahren sind. Sie sind von dunkelfarbiger Haut, dabei aber, wie auch ihre Weiber, sehr hübsch von Gestalt und Aussehen. Sie leben sehr mäßig von Reis und Korn und unabhängig unter ihrem eigenen Fürsten, haben viele Städte und feste Plätze und sind durch dichte Wälder und schwierige Pässe vor feindlichen Einfällen geschützt. Von hier wendete sich

Marco über Balaschan zurück in die Landschaft Vokan (Vachan), und gelangte dann in nordöstlicher Richtung, von Berg zu Berg aufsteigend, an einen Punkt, wo man glauben könnte, daß das Land mit den Berggipfeln ringsum das höchste in der Welt sei (die Hochebene Pamer). Mitten in diesen Bergreihen ist ein großer See, aus dem ein lustiger Fluß durch das üppigste Grün hinströmt. Das magerste Vieh, wenn es hierher kommt, wird in zehn Tagen fett. Darum giebt es auch hier Schafe von außerordentlicher Größe, mit Hörnern von 3 — 6 Spannen Länge, aus denen die Schäfer Löffel und Eßgeschirre schnitzen und Zäune machen, um ihr Vieh des Nachts gegen die Wölfe zu schützen. Dann aber folgt wieder eine menschenleere Hochebene, deren höchste Gipfel so hoch aufragen, daß in der scharfen, dünnen Luft das Feuer viel weniger Hitze giebt, als in den niedrigeren Gegenden. Vierzig Tage lang hat man hier in derselben Richtung zu wandern und muß sich mit Allem versehen, was man braucht; denn nirgends sieht man eine Wohnung, nirgends einen Strauch, noch weniger einen Baum. Das ist das Land Beloro (Belur) mit rohem, götzendienerischem Volk. Endlich erreichte Marco Kaschgâr, das damals auch dem Großkhan unterworfen war. Die mohamedanischen Einwohner treiben Handel und Gewerbe, bauen Getreide, Obst und Wein, Baumwolle, Flachs und Hanf in Menge, und fertigen viele Baumwollenzeuge. Ihre Kaufleute wandern in alle Welt; doch sind sie ein schmutziges, habsüchtiges Volk, das schlecht ißt und noch schlechter trinkt.

In nordwestlicher Richtung kam dann Marco zur Stadt Samarkand, in einer Ebene voll schöner Gärten und Fruchtfelder; er reiste dann durch die Provinz Karkan (Yarkand) und gelangte endlich in das Land Khotan (Ilitsi der Chinesen), das sich acht Tagereisen weit erstreckt und gleichfalls dem Großkhan unterworfen war. In diesem Lande fand Polo Alles in Menge vor, was zum Leben gehört, seine Einwohner schildert er als gute Kauf- und Gewerbsleute, doch als schlechte Krieger. Durch die Provinzen Pe-yn, wo Chalcedon und Jaspis gefunden werden, und Tschartschan, die noch von den Tataren verheert darniederlag, führte die Reise gegen Nordosten in die Stadt Lop, dem Anfang der Wüste Gobi.

Hier machen die Reisenden, welche die Wüste durchwandern wollen, Halt und belasten eine Anzahl starker Esel und Kameele mit Mundvorrath und allem Nothwendigen; wird dieses aufgezehrt, bevor die Wüste überwunden ist, so tödten und essen sie die Lastthiere. Dreißig Tage reiste man durch diese Wüsteneien auf dem kürzesten Wege über sandige Flächen und kahle Berge, doch findet man Wasser, das nur an wenigen Stellen salzig ist, nach jedem Tagemarsch, genug für 50 bis 100 Personen und ihre Lastthiere. Nirgends erblickte Marco die Spuren von Thieren, nicht ein Vogel war hier zu sehen; die Wüste erschien ihm nur als Aufenthaltsort böser Geister, welche die Reisenden mit Blendwerk verderben, sie bei ihrem Namen aus dem Schlafe rufen und dann auf Abwege führen, in der Nacht wol auch das Getrappel eines Reitertrupps nachahmen, am Tage in Gestalt eines solchen erscheinen und die Karawanen mit dem Lärm von Trommelklang und Waffengeklirr in die Flucht scheuchen, so daß die Verirrten vor Hunger elend umkommen. Deshalb bezeichnen die Reisenden am Abend, bevor sie sich zur Ruhe legen, den Weg, den sie am andern Morgen nehmen wollen, mit Signalen und hängen jedem Lastthiere eine Glocke um, da-

mit sie sich nicht zerstreuen. Nach dreißig Tagereisen in ost-nord-östlicher Richtung bot die Stadt Sachion (Scha-tschéu), d. i. Sandstadt, im Lande Tanguth, die meistens von Götzendienern bewohnt ist und viele Klöster mit Priestern und mißgestalteten Götzenbildern hat, einen willkommenen Ruhepunkt. Auch die Stadt und Landschaft Kamul (Hami) liegt in der Provinz Tanguth zwischen zwei Wüsten. Ihre Bewohner, gleichfalls Götzendiener, traf unser Reisender im Besitze alles dessen, was sie nöthig haben. Er rühmte ihren Sinn für gesellige Vergnügungen, Musiziren, Singen, Tanzen, Lesen und Schreiben. Fremde finden bereitwillig Aufnahme in den Wohnungen; die Weiber und Töchter sind angewiesen, alle Wünsche der Gäste zu erfüllen, während die Männer sich auf ihre Landhäuser zurückziehen und von hier aus senden, was die Fremden bedürfen; doch erwarten sie dafür Bezahlung. In solcher Gastfreundschaft erblicken sie eine gottgefällige Handlung.



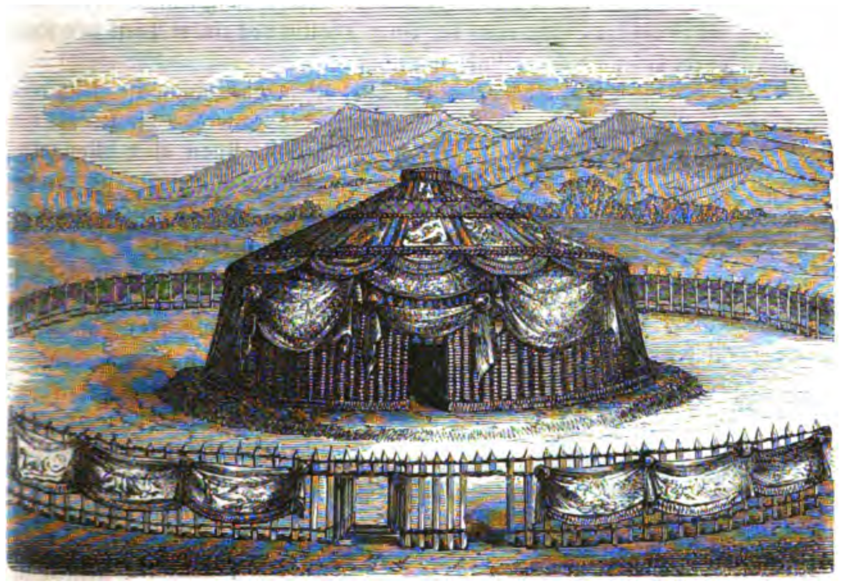
Zeltgerüste der Tataren.

Ihre Weiber fand Marco hübsch und sie folgten bereitwillig den Befehlen ihrer Eheherren. Als Mangu-Khan dieses Land bezwang, verbot er dem Volke die Ausübung solcher Sitten, doch in jedem Unglück und Mißwachs sah dieses fortan eine Strafe für die Vernachlässigung der Gäste und bat inständig den Großkhan, es an der Befolgung seiner Gebräuche nicht zu hindern. Gegen Mitternacht grenzt an die Wüste die Landschaft Cincitalas (Tschin-tschi-talas, d. i. Tschin-si-fu), dem Großkhan unterthänig und von Nestorianern, Mohammedanern und Götzendienern bewohnt. Hier ward aus Asbest ein Tuch gewebt, das im Feuer nicht verbrennt. Die faserige Substanz gräbt man in den Bergen. An der Sonne getrocknet, reinigt man sie von den erdigen Theilen durch Stoßen in einem Mörser und durch Waschen, dann werden die Fäden gesponnen und gewebt und das Gewebe im Feuer weiß wie Schnee gebrannt.

Wandert man von hier zehn Tage in nordöstlicher Richtung, so kommt man in die Landschaft und Hauptstadt Succuir (So-tschéu), auch zu Tanguth gehörig, wo sich der Rhabarber in allen Bergen in solcher Menge findet, daß er in alle Welt verführt wird. In der Hauptstadt von Tanguth, Kampion (Kan-

tschéu=fu), besaßen die Christen drei schöne Kirchen und die Mohammedaner eine Menge Klöster und Priestersitze mit vielen aus Holz und Stein gefertigten, mit Gold überzogenen Götzenbildern. Hier hielt sich Marco mit seinem Vater und seinem Oheim fast ein Jahr auf.

Von Kampion zwölf Tagereisen nördlich, noch in Tanguth, liegt die Stadt Ezina (Azime), von Ackerbauern bewohnt. Wer noch weiter nordwärts reisen will, muß sich auf 14 Tage mit Lebensmitteln versorgen, denn er reist durch eine rauhe, menschenleere Gegend, die nur von wilden Thieren und besonders von wilden Eseln belebt ist. Dann erreicht er die Stadt Karakoran, d. i. schwarzer Sand (Khorin), wo die Tataren in alten Zeiten zuerst ihre Residenz aufschlugen.



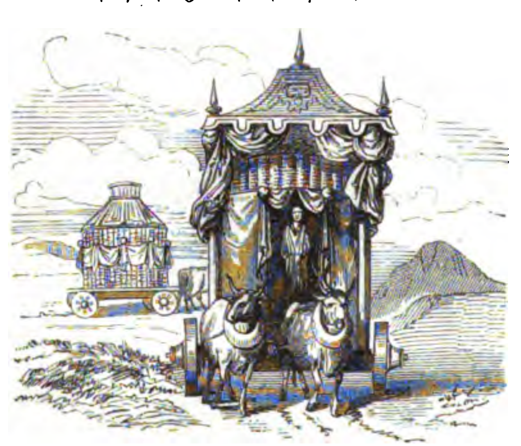
Dschingis=Khan's Jurte. (Nach einem alten Gemälde. Vergl. S. 34.)

Dieselbe mißt drei (italienische) Meilen im Umfange, ist mit einem starken Erdwalle umgeben und von einer großen Burg mit dem Palast des Gouverneurs beschützt.

Diese Tataren, so erzählt Marco, bewohnten früher die nördlichen Länder Jorza und Bargu (Sibirien) ohne Städte und feste Plätze, dem mächtigen Ungkhan, der auch Priester Johann genannt wurde, unterthan. Bald aber vermehrte sich ihr Volk so außerordentlich, daß Ungkhan aus Furcht vor der Ueberzahl dasselbe über weite Länderstrecken vertheilte und große Heerhaufen zu den gefährlichsten kriegerischen Unternehmungen aussandte. Dadurch aber wurde den Tataren ihre Sklaverei nur um so fühlbarer. Sie einigten sich untereinander, entwichen gegen Norden durch eine weite Wüste und kündigten, sobald sie glaubten, weit genug gekommen zu sein, dem Ungkhan den Tribut. Um das Jahr 1162 wählten sie Dschingis=Khan zu ihrem Fürsten, einen Mann von eben so großer Rechtlichkeit und Weisheit wie Beredsamkeit und Tapferkeit, der auch bald alle Tataren unter sein Scepter vereinigte, sie aus den Wüsten und Wild=

nissen herausführte und mit ihnen viele Länder und Völker theils auf friedlichem Wege, theils durch seine furchtbare Kriegsgewalt unterwarf. Ueberall setzte er Statthalter ein, die gerecht wie er regierten und Jeden in seinem Besitz schützten; überall fesselte er die Vornehmsten der Unterworfenen durch Gunst und Ehren an sich. Im Vertrauen auf seine Macht warb er jetzt um Ungkhans Tochter. Der aber erwiederte: „Wie kann Dschingis-Khan, der mein Knecht ist, meine Tochter verlangen? Saget ihm, wenn er seine Bitte wiederholt, soll er elendiglich von mir zu Tode geschlagen werden!“ Da sammelte Dschingis-Khan voll Zorn ein großes Heer und brach auf der großen Ebene Tentuk in einer gewaltigen Schlacht Ungkhans Reich. Dieser selbst fiel, seine Völker wurden unterworfen, seine Tochter Gemahlin des Siegers, der noch sechs Jahre lang seine Eroberungen fortsetzte, bis er bei der Belagerung der Burg Thaikin von einem Pfeil in's Knie getroffen wurde und an dieser Wunde starb.

Auf ihn folgten fünf Khane, — der Titel Khan oder Kaan ist gleich dem des Kaisers — bis Kublaï der sechste Khan aller Mongolen wurde und während seiner fast 60jährigen Regierung einen großen Theil der Welt eroberte. Alle Khane werden im Berge Altai begraben und wenn sie auch 100 Tagereisen von dort gestorben wären.


Götterwagen der Tataren.

Die Tataren haben nirgends feste Wohnungen. Sobald der Winter naht, ziehen sie in die wärmeren Ebenen und im Sommer in die kühleren Gebirge. Während zwei bis drei Monaten steigen sie immer höher hinauf und suchen frische Weide und Wasser, denn das Gras an einem Orte reicht nirgends hin, um die ungeheure Menge ihrer Heerden zu ernähren. Ihre Zelte, deren Eingang immer nach Süden sieht, bestehen aus Pfählen, welche sie mit Filz bedecken; sie sind rund und so künstlich gemacht, daß sie sich in ein Bündel zusammenlegen und auf Wagen fortschaffen lassen. Außer vierrädrigen Lastwagen haben sie noch zweirädrige, ganz mit Filz bedeckte Wagen, in welchen sie einen ganzen Regentag trocken sitzen können. Ochsen oder Kameele ziehen diese Zeltwagen, und Weiber, Kinder und alle Lebensmittel sind darin. Die Frauen betreiben die Handelsgeschäfte und besorgen Alles, was zur Wirthschaft gehört; die Männer beschäftigen sich nur mit der Jagd, der Vogelbeize und dem Waffenhandwerk. Sie leben hauptsächlich von Milch und Fleisch, von dem Wild, welches sie erlegen, und von einer Art Kaninchen, Pharaonismaus genannt. Sie trinken am liebsten Stutenmilch, die sie ähnlich dem weißen Wein zu bereiten wissen und Kemurs (Kumis) nennen. Die Frauen sind überaus keusch und ehrbar, denn Treulosigkeit gilt als das ehrloseste und niederträchtigste Laster; die Männer

verkehren stets freundlich mit ihren Weibern und diese leben, auch wenn sie ihrer zwanzig sind, stets in Ruhe und Einigkeit, nur der Hauswirthschaft, der Sorge für Mann, Kinder und Diener. Der Mann nimmt so viele Frauen, als er ernähren kann, denn der Aufwand, den er für sie zu machen hat, ist nicht groß, beträchtlich aber der Nutzen, den er aus ihrem Handel und ihrer Arbeit gewinnt. Deshalb bezahlt er auch gern den Aeltern des Mädchens, das er zur Frau begehrt, ein Heirathsgeld. Die erste Frau und ihre Kinder gelten als die rechtmäßigen. Nach dem Tode des Vaters darf der Sohn alle Weiber desselben, nur nicht die eigene Mutter und leibliche Schwester, heirathen.

Die Tataren glauben an einen höchsten Gott, groß, erhaben über alles Irdische, bringen ihm täglich Weihrauch und Gebete und flehen zu ihm um Segen und Gesundheit. Erst Dschingis-Khan verkündete diese Religion in seinem Gesetzbuche den Mongolen. Daneben verehren sie einen zweiten Gott Natigay (Jtoga), dessen Bild, mit Filz oder Tuch bedeckt, von seinem Weibe und seinen Kindern umgeben, in jedem Hause steht. Dieser Gott steht allen irdischen Angelegenheiten vor, schützt die Kinder und das Besitzthum und verleiht den Segen der Ernte. Die Reichen kleiden sich hier in golddurchwirkte Seide, in Hermelin, Zobel und andere köstliche Pelze. Ihre Waffen sind Bogen, eiserne Kolben, auch Speere, doch sind sie in der Führung des Bogens am geschicktesten. Aus dicken Büffel- und anderen Thierhäuten, die sie am Feuer trocknen und härten, machen sie sich sehr feste Rüstungen. In der Schlacht kämpfen sie auf's Tapferste, denn sie achten das Leben nur gering, daher sind sie auch grausam gegen ihre Feinde. Mühe und Entbehrungen tragen sie mit Leichtigkeit. Zwei Tage und zwei Nächte können sie zu Pferde bleiben, ohne abzusteigen und zu schlafen. Kein Volk übertrifft dieses Steppenvolk in Ausdauer und Geduld, im Gehorsam gegen ihre Führer, keines bedarf so blutwenig zum Unterhalt. Deshalb hält sie Marco Polo für fähig, die Welt zu erobern, ein Wagniß, womit sie bereits mit beträchtlichem Erfolge begonnen haben. Will ihr Oberhaupt Krieg führen, so stellt er sich an die Spitze eines Heeres von 100,000 Mann zu Pferde und setzt Hauptleute über je 10, 100, 1000 und 10,000 Mann, so daß das Heer wohlgegliedert und jedem Befehl gefügig ist. Auf dem Marsche zieht eine Abtheilung zwei Tagemärsche voraus, andere Abtheilungen decken die Flanken und bilden den Nachtrab. Auf weiteren Märschen leben sie meist von Milch und führen nur Lager- und Kochgeräthe und kleine Zelte von Filz mit sich. Jeder Mann muß 18 Rosse und Stuten haben, zum Wechseln und zur Nahrung. So reisen sie wol 10 Tage, ohne gekochte Speisen zu genießen, öffnen dann, wie uns Marco versichert, den Pferden eine Ader und trinken das Blut. Von dem rahmigen Theile der Milch bereiten sie eine Art Käse, den sie an der Sonne trocknen. Von diesem nimmt jeder Reiter 10 Pfund mit sich auf den Marsch, thut jemalig in der Frühe ein halbes Pfund in eine Beutelflasche mit Wasser, das beim Reiten in einander geschüttelt und in eine dünne Suppe verwandelt wird, das ist des Tataren Mahlzeit. In der Schlacht weichen sie einem Handgemenge aus, umschwärmen lieber den Feind mit ihren behenden Pferden und beschießen ihn mit Pfeilen von allen Seiten, fliehen und tödten im Davoneilen Mann und Roß, so daß sie bereits gesiegt haben, wenn der Feind meint schon Sieger bleiben zu können.

Ihre Pferde wenden sich auf ein gegebenes Zeichen sofort nach allen Richtungen und erleichtern durch Beweglichkeit und Folgsamkeit den Sieg. Dieses sind die ursprünglichen Lebens- und Kriegssitten der Tataren. Seit der Eroberung von China fangen sie an zu sinken.

Nördlich vom Altai-Gebirge breitet sich die Ebene Bargu (Sibirien) 60 Tagereisen weit aus, von den wilden Horden bewohnt, die meist von Rennthieren leben, welche man auch zum Reiten abzurichten versteht. Ihre Sitten gleichen denen der Tataren, und auch sie sind dem Großkhan unterworfen. Das Land der Merkiten grenzt an den Ozean, wo es auf einer weit nach Norden liegenden Insel so viele und treffliche Geierfalken giebt, daß der Großkhan von hier seine Jagdvögel bezieht. — Reist man von Kampion fünf Tage nach Osten, so kommt man in das Königreich Erginul, mit der Hauptstadt desselben Namens (Liang-tschéu), das auch zur Provinz Tanguth gehört. Von hier führt eine südöstliche Straße nach Kataia und der Stadt Singui, in welchem Lande (Si-ning) wilde Rinder fast von der Größe der Elefanten leben, schön weiß und schwarz gefleckt, mit glattem Haar, das aber zwischen den Schultern bis zu drei Spannen aufsteht und weiß und weicher als Seide ist (der tanguthische Büffel). Von diesen Thieren brachte Marco einige nach Venedig. Sie lassen sich zähmen, und die Rinder, die von ihnen und der gewöhnlichen Kuh erzeugt werden, sind edler, kräftiger und ausdauernder als irgend eine andere Art. Auch wird hier der schönste und kostbarste Moschus erzeugt, von einer Ziege, die der Antilope ähnlich ist, doch keine Hörner, sondern vier Hauzähne hat, die oben und unten drei Finger lang und weiß wie Elfenbein vorstehen. Zur Zeit des Vollmonds bildet sich ein Schwär voll geronnenen Blutes in der Nabelgegend, dann wird das Thier am leichtesten im Mondlicht gefangen, die Haut abgezogen und an der Sonne mit dem Inhalte, der den Moschus giebt, getrocknet. Auch Fasanen von schönem Gefieder, fast so groß wie unsere Pfauen, giebt es hier. Die heidnischen Einwohner treiben Handel, Gewerbe und Ackerbau, sind häßlich, zum Dickwerden geneigt, haben kleine Nasen, schwarzes Haar und wenig Bart; doch sind die Frauen von weißer Haut, wohlgestaltet und von freien Sitten, deren der Mann so viel nimmt, als er ernähren kann.

Oestlich von Erginul kommt man nach Egrigaia (Hing-tschéu am Hoang-ho) mit der Stadt Kalacia, wo Kamelottücher aus Kameelhaar und die feinsten weißen Wolltücher gewebt werden. Von hier nach Nordost liegt Tenduk (oder Tendak, jetzt nur noch in Ruinen vorhanden), dessen König Georg der vierte Nachfolger des Priesters Johann (Ungkhan) und aus dessen Stamme ist. Er ist Christ und Priester, hat sein Land vom Großkhan zu Lehen und wie die anderen Prinzen seines Hauses eine Tochter desselben zum Weibe. Die Einwohner, Christen wie Mohammedaner, sind zu Handwerk und Handel sehr geschickt, fertigen die schönste Azurfarbe, Stoffe aus Kameelhaar und andere. Weiter gegen Osten reiste Marco an vielen Städten vorbei, wo schöne goldene Gewebe mit Perlmutter verziert, prächtige Seidenzeuge, treffliche Waffen und alle Arten von Kriegsrüstungen gefertigt, auch reiche Silbergruben bebaut werden. So kam er in die Stadt Cianganor (Schanganor, Tsahán-Nor), d. i. weißer See. Hier hat der Großkhan einen Palast, umgeben von Seen und Strömen, die mit unzähligen Schwä-

nen besetzt sind, und von Ebenen, die voll sind von Kranichen, weißen, bunten und schwarzen, von Fasanen, Rebhühnern und Vögeln aller Art; darum jagt er hier auch am liebsten mit Falken und Sperbern. In einem nahen Thal läßt er jährlich Hirse, Buchweizen und andere Körner für die Vögel säen, und bei hoher Strafe darf Niemand diese Saat angreifen. Viele Wärter sind aufgestellt zur Pflege, und wenn diese pfeifen, kommen die Vögel von allen Seiten, um ihr Futter zu holen. Auch kleine Hütten sind für sie erbaut, daß sie die Nacht darin zubringen.

Drei Tage weiter in nordöstlicher Richtung liegt die Stadt Xandu (Schantu), die Kublai-Khan mit einem Palast aus Marmor von bewunderungswürdiger Pracht hat bauen lassen. Die eine Hauptseite dieser Kaiserwohnung steht gegen die innere Stadt, die andere gegen die Mauer. Eine Mauer von 16 Meilen umgiebt ihn und einen weiten Park, zu dem man nur durch den Palast gelangen kann. Im Park wechseln auf's Anmuthigste Wälder und Wiesen, von Bächen durchströmt, von Dammhirschen, Rehen und allerlei Wild belebt. In Käfigen werden 200 Jagdvögel gehalten, die der Großkhan selbst wöchentlich einmal besichtigt. Wenn er durch diese Thiergärten reitet, führt er Jagdleoparden auf Pferden mit sich, die, sobald der Wärter sie losläßt, in raschem Jagen einen Hirsch oder ein anderes Wild erfassen, das dann den Falken zur Atzung gegeben wird. Mitten im Park steht ein Lusthaus auf goldenen und bemalten Säulen, um jede Säule entfaltet ein vergoldeter Drache seine Flügel, während sein Kopf den Vorsprung des Daches stützt, das von vergoldetem Bambusrohr ist und mit einem Firniß bemalt, der keine Nässe durchläßt. Die Bambusrohre, 3 Spannen im Umfang und 10 Klafter lang, sind von oben nach unten in gleiche Theile zerschnitten, so daß sie Rinnen bilden, und so mit beiden Enden an den Dachstuhl befestigt. 200 seidene Seile stützen auf jeder Seite das leichte Gebäude, das ganz zerlegt und nach Belieben wieder aufgestellt werden kann, gegen die Gewalt des Windes. Ringsherum ist die Luft überaus mild und heilsam, weshalb hier der Großkhan drei Monate, Juni, Juli und August, sein Hoflager hält. — Er hat einen Marstall von 10,000 Hengsten und Stuten, weiß wie Schnee, von deren Milch Niemand trinken darf, der nicht zum Stamme der Dschingis-Khan gehört. Jährlich am 21. Mondestage des August sprengt der Großkhan nach dem Ausspruch der Sterndeuter die Milch dieser Stuten in den Wind als Opfer für die Geister und Götter, und ruft ihren Schutz dabei an. Wenn aber Regen droht, so besteigen die Sterndeuter das Dach des Palastes und beschwören das Wetter, so daß, wenn es ringsum stürmt, der Ort des Opfers unangefochten bleibt. Auf den Ruf ihrer Heiligkeit sich stützend, erscheinen, so erzählt Marco Polo, diese Priester in unanständigem Aeußern; denn sie verachten Reinlichkeit und Lebensgenuß, ja sie essen selbst von den Leichnamen der Hingerichteten. Ihre höllische Kunst grenzt an's Unglaubliche. Wenn der Großkhan an der Tafel sitzt, so bewirken sie, was freilich unsere heutigen europäischen Zauberer am Ende auch zu Stande brächten, daß die Gläser und Flaschen auf dem nahen Büffet sich selbst mit Wein, Milch und anderen Getränken füllen, während ein anderes Kunststück, vermittels dessen die Gläser und Becher durch die Luft zehn und mehr Schritte weit zum Großkhan gelangen und wieder zurück zum Büffet, wenn sie geleert sind, schon in die höhere Magie einschlägt.

---

4. Mittheilungen über den Großkhan.

Im zweiten Buche seines Reisewerkes erzählt Marco die Thaten Kublai-Khan's, der im Jahre 1256, 27 Jahre alt, die Regierung antrat, nachdem er sich in allen Kriegen den Ruf des fähigsten und weisesten aller tatarischen Feldherren erworben hatte. Nach der Thronbesteigung übergab er die Kriegsleitung seinem Sohne und seinen Hauptleuten, nur den Krieg gegen Nayan, seinen Verwandten, der sich im Jahre 1286 mit Kaida, einem anderen mächtigen Fürsten, gegen ihn verband, führte er in eigener Person. In 20 Tagen sammelte er ein großes Heer und überfiel die Kriegsmacht des Nayan, während dieser noch schlief. Kublai leitete die Schlacht auf einem hölzernen Kastell, das vier Elefanten trugen, deren Leiber mit Panzern von gehärtetem Leder geschützt waren; golddurchwirkte Decken hingen über diese Panzer herab. Armbrust- und Bogenschützen umgaben ihn im Kastell und die große kaiserliche Fahne mit den Bildern der Sonne und des Mondes flatterte darüber. Sein Heer bestand aus 30 Abtheilungen zu Roß, je von 10,000 Mann, welche Massen er in drei Abtheilungen so ausbreitete, daß sie die Armee Nayan's überflügeln mußten. Vor jeder Abtheilung war Fußvolk aufgestellt, das sich hinten auf die Rosse schwang, sobald die Reiter sich zur Flucht wendeten, und heruntersprang, sobald diese einen neuen Angriff unternahmen. Auf den Befehl des Großkhans erschallte auf beiden Flügeln zugleich das Zeichen zum Kampf mit unendlichem Getön aus allerlei Blasinstrumenten, worauf Schlachtgesänge folgten. Dann schoß eine dichte Wolke von Pfeilen auf jeder Seite nieder und streckte ganze Reihen von Männern und Rossen zu Boden. Das Handgemenge folgte mit Lanzen, Schwertern und eisenbeschlagenen Kolben; haufenweise thürmten sich die Leichname auf, so daß es für beide Parteien unmöglich wurde, vorzurücken. Der Sieg schwankte vom Morgen bis zum Abend, denn auch für Nayan, der sehr beliebt war, focht sein Heer mit verzweiflungsvollem Muthe. Endlich wandte sich dieser zur Flucht, wurde aber ereilt und auf Kublai's Befehl zwischen zwei Teppiche gelegt und so lange hin- und hergeschüttelt, bis er verschied, denn weder die Sonne noch die Luft durften Zeugen sein, wenn das Blut eines kaiserlichen Verwandten vergossen wurde.

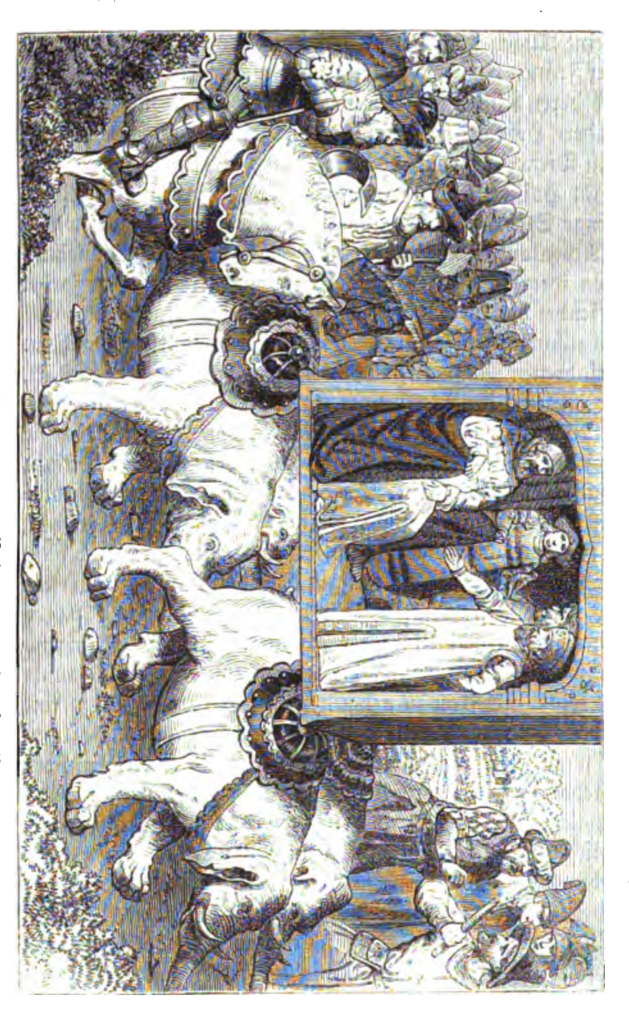
Nach dem gewaltigen Siege hielt der Großkhan einen prächtigen Einzug in die Hauptstadt Kambalu (Peking) und residirte hier bis zum Osterfest. Bei diesem Feste gab er den Christen die unzweideutigsten Beweise, wie sehr er Jesus Christus als einen der vornehmsten Propheten und dessen Religion verehre, die von den Bekennern nichts verlange, als was heilig und gut ist. Doch weigerte er sich stets, Christ zu werden, denn er glaubte fest an die mächtigen Zauberkünste seiner Priester, deren die Christen nicht fähig seien. Aus seinen weisesten Fürsten erwählte er 12 in den obersten Rath und betraute sie mit der Aufsicht und der Sorge über sein Kriegsheer; nach ihren Berichten ertheilte er Ehrenbezeigungen und Würden. Die Hauptleute über 100 Mann erhielten als Zeichen ihrer Macht Tafeln von Silber, die über 1000 Mann solche von Gold mit dem Haupt des Löwen und einer Inschrift, welche bei Strafe des Todes gegen den Träger der Tafel Gehorsam gebot. Der Oberbefehlshaber trug eine große goldene Tafel mit den Bildern des Löwen, der Sonne und des

Mondes; wenn er ausritt, wurde ein Sonnenschirm als Zeichen seines Ranges über sein Haupt gehalten, und wenn er sich setzte, ruhte er auf silbernem Sessel.

Kublai-Khan — so schildert Marco seinen mächtigen Gönner — war mittelgroß, von wohlgebildeten Gliedern und ebenmäßiger Gestalt; seine Gesichtsfarbe licht, mit leichtem Roth überflogen, wie der liebliche Schein der Sonne, sein Wesen voll Anmuth; seine Augen dunkel und schön, die Nase wohlgebildet und vortretend. Er besaß vier Frauen vom ersten Range, deren erstgeborene Söhne zur Nachfolge berechtigt und deren Kinder alle rechtmäßig sind. Jede von ihnen heißt Kaiserin, hat ihre besondere Hofhaltung und nicht weniger als 300 Jungfrauen von großer Schönheit zu Dienerinnen mit vielen Frauen, Edelknaben und Verschnittenen, so daß sich ihr Hofstaat auf 10,000 beläuft. Außerdem verfügt der Großkhan über eine Menge Sklavinnen, die alle aus der Provinz Ungut (wahrscheinlich das chinesische Alpenland Ninguta) geholt werden, denn alle Einwohner sind hier berühmt wegen ihrer schönen Gesichtsbildung und lichten Hautfarbe. So oft es ihm gefällt, sendet der Großkhan dorthin seine Beamten, welche alle Jungfrauen der Provinz zusammenrufen und 4- bis 500 der schönsten auswählen. Von besonders darin erfahrenen Männern wird dann die Schönheit der Gestalt, Haar, Auge und Mund geprüft, ihr Werth nach Karat, 16, 18, 20 und mehr, abgeschätzt und die von 20 bis 22 für den Hof zurückbehalten. Hier werden sie abermals von einem besonderen Ausschuß geprüft und 20 bis 30 nach der höchsten Schätzung für den Großkhan zurückbehalten. Diese werden nun Nachts von vornehmen Frauen beobachtet, ob sie keine sonstigen Mängel haben, nicht schnarchen, von reinem Athem und frei von üblen Ausdünstungen sind. Haben sie auch diese Prüfung überstanden, so versehen sie in Abtheilungen von je fünf in den innersten Gemächern des Palastes den Dienst, denn hier ist die Aufwartung nur jungen Mädchen vertraut; die geringer geschätzten werden den Herren der Hofhaltung zugewiesen und bei diesen im Kochen, Kleidermachen u. s. w. unterrichtet. Wünscht ein Herr vom Hofe eine solche zur Frau zu nehmen, so giebt der Großkhan eine reiche Mitgift. Deshalb freuen sich alle Väter, wenn ihre Töchter für den Hof hübsch genug befunden werden, und glauben in solchem Falle, dieselben seien unter günstigem Stern geboren, da der Großkhan sie am besten verheirathen kann.

Des Großkhans Palast in Kambalu, wo er vom Dezember bis Februar residirt, steht an der südlichen Seite der Stadt, von einer Mauer und einem tiefen Graben umgeben, und bildet ein Viereck, dessen Geviertseiten je acht (chinesische) Meilen in der Länge haben, und ein Thor, das stets von Volk aus allen Gegenden umlagert ist. Innerhalb der Mauer ist ein Zwischenraum von einer Meile in der Breite für die Truppen; dann folgt eine zweite Mauer, die ein Viereck von sechs Meilen im Umfang einschließt und drei Thore auf der südlichen und drei auf der nördlichen Seite hat, durch deren mittlere der Großkhan allein aus- und einzieht. Acht große Gebäude stehen in diesem Bezirk, gefüllt mit dem kaiserlichen Kriegszeug. Der dritte Bezirk, von 20 Fuß hohen, mit weißen Zinnen gezierten Mauern umgeben, umschließt ein Viereck von vier Meilen, hat sechs Thore und acht große Gebäude mit des Kaisers Kleidung und Hofgeräthe. Ueberall sind schöne Waldungen und Wiesen, mit zahmen und wilden Thieren aller Art, überall ist üppige Weide. Drei Fuß hohe, gepflasterte Fußwege führen nach allen

Richtungen, so angelegt, daß das Regenwasser sogleich auf die Wiese abläuft. In dieser innersten Mauer steht der Palast des Großkhans, an Größe ohne Gleichen, denn er reicht vom nördlichen bis zum südlichen Ende der Mauer und umschließt einen weiten Hof, über den aber nur Personen von Rang und die Wache schreiten dürfen. Er besteht aus einem Erdgeschoß und einem Dach und steht auf einer zehn Spannen über dem Boden erhabenen, gepflasterten Platform, die ringsum von einer Marmormauer mit schönem Säulengeländer umgeben ist. Die Wände der Hallen und Zimmer zieren vergoldetes Schnitzwerk, Figuren von Kriegern, Drachen und allerlei Vögeln, Darstellungen von Schlachten und Jagdvergnügungen, und auch an der innern Seite des weit vorspringenden Daches sieht man nichts als Gold und Malerei. Auf jeder Seite des Palastes führt eine große Freitreppe von Marmorstufen hinauf und in die Halle, die nur zu den Gastmählern gebraucht wird und eine ungeheure Menge Volks faßt. Außerdem enthält der Palast eine große Zahl bewunderungswürdig schöner Zimmer mit Fenstern so durchsichtig und klar wie Krystall. Der hintere Theil des Palastes bewahrt in vielen Zimmern den Schatz, Gold und Silber, Edelsteine und Perlen und die köstlichsten Gefäße. Hier sind auch die Zimmer der Frauen und Kebsweiber, und in dieser Abgeschiedenheit vollendet der Großkhan am liebsten seine Geschäfte. Diesem Palast gegenüber steht der Palast seines Sohnes Cingis, ähnlich jenem in Allem.



Kublai-Khan in seinem Elefantenwagen. (Nach dem Livre des Merveilles.)

An seiner nördlichen Seite ist ein künstlicher Hügel von 100 Schritt Höhe und einer Meile in der Grundfläche, mit den schönsten immergrünen Bäumen besetzt, denn wo nur der Großkhan einen prächtigen Baum sieht, läßt er ihn ausheben und auf Elefanten hierher schaffen. Auf diesem „grünen Berge" steht ein zierlicher grüner Pavillon, und alles dies zusammen gewährt einen wunderbar köstlichen Anblick. Gegen Norden, noch in dem Bezirk der Stadt, ist die Höhlung, wo die Erde zu diesem Berge ausgegraben wurde; ein Bach ist hineingeleitet und das Ganze zu einem schönen Teich, das Vieh zu tränken, umgewandelt. Von hier läuft die Strömung über einen Aquädukt in ein weites Bassin zwischen den kaiserlichen Palästen, das die Tafel des Großkhans mit Fischen versorgt und am Ab- und Zufluß mit metallenen Gittern geschlossen ist. Schwäne und Wasservögel aller Art beleben den Teich und eine schöne Brücke führt von einem Palast zum andern.



Vornehme begeben sich an den Hof des Großkhans. (Nach dem Livre des Merveilles.)

Neben dieser ältern Stadt Kambalu, d. i. Stadt des Herrschers, hat der Großkhan aus Furcht vor Empörung, welche ihm seine Sterndeuter verkündigten, auf der anderen Seite des Flusses, an dem die Stadt liegt, eine neue erbaut Taidu (Ta-tû, d. i. neuer Hof) und alle Einwohner, welche aus der Provinz Kataja stammen, mit Ausnahme nur weniger Begünstigter, hierher versetzt. Auch diese neue Stadt, von einer weißen Mauer umgeben, hat die Gestalt eines Vierecks und 24 Meilen im Umfang. Sie ist durchaus rechtwinklig angelegt, so daß

schnurgerade Straßen, zu beiden Seiten mit Buden und Kaufläden besetzt, von einem Thor zum andern führen. Alle Grundbesitzungen sind in's Geviert vertheilt und stehen in gerader Linie zu einander, so daß die Stadt völlig einem Schachbret gleicht. Der Wall hat 12 Thore, drei an jeder Seite, über jedem Thore und in jedem Raum zwischen zwei Thoren steht ein großes Gebäude, wo die Waffen der Stadt aufgestellt sind. Jedes Thor wird von 1000 Mann bewacht. Im Mittelpunkt der Stadt hängt in einem hohem Gebäude eine große Glocke; wenn diese des Nachts angeschlagen wird, darf sich Niemand mehr auf der Straße sehen lassen, er habe denn einen Todtkranken oder eine Frau in Kindesnöthen im Hause, und auch dann muß er ein Licht tragen. Wer von den Wachen, die 20 bis 40 Mann stark jede Nacht umziehen, gefangen wird und sich nicht genügend entschuldigen kann, erhält die Bastonnade. Vor jedem Thor ist eine Vorstadt, die bis zum nächsten Thore reicht, so daß die Vorstädte zusammen größer sind als die Stadt. In diesen sind in Zwischenräumen von einer Meile Gasthöfe und Karawanserais für die fremden Kaufleute gebaut, für jedes Volk besondere.

Des Großkhans Leibwache besteht aus 12,000 Reitern, den Kasitan oder Quiesitan, d. i. Getreue des Herrn. Sie werden von vier Hauptleuten befehligt, deren jeder mit seinen 3000 drei Tage und drei Nächte die Wache hat; doch dürfen auch die Uebrigen ohne Erlaubniß den Palast nicht verlassen. Hält der Großkhan feierlichen Hof, so steht eine Tafel vor seinem erhabenen Thron. Er sitzt auf der nördlichen Seite der Halle, das Gesicht gegen Süden gewendet, ihm zur Linken die Kaiserin, zur Rechten auf etwas niedrigeren Sesseln seine Söhne und Enkel; dann folgen die anderen Prinzen, die Reichsbarone und Ritter auf noch tieferen Sitzen; in gleicher Ordnung sitzen auf der linken Seite des Thrones die Gemahlinnen der Anwesenden. Der größte Theil der Ritter und ihrer Frauen schmaust auf Teppichen, und außen vor der Halle steht eine ungeheure Menge Volkes mit Geschenken und Bitten. Von seinem Thron aus überschaut der Großkhan das Ganze. — In der Mitte der Halle befindet sich ein prachtvolles Kunstwerk in Gestalt eines viereckigen Schreins, drei Schritte in der Länge und drei in der Breite, mit schönen Thierfiguren geziert und ganz übergoldet. Im Innern birgt es ein kostbares, einem Kruge ähnliches Gefäß, das ungefähr eine Tonne faßt und mit Wein gefüllt wird. Auf jeder der vier Seiten steht ein kleineres Gefäß, etwa einem Oxhoft gleich, das Stuten-, Kameelmilch und andere Getränke enthält. In demselben Büffet sind auch die Trinkgefäße und Pokale aus Gold, deren jedes für 8 — 10 Personen ausreicht und vor je zwei Personen, Männer wie Frauen, gesetzt wird, zugleich mit einem silbernen oder goldenen Löffel in Gestalt eines Bechers zum Ausschöpfen. Besondere Hofmeister sorgen für die Rang- und Tischordnung. An jeder Thür stehen zwei Männer von riesiger Gestalt mit Stäben, um die Eintretenden zu hindern, daß sie beim Ueberschreiten nicht die Schwelle mit den Füßen berühren, denn dieses halten sie für ein Zeichen von böser Vorbedeutung. Die Herren, die den Großkhan bedienen, verhüllen Nase und Mund mit Schleiern und seidenen Tüchern, damit Speise und Wein nicht von ihrem Athem berührt werden, treten zurück und knieen nieder, sobald sie den Becher überreicht haben, worauf die Hofherren und

Alle, die zugegen sind, das Gleiche thun. Die Musiker schlagen ihre Instrumente, so lange der Großkhan trinkt; setzt er den Becher ab, so nehmen Alle ihre Plätze wieder. Nach dem Mahl werden die Tische entfernt, Schauspieler und Sänger, Gaukler und Zauberer treten ein und ergötzen den Großkhan und seine Gäste, bis Alle nach Hause gehen. — Der Geburtstag des Großkhans, der 28. Mondestag des Septembers, ist im ganzen Reiche ein großes Fest. Der Kaiser kleidet sich dann in ein köstliches, golddurchwirktes Gewand und 20,000 Fürsten und Vornehme in eben solche Gewänder von Seide und goldschimmernder Farbe mit golddurchsticktem Gürtel und ähnlichen Stiefeln, mit Steinen und Perlen, oft im Werthe von 20,000 Byzantinern. An dreizehn großen Festtagen werden diese Kleider getragen, und wenn die Herren so köstlich geschmückt sind, meint man wol, es seien lauter Könige. Zieht der Großkhan ein anderes Gewand an, so tragen auch die Großen ähnliche, doch sind es Kleider, die meistens 10 Jahre dauern.

Noch großartiger ist das Weißfest. Die Tataren rechnen den Anfang des Jahres vom Monat Februar und an diesem Tage legt der Großkhan mit allen seinen Unterthanen weiße Gewänder an, denn die weiße Farbe bedeutet Glück. Alle, welche Länder und Aemter unter dem Großkhan verwalten, überreichen ihm werthvolle Geschenke, Gold, Silber und edle Steine, mit vielen Stückchen weißen Tuches, als Zeichen ihres Glückwunsches. Aehnliche Geschenke machen sich gegenseitig die Großen und Vornehmen und umarmen sich mit lauten Freudenbezeigungen und den Worten: „Möge gut Glück Dich das Jahr begleiten und Alles, was Du unternimmst, nach Wunsch gedeihen!“ Am liebsten verehrt man dem Großkhan an diesem Tage weiße Rosse, die in diesen Ländern nicht ungewöhnlich sind, und wer es vermag, in der Zahl neunmal neun. So schenkt eine Provinz wol 81 Pferde, oder eben so viele Stücke Gold und Tuch. Auch die Elefanten des Großkhans, an Zahl 5000, werden an diesem Tage in prachtvollem Zuge vorgeführt, desgleichen die Kameele, alle beladen mit dem, was zum Hofstaat gehört. Am Morgen aber, zu Anfang des Festes, ziehen die Fürsten, Hauptleute und Beamte in der großen Halle vor dem Throne auf; die nicht hinein können, bleiben draußen, so daß der Großkhan sie übersehen kann. Wenn Alle nach ihrem Range geordnet sind, ruft der Obermarschall: „Bückt Euch und betet an!“ worauf sich Alle mit dem Antlitz zur Erde neigen. Wieder ruft Jener: „Gott segne unsern Kaiser und erhalte ihn lange in der Freude des Glücks und im Ueberfluß aller Länder!“ — und Alle antworten: „Gott, erhalte den Kaiser; Gott, gieb es!“ und werfen sich vier Mal nieder. Dann schreitet der Würdenträger zu einem reichgeschmückten Altar, auf welchem eine rothe Tafel mit den Namen des Großkhans steht, und beräuchert diese mit einer Räucherpfanne. Nun nahen auch die Uebrigen und bringen ihre Gaben dar. Nachdem der Großkhan darauf einen Blick geworfen, werden die Tafeln hergerichtet und das Mahl in der oben beschriebenen Weise beginnt.

Während seines Aufenthalts in Peking, vom Dezember bis Februar, veranstaltet der Großkhan auf vierzig Tagereisen weit ein allgemeines Treibjagen. Dazu läßt er aus den Nachbar-Provinzen Wild aller Art senden; dann werden die Plätze, wo das Wild sich aufhält, von allen Leuten, die in dieser Provinz Land besitzen, in immer engeren Kreisen umstellt und hierauf; das Wild mit Hunden und Pfeilen getödtet. Leoparden, Luchse und schöne Tiger läßt der

Großkhan zur Jagd abrichten, und es gewährt einen prächtigen Anblick, wenn ein solches Thier losgelassen wird und mit wüthender Schnelligkeit den Eber, den wilden Stier, Hirsche und Bären überholt. Sie werden in Käfigen auf Wagen mitgeführt und ein kleiner Hund ist ihnen beigegeben, mit dem sie sich bald befreunden. Auch Adler werden abgerichtet, auf Wölfe zu stoßen, und sie sind so groß und stark, daß kein Wolf sich ihnen entwinden kann. Zwei Ober-Jägermeister befehligen jeder 10,000 Jäger. Die eine Abtheilung trägt rothe, die andere lichtblaue Kleider und jede führt gegen 5000 Hunde mit sich. Auf der Jagd besetzt jene das Feld rechts, diese links, und so rücken beide vor, bis sie einen Landstrich von einer Tagereise besetzt haben, daß kein Wild ihnen entgeht. Es ist ein heiteres Schauspiel, diese Jäger in ihrem Treiben und die Klugheit der Hunde zu sehen, wenn der Großkhan mitten im Kreise ist und die Hirsche, Bären und zahllose andere Thiere nach allen Richtungen verfolgt werden. Von Anfang Oktober bis Ende März müssen die beiden Jägermeister dem Hofe täglich tausend Stück Wild und eine Menge Fische liefern. Im Anfang März verläßt der Großkhan Kambalu und zieht zwei Tagereisen nach Nordwesten gegen den Ozean, begleitet von 10,000 Falknern und Voglern, um mit Sperbern, Sakern und Geierfalken das Wild an den Flüssen zu jagen. Dazu kommen noch 10,000 Taskaol (Wächter), die in kleinen Trupps über die weite Gegend vertheilt sind, mit der Pfeife die Jagdvögel an sich locken und sie dann, mit der Kappe verwahrt, den Falknern zurückbringen, denn jeder Vogel trägt ein silbernes Täfelchen am Bein mit den Namen des Eigenthümers. Ein besonderer Beamter, Bulangazi, der sein Zelt auf dem erhabensten Punkt des Feldes mit seinem Fähnlein aufgeschlagen hat, führt die Aufsicht über diese Wächter und alles Gefundene wird zu ihm gebracht; wer Etwas verloren hat, meldet sich dort.

Der Großkhan sitzt in einem Pavillon, der in den Pässen von zwei, auf der Ebene von vier Elefanten getragen wird, und innen mit golddurchwirktem Tuch, außen mit Löwenfell überzogen ist. Zwölf seiner besten Geierfalken und zwölf seiner begünstigtsten Barone sind bei ihm, viele Andere reiten ringsumher und geben Kunde, wenn Vögel in der Nähe sind. Dann erhebt er den Vorhang, läßt die Falken fliegen und sieht von seinem Ruhebette aus, wie diese nach langem Kampfe die Kraniche bewältigen. Hat er sich an diesem Schauspiel gesättigt, so begiebt er sich an den Platz, wo die Pavillons und Zelte seiner Söhne und Großen rings um sein kaiserliches Zelt, das wol 10,000 Mann faßt, stehen. Dieses ist gegen Morgen mit einem zweiten Zelte verbunden, das in einer weiten Halle den Großkhan mit seinen Vertrauten aufnimmt und eine zweite zum Schlafen für ihn enthält. Daneben stehen die prächtigen Zelte seiner Gemahlinnen, während andere Zelte und Zimmer die Dienerschaft und den Haushalt bergen. Die Zelte sind außen mit gestreiften Tigerhäuten, innen mit Hermelin und Zobel so dicht bedeckt, daß weder Regen noch Wind eindringen kann; die Seile sind von Seide und alle Hallen von drei geschnitzten und vergoldeten Säulen getragen. Man meint in einer volkreichen Stadt zu sein, denn des Kaisers sämmtliche Familie und Hofstaat begleiten ihn. So jagt er bis zum Osterheiligenabend an den Flüssen und Seen, ein Vergnügen, dessen Großartigkeit Niemand begreifen kann, der es nicht gesehen hat.

In die Hauptstadt zurückgekehrt, hält der Fürst drei Tage lang prächtigen Hof mit glänzenden Festen, und auch die Herrlichkeit dieser Tage geht über alle Begriffe, die Menge des Volkes in der Stadt ist nicht zu zählen. In der inneren Stadt wird keine Leiche begraben noch verbrannt, Niemand hingerichtet. Wo auch immer der Kaiser seinen Hof hält, dahin strömen Kauf- und Gewerbsleute aller Art und erfüllen die innere Stadt und die Vorstädte. Aus dem ganzen Kataia strömen die Waaren zusammen und viele tausend Wagen kommen allein mit roher Seide, denn goldene Gewebe und Seidenstoffe aller Art werden hier in ungeheurer Menge verfertigt. Rings um die Hauptstadt liegen viele Städte, deren Einwohner nur vom Hofe leben.



Alte chinesische Banknote.

In Kambalu ist auch die Münze des Großkhans. Papiergeld verstand man schon damals im fernen Ostasien zu fertigen und zwar folgendermaßen. Man nimmt den dünnen Bast, der zwischen der Borke und dem Holz der Maulbeerbäume sitzt, läßt ihn einweichen, in einem Mörser zerreiben und gewinnt daraus ein Papier, das dem Baumwollenpapier gleicht, aber schwarz ist. Dieses wird in länglich viereckige Stücke von verschiedener Größe zerschnitten; das kleinste gilt einen Pfennig, größere einen bis zehn Groschen, noch andere einen bis zehn goldene Byzantiner. Solches Papier wird mit großem Aufsehen und Gepränge verfertigt, als ob es löthig Silber oder klares Gold wäre, denn eine Anzahl besonders dazu angestellter Beamten schreibt ihren Namen darauf und der oberste Münzmeister stempelt es mit einem in Zinnober getauchten Siegel. Wer es nachmacht, erleidet Todesstrafe, und wer sich weigert es anzunehmen, wagt sein Leben. Zu verschiedenen Zeiten des Jahres langen große Karawanenzüge mit kostbaren Waaren an, welche auf Befehl des Großkhans von 12 erfahrenen Männern geschätzt werden; ein billiger Gewinn wird darauf geschlagen und alle Zufuhr gegen Papiergeld vom Großkhan angekauft. Beschädigtes Papiergeld wechselt die Münze gegen neues um, doch mit Abzug von drei Prozent, giebt auch edles Metall dafür dem, der es braucht. Das ganze Heer wird nur mit Papiergeld bezahlt, und so gebietet der Großkhan über einen größeren Schatz, als irgend ein Monarch in der Welt; denn an Papiergeld fehlt es dem glücklichen Manne nie.

Dem gesammten Heerwesen wie den inneren Angelegenheiten stehen zwei höchste Behörden vor von jemalig 12 Personen; jener, der Thai, d. i. oberster Hof, entscheidet über Alles, was das Heer betrifft; dieser, der Sing d. i. zweiter Hof, leitet die Regierung des ganzen Reiches wie der einzelnen Provinzen und hat in Kambalu einen großen Palast mit einer Unzahl von Beamten.

Hochstraßen führen von der Hauptstadt nach allen Provinzen, auf denen in Zwischenräumen von 20 bis 30 Meilen Posthäuser eingerichtet sind, so schön, daß Könige in geziemender Weise aufgenommen werden können. Jede Station hat 400 gute Pferde, von denen die Hälfte immer auf der Weide, die andere zum Dienst bereit ist. Auch in den gebirgigsten Gegenden hat der Großkhan solche Posthäuser mit allem Nöthigen einrichten lassen und Bewohner hingeschickt, so daß ganze Dörfer in der Nähe entstanden sind. So sind im ganzen Reiche wol 200,000 Pferde und 10,000 Posthäuser für das Postwesen bestimmt. Diese praktische, erfolgreiche Einrichtung dünkte unserem Reisenden so wunderbar, wie man sich leicht vorstellen kann. Zwischen den Posthäusern sind von drei zu drei Meilen kleine Dörfer angelegt, jedes mit etwa 40 Hütten, wo die Fußboten des Großkhans wohnen. Sie laufen nur von einem Dorf zum andern und tragen am Gürtel kleine Schellen, um ihr Kommen anzuzeigen, damit der Ablösende sogleich bereit steht; so durcheilen die Nachrichten in kürzester Zeit weite Strecken, und oft wird eine Frucht Morgens in Kambalu gepflückt und am nächsten Abend dem Großkhan in Ciandu überreicht, wozu man sonst zehn Tage brauchen würde. Ein Schreiber auf jeder Station zeichnet die ankommenden und abgehenden Kouriere auf und andere Beamte untersuchen monatlich alle Stationen. Die Kouriere sind frei von Steuer und erhalten gute Löhnung, ihre Pferde werden von den Bewohnern der Stationen verpflegt und alle Dörfer und Städte sind verpflichtet, eine gewisse Anzahl von Postpferden zu stellen und zu unterhalten. An Flüssen und Seen müssen die nächsten Städte stets drei bis vier Kähne bereit halten und an den Wüsten für die Fortschaffung der Gesandten und Boten Sorge tragen. Mit außerordentlichen Depeschen reiten solche Boten 200—250 (chinesische) Meilen in einem Tage und tragen dann eine Tafel mit dem Geierfalken als Zeichen der höchsten Eile. Sie umgürten den Leib fest, binden ein Tuch um den Kopf und reiten so schnell sie können; in der Nähe des Posthauses stoßen sie in ein weitschallendes Horn und finden sogleich frische Pferde bereit, reiten auch wol, wenn kein Mondlicht ist, die ganze Nacht, von Läufern mit Fackeln begleitet.

Jedes Jahr schickt der Großkhan Abgeordnete aus, um den Stand der Ernte in allen Provinzen zu erfahren. Wo Mißwachs ist, treibt er keine Schatzung ein und füllt die Speicher mit dem Getreide, das er bei guten Ernten aufkauft und stets nur zur Zeit der Noth um den Marktpreis verkauft. Findet irgendwo eine Viehseuche statt, so entschädigt er die Betroffenen aus den eigenen Heerden. So steht er überall dem Volke bei, damit es von seiner Arbeit leben und seinen Wohlstand mehren kann. Auch hat er zu beiden Seiten der Landstraßen zwei Schritt von einander Bäume pflanzen lassen, die im Sommer Schatten geben und im Winter, wenn Schnee liegt, den Weg zeigen. Geht die Straße durch felsiges Gebirge, so läßt er Steine setzen und Wegsäulen aufrichten.

Die Einwohner der Provinz Kataja bereiten eine Art von Wein aus Reis

und Spezereien, der klar und angenehm von Geschmack ist und, heiß getrunken, schneller berauscht als irgend ein anderes Getränk. Auch verbrennen sie schwarze Steine (Steinkohlen), die zwar keine Flamme geben, sondern nur etwas auflodern, aber viel Hitze ausströmen. Die ungeheure Menge der Einwohner braucht zum Heizen, Baden und Kochen so viel Feuerung, daß das Holz nicht ausreichen würde, während dieser Feuerungsersatz im größten Ueberflusse vorhanden und überaus wohlfeil ist. Erfährt der Großkhan von einer achtbaren Familie, die in Armuth gerathen ist, so giebt er her, was zu ihrem Jahresaufwand gehört. Ein besonderes Hofamt ist nur mit Verwaltung der Armen-Angelegenheiten betraut. Niemand wird Speise verweigert, der darum bittet, und kein Tag vergeht, an welchem nicht vom kaiserlichen Hof 20,000 Schüsseln Reis, Hirse u. a. vertheilt werden. Deswegen beten die Armen zu dem Großkhan wie zu einer Gottheit.

Gegen 5000 Astrologen und Schicksalsdeuter sind in Kambalu, für welche der Großkhan fast allein sorgt. Nach Astrolabien, auf denen die Planeten und die Stunden, in welchen diese den Meridian passiren, sowie die verschiedenen Aspekte für das ganze Jahr verzeichnet sind, bestimmen sie den Lauf und die Stellung der Gestirne und sagen die Erscheinungen der einzelnen Monate voraus, Sturm, Erdbeben, Seuchen, Verschwörungen und Kriege. Solche Wahrsagungen schreiben sie auf kleine Vierecke, Takuini genannt, und verkaufen das Stück zu einem Groschen. Wer etwas Neues unternehmen will, läßt sich jedes Mal vorher von ihnen über den Erfolg wahrsagen. Die Zeit berechnen die Tataren nach einem Cyklus von 12 Jahren und geben jedem Jahre den Namen eines Thieres, Löwe, Ochse, Drache, Hund u. s. w., die dann im nächsten Cyklus in derselben Ordnung wiederkehren. An einer hohen Stelle ihrer Zimmerwand hängen sie eine Tafel mit dem Namen des höchsten Gottes, opfern hier täglich Weihrauch und beten um Glück und Gesundheit, indem sie die Hände emporheben und mit dem Antlitz drei Mal auf den Boden schlagen. Unter dieser Tafel steht das Bild Natagai's, des Gottes über alle irdischen Dinge, mit seinem Weibe und seinen Kindern. Sie glauben, die Seele wandere unmittelbar nach dem Tode in einen anderen Leib und habe es dann, je nachdem sie es verdiene, besser oder schlechter. Im Umgange unter einander sind sie zierlich und höflich, grüßen sich mit freundlichster Artigkeit und zeigen in Allem gute Erziehung, Anstand und höchste Sauberkeit. Kindliche Undankbarkeit wird auf's Strengste bestraft. Uebelthäter sperren sie in's Gefängniß, doch werden sie entlassen, wenn der Großkhan alle drei Jahre die Gefängnisse öffnet; zuvor aber erhalten sie ein Brandmal auf die Wangen. Alle Glücksspiele und Betrügereien, denen die Katajer mehr als Andere ergeben sind, hat der Großkhan verboten. Wenn sie sich auf eine $1/2$ Meile dem Platze nahen, wo der Monarch sich aufhält, so nehmen sie schon eine demüthige Stellung an, so daß man kein Geräusch, kein lautes Sprechen vernimmt. Alle Vornehmen führen ein kleines Gefäß mit sich, in das sie spucken, und haben sie gespuckt, so legen sie den Deckel darauf und machen eine Verbeugung. Wenn sie bei Hofe eintreten, ziehen sie Stiefel von schönem weißen Leder an und geben die, welche sie getragen haben, den Dienern, um die Teppiche nicht zu beschmutzen.

---

5. Weitere Mittheilungen aus dem zweiten Bande der Reiseberichte Marco Polo's.

Nach dieser Schilderung kehrt Marco zu der Beschreibung der einzelnen Länder zurück. Zehn Meilen von der Hauptstadt kommt man an einen großen Fluß Pulisangan (d. i. Sang-kan, rechter Zufluß vom Pey-ho), der in den Ozean mündet und stets von vielen Schiffen belebt ist. Eine prachtvolle steinerne Brücke, 300 Schritt lang und 8 Schritt breit (diese Brücke besteht noch), führt hinüber; sie ruht auf 25 Pfeilern und 24 Bogen von Serpentinstein und ist auf beiden Seiten durch eine Brustwehr aus Säulen und Platten von Marmor geschützt. Auf der Höhe der bis zur Mitte aufsteigenden Brücke stehen anderthalb Schritt von einander zwei hohe Säulen mit Sockeln von Marmor, steinerne Löwen ruhen auf und neben der Säule. Auf jeder Säule des Geländers kauert ein steinerner Löwe und die Marmorplatten dazwischen sind mit schönem Bildwerk geziert. — Von hier gegen Norden reist man 30 Meilen durch ein fruchtbares Land mit schönen Gebäuden, Weinbergen nnd Ackerfeldern und kommt dann zu der Stadt Giogiu (Tscho-tschéu), wo einträglicher Handel blüht, Gold- und Seidengewebe und prächtige Schleier in Menge gefertigt werden. Zwei Straßen führen, die eine nach Südwesten durch die Provinz Kataia nach dem Königreiche Ta-in-fu (d. i. Tai-yan-fu in der Provinz Schansi), die andere durch die Provinz Man-ji (Honan), vorbei an schönen Städten und festen Plätzen voll Gewerbe und Handel. Kaufleute ziehen beständig von einer Stadt zur andern, wie gerade die Messen gehalten werden. Sieben Tagereisen weiter gegen Westen liegt die Stadt Pi-an-fu (d. i. Pin-gang-fu am Senho in Schansi); berühmt durch die Seide, die hier erzeugt wird, noch weiter westlich die große Festung Thaigin (Phu-tsin am Hoangho), in welcher sich ein prachtvoller Saal befindet mit den Bildnissen aller Fürsten, die hier residirt haben. 20 Meilen jenseits dieser Festung gelangt man zu einem mächtigen Flusse, dem Kara-moran (der Hoangho), der so breit und tief ist, daß keine Brücke hinübergeführt werden kann. Das Land ist überall voll von Städten und Burgen, reich an allerlei Gewürzen, an Seide, Fasanen und Vögeln in unglaublicher Menge. Weite Strecken sind mit dichten Waldungen von Bambusrohr besetzt, das oft 1½ Fuß im Umfang hat und zu allem Möglichen verwandt wird. — Noch sieben Tagereisen gegen Westen liegt die Stadt Quenzanfu (d. i. Sin-gan-fu), die Hauptstadt eines alten Königreichs, damals von Mangalu, dem Sohne des Großkhans, regiert. Gewebe aller Art, Waffen und Kriegsrüstungen werden hier in Menge von den Einwohnern gefertigt.

Wiederum 3 Tagereisen und man kommt in die Provinz Kun-kin, die sich mit dichten Wäldern über ein weites Gebirge 20 Tagereisen weit erstreckt und erfüllt ist von Tigern, Bären, sowie von Wild aller Art. Gegen Westen liegt Achbaluch Manji, d. i. die Grenze von Manji, reich an Früchten und besonders an Ingwer. Hat man dieses Bergland 20 Stationen weit durchzogen, so kommt man in das frühere Königreich Sindifu (Tsching-tu-fu) mit einer Stadt desselben Namens, die 20 Meilen im Umfang hat. Ueber ansehnliche Flüsse, welche die Stadt durchströmen, führen prächtige steinerne Brücken, mit Reihen von Marmorsäulen, welche Dächer stützen, denn alle Brücken sind hier mit Ziegeln und Holzwerk voll Malereien überdacht und an den Seiten mit Kaufhallen besetzt. Auch hat jede ein Zollhäuschen in

der Mitte. Unterhalb der Stadt vereinigen sich die Gewässer und bilden den mächtigen Kjang, dessen Lauf bis zum Ozean 100 Tagereisen beträgt. Von hier weiter reist man fünf Tage lang an Städten und festen Plätzen mit blühendem Gewerbe, Handel und Ackerbau vorbei, durch dichte Wälder mit allerlei Wild, und gelangt dann in das Land Tibet, das noch verwüstet liegt durch Mangu-Khans Waffen. Weil der Menschen so wenige geworden, haben sich die wilden Thiere, und besonders die Tiger, in so bedrohlicher Weise vermehrt, daß die Reisenden stets den größten Gefahren ausgesetzt sind. Nachts binden sie deshalb an ihren Haltepunkten feste Büschel von grünem, 10 Ellen langem Bambusröhricht und zünden diese an, worauf die Hitze das Rohr mit solchem Gekrach auseinander treibt, daß man es zwei Meilen weit hört und die wilden Thiere voll Furcht entfliehen. Die Pferde, mit eisernen Fußschellen gefesselt, schütteln sich vor Angst, gewöhnen sich indessen an ihre Lage. Während 20 Tagen findet man in diesem trostlosen und verwüsteten Lande weder Herberge noch Lebensmittel. Allmälig erblickt man wieder einige Schlösser und feste Plätze auf felsigen Höhen und betritt endlich ein besser aussehendes und wohlbebautes Land. Die Bewohner dieser Gegenden sind wild und grausam, die schlimmsten Diebe der Welt. Sie leben meist von der Jagd und vom Vogelfang, brauchen Korallen als Münze, kleiden sich in Leder, Thierfelle und leinenes Zeug, reden eine besondere Sprache und ihre Schwarzkünstler verstehen sich, wie uns Marco Polo erzählt, auf höllische Künste, indem sie Gewitter aufsteigen lassen und allerlei andere erstaunliche Dinge verrichten. Westlich von hier liegt das Land Kaindu, bei dessen Hauptstadt in einem großen Salzsee viele Perlen von weißer Farbe und in einem nahen Berge Türkisen gefunden werden. Als Geld braucht man Goldstangen nach dem Gewicht, als Scheidemünze flache Tafeln von Salz, zwei Pfennige im Werth und von den Beamten des Großkhans gestempelt. Eine Art Wein bereiten die Bewohner aus Weizen, Reis und Gewürzen, ein überaus köstliches Getränk. Ingwer, Kassia (Zimmt) und Gewürznägelein giebt es hier in Menge. Nach 15 Tagen kommt man an den Fluß Brius (Kincha-Kiang), der diese Landschaft begrenzt und wie andere Flüsse dieser Gegenden viel Goldsand führt.

Jenseits desselben gegen Westen liegt die Provinz Karajan (Yünnan), von Centemur, einem Enkel des Großkhans, regiert, gut bevölkert und wohlangebaut. Die Einwohner der Hauptstadt Jaci (d. i. Gori-thsu), Christen, Sarazenen und Götzendiener, brauchen Porzellanmuscheln (40 gleich einem venetianischen Groschen) als Geld, lieben ganz besonders ungekochtes Fleisch, das sie in kleine Stücke schneiden und in einer Salzbrühe mit Beimischung von verschiedenen Gewürzen pökeln.

Westlich von Jaci ist die Provinz Karazan (Karad-schang) gelegen, von des Großkhans Sohn Kogatin (Khogatschi) regiert. Auch hier fehlt es nicht an Goldsand in den Flüssen und Goldadern in den Bergen. Perlenmuscheln dienen als Scheidemünze. Hier findet man Schlangen von 10 Schritt Länge und 10 Spannen im Umfang (die Boa). Marco Polo muß mit denselben nicht in nähere Beziehung gekommen sein, denn er erzählt uns, daß sie in der Nähe des Kopfes zwei kurze Beine mit drei Tigerkrallen und Augen so groß wie ein Vierpfennigbrod hätten; ihr Rachen sei mit großen, scharfen Zähnen versehen und angelegt, um einen ganzen Mann mit einem Male zu verschlingen, und der Anblick

dieser Scheusale sei so furchtbar, daß kein Geschöpf sich ihnen nahe. Wenn sie Nachts aus der Höhle kröchen, um ein Wild zu erjagen und zu verschlingen, so wälzten sie sich zu einem nahen Wasser und verwundeten sich dabei nicht selten so schwer an den scharfen eisernen Spitzen, welche die Einwohner hier in den Boden trieben und mit Sand bedeckten, daß sie sterben müßten. Schreiende Raben geben den Jägern das Zeichen, wo das todte Ungethüm liegt, dessen Galle als ein Heilmittel gegen den Biß von wüthenden Hunden gilt, während sein Fleisch als Leckerbissen gesucht ist. Die wohlberittenen Einwohner tragen Rüstungen von Büffelleder und führen als Waffen Lanze, Schild und Armbrust mit vergifteten Pfeilen.



Wie sich der Miniaturist des Livre des Merveilles die Boa (oder den Alligator) vorstellte.

Fünf Tagereisen westlicher gelangt man in die Provinz Zardandam mit der Hauptstadt Unsiam (Yungtschang), wo viel Gold, jedoch kein Silber gewonnen wird, weshalb jenes, gegen dieses gehalten, sehr billig ist (1:5) und die Kaufleute, die Silber einführen, gute Geschäfte machen. Männer und Frauen überziehen ihre Zähne mit Goldblechen, die der Form derselben sehr künstlich angepaßt sind und sie ganz bedecken. Auch punktiren sich die Männer mit Nadeln Streifen um Arme und Beine und reiben sie dann mit einem schwarz färbenden Stoff, der nicht mehr zu verwischen ist. Haben sie bei einem Handel ein Schuldbekenntniß auszustellen, so nimmt ihr Oberhaupt — schreiben kann hier Niemand — ein Stück Holz, theilt es in zwei Hälften und verzeichnet auf beide mit Zeichen die Schuldsumme; jede

Partei erhält hierauf ein Stück, und wenn der Schuldner bezahlt hat, erhält er auch das andere als Quittung.

Das Königreich Mien (Birma), an Indien grenzend, ist ein wenig bevölkertes Land mit großen Wäldern, belebt von Elefanten, Rhinozeros und andern Thieren. Die Stadt Mien (Awa) ist groß und prächtig, ihre Einwohner sind jedoch Götzendiener. Vormals regierte hier ein mächtiger Monarch, der sich vor seinem Tode ein prächtiges Grabmal errichten ließ. Pyramidenthürme von Marmor erheben sich am Kopf- und Fußende, zehn Schritte hoch mit einer Kugel auf der Spitze; der eine Thurm ist mit Goldplatten von Daumesdicke, der andere mit Silberplatten, ebenso das Grab selbst belegt. Um die Kugeln hängen Glöckchen von Gold und Silber, die bei jedem Windstoß erklingen. Als der Großkhan erfuhr, daß dies das Grabmal eines frommen Königs sei, ließ er es unangetastet, denn die Tataren betrachten es als einen Frevel, Etwas sich anzueignen, das einem Todten gehört. Die Provinz Bangala (Bengalen) grenzt gegen Mittag an Indien und wurde erobert, nachdem Marco an den Hof des Großkhans gekommen war. Weiter reiste Marco durch die Provinz Amien, an der Grenze Indiens, in deren dichten Wäldern Elefanten und Einhorne gejagt wurden; dann durch die Landschaft Kanzigu, deren Einwohner ihre Leiber mit Figuren von allerlei Thieren tätowiren. Es giebt unter ihnen Künstler, deren einzige Beschäftigung ist, mit der Nadel diese Figuren auf Beine und Brust zu zeichnen und



Wie sich der Miniaturist des Livre des Merveilles die Jagd auf Elefanten und Einhorn vorstellte.

sie dann schwarz zu färben. Wer die meisten solcher Figuren auf dem Leibe hat, gilt als der Schönste. An einem Flusse weit gegen Osten (dem Kincha-Kiang) liegt die schöne Stadt Cintigui, deren Einwohner geschickte Handelsleute und Handwerker sind und es verstehen, aus der Rinde gewisser Bäume Sommerkleider zu fertigen, die ganz gut aussehen. Die Tiger sind hier so zahlreich, daß Niemand wagt, außerhalb der Städte Nachts zu schlafen oder mit seinem Kahn am Ufer anzulegen, denn die gefürchteten Raubthiere stürzen sich sogleich darauf und erfassen ihre Beute auch schwimmend. Auch giebt es hier große und wilde Hunde, deren zwei wol eines Tigers Herr werden. —

Ueber die Städte Sindifu, Gingui und Pazanfu (am Hoangho und dem weitverzweigten Kaiserkanal) erreicht man in mehr als 30 Tagereisen wieder die Provinz Kataia, und etliche Tage nachher die Stadt Ciangli (Y-tschéu) an einem breiten und tiefen Fluß, auf dem viel Seide, Spezereien und andere Waaren verschifft werden. Weiter nach Süden kommt man, vorbei an großen Städten und Burgen mit blühendem Handel, nach Tudinfu (d. i. Tsi-nan-fu) auf der Halbinsel Schantung, einst eine prächtige Hauptstadt, die der Großkhan sich unterwarf. Sie hat die Gerichtsbarkeit über 11 andere Handelsstädte und ihre Umgebungen mit den schönsten Gärten, ausgestattet mit prächtigen Bäumen, Büschen, Früchten und Obstsorten, gewähren reizende Aufenthaltsorte. Von hier nach Süden erreicht man nach sieben Tagen durch ein eben so reiches Land die Stadt Fengui-matu, wo die Bewohner den großen Fluß in zwei große Arme getheilt haben (Wen-ho und Wei-ho), von denen der eine nach Morgen durch Kataia, der andere nach Westen in der Provinz Manji fließt. Auf diesen Flüssen geht von einer Provinz zur andern täglich eine fast unglaubliche Anzahl von Schiffen, beladen mit Waaren aller Art und von großem Werth. 16 Tagereisen weiter, und man gelangt südwärts durch blühende Handelsorte und vorüber an festen Schlössern an den großen Fluß Kara-moran (Hoangho), der seine Quelle im Lande des Ungkhan hat und die größten Schiffe mit reichen Ladungen weiter befördert. Ungefähr eine Meile von der Mündung, nahe der Stadt Koi-gan-zu (Hoei-gnan-fu), befindet sich ein Hafen für, wie Marco Polo versichert, 15,000 Schiffe, deren jedes 15 Pferde und 20 Mann außer dem Schiffsvolk faßt. Es lag damals eine Kriegsflotte vor Anker, denn Kublai-Khan rüstete sich in großartiger Weise zur Eroberung Japans.

Jenseits dieses Flusses liegt die wichtigste und reichste Provinz, die in der Ostwelt zu finden sein möchte, das Reich der Sung, das bis zum Jahre 1276 der Großkhan gänzlich unterwarf. Um das Jahr 1269 wurde sie von einem Fürsten Fanfur (Fagh-fur, der Titel des chinesischen Kaisers) regiert, der im Vertrauen auf den Schutz, den die großen Flüsse und Kanäle gewährten, mit seinem Volke alle kriegerischen Uebungen völlig vernachlässigt hatte. Er dachte nur an Vergnügungen und an seine 1000 Frauen, regierte jedoch mit Gerechtigkeit und verfolgte jegliches Unrecht. Gegen dieses prächtige Land schickte Kublai-Khan ein gewaltiges Heer unter dem Feldherrn Chinsan Bayan, d. i. der Hundertäugige. Nachdem dieser eine der großen Städte mit Gewalt erobert und gänzlich zerstört, alle Einwohner aber getödtet hatte, unterwarfen sich zum Tode erschrocken die andern. Der König floh von Quinsai, seiner Residenz, die er

seiner Gemahlin zur Vertheidigung übergab, mit seinen Schätzen auf befestigte Inseln und blieb hier bis zu seinem Tode. Die Königin vertheidigte heldenmüthig die Stadt, doch als sie den Namen des feindlichen Feldherrn und dessen Deutung vernahm, ergab auch sie sich, denn es war ihr geweissagt worden, ein hundertäugiger Feldherr werde ihren Gemahl entthronen und sein Reich erobern.

Von Koi-gan-zu führt nach Südwesten ein schöner Steindamm (die Dämme des Kanals) zwischen schiffbaren Seen in die Provinz Manji, der einzige Weg, auf dem man von hier eindringen kann, wenn man nicht zu Schiffe, wie der Feldherr Kublai's, dahin gelangt. Von Paughin (Pau-gny-hian) kommt man auf diesem Damm zur Stadt Kaiu, dann nach einer Tagereise durch Dörfer und wohlbebaute Gegenden in die drei Tagereisen östlich vom Meere gelegene Stadt Tingui. Alle diese Städte, wie auch Jan-gui (Yan-tschu-fu), sind dem Großkhan unterworfen. An letzterem Orte, welcher 27 Städte unter seiner Gerichtsbarkeit hat, residirte Marco als Statthalter drei Jahre lang. — Eine ausgezeichnete Provinz von Manji ist Nanghin (Nanking), wichtig durch Handel, reich an Seide, goldenen und seidenen Stoffen aller Art, an Korn, allerlei Wild und an Hausvieh, so daß der Kaiser hier aus den Zöllen hohe Einkünfte bezieht. Eine andere bedeutende Stadt ist Sa-jan-fu (Siang-gang-fu in der Provinz Hukuang am Flusse Han), welche prächtige Gold- und Seidenstoffe erzeugt. Sie ist auf drei Seiten mit Wasser umgeben und so fest, daß sie fünf Jahre lang, von 1268—1273, als die übrige Provinz Manji schon unterworfen war, den feindlichen Angriffen widerstand. Zuletzt aber bauten die Brüder Nicolo und Maffeo, mit Hülfe nestorianischer Christen, welche geübte Schmiede und Zimmerleute waren, Maschinen von der Art, wie man sie im Abendlande gebraucht, welche Steine von 300 Pfund Gewicht schleuderten. Mit diesen zerbrachen sie große Gebäude der Stadt, worauf sich die Einwohner voll Schrecken unter denselben Bedingungen ergaben, welche die übrige Provinz erhalten hatte.

Die Handelsstadt Singui (wahrscheinlich Kin-schéu-fu) liegt funfzehn Tagereisen weiter nach Südosten an dem Hauptflusse Kiang (Jang-tse-kiang), dem größten Strome der alten Welt, der an manchen Stellen 6—10 Meilen breit ist und wol hundert Tagereisen lang. Viele schiffbare Flüsse führen ihm aus fernen Ländern ihr Wasser zu und gegen 200 Handelsstädte in 16 Provinzen benutzen ihn zur Schifffahrt. Deshalb erscheint auch der Waarentransport Jedem unglaublich, der dergleichen nicht selbst gesehen hat. Marco zählte bei einer einzigen Gelegenheit gegen 5000 Fahrzeuge, und doch giebt es Städte, wo deren Zahl noch beträchtlicher ist. Alle Fahrzeuge hatten ein Deck und einen Mast mit einem Segel, zum Theil hanfenes Tauwerk, zum Theil Seile aus gespaltenem und zusammengeflochtenem Rohr, die oft 300 Schritte lang und fest wie hanfene Taue waren. Sie konnten 4—1200 Kantari oder venetianische Centner tragen. An solchen Seilen werden die Schiffe von 10—12 Pferden aufwärts und abwärts gezogen, vorüber an zahlreichen Götzentempeln, Städten und Dörfern in ununterbrochener Reihe.

Von diesem Fluß bis Kambalu in der Provinz Kataia ist die Verbindung auf Flüssen, Seen und einem großen, tiefen Kanal so hergestellt, daß die Schiffe von einem Gewässer zum andern, von der Provinz Manji bis Kambalu gelangen, ohne nur das Meer zu berühren.



Strom der neun Windungen. Nach einem chinesischen Bilde.

Dabei laufen längs der Ufer überall Terrassen oder Chausseen für die zu Lande Reisenden. Ueber die Stadt Cian-ghian-fu (Tsching-hian-fu, eine der wichtigsten in China), die reich ist durch Handel und Gewerbe, kommt man nach drei Tagereisen gegen Südosten zur Stadt Tin-gin-gui (Tschang-tscheu-fu),

für den Kaufmann hochwichtig, denn hier findet man Alles im Ueberfluß; rohe Seide, schöne Gewebe aller Art und auch an Gelegenheit zu Jagden und andern Vergnügungen fehlt es nicht.



Felsenthor von Tai-hu.

Doch wurde diese Stadt von Bayan nach der Eroberung gar schwer heimgesucht und viele Einwohner wegen hinterlistiger Ermordungen, welche sie begangen, niedergemetzelt.

6. Von der „Himmelsstadt“ nach Zeitun.

Die Stadt Singui (Su-tschéu-fu am Kanal) dehnt sich 20 Meilen im Umfang aus und der Einwohner sind so viele, daß die Stadt ein Gegenstand gerechten Staunens ist. Sie erzeugen und verarbeiten eine Menge Seide für den Handel wie für sich, denn sie kleiden sich alle in Seide und sind zu Handel und Gewerbe geschickt, ausgezeichnet durch Fleiß und Erfindungsgabe. Auch giebt es unter ihnen viele geschickte Aerzte, gelehrte Männer und Magier. Der Rhabarber wächst in der Nähe der Stadt so häufig, daß man 40 Pfund frischer Wurzeln für einen venetianischen Groschen kauft.

Eine Tagereise weiter liegt die eben so reiche Handelsstadt Vagiu, drei Tagereisen weiter die prächtige Stadt Quin-sai (oder Quinsai, jetzt Hang-tschéu-fu), d. i. die Himmelsstadt, die Hauptstadt des Kreises Tschekiang. Ihren Namen hat sie wegen ihrer Größe und Schönheit, der Kurzweil, Freude und der Menge Ergötzlichkeiten, welche sie darbietet, wohl verdient. Marco verweilte hier öfter und zeichnete sorgfältig auf, was er beobachtete. Nach der gemeinen Schätzung sollte diese Stadt 100 Meilen im Umfang haben, das sind wahrscheinlich chinesische Li, 8 = 3 ital. Meilen. Unser Gewährsmann bewunderte die breiten Straßen dieser vielgerühmten Stadt, ihre Kanäle und Marktplätze, deren zehn von außerordentlicher Größe waren. Neben den Kanälen laufen die Straßen, so daß Barken und Wagen neben einander hinfahren. Die Zahl der großen und kleinen Brücken soll sich auf 12,000 belaufen; diejenigen, welche über die Hauptkanäle geschlagen sind und die vornehmsten Straßen verbinden, haben so hohe und kunstreiche Bogen, daß unter ihnen die Schiffe mit ihren Masten durchfahren. Die Hauptmarktplätze sind alle viereckig, an jeder Seite ½ Meile lang, auf der einen Seite von der Hauptstraße, die 40 Schritte breit die Stadt von einem Ende bis zum andern durchschneidet, auf der andern vom Hauptkanal, dessen Marktseite mit steinernen Waarenhäusern bebaut ist, begrenzt. Jeder Marktplatz ist vier Meilen von dem nächsten entfernt und drei Tage in der Woche von 40—50,000 Menschen aufgesucht, von Wild, Geflügel, Fischen, Schlachtvieh, Kräutern und Früchten zu jeder Jahreszeit im höchsten Ueberfluß angefüllt. Jeder Marktplatz ist mit hohen Wohngebäuden umgeben, die in den unteren Theilen Kaufläden enthalten, und von allen Richtungen münden hierher die Straßen aus, in denen es nirgends an kalten und warmen Bädern mit stets bereiter Dienerschaft fehlt, denn Männer und Frauen sind von Kindheit gewohnt, täglich, besonders vor der Mahlzeit, in kaltem Wasser zu baden. In vielen Straßen, sowie an den Märkten, wohnen Aerzte und Astrologen, die auch im Schreiben, Lesen und in anderen Künsten Unterricht ertheilen. Auf zwei entgegenstehenden Seiten der Plätze stehen die großen Gebäude der Beamten, die jede Klage sogleich schlichten und über die Wachen auf den Brücken und Plätzen die Aufsicht führen. An den Hauptstraßen rechts und links erheben sich Paläste und Häuser mit Gärten, daneben die Wohnungen und Buden der Handwerker, und stündlich drängt sich hier die Menge der Menschen, die ihrem Berufe nachgehen und mit Karren und Barken Straßen, Märkte und Kanäle bedecken. Der täg-

liche Bedarf an Pfeffer allein beläuft sich nach den Aussagen der Zollbeamten auf 43 Lasten, jede zu 243 Pfd. Als Zahlmittel gilt hier nur das Papiergeld.

Nach altem Gesetz ergreift jeder Sohn das Handwerk des Vaters, doch arbeiten die reichen Meister nicht selbst, sondern stolziren wie vornehme Männer einher, köstlich mit Seide und Juwelenschmuck angethan. Ihre Häuser sind schön gebaut, außen mit Schnitzwerk, innen mit kostbaren Gemälden und phantastischem Ornament geschmückt. Die Einwohner sind verweichlicht und gänzlich unbekannt mit der Führung der Waffen; Tumult und Rauferei gehört zu den unerhörten Vorkommnissen. Gegen Fremde sind die Leute herzlich und gastfrei, stets zu Rath und Beistand auch in Handels-Angelegenheiten bereit. — Lustkähne und Gondeln, die 10—20 Personen fassen, mit breitem Boden und 15—20 Schritte lang, ausgestattet mit sauberen Tischen und Bänken und einer für die bessere Gesellschaft bestimmten Kajüte, von deren flachem Dache die Schiffer mit langen Stangen die Barke leiten, bedecken in Menge den See. Alles ist mit bunten Farben und Figuren bemalt, auf beiden Seiten der Fahrzeuge ist eine Reihe von Luken und Fenstern angebracht, während in den Kajüten vorzüglich Gesellschaften beim Mahl sitzen und sich an dem Wechsel der Bilder, die an ihnen vorübergleiten, ergötzen. Dieser Genuß auf dem Wasser übertrifft jeden andern, denn die Stadt mit ihren zahllosen Palästen, die Ufer mit ihren Tempeln, Klöstern, Villen, Gärten und mächtigen Bäumen, die Menge der beständig vorüberschwebenden Gondeln bieten dem trunkenen Auge einen ewigen Wechsel. Nach dem vollendeten Tagewerk denken die Einwohner an nichts als an Lustpartien mit ihren Frauen und Geliebten, entweder auf diesen Barken oder indem sie auf Wagen die Straßen durcheilen. Alle Straßen sind nach chinesischer Weise mit Kieseln und Backsteinen gepflastert, eben so auch alle Hochstraßen dieser Provinz. Die Hauptstraße hat auf jeder Seite ein zehn Schritte breites Pflaster, in der Mitte aber Sand, durch welchen gewölbte Rinnen das Regenwasser in die Kanäle ableiten. Auf diesem Sande fahren die langgebauten Wagen auf und ab. Sie sind bedeckt, mit Vorhängen und Kissen von Seide versehen, und fassen sechs Personen. In langen Reihen sieht man sie in jeder Stunde durch die Stadt fahren, um Gesellschaften und Familien für den Rest des Tages noch in schattige Gärten zu bringen. — In allen Straßen erheben sich thurmartige steinerne Gebäude, wohin die Einwohner ihre Habe flüchten, wenn Feuersbrunst entsteht, denn die Häuser sind meistens von Holz. Auf den Hauptbrücken steht ein Wachthaus mit zehn Mann, die ein lautschallendes Instrument von Holz und ein anderes von Metall, sowie eine Wasseruhr haben, um mit jenen die Stunden anzuschlagen, welche diese zeigt. Des Nachts durchziehen Wächter die Straßen, denn zu einer bestimmten Stunde muß alles Feuer und alles Licht ausgelöscht sein und Niemand darf sich mehr auf den Straßen sehen lassen. Stoßen sie auf einen Arbeitsunfähigen, einen Kranken, so schaffen sie ihn in ein Hospital, deren mehrere in jedem Stadttheile auf das Freigebigste ausgestattet sind. Bricht Feuer aus, so schlagen sie Lärm, worauf alle Wächter herbeieilen und löschen; die Mobiliare der Betroffenen transportiren sie in die steinernen Rettungshäuser oder auf Barken und Niemand als der Eigenthümer der

Güter darf dabei verweilen. In gewissen Zwischenräumen sind auf den Straßen kleine Hügel errichtet, mit hölzernen Häuschen und Schallbecken darin, durch welche man bei Aufruhr alle Truppen in und bei der Stadt sogleich zusammenruft.

Der Großkhan theilte die wichtige Provinz Manji in neun Theile, deren Statthalter wie alle übrigen Beamten alle drei Jahre im Amte wechseln. Einer von ihnen residirt in Quinsai und hat unter sich mehr als 140 Städte, im Ganzen aber hat Manji gegen 1200 gewerb- und volkreiche Orte. In jedem liegt, je nach der Größe der Stadt, eine Besatzung, die meistens aus Eingeborenen anderer Provinzen besteht, denn die Tataren sind nur berittene Kriegsleute. Der größte Theil der städtischen Einkünfte wird auf die Besatzungen verwendet. Quinsai allein hat 30,000 Mann, und die geringste Besatzung besteht aus 1000 Mann. — Der Palast des früheren Königs Fansur umfaßt einen Raum von zehn Meilen und ist in drei Theile getheilt. Zu dem mittelsten führt ein hohes Portal; prächtige Kolonnaden mit breiten Terrassen, die auf Pfeilerreihen ruhen, glänzend von Azur und Gold, laufen ringsum. Dem Eingang gegenüber steht eine Säulenhalle mit vergoldeten Pfeilern und Dach, im Innern mit Gemälden aus der Geschichte der früheren Könige. Hinter dieser Halle leitet ein Durchgang in der Mauer zum innersten Hof, der einem großen Kloster mit Zelten und Säulenportikus gleicht und die Gemächer des Königs und der Königin enthält. Ein bedeckter Korridor, mit Eingängen zu Zellenhöfen an den Seiten, führt von hier bis zum See, und jeder Hof hat 50 Räumlichkeiten, Wohnungen der tausend jungen Frauen, welche dem König aufwarten. Ueberall erblickte man liebliche Anlagen, Gärten und Haine mit Wild aller Art, wo sich der König mit seinen Frauen an der Jagd erlustigte, doch durfte keine andere männliche Person dabei sein. Nach dem Jagen badeten die Frauen im See und schwammen lustig umher, während der König ihnen zusah. Jetzt residirt der Statthalter in diesem Palast, doch die Zellenhöfe sind verfallen, Park und Garten verödet.

Die Stadt beherbergt etwa 1,600,000 Familien, besitzt jedoch nur eine nestorianische Kirche. Jeder Familienvater heftet einen Zettel über die Thür seines Hauses mit dem Namen aller Familienglieder und Diener und der Zahl seiner Pferde; stirbt ein Hauseinwohner, so wird der Name ausgestrichen, ebenso auch jedes neugeborne Kind sogleich eingetragen. Diese Ordnung gilt durch ganz Kataia und Manji. Auch die Inhaber der Gasthöfe tragen die Namen Aller, die bei ihnen wohnen, in ein Buch ein, sowie die Stunde der Ankunft und Abfahrt, und senden täglich eine Abschrift davon den Magistratsvorständen. Die Einkünfte des Großkhans aus Quinsai und den dazu gehörenden Städten sind ganz außerordentlich bedeutend. Vom Salz allein, dem ergiebigsten Artikel, betragen sie 80 Tomans Gold (Toman = 10,000), d. i. 6,400,000 Dukaten, denn eine erstaunliche Menge Salz wird zwischen hier und dem Meere gewonnen. Zucker, Gewürze, Wein und das aus Reis bereitete Getränk zahlen drei Prozent, eben so viel die 12 vornehmsten Handwerke und die Kaufleute von allen Gütern; zehn Prozent dagegen von dem, was sie über See einführen. Drei Prozent zahlen weiterhin alle übrigen Erzeugnisse des Landes ohne Unterschied, so daß die Einkünfte mit Ausnahme des Salzes 16,800,000 Dukaten betragen. Viele Tagereisen rings um Quinsai gleicht auch das Land einer immer weiter sich aus

dehnenden einzigen Stadt, so dicht bevölkert und reich bebaut ist Alles. Nach Südosten liegen die Städte Ta-pin-zu, Uguiu, Gengui, Zengian und Gieza, alle bevölkert, handel- und gewerbreich und der Gerichtsbarkeit Quinsay's unterworfen. (Alle diese Namen sind jetzt nicht mehr aufzufinden.)

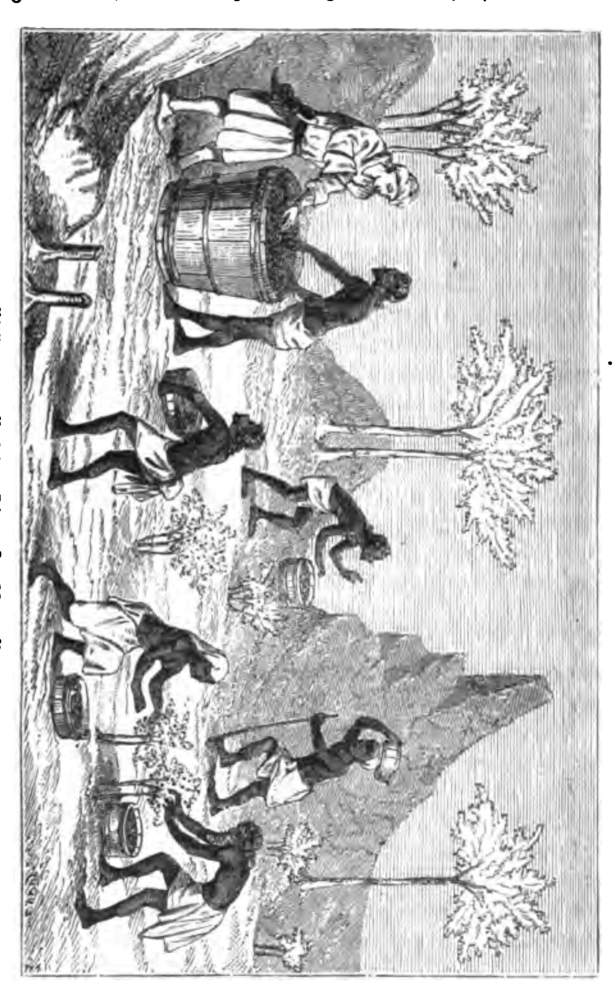
Von Gieza aus gelangt man in die Provinz Kon-cha (Fukian oder Fokien) mit der Haupt Fu-giu (Fu-tschéu-fu), ein prächtiges Land mit Hügeln und Thälern, Städten und Dörfern, mit Ueberfluß an Allem, was zum Leben gehört, reich an Ingwer, Galgant und Gewürzen aller Art. Die Einwohner aber sind ein wildes Geschlecht, ja sie verschmähen Menschenfleisch nicht, malen ihr Gesicht, wenn sie in die Schlacht ziehen, mit Azur, und wen sie erschlagen, dessen Blut trinken sie. In dieser Provinz liegen die Städte Que-lin-hu (vielleicht Kieningfu) und Unguen, von wo viel Zucker nach Kambalu an den Hof des Großkhans geschickt wird. Von Fu-giu bis zum Meer durchströmt der Fluß (Niao-tung-kiang oder Ming genannt) wieder reich bebaute Landschaften und hat in seiner Mündung die Hafenstadt Zaitun (Tschiuen-tschéu-fu), berühmt durch die vielen Schiffe, die hier aus- und eingehen, und die ungeheuren Mengen Pfeffer und anderen Gewürze, die hierher gebracht werden. Die Menge der stets hier weilenden Kaufleute und aufgehäuften Waaren ist staunenswerth, denn der Hafen gilt als einer der größten und bequemsten der Welt. Feine Erzeugnisse der Gewerbe, Pfeffer, Aloë, Sandelholz, Spezereien bilden die Hauptartikel der Ausfuhr. Die Abgaben, welche davon zu entrichten sind, betragen fast die Hälfte der Ladung und doch kehren dieselben Kaufleute immer und immer wieder, so groß ist der Gewinn. Die Einwohner des köstlichen Landes sind friedfertig und üppiger Ruhe ergeben, berühmt in der Kunst des Tätowirens, so daß hierher Viele aus den inneren Theilen Indiens kommen, um sich mit der Nadel den Leib punktiren zu lassen.

7. Das dritte Buch der Reisen Marco Polo's.

In einem dritten Buche beschreibt Polo Indien, das er in Groß-, Klein- und Mittel-Indien theilt und im Dienste des Großkhans bei verschiedenen Gelegenheiten besuchte. Die großen indischen Kauffahrteischiffe, erzählt er, sind aus Tannenholz gebaut, haben ein einziges Deck, unter demselben aber bis zu 60 Kajüten für die Reisenden, zwei bis vier Masten und eben so viel Segel, die man aufrichten und niederlassen kann. Unter den Kajüten im Kielraum haben sie bis zu 30 Verschlägen aus dicken Planken, damit, wenn das Schiff in Folge der hier zahlreichen Felsen einen Leck bekommt, das eindringende Wasser innerhalb der einzelnen Kammer bleibt. Die Seiten der Schiffe sind nochmals mit Brettern verschlagen und innen wie außen mit Werg kalfatert, der Boden mit einer Mischung von Oel, ungelöschtem Kalk und klein geschnittenem Werg, die fester wird als Pech, eingeschmiert. Solche Schiffe erfordern 150—200 Mann Besatzung, führen 5—6000 Körbe Pfeffer und haben zwei oder drei größere Barken, die gebraucht werden, um das Schiff vorwärts zu rudern, außerdem noch bis zu zehn kleine Boote, die an den Seiten des Schiffes hängen.

Im östlichen Ozean liegt das östlichste Eiland Zipangu (japanesisch: Zi-pon oder Nipon, das „Land des Sonnenaufgangs“, wie Marco glaubt, 1500 Meilen von Manji entfernt.

Seine Einwohner, von heller Gesichtsfarbe, sind wohlgebildet und von guten Sitten, unabhängig und von eigenen Königen regiert. Sie haben Gold in Ueberfluß, doch ist die Ausfuhr desselben verboten und nur wenige Kaufleute besuchen das Land. Des Königs Palast ist bis zum Dach innen und außen mit goldenen Platten belegt, und goldene Tische sind darin aufgestellt. Das Süd-Meer Cin (Chin- oder China) umgiebt diese Inseln so groß und weit, daß in demselben, nach Marco Polo's Versicherung, 7440 Inseln liegen sollen. Fast alle galten für bewohnt und mit den duftendsten Gewürzen und Bäumen bewachsen, reich an Aloë, weißem und schwarzem Pfeffer, Gold und vielen anderen Kostbarkeiten. Doch ist die Schifffahrt dorthin zu schwierig, um großen Vortheil zu bieten. Alle diese Inseln waren der Herrschaft des Großkhans nicht unterworfen, weshalb Marco sie auch nicht selbst besuchte. 1500 Meilen von Zaitun gegen Westen dehnt sich der Meerbusen Cheinon (Hainan) so weit aus, daß die Schiffe zwei Monate brauchen, um von der Provinz Manji bis zur nördlichen Küste zu segeln. Jenseit des Meerbusens liegt das Land Ziamba (ein Theil von Cochin-China), das ebenfalls von eigenen Königen regiert wird, doch einen jährlichen Tribut von Aloëholz und Elefanten an den Großkhan zu entrichten hat. Als Marco im Jahre 1280 hierher kam, hatte der König, der jedes ihm wohlgefällige Mädchen seines Reiches vor ihrer späteren Verheirathung zu sich zu nehmen das Vorrecht genießt, nicht weniger als 325 Kinder.



Pfefferernte. Nach dem Livre des Merveilles.

Steuert man von Ziamba noch 1500 Meilen weiter zwischen Süden und Südosten, so kommt man, vorüber an dem zinnreichen Bintang, nach Groß=Java (Java oder Borneo), einem Inselreiche, das von einem unabhängigen König regiert wird. Auch hier giebt es Gold, Pfeffer, Muskatnüsse, Galgant, Cubeben, Gewürze aller Art in Menge. Das Land wird besucht von vielen Schiffen und besonders von Kaufleuten aus Manji, die von hier eine unglaubliche Masse Goldes holen. 700 Meilen weiter zwischen Süden und Südwest, vorbei an den unbewohnten Inseln Sondur und Kondur (Kandorn), erreicht man auf dem Festlande die reiche unabhängige Provinz Lochak. Weiter gen Mittag kommt man nach dem hundert Jahre früher auf der Halbinsel Malakka gegründeten Königreich Malaiur (mit einer großen, wohlgebauten Hauptstadt mit beträchtlichem Gewürz= und Spezereihandel. 100 Meilen südlich liegt die Insel Klein=Java (Sumatra) mit acht Königreichen, jedes verschieden an Sprache und Sitte, von denen Marco selbst sechs besuchte, nehmlich Felech, Basma, das dem Großkhan als Zeichen der Abhängigkeit Geschenke sandte, Samara (wol Sama=langa), wo Marco mit seinen 2000 Begleitern wegen widriger Winde fünf Monate durch Gräben und Blockhäuser geschützt zubringen mußte, Dragojan am Andragiri, dessen wilde Einwohner die eigenen Verwandten ersticken und verzehren, wenn sie unheilbar erkrankt sind, Lambri und Fansur, beide berühmt durch ihre Spezereien, durch vorzüglichen Kampher, der mit Gold aufgewogen wird, und durch



Perlenfischerei nach der Vorstellung des Miniaturisten.

den Sagobaum, aus dessen Mark die Einwohner Kuchen und Brod backen. Seine drei Zoll dicke Rinde, die so schwer und hart ist wie Eisen, benutzen sie zu ihren kurzen Lanzen. — Die Insel Zeylan (Ceylon) schildert Marco als eine der schönsten Inseln der Welt und er schätzt ihren Umfang auf 2400 Meilen, sie hat jedoch nur einen Küstenumfang von 160 deutschen Meilen. Sie ward von einem unabhängigen König Sandernaz beherrscht, trieb lebhaften Handel mit dem besten Farbeholz, und kostbaren Rubinen, Saphiren, Topasen, Amethysten, Granaten und anderen Edelsteinen. Der König besaß angeblich einen Rubin, der eine Spanne lang, armesdick und ohne Flecken war und welchen er in hohen Ehren hielt.

Sechzig Meilen weiter westlich liegt die Provinz Maabar (Malabar), ein Theil des Festlandes von Ostindien, von vier Königen regiert. Zwischen Maabar und Zeylan, wo das Meer nur zwei bis höchstens 12 Faden Tiefe hat, findet Perlenfischerei statt. Eine Anzahl Kaufleute bilden dazu eine Compagnie, legen sich mit vielen Booten und Schiffen sicher vor Anker und lassen dann die in Sold genommenen Perlenfischer hinunter tauchen und in Säcken von Netzwerk, die um den Leib befestigt sind, die Perlen heraufholen. So sammeln sie Tage lang und häufen Massen von runden, schimmernden Muscheln auf. Diese Fischerei breitet sich 60 Meilen weit an der Küste nach Süden hin aus, bis dorthin, wo den Tauchern die großen Fische gefährlich werden, und sie dauert vom April bis Mitte Mai. Im September und Oktober wird dann wieder auf 300 Meilen Ausdehnung gefischt. — Alle Bewohner, selbst der König, gehen hier nackt, doch trägt dieser ein Halsband von den köstlichsten Steinen und eine Schnur mit 104 großen Perlen und Rubinen über der Brust, denn so viele Gebete muß er nach den Regeln seiner Religion täglich sprechen. Auch um Arme und Beine trägt er goldene Bänder mit Perlen und Rubinen, an Fußzehen und Fingern Ringe von unschätzbarem Werth. Um sich hat er viele Vornehme, die sich seine Treuen in dieser und jener Welt nennen und, wenn er gestorben ist, sich mit seinem Leichnam verbrennen. Trifft hier ein Gläubiger irgendwo seinen Schuldner, der nicht zahlen will, so zieht er um ihn einen Kreis und bei Gefahr seines Lebens darf jener den Kreis nicht verlassen, bevor er bezahlt hat. Auch der König wurde, wie Marco selbst erlebte, auf diese Weise von einem Kaufmann zur Zahlung gezwungen. Die jungen Mädchen werden einzelnen Götzen geweiht und bilden bei Festen singende und spielende Banden, die vor den Opfertischen aufregende Tänze aufführen und dann über die Speisen herfallen, welche auf den Tischen liegen, im Glauben, der Götze habe sich unterdeß am Dufte der Speisen gesättigt. Alle hier mit dunkler Haut Geborenen färben sich nach und nach ganz schwarz, indem schon die Kinder dreimal des Tages mit Sesamöl eingerieben werden. Auch ihre Gottheit stellen sie schwarz dar, die böse Gottheit aber weiß. — Weitere 500 Meilen gegen Mitternacht liegt das Königreich Murfili, wo in den ausgetrockneten Gießbächen Diamanten gefunden werden, die der Regen aus tiefen Schlünden und Abgründen herausgewaschen hat. Weiter gegen Westen liegt das Land Lak, woher die Bramanen ihren Ursprung herleiten. Sie gelten als die besten und ehrenwerthesten Kaufleute, die man finden kann, voll Abscheu gegen jeden Raub und Diebstahl erfüllt und der Vielweiberei abgeneigt. Als Erkennungszeichen tragen sie eine

dicke wollene Schnur um Schulter und Brust. Alle Einwohner kauen Betel, um die Zähne und die Gesundheit zu erhalten, nähren sich nur von Pflanzenkost und so leben Manche bis zu 150 Jahren, obwol sie stets nackt gehen und meist auch auf der nackten Erde schlafen. Sie stellen ihre Gottheiten im Bilde eines Stieres oder einer Kuh dar und tragen eine kleine goldene Stierfigur an der Stirn. Im Königreich Koulam, das 500 Meilen weiter gegen Südwesten liegt, wird außer Färbeholz und Pfeffer viel Indigo erzeugt. Die Einwohner rupfen das Kraut mit den Wurzeln aus, lassen es im Wasser faulen, pressen den Saft aus und trocknen ihn an der Sonne zu einem Teig, den sie in kleine Stücke zerschneiden. Viele Kaufleute, besonders aus Manji und Arabien, kommen dieses werthvollen Farbstoffes wegen hierher. Von da gelangt man über Kumari (Kap Comorin) in das unabhängige Königreich Dely (Delhi), das einen viel besuchten Hafen besitzt, dann in das Königreich Malabar. — Hier machen zahlreiche Seeräuber mit mehr als 100 Schiffen das Meer unsicher. Sie legen ihre Fahrzeuge in Zwischenräumen von je 5 Meilen vor Anker und wer zuerst einen Kauffahrer erblickt, giebt ein Feuerzeichen, worauf sich alle in einen Kreis zusammenziehen und das Schiff kapern; die gefangenen Schiffsleute setzen sie an's Land und empfehlen ihnen, bald mit neuer Ladung wiederzukommen. Pfeffer, Cubeben, indische Nüsse, die feinsten Baumwollenzeuge ꝛc. giebt es hier im Ueberfluß und die fremden Kaufleute tauschen diese gegen Kupfer, Gold und Silber, Goldbrokat, Seidenzeuge, Gaze und Spezereien um, die man auf Malabar nicht vorfindet. Jene Waaren werden von hier über Aden nach Alexandrien geschafft und gelangen so in den europäischen Verkehr.

Gleich schlimme Piraten stechen vom Königreich Guzzerat (arab. Gujrât) aus, das auf der westlichen Seite vom Indischen Meere begrenzt wird, in die See, und es fehlt ihnen nicht an Beute; denn von dort aus gehen reiche Schiffsladungen gegerbter Thierfelle, Bettdecken und Kissen von weichem, rothem und blauem Leder, mit allerlei Figuren aus Gold- und Silberfäden gestickt, auf welchen die Sarazenen gerne ruhen. Ueberhaupt wird hier mit einer Kunst und Zartheit gestickt, wie sonst nirgends in der Welt. Gegen Westen liegen die Königreiche Kanam (Tanah), woher viele Schiffe kommen, um schwarzen Weihrauch zu holen, Kambaia am Meerbusen gleichen Namens, und Semenath (Sumenât), alle von Kaufleuten stark besucht. Die letzte Provinz von Großindien, nach Nordwesten zu, ist das Königreich Chesmakoran (wahrscheinlich Kidg-makran), womit Marco die Beschreibung der Reiche und Städte an den Küsten endigt.

Zum Schluß beschreibt Marco noch einige Inseln, zuerst zwei, von denen die eine nur von Männern, die andere nur von Weibern bewohnt gewesen sein soll. Sie gehören jedoch einer und derselben Rasse an und sind getaufte Christen, dem Bischof auf der Insel Soccotera untergeben. Im März, April und Mai weilen die Männer bei ihren Weibern, dann kehren sie mit ihren erwachsenen Söhnen auf ihre Insel zurück, um hier zu fischen, während die Frauen die Haus- und Feldwirthschaft besorgen. Die Kaufleute holen von hier und Soccotera viele frische und gesalzene Fische, Ambra und Walrath. Jenes wird aus den Eingeweiden, dieses aus dem Kopf des Walfisches gewonnen. Tausend Meilen südwestlich von diesen Inseln liegt Magastar (Madagaskar), eine der größten

und fruchtbarsten Inseln der Welt, wo Kaufleute aus allen Weltgegenden gegen Brokat und Seidenstoffe Elefantenzähne, rothes Sandelholz, Ambra, das die Flut reichlich an's Ufer wirft, eintauschen. Wegen der heftigen Meeresströmung fahren die Schiffe über Magastar und Zanzibar nicht hinaus, denn während sie die Reise hierher in 20 bis 25 Tagen vollenden, brauchen sie zur Rückfahrt drei Monate.

Während Groß-Indien sich von Maabar bis Chesmakoran erstreckt und 14 Königreiche umfaßt, reicht Klein-Indien (Hinterindien) von Ziamba bis Murfili und umschließt acht Königreiche; in Mittelindien oder Abascia (Habesch) herrschen sieben Könige, darunter vier christliche. Die Einwohner von Habesch (Abessynien) sind die besten Krieger in diesem Theile der Welt, doch in steter Feindschaft mit den Nachbaren. Ihr Land hat Ueberfluß an Elefanten, Giraffen, Thieren und Vögeln aller Art, besonders auch an Gold, und es ist deshalb von Kaufleuten viel besucht. Die Provinz Adem (Aden), von einem Sultan beherrscht, hat viele Städte und Burgen und in dem trefflichen Hafen von Aden den bedeutendsten Marktplatz dieser Länder, wohin die Schiffe aus Indien Gewürze und Spezereien bringen. Von da werden die Waaren in kleineren Schiffen, den Arabischen Meerbusen hinauf, nach einem Hafen an der afrikanischen Küste gebracht. Hier werden die Waaren auf Kameele geladen und 30 Tagereisen weit bis zum Flusse Nil getragen, auf dem sie dann nach Kairo und von hier auf einem Kanal nach Alexandrien geschafft werden. 40 Meilen nordöstlich liegt die Stadt Escier (Schähr oder Sahar) mit viel besuchtem Hafen. Hier wie in Aden werden viele arabische Pferde ausgeführt, auch weißer Weihrauch, der Tropfen für Tropfen aus einem kleinen tannenähnlichen Baume quellen und dann erhärten soll, sowie Datteln, aus welchen die Einwohner mit Reis und Zucker ein treffliches Getränk bereiten. Die Einwohner sind gute Fischer, fangen besonders viel Thunfische und füttern ihr Vieh damit, denn Pflanzen wachsen hier wegen der Hitze wenig. Sie hacken diesen Fisch klein, bereiten mit Mehl einen Teig daraus, lassen diesen in der Sonnenhitze erhärten und leben das ganze Jahr von solchem Zwieback. 20 Meilen weiter liegt Dulfâr (Dafur) mit schiffreichem Hafen, wohin die arabischen Pferde zur Verschiffung aus den inneren Gegenden gebracht werden; dann folgt Kalajati (Kalhât im Lande Omân), dessen Hafeneingang mit einer Festung so geschlossen ist, daß kein Schiff ohne Erlaubniß hineinkommt, während jedes Schiff zu sehen ist, das vorbeisegeln will. 300 Meilen nach Nordosten liegt die Insel Ormus mit seiner schönen, großen Stadt, von welcher Marco schon früher berichtete. Damit endigt des Weltreisenden Beschreibung von Indien und den asiatischen Inseln.

8. Folgen von Marco Polo's Reisen.

Wenn wir einen Atlas zur Hand nehmen, können wir uns bis auf wenig Ausnahmen hinsichtlich der Reisen Marco Polo's leicht orientiren und es gewinnt der Geograph die Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit der Berichte dieses bedeutendsten reisenden Kaufmanns im Mittelalter. — Die erste Reise der Gebrüder Poli, die an der Wolga (wahrscheinlich 1254) begann und die Venetianer durch die heutige Bucharei bis nach Caracorum führte, währte 15 Jahre, wenn wir von dem Verweilen der Gebrüder in Konstantinopel und dem Aufenthalt wegen der

nun folgenden Zurüstungen zur Reise nach dem innern Asien absehen. Die zweite Reise, bei welcher besonders Marco der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit wird, legte derselbe während der Jahre 1271 bis 1295 zurück, welches wiederum 24 Jahre macht. Rechnet man hiervon vier Jahre auf die Reise nach der Residenz Kublai-Khans und drei Jahre für die Rückkehr aus China nach Europa, so bleiben 17 Jahre, während welcher sich Marco Polo in kaiserlichen Diensten befand, dem Hoflager oder den Heeren seines Gönners folgend oder in öffentlichen Aemtern verwendet. In diesen einflußreichen Stellungen lernte unser Venetianer sämmtliche Provinzen Ostasiens, mit Ausnahme von Kuang-si und Kuang-tong sowie der großen chinesischen Mauer, kennen. Er besuchte nicht allein die wichtigsten Punkte und Städte des heutigen Reiches der Mitte, sondern gewann auch, wie wir wol versichert sein dürfen, in Folge der damaligen Art mühsamen und langsamen Fortkommens, schon während der Hinreise eine richtige Anschauung von den Ländern, welche die große armenische Handelsstraße über die westlichen Länder von Giazza im Issischen Golfe nach Tauris durchkreuzte, von den Umgebungen des Kaspischen Meeres bis zu den fruchtbaren Theilen Irans, und weiter auf dem Wüstenpfade nach Ormus und von da über Kerman zu den Hochgebirgsländern. Im Verlaufe seiner Reise, die ihn aus Beludschistan im westlichen Tibet nach Kaschmir und in den chinesischen Theil von Turkistan führte, gelangte er zu den drei wichtigen Handelsplätzen Kaschkar, Yarkand und Chotan am Südabhange des Thianschan, in das den Mongolen gehörende Reich der Uiguren, von wo er nicht den westlichen, meist üblichen Karawanenpfad, sondern den Weg durch die Wüste Gobi (Lop) einschlug, der ihn nach dem großen Durchgangspunkt von Mittel-Asien nach China brachte. Seine ungewöhnliche Kenntniß von Land und Leuten ist mit Ursache gewesen, daß der Großkhan den so gewandten und wohlerfahrenen Mann in seine Nähe gezogen. Sicherlich haben seine Schilderungen viel dazu beigetragen, im Abendlande den Gedanken, zu Meere einen westlichen Weg nach den gepriesenen Wunder- und Goldländern des nördlichen und östlichen Asiens aufzufinden, zu nähren. Es war ja so natürlich, daß in Folge von Marco Polo's an- und aufregend wirkendem Berichte über das prächtige Quinsay (jetzt Hang-tschéu-fu), damals die größte Stadt der Welt, die Abendländer direkt mit dem reichen Gewürzmarkte Zaitun (Tschiuen-tschéu-fu) und dem Ostlande der Chinesen Zipango oder Dschi-pon (Japan) in Verbindung zu treten wünschten. Da Marco Polo selten übersieht, die vorzüglichsten Produkte der Länder namhaft zu machen, welche er kennen gelernt, so erhalten wir einen Begriff von der kommerziellen Bedeutung der ostasiatischen Reiche, die zu jener Zeit fast sämmtlich die Oberherrlichkeit des Großkhan's anerkannten. Ueberall sind Händler und Kaufleute thätig, den Austausch der überreichen Erzeugnisse der ostasiatischen und indischen Welt zu vermitteln, und so gelangen wir schließlich zu Wasser auf den Weg, auf welchem ein guter Theil dieser Reichthümer Europa zugeführt wurde. Diese Dorado's des Gewürzhandels dachte Christoforo Colon zu erreichen, und von dorther reiche Ausbeute aus den Tiefen des Meeres und dem Innern der Erde heimzubringen, als er absegelte, Zipango zu erreichen, und 1492 die Entdeckung Amerika's zu Stande brachte.

Wir wissen, daß Marco Polo bei seinen Zeitgenossen für einen Aufschneider

galt und daß besonders seine mächtig großen Zahlen, seine für Viele unglaublichen Angaben von Städte-Bevölkerungen und die noch unglaublicher erscheinenden Einkünfte der mongolischen Kaiser, wiewol sie eben so oft mit stummen Staunen aufgenommen wurden, doch mehr noch Zweifel erregten. — Von einem anderen kulturhistorischen Standpunkte gewinnen Marco Polo's Reisen an Bedeutung, wenn wir mit gutem Grunde annehmen, daß in Folge seiner Anregungen sich Johannes von Montecorvino, von Rom aus, 1291 über Täbris nach Indien, von hier nach Peking begab, um daselbst eine christliche Gemeinde zu stiften. Und in der That, es gelang ihm, nachdem Peking zum Erzbisthum erhoben worden war, dort die uns bekannten Absichten des christenfreundlichen Kublai-Khans in Erfüllung zu bringen. Von dieser Zeit an wandten sich auch in den folgenden Zeiten christliche Sendboten nach Peking, unter denen der Franziskanermönch Odorico von Pordenone genannt zu werden verdient. Ein Aufenthalt während $14^1/_2$ Jahre im Morgenlande hätte ihn in Stand setzen können, achtbare Kenntnisse über das Innere Asiens unter seinen Zeitgenossen zu verbreiten; auch er spricht begeistert von der Größe der „Himmelsstadt" Quinsay, deren Häuser er auf 850,000 schätzt; er untermischt jedoch seine Schilderungen mit einer Menge fabelhafter Dinge, die bei der Leichtgläubigkeit seiner Zeit in Europa lange für baare Münze angenommen wurden.

Als um die Mitte des XIV. Jahrhunderts Johannes Marignola seinen Einzug in Kambalu (Peking) als päpstlicher Legat hielt, hatte die Begünstigung des Christenthums in China ihren Höhepunkt erreicht. Der Palast des geistlichen Würdenträgers war prachtvoll ausgestattet, Kirchenglocken riefen die christlichen Gemeinden nach den Gotteshäusern, das Ordenshaus der Franziskaner stieß an die kaiserliche Hofburg und der päpstliche Legat durfte sich, als er zum Kaiser gerufen ward, ein Kreuz, das Symbol seiner hohen Würde, vortragen lassen. Reich beschenkt verließ Marignola den duldsamen Mongolen-Khan. Als jedoch die eingeborenen Ming die Mongolenherrschaft stürzten, hörte auch die Begünstigung der Christen auf und es währte lange, bis das Abendland wieder in direkte Verbindung mit Indien und dem Reich der Mitte trat.

Der bedeutendste Reisende, welcher im XV. Jahrhundert über Indien hinaus gelangte, war wiederum ein venetianischer Kaufmann, Nicolo Conti. Er durchwanderte das indische Dekan, besuchte die Länder der Tamulen, gelangte bis zur Küste von Koromandel (Maabar), und von hier nach Ceylon und Sumatra; er befuhr später den Ganges und überschritt die Grenzgebirge des Küstenlandes von Arakan, um durch das Land Irawadi nach Awa zu gelangen. Die Heimreise führte ihn über Aden nach Dschibda am Rothen Meere, und dies ist insofern bemerkenswerth, als die Mehrzahl aller Europäer, die nach Indien und China zogen, entweder den Weg durch die asiatischen Steppen, oder über Persien nach Ormus einschlugen, um von hier zur See weiter zu reisen; den kürzeren Weg über Alexandrien und das Rothe Meer zu wählen, gestattete die Engherzigkeit der Mamelucken-Sultane den Ungläubigen nicht. Mit der Auffindung des Seeweges um das Kap der guten Hoffnung durch die Portugiesen trat der Verkehr mit dem Osten von Asien in eine neue Phase. Was seitdem zur Bekanntwerdung des größten aller Welttheile und zur Hebung seiner Schätze durch den Welthandel geschehen ist, beschäftigt uns besser an einer anderen Stelle.



Stadt und Straße aus dem Mittelalter.

Hans Ulrich Kraft.

Der Ulmer reisende Kaufmann.

(1550—1616.)

Die erste bemerkbarere Ausbildung des Handels und der Gewerbsthätigkeit ging in Deutschland Hand in Hand mit der Entwickelung seines Städtewesens, vorzugsweise dort, wo sich aus der Römerzeit Ortsanlagen mit verhältnißmäßig dichter Bevölkerung erhalten hatten, wie beispielsweise an der Donau und am Rhein. So lange noch die Hauptstadt des oströmischen Reichs, Konstantinopel, der vorzüglichste Stapelplatz aller Erzeugnisse der Länder des Orients sowie Indiens war, befanden sich die Donaustädte in der günstigsten Lage. Auch verstanden sie es zeitig, wie die Wichtigkeit von Regensburg, Passau und Wien schon zu Zeiten Karl's des Großen darthut, die Vortheile ihrer Lage auszunutzen. Durch ihre Hände ging ein guter Theil des Hauptverkehrs zwischen Deutschland und dem Morgenlande, ja Regensburger Kaufleute besuchten eine geraume Zeit hindurch Kiew, damals Hauptplatz des russischen Handels, wohin eine Straße über Trentschin, der Waag entlang, durch Galizien führte.

Die ersten deutschen Handelsstraßen, von welchen uns Kunde wird, laufen von Regensburg einerseits nach Norden über Nürnberg und Erfurt, anderer-

seits über Nürnberg nach den Main- und Rheingegenden. Aus dem Orient wurden vornehmlich Seide, seidene und halbseidene Stoffe, Shawls, Purpurmäntel, Luxusgegenstände aus Goldstoffen, Oele, Rosinen, Gewürze, wie Pfeffer, Ingwer, Nelken, Muskatnüsse, Zimmt, Saffran u. s. w., bezogen, während die Donau-Handelsplätze Leinwand, Wollengewebe, Metallarbeiten, Schnitzereien u. s. w. zur Ausfuhr brachten. Als es jedoch Italien gelang, den Gesammtverkehr Europa's mit den Küstenländern des Mittelländischen Meeres immer mehr zu beherrschen, hatten die oberdeutschen Städte im XII. und XIII. Jahrhundert die Gunst einer kürzeren Verbindung mit Italien benutzt, um Ein- und Ausfuhr von Mittel- und Norddeutschland in ihre Hände zu bringen. Auf der großen Handelsstraße durch Tyrol über den Brenner hin bewegte sich der Hauptverkehr Deutschlands mit dem Süden, so daß die Bedeutung der Donaustädte Regensburg, Passau und Wien in demselben Verhältnisse abnahm, als die Wichtigkeit von Nürnberg, Augsburg und Ulm immer mehr sich geltend machte. Seit Eintritt dieser Wendung mußten die Kaufleute von der Donau mit ihren Waaren die italienischen Märkte aufsuchen und von dort die morgenländischen Erzeugnisse mit nach Hause nehmen.

Der Handel mit Italien stützte sich in Schwaben, Franken u. s. w. vornehmlich auf die bald zu höchster Blüte gelangende Leinweberei, in den schwäbischen Städten Augsburg, Kempten, Memmingen, Kaufbeuren, Ulm.

Der letztgenannte Platz gehört zu den ältesten und sehenswürdigsten Städten Deutschlands. Am linken Ufer der Donau gelegen, breitet sich Ulm in einer schönen und fruchtbaren Gegend am Fuße der östlichen Ausläufer der schwäbischen Alp aus. Es hat sich das Ansehen der alten Reichsstädte in Beziehung auf Eigenthümlichkeit und Stattlichkeit der Bauart bis auf den heutigen Tag erhalten. Hoch über Ulm ragt der prächtige Münster, eines der herrlichsten gothischen Denkmäler aus der besten Zeit des deutschen Mittelalters, empor.

Während seiner Handelsblüte im XV. Jahrhundert zählte Ulm dreimal mehr Einwohner als heute. Innerhalb seiner schützenden Mauern lebten 60,000 fleißige Menschen und außerhalb der Stadt in dem ländlichen Theile ihrer Umgebung weitere 38,000 abhängige Insassen. Der alten Reichsstadt gebührte die Ehre des Vorsitzes auf den Versammlungstagen des schwäbischen Kreises und bei allen Bündnissen desselben spielte sie eine Hauptrolle.

Die Rivalin von Nürnberg und Augsburg vermittelte einen Theil der Einfuhren von Italien und der Ausfuhr nach dorthin, welche vom Osten her auf der Donaustraße herbeikamen. Die Linnen-Industrie setzte in Ulm viele emsige Hände in Bewegung; seinen Wohlstand förderten lohnende Industriezweige, wie die Barchent- und Damastfabrikation, auch die Holzschnitzereien Ulms waren weit und breit berühmt. Ein reges geschäftliches Treiben verursachte die Sendung von vielbegehrten Rohprodukten und den wichtigsten Erzeugnissen des gewerbfleißigen Ober-Deutschlands: feine Tücher, Waffen, Kurzwaaren und Metallfabrikate, die zur Ausfuhr gebracht wurden. Ulms Speditions- und Kommissionsgeschäfte nach Augsburg, nach dem Oberrhein und der benachbarten Schweiz hin waren höchst ansehnlich. Mehr als ein Ulmer Haus besaß Filiale, Agenturen und Geschäftsantheile in Italien, Frankreich, den Nieder-

landen sowie im Orient. Gewandte Geschäftsgenossen vertraten sein Interesse in Venedig, Genua, Marseille, Lyon, Antwerpen, im Morgenlande und an anderen Orten; Ulmer Kaufherren verfuhren in eigenen Schiffen auf dem Deutschen und dem Mittelländischen Meere weithin ihre Waaren.

Zu den ältesten und angesehensten Häusern der schwäbischen Reichsstadt gehörte im XV. und XVI. Jahrhundert die Familie Kraft. Ihre Altvordern waren Notare oder „Schreiber" im Dienste hohenstaufischer Könige, des jüngern Heinrich und Konrad's IV. gewesen. Sie besaßen ein Haus in Ulm, den Salmansweiler Hof, der von ihnen an das Kloster Salmansweil, später, im Jahre 1274, an das Kloster Reichenau überging. Nach jenem kaiserlichen Amte hieß die Familie zuerst Schreiber, da aber der Name Kraft oder Krafto in derselben häufig wiederkehrte, wurde dieser der Geschlechtsname. Aegidius und Otto Kraft gründeten im Jahre 1355 die Dreikönigskirche in Ulm, der Bürgermeister Ludwig Kraft legte am 30. Juni 1377 den Grundstein zu dem Ulmer Münster, und noch jetzt bewahrt dieser seinen Denkstein. Ulrich und Konrad Kraft, Gebrüder, waren in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Pfarrer am Münster und halfen die Reformation vorbereiten. Im folgenden Jahrhundert war Johann Kraft von Dellmensingen Bürgermeister in Ulm, später, nachdem Kaiser Karl V. die Verfassung von Ulm im Jahre 1548 gestürzt hatte, der Stadt Gesandter auf den Tagen zu Worms, Augsburg und Naumburg und starb als Rathsälterer am 17. März 1577. Zu seinen sechs Söhnen gehörte unser Hans Ulrich, geboren am 25. März 1550. Der Vater bestimmte ihn für den Kaufmannsstand, ließ ihn früh im Deutschschreiben, Lesen und Rechnen unterrichten und schickte ihn in seinem 12. Jahre zu Hieronymus Imhof nach Augsburg in die Lehre. Von hier begab er sich nach Lyon und Florenz, wo er seine kaufmännische Bildung vollendete und die französische und italienische Sprache erlernte. In Florenz war es, wo er viel erzählen hörte von dem Morgenlande und seinen Sitten, und es erwachte in ihm der Wunsch, auch „in dergleichen orientalische Gegenden zu gerathen". Im Jahre 1573 trat er deshalb in den Dienst des damals sehr blühenden Mannlich'schen Hauses in Augsburg und reiste als dessen Faktor nach Syrien, doch hatte er hier noch nicht lange seine Thätigkeit begonnen, als sein Handelshaus fallirte und er, weil er sich für die übernommenen Waaren mit verbürgt hatte, in Tripolis gefangen gesetzt wurde. Nach drei Jahren endlich befreit, kehrte er im Jahre 1377 nach Europa zurück, reiste noch zehn Jahre meistens in fremden Diensten in Oesterreich, Schlesien und Polen, wurde dann Pfleger des ulmischen Amtes zu Geislingen und feierte zu gleicher Zeit am 24. Oktober 1587 im Salmansweiler Hofe seine Hochzeit. Hier verfaßte er im hohen Alter eine Beschreibung seiner Reisen und seiner Gefangenhaltung, und widmete dieses Buch seinen Söhnen Raimund, Christoph Eglof und Hans Ulrich. Im Jahre 1861 wurde dasselbe aus der Original-Handschrift unter dem Titel „Reisen und Gefangenschaft des Hans Ulrich Kraft" von Dr. Haßler in Ulm herausgegeben und im Jahre 1862 von Adolf Cohn in unsere heutige Sprache übertragen.

Die Persönlichkeit, die uns aus diesem Reisebuche entgegentritt, ist Achtung gebietend und liebenswürdig. Kraft war, wie er selbst andeutet, von mittler

Statur, blond von Haupthaar und Bart, und, wie seine Abenteuer und die ertragenen Leiden beweisen, von kräftigem Körper. Im rüstigsten Jugendalter von 24 Jahren begann er seine Fahrten und ertrug ungebeugt jedes Ungemach, alle Anstrengungen und Mühseligkeiten im Leben eines reisenden Kaufmannes.

In schwerster Gefangenschaft bewahrte er einen frischen und zuversichtlichen Muth, so daß er die Freunde, die ihn zu trösten kamen und vom Anblick seines Unglücks überwältigt wurden, selbst aufzurichten vermochte und sein gläubiges Vertrauen auf Gottes Hülfe, auch nachdem seine zwei Gefährten schon den Leiden der Gefangenschaft erlegen waren, niemals verlor. Dabei war er stets thätig und selbst im finstern Gefängniß lernbegierig, aufmerksam auf alles Neue und Nutzbare, rasch und jeder Zeit geschickt im Handeln, dabei maßvoll und bescheiden im Auftreten, besonnen und verständig in der Beurtheilung und Behandlung der Menschen. Seine Redlichkeit und Tüchtigkeit erwarb selbst bei seinen Gefangenwärtern Anerkennung und machte ihn Allen, mit denen er in Berührung kam, werth und unentbehrlich. Seine Liebe zur Heimat wuchs durch seine Reisen, und sein Gottvertrauen, seine evangelische Frömmigkeit, die nie in Unduldsamkeit ausartete, blieben in Leid und Freud' die Grundlage seines Gemüthslebens. Doch am besten lernen wir diesen Mann aus seinen Erlebnissen kennen.

Nachdem er im Jahre 1572 in Florenz die italienische Sprache erlernt hatte, wollte Hieronymus Imhof ihn wieder in seine Dienste nach Augsburg ziehen. Seit der Entdeckung Amerika's und der Auffindung des Seewegs nach Ostindien war der Drang, fremde Erdtheile und Völker aufzusuchen, nach Abenteuern und Reichthümern auszuziehen, ein allgemeiner. Auch in Kraft war der Drang, fremde Länder und Sitten kennen zu lernen, zu mächtig geworden, als daß er sich jetzt schon ganz der Buchhalterei hätte widmen mögen. In Florenz hatte er von zwei Freunden, Jakob Böckh aus Nürnberg und Hans Beyer aus Augsburg, die im Dienste des Mannlich'schen Handelshauses glücklich aus Aegypten zurückgekehrt waren, so viel über türkisches Leben vernommen, daß er vor Begierde brannte, dergleichen selbst zu sehen und zu erleben. Mit Erlaubniß seines Vaters trat er sogleich, wenn auch nur mit geringer Besoldung, bei Melchior Mannlich und seinen Mitverwandten auf sechs Jahre in den Dienst, wie er selbst sagt, mehr um Erfahrungen zu sammeln, als um Reichthümer zu erwerben. Am 1. Mai ging er nach Augsburg und traf mit seinen neuen Prinzipalen Verabredung wegen seiner Reise, die er über Marseille nach Tripolis in Syrien machen sollte, um dann zunächst zwei Jahre lang die Geschäfte des Hauses dort zu betreiben. Die Mannlich's nahmen ihn so freundlich auf und erwiesen ihm so viel Ehre, daß er sich durch Dankbarkeit verpflichtet fühlte, für sein Handlungshaus forthin Leib und Leben einzusetzen und dessen Vortheil auf's Sorgfältigste wahrzunehmen. Mit solch' trefflichen Vorsätzen machte er sich am 16. Mai mit Postpferden auf den Weg nach Ulm. Sein Vater und seine Geschwister suchten ihm die weite Reise auszureden, doch ließ er sich von nassen Augen nicht wankend machen, sondern ritt mit leichtem Gemüthe in Gottes Namen vom Vaterhause fort. Vor dem Frauenthor wandte er sich noch einmal um; da sah er voll Erstaunen seinen wackern Vater am Fenster stehen, der

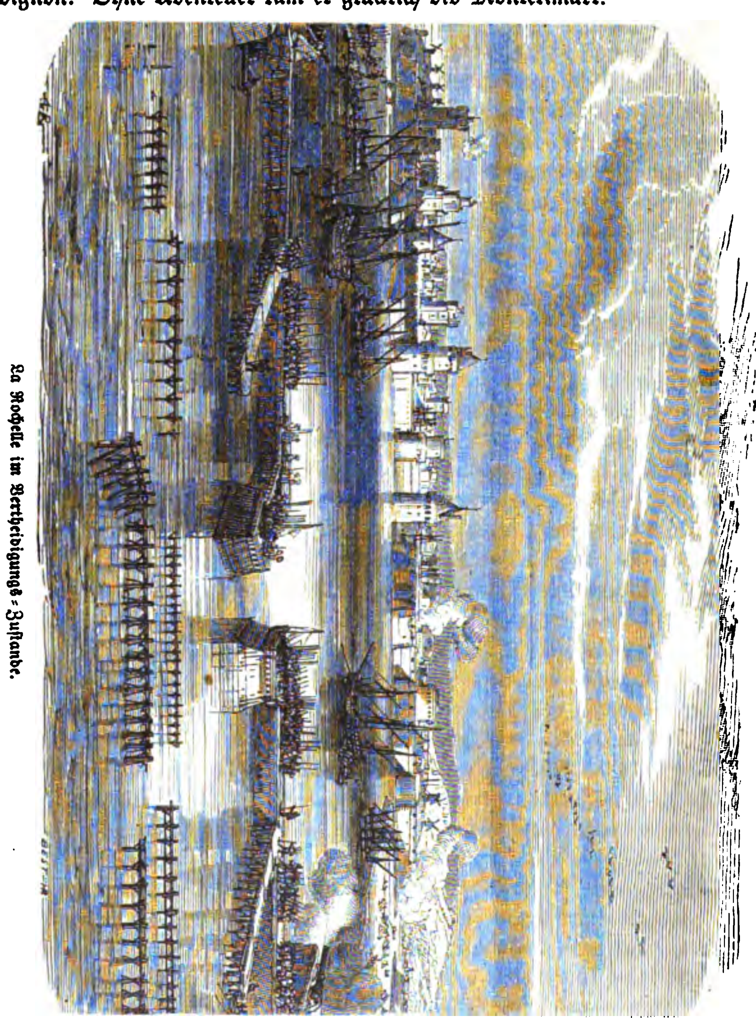
doch des Podagra's wegen in vielen Tagen das Bett nicht verlassen hatte. „Dieser Anblick ist mir mehr zu Herzen gegangen“, schreibt er, „als wie ich von ihm Abschied genommen.“

Von einem Metzger geleitet, — Metzger übernahmen damals gewöhnlich die Boten= und Postdienste — mit Geld reichlich versehen, mit einer schön vergoldeten, dreiläufigen Jagdbüchse und zwei schönen schlagenden Uhren ausgerüstet, die in der Noth zu Geschenken an fremde Befehlshaber bestimmt waren, ritt er lustig über die Iller, nach Schaffhausen, Kaiserstuhl und Baden. Unterwegs fragte ihn der Begleiter, ob es denn wirklich wahr sei, daß er in die Türkei reise? Als er fröhlich erwiederte, in drei bis vier Monaten hoffe er in Jerusalem oder doch nicht weit davon zu sein, fragte Jener treuherzig, was ihn denn für eine Noth zu einer solchen weiten Reise treibe, ob er sich etwa in Jerusalem verheirathen wolle?

In Baden besuchte er vor Allem das berühmte Bad, das seinen vom Postreiten versteiften Gliedern sehr wohl that. Nachdem er mit seinem Gefährten etwa 1½ Stunde — man badete damals stets mehrere Stunden — im Bade gewesen war, ward er von zwei Rathsherren unter einer schönen, breitästigen Linde mit trefflichem Wein bewirthet und von einer französischen Gräfin zu einem Besuche eingeladen. Er traf sie im Bade sitzend, von einem Knaben und einem Mädchen bedient. Sie unterhielt sich sehr vertraulich mit ihm, gab ihm Briefe mit an den Gouverneur von Lyon und an den Kardinal von Avignon und lud ihn zum Abendessen ein. Kraft aber schlug diese Einladung aus und ritt noch denselben Abend nach Aarau, den andern Tag nach Solothurn. Da er hier durch das Fronleichnamsfest aufgehalten wurde, nahm er eine Einladung des französischen Botschafters zum Mittagsmahl an und wurde von demselben mit großer Achtung behandelt. Er saß zwischen dem Botschafter und einem deutschen Edelmann, der es sich angelegen sein ließ, den Ulmer zu verspotten, indem er behauptete, der König von Frankreich sei stets von den Schwaben schlecht bedient worden. Kraft aber erwiederte, die königl. Majestät von Frankreich sei den oberdeutschen Städten Augsburg, Nürnberg und Ulm etliche Tonnen Goldes schuldig, und welche andere Staaten denn wol in gleicher Weise dem Könige gedient hätten oder nur dienen könnten? Da schwieg der Edelmann und der Botschafter war wohlzufrieden mit der Antwort. —

In Peterlingen, wohin Kraft nach Mitternacht kam, weigerte sich der Postmeister, seine zwei Schimmel, die als gute Postpferde bekannt waren, herzugeben. Als Kraft zwei Goldkronen auf den Tisch legte, meinte Jener, die eine sei nicht vollwichtig, doch Kraft erwiederte: „Die ist so gut wie Euer Pferd.“ Da sprang der Postmeister zornig nach seinem breiten Schweizerdegen und fragte drohend, ob er auch so gut sei wie die Goldkrone? Kraft aber hielt ihm die Jagdbüchse entgegen und warnte, nicht näher zu kommen. Ein anwesender kleiner Mann sprang behend dazwischen und versöhnte die Beiden, und als nun Kraft zwei Maß vom allerbesten Wein spendete, ließ denn auch der Postmeister seine Schimmel satteln. Wohlberitten kam Kraft noch denselben Vormittag über Lausanne nach Genf, wo er Melchior Mannlich, seines Herrn Sohn, der nach Augsburg zurückreiste, traf und von ihm Briefe an Anton Mannlich, den

Bruder desselben in Marseille, mitnahm. In Lyon aber traf ihn die Nachricht, daß Anton Mannlich in Marseille gestorben sei; da konnte er nicht einmal seinen früheren Lehrherrn aufsuchen, sondern ritt sogleich mit Postpferden über Vienne auf Avignon. Ohne Abenteuer kam er glücklich bis Montelimart.



La Rochelle im Vertheidigungs-Zustande.

Als er hier in Begleitung eines französischen Edelmanns eine Anhöhe hinaufritt, sahen sie plötzlich vor sich 12 gascognische Hakenschützen aufgestellt, welche Miene machten, die beiden Reisenden, die sie wegen ihrer deutschen Tracht für feindliche Hugenotten hielten, von den Pferden zu schießen. Nachdem sie sich zu erkennen gegeben hatten, durften sie ungehindert weiter reisen und erfuhren nun von den Hakenschützen, daß ihnen ein Trupp von 25 Reitern, wahrscheinlich um sie auszuplündern, nachgeritten sei, der sich aber beim Anblick der Schützen

zurückgezogen habe. So einer doppelten Gefahr glücklich entronnen, erreichte Kraft am 29. Mai St. Esprit, das er von französischen Soldaten angefüllt fand, welche von der fruchtlosen Belagerung der Stadt Rochelle zurückkehrten.

Das hugenottisch gesinnte La Rochelle hatte sich unter dem Schutze Englands zur Republik erklärt. Wiewol von der einen Seite durch den Herzog von Anjou belagert, von der Hafenseite durch de la Garde bedrängt, vertheidigte sich die Einwohnerschaft auf's Muthigste und ihr Heldenmuth ließ sich nicht schrecken, als eine überlegene Flotte vergebens sich bemühte, de la Garde's Blockade-Geschwader zu vertreiben. Die Ausdauer der wackern Bürger fand ihren Lohn: die Belagerung La Rochelle's mußte aufgegeben werden.

Hier nun sollte Ulrich ein mit spanischem Wachs sorgfältig versiegeltes Päckchen, das ihm seines Herrn Faktor, Oswald Sengen zu Lyon, mit großer Aengstlichkeit übergeben, abliefern. Kraft hatte geglaubt, es befänden sich kostbare Edelsteine darin, und hütete es auf's Beste. Als es nun in seiner Gegenwart geöffnet wurde, erblickte er nur Schusser und Märbel, worüber er, so arg es ihn auch zuerst verdroß, doch herzlich lachen mußte. — Lange vermochte er nicht zu Rochelle zu verweilen; aus Besorgniß vor neuen hugenottischen Unruhen fuhr er mit dem Edelmann von St. Esprit zu Schiff auf der Rhone gen Avignon, wo er vom Kardinal, dem er seine Briefe übergab, sehr leutselig und ehrenvoll aufgenommen und mit trefflichem Wein in vergoldetem Gefäße erquickt wurde. Die Einladung, im Palast zu übernachten, schlug Kraft aus und machte sich sogleich auf den Weg nach Marseille, wo er am 30. Mai um 1 Uhr Mittags glücklich ankam.

Am folgenden Tage langte auch Leonhard Rauwolf, Doktor der Medicin, von Augsburg über Mailand und Nizza hier an. Er war von den Mannlich's in Dienst genommen worden, um auf die Gesundheit ihrer andern Diener während dieser Reise Acht zu haben. Kraft erkannte darin eine besondere Gunst und Ehre; denn, meinte er, man habe wol nicht bald gehört, daß eines Herrn Diener, mit einem Leibarzt versehen, reise. Dr. Rauwolf verfolgte freilich nebenbei besondere Zwecke. Auch ihn trieb die Wißbegierde, die ausländischen Kräuter und Droguen in ihrem Heimatslande kennen zu lernen. Auch ließ er nach seiner Rückkehr, im Jahre 1582, ein besonderes Reisewerk darüber drucken, das ihm großes Ansehen verschaffte. Am 14. Juli kam auch Melchior Mannlich nach Marseille, um nach seines Bruders Ableben die Geschäfte zu ordnen. Auch von ihm wurde Kraft wie ein leiblicher Bruder behandelt und erfuhr so viel Ehre, Freundschaft und Wohlwollen, daß er sich so vieler Gutthat fast schämte und sich vornahm, für das gesammte Mannlich'sche Geschlecht Leib und Leben einzusetzen.

Die Mannlich's waren damals weit und breit gekannte Kaufleute. Sie hatten nicht weniger als sieben Schiffe in See. Die „St. Christina" war gerade von Tripolis mit gesuchten Waaren nach Marseille zurückgekehrt, der „Falcon" lag mit guten Aussichten in Konstantinopel, der „Griffon", mit Geschütz und Munition trefflich gerüstet, befand sich unterwegs nach England, „la Siropa" mit Quecksilber und anderen Waaren befrachtet, ankerte im Hafen von Alexandrien, die Barke „St. Johann" war dahin unterwegs, die Barke „St. Margareta" glücklich zu Cadix angekommen. Das siebente Schiff, „St. Croce", d. h. Kreuz,

lag im Hafen von Marseille und wurde eben mit Waaren, Geschütz und allem Nöthigen versehen, um mit Kraft und Rauwolf nach Tripolis zu segeln. Alle Unternehmungen seines angesehenen Hauses waren, wie Kraft zu Marseille sowie bei anderen Gelegenheiten erfuhr, so besonnen und vorsichtig, sein Kredit so frei von allem Zweifel, die Haushaltung aller Familienglieder so einfach und ehrbar, daß Kraft ganz unbesorgt in ihrem Namen eine Menge Verpflichtungen einging. Nicht die leiseste Ahnung konnte in ihm aufkommen, daß die Mannlich's jemals in Zahlungsverlegenheiten zu gerathen vermöchten.



Segelschiff des XVI. Jahrhunderts.

Mit Ende August war die „St. Croce" segelfertig. Die Prinzipale brachten unsern Ulrich und den Doktor mit Lautenspiel und Gesang unter Begleitung aller Freunde an Bord. Sie hatten ihre Diener mit allem Nöthigen versorgt, insbesondere mit zwei trefflichen Schinken, zwei Pasteten von indischem Geflügel, mit gutem Wein in großen Flaschen, Rosenessig, sowie mit einer Reiseapotheke. Nach dem Abschied von ihren Herren gelobten sich Rauwolf und Kraft, brüderlich einander in Freud' und Leid beizustehen, sich nicht zu verlassen, sondern Leib und Leben für einander zu wagen, und sie riefen des Allmächtigen väterlichen Beistand dazu an. Kraft hatte die Aufsicht über Schiff und Ladung erhalten und ihm war die Bestimmung der Fahrt überlassen, dem Schiffshauptmann blieb nur der Befehl über die Mannschaft. Die „St. Croce" war nur ein gewöhnliches Schiff und hatte wenig über 3000 Centner an Kurzwaaren geladen. Außer Kraft und Rauwolf, denen ein besonderes Kämmerlein auf dem Schiffe angewiesen war, bestand die Schiffsmannschaft aus dem Patron, dem Nocchiere oder Leutnant, dem Piloten, der über den Kompaß gesetzt war, dem Schreiber,

der Rechnung führte über Alles, was aus- und einging, dem Guardian, der die Ordnung auf dem Schiffe handhabte, dem Aguzzin, der die Strafen am Schiffsvolk vollzog, drei Büchsenmeistern, zwei Kalfaterern, einem Küfer, der den Wein und das Wasser zu besorgen hatte, einem Koch und seinem Küchenjungen, die täglich 48 Personen zweimal zu speisen hatten, und 21 Schiffsgesellen von 18 — 40 Jahren. Außerdem waren noch 6 Schiffsbuben von 10 — 14 Jahren an Bord, welche die Schifffahrt erst erlernen sollten, von Jedermann gehänselt wurden und regelmäßig täglich zweimal bei Aufgang und Untergang der Sonne das Schiffsgebet verrichten mußten. Das Dienstgeld wurde von Monat zu Monat ausbezahlt und nur auf eigene Kosten erhielt die Mannschaft Speise und Trank von Denen, welchen der Vorrath im Schiff gehörte. — Auch zu ernsthaftem Kampfe war die „St. Croce" wohlbewehrt mit 13 verschiedenen Geschützstücken, welche auf niedrige Räder gestellt waren. Außerdem hatte jedes Geschütz noch drei bis vier Mörser, so daß, ehe der eine losgebrannt wurde, der andere schon wieder geladen und zugeschlagen war. Diese Einrichtung gefiel dem Kraft so sehr, daß er sich ein Modell von Holz darnach fertigte, um es mit nach Deutschland zurückzunehmen. An Munition hatte das Schiff 1120 Pfd. Pulver mit ungezählten Kugeln und 100 Pfd. Blei, an Waffen noch zwei Doppelhaken und sechs gewöhnliche Soldatenhaken, zwölf lange Spieße, sechs runde Schilder, eine Anzahl Jagdbüchsen, eine Trompete und eine Trommel, an Eßwaaren Rindfleisch, lebende Hammel, Hennen, Eier, gesalzene Fische, Biskuit u. s. w.

Am 2. September 1573, als sich ein starker Nordwestwind erhoben hatte, versammelte der Patron die ganze Schiffsgesellschaft um sich, redete zu ihnen in ernsten Worten, daß wer die Fahrt fürchte, noch an's Land zurückkehren möge; welche aber ernstlich gesonnen seien mitzufahren, die sollten jetzt einander verzeihen, friedlich und gottesfürchtig mit einander leben, dem Schiffshauptmann und Vorgesetzten gehorchen und ihres Amtes mit Leib und Leben warten. An Eides Statt mußte Jeder zwei Finger aufheben mit dem Versprechen, diesem Allen treulich nachkommen zu wollen. Die Anker und das Boot wurden jetzt in das Schiff gewunden, die Segel des Vordermastes fielen herab und die „St. Croce" gewann die offene See. Alle warfen sich jetzt auf die Kniee, beteten drei Ave Maria, das Vater Unser und den Glauben, und der Leutnant empfahl Schiff und Insassen gegen Sturm und Feinde der Barmherzigkeit des Allmächtigen, wozu Alle laut riefen: „Amen, Amen, Amen!"

Man hatte in den ersten Tagen viel mit widrigen Winden, die mit Windstillen wechselten, zu kämpfen, so daß erst am 11. September Sicilien erreicht ward. Im Venetianischen Golf (Jonisches Meer) vertrieb sich die Mannschaft die Ungeduld mit Angeln, denn das Schiff wurde auch hier tagelang hin und her geworfen. Man fing unter anderen Fischen zwei pilzförmige, sogenannte glatte Rochen, welche Kraft's und Rauwolf's Aufmerksamkeit erregten. Es waren Fische von mißgestalteter Form, ohne Schuppen, Knochen und Eingeweide, und hatten nur Knorpel und schwarzes Blut. Die Schiffsleute kochten diese Meerbewohner und bereiteten sie mit Essig und Oel zu, darauf verspeisten sie dieselben mit großem Behagen. Kraft und Rauwolf kosteten aus Neugierde die Speise und fanden die Fische zäh und unschmackhaft. Am 14. September frühmorgens er-

hob sich mit einem Male unter den Schiffsleuten ein Lärmen und Aufschreien. Es sei heute Kreuzerhöhungstag, so sagten die Leute, und weil das Schiff das „Heilige Kreuz" heiße, müsse ein Feiertag abgehalten werden. Der Patron versammelte sogleich die Schiffsgesellschaft und ließ sie früh um 7 Uhr für die bisher glücklich vollbrachte Fahrt ein Dankgebet verrichten, worauf drei Falconettlein gelöst und dem Tage zu Ehren ein Hauptfrühstück gehalten wurde. An demselben Nachmittage um drei Uhr ging die See hoch und hohl, ohne daß die Luft sich bewegte. Alsbald brauste auch schon der Sturm heran, so ungestüm und heftig, daß alle Segel bis auf das Mittelsegel eingezogen werden mußten und die Wogen über das Schiff hinweggingen. Alle sahen den Untergang vor Augen und nur durch die Geschicklichkeit des Steuermannes entrannen sie der Gefahr, wiewol vom starken Schwanken des Schiffes gar Mancher zu Boden geworfen wurde. Nach zwei Stunden beruhigte sich das Meer und ein guter Nordwest trieb das Schiff so gewaltig vorwärts, daß sie am Dienstag in aller Frühe schon Candia oder Creta in Sicht bekamen. Neue Stürme warfen jedoch das Schiff bis zum 17. wieder hin und her.

Erst am 20. kam wieder ein günstiger Wind, eine „sanft luftige, von Mittag herschwebende tramontana", mit welcher sie am 21. das Ende der Insel Candia erreichten und bis zum nächsten Morgen an 60 französische Meilen über die Insel hinauskamen. Hier begegneten sie einem französischen Fahrzeuge, das nach Marseille zurückfuhr und Briefe an die Herren Mannlich mitnahm. An Bord desselben erfuhr Kraft, daß Rauwolf's Bruder Georg, der gleichfalls in Diensten dieses Hauses stand, auf Cypern gestorben sei; doch verschwieg er seinem Gefährten die Nachricht, um ihn für den übrigen Theil der Reise nicht traurig zu stimmen. Mit dreimaligem lauten Geschrei „Addio! Addio, Addio!" und dem Losbrennen einiger Geschütze trennten sich die Schiffe. Am 25. bei Sonnenaufgang erkannten sie schon in der Ferne den Libanon, an dessen Fuß Tripolis liegt, und warfen Anker vor dem Hafen von Salines oder Famagusta auf Cypern. Da sie hier einen Diener der Mannlich's aufsuchen sollten, ließen sich Kraft, Rauwolf und der Hauptmann an's Land rudern. Hier aber wurden sie alsobald von drei Türken zu Pferde in Empfang genommen und in das nahe türkische Lager gebracht. Der oberste Befehlshaber desselben saß in einem weiten, schön geschmückten Zelt auf buntgewirktem Teppich auf dem Boden, zwischen drei schwellenden runden Kissen, die mit Gold, Silber und Seide reich geziert waren. Es war ein dicker, feister Mann, mit einem Kaftan von feinem Scharlachtuch bekleidet, er hatte den Kopf mit einem weißen Bund bedeckt und hielt in der Hand ein eine Elle langes und einen Finger breites Eisen, das außen mit Gold geätzt, innen mit rauhem schwarzen Bein bekleidet war, und das er wie andere vornehme Türken gebrauchte, um die Haut und besonders den Rücken damit zu kratzen. Ihm zu beiden Seiten saßen zwei einfacher gekleidete Herren, hinter ihm befanden sich die mit Büchsen, Säbeln und Tartschen gerüsteten Wachen, neben ihm ein gewaltiger, in Pelz seltsam gekleideter Krieger mit eisernem, von Spitzen starrendem Faustkolben. Solche Gesellen nannten die Türken Deli; sie waren der Obersten Vorfechter und gewöhnlich waghalsige, gewaltige Kriegshelden. Zwei andere Türken traten jetzt ein, legten die rechte

Hand auf die Brust, neigten ihr Haupt, streiften, ohne die Hand zu gebrauchen, die Schuhe ab und setzten sich neben den beiden Herren auf den Teppich. Rauwolf und Kraft erhielten Stühle außerhalb des letzteren; der Schiffshauptmann, mit den türkischen Sitten vertraut, setzte sich mit ausgezogenen Schuhen auf die Spitze des Teppichs. Vermittels des Dolmetschers beantworteten die Reisenden des türkischen Obersten Fragen nach Allerlei, besonders nach dem damals mit dem Sultan verbündeten französischen König, dann beurlaubten sie sich mit denselben Förmlichkeiten, unter denen sie gekommen, und zogen ihre Straße nach Salines weiter.

Diesen Ort, der seinen Namen von den Salzgruben hat, fanden sie noch in Folge der Eroberung der Insel, also vom Jahre 1571 her, gänzlich zerstört, von 50 Häusern zeigte kaum eines ein Dach. Bei griechischen Christen, des Patrons Bekannten, nahmen sie vor dem Hause einen Vespertrunk: gelben, wohlriechenden und starken Wein, der aber von den Krügen, in denen er aufbewahrt wurde, einen Pechgeschmack nachließ, sammt schönem weißen Brod, kalten Fischen, Fleisch und Früchten. Da sie aber alsbald erfuhren, daß kein Diener ihres Hauses anwesend sei, kehrten sie sogleich auf das Schiff zurück und fuhren noch in derselben Nacht gegen Tripolis. Unterwegs wurde dem Dr. Rauwolf zu seiner größten Betrübniß der Tod seines Bruders mitgetheilt, denn er meinte, wenn er nur früher gekommen wäre, hätte er ihn doch noch retten können. Eine mehrtägige Windstille zwang das Schiff, 40 Meilen von Tripolis (Tarabulus) vor Anker zu gehen. Da aber übermannte den Kraft die Ungeduld. Er ließ sich, so sehr auch der Hauptmann abrieth, von vier Matrosen in den Hafen rudern und ritt, von einem Matrosen begleitet, auf gemietheten Eseln in die Stadt ein.

In Tripolis fand er in einer besonderen Behausung außerhalb des französischen Kaufhauses seiner Herren Diener, Ludwig Lutz aus Kaufbeuern, Elias Manhofer aus Augsburg und zwei junge Franzosen. Ein anderer Diener, Wilhelm Salvacana aus Marseille, war damals nach Cypern geschickt worden. Sobald Kraft sich bei seinen neuen Freunden etwas erholt hatte, zog er türkische Kleider an, setzte den türkischen Bund auf und eilte an's Meer zurück. Als er sich auf einem Boote seinem Schiffe näherte, hielten ihn Alle für einen türkischen Beamten, der das Schiff durchsuchen wolle, und machten schon Pläne, wie man den unbequemen Zubringling los werden könne, lachten dann aber um so mehr, als sie endlich den umgewandelten Reisegefährten erkannten.

Am andern Tage erlebte Kraft das erste Abenteuer. Als er bei Anbruch der Nacht mit seinen Reisegefährten unter Führung des Lutz in die Stadt zurückkehrte, wobei ihn das nahe Geheul greulicher Schakale nicht wenig beängstigte, fand er das Thor schon verschlossen. Neben dem Thor im Kaufhause wohnte der französische Konsul, der auch sogleich, da Lutz ihn anrief, beim Beg oder Statthalter um Oeffnung des Thores anhalten ließ. Während Kraft und seine Gefährten draußen warteten, fragten einige Franzosen spottend vom Fenster des Kaufhauses, ob sie auch Ruhebetten oder Speise zu ihrer langen Nachtherberge haben wollten. Lutz, als durstiger Deutscher, verlangte Speise und Wein. Da ließen die Franzosen in einem Betttuche ein gebratenes Rebhuhn mit Brod und Wein und ein brennendes Licht herab, und die nächtlichen Wan-

derer setzten sich auf die Erde und ließen es sich wohl sein. Plötzlich erschien, als das Thor schon halb geöffnet war, der Subassy oder Strafvogt mit zehn Dienern, um Kraft und die Gefährten unter dem Vorgeben, sie hätten die Stadt anzünden wollen, abzuführen. Der französische Konsul beeilte sich zu vermitteln, dennoch entstand zwischen den Parteien ein heftiger Streit, wobei Kraft von einem überaus starken Türken unter tüchtigen Hieben zu Boden geworfen, gefesselt und ausgeplündert worden wäre, wenn ihn nicht seine Genossen weiteren Mißhandlungen entzogen hätten. Endlich wurden auf des Konsuls Bürgschaft die Gefährdeten in das Kaufhaus entlassen, mußten aber am folgenden Tage mit einem Seidenkleid, das 14 Dukaten kostete, den Subassy beruhigen, da er durchaus über die nächtliche Ruhestörung nach Konstantinopel berichten wollte.

Am 4. Oktober kamen für die Mannlich's auf Kameelen eine große Menge Eibeben (Rosinen) von Damaskus, welche Kraft und sein Genosse Lutz in etwa 400 Schachteln, deren jede 40—50 Pfund faßte, mit den Füßen fest einstampften, damit sie nicht anlaufen und schwarz werden konnten. Diese Schachteln sollten nun nach Cypern geschickt werden, um von hier mit der Barke St. Johannes, die cypriotische Wolle einzunehmen hatte, nach Marseille zu gehen. Kraft miethete ein türkisches Schiff, einen kleinen Famagusta-Fahrer, ganz allein für sich und seine Schachteln. Als er aber am 12. Oktober an Bord kam, fand er eine ganze Gesellschaft von Türken und Griechen, die ihn als den Herrn des Schiffes mit großer Ehrerbietung empfingen und versprachen, Leib und Leben für ihn und seine Waaren einzusetzen, wenn irgend ein Unglück sich ereignen sollte. Kraft mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und die aufgezwungene Gesellschaft behalten. Schon am 13. Oktober hatte man Cypern in Sicht, so daß man am Abend in den Hafen von Famagusta einzufahren hoffen durfte; sorglos blieb man bei einem fröhlichen, gemeinsamen Mahl sitzen und verzehrte fast sämmtliche Mundvorräthe, die wenigstens noch auf drei Tage hätten ausreichen können. Plötzlich aber schlug der Wind um und der Schiffshauptmann, der mit seinen arabischen Schiffsgesellen des Steuerns ganz unkundig sich zeigte, ließ sich auf das offene Meer hinaustreiben, so daß das Schiff noch am 16. Oktober weit von der Insel umherirrte, während die Mannschaft schon einen Tag und eine Nacht Hunger und noch mehr Durst litt. In derselben Nacht trieb das schlecht geleitete Schiff dem Lande bis auf 30 Schritte nahe, und wurde, da der Steuermann auf Kraft's Warnung nicht hören wollte, von einer mächtigen Welle so heftig auf den Strand geworfen, daß das Steuerruder heraussprang und Kraft befürchtete, das Schiff sei gänzlich geborsten. Glücklicherweise hielt dasselbe den Stoß aus, das Steuerruder wurde wieder eingehängt und die Fahrt begann von Neuem. In der Frühe erfuhren die Irrfahrer, daß sie 150 Meilen von Famagusta entfernt seien. Bei solcher Nachricht erfaßte Kraft bitteres Herzeleid, denn er hatte die höchste Eile mit seinen Waaren. Um wenigstens frisches Brod und Wein für die Mannschaft herbeizuschaffen, begab er sich in Begleitung eines Franzosen und einiger Türken in den cyprischen Flecken Marin. Hier erquickten sie sich und beeilten sich, mit dem eingekauften Vorrath an den Strand zurückzukehren. Doch siehe, die Schiffsmannschaft hatte einen günstigen Wind benutzt und war nach Salines abgesegelt



Ankunft der Karawane von Damaskus.

Vergeblich waren alle Bemühungen, derselben näher zu kommen. Kraft mußte mit einem entzündeten Bein — nach Marin zurückkehren. Vor dem Hause eines griechischen Bauern, der ihnen Esel zum Reiten auftreiben sollte, waren sie eben daran, sich mit einigen Dutzend gut gebratener Vögel, sogenannter Feigenbeißer, die ihnen überaus wohl mundeten, nebst einem Trunke Weines, den ihnen der Grieche heimlich zugetragen hatte, zu stärken, als unversehens ein Janitschar und fünf türkische Diener heranstürmten, unbarmherzig mit Karbatschen auf die Griechen losschlugen und Kraft und den Franzosen Verräther schalten, die nun erst recht geprügelt werden sollten. Darauf warteten die Bedrohten freilich nicht, sie suchten ihr Heil in der Flucht und ließen ihr leckeres Mahl im Stich. Jetzt zeigte es sich, daß der Türken Vorgeben, Befehl zu haben, Kraft einzufangen und nach Nicosia zu führen, nur Vorwand zu einer Erpressung war. Nachdem Kraft fünf Dukaten nebst einem Trinkgeld gespendet hatte, verschaffte der türkische Hauptmann des Ortes ihm zwei schöne Pferde und einige Esel, so daß sie am folgenden Tage ihr Schiff erreichen und die ausgehungerte Mannschaft mit frischen Lebesmitteln erquicken konnten. Am 19. ritt Kraft in der Frühe mit seiner Gesellschaft in Famagusta ein, erfuhr hier aber zu seinem großen Schrecken, daß die Barke St. Johannes schon am 15. nach Marseille abgegangen sei. Es blieb unserm Helden nichts übrig, als mit demselben Schiffe und demselben ungeschickten Schiffsführer, den er nicht einmal wegen Entschädigung verklagen durfte, seine Waaren nach Tripolis zurückzuführen.

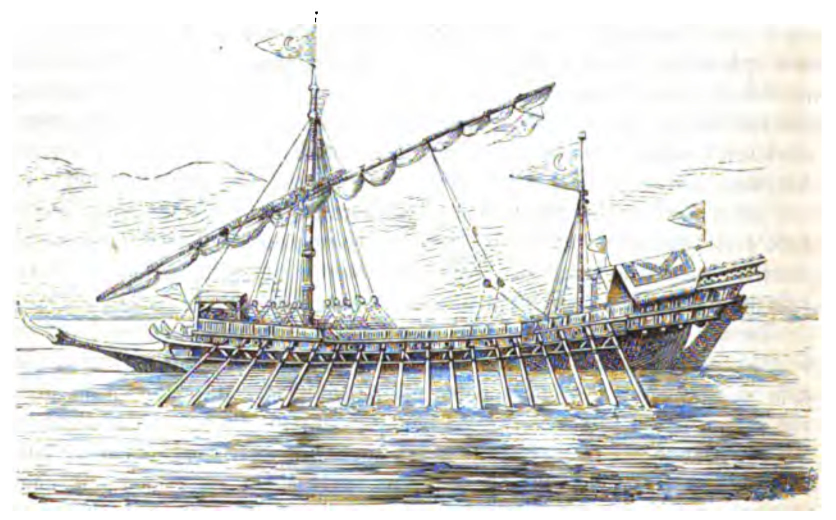
Vom 18. — 22. Oktober hielt sich Kraft in Famagusta auf. Durch die Vermittlung seines jüdischen Dolmetschers und eines Griechen, Bernhardin Martinengo, wurde er von dem Bey mit Auszeichnung behandelt, zu Tische geladen und erhielt die Erlaubniß, nach Belieben in und um Famagusta Alles besichtigen zu dürfen. Daher verehrte ihm Kraft vier Ellen braunes englisches Tuch, 6 Dukaten im Werth. Ungehindert besah er nun die Stadt, die Ringmauern mit den Thürmen und Basteien, die alle mit Geschütz wohl bewahrt waren, die beiden Kastelle und den Hafen, den des Nachts eine starke Eisenkette verschloß, welche von einem festen Thurme aus zu gleicher Höhe mit dem Wasser aufgezogen wurde, am Tage aber auf dem Grunde des Meeres lag. Die Bewohner der Insel traf unser Reisender überall in großer Armuth und harter Dienstbarkeit, aller Waffen beraubt. Die Reichsten hatte man nach Einziehung ihrer Güter hinweggeführt und nur Wenige waren von Allem entblößt zurückgekehrt. Die schönsten Häuser hatten die Türken an sich genommen, die Cyprioten selbst wohnten in elenden, niederen Hütten. Martinengo zeigte mit weinenden Augen auf sein früheres stattliches Wohnhaus, auf das er jetzt nicht einmal mit dem Finger deuten durfte, aus Furcht, bei den Türken Argwohn zu erwecken. 7000 wehrhafte Türken hielten 40,000 wehrlose Christen in Knechtschaft. So sehr sich der Sultan Mühe gab, auf die noch vor Kurzem gleich einem prächtigen Garten angebaute, jetzt aber ganz verödete Insel neue Bewohner durch mancherlei Vergünstigungen hinüber zu ziehen, so hatte doch sein erster Statthalter durch Tyrannei und Raubgier Alle abgeschreckt. Freilich hatte den Pascha dafür auch die Strafe erreicht. Als er auf die erste Warnung von seiner Räuberei nicht hatte lassen wollen, schickte der „Beherrscher der Gläubigen" einen Tschausch,

d. i. einen vertrauten, vom tiefsten Geheimniß umgebenen Kriegsobersten, an ihn ab, dem Alle, bei denen er erschien, im Namen des Sultans unbedingt gehorchen mußten. Auf geradestem Wege eilte der Abgesandte ganz allein von Konstantinopel nach Nicosia, fand den Pascha inmitten einer glänzenden Hofhaltung und begrüßte ihn in ehrfurchtsvoller Weise. Nachdem er sich jedoch als Tschausch zu erkennen gegeben und die Beamten des Pascha's mit der trotzigen Weisung: „Packt Euch, packt Euch!“ weggeschickt hatte, zog er den Brief seines Gebieters aus seinem Turban und las dem erschrockenen Statthalter vor, daß der Kaiser seinem ungehorsamen Diener befehlen lasse, an ihn, den Sultan, den Kopf des Ungetreuen durch den Ueberbringer der kaiserlichen Botschaft zu übersenden. Der Pascha wählte, da ihm der Tod durch Gift oder Säbel frei gestellt wurde, das Gift und empfing nun von dem Tschausch aus einer kleinen Flasche einen Trank, der seinem Leben ein schnelles Ende machte. Nun rief der Tschausch die Räthe des Hingerichteten wieder zusammen, setzte den Defterdar oder Schatzmeister zum Statthalter ein, steckte den abgeschnittenen Kopf des Todten in seinen roßhärenen Ranzen und eilte nach der Mahnung, sich ein Beispiel an dem Schicksal des Pascha zu nehmen, da Gott und der Sultan kein Unrecht unbestraft lassen, eben so schnell und auf demselben Wege, den er gekommen, wieder von dannen, von der Zustimmung und dem Jubel des Pöbels, der die Steigbügel und die Hufe des Pferdes küßte, geleitet. In Stambul mußte er durch sieben Personen beweisen, daß der überbrachte Kopf der des verurtheilten Pascha's sei, darauf trat er in seine frühere Stellung zurück. Das Vermögen des Getödteten ward eingezogen, während dessen Kinder unter die übrigen Pascha's zur Erziehung für den kaiserlichen Dienst vertheilt wurden.

Durch jenen Wüthrich war die fruchtbare, ehemals so blühende Insel in eine Wüstenei verwandelt worden. In den verödeten Gärten war kaum noch ein Baum zu sehen, nur Sträucher waren stehen geblieben. Unter diesen erregten große spannenlange Citronen, welche von den Türken gering geschätzt wurden, Kraft's Verwunderung. Vor Eintritt der türkischen Herrschaft waren sie von den Cyprioten in großer Menge in Zucker und Honig eingemacht und nach Venedig verfahren worden. Jetzt hingen sie unbenutzt an niedrigen, scheinbar schwachen Stauden; doch so schwer die Früchte auch waren, sie vermochten es doch nicht, das Gesträuch bis zum Boden herabzuziehen. Zwischen diesen Citronensträuchern wuchs auch das Johannisbrod an fast ganz blätterlosen Bäumchen, so daß die Früchte bei jedem Windstoß klappernd an die Aeste schlugen. Hinsichtlich der Behandlung des Getreides beobachtete Kraft, daß es auf dem offenen Felde von Pferden und Ochsen ausgetreten und dann sogleich eingegraben ward, damit es bei der großen Hitze sich frisch erhalte. Bei Salines sah er auf einem weiten ebenen Platze die Salzgruben. Sie waren mit einer etwa einen Fuß dicken Salzkruste, die einer weißen Eisdecke glich, bedeckt. Darüber leitete man das Meerwasser durch Gräben herein, bis alle Gruben gefüllt waren. Sobald das Wasser abgedampft und das Salz zurückgeblieben war, war auch das Salz fertig. Man grub es nun bis auf eine einen Fuß hohe Schicht wieder heraus, bildete daraus Salzhaufen, hinter denen sich recht wohl ein Mann mit seinem Roß verbergen konnte, und verführte es zu einer

durch den Sultan festgesetzten Taxe über Land und Meer. Bis zum Jahre 1571 hatten die Venetianer aus diesen Gruben jährlich 20—30,000 Dukaten gelöst, jetzt aber mußten sie das Salz vom Sultan theuer erkaufen.

Die vornehmste Kirche in Famagusta hatten die Türken in eine Moschee umgewandelt und nur die kleine und alte St, Georgenkirche war den Cyprioten geblieben. Auf dem Kirchhof dieser letzteren besuchte Rauwolf mit Kraft das Grab seines Bruders, der in Cypern, wo er Wolle für sein Haus einkaufen sollte, in Folge der heißen, schweren Weine am Fieber gestorben war. In der Kirche von St. Georg hielten die Cyprioten ihren Gottesdienst ganz stille, ohne Sang und Klang, damit keinem Mohammedaner, wenn er vorüber ging, ein Aergerniß bereitet werde. „Gott gebe", schließt Kraft diesen Theil seiner Schilderung, „daß die Insel ihre Fruchtbarkeit wieder erlange und in die Hände rechter Christen komme."



Türkische Galeere.

Am 22. Oktober begab sich Kraft mit seinen Gefährten wieder zu Schiffe und erreichte am 26., nach demselben Verdrusse mit seinem groben und ungeschickten Schiffshauptmann, den Hafen von Tripolis. Hier mußte er zunächst sein krankes Bein heilen lassen, welches sich so sehr entzündet hatte, daß es bei noch längerem Warten bis zum Knie hätte abgenommen werden müssen. Als er wieder hergestellt war, hatte er mit seinen Gefährten genug zu thun, um die auf der „St. Croce" mitgebrachten Waaren auf Kameelen und Mauleseln nach Aleppo, der vornehmsten Handelsstadt des Landes, zu schaffen, wo sie gegen inländische Waaren umgetauscht werden sollten. Um das Schiff zu hüten und die übliche Lebensweise, Gebräuche und Sitten des Landes kennen zu lernen, blieb Kraft noch in Tripolis zurück. Er machte nun mit den französischen und venetianischen Konsuln, Handelsagenten und Kaufleuten Bekanntschaft, die ihm große Ehre erwiesen, weil sie wußten, daß die Mannlich's das Mittelmeer mit sieben Schiffen

befuhren. Während seines Aufenthaltes fehlte es nicht an Gelegenheit, Tripolis und seine Umgebungen, die alten Gemäuer im Meere anzusehen, wo, wie man damals meinte, die Stadt zuerst erbaut, doch vom eindringenden Meere zerstört worden sei. Zum zweiten Mal sei dann Tripolis, so berichtete man unserem Reisenden, eine Viertelstunde vom Meere entfernt, zum dritten Mal da erbaut, wo die Stadt jetzt steht. (Tripolis, d. i. Dreistadt, wurde nach dem Jahre 761 v. Chr. zu gleichen Theilen von den drei Städten Tyrus, Sidon und Aradus gegründet.) Von merkwürdigen Gewächsen beschreibt Kraft die wilden Feigen, drei Arten von Granatäpfeln, Citronen und Limonen, die sich in Syrien in großer Menge finden, doch wenig geachtet werden. Die Melonen fand Kraft nirgends besser als in Tripolis und Cypern, die besten mit Muskatellergeschmack, Pomeranzen in so großer Menge, daß die Christen sich damit wie mit Schneebällen zum Zeitvertreibe warfen. Den kleinen Wäldern, welche diese Fruchtbäume bildeten, entströmt, so versichert unser Gewährsmann, in der Blütezeit so starker Duft, daß man ohne Kopfschmerzen darinnen nicht wandeln konnte. Als ein wunderliches Gewächs erschien ihm die Musa (Pisang), die auf dem Boden hin solche lange und breite Blätter treibt, daß ein ausgewachsener Mann sich darunter verbergen kann. Ihre Früchte, mit vier bis sechs spitzen Auswüchsen, fand unser Kraft sehr lieblich, „denn sie zergehen wie Honig und Schmalz auf der Zunge". Sie werden von Damaskus aus, wo sie am größten und köstlichsten sind, frisch und gedörrt weithin verführt. Mandeln fand Kraft nur in Damaskus, doch erstaunlich groß und süß. Sie werden hier unreif gebrochen, in den grünen Schalen gesotten, in Zucker eingemacht, wie die Citronen, und bilden dann eine überaus liebliche Speise. Kraft kaufte für drei Dukaten zwei große Krüge voll, um welche er aber von dem französischen Apotheker, dem er sie nach Marseille mitgegeben, betrogen wurde. Auch an Maulbeerbäumen fehlt es nicht, doch wurden sie nur der Seidenwürmer wegen gezogen; Amorellen und Pfirsiche (persicuoli) von erstaunlicher Größe und köstlichem Geschmack gab es in Menge. Olivenbäume bildeten bis zum Libanon hin kleine Wälder, und das Oel war so wohlfeil, daß ein großer Krug voll nur 3—5 Medinen, ungefähr 9—15 Kreuzer (3—5 Gr.), kostete. Dattelpalmen fand Kraft zwischen Tripolis und dem Meere bis zu 36 Klafter hoch, die mit ihren hohen, geraden Stämmen einen prächtigen Anblick gewährten. Will Jemand die Datteln pflücken, so umwindet er sich und den Baum mit einem breiten Gurt, umklammert den ganz glatten Stamm mit den Füßen und schwingt sich so mit dem Gurt langsam hinauf und herunter. Bricht der Gurt, so stürzt der Pflücker herab, doch versicherten die Eingeborenen, es falle durch die Gnade Gottes sich dabei Niemand zu Tode, weil der Baum sehr schwer zu ersteigen sei. Zur Blütezeit streift man auf dem männlichen Baum die traubenähnlichen Blüten mit einem Tuche ab und streut dieselben auf die Blüten des weiblichen Baumes, um diese zu befruchten. Wein dürfen nur die eingeborenen Christen bauen; den Mohammedanern ist es sogar untersagt, Weinberge zu beleihen. Wer von ihnen heimlich Wein trinkt und wird verrathen, muß Geld- oder Prügelstrafe erleiden. Trägt ein Christ Wein vor eines Mohammedaners Hause vorbei und dieser riecht den edlen Saft, so wird der Christ bestraft, weil man annimmt, er habe den

Mohammedaner in Versuchung führen oder verspotten wollen. Kraft mußte eine Strafe von sechs Dukaten erlegen, als seine Leute einmal das Spülicht aus einem Weinfasse auf die Straße gegossen hatten. Der Wein von Cypern ist gut, aber stark; in Aleppo giebt es gar keinen, in Tripolis rothen und gelben, er kommt indessen meist vom Libanon. In der Landschaft Damaskus bei Bespima und Baalbek fand Kraft die besten Trauben, zwei bis fünf Pfund schwer, doch geben diese, so süß die Beeren auch sind, nur sehr wenig Wein, weshalb sie in eine von der Asche der Reben gemachte Lauge getaucht und am Sonnenlichte getrocknet werden. Wenn dann die trocknen Beeren vom Stengel fallen, werden die so gewonnenen Rosinen in große, aus Meerschilf oder Kameelhaaren gemachte Ballen gepackt und nach Tripolis gebracht, hier aber, wie schon oben beschrieben, in Schachteln eingetreten nach Europa verführt. Kraft sah in seinem Gefängniß solche Trauben zweimal im Jahre reifen. Die Gefangenen, wenn sie solche zum Geschenk erhielten, hingen sie an eine starke Schnur auf, setzten sich im Kreise herum und zupften die Beeren zu ihrem Brod. — Vom Anfang März bis 20. September sah Kraft nur einmal Regen, im August, den der Wind von Aegypten her getrieben hatte; gewöhnlich regnet es nur vom Februar bis November, doch fällt im Frühling des Morgens viel Thau und wenn derselbe aufhört, beginnt die Fruchtreife. Behufs Baumwollenbaues werden die Felder mit kleinen, von Eseln gezogenen Pflügen bestellt, der Same in die Furchen mit den Füßen eingetreten, das Feld dann durch Schöpfräder mit Wasser überschwemmt, indessen im Herbste wieder trocken gelegt, worauf die Knöpfe zu reifen beginnen. Sind sie dürre genug, so werden sie gepflückt und Männer, Weiber und Kinder zupfen die Wolle und klauben die Samenkörner zur nächsten Saat heraus. Den Zucker fand Kraft schlecht und das Rohr übel angebaut, um so häufiger und wohlfeiler das Oel und die daraus bereitete Seife. Seide wurde nur wenig gewonnen.

Die Sitten der Türken und Araber erschienen begreiflicherweise unserm Reisenden in Vielem den europäischen gerade entgegengesetzt. Bei ihnen wird nur außerhalb der Moscheen gepredigt, um Mitternacht, oder wenige Stunden vor Tagesanbruch von den Altanen der Häuser herab. Geistlicher Gesang geht der Feierlichkeit voraus und auch während der Predigt wird wiederholt gesungen und dann mit einem Gebet geschlossen. In den Moscheen liest man nur Stücke aus dem Koran oder spricht die üblichen Gebetsworte. Glocken werden nur in den Umgebungen des Libanon geduldet, statt derselben wurden Morgens, Mittags, Abends und um Mitternacht Zeichen durch lautes Rufen von den Thürmen gegeben. In den Moscheen sah Kraft die Orientalen mit ausgezogenen Schuhen und bedecktem Haupte beim Gebete sitzen, mit unstät hin und her wiegendem Körper auf dem Boden hockend. Vor dem Gange in ihre Kirche waschen sie sich Hände und Füße, Scham und Antlitz. Das Gebet halten sie gewöhnlich am Mittag, nachdem sie sich gesättigt. Arbeiten und Schlafen, Essen und Trinken, zu Gericht Sitzen, Schreiben, Geldzählen — Alles geschieht auf dem Boden. Wo sie gegessen haben, bereiten sie sich ihre Lagerstatt und sie legen sich zur Ruhe, ohne sich auszukleiden. In der Fastenzeit, im Monat Ramadhân, darf kein Gläubiger von Aufgang bis zu Untergang der Sonne essen noch trinken; wer es thut, wird verachtet und geprügelt. In der Nacht werden dann zum Lohne

die kostbarsten und reichlichsten Gerichte zubereitet und ein Jeder, der Etwas hat, schmaust nach Herzenslust. Die Handwerker haben zwei bis vier, die Wohlhabenden zehn, zwanzig und mehr Weiber, je nach Vermögen; verletzt aber der Mann das Recht einer Frau und wird deswegen verklagt, so wandert er so lange in's Gefängniß, bis durch Freunde eine Aussöhnung zu Stande gebracht ist. Die Thüren der Häuser sind mit schweren eisernen Bändern beschlagen, doch werden sie mit hölzernem Riegel verschlossen; die Männer tragen für gewöhnlich keine Hosen, die Weiber stets.



Nach dem Libanon.

Auch nach dem Libanon ritt Kraft während seines sechsmonatlichen Aufenthaltes in Tripolis. In Gesellschaft von zwei Italienern und neun Franzosen machte er sich am 18. April 1374, mit Proviant und Wein wohl versehen, dahin auf den Weg. Sie ritten durch wohlbebaute Getreidefelder, Weingärten und Olivenwälder, welche die geknechteten Eingeborenen für die arbeitsscheuen Türken pflegen mußten, vorbei an armseligen, elenden Dörfern, dann wieder über schöne grüne Wiesen, wo sie bei erfrischendem, köstlichem Wasser ein fröhliches Mittagsmahl hielten, hierauf zu dem Kloster U. L. Frauen. Hier wurde ihnen so starker Wein vorgesetzt, daß sie ihn nur mit vier Fünftheilen Wasser vermischt trinken konnten. Nachdem sie sich etwas gestärkt, besahen sie sich den Weinkeller, wo der Wein in mannshohen irdenen Krügen, die nur schlecht mit

Brettern zugedeckt waren, aufbewahrt wurde, desgleichen die von büßenden Christen hier angelegten Felsenhöhlen; dann bereiteten sie sich auf dem Fußboden der Kirche ihr Nachtlager, bestehend aus hartem Unterbett und dürftigen Decken. Das ungewohnte Geläute der hier allein erlaubten zwei Glocken erweckte sie wieder aus dem Schlafe und sie sahen jetzt fünf alte Nonnen an Krücken herankommen und vor dem Altar stehend ihr Nachtgebet verrichten. Nachdem am Morgen Kraft mit Kreide seinen Namen zum Gedächtniß hinter den Altar geschrieben hatte, erklommen sie auf ihren stolzen Rossen noch manchen steilen Bergweg, bis sie zu den berühmten Cedern gelangten. Sie zählten derselben aber nur noch 27 und auch unter diesen waren drei schon im Absterben. Unter der stärksten Ceder hielten sie ihr Mittagsmahl und wässerten ihren Wein mit Schnee, denn Wasser war hier oben nicht zu finden. Ringsherum sahen sie keinen andern Baum, recht wohl aber bemerkten sie, daß hier früher ein stattlicher Wald gestanden habe, dessen schönste Säulen Salomo auf dem nahen, jetzt fast versiegten Gebirgsbach zu seinem Tempelbau herunterschaffen ließ. Beim Hinabsteigen genossen sie eine wundervolle Aussicht über das ganze Gebirge, über das weite Meer und den Hafen von Tripolis. Auf dem steilen Wege hatte Kraft das Unglück, zu fallen, und er wäre sicherlich in die Tiefe gestürzt, wenn er sich nicht behend auf den Bauch geworfen und mit den Händen im Boden festgeklammert hätte. Im Kloster erlangten sie durch Geld und List zwei fette Zicklein, die von zwei Franzosen so vortrefflich gebraten wurden, daß Kraft niemals besseren Braten essen zu können vermeinte. Am nächsten Tage kehrte die Gesellschaft nach Tripolis zurück, wo Kraft nicht nur das lang' erwartete Schiff „St. Christina fand", sondern auch den Ludwig Lutz, der sechs Monate in Aleppo krank gewesen war. Darüber höchlichst erfreut, steigerte sich das Behagen unseres Reisenden zum Entzücken, als er erfuhr, daß ihm seine Prinzipale mit dem Schiffe eine trefflich zubereitete Lagerstelle geschickt, versehen mit trefflichen Betten, Kissen, Decken und schönen Vorhängen, ausgestattet wie ein französischer Pavillon, eine Auszeichnung, über welche seine Gefährten freilich nicht geringen Verdruß empfanden.

Die Waaren, welche die „St. Christina" mitgebracht hatte, wurden jetzt ausgeschifft und unter Führung des Wilhelm Salvacana nach Aleppo geschickt. Am 10. Mai brach auch Kraft in Gesellschaft von Franzosen und Italienern, im Ganzen 26 Personen, dahin auf. 40 Maulthiere mit allerlei Waaren folgten, ein angesehener, wohlbewehrter und berittener Araber, dem die Maulthiere und Reitpferde gehörten, war als Geleitsmann von dem Sandschak oder Gouverneur von Tripolis mitgegeben worden. Kraft ritt neben ihm ein hohes, starkes Pferd. Er trug auf dem Kopfe einen türkischen Bund mit rothen und blauen Streifen, gleich den christlichen Bewohnern des Landes, im Uebrigen war er ganz auf türkische Weise gekleidet. Während der Nacht wurde eine brennende Lunte an einen langen Spieß gesteckt, um die räuberischen Bewohner der Umgegend glauben zu machen, die lagernde Gesellschaft sei mit Feuergewehren wohl ausgerüstet; auch wechselten jemalig zwei der Reisegenossen allstündlich im Wachhalten. Sie hörten wol um Mitternacht in der Ferne Pferde vorübertraben, doch kein Reiter ließ sich in ihrer Nähe sehen. Morgens um sieben Uhr machten sie sich wieder

auf den Weg. Erst bei der Stadt Hamah erregte eine in dichten Haufen vorübereilende Kameelheerde ihre Aufmerksamkeit, denn es kam ihnen vor, als bewege sich im ganzen Umkreise der Erdboden. Auf den Kameelen ritten Männer, Weiber und Kinder dahin. Es war eine Beduinenhorde, wie sie das ganze Jahr mit ihren Häuptlingen umherziehen und unter freiem Himmel nur von Milch und ihrem Vieh leben. Dazu erbetteln sie sich Getreide, das sie entweder mit Steinen zerquetschen und roh essen oder in Gruben und Sand zu einem schlechten Brode verbacken, das sie jedoch für kostbare Leckerbissen halten.

Mittags erreichte die Gesellschaft eine große Karavanserei, wie sie vornehme Mohammedaner zu ihrem Gedächtnisse und den Pilgern zu Nutz und Frommen bauen lassen. In solchen Herbergen, die auch einige ummauerte Stübchen für vornehme Reisende enthalten, findet man freilich nichts zu brocken noch zu beißen, sondern nur Schutz gegen Sonne und Regen; die Pilger müssen sich mit dem genügen lassen, was sie mitbringen.

Am folgenden Tage, dem 13. Mai, Morgens um 8 Uhr kam die Karawane in Aleppo an. Kraft fand in der Herberge Salvacana und Dr. Rauwolf, der schon im September hierher gereist war, um die übrigen deutschen Gefährten von ihren Krankheiten zu befreien. Zuvörderst tauschte der Ulmer nun die mitgebrachten Waaren gegen einheimische um, welche Art des Handels vortheilhafter war, als wenn er für baares Geld verkauft hätte, und machte während der drei Monate seines Aufenthaltes mit Armeniern, Persern und Natoliern namhafte Geschäfte. Daneben besah er sich Stadt und Umgegend. Er hatte einen niederländischen Goldschmied kennen gelernt, der schon über ein Jahr in Aleppo gewesen und mit der arabischen Sprache vertraut geworden war. Dieser Mann verstand sich auf den Juwelenhandel und auf seinen Rath ließ Kraft einen rothen Topas, den er bei sich hatte, mit einem Blatte unterlegen und schön fassen, damit die Juwelenhändler, zu denen der Niederländer ihn führen wollte, ihn um so eher als einen Kenner und Liebhaber edler Steine erkennen möchten; denn wer nichts davon verstand, dem wurden nur minder gute Juwelen vorgezeigt. Der Niederländer war überhaupt ein schlauer Kopf; sobald Karawanen anlangten, so wußte er auch schon, ob dieselben Edelsteine mitgebracht hatten. Einmal ereignete es sich, daß ein Pascha einem reichen armenischen Kaufmann einen großen ungeschnittenen Diamanten abkaufen wollte, um durch ein Geschenk von hohem Werth die verlorene Gunst des Sultans wieder zu gewinnen. Der Armenier forderte aber 140,000 Dukaten. Auch Kraft bekam dieses Prachtstück zu Gesicht. Der Diamant war so groß wie das Vorderglied eines Daumens und sah aus „wie ein klares, weißes Stück Zuckerkand.“ Zum Dank für die ihm gewordene Gunst erkaufte Kraft von dem Pascha für 16 Dukaten ein schönes schwarzes Pferd, „das wie Atlas glänzte“ und sich auf der Reise vortrefflich bewährte. Werthvolle Edelsteine kaufte man zu Aleppo selten billig, denn die Händler verkauften nicht eher, als bis sie Geld nöthig hatten. Doch führten auch Kameeltreiber vornehmer Kaufleute ohne Wissen ihrer Herren Edelsteine, jedoch selten kostbare, zum Verkaufe bei sich. „Wenn man sie darauf anredet, folgen sie in eine menschenleere Gasse oder in einen Hof, ziehen ein Papier oder Schnupftuch mit Granaten, Chrysolithen, Topasen, auch Smaragden, Tür-

kisen, Saphiren und Spinellen, seltener mit Granaten, Diamanten und Perlen, aus dem Busen oder den Hosen, und zeigen zuerst die schlechte Waare, sobald sie aber sehen, der Kaufmann verstehe sich darauf, auch die besseren." Auf solche Weise kaufte Kraft große und kleine Smaragden, auch Perlen um billige Preise, und es verdroß ihn nichts so sehr, als daß er nicht um etliche tausend Gulden kaufen und nach Deutschland schaffen konnte. Dazu kaufte er für sich auch feine Seiden- und Bauwollzeuge sowie römische, griechische, ägyptische und andere morgenländische Kupfermünzen, die dort in und außer der Stadt viel gefunden wurden.

Von den venetianischen Kaufleuten, die sich unter einander verpflichtet hatten, Niemand als einem Venetianer im Handel beizustehen, erfuhr Kraft als Deutscher, außer in Geschäftssachen, viele Gefälligkeiten und wurde auch von ihrem Generalkonsul, der ihn in prächtigem rothen Atlasgewand auf einem Sammetsessel sitzend empfing, auf's Freundlichste bewirthet. Als er aber an den Spottreden der Franzosen merkte, daß sie ihm die widerfahrene Freundschaft mißgönnten, zog er sich so viel als thunlich zurück, ohne daß dadurch das gute Verhältniß gestört worden wäre. Ja, der venetianische Dolmetscher verschaffte ihm den Anblick eines Wetttrinkens zwischen einem Pascha und einem vornehmen armenischen Kaufmann. Beide waren als Trinker — der Pascha natürlich nur insgeheim, — hoch berühmt, und der Armenier hatte durch ein reiches Geschenk von Seidenzeugen den Pascha für den Kampf gewonnen. Als der Dolmetscher und Kraft in das Gemach traten und sich schweigend hinter dem Pascha in einer Ecke niederließen, hatte dieser seinem Gegner schon zehn Gläschen zugetrunken. Ein Tischtuch von schönem farbigen Leder war zwischen Beiden ausgebreitet; neben jedem lag ein feines Mundtuch, zwölf Schüsseln aus verzinntem Kupfer mit Reis, Fleisch, Gemüse und Konfekt, Alles stark nach Bisam duftend, waren neben und auf einander gestellt, doch die Trinker rührten nichts an, sondern tranken nur. Nachdem sie einander 20 Gläschen zugebracht hatten, — 10 bis 12 füllten etwa eine ulmische Maß, — brachte der Pascha dem Armenier noch 15, dann entfernte er sich auf eine Viertelstunde. Der Armenier that redlich Bescheid und trank dazwischen noch manches andere Glas, denn der Pascha trank ihm zu langsam. Als sich dieser wieder an seinen Platz setzte, fragte er ernsthaft: „Christenhund, willst Du mich besoffen machen?" Dann ließ er die große Wachskerze aus dem Messingleuchter ziehen und den weiten, hohlen Boden mit Wein füllen. Dieses brachte er dem Armenier, der sich jetzt aber auch mit des Pascha's Erlaubniß eben so lange, als jener ausgeblieben war, entfernte. Der Pascha schlummerte ein, als er den Leuchter geleert hatte, der Armenier leerte diesen gleichfalls und brachte dann noch 10 Gläser. Ehe er aber die Hälfte davon geleert hatte, ließ sich der Pascha von seinen Dienern in sein Ruhegemach bringen, worauf sich auch die Zuschauer entfernten. Der Wetttrunk hatte etwa drei Stunden gedauert, während dessen der Pascha nur Weniges fragte, der Armenier höflich und kurz antwortete, denn vornehme Morgenländer enthalten sich des vielen Schwatzens um nichts. Derselbe Pascha hatte 140—170 schöne Pferde, darunter sieben Leibpferde, jedes von verschiedener Farbe. Die Wärter gingen sehr zärtlich mit diesen Pferden um, liebkosten und küßten sie und wuschen sie täglich mit weißem Seifenschaum. Sie waren alle mit härenen Stricken an

einem Vorder- und einem Hinterfuß gefesselt, hatten einen härenen Zügel um den Kopf und standen im Uebrigen ungehemmt, doch ruhig, unter freiem Himmel neben einander. Ihr Futter fraßen sie aus einem Sacke, der ihnen um den Hals gehängt wurde. Von den Leibrossen mußte jederzeit eins gesattelt dastehen, und wenn der Pascha im Felde ritt, funkelte das vergoldete Pferdezeug und der breite Steigbügel wie das Sonnenlicht. Auch Kraft erhielt die Erlaubniß, auf einem Reitpferde des Pascha's, einem prächtigen Rückenschimmel, einen Spazierritt zu machen, und er meinte noch, als er dieses niederschrieb, nie sanfter und besser geritten zu sein.



Aleppo

Auch den Sklavenmarkt, der in Aleppo jeden Sonntag und Donnerstag gehalten wurde, besuchte Kraft. Kinder wurden hier für 4—10 Dukaten, ältere Personen für 20—30, kräftige Männer für 60, junge Mädchen und Frauen für 50—70 Dukaten verkauft, am theuersten die, welche zu Bettgenossinnen auserseheu waren.

Im Anfang August 1574 kehrte Kraft nach Tripolis zurück, nachdem er Dr. Rauwolf auf dessen Wunsch am 12. August mit sicherem Geleit nach Babylon, Bagdad und Balsora befördert hatte. Er gab ihm einige Waaren mit, damit er als Kaufmann sicherer reisen könne, und es gesellte sich dem Arzte der Niederländer bei, welcher der arabischen Sprache etwas mächtig war. Kraft ritt im Vertrauen auf seine Jagdbüchse mit einem einzigen Geleitsmann nach Tripolis zurück, wurde unterwegs zwar von nahen Straßenräubern beängstigt, doch wagte keiner, aus Furcht vor dem Feuergewehr, ihn anzugreifen. —

Am neunten August langte er glücklich wieder an und gerieth durch die am nächsten Tage ihm durch Venetianer zugehende Mittheilung vom Sturze seines

Hauses in nicht geringe Bestürzung. Er widersprach dem Gerüchte, dem er keinen Glauben schenken konnte, und verbürgte sich sogar mit Lutz und Salvacana für einige Tausend Kronen Waare. Keiner der treuen Diener wußte, daß die Mannlich's durch die Geusen, welche in den niederländischen Gewässern spanische und portugiesische, mit ihren Waaren beladene Schiffe genommen hatten, mit unerträglichen Verlusten getroffen worden waren, welche sie nicht wie die Fugger, die einstmals in dem nordischen Meere 12 Schiffe einbüßten, zu verschmerzen vermochten. Vertrauensvoll erwarteten Kraft und seine Genossen die Barke „St. Johannes" und vertrösteten darauf auch die schon unruhig gewordenen Gläubiger. Bald aber bestätigte ein französisches Schiff das unglaubliche Ereigniß. In Marseille, Lyon, Augsburg, überall stand es schlimm mit der Mannlich'schen Handlung und die Barke „St. Johannes" wurde mit ihrer gesammten Ladung, gerade als sie in See gehen wollte, von deutschen Kaufleuten mit Beschlag belegt. Der Schlag traf auch die Diener dieses Hauses in Tripolis. Vorläufig wurden sie in ihrer Behausung von sechs türkischen Gerichtsboten, die mit langen Prügeln erschienen, im Hause bewacht. Lutz wurde vor Schrecken krank. Die Gläubiger drängten um Geld, und als Kraft und seine Genossen gute Worte gaben, schrieen sie: „In's Gefängniß mit ihnen, ehe sie ausreißen!" Am Abend wurden Kraft und seinen Gefährten fast mit Gewalt die Schlüssel entrissen, unter Drohworten ihnen die besten Kleider abgepreßt, worüber Kraft, der mit Fleiß und Sparsamkeit gesammelt hatte, in Ohnmacht fiel. Darüber lachten jedoch die Unbarmherzigen und riefen, er solle nicht so linkisch thun, sie würden ihm den Kopf nicht nehmen. Auch die Schachtel mit Edelsteinen und Perlen mußte er hergeben, die er in Deutschland um mehrere hundert Gulden hätte verkaufen können; das schmerzte ihn noch tief, als er seine Reiseerlebnisse niederschrieb. Er solle Alles wieder erhalten, trösteten sie, wenn sie nur erst bezahlt seien; doch schien dieses dem Kraft ein höchst zweifelhafter Trost. Auch des schönen schwarzen Pferdes ging er verlustig. Einige Tage blieben nun die Gefangenen in ihrer Wohnung eingesperrt und mußten ihre Wachen selbst mit Speisen und süßem gesottenen Wasser bewirthen. Am 24. August, an einem Feiertage, führte man Kraft und Salvacana — Lutz blieb krank im Hause — vor den Richter, bei dem, wie Kraft sagt, die Glocke schon gegossen war, um sie in's Gefängniß zu führen. Dasselbe bestand aus einem weiten Hofraum mit rings eingemauerten kleinen Stübchen, welche nur enge Thürchen und einen ellenlangen, kaum eine Faust breiten Riß in der Mauer als Fenster hatten. Kraft wollte sich in der traurigen, finsteren Herberge durch Hunger tödten, enthielt sich auch Tage lang fast aller Speise, ergab sich dann aber geduldig in sein Geschick, indem er das tägliche Brod zu sich nahm, das ihm Gutherzige zuschickten. Nachts hatte er nichts als eine Matte von Seegras, wie man sie um grobe Waaren schlägt, auf dem nackten Boden, doch auch an dieses Lager gewöhnte er sich bald. Salvacana wußte durch den Einfluß der französischen Kaufleute seine Lage zu verbessern, so daß er den Tag über Geschäften nachgehen konnte; Kraft fand nur einen theilnehmenden Freund, der sich nach Kräften seiner annahm, einen kleinen, lustigen, blonden Franzosen, Pierre Fabre. Traurig vergingen Herbst und Winter im Gefängniß. Lutz erlag am 10. Februar 1575 seinen Leiden und wurde in einer kleinen Kirche, anderthalb

Stunden von der Stadt, begraben. Kraft hatte den hoffnungslos Erkrankten einige Male besuchen dürfen, wohnte auch seinem Begräbniß bei, nachdem Fabre und zwei Franzosen sich für ihn verbürgt hatten. Auch die Kosten dieses Begräbnisses hatte er von seinen Freunden entlehnen müssen. Nach Erfüllung dieser traurigen Verpflichtung speiste er mit dem französischen Konsul und einigen Kaufleuten, die ihm Trost zusprachen. Kraft aber merkte wohl, daß sie selbst nicht recht an ihre wohlgemeinten Worte glaubten, und dies stimmte ihn um so trauriger. Er fürchtete gleich Lutz, auch im Gefängniß sterben zu müssen. Dort in's Gefängniß zurückgekehrt, erhoben sich neue Schwierigkeiten. Der Richter mußte mit einem kostbaren Geschenk bestochen werden, daß er ihn nicht auf Andringen seiner Gläubiger in das Schloß bringen lasse. Die Gunst des Gefängnißwärters mußte mit acht Dukaten erkauft werden, damit er nicht auf einer Reise nach Damaskus Ränke gegen ihn beim Pascha anzettele oder ihn in Eisen lege. Freude dagegen brachte ihm der Besuch eines Landsmannes, des Juden Meyer Winterbach aus Neuburg, dem er wenigstens Briefe an seine Familie mitgeben konnte, und der in Tripolis, um die Gläubiger zu einem Vergleiche geneigter zu machen, aussprengen mußte, Kraft sei nur armer Leute Kind, die für ihn nichts thun könnten.

Am 5. Mai kam Dr. Rauwolf nach Tripolis zurück und wurde nur durch den Einfluß des französischen Konsuls vor demselben Loose der Gefangenschaft bewahrt. Als er Kraft im Gefängniß wiedersah, gingen ihm und dem Salvacana die Augen über, daß sie vor Weinen nicht reden konnten. Kraft aber blieb heiter und getrost, so daß selbst der Aufseher und die übrigen Gefangenen über eine solche Zuversicht sich verwunderten und Dr. Rauwolf seine Heiterkeit bald wieder gewann. Auf einem alten Hühnerkorbe hielten sie mit einander ein stattliches Mahl. Rauwolf besuchte seinen Freund öfter, brachte ihm gute Speisen und heimlich hin und wieder auch eine kleine Flasche Wein, von welchem Kraft nur des Nachts ein wenig genoß, um nicht verrathen zu werden. Am 7. September reiste Rauwolf mit dem Gelde, das er sich durch seine ärztlichen Kenntnisse verdient hatte, nach Jerusalem. Kraft, der nun wohl einsah, daß er so bald aus dem Gefängnisse nicht loskommen werde, lernte von einem der welschen Sprache kundigen Juden, der neben ihm Schulden halber im Gefängnisse saß, für einige Dukaten das Knopfmachen, und gar bald verstand er sich auf diese Kunstfertigkeit besser als sein Lehrer. Da die Speisesendungen von den französischen Kaufleuten nach und nach ausblieben, mußte sich Kraft jetzt mit den Speisen behelfen, welche Araber und Türken in's Gefängniß zu schicken pflegten, wenn sie einen schwer Erkrankten im Hause hatten. Sie bestanden aus gekochter Gerste oder Hirse mit einigen Stückchen Hammelfleisch. Wenn solch' ein Almosen ankam, rief der Wärter durch Anschlagen mit einem Stock die Gefangenen in den Hof und füllte Jedem mit einem eisernen Löffel seine Schüssel, worauf Alle für den Kranken ein kurzes Gebet sprachen und mit einem lauten: „Das gebe Gott, der Gott der Araber!" schlossen. Statt dessen sprach Kraft leise: „Gott lohne Euch!" Wenn er sich mit Knopfmachen einiges Geld verdient hatte, ließ er sich aus einer Garküche warme Speisen bringen, die er stets wohlbereitet fand. Das Brod, runde dünne Fladen, schickten regelmäßig am Sonntag und Donnerstag zwei reiche

Türken in's Gefängniß, wobei es Kraft nur verdroß, daß der Austheiler ihm dasselbe stets vor die Füße warf. Eben so widerwärtig war die Scene, wenn die Gefangenen im Hofe zusammensaßen, ihre Hemden auszogen und das Ungeziefer los zu werden versuchten. Auch die Mäuse plagten Kraft, besonders in der Nacht. Da strich er Vogelleim auf ein Bret, legte Köder daneben und fing in einer Woche 64 Mäuse, so daß seine Mitgefangenen spotteten, er sei schlimmer als eine Katze, diese fange nur eine, er aber vier auf einmal. Mitunter durften die Gefangenen im Hofe sich auch belustigen, doch waren es meist rohe Scherze, die in der Hauptsache auf's Prügeln ausgingen. Doch spielte Kraft mehrmals das „Neunmal" (Zwickmühle) mit neun weißen und neun schwarzen Steinen, und er verstand sich darauf so gut, daß er in der Stadt deswegen berühmt wurde. Einst erschien ein vornehmer Türke, welcher sich einbildete, ein guter Spieler zu sein, im Gefängniß und forderte den Ulmer zu einem Wettspiel auf. Von sechs Spielen gewann der Türke wirklich vier, Kraft nur zwei; doch schon darüber war Ersterer unwillig, und brummend über den Christenhund ging er von dannen. Auch den Frauen gefiel der Gefangene. Wenn er über den Hof ging, spritzten ihm mitunter einige Wassertropfen in's Gesicht und wenn er dann aufblickte, sah er in einem offenen Fensterladen eine, später zwei Frauenspersonen stehen, die ihn freundlich anlachten. Er aber ging still seines Weges und ließ sich zu gefahrvollen Abenteuern nicht verleiten.

Im Juli erhielt Kraft von seinem Freunde Georg Bronnenmayer, dem Faktor der Mannlich's in Marseille, die Nachricht, daß seine Entführung beabsichtigt werde. Doch dabei blieb es auch. Der Patron des Schiffes, der die Absicht des Marseiller Freundes ausführen sollte, wurde mit 5 Italienern auf der Reise nach Aleppo von Straßenräubern niedergehauen. Zu gleicher Zeit hatte Bronnenmayer einen Andern beauftragt, in Konstantinopel für die Befreiung des Freundes zu wirken, aber auch dieser Versuch verunglückte. Da schrieb Bronnenmayer: „Das Glück ist Eurer Befreiung entschieden ungünstig." — Von dem Barbier der „St. Croca", der Kraft im Gefängniß besuchte, erhielt er eine Schachtel mit Salben und Pflastern und die Gebrauchsanweisung zu jedem Mittel, womit er sich bald in und außer dem Gefängniß dankbare Freunde erwarb. Auch lernte er von einem vornehmen, gelehrten Mitgefangenen arabisch schreiben und etwas sprechen.

Am 1. Oktober kehrte Rauwolf von Jerusalem zurück, besuchte Kraft fleißig im Gefängniß und ließ sich von jenem gelehrten Araber die Namen der gesammelten Pflanzen und Droguen nennen und erklären, wie dies auch sein Reisebuch bestätigt. Am 6. November verließ jedoch dieser Freund seinen tiefbetrübten Gefährten und kehrte zu Schiffe nach Europa zurück.

Der Winter brach an und verging wie der vorige. Kraft schien verloren; zwar verdiente er sich durch Knopfmachen manches Stück Geld, wodurch er seine Lage etwas verbessern konnte; aber im Februar 1576 erhoben die schlimmen Gläubiger neue Schwierigkeiten. Ein Chawala war als Bevollmächtigter des Sultans angekommen, um seines Herrn ausstehende Schulden einzutreiben. Die Gläubiger übergaben demselben Kraft an Zahlungsstatt. Mit erborgten Dukaten mußte sich der Bedrohte, der nun um jeden Preis Geld schaffen sollte, von Prügeln, Ketten und unterirdischem Gefängniß loskaufen, und wenn er

meinte, er sei von einer Angst befreit, so kamen die Gläubiger, schenkten dem Chawala noch mehr und die Bedrohungen begannen von Neuem. Endlich gelang es Kraft, vermittelst 10 Ellen kostbaren blauen Damastes sich der Gunst des kaiserlichen Bevollmächtigten zu versichern, so daß ihn der Chawala freundlich in seine Laube einlud und sich lange und leutselig mit ihm unterhielt, zugleich aber auch ihm ankündigte, er müsse ihn als einen Schuldner des Großherrn auf dem Schlosse in Verwahrung nehmen lassen.



Türken und Araber.

Dorthin ward am folgenden Tage Kraft abgeführt und von dem Aga oder Hauptmann, der in prächtiger Kleidung unter dem Thorgewölbe saß, während 14 Janitscharen mit dem Leutnant hinter ihm standen, empfangen und, entgegen dem Versprechen des Chawala, in ein finsteres Gefängniß geworfen, mit Ketten und noch schlimmerem Loose bedroht. „Lieber Gott!“ seufzte Kraft, als er die Absichten des Hauptmanns erkannte, „woher soll ich Geld nehmen, um auch den zu gewinnen?“ Mit Hülfe seines Dolmetschers erborgte er von einem vornehmen Franzosen Geld und beschenkte den Hauptmann mit feinem braunen Tuch, worauf ihm dann am 11. Februar eine leere Holzkammer neben der Treppe als Gefängniß angewiesen wurde. Auch die Sklaven, die ihn hier zu bedienen hatten, erhoben ihr Trinkgeld im Voraus. Das Gemach hatte ein vergittertes Fenster und ein Katzenloch in der Thür am Boden, durch welches ihm die Speisen, welche er sich für sein eigenes Geld anschaffen mußte, zugeschoben wurden. Da er lange Zeit nur von harten Eiern und Wasser lebte, litt er an Verstopfung, und um sich

von derselben zu befreien, benetzte er Hüfte und Unterleib mit kaltem Wasser. Die Wirkung kam so plötzlich, daß er zum Fenster seine Zuflucht nehmen mußte. Zum Unglück wohnte aber gerade unter ihm ein Janitschar, welcher nun mit seinen Genossen vor dem Aga über den Christenhund, der ihnen solchen Spott angethan, heftiges Geschrei erhob. Es kostete Kraft wieder vier Dukaten, um sich von der Strafe zu befreien, dennoch wurde ihm das Fenster mit Brettern verschlagen, so daß er 40 Tage lang bei einer armseligen Lampe zubringen mußte. Als er endlich auf Fürbitten der Franzosen am 29. März, dem Neujahrstag der Türken, wieder in's Freie geführt wurde, konnte er vor unsäglichen Schmerzen die Augen nicht öffnen, erhielt aber seitdem die Vergünstigung eines Fensters wieder. Dafür verehrte er dem Aga und seiner Familie zum Jahresfeste 10 Pfd. französischen Konfekts. Während des Festes unterhielten sich die Janitscharen nur mit Essen und Trinken, mit Schach und Bretspiel, während es unten in der Stadt an Lärmen, Musik und Schmausereien nicht fehlte. Gegen ein Geschenk von einigen Dutzend schöner Knöpfe erhielt Kraft vom Aga, der bis dahin gefürchtet hatte, er möchte sich mit Messer oder Schere ein Leid thun und ihm dadurch schwere Verantwortung zuziehen, die Erlaubniß, wieder zu arbeiten. Leider brachte ihm seine Arbeit wenig Vortheil, da ihn sein Verkäufer um einen Theil des Erlöses betrog. Doch hatte er sich nach und nach bei dem Aga so in Gunst gesetzt, daß dieser ihm am 27. März die Rückkehr in das Stadtgefängniß auswirkte.

Im Stadtgefängniß fand er manchen alten Bekannten wieder. Salvacana hatte mittlerweile einen Plan zur Flucht ausgesonnen und that sehr erzürnt, als Kraft, von einem Freunde gewarnt, an demselben nicht Theil nehmen wollte. Im August erschien ein Tschausch beim Kadi in Tripolis, welcher wieder unter dem Vorgeben, daß er Befehl habe, Kraft nach Konstantinopel zu führen, 6 Dukaten von ihm erpreßte, die natürlich geborgt werden mußten. Eine neue Schwierigkeit erregte ein vornehmer Kaufmann aus Venedig, Cornelio Lanfranchi, der bei seiner Ankunft in Tripolis in wohlmeinender Absicht äußerte, er werde dem Kraft schon aus seiner Noth helfen. Die Gläubiger verstanden dies so, als habe er Geld für Kraft mitgebracht, und bestanden nur um so hartnäckiger auf volle Bezahlung, so daß Kraft dem Lanfranchi erklären mußte, er werde auch die 200 Dukaten, die David Ott, ein deutscher Kaufmann in Venedig, für ihn angewiesen habe, jetzt nicht annehmen, da er mit diesem wenigen Gelde doch nichts erreichen würde, als eine Verschlimmerung seiner Lage; Lanfranchi solle deshalb überall erklären, er habe gar keinen Auftrag, für den Gefangenen Etwas zu thun, und habe jene Worte ohne Ueberlegung und nur aus zu großem Mitleiden gesprochen. So sehr der Venetianer ob seiner Uebereilung betrübt war, sah er doch ein, daß Kraft Recht hatte, und that, wie verlangt. Dadurch und weil Kraft die Briefe Ott's, als für ihn ganz unnütz, den Gläubigern, die sie aber nicht lesen konnten, aushändigte, wurden diese stutzig und zu einem Vergleich geneigter. Als aber um dieselbe Zeit auch Salvacana starb, ließen sie Kraft wieder auf das Schloß bringen, um des letzten Bürgen desto sicherer zu sein. Der Aga nahm ihn nur ungern auf, doch erwarb Kraft sogleich wieder seine Gunst, indem er dessen zwei deutsche Schlaguhren, welche er von einem Bruder aus Ungarn zum Geschenk erhalten hatte, nicht ohne Mühe und Angst wieder in Gang brachte, obwol er

noch niemals eine Uhr in Behandlung gehabt hatte. Als der Schloßhauptmann aber sah, daß auf der einen Uhr, so oft sie schlug, ein kleiner künstlicher Ungarkopf den Mund öffnete und schloß, hielt er dies für einen Spuk und wollte die Uhr durchaus nicht eher wieder sehen, als bis Kraft den Kopf entfernt hatte. Der Hauptmann selbst bestach nun den Sandschak und Kadi, daß Kraft wieder in das Stadtgefängniß zurückkehren durfte.

Bereits über zwei Jahre entbehrte unser Ulmer Freund den Genuß seiner Freiheit; mehrmals schien es, als wolle sich sein Geschick zum Bessern wenden. Auch jetzt blitzte wieder einmal ein Sonnenschein aus dem trüben Gewölk schlimmer Leidenstage. Die Hoffnung auf endliche Befreiung wurde aber noch einmal vereitelt. Bronnenmayer hatte am 1. April geschrieben, er habe mit einem seiner besten Freunde 1000 Kronen nach Konstantinopel geschickt, um dort Kraft's Freilassung zu erwirken. Vergeblich wartete Kraft sechs Monate auf neue Nachricht. Am 21. Oktober erhielt er einen zweiten Brief vom Obengenannten, worin ihm mitgetheilt ward, es sei in Konstantinopel nichts für ihn unternommen worden, weil man ihn für todt gehalten habe, und nun warte man auf neue Weisungen. Kraft merkte wohl, daß man das Geld in Konstantinopel zu eignem Nutzen verwenden wolle und seinen Tod nur als Vorwand gebraucht habe. Dies betrübte ihn sehr, doch ergab er sich in christlicher Demuth in sein hartes Schicksal. In demselben Monat kam ein neuer Kadi nach Tripolis und neue Hoffnung lächelte dem Gefangenen, denn ein solcher Amtsantritt hatte gewöhnlich einige Freilassungen zur Folge. Der Kadi, ein schöner, blonder, starker Herr, erwies sich zuerst geneigt, Etwas für unsern armen Freund zu thun, ließ sich aber schließlich doch von den Gläubigern bestechen und zum dritten Mal kam Kraft, weil seine Schuldenlast zu groß sei, auf das Schloß. Der Schloßhauptmann war darüber auf's Aeußerste erzürnt, auf den Kadi sowol wie auf die Gläubiger; er mußte jedoch Folge leisten und behandelte nunmehr Kraft, der neue Geschenke für ihn und seine Familie mitbrachte, noch freundlicher als bisher. Er ließ ihn auch, gegen monatliche 5 Dukaten, aus seiner eigenen Küche, freilich schmal genug, verköstigen. Unterdeß kam die Fastenzeit, während welcher die Türken des Tages fasten und ihren Geschäften stille nachgehen, doch Nachts um so besser und reichlicher schmausen. Da giebt es Reis, Gerste, Hirse, Knöpfle, Würstchen von fettem Hammelfleisch, mit wohlschmeckenden Kräutern bereitet, Gesottenes und Gebratenes, meistens von Hammelfleisch. Auch Kraft erhielt reichlich davon.

Der Hauptmann gewann nach und nach solches Vertrauen zu seinem fränkischen Gefangenen, daß er seinen Sklaven manche häuslichen Geschäfte abnahm und sie ihm übertrug. So übergab er ihm im Januar 1577 die Schlüssel zu seinem Vorrathsgewölbe, denn er mißtraute dem Sklaven, einem Masuren, der sie bis dahin in Verwahrung hatte. Kraft sollte jetzt einen Vorrath Hirse auf dem Markte verkaufen. Anfangs fürchtete er, der gekränkte Sklave möchte ihm dabei einen Possen spielen, oder der Hauptmann unter dem Vorwande, betrogen worden zu sein, neue Geschenke von ihm erpressen; der Aga zeigte sich jedoch nach Vollziehung seines Auftrags so befriedigt, daß er den Erlös ungezählt einstrich und lachend zu seinen Janitscharen sagte, er wisse wohl, der Franke betrüge ihn nicht. Dies verdroß den Masuren und die anderen Sklaven nur noch mehr.

In demselben Monat langten endlich 1800 Dukaten von Bronnenmayer an, damit Kraft seine Freilassung erwirke. Vorsichtig und insgeheim übergab dieser das Geld vier Kaufleuten, drei Franzosen und einem Venetianer, nach Abnahme des Versprechens, darüber das tiefste Stillschweigen zu bewahren. Seiner Sache etwas sicher, stellte er sich jetzt noch ärmer, um glauben zu machen, er habe nichts, als was er durch Knopfmachen und aus Mitleid von seinen Freunden erhalte. So ließen denn die Gläubiger nach und nach ihren Muth sinken und meinten, wenn sie nur zwei bis drei Tausend Dukaten — sie hatten ihre Forderungen auf 24,000 Dukaten angegeben — bekämen, würden sie Kraft wol loslassen, was dieser gern und mit neuer Hoffnung vernahm. Unterdessen ward ihm auf dem Schlosse Gelegenheit, seinen ärztlichen Scharfblick wieder einmal leuchten zu lassen. Ein Sklave war vom Dache gefallen und hatte sich die eine Seite des Schädels zerschmettert. Der türkische Barbier legte den Verband auf die unverletzte Seite, und als Kraft den Hauptmann hiervon überzeugte und ihn die beschädigte Stelle fühlen ließ, legte ihm dieser die Hand auf das Haupt und sprach: „Afferum", d. i. Du bist Meister! Doch war der Sklave nicht mehr zu retten. Der Leichnam wurde ausgezogen, gewaschen, in weiße Leinwand genäht, das Antlitz aber frei gelassen, und dann auf einer Bahre, die Füße nach vorn gekehrt, hinausgetragen. Weiber mit kläglichem Geschrei und einige Janitscharen folgten. Kraft, der sich währenddessen nicht sehen lassen durfte, beobachtete das Alles durch das Katzenloch in der Thür. Einem anderen Sklaven heilte Kraft durch sein Wundpflaster ein Geschwür auf der Fußsohle, einem Janitscharen ein Geschwür am Arm, wobei er immer mit dem Widerstand der Kranken und mit dem Argwohn, daß er die Krankheit nur verschlimmere, zu kämpfen hatte, nach der Heilung aber um so mehr Dank erntete. Auch den Knaben eines Lehrers befreite er von einem großen Geschwür am Hinterkopf. Dieser, ein arabischer Geistlicher in grünem Kaftan, der im Hofe den 13jährigen Knaben des Hauptmanns unterrichtete, während Kraft neben ihm Knöpfe machte, unterhielt sich mit ihm oft und vertraulich über die Lehren Christi und Mahommed's, sowie über mancherlei andere Dinge. Eines Tages kündigte Kraft ihm an, daß auf den zehnten Tag, am 24. März, eine Mondfinsterniß kommen werde. Als der Araber wissen wollte, woher er solches wisse, holte Kraft einen französischen Kalender, den Jener zwar nicht verstand, doch das Zeichen des Mondes mit Ehrfurcht betrachtete. Wenn die Mondfinsterniß nicht eintrete, erlaubte ihm Kraft, diesen Zeitweiser verbrennen zu dürfen. Am 2. April brachte der Araber, welcher bis dahin tiefes Stillschweigen beobachtete, es dahin, daß der Hauptmann ihn und Kraft zur Tafel lud, und als dieser sich Abends in seine Kammer zurückzog, wies der Türke triumphirend gen Himmel, denn der Mond leuchtete noch voll und klar. „Schon recht!" sprach Kraft ruhig und zog sich zurück, um bei seiner Ampel Schnüre zu den Knöpfen zu drehen, wobei er das Gestrick an der großen Zehe des linken Fußes befestigte, mit den Händen strickte und mit der großen Zehe des rechten Fußes das Gestrickte zudrückte. Um halb acht Uhr wurde er eilig vor den Schloßhauptmann beschieden. „Franke, was ist das?" rief ihm dieser entgegen und wies auf den verfinsterten Vollmond. Er holte wiederum seinen Kalender herbei, um zu erklären, wie er den Eintritt der Mondfinsterniß habe wissen können, worauf der Aga auf Arabisch

zu den Umstehenden sprach: „Bei Gott, die Franken wissen, was Gott im Himmel thut!“ Auf dem Schlosse und in der Stadt erhob man die Nacht über großes Geschrei und Beckenschlagen, und der Lehrer schlief bis zum Morgen bei dem Gefangenen. Am anderen Tage that der Hauptmann gar freundlich mit diesem. Er schickte ihm gutes Essen, und in der Stadt, wo der Lehrer Alles erzählte, pries man die Weisheit des Franken und wünschte ihm die Freiheit.

Zu Ende Mai kamen acht Frauen, die vornehmsten von Tripolis, um die Frau des Hauptmanns, ihre Gespielin, zu besuchen, und vergnügten sich auf dem Schlosse während einer vollen Woche mit Essen und Trinken, Stricken, Nähen und allerlei Kurzweil. Der Hauptmann war unterdeß in der Stadt bei seinen drei anderen Frauen, denn nur die vornehmste hatte er bei sich im Schlosse. Die türkischen Frauen erscheinen auf der Straße stets nur in Gesellschaft von vier bis acht, Alle gleichmäßig gekleidet, mit verhülltem Antlitz. Kein Mann darf sie anreden, nicht einmal die eigene, wenn sie mit anderen sich ergeht, so mißtrauisch und eifersüchtig sind die Türken. Die Frauen-Gesellschaft im Schlosse zeigte sich sehr neugierig, kaufte von dem Gefangenen Knöpfe und trat selbst zu ihm in's Gemach. Da Alle sehr freundlich mit ihm redeten und unverhüllt waren, betrachtete Kraft sie mit Muße und ohne Gefahr. Sie hatten zarte, weiße Gesichtsfarbe und waren von schlanker, schöner Gestalt. Die Eine aber war eine Mohrin mit glänzenden Augen und weißen Zähnen. Nachdem sie ihre Neugier befriedigt hatten, nahmen sie auf's Freundlichste Abschied. Bald sollte Kraft die türkischen Frauen noch näher kennen lernen. Am 5. Juli, während der Hauptmann in die Moschee gegangen war, kam eine zarte, kleine Frau mit unverhülltem Antlitz zu ihm in's Gemach, grüßte freundlich: „Friede sei mit Dir!“ und fragte auf Arabisch, wie es ihm gehe? Als er erwiederte: „Gut!“ sprach sie: „Dank sei dem arabischem Gott!“ und ließ ihn nachsprechen: „Es ist nur ein Gott!“ Das that er; als er aber weiter sagen sollte: „Mahommed ist der Höchste nach Gott!“ begnügte er sich, still mit dem Kopf zu schütteln. Nun brachte sie andere Dinge zur Sprache, und als er ängstlich und immer besorgter wurde, denn er fürchtete, belauscht zu werden, sprach sie lachend: „Fürchte Dich nicht, Du liebes Auge!“ und streichelte mit der rechten Hand seinen Bart unter dem Kinn. Jetzt wurde es ihm angst und bange, und als sie ihre Zärtlichkeitsbeweise wiederholte, stand er entschlossen auf, nahm sein Knopfkästlein und eilte in den Hof. Hinter sich schlug er die Hausthür so fest zu, daß Niemand heraus noch hinein konnte. Am andern Morgen erfuhr er von dem jungen Mohren, der ihn bediente, daß es die Frau des Hauptmanns gewesen und daß sie zornig die Treppe hinauf in ihr Gemach geeilt sei. Nun wußte er, daß er sich vor ihrer Rache wohl zu hüten habe. Bald darauf, am 20. Juli, arbeitete Kraft neben dem Lehrer im Hofe, da ging der Masure an ihm vorüber in seine Kammer. Weil er ihm zu lange darin blieb, ging Kraft nach und fand ihn auf seiner Matte, als ob er schlafe. Als Kraft ihn anrührte, spie er und stieß mit dem Fuße nach ihm, und als Kraft ihn endlich beim Rock nahm, sprang er auf, warf ein langes Hackemesser von sich, lief in den Hof und schrie, der Franke habe ihn ermorden wollen. Sogleich erschien auch die Frau am Fenster und mehrte den Lärmen. Als der Hauptmann kam, wurde ihm dieselbe Lüge mit großem Geschrei vorgebracht, worauf er Kraft in

ein finsteres, unreines Gefängniß abführen ließ. Hier blieb er mehrere Tage, trotz den Bitten des französischen Konsuls und des Dolmetschers; selbst der Kadi nahm sich seiner an und der Lehrer sprach überall zu seinen Gunsten. Der Hauptmann that immer noch sehr erzürnt, ließ Kraft aber wissen, er könne ihn doch nicht eher losgeben, als bis ihm Etwas verehrt worden sei, da es sonst aussehe, als ob er ihm Unrecht gethan habe. Kraft schenkte ihm zehn und seinem Sohne zwei Dukaten, worauf der Hauptmann den Masuren für schuldig erkannte, den Kraft nur durch seine Fürbitte von der Prügelstrafe befreite.

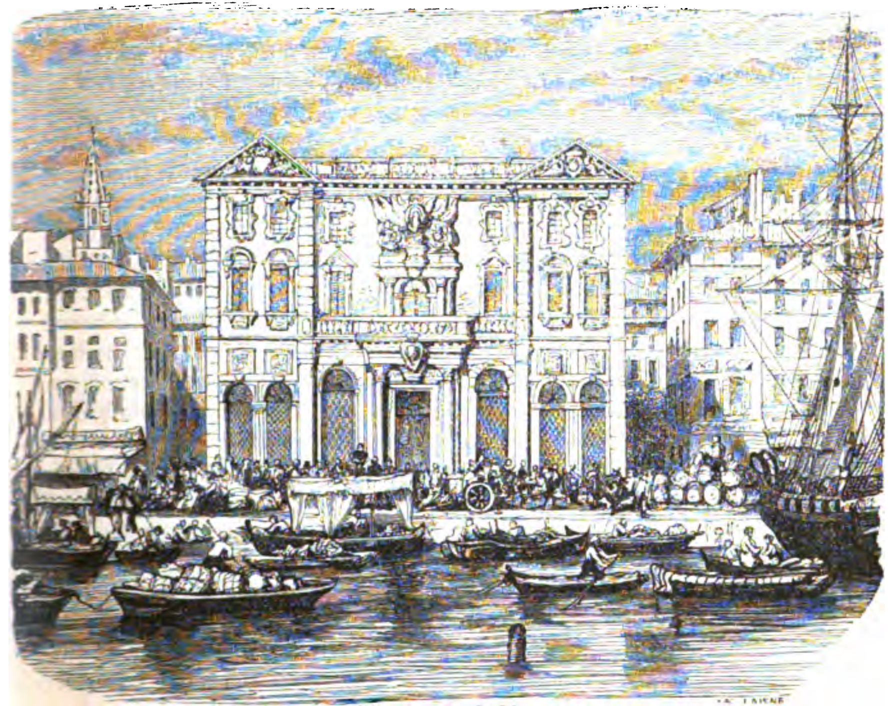
Der Hauptmann gab sich neuerdings Mühe, Kraft's Befreiung zu erwirken, und er glaubte dem Gefangenen zu nützen, wenn er den Kadi für ihn günstig stimmte. Er veranlaßte daher denselben, seinem Schützling eine Schlaguhr, die nicht mehr gehen wollte, zur Wiederherstellung anzuvertrauen. Mit großer Mühe legte Kraft die Uhr auseinander, entdeckte die zersprungene Feder und ließ diese von einem Goldschmied mit Silberstiften zusamennieten, so daß die Uhr bald wieder ging und schlug. Der Kádi war sehr zufrieden, meinte, die Uhr gehe jetzt besser als vorher, ließ aber zum Verdruß des Hauptmanns von weiterer Dankbarkeit nichts merken. Bald erfuhr er, daß die Gläubiger, sobald sie von der Uhr gehört hatten, den Kadi durch ein neues Geschenk auf ihre Seite gebracht und ihn glauben gemacht hatten, es sei Jemand aus Frankreich unterwegs, um Kraft auszulösen. Durch den Hauptmann vom Gegentheil überzeugt, machte er nun selbst den Vorschlag, Kraft möge bei den französischen Kaufleuten so viel Geld aufzutreiben suchen, um den Gläubigern einen Vergleich anbieten zu können. Kraft erklärte zwar, es werde wol Niemand für ihn so viel Geld hergeben wollen, ließ aber zugleich, nach geheimer Verabredung mit seinen Freunden, die Einleitung zu einem Vergleiche anbahnen. Einige Franzosen sollten hiernach für ihn eintreten und ihm scheinbar eine Summe Geldes vorstrecken, diesen Betrag jedoch von den angelangten 1800 Dukaten entnehmen. Auch der Konsul ging auf diesen Plan ein und theilte nun dem Hauptmann mit, daß er Hoffnung habe, 1000 — 1200 Dukaten als milde Gabe von den Christen in Tripolis zusammenzubringen. Der Kadi erwies sich aber wieder schwieriger, denn neue Geschenke der Gläubiger hatten ihn abwendig gemacht, und unwillig gab er dem Hauptmann zu verstehen, wenn Kraft sich so viele Freunde und Fürbitter machen könne, warum er denn gar nichts für ihn thue? Da kam Kraft, während er vor Sorgen schlaflos auf dem Lager sich umherwarf, der Gedanke, daß der Kadi eine schöne weiße Lieblingsfrau habe; diese müsse durch ein Geschenk zu einer Fürbitte gewonnen werden. Als er dem Hauptmann diesen Plan mittheilte, rief dieser: „Das haben Dir die Engel eingegeben!" Er legte die Hand auf die Brust und betheuerte, er freue sich von Grund des Herzens über solchen Vorschlag, denn er wisse, wie der Kadi seine Frau liebe, und wenn sie wolle, könne sie wohl die Freilassung bewirken. Der Konsul mußte zwei schöne seidene Kleider kaufen, von grünem und karmoisinrothem Damast, welche der Frau des Kadi durch ihre Mohrin übergeben wurden. Die Mohrin brachte dabei die Bitte des Hauptmanns und der französischen Kaufleute vor, und die Frau hörte mit Theilnahme die Leidensgeschichte des jungen blonden Christen, den sie bei ihrem Herrn die Uhr hatte herrichten sehen. Sie erwiederte, da der Hauptmann und der Christ so gutes

Vertrauen zu ihr hätten, sollten sie sich auch darauf verlassen, daß sie die Sache ordentlich anfangen werde; sie wolle die Kleider, die sie mit Dank annehme, ihrem Herrn als Beweis vorlegen. Der Kadi hörte zuerst entsetzt auf die Bitte der Frau; als diese aber meinte: „Hat er mir schon so schöne Kleider verehrt, was wird er Dir noch schenken!" — wurde er williger. Am 24. August ließ er den Hauptmann und Kraft zu sich kommen und fragte, ob Mittel vorhanden seien, die Befreiung so auszuführen, daß er es verantworten könne, denn die Schuldenlast betrage 24,000 Dukaten. Kraft erwiederte: „Ja, nach der Rechnung der Gläubiger, doch haben sie hohe Zinsen darauf geschlagen." „Dem sei, wie ihm wolle", meinte der Kadi, „wie kann ich Dich für 1000 Dukaten bei einer so großen Schuldsforderung freigeben?" Kraft bewies nun, daß er erst in das Land gekommen sei, nachdem die beiden jetzt gestorbenen Genossen die Einkäufe schon zum größten Theile gemacht und sich dafür verbürgt hatten, daß er also der am wenigsten Verpflichtete sei. Dies leuchtete dem Kadi ein und er fragte: „Wenn ich Deine Gläubiger zur Annahme der 1000 Dukaten bewege und Dir davon helfe, was werde ich davon haben?" Kraft meinte, vielleicht noch 100 Dukaten unter den Christen aufbringen zu können. Damit erklärte sich der Kadi zufrieden, denn viele Fürsprecher seien ihm über den Hals gekommen, ließ sich aber von Kraft versprechen, daß er ihm nach seiner Rückkehr in die Heimat eine schöne schlagende Uhr schicke. Nun wurde auch ein letzter Bestechungsversuch der Gläubiger abgewiesen, und am Nachmittag Kraft, der Konsul, der Dolmetscher und einige Franzosen, sowie die Gläubiger, vor den Kadi beschieden, der jetzt die Gläubiger mit vieler Beredsamkeit zur Annahme der 1000 Dukaten bewog. Eine türkische Befreiungsurkunde wurde aufgesetzt, in welcher Kraft als Jan Ebn Jan, d. i. Hans Hansens Sohn, eingetragen wurde, worauf der Richter seine Rechte darüber ausstreckte und rief: „Sajjiboh!" d. i. Frei!

Darüber freuten sich Alle so sehr, daß ihnen die Augen übergingen. Der alte Janitschar, der Kraft als Wache begleitet hatte, warf seinen Stab durch's Fenster und sprach zu Kraft, jetzt könne er gehen, wohin er wolle. Doch ging Kraft mit seinen Freunden noch einmal auf's Schloß, wo über die Befreiung noch Vieles verhandelt wurde. Am 26. Morgens folgte beim Kadi noch eine feierliche Gerichtsscene, wobei die Gläubiger sich noch einmal zufrieden erklärten, der Konsul und die französischen Kaufleute sich verpflichteten, drei Tage nach der Abreise des Befreiten das Geld auszuzahlen, worauf dann der mit dem Siegel und Namen des Kadi, des Schreibers und sieben Zeugen beglaubigte Freibrief in aller Form ausgestellt und bis zur Bezahlung dem Signor de Matie anvertraut wurde. Nachdem Kraft dann auf dem Schlosse Abschied genommen und reichliche Trinkgelder an Alle ausgetheilt hatte — der Hauptmann allein erhielt 40 Dukaten —, ging er zu den französischen Kaufleuten zum Nachtessen, das festlich für ihn bereitet war. Leider aber wollte der geschwächte Magen des armen Ulmers von den guten Speisen nichts annehmen. Unser Freund verschmähte alle Kapaunen, Hennen und Rebhühner, die ihm reichlich vorgelegt wurden. Da gelobte Kraft, um die Gesellschaft zu überzeugen, daß solches nicht aus Eigensinn geschehe, nicht eher dergleichen Geflügel berühren zu wollen, bis es ihm eine liebe Hochzeiterin (Verlobte, Braut) erlaube. Bis zu seiner Abfahrt ging er nicht

aus dem französischen Kaufhause, denn überall wurde er um Geschenke und Trinkgelder überlaufen, so daß er in 3 Tagen 210 Dukaten bis auf 2 ausgegeben hatte. Am 28. August Abends 8 Uhr ging er an Bord der französischen Barke „La Diana" und um 1 Uhr Nachts stach das Schiff in See. Von Sturm und Unwetter umhergeworfen, von Windstillen festgehalten, von Gewittern vielfach bedroht, kam die „Diana" erst am 22. September nach Candia und am 2. Oktober nach Sicilien. Auf der Höhe von Pantalaria begegneten ihnen drei Schiffe, die sie für Seeräuber hielten. Das kleinste derselben, ein Rennstreitschifflein mit 13 Ruderbänken, kam unter der maltesischen Flagge auf sie zu und gab sich und die übrigen für friedliche Messinesen aus. Die Mannschaft der „Diana" traute aber diesem Frieden nicht und suchte in der Nacht glücklich das Weite. Am 6. wurde die „Diana" wieder von einer neapolitanischen Galeere angehalten, deren stolzer Hauptmann das Schiff nach türkischen Waaren durchsuchte. Schon vorher war Kraft von der Schiffsmannschaft aus Furcht, er möchte für einen Türken angesehen werden, gezwungen worden, seine arabischen Schriften, bis auf die, welche er am Leibe trug, über Bord zu werfen. Auch der neapolitanische Hauptmann, ein Edelmann, dessen ganzer Reichthum in seiner Galeere bestand, hielt Kraft zuerst für einen Türken oder Juden wegen seiner seltsamen Kleidung, fand dann Gefallen an ihm und erwies ihm viele Ehre auf dem Schiffe, doch legte Kraft nur ungern zu den Geschenken, welche der Hauptmann von der „Diana" erhielt und mit einigen frischen Lebensmitteln wieder vergalt, einen schönen seidenen Geldbeutel, den er in Tripolis von seinen Freunden zum Andenken erhalten hatte. Unter stets wechselnden Winden und Windstillen gelangte die „Diana" am 19. Oktober in die Nähe der Küste von Marseille, wo sie unweit Kap de Rion Anker warf. Die Reisenden und auch Kraft beschlossen, die drei Meilen nach Marseille zu Fuße zurückzulegen. Kraft lieh sich von dem einen Schiffsgefährten aschfarbene Hosen und Wamms, von einem Andern Mantel, Hut, Rappier und Schuhe, zog rothe Strümpfe dazu an und meinte, er wolle sich nun für einen Malteser ausgeben, worüber Alle herzlich lachten. Dazu lieh er sich noch acht Realen. Als er aber aus der Barke an's Land trat, drehte er sich mit einem Satze jubelnd herum, warf das Geld in die Barke und rief, das sollten die Schiffsleute vertrinken, weil sie die Ersten seien, die ihn nach vier trüben Jahren wieder in ein christliches Land gebracht hätten. Nun wanderte Kraft im Vollgenuß wieder erlangter Freiheit sammt seinen vier Gefährten schweigend der Stadt zu, doch mußte er einen Berg hinauf vor Ermüdung sich öfters niedersetzen, denn kaum konnte er athmen, so sehr war er des Gehens entwöhnt und seine Lunge verschleimt; als es aber bergab ging, wanderte er so rüstig und frisch wie die Anderen. Um drei Uhr Nachmittags langte die Gesellschaft in Marseille an. Kraft eilte sogleich zu Bronnenmayer, führte sich mit schmeichlerischer Anrede als Malteser bei ihm ein und erst als nach langem Gespräch Bronnenmayer seinen Namen wissen wollte, rief er: „Kennt Ihr denn Hans Ulrich Kraft nicht mehr?" Da fiel ihm der Freund in die Arme und weinte vor Freude. Dann zeigte ihm Bronnenmayer einen angefangenen Brief, darin er nach Augsburg geschrieben hatte: „Ich besorge, er wird in Tripolis so bald nicht fortkommen; erst vor zwei Tagen ist ein Schiff von dort angelangt, das bringt mir schlechten Trost."

Darunter schrieb Kraft: „Günstige Herren, in dieser Stunde, 4 Uhr Nachmittags, bin ich Gott Lob glücklich allhier angekommen.“ Freilich erfuhr er auch zugleich, daß sein theurer Vater in Ulm vor einem halben Jahre gestorben sei. Kraft wurde nun bei seinem Freunde auf's Beste verpflegt. Nun aber zeigte es sich erst, wie sehr seine Gesundheit gelitten hatte; sein Magen war so schwach, daß er sich nur langsam an bessere Speisen gewöhnen konnte, sein Blut dick und verdorben und sein Körper des guten Bettes so entwöhnt, daß er noch Wochen lang auf der Matratze am Boden schlafen mußte und sich nur nach und nach an ein weicheres und wärmeres Lager gewöhnen konnte.



Stadthaus zu Marseille.

Als Kraft sich etwas gekräftigt fühlte, reiste er nach Genua, wohin mit Lutz's und Salvacana's Verlassenschaft die syrischen Handelsbücher der Mannlich's gekommen waren. In einer Herberge von St. Malta traf er Kaufleute von Augsburg und Ulm und blieb, da er hier auch billige und gute Verpflegung fand, bis Ostern 1578 daselbst. Lange forschte er vergeblich nach den wichtigen Papieren, bis er sie endlich, die Kisten und Schachteln geöffnet und die Schriften durcheinander geworfen, aus dem Lazareth, wo sie in Quarantäne gelegen hatten, erhielt. Den nächsten Sommer über blieb er noch bei Bronnenmayer, mit Ordnung der Handelsbücher und Herstellung seiner Gesundheit beschäftigt, zu welchem Zwecke er auch mit dem Freunde und dessen Frau manchen fröhlichen Ausflug machte. Im Oktober, als er schon den Plan gefaßt hatte, nach Deutschland zu-

rückzukehren, überfiel ihn ein kaltes Fieber, von dem er sich aber, als es schon anfing gefährlich zu werden, durch eine gewagte Meerfahrt befreite. Ein Genueser Freund, der Baumeister Bianchino, hatte ihn auf ein spanisches Schiff, mit dem er angekommen war, zu Gaste geladen. Bei dem Gastmahl verspätete er sich und mußte nun in der Nacht bei Sturm und Regen auf einer kleinen offenen Fischerbarke, in welcher er auch noch die schon gesperrte Hafenkette mit großer Gefahr überfahren mußte, nach Marseille zurückkehren. Bronnenmayer und seine Frau zankten weidlich, als der Fieberkranke ganz durchnäßt ankam, denn sie hatten ihn schon überall vergeblich suchen lassen, doch das Fieber war weg und Kraft rief seinem scheltenden Arzt lachend zu, er zanke wol nur, weil das Fieber jetzt seiner Arzneien nicht mehr bedürfe.

Nachdem er seine Schriften in Ordnung gebracht hatte, nahm er unter gegenseitigen Geschenken — Kraft erhielt ein kleines, munteres Aeffchen, das ihm viel Vergnügen machte, — Abschied von dem treuen Freund und dessen sorglicher Hausfrau und fuhr unter mancherlei Abenteuern auf einer Felucke nach Genua. Hier traf er in der Herberge zwei deutsche Studenten, einen aus Berlin, den andern aus Meißen, mit denen er am 9. Dezember auf Mailand zuritt. Kraft hatte sich für 15 Goldkronen ein dänisches Pferd gekauft, das zwar bald anfing zu hinken und schlechte Aussicht bot, sich dann aber als ein rasches, kräftiges Thier erwies. Die Studenten ritten Miethpferde. In der Herberge zu Mailand fanden sie Schweizer und deutsche Kaufleute, unter denen Kraft den Martin Schlumpf aus St. Gallen kennen lernte, der später sein Schwager wurde und nun mit ihm und seinem Bruder Daniel über Como, Chiavenna und weiter über den schneebedeckten Splügen nach Feldkirch ritt. Unterwegs schlossen die drei Gefährten die vertrauteste Freundschaft, und Kraft befand sich in ihrer Gesellschaft um so besser, da die Schlumpf überall, wohin sie kamen, bekannt waren und die beste und billigste Herberge fanden. In Feldkirch auf dem Jahrmarkt trennten sie sich. Die Schlumpf ritten auf St. Gallen, Kraft auf Fussach zu, fuhr hier über den Bodensee und kam am 24. Dezember nach Kempten, wo er bei Raimund Dorn, welcher während seiner Gefangenschaft seine Schwester Elisabeth geheirathet hatte, und bei seinem Vetter Gordian Seuter glückliche und fröhliche Festtage verlebte, zum ersten Mal wieder unter den Seinigen. Am 2. Januar ritt er wieder aus und gelangte am 6. nach Augsburg, Sobald er sein Pferd in die Herberge zum Herzen eingestellt hatte, eilte er zu Dr. Rauwolf, der ihn mit seiner unterdeß heimgeführten Frau wie einen verlorenen Sohn mit lachendem Antlitz und weinenden Augen empfing. In Augsburg fand Kraft überall treffliche Aufnahme. Bevor er noch mit den Mannlich'schen Kuratoren, die den bedungenen sechsjährigen Dienstlohn auszuzahlen sich weigerten, seine Angelegenheiten ganz geordnet hatte, ritt er gen Ulm. Der erste Verwandte, der ihm vor Günzburg begegnete, war sein Vetter Hans Christof Kraft, der Vogt zu Leipheim, und seine leiblichen Brüder, Hans Eberhard und Friedrich, mit denen er, nachdem er zwei Tage in Leipheim geblieben war, glücklich in Ulm einritt.

Damit hatte die gefahr- und mühevolle orientalische Pilgerfahrt Kraft's ihre Endschaft erreicht, obwol er selbst noch immer nicht zu verdienter Ruhe gelangen konnte. Nachdem er sich in Ulm bei den Seinigen erholt, bei Allen Ehre

und Freundschaft in hohem Grade genossen und zur völligen Wiederherstellung seiner Gesundheit das Bad in Ueberlingen gebraucht hatte, auch einige Male nach Augsburg zur Ordnung seiner Angelegenheiten gereist war, führte er im November 1580 seine Schwester Benigna nach St. Gallen, wo sie sich mit dem bejahrten Leonhard Zollikofer verehlichte. Hier traf er auch Martin Stumpf wieder, der nach dem Tode Zollikofer's dessen Wittwe heimführte. Nach zwei Jahren einigte er sich endlich mit den Mannlich'schen Kuratoren dahin, daß sie in Anrechnung der Kosten seiner Befreiung ihm noch 200 Kronen zahlten. Im Mai 1581 reiste Kraft nach Wien, trat dann in Troppau in die Dienste eines Kaufmanns als Buchhalter, bereiste in dieser Eigenschaft Schlesien, Polen und Ungarn, besuchte zu verschiedenen Malen Prag und Breslau, wo er noch Mancherlei erlebte und beobachtete, was er mit großer Sorgsamkeit aufzeichnete. Ueberall gelang es ihm, gute Bekanntschaften zu machen; erst nach vier Jahren kehrte er, von seinem Dienstherrn ungern entlassen und reich beschenkt, im September 1585 über Linz und München nach Ulm zurück. Hier verlobte er sich, denn seine Verwandten wollten ihn nicht zum dritten Mal ausziehen lassen, mit der ehrsamen Jungfrau Susanne Schermar, eines Rathsherrn und wohlhabenden Kaufmanns Tochter, und erhielt, da ihr Vetter Georg Schermar, der Pfleger zu Geislingen, zu derselben Zeit starb, ganz wider sein Erwarten von dem Rath der Stadt Ulm dieses Amt. Am 26. August 1587 feierte er seine Verlobung, gerade 10 Jahre nachdem er in Tripolis gelobt hatte, kein Geflügel mehr zu essen, bis seine Hochzeiterin es ihm erlaube, und er konnte nun dieses Gelübde, da die Braut ihm von einem Kapaun vorlegte, fröhlichen Muthes lösen. Am 24. Oktober desselben Jahres war die Hochzeit im Salmannsweiler Hof und am 14. November hielt er unter feierlicher, zahlreicher Begleitung seiner beiden Familien seinen Einzug in das Amt, wo er nach langer, glücklicher Verwaltung am 24. August 1616 seine Reisebeschreibung mit den Worten endigte: „Gott sei gelobt, hier und dort! Beschlossen am Tage Bartholomäi, 24. August 1616, um Mittag durch mich, Hans Ulrich Kraft, Pfleger zu Geislingen, im Alter von 66½ Jahren und nach Uebernahme meines unverdienten Amtes 29 Jahre und 10 Monate." —





Cosmo von Medici.

Handelsfürsten im Mittelalter.

Die Medici von Florenz.

Bis zur Entdeckung der Seewege nach Amerika und um's Kap der guten Hoffnung nach Indien, welche mit dem Anfange des XVI. Jahrhunderts die Verhältnisse des Welthandels umzuwandeln begannen, vermittelte, wie wir wissen, Italien den Verkehr zwischen den unermeßlich reichen und ausgedehnten Ländern Asiens und dem europäischen Abendlande. Diesem regen Verkehr verdankte die Mehrzahl der mit dem XIII. Jahrhundert rasch und mächtig sich entfaltenden italienischen Republiken ihren Reichthum wie ihre politische Selbstständigkeit und Bedeutung. Der mächtigsten derselben, Venedig, einzig in der Weltgeschichte durch den Umfang ihres Handelsbetriebes, den Reichthum ihrer Bürger, die Festigkeit ihrer politischen Einrichtungen, haben wir schon Erwähnung gethan. Daneben strebte das „prächtige" Genua kräftig empor, eben so geneigt zum Kriege, als geschickt zum friedlichen Betriebe des Handels, stets im

Widerstreite mit der mächtigen Nebenbuhlerin an der Adria, oft siegreich, einmal völlig besiegt und doch immer wieder wetteifernd mit jener. Erst im XV. Jahrhundert tritt sie in Folge innerer Parteiungen und der daraus hervorgegangenen Schwäche und Zerrüttung in Hinsicht auf Handel und Wandel wie auf politische Machtfülle gegen das glücklichere Venedig zurück. — Als dritte Handelsmacht Italiens erhob sich nach dem Sinken Pisa's im XV. Jahrhundert zur höchsten Blüte die heitere Stadt am Arno: Florenz; unfähig zu einer Antheilnahme an der Herrschaft über das Meer, um so einflußreicher und bedeutsamer dagegen in den inneren Handels- und Verkehrs-Verhältnissen des viel gespaltenen Italiens. Der unerschöpfliche Strom aller kostbaren, vielbegehrten Waaren, welche das weite Asien bis zu den indischen und chinesischen Meeren erzeugt, zog damals hauptsächlich über Aegypten nach Alexandrien und wurde von hier durch die Kaufleute Venedigs und Genua's dem Abendlande zugeführt. Doch führten auch Handelswege aus Innerasien zu den Hafenplätzen am Kaspischen und Schwarzen Meere und von da nach Konstantinopel.

Da die Lage von Florenz den Betrieb des überseeischen Handels nicht in dem gleichen Maße begünstigte, wie dies hinsichtlich Venedigs und Genua's der Fall war, so vermittelte Pisa noch eine Zeit lang den Verkehr des Nachbarplatzes über's Meer, sowie die Ausfuhr der florentinischen Industrie-Erzeugnisse. Seitdem jedoch die Republik Florenz im Jahre 1421 in den Besitz des Hafens von Livorno gekommen war, fehlte ihm auch die Verbindung mit dem Meere nicht mehr, und sie konnte sich nunmehr auch in Schifffahrt und Ausfuhrhandel selbstständig entwickeln. Rasch entstanden Werften und Arsenale, und 1480 unterstützten bereits 11 große und 15 kleine Galeeren in dem östlichen und westlichen Theile des Mittelmeeres die Handels-Verbindungen des gewerbreichen Freistaates. Seine Hauptstärke blieb jedoch immer seine ausgebildete Industrie. Schon zu Anfang des XIII. Jahrhunderts bildeten die florentinischen Tuch- und Seiden-Webereien reichlichen Nutzen gewährende Geschäftszweige, denen eben so zahlreiche wie mächtige Innungen zur Grundlage dienten. Seiden- und Wollen-Fabrikate waren an allen Handelsplätzen Europa's begehrt und in Folge des großen Bedarfs an Wolle ward schon frühzeitig mit den Haupterzeugungs-Ländern, England und Spanien, sowie wegen Seide mit Sicilien, Griechenland und der Levante, ein reger Verkehr unterhalten. In der Mitte des XV. Jahrhunderts besaßen sämmtliche größere Häuser Comptoire in Avignon, Brügge, Neapel, Barletta, Venedig u. s. w. Auch die Appretur französischer, deutscher und niederländischer roher Tücher, in deren Fertigmachung nach dem Geschmack der Länder der Levante die Florentiner großen Ruf erlangt hatten, erweiterte die Geschäftsthätigkeit vieler Hunderte von Fabriken, welche alljährlich 80,000 Stück Tuch selbst erzeugten und mehrere Hunderttausend Stück ausländisches Fabrikat fertig machten. Ebenso setzten die in Flor stehenden Färbereien mittels Kermes, Indigo, Krapp, Orseille u. s. w. eine Menge fleißiger Hände in Beschäftigung. Mit Flandern und Brabant wetteifernd, stand Florenz lange Zeit unerreicht da. Außerdem zeichnete sich die Florentiner Industrie durch Erzeugung von sammtenen Stoffen, Gold- und Silberbrokaten, Teppichen und anderen feinen Arbeiten vortheilhaft aus, ihre Manufakturen gaben dem gesammten italienischen Ausfuhrhandel lohnende Beschäf-

tigung als Gegenstände des Austausches gegen morgenländische Erzeugnisse. Auch an dem Bergbau in verschiedenen Gegenden Italiens betheiligten sich lebhaft die unternehmenden Kaufleute von Florenz.

Die Quellen des außerordentlichen Reichthums seiner Großhäuser entsprangen jedoch einem besonderen Geschäfts- und Handelszweige. Schon im XV. Jahrhundert standen die Florentiner als Geldwechsler und Vermittler der Geldbedürfnisse der Fürsten in hohem Ansehen. Sie sind es, welche zuerst förmliche Leihhäuser errichteten und jene Geschäfte betrieben, die man gewöhnlich den Lombarden zuweist. —

Bald galten sie als die ersten unter den Banquiers, und Kenntniß der europäischen Finanzverhältnisse ließ sie geeignet erscheinen, in verschiedenen Ländern Europa's mit der Verwaltung der öffentlichen Einkünfte betraut zu werden. Der größere Theil aller gemachten bedeutenderen Anleihen ging seitdem durch ihre Hände. In Folge des Umfanges und der Größe ihrer Operationen beherrschten sie lange Zeit den Geldmarkt unseres Erdtheils, regulirten den öffentlichen Kredit, und selbst die stolzen Venetianer mußten sich mehr als einmal der Vermittelung Florentiner Häuser bedienen, weil diese über unbeschränktere Mittel geboten und im Auslande den Ruf größerer Zuverlässigkeit erlangt hatten, als die Nachbarn an der Adria. Achtzig Florentiner Großhäuser hatten ihre Comptoire über die ganze damalige Handelswelt Europa's verbreitet. Der Handelssegen, welcher aus allen Theilen Europa's sich nach Florenz ergoß, diente wiederum jenen wahrhaften Handelsfürsten daheim, als Mittel zur Befestigung ihrer politischen Stellung sowie zur Förderung der damals in hohem Ansehen stehenden Wissenschaften und Künste. Die ersten Geschlechter Italiens, die Medici, Peruzzi, Pazzi, Capponi, Buondelmonti, Corsini, Falconieri, Portinari rc., entstammten dem Handel und der Industrie von Florenz. Auch die Handelswissenschaft verdankt den intelligenten Florentinern Vieles. Die Kaufleute Pegalotti und Antonio da Uzzano, die im XIV. und XV. Jahrhundert lebten, haben die ersten Lehrbücher der Handlungswissenschaft verfaßt, und es geht aus den Nachrichten, welche sie beziehentlich der Handelsplätze, mit denen ihr Staat verkehrte, der Münzen, Maße, Gewichte, Usancen, welche damals gebräuchlich waren, der Buchhaltung, des Wechsel-, Assekuranz- und Speditions-Wesens, der Waarenkenntniß, welche sie besaßen, hervor, daß ihre Landsleute mit allen Hülfsmitteln des Handelsverkehrs durchaus vertraut waren und daß die großen Kaufleute ihr Geschäft auch vom Standpunkte höheren Wissens und ernsterer Forschung auffaßten. Kein Wunder, wenn bis zum heutigen Tage im Comptoir und Geschäft zahlreiche, in alle Sprachen übergegangene italienische Worte in Gebrauch geblieben sind, die ihren Ursprung nicht zu verläugnen vermögen.

Auch Florenz ward während der Zeit seines Emporstrebens gleich anderen Städten des Südens von Kämpfen zwischen dem Adel und den bürgerlichen Parteien vielfach heimgesucht und immer von Neuem wieder in blutige Straßen- und Feldschlachten verwickelt. Vor der siegenden Partei entwichen die Besiegten, um außerhalb der Stadt zum Sturz jener neue Kräfte zu sammeln. In diesem unaufhörlichen Schwanken der öffentlichen Verhältnisse trat zuerst das

Geschlecht der Medici, deren Ursprung sich in entfernte Zeiten verliert, hervor. Die Medici hatten sich durch glückliche Handelsoperationen in Wolle, Tüchern und Gewürzen hervorgethan. In die zweite Hälfte des XII. Jahrhunderts fällt das Aufkommen des Wechselbriefes, dessen frühester Gebrauch eben so oft den Florentinern wie den Genuesern zugeschrieben wird und für dessen Weiterverbreitung Lombarden, Juden u. A. Sorge trugen. Ohne die allgemeinere Einführung der Wechselbriefe wäre an die spätere Erweiterung des Handels zum Weltverkehr nicht zu denken gewesen und auch die Medici hätten sich wol kaum zu einem der reichsten und angesehensten florentinischen Großhäuser emporgeschwungen. —



Geldwechsler und Juden im Mittelalter.

Seine hervorragende Stellung, gestützt auf weitverzweigte Verbindungen, wußte das reiche Handelshaus mit eben so großer Entschiedenheit als einer damals seltenen Selbstbeherrschung im Interesse der allgemeinen Wohlfahrt zu benutzen.

So trat im Jahre 1378 der rechtskundige Salvestro dei Medici, der eigentliche Begründer der welthistorischen Stellung dieses großartigsten aller Kaufmanns-Geschlechter, als Vorstand der Rechtspflege, der gewaltthätigen Adelspartei der Albizzi ebenso kräftig wie ruhig entgegen. Er wußte unter den bedrohlichsten Volksbewegungen ein Gesetz durchzuführen, welches den übermäßigen Einfluß jener Partei brach und Allen, die als „Ammoniti" von den bürgerlichen Aemtern ausgeschlossen waren, den vollen Besitz ihrer bürgerlichen Rechte zurückgab.

Nach seinem Tode nahm Veri dei Medici mit derselben Klarheit und Festigkeit dieselbe Stellung zwischen den erbitterten Parteien ein, bändigte im Jahre 1392 durch seine Rednergabe einen Volksaufstand, der gegen die oberste Behörde, die Signoria, gerichtet war, und brachte das Volk dahin, daß es sich ruhig entwaffnen und seine Hauptführer mit dem Tode bestrafen ließ. Durch Hülfe von außen, welche bei der großen Zahl der damals Italien durchschweifenden Söldnerbanden und der stets zu Krieg und Eroberung geneigten kleinen Landesherren leicht zu finden war, kamen später die Albizzi wieder zur Herrschaft, und die Medici wurden mit den ihnen verbundenen Familien theils verbannt, theils als Ammoniti von jedem politischen Einfluß zurückgedrängt. Als gute Kaufleute benutzten die Medici diese Zeit einer unfreiwilligen politischen Unthätigkeit zu einem aufmerksameren Geschäftsbetrieb sowie zur Erweiterung ihrer Handels- und Wechselgeschäfte, befestigten dadurch die Grundlage ihres Ansehens und machten es möglich, daß nach bald eintretendem Wechsel der Verhältnisse die bis dahin ärmste, aber geistig begabteste Linie ihres Geschlechtes auf die Dauer eine maßgebende Stellung in Florenz sich erwerben konnte.

Giovanni dei Medici, das Haupt dieser letzteren Linie, wurde in Folge glücklicher Geldgeschäfte zum päpstlichen Banquier ernannt. Dadurch ward ihm Gelegenheit, vornehmlich während des Konzils zu Kostnitz, seine Geldgeschäfte und Handels-Beziehungen mit kaum berechenbarem Gewinn über den größten Theil des gebildeten Europa's auszudehnen. Im Jahre 1402 sehen wir diese Linie auch in Florenz wieder im vollen Besitz ihrer bürgerlichen Rechte, und seitdem hob sich Giovanni von einer Würde zur andern, während im Jahre 1416 auch sein Sohn Cosimo oder Cosmo unter die Prioren der Stadt erwählt wurde, Beide zunächst im Anschluß an die jetzt herrschende Partei der Albizzi und deren Haupt Niccolo dei Uzzano. In Folge eines Krieges mit dem Herzog von Mailand im Jahre 1423 brachen in Florenz neue Gährungen aus, indem sich das Volk der gewaltsamen Eintreibung immer neuer Kriegssteuern mit Gewalt widersetzte. Da die herrschende Partei diesen Widerstand um jeden Preis mit den Waffen zu brechen beschloß, widersprach Giovanni dieser Absicht auf's Entschiedenste und ermahnte mit Nachdruck, lieber dem Volke eine Erleichterung als den Ruin zu bereiten. Dieses Auftreten verschaffte ihm und seiner Familie die ungetheilte Liebe seiner Mitbürger, welche in ihm ihre kräftigste und redlichste Stütze sahen, und es blieb der Adelspartei nichts übrig, als von ihren gewaltthätigen Absichten abzustehen. Als Giovanni im Jahre 1429 starb, hinterließ er seinen beiden Söhnen Cosmo und Lorenzo (geboren 1389 und 1394) ein unermeßliches Vermögen und die vornehmste Stellung in Florenz. „Ich sterbe zufrieden," sprach er kurz vor seinem Ende zu seinen Söhnen, „da ich Euch wohlhabend und gesund in einer solchen Stellung hinterlasse. Nichts freut mich mehr als der Gedanke, daß niemals durch meine Handlungsweise Jemand verletzt worden ist, sondern daß ich Jedem nach besten Kräften zu dienen bestrebt gewesen war. Thut das Gleiche und Ihr werdet geehrt und geachtet in Eurer Vaterstadt leben. Von Staatsämtern aber nehmt nur die an, welche Euch durch die Gesetze und Eure Mitbürger übertragen werden, denn die Ausübung der mit Gewalt erlangten, nicht die der freiwillig verliehenen Macht erregt Haß und Streit." —

Cosmo dei Medici hatte, so lange der Vater noch lebte, an den Handels-Geschäften den lebhaftesten Antheil genommen und besonders als Begleiter des Papstes Johann XXIII. auf dem Konzil zu Kostnitz die Geldgeschäfte geleitet. Diesen Papst verließ er auch in seinem Unglück nicht, befreite ihn nach seiner Entsetzung durch bedeutende Geldsummen aus der Gefangenschaft, gewährte ihm bis zu seinem Tode eine sichere Zuflucht in Florenz und verschaffte ihm sogar von seinem Nachfolger Martin X. die Kardinalswürde. Nach des Vaters Tode befestigte Cosmo in Florenz sein Ansehen durch unbestechliche Gerechtigkeit, weise Mäßigung in allen Handlungen und durch ein stets zu Opfern bereites Wohlwollen für das Volk. Seit 1416 Mitglied der Signoria und später als Staatsoberhaupt wußte er selbst Gegner, wie den verdienten Neri Capponi, für sich zu gewinnen. In den letzten Jahren trat er scheinbar immer mehr in den Hintergrund und zog es vor, Andere zum Vortheile seines Hauses und der eigenen Stellung handeln zu lassen. Sich selbst betrachtete er immer nur als ersten Diener des Staates und das Volk sah in ihm den Vater, nicht den Herrscher.

Dennoch war die zurückgedrängte Adelspartei noch zu mächtig, die Erinnerung an ihre verlorene Macht zu lebhaft, als daß sie den Medici ohne Gegenkampf das Feld hätte überlassen können. Dem Rinaldo dei Albizzi gelang es, im September 1433 seine Partei wieder zur Herrschaft zu bringen, und Cosmo, der vor jeder Gewaltthat und dem blutigen Bürgerkriege den heftigsten Abscheu hatte und zu sehr vertraute, daß seine Gegner so gerecht gegen ihn sein würden, wie er stets gegen sie gewesen war, gab sich selbst auf eine Vorladung des mit Rinaldo verbundenen Oberrichters in ihre Hände. Kaum war er gefangen, so bemächtigte sich Rinaldo der Stadt und besetzte die Regierung mit seinen Parteigenossen. Cosmo wurde einer landesverrätherischen Verbindung mit Francesco Sforza, dem Herzoge von Mailand, beschuldigt und schwebte in solcher Sorge um sein Leben, daß er aus Furcht vor Gift vier Tage lang nichts zu sich nahm, als wenige Bissen Brod, bis sein Wächter sich selbst mit ihm zu Tische setzte und zuerst von den aufgetragenen Speisen genoß. Nach vier Wochen Gefängniß gelang es, die Vorsteher der Justiz und des Magistrats zu bestechen, so daß statt Cosmo's Hinrichtung seine Verbannung auf zehn Jahre nach Padua durchgesetzt wurde. Cosmo verweilte seitdem abwechselnd in Venedig und Padua, wurde in beiden Städten mit der größten Auszeichnung behandelt und lebte, von den geistreichsten Gelehrten und Künstlern Italiens umgeben, den Genüssen, welche der Liebe zur Wissenschaft und Kunst entspringen. Es war die Zeit des Wiederauflebens und der Blüte der klassischen Studien in Italien. Alle Gebildeten und Vermögenden waren von dem Eifer erfüllt, alte Handschriften zu sammeln und zu erklären, und mit den Handschriften zugleich die überall hin zerstreuten Ueberbleibsel der griechischen Plastik zu retten. Cosmo verwandte seine Muße ganz auf diese gelehrte Beschäftigung, sammelte so viel er vermochte, und legte im Kloster St. Georg zu Venedig eine Bibliothek der werthvollsten Manuskripte an, welche er bei seiner Heimkehr zum Dank für den genossenen Schutz zurückließ.

Daneben widmete er auch seinen Geldgeschäften die aufmerksamste Thätigkeit und benutzte den Aufenthalt in Venedig, um seine Verbindungen nach allen Seiten hin zu erweitern. Cosmo und Lorenzo galten damals als die ersten

Banquiers von Italien und genossen als solche überall das unbedingteste Vertrauen. Jeder pries sich glücklich, der bei ihnen sein Vermögen niederlegen durfte. So kam es, daß in Florenz der Medici Abwesenheit bald auf's Schmerzlichste empfunden wurde und eine überall fühlbare Stockung in Handel und Gewerbe eintrat, während die Verbannten bei der außerordentlichen Ausdehnung ihrer Geschäfte in Venedig, hinsichtlich des Betriebes derselben fast noch besser daran waren als zu Florenz. Noch vor Ablauf eines Jahres wendeten sich die Verhältnisse zu Gunsten der Medici. Ihre zahlreiche Partei, insbesondere die arbeitenden und Handel treibenden Klassen, hatten mit Cosmo ihren Patron und Wohlthäter, ihren Arbeitgeber und Geldbarleiher verloren, so daß zeitweilig alle Geschäfte darniederlagen. Als die neue Signoria mit dem 1. September 1434 antrat, bestand sie fast nur aus Anhängern der Medici und beklagte nichts mehr als deren Abwesenheit. Es dauerte nicht lange, so maß sie sich im Straßenkampf mit dem stets zu Gewaltthaten geneigten Adel, in Folge dessen Rinaldo und seine Anhänger verkleidet entweichen mußten, die zurückgebliebenen Parteigenossen aber eingekerkert wurden. Im Triumphzug kehrte jetzt Cosmo mit seinem Bruder in die Stadt zurück, um fortan über Florenz mit ununterbrochenem Glück zu herrschen, ein Vater und Wohlthäter des Volkes, ein Förderer alles Guten und Großen, ein unüberwindlicher Gegner der Herrschsucht der Adelspartei. Weit über die Grenzen der Republik dehnte er seinen politischen Einfluß aus; er griff mit Nachdruck in die Parteikämpfe der Nachbarstaaten und Städte ein, verband sich auf's Innigste mit Francesco Sforza und half diesem gegen den Papst und den König von Neapel das Herzogthum Mailand behaupten. Dieses treue Bündniß zwischen Cosmo und Francesco Sforza verwickelte Florenz (1451) in einen Krieg mit Venedig, welches alle florentinischen Unterthanen aus seinem Gebiete verwies und zu gleich harten Maßregeln auch König Alfons von Neapel veranlaßte. Im Felde errangen die Florentiner jedoch (1453) mit Hülfe des Francesco Sforza und seines Bruders Alessandro über die venetianischen und neapolitanischen Truppen das Uebergewicht und konnten nun mit vergrößertem Ansehen und Gebiete einen dauernden Frieden schließen.

Die nun eintretende Zeit äußerer Ruhe benutzte Cosmo wieder zur Sicherung seiner Stellung im Innern. Die Partei der Albizzi war, seitdem im Jahre 1456 ihr Haupt Neri bei Gino Capponi gestorben war, machtlos und ungefährlich geworden, während Cosmo's Partei jetzt eine so fest geschlossene Aristokratie bildete, daß er auf das Mittel, wodurch die Parteihäupter in Florenz sich zu behaupten gewohnt waren, die außerordentliche Staatskommission oder Balie, Verzicht leisten und die alte Wahlform durch das Loos wieder eintreten lassen konnte. Er durfte sicher sein, daß seine eigenen Anhänger, wenn sie sich gegen ihn aufzulehnen versuchten, ohne sein Zuthun vom Volke selbst gedemüthigt wurden, denn in Cosmo's Gegnern sah dieses nur die eigenen Feinde. Sein Einfluß war deshalb stets am größten, wenn er sich ganz zurückzuziehen Miene machte. Dennoch erlebte er am Schluß seines Lebens noch ein Schwanken in seinem Ansehen. Im Jahre 1458 hatte er nämlich eine neue Balie zugelassen, nicht ohne Widerstreben, denn er wußte, daß gefährliche Veränderungen damit stets verbunden waren. Um nicht die Verantwortung dafür allein auf sich zu ziehen, übertrug er die Ausführung dieser Maßregel einem der

reichsten Kapitalisten seiner Partei, dem Vorstand der Justiz Luca Pitti, der auch die Ernennung der obersten Magistratspersonen durch die Balie durchsetzte. Pitti, von Natur kühn und gewaltsamen Uebergriffen nicht abgeneigt, mißbrauchte jedoch seine Stellung sowie die Gunst Cosmo's. Er trat mit fürstlichem Glanze auf, begegnete mehrfach Cosmo in feindlicher Weise und bgann, während dieser stets die Entfaltung Neid erregender Pracht vermieden hatte, unter Anderem den Bau jenes vielbewunderten, später großherzoglichen Palastes, der heute noch eine der Sehenswürdigkeiten der Arnostadt bildet. —

Außer mancherlei Parteiumtrieben bekümmerte auch häusliches Unglück Cosmo's letzte Lebensjahre. Sein Bruder Lorenzo, die treueste und sicherste Stütze seines Ansehens, war schon früher gestorben. Seine Gemahlin Contessina hatte zwei Söhne geboren, von denen der ältere, Pietro, schwächlich und kränklich, wenn auch von trefflichen geistigen Anlagen und vorzüglicher Bildung, doch nicht willensstark genug war, um das Ansehen seiner Familie mit demselben Erfolg wie sein Vater zu erhöhen. Der zweite Sohn, Giovanni, starb schon im November 1463. Ein dritter Sohn, Carlo, war ihm von einer gekauften Sklavin geboren und deshalb unfähig, die Stütze des vornehmen Hauses zu werden. So ruhte die Zukunft der Medici, als Cosmo nach langer Kränklichkeit am 1. April 1464 starb, auf Pietro's Söhnen Lorenzo und Giuliano. Dieser Umstand erfüllte Cosmo in der letzten Zeit seines Lebens mit Besorgniß, die nur Angesichts der reichen Begabung der noch sehr jungen Enkel etwas zurücktrat. „Das ist ein allzugroßes Haus für eine so kleine Familie", seufzte er, als er kurz vor seinem Tode die weiten Gemächer seines prächtigen Palastes durchwandelte. Doch sollten alle seine Befürchtungen durch seinen Enkel Lorenzo glänzend widerlegt werden.

Um sich eine richtige Vorstellung von der großen Bedeutung der Handelsgeschäfte des Hauses Medici zu bilden, darf man nicht außer Acht lassen, daß dieselben schon zur Zeit der Staatsleitung durch Cosmo oft einen wesentlichen Einfluß auf Italiens allgemeine politische Verhältnisse übten. Cosmo hatte unter Anderm so bedeutende Außenstände in Neapel und Venedig, daß es ihm möglich war, durch deren Einziehung jene Städte der Mittel zur Fortführung des Krieges zu berauben, als der König von Neapel, Alfonso, im Begriff stand, mit den Venetianern ein Bündniß gegen Florenz zu schließen. Ferner verdankte es Eduard IV. von England hauptsächlich Cosmo's finanziellem Beistande, daß er sich während der blutigen Kämpfe der Weißen und Rothen Rose behaupten konnte.

Eine wohlthätige Folge der segensreichen Staatsverwaltung Cosmo's bestand darin, daß sich die meisten italienischen Fürsten um ein Bündniß mit Florenz bemühten, denn regelmäßig erfuhr man, daß Jeder, der seine Interessen mit denen Cosmo's verband, durch ein glückliches Ungefähr meist im Stande war, seine Gegner entweder niederzuhalten oder zu überwältigen. So widerstand mit seiner Hülfe die Republik Venedig den vereinigten Angriffen Frankreichs und des Herzogs von Mailand Filippo; als die Venetianer sich aber von Cosmo trennten, vermochten sie auch ihren Gegnern nicht länger Widerstand zu leisten. Trotz einer unausgesetzten und aufreibenden Thätigkeit, welche die Angelegenheiten des Staates wie seines Handels in Anspruch nahmen, behielt Cosmo immer noch Zeit genug, um in erfolgreichster Weise an dem aufblühenden

Leben in Wissenschaft, Literatur und den schönen Künste Theil zu nehmen. Die größere bürgerliche Freiheit in Florenz ließ den Geistern dort Raum zu selbständiger Ausbildung und Bethätigung ihrer geistigen Anlagen; der außerordentliche Reichthum seiner Bürger und deren Sinn für solche Bestrebungen zog eine Menge angesehener Künstler und Gelehrten nach der Arnostadt.

Unter den Förderern und Freunden derselben nahm Cosmo, selbst der Gebildetste und Geistreichste unter Allen, die oberste Stelle ein. — Poggio Bracciolini, Guarino Veronese, Francesco Filelfo, Bessarion und viele Andere, welche durch ihre Bemühungen um das klassische Alterthum ihre Namen berühmt machten, fanden in ihm den stets freigebigen und zuverlässigen Schützer und Wohlthäter, den immer wohlwollenden und freigebigen Freund und Beförderer ihrer Bestrebungen. Er war der Eifrigste im Sammeln von Kunstwerken und Handschriften, womit er Palast und Villen anfüllte, der Belesenste in der klassischen Literatur, der am meisten Begeisterte in Würdigung der großen griechischen Philosophen, insbesondere Plato's, dessen Werke ihn überall hin begleiteten und ihm noch auf dem Sterbebette Trost und Stärkung gewährten. Mit Hülfe des Marsilio Ficino, des Sohnes seines Leibarztes, für dessen Erziehung er selbst in väterlichster Weise gesorgt hatte, begründete er die florentinische Akademie, welche vor Allem bestimmt war, die Lehren des Plato auszulegen und über die weitesten Kreise zu verbreiten. Durch seine Sammlung schätzbarer Werke in griechischer, hebräischer, chaldäischer, arabischer und indischer Sprache legte er den Grund zu der noch heute berühmten Bibliotheca Mediceo-Laurentiana. Auch eine zweite Bibliothek verdankte ihm wenigstens ihre Erhaltung und Bereicherung. Niccolo Niccoli, ein anderer Bürger von Florenz, hatte mit Aufopferung seines Vermögens eine Bibliothek von 800 Bänden römischer, griechischer und orientalischer Handschriften zusammengebracht, dabei manche dieser Werke selbst abgeschrieben und kritisch bearbeitet. Als er im Jahre 1436 starb, bestimmte er in seinem Testament, daß diese Bibliothek dem Nutzen des Publikums stets solle geöffnet bleiben, doch ergab sich bald, daß sein Vermögen gänzlich zerrüttet war und deshalb auch die Bibliothek in großer Gefahr schwebte. Da erklärte Cosmo, der zu den Kuratoren derselben gehörte, daß er sämmtliche Schulden des Niccoli übernehmen wolle, wenn man ihm das freie Verfügungsrecht über die Bibliothek zugestehe. Dieses Recht erhielt er leicht, und so übergab er dieselbe zur öffentlichen Benutzung dem Dominikaner-Kloster des heiligen Marcus zu Florenz, wo sie die Grundlage der berühmten Bibliotheca Marciana bildete. Sein gelehrter Freund Tommaso Calandrino, der 12 Monate später als Nicolaus V. den päpstlichen Stuhl bestieg und dann die große vaticanische Bibliothek sammelte, fertigte das erste Verzeichniß der Handschriften.

Eben so eifrig bemüht war Cosmo um die Förderung der bildenden Künste und insbesondere der Baukunst. Mit außerordentlichen Geldsummen führte er prachtvolle öffentliche Gebäude auf, hauptsächlich durch die beiden großen Baumeister Michelozzo Michelozzi und Filippo Brunelleschi, welcher Letztere die hohe Domkuppel von Florenz wölbte. Andere Summen verwendete er auf eine Sammlung von Vasen, Statuen, Büsten, Gemmen und Medaillen, mit welchen er öffentliche Gebäude schmückte und seine eigenen Paläste und Villen füllte.



Palast Medici, heute Ministerium des öffentlichen Unterrichts in Florenz.

Unter den Malern unterstützte er hauptsächlich den Massaccio, der in seinem Auftrage verschiedene große, selbst von Michel Angelo bewunderte Gemälde ausführte, und den Filippo Lippi; unter den Bildhauern hauptsächlich den Donatello, der wegen des Ebenmaßes seiner Formen und der Lebendigkeit des Ausdrucks von allen Zeitgenossen bewundert wurde; unter den Bildgießern den Ghiberti, der die Thüren der St. Johanniskirche goß, welche Michel Angelo für würdig erklärte, die Pforten des Paradieses zu werden.

In seiner letzten Lebenszeit verweilte Cosmo am liebsten auf seinen Villen bei Careggi und Caffaggiolo, mit dem Landbau und am liebsten mit dem Studium der klassischen Literatur beschäftigt und im Umgange seiner gelehrten Freunde

Trost suchend. Nachdem er die schlimme Wendung seiner Krankheit erkannt hatte, ging er seinem rasch sich nähernden Ende gefaßt und ruhig entgegen. Ungefähr zwanzig Tage vor seinem Tode, als seine körperlichen Kräfte schon ersichtlich abgenommen hatten, unterredete er sich mit Ficino über die Unvollkommenheit des Lebens, das Loos der Menschheit und seine eigene nahe Aussicht auf einen glücklicheren Zustand, und sprach dabei so klar, so eindringlich und gedankenreich, daß Ficino voll Bewunderung von ihm ging. Dann berief er seine Gattin und seinen Sohn vor sein Lager, gab Rechenschaft über seine politische Thätigkeit, über den Stand seiner Handels-Verbindungen und häuslichen Angelegenheiten, empfahl dem Sohne die sorgfältigste Erziehung der Enkel, als der hoffnungsvollen Stützen des Hauses, und schloß mit der Erklärung, daß er bereit sei, sich der Fügung des Himmels zu unterwerfen. Pietro berichtete über diese Unterredung gewissenhaft an seine Söhne und bat sie, bei solcher Lage der Familie und seiner eigenen Kränklichkeit sich nicht mehr als Kinder, sondern als Männer zu betrachten, denn die Verhältnisse würden ihre Fähigkeiten bald auf die Probe stellen. Sechs Tage nach diesem Briefe, am 1. August 1464, starb Cosmo in einem Alter von 75 Jahren. — Von hoher Gestalt, in der Jugend von einnehmender Gesichtsbildung und anmuthigem Wesen, war er auch später von so ehrwürdiger Erscheinung, daß sie oft den Gegenstand von Gedichten und Lobsprüchen bildete. Sein Benehmen vereinigte Ernst mit Milde, doch zeigte er sich auch unter Umständen eben so sehr zu heiterem Scherze wie zu scharfem Sarkasmus geneigt; aber wie er sich auch gab, so ließen stets eine wahre Fülle von Geist und Gaben in ihm sogleich einen der hervorragendsten unter seinen Zeitgenossen erkennen. Als Haupt einer glänzenden Republik, im Verkehr mit fast allen Herrschern Europa's, hielt er in Florenz jeden Prunk von sich fern und unterschied sich nur durch die einfache Hoheit seines Wesens von seinen Mitbürgern. Den thatsächlichen Besitz der Macht zog er der Schaustellung derselben vor, wohl wissend, daß er Republikaner am leichtesten beherrsche, wenn sie sich in Allem ihm gleichgestellt glaubten.

Pietro dei Medici, Cosmo's ältester Sohn, war in Folge seiner steten Kränklichkeit von Natur ängstlich und seine Blicke waren nur auf das Nächste gerichtet; deshalb ging seine erste Sorge dahin, eine strengere Ordnung der Vermögens-Verhältnisse seines Hauses wieder herzustellen. Nicht ohne Härte zog er sogleich nach des Vaters Tode alle ausstehenden Gelder ein, brachte aber dadurch die meisten Schuldner in große Verlegenheit und wandte einen großen Theil der treuesten Anhänger seines Vaters von sich ab, gerade zu einer Zeit, als Luca Pitti am geschäftigsten war, das Ansehen der Medici ganz zu untergraben. Da auch im März 1466 Francesco Sforza, die treueste Stütze der mediceischen Machtstellung, starb, beschloß die Gegenpartei unter Pitti's Leitung, die alten republikanischen Formen wiederherzustellen und dadurch die Medici zu stürzen. Doch verfolgte Pietro die Pläne der äußeren und inneren Feinde mit Wachsamkeit. Seine Partei in der Stadt und die Anhänglichkeit des gemeinen Volkes war so groß, daß in den Wahlschlachten sowie in den Straßenkämpfen seine Anhänger siegreich blieben und die Gegner aus der Stadt entweichen mußten. Erleichtert wurde der Sieg durch die Zaghaftigkeit Pitti's, der im

entscheidenden Augenblicke nicht den Muth hatte, sich zu offenem Kampfe an die Spitze seiner Partei zu stellen. Er wurde deshalb bei der Bestrafung der Verschworenen zwar verschont, verlor aber seitdem allen Einfluß in Florenz und lebte bis an seinen Tod unbeachtet, wenn nicht verachtet. Als kräftigste Stütze Pietro's erwies sich sein 16jähriger Sohn Lorenzo, der mit eben so großer Thatkraft wie besonnener Mäßigung den Gegnern entgegentrat und seine Partei von Neuem an sein Haus zu fesseln wußte. Durch seine Geistesgegenwart rettete er auch bei dieser Gelegenheit dem Vater das Leben. Als nämlich dieser sich beim Ausbruch der Unruhen in seiner Sänfte von Careggio nach Florenz tragen lassen wollte, hatten ihm die Feinde einen Hinterhalt gelegt. Lorenzo, welcher der Sänfte voranritt, merkte dies, wußte jedoch durch seine Ruhe alle Begegnenden in dem Glauben zu erhalten, sein Vater folge ihm auf dem Fuße, während er diesem schon durch einen Diener einen Wink hatte geben lassen, auf einem anderen Wege in die Stadt zu eilen. So gelangte dieser unverletzt nach Florenz. — Noch erlebte Pietro im Jahre 1469 die mit prächtigen Schaustellungen und Ritterspielen verbundene Vermählung Lorenzo's mit der Prinzessin Clarice, aus der Familie der römischen Grafen Orsini. Bald darauf, am 2. oder 3. Dezember 1469, erlag er seinen langjährigen Leiden, um seinem Sohne Lorenzo die Herrschaft über Florenz, zu dessen größerem Ruhme und Glück, in die Hände zu geben.

Lorenzo dei Medici, mit dem Beinamen der Prächtige, war etwa 21 Jahre alt, als sein Vater starb. Seine Anlagen waren in jeder Beziehung hervorragend. Von hoher Gestalt und festem Körperbau, zeigte er im Aeußeren mehr Kraft und Würde als Anmuth, welche letztere noch durch mehrere unheilbare Gebrechen beeinträchtigt wurde, denn er war kurzsichtig, hatte gar keinen Geruchssinn und dabei eine rauhe und wenig einnehmende Stimme. Doch stets offenbarte sein Auftreten und seine Haltung die Großartigkeit seines Charakters; seine Beredsamkeit war, wo die Gelegenheit es gebot, unwiderstehlich. Den Leibesübungen, dem Reiten und Jagen sowie der Falknerei, war er in der Jugend leidenschaftlich zugethan, bei Turnieren wie bei ernsteren Kämpfen zeigte er stets einen eben so unerschrockenen wie besonnenen Muth. Trotz des Glanzes, mit dem er sich stets umgab, hatte er sich gewöhnt, auch schwere Entbehrungen, wenn es sein mußte, leicht zu ertragen. Von seinem ehrwürdigen Großvater und seinen Eltern, insbesondere seiner Mutter Lucretia, die zu den gebildetsten Frauen Italiens zählte, waren seine reichen Geistesgaben auf's Glänzendste und Vielseitigste ausgebildet worden, und zu dieser Vielseitigkeit der Bildung gesellte sich eine solche Beweglichkeit des Geistes, daß er zu jeder Zeit seine Beschäftigung wechseln und jede mit gleicher Kenntniß vornehmen konnte. Geistige Ermüdung kannte er nicht; vom Geschäft eilte er zum Studium, vom Studium zur Unterhaltung, und überall erregte er die Bewunderung seiner Umgebung.

Seine vornehmsten Erzieher waren Christoforo Landino, der seinem Schüler seine eigenen gelehrten Werke zur Durchsicht vorlegte, und Marsilio Ficino, der ihn in die Lehren Plato's einführte und durch das ganze Leben sein vertrauter Freund blieb. Sinn für Poesie, Musik und die bildenden Künste war Naturanlage der Medici und bei ihm mehr durch die Zeit und die Bildungszustände von Italien als durch besondere Lehrer großgezogen worden.

Die Dichtkunst liebte er in der Jugend mit Leidenschaft, obwol er mit dem Gegenstand, den er besang, mehr eine Beschäftigung für seine Phantasie als eine Befriedigung sinnlicher Glut gesucht zu haben scheint. Bei seiner Vermählung wirkte mehr die Sorge des Vaters und die Politik des Hauses, als die Leidenschaft der Liebe, doch lebte er mit seiner Gemahlin bis an sein Ende in herzlichem und liebevollem Einverständniß. Was Lorenzo von den älteren Medici vor Allem unterschied, war seine Neigung zu äußerlichem Glanz. Dadurch fesselte er die Blicke des Volks, sammelte um sich die Begabtesten und Angesehensten aus dem florentinischen Volk, regte Gelehrte und Künstler zu gegenseitigem Wetteifer an, rief glänzende Werke in's Leben und machte Florenz, das ihn deswegen den Prächtigen nannte, zu dem Mittelpunkte des damaligen wissenschaftlichen und künstlerischen Lebens in Italien. Dabei hatte auch er wie sein Großvater das Glück, daß ihm ein treu ergebener, in Allem gleich gearteter und gleich begabter Bruder, Giuliano, dessen Ruhm die italienischen Schriftsteller und Dichter nicht minder verherrlicht haben, zur Seite stand.

Als Pietro starb, war der größte Einfluß zunächst bei Tommaso Soderini, einem stets treuen Anhänger der Medici, der auch nach Pietro's Tode die Florentiner, als sie Miene machten, ihn als Machthaber zu begrüßen, in den Palast der Medici wies, mit den Worten, dort seien Pietro's Erben zu suchen. Dann versammelte er die Angesehensten der Stadt um die beiden Brüder und erklärte ihnen, wie viel besser es sei, einmal befestigte Gewalten zu bewahren, als neu ertheilte zu begründen. Lorenzo antwortete mit eben so viel Gewandtheit wie Bescheidenheit und Würde, so daß die Versammlung einmüthig die beiden Brüder als Führer im Staate, wie es ihr Vater gewesen war, anerkannte. Dafür folgten Beide dankbar auch ferner dem Rathe Tommaso's, der mit ihnen die nächsten Jahre den Staat Florenz in tiefem Frieden leitete. — Während Pietro's Regierung und in diesen ersten Jahren unter Lorenzo hatte Florenz nach außen fast ununterbrochen Ruhe, trat freilich aber auch von der politischen Stellung unter den sich stets bekriegenden Staaten Italiens, wozu Cosmo die Republik erhoben hatte, bedeutend zurück. Nur die Gefahr vor dem türkischen Sultan Mahommed II., der mit seinem furchtbaren Heere die Insel Negroponte, die zum venetianischen Gebiete gehörte, im Sturm erobert hatte und jetzt die Küsten Italiens bedrohte, schreckte auch Florenz auf und ließ es zu gemeinsamer Vertheidigung im Dezember 1470 mit dem Papst, dem König von Neapel und dem Herzog von Mailand ein Bündniß abschließen, dem auch die übrigen Staaten Italiens beitraten.

Lorenzo benutzte diese ruhigen Zeiten, um auf seine häuslichen Angelegenheiten und seinen Handelsbetrieb die volle Aufmerksamkeit zu richten. Er fand, daß im Verlauf von 37 Jahren, seit Cosmo's Rückkehr aus der Verbannung im Jahre 1434, seine Familie auf Werke der Mildthätigkeit und des öffentlichen Nutzens über 660,000 Goldgulden verwendet hatte. „Einige möchten vielleicht meinen", sagt er darüber in seinen Erinnerungen, „daß es erwünschter wäre, einen Theil davon in der Kasse zu haben; ich aber denke, es ist von Nutzen für das Volk gewesen und gut angewendet worden, weshalb ich auch vollkommen zufrieden bin." Als Cosmo's Bruder Lorenzo starb, fiel dessen Vermögensantheil, im Ganzen

235,000 Goldgulden, an seinen Sohn Pier Francesco; jedoch verwaltete Cosmo dasselbe bis 1451, worauf eine Theilung des Vermögens zwischen beiden Familien stattfand. Dabei wurde beschlossen, daß von nun an das Handelsgeschäft der Familie zu gemeinsamem Vortheil von Pier Francesco und Cosmo's Söhnen, Pietro und Giovanni, fortgeführt werden und Jeder vom Gewinn ein Drittheil erhalten solle.



Lorenzo dei Medici.

Während Cosmo und seine Nachfolger ihre Schätze als Mittel zu ihrer politischen Stellung verbrauchten, mehrte Pier Francesco in Zurückgezogenheit durch Handel sein Vermögen in der Art, daß es später für diese zweite Linie die Grundlage einer dauernden fürstlichen Herrschaft über Florenz werden konnte. Der Haupt-Geschäftszweig der Medici war das Wechselgeschäft, das sie durch Niederlassung in Brügge und durch Verbindungen mit Herzog Karl von Burgund bedeutend erweitert hatten. Von besonderem Vortheil für diese Wechsel- und Darleihgeschäfte war ihre Stellung in Florenz, in welcher sie auch zu Privatzwecken die öffentlichen Gelder nutzbar machen konnten, so daß sie z. B. ihr Wechselgeschäft in Brügge, das Tommaso dei Portinari auf ihre Rechnung führte, auf diese

Weise mit 100,000 Fl. zu unterstützen vermochten. Außerdem waren sie besonders bei den Alaunbergwerken in verschiedenen Gegenden Italiens betheiligt, hatten diese fast ganz, theils als Eigenthum, theils durch Pachtung, an sich gebracht und zu einem Monopol ihrer Familie umgewandelt. Eine dritte Geldquelle war ihre Theilnahme an dem Handel im Orient, dessen sich die Florentiner etwa seit dem Jahre 1420 thätiger zugewendet hatten. Im Hafen von Livorno hatte die Republik eine Kriegsflotte ausgerüstet, von hier aus im Jahre 1422 mit ihrem ersten Kriegsschiff eine prächtig ausgerüstete Gesandtschaft an den Sultan geschickt und von diesem zu einer Niederlassung in Alexandrien die Erlaubniß erworben. An diesem Handel nahmen die Mediceer hervorragenden Antheil und traten auch mit den Sultanen durch gegenseitige Beschenkungen und Ehrenbezeigungen in freundliche Verhältnisse. Mit Vorliebe legte schon damals die herrschende Linie einen Theil des Vermögens in Landgütern an, die mit großem Fleiß und Vortheil bewirthschaftet wurden, bis Lorenzo am Ende seines Lebens sein ganzes ihm noch gebliebenes Vermögen hierauf verwendete und sich vom Handel völlig zurückzog.

Im Jahre 1471 fand Lorenzo Gelegenheit, in Florenz seine Prachtliebe und den vollen Glanz seiner hervorragenden Stellung zu entfalten. Galeazzo Sforza, Herzog von Mailand, kam nämlich mit seiner Gemahlin Bona, der Schwester des Herzogs Amadeo von Savoyen, nach der Arnostadt, und wohnte bei Lorenzo. Prachtliebender noch als dieser, hatte er sich mit allem erdenklichen Prunk umgeben und auf jede Art sich bemüht, die Bewunderung der Florentiner zu erringen.

Dennoch sah er sich von Lorenzo sowol in Bezug auf Pracht wie durch Geschmack übertroffen, so daß er voll Bewunderung über den Reichthum der Kunstschätze und der wissenschaftlichen Sammlungen zu gestehen genöthigt war, wie im Vergleich mit solchen Schätzen Gold und Silber ihre Bedeutung verlören. Eine zweite Gelegenheit, seinen und der Stadt Florenz politischen Einfluß zu erweitern, fand Lorenzo, als er nach des Papstes Paul's II. Tode an der Spitze einer Gesandtschaft dessen Nachfolger Sixtus IV. begrüßte. Es gelang ihm, die langjährige Spannung zwischen Florenz und Rom zu heben. Er errichtete bei dieser Gelegenheit auch in Rom eine Bank und wurde Schatzmeister des päpstlichen Stuhles. In Folge dieser Bestallung erstand sein stellvertretender Oheim von Sixtus IV. die kostbaren Juwelen Paul's II. und verkaufte dieselben wieder mit großem Gewinn an andere Fürsten Italiens und Europa's. Auch seine Kunstsammlungen bereicherte Lorenzo theils durch Geschenke des Papstes, theils durch neue Ankäufe.

Bald nach seiner Rückkehr empörte sich die Stadt Volterra, die zu dem Gebiet von Florenz gehörte, wegen einer ergiebigen Alaungrube, die Florenz als Staatseigenthum beanspruchte. Eine Belagerung und gewaltsame Erstürmung war die Folge. Lorenzo eilte sogleich nach Volterra, um die Einwohner vor weiteren Mißhandlungen zu schützen, konnte aber erst nach geschehener Plünderung die Ordnung wieder herstellen. — Damals bat auch Ludwig XI., König von Frankreich, Lorenzo um seine Vermittelung hinsichtlich einer von ihm beabsichtigten Verheirathung des Dauphins mit der Tochter des Königs von Neapel; doch fand die angeknüpfte Unterhandlung in der Feindschaft des Letzteren gegen den schlauen und tyrannischen Ludwig alsbald ein unübersteigliches Hinderniß.

So sehr jetzt auch Lorenzo's Stellung nach Innen und Außen begründet

schien, so erhob sich doch eine neue gefährliche Verschwörung gegen die Medici. Die Familie der Pazzi gehörte damals zu den bedeutendsten Handelshäusern von Florenz und hatte auch durch mehrfache Verheirathungen mit den Medici Theilnahme an den höchsten Ehrenstellen der Republik erlangt. Dadurch wurde sie zu dem Streben nach größerer Selbständigkeit verleitet und sie suchte solches durch eine Verheirathung des Giovanni dei Pazzi mit der Erbtochter aus dem reichen Hause der Borromei zu stützen. Lorenzo erkannte das Gefährliche einer solchen Verbindung und führte durch die ihm ergebene Balie ein Gesetz durch, welches mit zurückwirkender Kraft die reiche Erbschaft nicht auf die Erbtochter und die Pazzi, sondern auf einen Neffen in männlicher Descendenz brachte. Dies legte den Grund zu einem unversöhnlichen Haß der Pazzi gegen die Medici. Bald darauf ging Francesco dei Pazzi nach Rom und wurde des Papstes Banquier, denn auch Sixtus IV. war aus einem Freunde längst wieder ein Gegner von Florenz geworden, weil sich Lorenzo seiner Herrschsucht mit Erfolg widersetzt hatte. Es kam zu einer engen Verbindung zwischen den Pazzi und den gewissenlosen Verwandten des Papstes, Girolamo Riario und Francesco de Salviati, welche die Ermordung und den Sturz der Medici zum Ziel hatte. Der Papst, ebenso der Gesandte Neapels, machten sichere Zugeständnisse, und ein Heer von 2000 Mann wurde angeworben, das sich heimlich auf verschiedenen Wegen in der Nähe von Florenz sammeln sollte. Damit der Mord der beiden Brüder zu gleicher Zeit vor sich gehe, wählte man eine Sonntagsfeier in der Kirche Reparata, wobei, der Sitte gemäß, stets die Beiden zu gleicher Zeit erschienen. Die Erhebung der Hostie sollte das Zeichen zur Ermordung geben. Hierauf sollte der Erzbischof von Florenz sich des Magistrats-Palastes bemächtigen und Jacopo dei Pazzi die Bürger zum Aufstand rufen. Giovan Battista Montesicco, ein berühmter päpstlicher Condottiere, hatte anfänglich die Tödtung Lorenzo's übernommen; da er sich aber entschieden weigerte, dieselbe vor dem Altar auszuführen, wurden zwei Geistliche damit beauftragt. Die Ermordung Giuliano's übernahmen Francesco dei Pazzi und Bernardo Bandini. Der Kardinal Riario kam am 26. August (1478) nach Florenz, um der kirchlichen Feier beizuwohnen, und wurde von Lorenzo mit aufmerksamster Gastfreundschaft in seinem Hause empfangen. Arglos begab er sich mit dem Kardinal in die Kirche und nahm neben ihm Platz. Der Gottesdienst hatte schon begonnen, als Francesco und Bernardo bemerkten, daß Giuliano noch fehle, und sich sogleich anschickten, sein Erscheinen zu beschleunigen. Unter Schmeicheleien und Scherzreden führten sie ihn in die Kirche, umarmten ihn, um zu sehen, ob er keinen Panzer unter seinem Kleide habe, und stellten sich am Altar an seine Seite. Sobald der Priester die Hostie erhob und das Volk auf die Kniee fiel, stieß Bernardo dem Giuliano einen kurzen Dolch in die Brust, so daß er nach wenigen hastigen Schritten zu Boden stürzte. Auch Francesco warf sich mit wilder Wuth auf ihn und stieß so blind auf den schon Dahingeschiedenen ein, daß er sich selbst mit dem Dolche schwer verwundete. Ungeschickter verfuhr man bei dem Anfall auf Lorenzo. Der eine Geistliche, Maffei, traf nur die Schulter, so daß der Getroffene sich rasch umwandte, seinen Mantel als Schild über den linken Arm warf und mit dem Schwert die Angreifer zurücktrieb. Auch Bandini stürzte sich jetzt mit dem blut-

triefenden Dolch auf Lorenzo, traf aber nur dessen treuen Diener, Francesco Nori, der sich dem Stoße entgegenwarf. Dadurch gewannen Lorenzo's Freunde Zeit, ihn in die Sakristei zu drängen und die ehernen Thore hinter ihm zuzuwerfen, während in der Kirche solcher Tumult entstand, daß die außen Stehenden zuerst meinten, das Gebäude sinke ein. Sobald man aber erfuhr, Lorenzo habe ermordet werden sollen, sammelte sich eine Anzahl von Jünglingen, die den Bedrohten in ihre Mitte nahmen und nach Hause geleiteten. Eben so mißlang der Angriff auf das Magistrats-Gebäude durch die Unerschrockenheit des Gonfaloniere Cesare Petrucci, und im blutigen Kampf wurden fast alle Verschworenen niedergemacht. Der Kardinal wurde nur durch Lorenzo, der sich stellte, als glaube er den Versicherungen seiner Unschuld, vor der Volkswuth gerettet. Die Verschworenen ereilte die Strafe: ihre zerfetzten Leichname wurden durch die Straßen geschleift. Francesco de Pazzi, Bernardo und der Erzbischof erlitten den Tod. Sie wurden neben einander an den Fenstern des Magistrats-Palastes aufgehängt. Nicht besser erging es den beiden Priestern und Montesicco, der vor seinem Tode die Theilnahme des Papstes eingestand. Umsonst bot Lorenzo, als er sich dem stürmisch nach ihm verlangenden Volke in den Fenstern seines Palastes zeigte, alle Beredsamkeit auf, um den Zorn des Volkes zu mildern; es wurde erst milder gestimmt, nachdem alle Verschworenen die wohlverdiente Strafe erlitten. Giuliano hinterließ nur einen, damals erst zwölf Monate alten unehelichen Sohn, Giulio, dessen sich Lorenzo mit väterlicher Sorgfalt annahm und welcher später als Papst Clemens VII. eine in der Weltgeschichte hervorragende Stellung einnahm.

Die nächste Folge des Ausgangs dieser Verschwörung war ein Krieg mit dem Papst und dem König von Neapel, denn Florenz weigerte sich entschieden, von seinem Oberhaupte, dem angeblich dieser Krieg allein gelten sollte, in so gefährlichem Augenblicke zu lassen. Kriegskommissäre wurden ernannt und Venedig und Mailand um Hülfe ersucht. Ludwig XI. zeigte sich den Florentinern geneigt und hemmte dadurch die kriegerische Thätigkeit des Papstes, der den Bannstrahl gegen Lorenzo, „das Kind des Zornes und das Gefäß der Verdammniß", und gegen alle Magistratspersonen von Florenz wegen der Tödtung eines Erzbischofs schleuderte. Milder und klüger, suchte Lorenzo die Ueberlebenden seiner florentinischen Gegner zu versöhnen und von den Resten der Familie Pazzi die weiteren schlimmen Folgen der Verschwörung nach Möglichkeit abzuwenden, wodurch er der Gegenpartei manchen Abbruch that. Auf Anstiften des Papstes suchte der König von Neapel die Florentiner zu bewegen, Lorenzo entweder zu verbannen oder auszuliefern; sie aber erklärten in allgemeiner Versammlung, lieber das Aeußerste erdulden zu wollen, als den Mann zu verrathen, mit dessen Leben und Würde die Republik unzertrennlich verbunden sei. Während die Pest in Florenz wüthete, fielen die feindlichen Heere unter dem Herzog Alfons von Calabrien und dem Grafen von Urbino, den gefürchtetsten Heerführern Italiens, in das florentinische Gebiet ein, mit Raub und Verwüstung beginnend. Da Ercolo d'Este, der Feldherr der Florentiner, unvermögend war, im offenen Felde zu widerstehen, bezogen beide Heere Winterquartiere, ohne ein Messen ihrer Kräfte gewagt zu haben. Im nächsten Jahre stellten die Florentiner ein zahlreicheres Heer und gingen zum Angriff über. Die eine Abtheilung desselben schlug

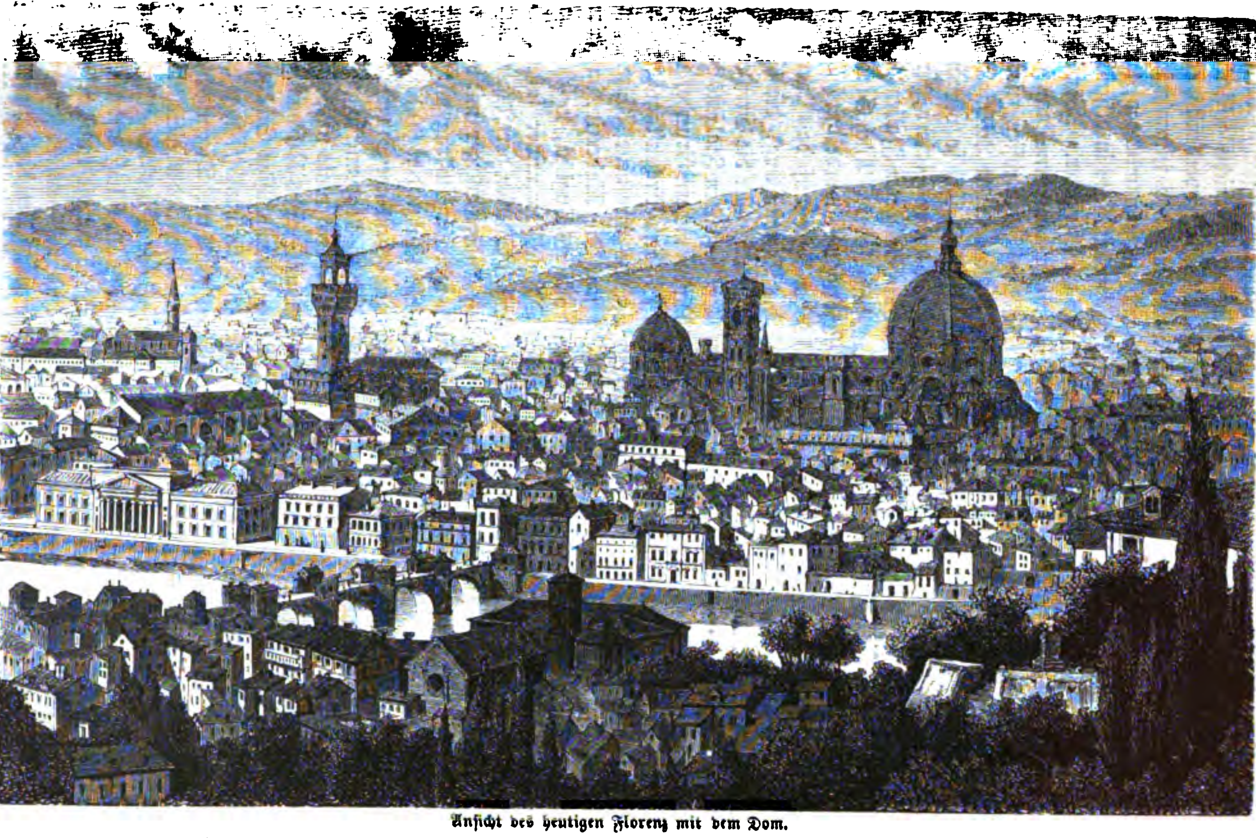
das päpstliche Heer am Trasimenischen See, die zweite aber wurde vom Herzog von Calabrien entscheidend geschlagen. Doch befreite ein Waffenstillstand, den der Sieger selbst anbot, die Stadt von der Furcht vor einer Belagerung. Lorenzo's Lage wurde nun recht mißlich. Er mußte sich als alleinige Ursache aller jener Bedrängnisse anklagen, deren Ende nicht abzusehen war. Wie lange mochte und konnte wol das Volk eine schwere Belagerung und Hungersnoth ertragen? Um die Leiden desselben zu endigen und seiner Treue nicht noch härtere Proben aufzuerlegen, faßte er jetzt einen großen Entschluß und eilte ganz allein im Dezember 1479 zu seinem mächtigsten Feinde, dem König von Neapel. „Mir scheint", schrieb er am 7. Dezember an den Senat von Florenz, „daß der Friede für uns nothwendig geworden ist, und da alle Mittel, denselben zu erlangen, erfolglos geblieben sind, will ich mich lieber der persönlichen Gefahr aussetzen, als zugeben, daß die Stadt länger in einer so großen Bedrängniß sich befinde. Ich gedenke deshalb mit Eurer Erlaubniß nach Neapel zu gehen, und glaube, wenn ich mich in die Hände meiner Feinde liefere, vielleicht das Mittel werden zu können, durch welches meinen Mitbürgern der Friede wiedergegeben wird." Der Senat ertheilte ihm die unbeschränkteste Vollmacht, mit dem König nach Gutdünken zu unterhandeln. Der König von Neapel empfing ihn mit allen Zeichen der höchsten Achtung, das Volk unter Zeichen allgemeiner Bewunderung. Doch der vorsichtige König zögerte, auf die beredten Vorstellungen Lorenzo's, daß es für Neapel vortheilhafter sei, die Florentiner gegen den Papst zu stützen, als diesen durch die Vernichtung jener zur Uebermacht gelangen zu lassen, eine bestimmte Erklärung abzugeben. Lorenzo's Aufenthalt in Neapel zog sich in die Länge und er benutzte denselben, um durch seine Bildung und feine Sitte wie durch einen freigebigen Gebrauch seiner Reichthümer Vornehme und Geringe für sich einzunehmen. Die Erfolge des Herzogs Alfons gegen die Florentiner und eine Gesandtschaft des Papstes an den König gestalteten Lorenzo's Aussichten eine Zeit lang recht trübe, doch siegte zuletzt sein Muth und seine Ausdauer; er konnte nach drei Monaten mit dem abgeschlossenen Friedensvertrag nach Florenz zurückkehren, von seinen Mitbürgern mit höchster Begeisterung empfangen. Auch der Papst trat bald darauf, da Sultan Mohammed II. nach der Eroberung Otranto's Italien mit einem Einfall bedrohte, dem Frieden bei.

Jetzt begann für Lorenzo jene Wirksamkeit, durch welche er für die Geschichte Italiens am bedeutendsten geworden ist. Sein Ziel war, überall zwischen den Parteien und Staaten Italiens den Ausbruch gefährlicher Kriege zurückzuhalten, durch sein politisches und geistiges Uebergewicht die Schwachen gegen die Mächtigen zu schützen, Diese in der Unterdrückung Jener zu hemmen und Alle gegen den gemeinsamen Feind, die Türken, zu vereinigen, um so auf Grundlage eines gleichmäßig bewahrten Gleichgewichts den inneren Frieden Italiens auf die Dauer zu sichern. Hauptsächlich durch seine Thätigkeit kam ein Bund der italienischen Staaten, mit Ausnahme Venedigs, zu Stande, dem sich auch die Könige von Ungarn, Portugal und Arragon anschlossen und dessen erste Frucht die Vertreibung der Türken aus Otranto war, das am 10. Dezember 1481 kapitulirte. Diesem folgte ein Bund gegen Venedig, das den Krieg gegen die Türken zu einer Eroberung Ferrara's benutzen wollte. Auch Papst Sixtus IV.,

der dem Bunde sich feindlich bewies, wurde angegriffen, doch erfocht sein Heer unter Roberto Malatesta einen entscheidenden Sieg. Dennoch wandte er sich von den Venetianern und schloß sich dem Bunde an. Nach dem Kongreß zu Cremona, wo unter Lorenzo's Mitwirkung eine kräftigere Kriegsführung beschlossen wurde, sahen sich die Venetianer bald zum Frieden gezwungen.

Als bald darauf nach dem Tode Sixtus' IV. dessen Nachfolger Innocenz VIII. sich mit dem Adel von Neapel gegen den König verband, war es vornehmlich wieder Lorenzo, der demselben half, sich auf seinem Throne zu behaupten, obwol es ihm viele Mühe kostete, die Florentiner zu überzeugen, daß jeder Machtzuwachs des Papstes gerade für Florenz am allergefährlichsten sei. So war Lorenzo im Großen und Kleinen der Mittelpunkt der italienischen Staatskunst, stets der Schützer und Erhalter, gar oft der Schiedsrichter bei Zwist und Hader.

Während dieser Zeit gelangte Florenz zur höchsten Blüte. Durch Lorenzo's Klugheit war es frei von der Furcht vor einem Angriff wie vor innerem Zwiespalt. Die Florentiner waren stolz auf ihren edlen Mitbürger, der unter den Mächtigen Italiens im Vordergrund stand und die Bewunderung von ganz Europa gewonnen hatte. Durch ihn erst war die kleine Republik zu hohem Ansehen erhoben worden, und der Friede, den er ihr verschafft hatte, war die beste Grundlage eines ausgebreiteten Handels und blühender Gewerbe. Die Seiden-, Leinen- und Wollenweberei, zu welcher letzteren das Rohmaterial hauptsächlich aus England geholt wurde, waren damals in Florenz in ihrer höchsten Entwickelung, und in Folge dessen wuchs die Bevölkerung so stark, daß Lorenzo den Papst um die Erlaubniß bitten mußte, die in der Stadt gelegenen Klostergüter mit Häusern bebauen zu dürfen. Ein gleichzeitiger Schriftsteller zu Florenz rühmte: „Wir haben hier keine Ueberfälle, keine nächtlichen Ruhestörungen, keine Meuchelmorde. Jeder kann seinem Gewerbe bei Tag und Nacht ruhig nachgehen. Spione und Angeber kennt man hier nicht, denn es ist ein Grundsatz Lorenzo's, daß es besser sei, Allen zu vertrauen als Wenigen." Den Auswärtigen schien für Florenz das goldene Zeitalter gekommen, und Lorenzo galt Allen als der Begründer, die Stütze und der Mittelpunkt desselben. Der wahrhaft große und edle Mann widmete während dieser glücklichen Friedenszeit sich neben den Staatsgeschäften hauptsächlich seinen Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft. „Wenn mein Gemüth von dem Lärm des öffentlichen Lebens bedrückt ist", schrieb er an Ficino, „und meine Ohren betäubt von dem Geschrei streitsüchtiger Bürger, wie wäre ich wol im Stande, diese ewige Aufregung zu ertragen, wenn ich nicht in den Wissenschaften eine Erholung fände?" Und in demselben Sinne schrieb Pico von Mirandola von ihm: „So mächtig und vielseitig ist sein Genius, daß er jeder Aufgabe gewachsen scheint; aber was meine Bewunderung am meisten erregt, ist, daß seine Konversation und seine Gedanken sich selbst in Augenblicken, wo er vollauf mit Staats-Angelegenheiten beschäftigt ist, literarischen Gegenständen zuwenden können, als ob er vollkommen Herr seiner Zeit wäre." Dabei blieb Plato stets sein Liebling und er that Alles, das Studium desselben in Florenz zu fördern, ja er ordnetete sogar prachtvolle Jahresfeste zu seinem Gedächtniß an. Die Akademie von Florenz galt damals als die Hauptstütze der platonischen Philosophie.



Ansicht des heutigen Florenz mit dem Dom.

Unter den literarischen Freunden des großen Mediceers stand Politiano, der in seiner Jugend den ermordeten Giuliano in einem Gedichte gefeiert hatte und seine ganze Ausbildung und Stellung der Familie Medici verdankte, Lorenzo stets am nächsten. Er wurde Domherr in Florenz und von seinem mächtigen Gönner mit der Aufsicht über dessen Bibliothek und Kunstsammlungen, wie mit der Erziehung von Lorenzo's Söhnen, betraut. Er wohnte stets in dessen Palast und war in den Mußestunden sein unzertrennlicher Gesellschafter. „Von keinem unserer gelehrten Genossen", so schildert Politiano seinen vornehmen Freund, „wird Lorenzo an Scharfsinn und klarer Urtheilskraft übertroffen, noch steht er einem derselben nach in der Fähigkeit, seine Gedanken mit Leichtigkeit und Eleganz auszudrücken. Die Beispiele der Geschichte sind ihm so vertraut wie die Gäste an seinem Tische." Andere gelehrte Freunde waren Ficino, der Prinz Pico von Mirandola, einer der Edelsten unter den Gelehrten Italiens, Mattheo Bosso, Superior des Klosters zu Fiesole, und Andere. Auch Girolamo Savonarola, der berühmte Prediger und Reformator, wurde durch Lorenzo nach Florenz berufen. Die Anregung, welche von hier auf das literarische Streben in Italien ausging, der Schutz und die Unterstützung, die hier für jeden Gelehrten stets bereit waren, machten sich bald weit über die Grenzen Toscana's sichtbar und zogen die Gelehrten von allen Gegenden Italiens hierher, besonders in der Zeit, als Papst Paul II., aus keinem andern Grunde, als aus Haß gegen die Bildung, alle Gelehrten aus Rom und dem Kirchenstaate vertrieb.

Auch die Akademie von Pisa verdankte Lorenzo ihre neue Blüte. Pisa stand seit 1406 unter der Herrschaft von Florenz. Die Akademie, im Jahre 1348 hier begründet, war durch die Pest und anderes Unglück, welches Pisa betroffen hatte, ganz verlassen und verwaist. Da die Florentiner sahen, daß ihre an Zerstreuungen allzu reiche Stadt den ernsten Studien der Jugend nicht zuträglich war, beauftragten sie Lorenzo und vier andere Bürger mit der Herstellung der Akademie von Pisa. Lorenzo vollzog diesen Auftrag mit solchem Eifer und solcher Vorliebe, daß er aus eigenen Mitteln zu den 6000 Florins, welche die Republik bewilligt hatte, jährlich noch eine bedeutende Summe zuschoß, einige der bedeutendsten Gelehrten hierher berief und die Akademie so ausstattete, daß die Professoren damals nirgends reicher besoldet waren als in Pisa.

Mit demselben Eifer förderte Lorenzo die Künste. Das Museum Florentinum, Cosmo's Schöpfung, bereicherte er mit den werthvollsten Schätzen. „Er war ein so großer Freund aller Ueberbleibsel des Alterthums", sagt von ihm Valori, „daß ihm Nichts ein größeres Vergnügen gewährte. Diejenigen, welche sich ihm zu verpflichten wünschten, pflegten aus allen Theilen der Welt Medaillen, Münzen, Statuen, Büsten und was sonst den Stempel des Alterthums trug und durch Kunst ausgezeichnet war, zu sammeln." Doch ließ er diese Schätze nicht todt liegen, sondern suchte sie als Hülfsmittel für die künstlerische Ausbildung seiner Landsleute zu verwerthen. Seine am St. Maurusklosler gelegenen Gärten richtete er zu einer Akademie der Antike ein, füllte die dazu gehörigen Gebäude und Hallen mit seinen Sammlungen und betraute den Bildhauer Bertoldo mit der Aufsicht über dieselben. Dann setzte er Stipendien für Diejenigen aus, welche sich dem Studium der Antike widmeten, und Prämien für Solche,

welche sich auszeichneten. Die Anregung, die von hier ausging, verbreitete sich bald über ganz Italien, so daß Vasari, der berühmte Biograph der Künstler, diese Gärten die Pflanzschule des Genies nannte. Und sie verdienten diesen Namen, denn Michel Angelo ging aus dieser Schule hervor. „Es ist wol der Beachtung werth", sagt Vasari, „daß Alle, welche in den Gärten der Medici studirten und sich Lorenzo's Gunst erfreuten, ausgezeichnete Künstler wurden." Alle jene Künstler zu nennen, die hier Förderung und Freundschaft erfuhren, möchte zu weit gehen. Eben so zahlreich waren die Werke der Kunst, welche auf Lorenzo's Kosten die ersten Künstler übernahmen. Die Baukunst unterstützte er hauptsächlich in dem genialen Brunelleschi, der auf seine Kosten eine große Anzahl von Gebäuden in Florenz errichtete. Der König von Neapel wie der Herzog von Mailand holten sich hier für ihre Prachtbauten Rath. Auch die Kunst der Mosaik zählte Lorenzo zu ihren eifrigsten Förderern, ebenso die damals sehr beliebte Kunst, in Steine zu schneiden; in jener Kunst waren damals Gherardo und Domenico Ghirlandajo, in dieser Giovanni delle Corninole, sogenannt von dem Stein Cornelian, dessen er sich bediente, am ausgezeichnetsten.

Auch in seinem häuslichen Leben war Lorenzo glücklich und seines Glückes würdig. Die gegenseitige Achtung und Zuneigung zwischen ihm und seiner Gemahlin Clarice blieb stets ungestört und wurde erhöht durch die gleiche Sorge Beider für die Ausbildung ihrer Kinder. Sie hatten drei Söhne und vier Töchter, welche alle ein reiferes Alter erreichten. Pietro wurde am 15. Februar 1471, Giovanni am 11. Dezember 1475, Giuliano im Jahre 1478 geboren, alle Drei gleich an geistiger Begabung, aber sehr ungleich in ihren Lebensschicksalen. Pietro, der Nachfolger des Vaters, vernichtete die Stellung seiner Familie in Florenz und büßte dies mit Verbannung und Tod, Giovanni gewann als Papst Leo X. welthistorische Berühmtheit und Giuliano als Herzog von Nemours die nächste Verwandtschaft mit dem französischen Königshause.

Die öffentliche Thätigkeit und Stellung der Medici hatte nach und nach die Handels- und Vermögens-Verhältnisse derselben in Verwirrung gebracht und sie mit Schulden tief belastet. Als Lorenzo in Folge des längeren Friedens mehr Muße gewann, war es seine erste Sorge, nach Möglichkeit wieder Ordnung herzustellen, da er sonst einen Bruch hätte fürchten und mit seinem Vermögen auch seine ganze Stellung in Frage gestellt sehen müssen. Zu gleicher Zeit waren auch die öffentlichen Schulden abzutragen, denn der Staatskredit und sein persönlicher waren jetzt unzertrennlich verbunden. Es gelang ihm, durch Sparsamkeit und Aufmerksamkeit die Einkünfte des blühenden und wohlhabenden Staates zu heben, ohne die Lasten der Bürger in drückender Weise zu mehren, so daß der Staat bald von diesen Schwierigkeiten befreit dastand. Zum Dank dafür wurde beschlossen, auch die Schulden Lorenzo's als öffentliche zu betrachten und zu bezahlen. Aus dieser Gefahr erlöst, beschloß er, seine kaufmännischen Geschäfte abzuwickeln und das ihm noch gebliebene Vermögen in Grundbesitz anzulegen, da ihm dieser mehr Sicherheit bot als ein stets fremden Agenten anvertrautes Handelsvermögen. Damit trat aber diese Linie der Medici aus dem Handelsstande gänzlich heraus, während die zweite Linie noch ferner mit Vorsicht und zurückgezogen vom öffentlichen Leben ihre Handelsgeschäfte fortsetzte.

Lorenzo wandte jetzt seine vornehmste Sorge auf seine Villen und Landgüter. Sein liebster Aufenthalt war die Villa Ombra bei Poggio Cajano, wo er ein prächtiges Herrenhaus in fürstlichem Styl erbaute und auf die Besserung des Landes die höchste Sorgfalt verwendete. Er regulirte den Fluß, führte Teiche auf, richtete Wiesen-Berieselung ein und erbaute dazu einen großen Aquädukt. Diese Villa war damals weit berühmt wegen ihrer Pracht und musterhaften Einrichtung, wie durch die Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit des Feldbaues und der Viehzucht. In derselben Weise war die Villa von Careggi eingerichtet, während die Villa von Fiesole in Folge der größeren Nähe an Florenz und seiner schattigen Umgebungen der eigentliche Vereinigungspunkt seiner literarischen Freunde wurde. Außerdem besaß Lorenzo beträchtliche Besitzungen bei Caffagiolo, Agnana, Volterra und an andern Orten Toscana's, und überall galten seine Landgüter als Musterwirthschaften.

Auch durch Verheirathung suchte er die Stellung seiner Familie zu festigen. Pietro verheirathete sich mit Clarice Orsini, dem mächtigsten römischen Grafenhause, seine Tochter Madalena mit Francesco Zibo, einem Sohne des Papstes, Lucretia, Contessina und Louisa mit reichen und verwandten Adligen, doch starb die Letztere schon vor der Hochzeit. Seine Gemahlin Clarice verlor Lorenzo während seiner Abwesenheit, als er zur Herstellung seiner schon sehr wankenden Gesundheit entfernte warme Bäder gebrauchte. Von Jugend auf litt er an einem gichtischen Uebel, das mit zunehmendem Alter heftiger und schmerzhafter wurde und nur durch den häufigen Gebrauch warmer Bäder sich etwas milderte, ihn aber immermehr zwang, sich von den Geschäften des Staates in die Stille des Landlebens zurückzuziehen. Im Jahre 1492 befiel ihn diese Krankheit mit verstärkter Heftigkeit. Ein schleichendes Fieber gesellte sich hinzu und machte seinem Leben trotz der Sorgfalt der berühmtesten Aerzte ein schnelles Ende. Lorenzo, des nahenden Todes vollkommen bewußt, bereitete sich mit frommer Ergebenheit vor und ließ seinen Sohn Pietro vor sein Krankenlager kommen, um ihm seine letzten Mahnungen und staatsklugen Lehren zu ertheilen; dann suchte er den letzten Trost in den Gesprächen mit seinen Freunden Politiano und Pico. Auch Savonarola drängte sich noch zu dem Todtkranken, der mit Milde und Klarheit dem Heftigen Rede stand und ihn beim Abschied um den Segen bat. Dann entschlief er ruhig, mit dem Kruzifix an den Lippen, am 3. August 1792.

Lorenzo's Tod versetzte die ganze Stadt in Bestürzung. Das abergläubische Volk sah, wie in den Zeiten des Alterthums, Zeichen und Wunder in der Stunde seines Verscheidens. Seine Leiche wurde nach Florenz gebracht und ohne Prunk und Denkmal, wie er angeordnet hatte, doch unter den Wehklagen der gesammten Bevölkerung beigesetzt. Ganz Italien nahm Theil an dem Hingang eines so großen und edlen Menschen; viele Fürsten Europa's sandten Beileidsschreiben.

Das größte Unglück, welches den Staat Florenz betraf, bestand jedoch darin, daß Pietro dei Medici der großen Aufgabe nicht gewachsen war, die durch den Tod des Vaters jetzt an ihn herantrat. Ein heimliches Bündniß mit dem Papst und Neapel gegen Mailand zog das plündernde Heer Karl's VIII. von Frankreich gegen Florenz und erregte den lauten Unwillen der Bürger. Pietro glaubte, wie einst sein Vater, sich aus der Bedrängniß retten zu können, eilte zu

König Karl und bat demüthig um Frieden. Als er aber nach Abschließung eines schmachvollen Vertrages nach Florenz zurückkam, wurde ihm der Eintritt in den Magistrats-Palast verweigert und aus Furcht vor der Volkswuth entfloh er schleunig nach Venedig. Eine lange Zeit des Unglücks und der Verwüstung brach nun über Italien und Florenz herein, welche Vieles von dem wieder vernichtete, was das Zeitalter der Medici geschaffen hatte. Pietro irrte als Verbannter 10 Jahre lang in Italien umher, trat zuletzt in Ludwig's VII. Dienste, um den Krieg der Franzosen gegen Neapel mitzumachen, und ertrank nach der für Frankreich unglücklichen Schlacht am Garigliano in diesem Flusse. Er hinterließ einen Sohn Lorenzo und eine Tochter Clarice.

Pietro's Bruder Giovanni, der sich dem Dienste der Kirche gewidmet hatte, schwang sich unterdeß bis zum Kardinal empor, begann unter dem Papst Julius II. eine große politische Rolle und erreichte durch Benützung günstiger Umstände den Sturz der damals in Florenz herrschenden Partei der Soderini. In Begleitung seines Bruders Giuliano, seines Neffen Lorenzo und seines Vetters Giulio hielt er einen glänzenden Einzug in seine Vaterstadt, um sogleich darauf nach Julius' II. Tode am 11. März 1513 in einem Alter von 37 Jahren unter dem Namen Leo X. den päpstlichen Stuhl zu besteigen. Das Pontifikat Leo's X. steht in den Geschichtsbüchern des Katholizismus als eines der glorreichsten verzeichnet; ihn trifft jedoch die Mitschuld an jener Spaltung in der weströmischen Kirche, welche in ihrem Verlaufe als Reformation, ausgehend von einem unbekannten deutschen Mönche, von welthistorischer Bedeutung werden sollte. Giuliano, der dritte Sohn Lorenzo's, hatte von diesem mehr die Anlage für die Wissenschaften als seine politischen Talente ererbt. Die Leitung des florentinischen Staates, die ihm sein Bruder übertragen hatte, trat er an Lorenzo, den Sohn Pietro's ab, zog sich nach Rom unter den Schutz seines Bruders zurück und erhielt von demselben das Oberkommando über die päpstlichen Truppen und ausgedehnte Besitzungen in der Lombardei. Er verheirathete sich mit Filiberta, der Schwester des Herzogs Karl von Savoyen aus dem Hause Bourbon, wurde von Franz I. zu einem Herzog von Nemours erhoben, starb aber schon im März 1516. Sein Grab in Florenz zierte Michel Angelo mit einem seiner berühmtesten Kunstwerke. Er hinterließ nur einen unehelichen Sohn, den später berühmt gewordenen Kardinal Ippolito dei Medici. Lorenzo, Pietro's Sohn, führte die Regierung in Florenz ganz nach dem Willen des Papstes Leo X., erzwang sich auch im Jahre 1516 nach heftigem Kampfe die Oberhoheit über Urbino, erhielt vom Papst den Herzogstitel und das General-Kommando über die päpstlichen Truppen und heirathete im Jahre 1518 Magdalena von Boulogne aus dem königlichen Hause von Frankreich. Das einzige Kind dieser Ehe war Katharina dei Medici, die Gemahlin Heinrich's II. von Frankreich. Bei der Geburt starb die Mutter und wenige Tage darauf auch der Vater. Auch sein Grab zierte Michel Angelo mit einem glänzenden Denkmal. Vor der Verheirathung hatte ihm eine afrikanische Sklavin einen Sohn, Alessandro, geboren. Dieser gelangte als Herzog zur Herrschaft über Florenz und vernichtete die letzten Reste der republikanischen Formen.

In der andern Linie der Medici hatte Pier Francesco, der Sohn des

älteren Lorenzo, seinen Söhnen Lorenzo und Giovanni unermeßliche Reichthümer hinterlassen. Nach der Vertreibung Pietro's trat diese Linie in den Vordergrund des öffentlichen Lebens, legte den damals verhaßten Namen der Medici ab und nannte sich Popolani, verblieb aber nach Rückkehr der älteren Linie in einer nur untergeordneten Stellung. Giovanni's Sohn, Giovanni, wurde einer der berühmtesten Feldherren seiner Zeit. In seiner Jugend als Führer der schwarzen Bande gefürchtet, wegen seines wilden, abenteuerlichen Muthes, der ihm den Namen il gran diavolo erwarb, später berühmt durch Besonnenheit und Feldherrntalent, ereilte ihn der Tod schon im 28. Jahre. Eine Kanonenkugel machte seinem Leben ein rasches Ende. Sein Sohn Cosmo, vermählt mit Maria Salviati, einer Enkelin Lorenzo's des Prächtigen, wurde der erste Großherzog von Toscana.

Pier Francesco, Lorenzo's Sohn aus dieser Linie, hinterließ einen Sohn Lorenzo, wegen seiner kleinen Gestalt Lorenzino genannt, von außerordentlichen geistigen Fähigkeiten, doch von ruhelosem Sinn und fanatischer Freiheitsliebe. Als Alessandro durch Hülfe Clemens' VII. im Jahre 1532 allein als Herzog an die Spitze des florentinischen Staates gekommen war und seine Stellung auch durch eine Heirath mit Margarethe von Oesterreich, einer natürlichen Tochter Karl's V., befestigt sah, ergab er sich ganz der Zügellosigkeit seiner sinnlichen Natur und machte sich als ausschweifender Tyrann gefürchtet. Ippolito, der ihm widerstrebte, fiel durch Gift, doch unterlag er selbst dem Dolche Lorenzino's, der durch diese That ein Brutus seines Vaterlandes zu werden strebte, aber nach dem Morde entfliehen mußte und nach elfjährigem Umherirren von zwei florentinischen Söldnern erschlagen wurde. Nach dem Tode Alessandro's suchte sich die Familie Strozzi, die angesehenste von Florenz, der Regierung zu bemächtigen, wurde aber durch das behutsame und kluge Auftreten Cosmo's, Giovanni's Sohn, verdrängt. Am 9. Januar 1536 nahm dieser zuerst als Oberhaupt der Republik die Herrschaft an sich, behauptete sich in dieser Stellung mit Hülfe Karl's V. und befestigte nach Vernichtung seiner Gegner durch die florentinischen Truppen am 1. April 1538 seine Stellung für immer. Später begann er, als Großherzog von Toscana, die Dynastie, welche zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts mit Gaston dei Medici ausstarb, worauf Toscana an das Haus der Habsburger überging.



Reicher Kaufmann und Bettler.



Jakob Fugger der Jüngere.

Die Fugger und Welser von Augsburg.

Antheil Deutschlands am Welthandel während des Mittelalters.

1.

Das Haus Fugger.

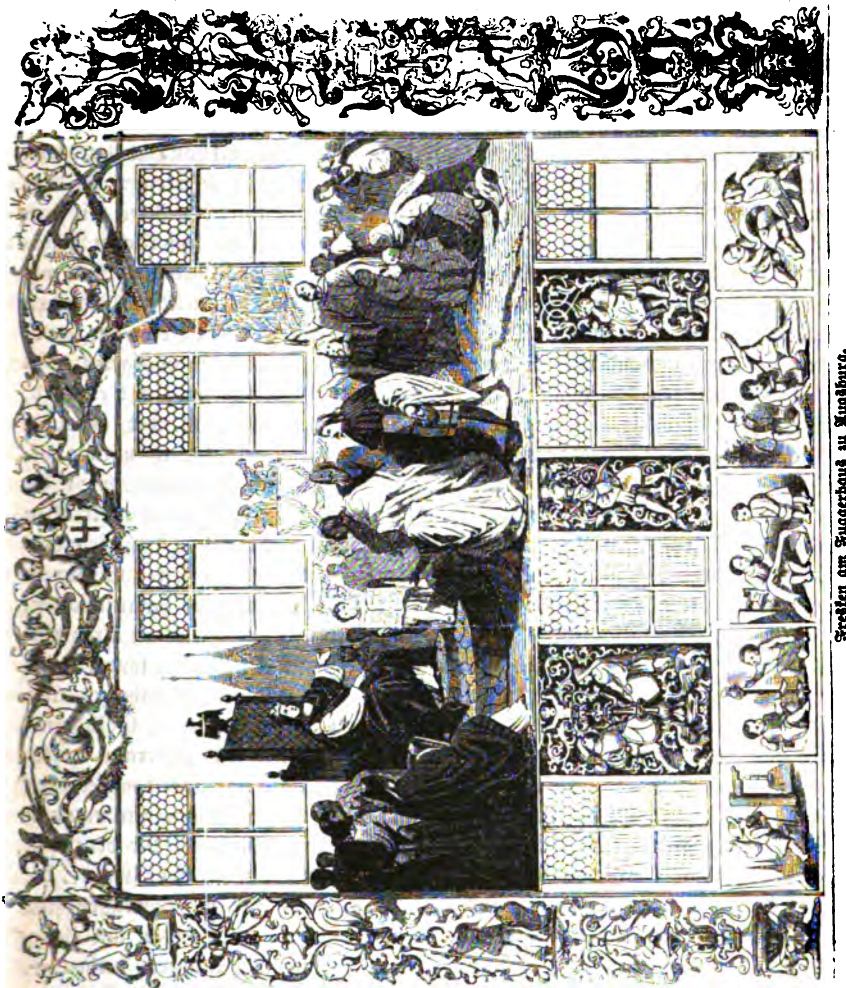
Unter den oberdeutschen Städten, welche im Mittelalter den Handel der durch die Alpen getrennten beiden Theile Europa's mit dem Süden vermittelten und zuerst über Italien und Frankreich die Waaren der Handelsgebiete des Mittelmeeres und der asiatischen Erzeugungsländer heranzogen, nimmt Augsburg neben Nürnberg die erste Stelle ein. Und in dieser seiner Bedeutung wußte es sich auch noch zu erhalten, als es später galt, die transatlantischen Waarenströmungen auf den neu entdeckten Seewegen in das deutsche Reich und in die nordischen und östlichen Länder unseres Erdtheiles zu leiten. Wie Nürnberg weit und breit berühmt war wegen seiner feinen Gold- und Silberarbeiten,

seiner Schnitzereien, Gußarbeiten, überhaupt wegen seiner Gefäße, Geräthschaften aus Holz und Metall, seiner Künstler im Fache des Ciselirens, Gießens, seiner Maler u. s. w., so hatte auch Augsburg, dessen Märkte schon im XI. Jahrhundert viel besucht waren, frühzeitig einen Weltruf erlangt in Folge seiner trefflichen Linnen-Erzeugnisse, zu denen später auch die Verarbeitung von seidenen und baumwollenen Stoffen sich gesellte, ferner seiner Holzwaaren und endlich seines Geldreichthums halber. Die Kaufleute beider Städte waren auf dem Wege über Venedig, Genua und Marseille so heimisch im Orient geworden, wie sie später über Antwerpen und Lissabon den Zutritt zur neuen Welt fanden und in direkte Verbindung mit Indien zu treten wußten. Namen, wie die der Behaim und Welser, sind in die Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen der fernsten Erdtheile unzertrennlich verflochten. Im XVI. Jahrhundert aber gewann Augsburg vor Nürnberg den Vorsprung und übertraf die Nebenbuhlerin sowol in Bezug auf Reichthum und Mittel, Ausdehnung seiner Verbindungen, wie auch an Bedeutung einzelner Unternehmungen und Handels-Vereinigungen. Freilich wurde dadurch aber auch die Geschichte der kommerziellen Entwickelung Augsburgs reicher an Beispielen großartiger Zahlungseinstellungen und in ihren weithin fühlbaren Folgen doppelt empfindlicher Konkurse seiner hervorragendsten Häuser.

Augsburg, die ehemalige freie Reichsstadt, am Zusammenfluß der beiden Gebirgsströme Lech und Wertach, ist einer der ältesten Plätze Deutschlands. Als erster Anfang der Stadt gilt die Kolonie, die Kaiser Augustus nach Besiegung der Vindelicier anlegte. Dieselbe ward bald erweitert und gedieh zum Mittelpunkt der kriegerischen Unternehmungen der Römer in Deutschland. Im V. Jahrhundert ward es von den Hunnen verwüstet und kam im Verlaufe der Zeit zuerst unter die Botmäßigkeit der fränkischen Fürsten, dann unter die Herzoge von Schwaben, von welchen die durch Handel und Gewerbe zeitig reich gewordene Stadt sich viele Vorrechte und schließlich ihre Unabhängigkeit erkaufte. Unter Rudolf I. von Habsburg trat Augsburg (1276) in die Reihe der freien Reichsstädte. Es gelangte zum Gipfel seiner Blüte, als im XIV. Jahrhundert das bisherige ausschließliche Stadtregiment der Patrizier einer freieren gemischten Verwaltung weichen mußte, und es steigerte sich von da ab Ansehen und Wohlstand der Stadt, trotz vielfacher Kämpfe unter den verschiedenen Parteiungen der Einwohnerschaft, gegen die Bischöfe und die bayerischen Herzöge. Unter Maximilian I., den König Ludwig XII. von Frankreich wegen des Kaisers Vorliebe zu der hochansehnlichen Stadt nur den „Bürgermeister von Augsburg“ nannte, zählte dieses mehr als 80,000 Einwohner. Sein großer Vortheil bestand darin, daß es durch seine Lage den Alpen näher gerückt und doch nicht dem Verkehr Oberdeutschlands entrückt war; schon dadurch eignete es sich zu einem Wechsel- und Speditionsplatz ersten Ranges für den Verkehr des Südens mit dem Norden und Osten Europa's, so daß während seiner höchsten Handelsblüte und noch bis in die ersten Jahrzehnte des XVII. Jahrhunderts die Rechnungs-Ausgleichungen des europäischen Großhandels zu einem guten Theil über Augsburg erfolgten.

Kein Wunder, daß hier Bankhäuser und Kaufmanns-Familien entstanden, die, sowol was Reichthum und Großartigkeit ihres Geschäftsbetriebes anlangt, wie in Rücksicht auf hervorragende Lebensstellung und vornehme Verbindungen,

nicht minder in Bezug auf Bildung und Sinn für Wissenschaft und Kunst — welche in ihren verschiedenen Zweigen durch tüchtige Meister vertreten war — den reichen venetianischen und florentinischen Weltkaufleuten keineswegs nachstanden, wenn sie auch, gemäß der ganz anders gearteten Verhältnisse im deutschen



Fresken am Fuggerhaus zu Augsburg.

Reiche, nicht daran denken konnten, gleich den Medici ein glänzendes Herzogthum auf Grundlage ihrer Hauptbücher zu errichten, vielmehr selbst als Reichsfürsten noch Kaufleute und Bürger ihrer Vaterstadt blieben.

Die Periode des aufblühenden Bürgerthums in den oberdeutschen Städten ist, nach der Seite des äußern, öffentlichen Lebens hin, natürlich nicht unbemerkbar vorübergegangen. Der Kunstsinn der dahin gegangenen alten Geschlechter spricht sich in Errichtung von Brunnen und anderen Wahrzeichen gemeinsinnigen

Schaffens aus. An einer großen Anzahl der alterthümlichen Häuser prangen heute noch Wandmalereien von minderem oder größerem Kunstwerthe und verleihen jenen Städten ein heiter-behäbiges Ansehen, wie sie zugleich eine eigenartig und wohlthuende Straßenzierde bilden, deren sich der Norddeutsche nicht ohne einen gewissen Anflug von Bedauern, daß sein „Daheim" nicht gleich „gemüthlich" aussieht, immer wieder gern erinnert. Nicht jenen längst vergangenen Jahrhunderten, sondern der Gegenwart entstammen die noch frischen Wandmalereien, vor denen der Wanderer wohlgefällig stehen bleibt, wenn er sich das Fuggerhaus in Augsburg ansieht. Die aus den letzten Jahren herrührende Freske stellt die Beleihung des ersten Rechtsbuches im Jahre 1276 durch Kaiser Rudolf von Habsburg dar. Der Kaiser thront im festlichen Ornate mit Krone, Mantel und Scepter auf dem am Frohnhofe aufgestellten Kaisersitz. Zu seiner Linken kniet ein Page mit dem Stadtbuch, während die Häupter der Stadt ehrfurchtsvoll der kaiserlichen Bestätigung gewärtig sind. Fries, Seiten und unterer Theil des Gemäldes sind mit sinnigen, auf die Entwickelung der Familie der Fugger sich beziehenden Allegorien und Verzierungen umrahmt. Der Kunstmäcen, Fürst Leopold von Fugger-Babenhausen, welcher diesen Schmuck der Maximilian-Straße hervorgerufen, ist ein Nachkomme jenes berühmten Augsburger Patrizier-Geschlechtes und er wird, wie man versichert ist, das angefangene schöne Werk nicht unvollendet lassen.

Zu der glücklichen Lage von Augsburg, als Hauptgeldplatz im mittelalterlichen Welthandel, traten noch manche andere begünstigende Umstände, wie z. B. im XV. und XVI. Jahrhundert die häufigen Reichstage mit ihren zahlreichen und glänzenden Fürsten-Versammlungen. Sie machten es möglich, daß die augsburgischen Handelsfamilien und Gesellschaften, von denen die ersteren mit ihrem Stammbaum zum Theil in die frühesten Zeiten des Mittelalters hinaufreichten, fast die ganze damalige in gegenseitigem Verkehr stehende Welt mit ihren Beziehungen umspannen und einen enormen Waarenhandel betreiben konnten, bei dessen Gesammtbetrag die belangreichen eigenen Erzeugnisse Augsburgs und seiner Umgebungen: die Produkte der Kunst-Industrie, wie kostbare Gold- und Silberarbeiten, Waffen, Rüstungen, Metallwaaren, neben den überaus werthvollen Erzeugnissen der Leinen- und Wollenweberei, bald nur noch den kleineren Theil ausmachten. Die überalpischen und überseeischen Waarenströmungen bildeten, wenigstens eine Zeit lang, ein gewinnreiches Monopol der deutschen Handelsmetropole. Die Kaufleute Augsburgs verstanden es sehr wohl, die Gunst der Umstände zu benützen, und gar bald waren sie an den hervorragendsten Gewerbszweigen des nordöstlichen Theiles von Europa, insbesondere am Bergbau in Tyrol, Bayern, Oesterreich, Sachsen, Böhmen und Ungarn, betheiligt. Immer aber blieb das hoch ausgebildete Weberei-Gewerbe, durch dessen vorzügliche Leistungen die ganze schwäbische Umgegend weit und breit berühmt war, die Grundlage der Handelsgröße Augsburgs. Im XV. Jahrhundert waren in einem Theile der Stadt schnurrende Weberschiffchen vom Morgen bis zum späten Abend in Bewegung. 700 Webermeister gaben Tausenden fleißiger Hände Beschäftigung und eine große Anzahl von ihnen unterhielten jahraus, jahrein Hunderte von Arbeitern.

In der Mitte des XV. Jahrhunderts war Augsburg, mit dem Maßstabe

mittelalterlicher Handels- und Geldverhältnisse gemessen, zu einer Welthandelsstadt ersten Ranges emporgewachsen. Nur diese bedeutungsvolle Stellung erklärt das oft unglaublich schnelle Aufblühen von Familien, welche, wie die Baumgartner, Höchstätter, Ulstetter, Mannlich, in kurzer Zeit zu Welthandelsfirmen gediehen, freilich oft auch eben so schnell, verschuldet oder unverschuldet, wieder verschwanden. Ein solches aus den Handelsverhältnissen Augsburgs hervorgegangenes, überaus schnelles, aber auch erfreulich-andauerndes Emporblühen nehmen wir wahr im Hinblick auf die Geschichte des Hauses Fugger. Zu Anfang des XV. Jahrhunderts ist sie noch eine ganz unbekannte, kaum erst in den Bürgerverband aufgenommene Familie, zu Anfang des XVI. Jahrhunderts dagegen nimmt sie schon unter den ersten und reichsten Kaufmannshäusern Deutschlands und Europa's einen hohen Rang ein, eine geachtete Stellung, welche sie Jahrhunderte lang sich bewahrt hat.

Johann Fugger, der älteste bekannte Stammvater dieses Hauses, war ein Webermeister zu Graben, einem nahen Dorfe auf dem Lechfelde zu Augsburg, und mit Anna Meisner aus Kirchheim verheirathet. Sein ältester Sohn, Johann, setzte des Vaters Gewerbe fort und zog zur besseren Betreibung desselben nach Augsburg. Hier erwarb er durch die Verheirathung mit einer Bürgerstochter, Klara Widolf, im Jahre 1370 das Bürgerrecht der Stadt. Nach und nach erweiterte er sein Webereigeschäft zu einem rasch emporblühenden Leinwandhandel. Nach dem Tode der ersten Gattin heirathete er eines Rathsherrn Tochter, Elisabeth Gfattermann, die ihm zwei Söhne und vier Töchter schenkte. Dem thätigen Manne gelang es, sich als Einer der Zwölfe der Weberzunft, die mit im Rathe saßen, sowie als Freischöffe der westphälischen Vehme, eine höchst angesehene Stellung zu erringen. Bei seinem Tode hinterließ er ein für die damaligen Verhältnisse bedeutendes Vermögen von 3000 Goldgulden. — Sein ältester Sohn, Andreas, betrieb das Handelsgeschäft mit so glücklichem und raschem Erfolge, daß er bald mit Recht der reiche Fugger genannt wurde. Mit seiner Gattin Barbara, aus dem patrizischen Geschlecht der Stammler vom Ast, wurde er der Begründer der patrizischen Linie der Fugger vom Reh, so genannt von dem Wappenbilde, einem goldenen Reh in blauem Felde, welches seine Söhne im Jahre 1452 von Kaiser Friedrich III. erhielten. Diese Linie ist indeß schon im Jahre 1583 erloschen. Sein zweiter Sohn Jakob, gleichfalls ein hochangesehener Bürger von Augsburg, Zwölfer und Vorgeher der Weberzunft, trieb ein selbständiges, weit ausgedehntes Handelsgeschäft und starb als Begründer der noch blühenden Linie der Fugger von den Lilien, am 14. März 1469. Von seinen vielen Kindern führten mehrere Söhne das Handelsgeschäft zu Augsburg, Nürnberg und Venedig, wo sie überall Comptoirs hatten, mit ausdauerndem Glück und großem kaufmännischen Geschick weiter fort, während zwei andere Söhne sich dem gelehrten und geistlichen Stande widmeten. Als aber in kurzer Frist drei der Brüder hinter einander den Tod gefunden und nur noch Ulrich, Georg und Jakob die Familie repräsentirten, da erging mit Rücksicht auf den Letztgenannten der dringende Ruf, aus dem geistlichen Stifte Herrieden, in welches er sich zurückgezogen hatte, wieder in das Weltleben hervorzutreten und an den Geschäften thätigen Antheil zu nehmen. Es geht die Sage, daß die

Wahl zwischen dem ruhigen, beschaulichen Studium der Wissenschaften und dem regen, geschäftlichen Treiben Jakob Fugger einen schweren Kampf verursacht habe. Plötzlich sei er jedoch durch einen Traum erleuchtet und zu dem Entschlusse bestimmt worden, die Pflicht weltlicher Thätigkeit auf sich zu nehmen, um, weit über den zeitlichen Gewinn hinaus, zum Frommen der ganzen Menschheit wirken zu können.

Leicht und schnell fand sich nun Jakob in das kaufmännische Leben und Treiben hinein und legte sehr bald in dem Fugger'schen Comptoir zu Venedig, wo er zunächst seine ersprießliche Thätigkeit begann, die deutlichsten Beweise eines scharfen Verständnisses für alle Interessen des Handels ab. Unter Anderem richtete er sein Augenmerk auf einen Handelsartikel, der sehr bald eine erhöhte Bedeutung gewinnen sollte, nämlich auf Baumwollenzeuge, besonders Barchent, welche zu Augsburg angefertigt und von da zunächst nach Venedig zum weiteren Vertrieb im Großen geschafft wurden. Im Eintausch für diese Artikel führte er Spezereien, Seide und andere ostindischen Waaren nach Deutschland ein, welche zunächst nach Augsburg und Nürnberg gingen und von hier aus nicht nur über Süddeutschland, sondern auch bis an die äußersten Grenzen Norddeutschlands verbreitet wurden; ja der Handel in diesen Artikeln dehnte sich sogar nach Theilen von Italien, sowie nach Ungarn, Polen und den Niederlanden aus.

Während Jakob Fugger (II., auch der Jüngere genannt), von Venedig aus, das Vermögen der Familie in so großartiger Weise zu mehren verstand, versäumten seine beiden älteren Brüder, Ulrich und Georg, ihrerseits keineswegs, auch den allgemeinen Wohlstand ihres Hauses nach jeder Richtung zu heben. Namentlich war es der ältere Bruder, Ulrich Fugger zu Augsburg (geboren am 9. Dezember 1441, gestorben am 19. April 1510), welcher sich dadurch hervorthat, daß er das Geschäft auf alle möglichen Handelszweige auszudehnen suchte. Unter Anderem betrieb er auch den Kunsthandel und führte Albrecht Dürer's Kunstwerke in Italien ein. Außerdem suchte er auch das Ansehen der Familie durch einflußreiche Verbindungen mit edlen Geschlechtern, wie mit dem reichen und vornehmen Hause Rehm, zu heben, und verheirathete unter Anderem seine Tochter Anna an einen reichbegüterten edlen Ungarn, Thurzo, der dann auch einen Antheil am Fugger'schen Handel erhielt. Ferner war es vornehmlich Ulrich, welchem das Haus Fugger die für dasselbe so wichtige Verbindung mit den Fürsten Oesterreichs verdankte.

Als nämlich Kaiser Friedrich III. seinen Zug an den Rhein unternahm, um Karl dem Kühnen von Burgund die Königskrone zu verleihen und dafür seinem Sohn Maximilian des reichen Burgunders Erbtochter Maria zu gewinnen, versah Ulrich Fugger den Kaiser und sein Gefolge mit Tuch und Seidenzeugen, nebenbei wol auch mit Geld und sonstigen Kleinodien. Diese bereitwilligen Hülfsleistungen des Hauses Fugger an den vornehmsten Fürsten der Christenheit hatten nicht nur die Ertheilung eines neuen Wappens, sondern auch eine natürliche Steigerung seines allgemeinen Ansehens zur Folge. Weit und breit wurde der Name des großen Kaufmannshauses genannt und hochgeachtet; besonders Jakob genoß, in Folge seiner außerordentlichen Geschäftskenntniß wie der unbestechlichen Rechtlichkeit und Biederkeit seines Charakters, allerseits, im In- und Auslande, ein seltenes Vertrauen. Während sich auf 30 Arbeitsstühlen zu Augsburg die

Weberschifflein regten und Fugger'sche Flotten die Meere befuhren, Handels-Karawanen, geleitet von Bewaffneten im Solde der weltbekannten Augsburger, über den Brenner gen Italien zogen, arbeiteten in den Schachten der Gebirge von Tyrol und Ungarn Hunderte von Knappen für die reichen Leinweber zu Augsburg.

Jakob Fugger, welcher unterdessen aus Venedig nach Augsburg zurückgekehrt und dort in eheliche Verbindung mit der schönen und reichen Sibylla Arzet getreten war, hatte nämlich die ergiebigen, bisher aber nur kärglich ausgebeuteten ungarischen Bergwerke übernommen und in Folge dessen den ganzen Kupferhandel der magyarischen Freistädte sowie die Bergwerke der kaiserlichen Freistädte Alt- und Neusohl auf eigne Rechnung an sich gebracht. Hieraus, sowie aus den Gold- und Bleiwerken von Kärnthen und Tyrol, welche er gepachtet, gewann er große Schätze, so daß er dem Erzherzog von Oesterreich, dem Herrn Tyrol's, 150,000 Goldgulden vorstrecken und sich in dem herrlichsten Theile jener Bergwelt das prächtige Schloß Fuggerau erbauen konnte. Die gewonnenen Edelmetalle wurden zu Innsbruck und Kremnitz in den Fugger'schen Münzstätten zu Reichsgeld umgeprägt. Ferner gewann der frühere Einsiedler von Herrieden, welcher nunmehr für den reichsten Kaufherrn in ganz Europa galt, eine sehr einflußreiche Bedeutung für den gesammten damaligen Geldmarkt Europa's durch sein weitausgedehntes Wechselgeschäft im größten Maßstabe, welches ihm von Jahr zu Jahr weitere, fast unversiegbar erscheinende Vortheile eröffnete. Abgesehen von einer so außerordentlichen geschäftlichen Wirksamkeit zeichnete sich aber Jakob Fugger auch als einsichtsvoller Staatsmann aus und erwarb im Dienste Maximilian's I., als kaiserlicher Rath, auch einen weitgreifenden politischen Einfluß.

Obwol bereits zu bejahrt, um an den reformatorischen Bewegungen seiner Zeit Wohlgefallen zu empfinden, hielt sich Jakob Fugger dennoch eng befreundet mit vielen Männern hellen Geistes, wie Peutinger, Pirkheimer, Stabius u. A. Er zeigte sich somit in allen Beziehungen als ein Mann von hohen und seltenen Gaben des Geistes, hinter denen die Vorzüge des Herzens keineswegs zurückstanden. Wie sehr auch das Glück dem klugen Kaufherrn treu blieb, so vergaß doch Jakob Fugger nie, was jedes guten Bürgers Pflicht ist. Wenn er sich deshalb von nichts ausschloß, wo er, z. B. im Zunftrath der Kaufleute, nützen konnte, so zeigte er sich auch als ein Gönner der Künste und Wissenschaften, ebenso als ein Vater der Dürftigen, die aus Nah und Fern bei ihm vorsprachen.

Gleich dem trefflichen Jakob benutzten übrigens auch die beiden älteren Brüder, Ulrich und Georg, ihren erworbenen Reichthum auf die edelste Weise, und es bekundeten die drei Fugger durch Aufführung von bedeutenden Bauten eben so sehr ihren Sinn für die Kunst wie ihre großartige Wohlthätigkeit gegen ihre Mitbürger. Im Jahre 1512 ließen sie den schönen Chor in der St. Annenkirche mit einem Begräbniß für ihre Familie erbauen, sieben Jahre später errichteten sie mit einander die berühmte „Fuggerei“. Sie kauften zu diesem Zwecke von verschiedenen Eigenthümern ein Stück Land von großem Flächenraum in der Jakobi-Vorstadt, rissen die dort befindlichen alten Gebäude nieder und erbauten nicht weniger als 106 kleine und gesunde Wohnungen, in welche sie ärmere Bürger und Einwohner um einen geringen jährlichen Hauszins von 2 Gulden aufnahmen und dazu die Bestimmung trafen, daß solches auch nach ihrem

Tode stets also gehalten werden solle. Die einer kleinen Stadt nicht unähnliche Fuggerei besteht noch heutigen Tages. Weiterhin ließen die Brüder unfern ihrer rühmlichen Stiftung das sogenannte „Holzhaus“ für 32 Fremde, vornehmlich für solche Personen erbauen, welche von den damals sehr verbreiteten bösartigen Blattern befallen wurden. So erwarben sie sich durch ihre Menschenfreundlichkeit und den weisen Gebrauch ihrer Schätze ein unvergängliches Andenken.

Kaiser Maximilian I. wußte den Werth solcher tüchtiger Bürger wohl zu würdigen. Er zog sie, ebenso wie andere verdiente Augsburger, z. B. den Dr. Matthäus Lang († als Erzbischof von Salzburg), Georg Gossenbrot und Hans von Stetten, aus zwei gleichfalls durch Reichthum angesehenen Geschlechtern, in seinen vertrauten Dienst. Bei allen wichtigen Vorkommnissen auf den Gebieten des Handels und Verkehrs verlangte der Kaiser das Gutachten der erleuchteten Handelsherren. Die Fugger sprachen sich stets für Handels-Freiheit aus; sie drangen damals schon mit Entschiedenheit auf gleiches Maaß und Gewicht, gleiches Geld, auf den Bau kunstgerechter Straßen, sowie auf Beseitigung der lästigen Zollschranken im Reich. Der Kaiser wußte die Verdienste der Brüder wohl zu würdigen. Er begnadigte sie mit besonderen Freiheiten und erhob sie in den Reichs-Adelstand. Auch verpfändete er im Jahre 1504 an Ulrich, Georg und Jakob die von dem letzten Grafen von Kirchberg gegen ein Jahrgehalt zuerst an den Herzog Georg von Bayern, dann aber von Letzterem an den Kaiser abgetretene Grafschaft Kirchberg mit der Herrschaft Weißenhorn gegen ein Darlehen von 70,000 Goldgulden.

Die Kaufleute von Augsburg, und vor Allen die reichen Fugger, mußten oft, auch wenn es ihnen gerade nicht sehr gelegen war oder vortheilhaft erschien, ihrem stets in Kriege und Unternehmungen aller Art verwickelten kaiserlichen Gönner mit beträchtlichen Darlehen an die Hand gehen, weshalb sie sich 1508 bei einer solchen Gelegenheit von demselben das Zugeständniß geben ließen, daß sie künftighin aus keinem Rechtsgrunde sollten angehalten werden können, Gelder zu beschaffen, daß vielmehr deren Hergabe stets ihrem freien Belieben anheimgestellt bleiben solle.

Im nächsten Jahre war es wiederum ein bedeutendes Geschäft, welches die Beziehungen zwischen dem Kaiser und seinem reichen Unterthan mit sich brachte. Jakob Fugger übermachte seinem kaiserlichen Herrn auf Wechsel 170,000 Dukaten, welche der Papst Julius II. und die Könige von Frankreich und Spanien vertragsmäßig zum Kriege gegen Venedig vorzustrecken hatten.

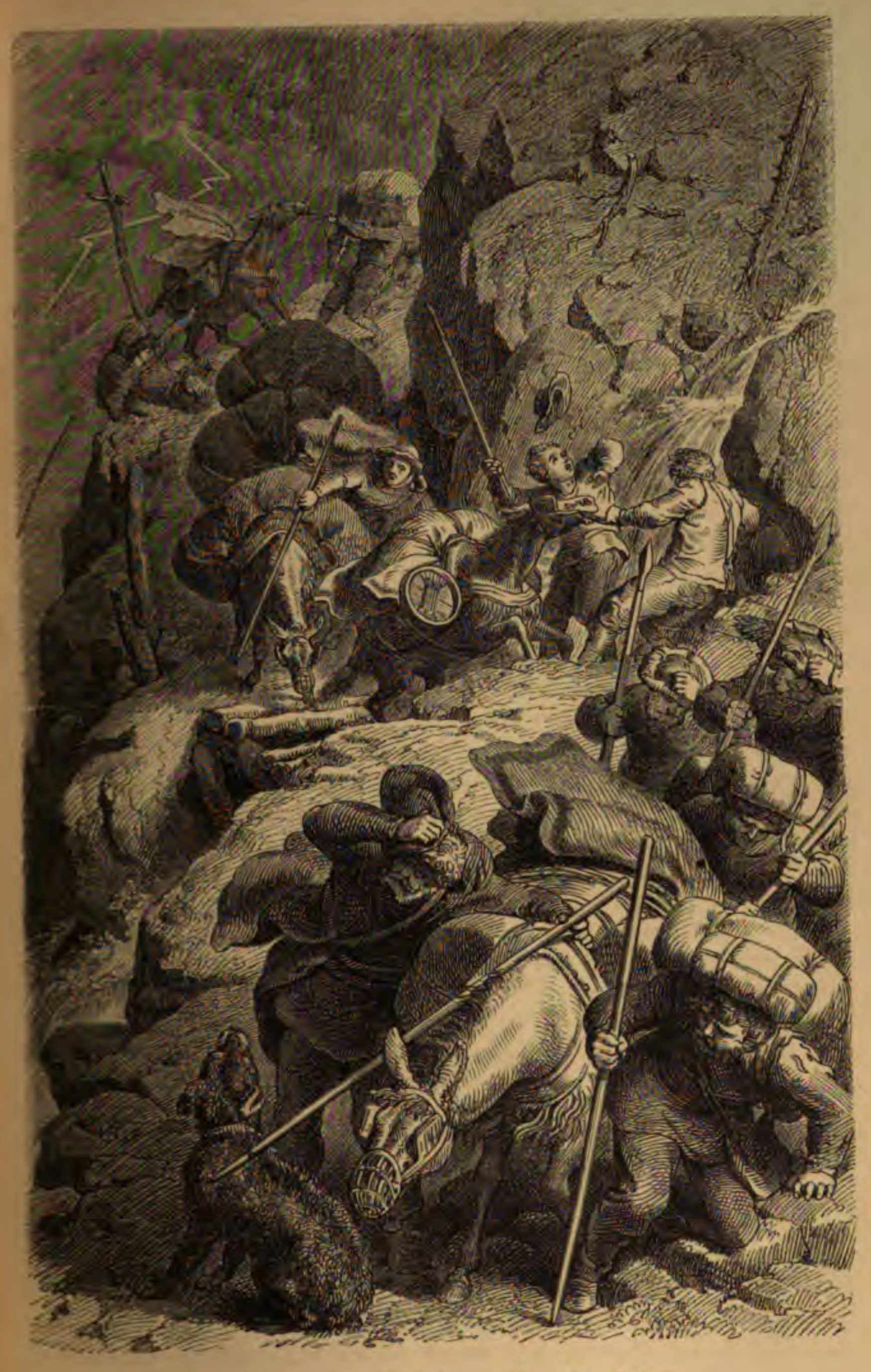
Nicht ohne mancherlei Prüfungen neigte sich das Leben Jakob Fugger's, dessen Ehe kinderlos geblieben, seinem Ende zu; sein Neffe, der reichbegabte Ulrich, hatte sich mit den aufrührerischen Bauern der Windischen Mark eingelassen und in seinem 35. Jahre den Tod gefunden; dessen Bruder Hieronymus zeigte geringere Begabung. Dann bereiteten dem alten Herrn die mißvergnügten Tyroler Verdruß über Verdruß. Sie bedrohten sein Schloß Fuggerau bei Innsbruck, und in den schwäbischen Herrschaften raste das aufrührerische Landvolk durch Mord, Brand und Zerstörung — kurz, dem 66jährigen alten Herrn gefiel es nicht mehr auf der anders gewordenen Welt: er bestellte sein Haus und starb in der That bald nachher, am 30. Dezember 1525.

In den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts erloschen verschiedene Linien der Fugger nach einander, so daß das gesammte Vermögen des Hauses auf die Nachkommen des einen, Georg Fugger (geb. 10. Mai 1453 und gest. 14. Mai 1506), kam. Von den aus seiner Ehe mit Regina Imhof hervorgegangenen Söhnen starb Marcus im Jahre 1511 als Geistlicher, während Raimund und Anton die Begründer der noch jetzt blühenden beiden Hauptlinien dieses Geschlechtes wurden. Anton besonders erhöhte den Reichthum des Hauses wieder um Vieles. Er beutete die Silberbergwerke in Spanien aus, errichtete ein eigenes Handelshaus zu Antwerpen, den ostindischen Handel besser zu fördern, und seine und des Bruders Schiffe segelten auf allen Meeren.

Dieser Anton ist es, welchem Kaiser Karl V. in besonderen Gnaden gewogen war, und als Letzterer im Jahre 1530 zum Reichstag nach Augsburg kam, um hier seinem Bruder, dem König Ferdinand, die Regierung der österreichischen Länder zu übertragen, wohnte er in dem prächtigen Fuggerhause am Weinmarkte. Die Fugger hatten auch ihm und seinem Bruder große Geldsummen vorgestreckt und andere Dienste stets bereitwillig geleistet. Sie standen außerdem schon deshalb in gutem Ansehen beim Kaiser, weil sie der katholischen Kirche anhängig blieben, während viele andere reiche Familien Augsburgs und namentlich die Welser sich der Reformation anschlossen. Um das Ansehen der katholischen Gemeinde in Augsburg zu festigen, erkauften die Fugger von Papst Leo X. das Patronatsrecht über das Kollegiatstift von St. Moritz und suchten der Ausbreitung der Reformation in Augsburg und in Deutschland nach Kräften entgegen zu treten. Sie liehen katholischen Kirchenfürsten Geld und begnügten sich hinsichtlich der Rückzahlung mit Anweisungen auf den Erlös des Ablaßkrames und unterstützten unter Andern auch den Dr. Eck in seinem Kampfe gegen Luther und die Wittenberger. Zum Dank für alle diese Bemühungen erhob der Kaiser am 14. November 1530 die Brüder Raimund und Anton und ihren Vetter Hieronymus in den Grafen- und Pannerstand, verlieh ihnen einen Sitz am Reichstage auf der schwäbischen Grafenbank und nahm sie damit unter die Reichsstände auf. Hierdurch erhielten sie auch, mit der Bestätigung ihrer schon von Kaiser Maximilian erworbenen Privilegien, die hohe und niedere Gerichtsbarkeit auf allen ihren Gütern, das Recht, mit rothem Wachs zu siegeln, sich nach ihren Gütern zu benennen u. dgl. m. Ueberall, wo sie sich ansässig machen würden, sollten ihre Privilegien den etwa entgegenstehenden Freiheiten Anderer vorangehen, auch sollten sie von des Raths und der städtischen Aemter Gerichtszwang frei sein und von der Stadt Augsburg in bürgerlichen wie peinlichen Rechtssachen vor Niemand anders als vor kaiserlicher Majestät selbst belangt, noch vor irgend welche fremde Gerichte gezogen werden dürfen. Zugleich erhielten sie die Erlaubniß, sich dieser Freiheiten sogleich oder erst künftig zu bedienen, ohne daß eine Unterlassung ihnen jemals nachtheilig sein sollte. Zu Schützern dieser gesammten Verleihungen ernannte der Kaiser außer seinem Bruder Ferdinand noch eine Anzahl der ersten Reichsfürsten. Zu diesen außerordentlichen Rechten erwarben sie noch im Jahre 1535 von demselben Kaiser, nachdem sie ihm zu seinem Zuge gegen Algier eine neue Geldhülfe geleistet hatten, das Recht, goldene und silberne Münzen schlagen zu dürfen.

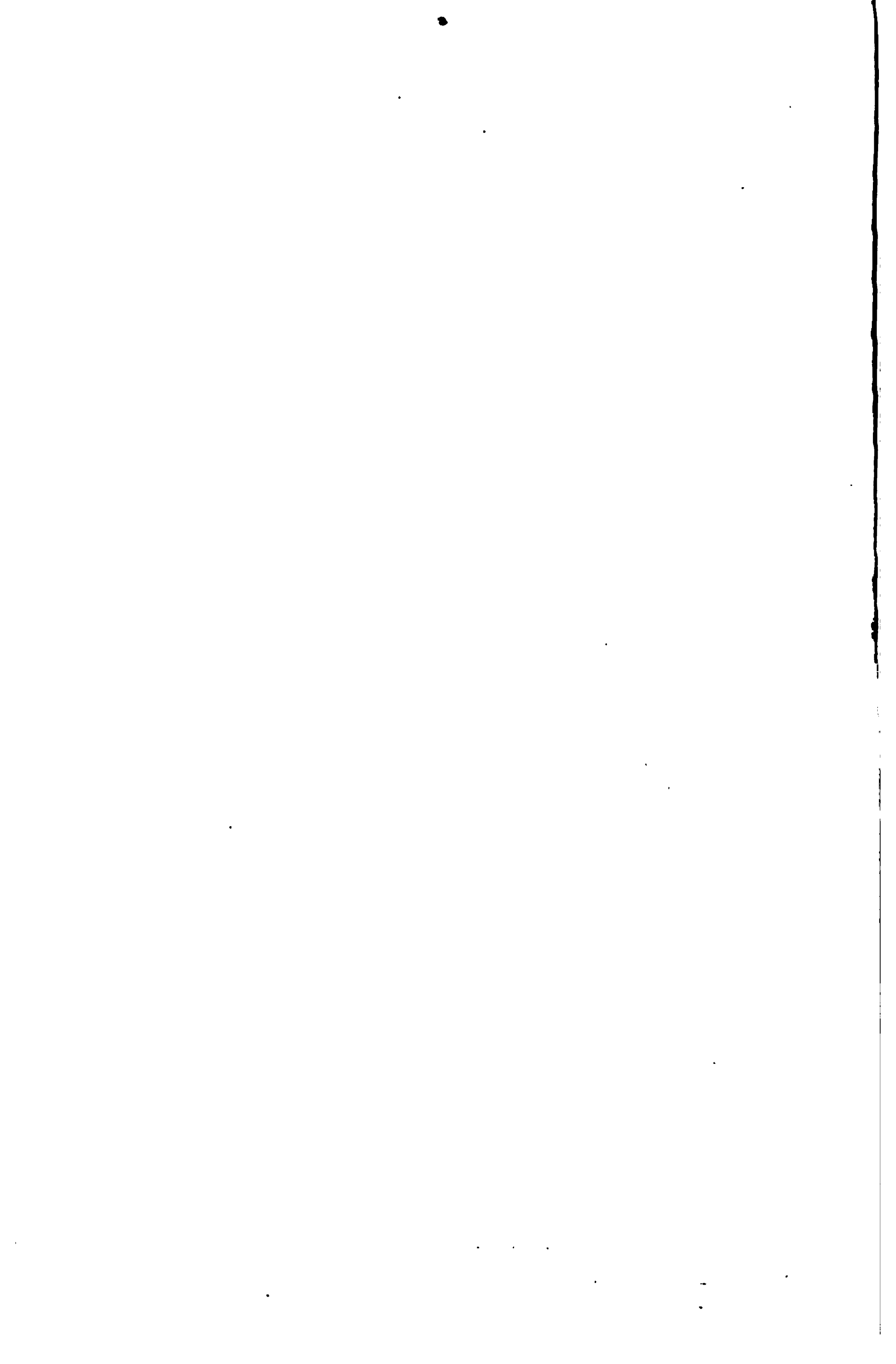
Wie schon zu Anfang des XVI. Jahrhunderts, so finden wir, nur in noch ausgedehnterem Maße, während der folgenden Jahrzehnte die Handelsthätigkeit des Fugger'schen Hauses im höchsten Flor. Die Agenten der Fugger vertraten in allen Nachbarländern im Norden, Süden, Osten und Westen, zu Land und zur See die weitverzweigten Interessen des altbekannten Augsburger Welthandelshauses. Die Erzeugnisse einer ausgebildeten einheimischen Industrie, die Schätze, welche ihr Bergbaubetrieb förderte, wurden zu Lande über die Alpen nach dem Süden auf den großen Handelsstraßen nach Frankfurt a. M., Erfurt, Braunschweig und andere Orte bis zur Nord- und Ostsee verfahren. Ihre mit werthvollen Ladungen reich gefüllten Schiffe gingen den Rhein auf- und abwärts nach Köln, über Antwerpen nach Lissabon. Lebhaft beschäftigte sie die Pflege guter Beziehungen zu ihren portugiesischen und spanischen Geschäftsfreunden, und so sehen wir sie vielfach an Unternehmungen zur See betheiligt, welchen im Zeitalter der Entdeckungen der Großhandelsstand aller wichtigen Verkehrsplätze Europa's die sorgsamste Aufmerksamkeit zuwendete. Auch in den nordischen Meeren erscheinen Fugger'sche Schiffe und Faktoren, nicht minder nimmt das Augsburger Großhaus über Frankreich Theil am Handelsverkehr im Mittelmeere. Die Spezereien und Kostbarkeiten des Orients, die Gewürze und Farbstoffe des indischen Wunderlandes, ebenso die aus der neuen Welt gewonnenen Bodenreichthümer, bilden fortwährend den gesuchtesten Theil ihrer Einfuhrartikel, während die Erzeugnisse vaterländischen Gewerbfleißes sowie des Bergbaues die hauptsächlichsten Gegenstände ihres Ausfuhrhandels bilden. Daneben aber ging Hand in Hand mit den übrigen Unternehmungen ein weitverzweigter Betrieb großartigster Geld- und Wechselgeschäfte. Der Reichthum der Fugger war ein solch' außerordentlicher, daß ihn der Verlust einer Flotte von 20 Schiffen auf den Gewässern der Ostsee nicht im Geringsten zu erschüttern vermochte.

So wurden denn von einem einzigen großen mittelalterlichen Kaufmannshause fast sämmtliche Handelszweige jener Zeit in einer Ausdehnung gepflegt, wie wir es nur selten und in späteren Jahrhunderten kaum noch einmal wieder antreffen. Die Möglichkeit einer solchen Vereinigung aller bedeutenden Handelsrichtungen in einer Hand bildet zugleich ein bezeichnendes Merkmal für jene Periode und in der Entwickelung des Handels überhaupt. Damals war es noch denkbar, daß die wichtigsten Branchen der gewerblichen wie kaufmännischen Thätigkeit sämmtlich in einem Hause zusammengefaßt, von einem Haupte überblickt und durch einen Arm geleitet werden konnten; heutzutage würden gewiß die größten und ausgedehntesten Geschäftshäuser vor solch' einer riesigen Aufgabe zurückschrecken. In unseren Tagen ist jedoch der Gesammtverkehr zu einer überaus groß- und vielartigen Ausdehnung angewachsen, so daß schon in einzelnen Handelszweigen der Umsatz auf viele Millionen sich steigern läßt, während in älterer Zeit die damals gleichwerthigen Hunderttausende erst durch vereinigten Betrieb der verschiedensten Geschäftsbranchen zusammengeschlagen werden konnten. Wenn früher die gleichzeitige Verbindung möglichst mannichfacher Erwerbsarten den Weg in die höchste Reichthumsklasse bahnte, so führt heute zu demselben Ziel schon die Verwendung der ganzen Kraft auf nur einen Geschäftszweig und macht dadurch eine umfassende Vielheit unnöthig.



Fugger'scher Handelszug über die Alpen.

Buch berühmter Kaufleute. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Sie wäre vielleicht schon wegen der riesigen Ausdehnung der einzelnen Branchen unthunlich oder unräthlich. Es ist dieselbe Erscheinung, welche sich auch in anderen Richtungen unserer Kultur-Entwickelung wiederholt. Als es noch möglich war, das gesammte Wissen der Zeit auf allen Gebieten menschlicher Erkenntniß in einem einzigen Kopfe zu vereinigen, da galt auch die Thatsache dieser Vereinigung, welche man an einem Aristoteles, Leibnitz u. A. bewundert, als das entscheidende Merkmal für die erste Rangklasse im Reiche der Bildung und Gelehrsamkeit. Je mächtiger aber das Wissen in allen seinen einzelnen Zweigen anwächst, desto gewichtiger fällt heutzutage der Schwerpunkt für große Leistungen immer merklicher in die gründliche Ausbildung für einzelne Berufsfächer. Es beruht dies auf dem unter gewissen Bildungszuständen immer stärker hervortretenden Gesetz von der Theilung der Arbeit, welches sich in neuerer Zeit als charakteristische Bedingung für jedweden Fortschritt in allen Richtungen der gegenwärtigen Kultur-Entwickelung geltend macht.

Für die hervorragende Stellung der Fugger war es von großer Wichtigkeit, daß ihnen König Ferdinand mit Bewilligung des Kaisers die Grafschaft Kirchberg und die Herrschaft Weißenhorn, welche sie bis dahin nur in Pfand gehabt, nunmehr zu erblichem Eigenthum überlassen und ihnen damit für ihren reichsgräflichen Rang die bleibende Unterlage dargeboten hatte. Jenen Grundbesitz mehrten sie übrigens bald noch durch anderen; im Jahre 1533 mit Dorf und Schloß Oberndorf am Lech, das sie von Wolfgang Marschalk für 21,000 Goldgulden erkauften, mit dem Burglehen zu Donauwörth, das sie von dieser Stadt für 6600 Gulden, und dem Dorfe Glött, das sie für 16,400 Gulden erwarben. Dazu erkaufte Anton Fugger noch Schloß Babenhausen mit den zugehörigen Ortschaften und später die Herrschaft Mickhausen. So suchten die vorsichtigen Kaufleute die im Handel gewonnenen Gelder durch den Ankauf größerer Herrschaften auf die Dauer sicher zu stellen. — Trotz ihrer so bedeutenden Besitzthümer und ihrer Standeserhöhung waren die Brüder indessen keineswegs geneigt, von allen ihnen verliehenen Freiheiten in ihrer Vaterstadt auch Gebrauch zu machen, da sie in diesem Falle ihrem gewinnreichen Handel hätten entsagen müssen. Vielmehr bemühten sie sich, denselben nach allen Kräften und nach allen Richtungen hin zu erweitern. Deshalb suchten sie sich auch in ihrer veränderten Stellung mit dem Rathe ihrer Vaterstadt nach Möglichkeit zu vertragen und stellten ihm unter Anderm vor, daß sie wegen ihrer weitverzweigten Geschäfte und im Hinblick auf ihre über die halbe Welt zerstreuten Kapitalien und Handelsgüter den gewöhnlichen Steuereid nicht wie die andern Bürger, die ihr Vermögen stets überblicken könnten, abzulegen vermöchten, und erboten sich, eine jährliche Summe im Ganzen statt der Steuer zu zahlen. Der Magistrat von Augsburg erkannte auch sehr wohl die Billigkeit des Fugger'schen Anerbietens und verglich sich mit den Brüdern dahin, daß jeder von ihnen, lebenslang, jährlich 800 Goldgulden als die sogenannte reiche Steuer zahle, doch sollten nach ihrem Tode ihre Kinder, gleich den andern Bürgern, wieder die städtische Steuer entrichten.

Die Fugger waren damals mit mehreren anderen Augsburgern unter den Deutschen die ersten, welche stelbständig Schiffe ausrüsteten, um sich an den Handels-Unternehmungen der Portugiesen in den indischen Meeren zu betheiligen. Die

Kaufleute, welche den kaum erst beginnenden Welthandel vermittelten, erhielten zu jener Zeit durch ihre Faktoreien in der Fremde, sowie durch ihre Schiffskapitäne die neuesten Nachrichten meist früher als die deutschen Fürsten und Herren, so daß diesen und den Städten die jüngsten Mittheilungen aus Portugal und Spanien wie aus den überseeischen Erdtheilen über Augsburg zugingen. So schickte Raimund Fugger selbst, sobald er solche „Zeitungen" in Form von Handelsberichten aus Amerika und Indien über Lissabon erhalten, dieselben sogleich an seinen Freund, den Pfalzgrafen Otto Heinrich; er verfolgte mit der größten Aufmerksamkeit Abfahrt und Ankunft der portugiesischen Handelsflotten, Bestand und Werth ihrer Ladung, ebenso den Verlauf der Eroberung Peru's durch die Spanier unter Pizarro, sowie sonstige Vorgänge in jenen fernen Welttheilen.

Am 26. November 1538 starb Hieronymus, der letzte der Ulrich Fugger'schen Linie, nachdem er vorher zu Gunsten seiner Vettern, Oheims Georg Söhne, aus seinem bedeutenden Vermögen ein Fideikommiß errichtet hatte. In seinem Testamente verordnete er noch, — er war stets sehr mildthätig gewesen — daß nach seinem Tode 2000 Goldgulden unter die Armen vertheilt werden sollten. Außerdem bestimmte er eine beträchtliche Summe zur Errichtung eines Hospitals für arme Fugger'sche Unterthanen sowie zu jährlicher Almosenvertheilung.

Der Rath gab im Jahre 1545 den drei Fuggern Anton, Hans Jakob und Georg weitere Zeichen der Anerkennung für alle erwiesenen vielfältigen Dienste und Wohlthaten, indem er unter Anderm auf Anregen des älteren Anton Fugger zuließ, daß auch auf dessen und Raimund's Söhne der Vertrag wegen der „reichen Steuer" für ihre Lebenszeit erstreckt wurde. Sie sollen zusammen jährlich 2400 Goldgulden zahlen.

Augsburg hatte sich, hauptsächlich von dem Einfluß des Hans Welser geleitet, der neuen Lehre Luther's angeschlossen und die Reformation mit Ernst durchgeführt. Als nun im Jahre 1546 der Religionskrieg begann und Kaiser Karl V. sich rüstete, um mit Heeresmacht die evangelischen Stände des Reiches wieder in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen, mußte auch Augsburg mit den übrigen evangelischen Bundesgliedern die Vorbereitungen zu dem bedenklichen Kriege mit des Reiches Oberhaupt treffen. Der Bund versuchte, theils um das mächtige Augsburg fester an sich zu knüpfen, theils auch aus Noth, eine namhafte Anleihe hier aufzunehmen. Seine Abgeordneten mußten deshalb beim Rathe Beschwerden führen, daß Augsburg'sche Familien, insbesondere die Fugger, Welser und Baumgarten, dem Kaiser und den feindlich gegenüber stehenden Fürsten große Summen vorgestreckt hätten; da sie nun gehört, daß diesen drei Handelshäusern von dem König von England nächstens viel Geld zurückbezahlt würde, so ersuchten sie den Rath, diese und andere vermögende Bürger anzuhalten, dem Bunde gegen Zinsen und Versicherung auf eingezogene geistliche Güter ein beträchtliches Darlehn vorzuschießen. Der Rath erwiederte, von den englischen Geldern sei ihm nichts bekannt und den Fuggern und Welsern könne er nicht zumuthen, solchen Vorschuß zu leisten, da der größte Theil ihres Vermögens in Spanien und den Niederlanden angelegt sei. Die Baumgarten aber (eines der ältesten Augsburg'schen Geschlechter) seien längst aus der Stadt gezogen. Dennoch versprach der Rath, einen Vorschuß aufzubringen; es gelang

in der That auch der besonders dazu ernannten Kommission, außer der gleichfalls beträchtlichen Bundessteuer noch 150,000 Goldgulden zu beschaffen. — Bald aber rückte Karl V. mit überlegener Heeresmacht heran. Augsburgs Bürger übermannte die Furcht vor dem kaiserlichen Zorn. Also beschlossen Rath und Gemeinde einhellig, sich um den Frieden zu bemühen und durch einen Abgeordneten des Kaisers Gnade auszuwirken. Zu dieser Mission erschien Niemand geeigneter als Anton Fugger, der beim Kaiser gleich viel galt, wie bei der Gemeinde, und wenn er auch nach Einführung der Reformation meist auf seinen Gütern lebte, doch seiner Vaterstadt die gute Gesinnung bewahrt hatte. Am 15. Januar wurde im großen und kleinen Rath beschlossen, durch den angesehenen Mitbürger, der sich auch sogleich dazu bereit erklärte, vom Kaiser den Frieden zu erbitten, darauf hin, daß die Stadt, bis zu einer künftigen durchgreifenden Kirchenverbesserung im Reiche, in Bezug auf Religion sowie in ihren Rechten und Freiheiten ungekränkt bleibe, auch zu nichts Ehrverletzendem genöthigt werde. Anton reiste sogleich ab, erhielt aber von dem kaiserlichen Rath Granvella die Weisung, daß sein Herr nicht gewöhnt sei, sich Bedingungen vorschreiben zu lassen, sondern solche vorzuschreiben, und daß sich die Stadt deshalb durch Fußfall auf Gnade und Ungnade unterwerfen müsse. Nach mehreren fruchtlosen Audienzen beim Kaiser selbst forderte Anton nunmehr den Rath zu Augsburg um beschleunigte Absendung einer Botschaft auf. Zuerst langte Dr. Peutinger zu seinem Beistande an, dem alsbald eine vollständige Gesandtschaft folgte. Am 29. Januar erschienen diese vor dem Kaiser und baten ihn in Anwesenheit des ganzen Hofes fußfällig um Gnade. Der Kaiser nickte Erhörung gewährend und hieß sie aufstehen. Dann reichte er zuerst dem Anton Fugger, hierauf auch den Uebrigen die Hand zum Kuß. Bedingung war, daß sich die Stadt der kaiserlichen Gewalt überlasse, allen Bündnissen wider den Kaiser entsage, ihre Söldner beurlaube und eine kaiserliche Besatzung aufnehme, auch dem Kaiser von Neuem die Eidespflicht leiste und alle um der Religion willen aus der Stadt Vertriebenen oder Entwichenen wieder aufnehme. Sebastian Schärtlin allein, der kriegskundige Hauptmann der Augsburger, wurde von diesem Frieden ausgenommen, erhielt aber später die kaiserliche Begnadigung ebenfalls. An Geld mußte die Stadt sogleich 150,000 Goldgulden zahlen und außerdem 12 Geschütze übergeben. Dazu kamen später noch eine Menge Entschädigungsgelder für benachbarte Fürsten und Herren, welche ihre Forderungen wegen Kriegsschäden geltend machten. Ihr kriegerisches Belieben kostete der Stadt über zwei Millionen Gulden und erschöpfte dieselbe so sehr, daß sie längerer Zeit bedurfte, um sich wieder zu erholen. Im folgenden Jahre mußten sich weiterhin die Bürger, durch harte Drohungen gezwungen, dem auf dem Reichstag zu Augsburg angenommenen Interim unterwerfen. Aber auch hiermit waren die Leiden der Stadt noch nicht beendigt, denn nach dem Reichstage setzte der Kaiser den zünftigen Rath ab und stellte die frühere aristokratische Regierungsweise wieder her, indem er anordnete, daß in den neuen großen und kleinen Rath fortan nur aristokratische Geschlechter Aufnahme finden sollten. Mitglieder derselben aus der Familie der Fugger waren für das laufende Jahr Anton, Johann, Jakob und Georg. Am 13. August verließ der Kaiser Augsburg und befreite die Stadt von der schweren Last der Einquartierung.



Anton Fugger vor Kaiser Karl V.

Die Fugger hatten durch diese neuen Verhältnisse für ihre politische und bürgerliche Stellung außerordentlich viel gewonnen. Sie waren dabei sorgsam bemüht, durch Wachsamkeit in Bezug auf ihre Vermögens-Verhältnisse die Grundlage derselben zu sichern. In diesem Sinne verglich sich im Jahre 1548 Anton Fugger mit den Söhnen seines Bruders dahin, daß die ihnen gemeinsam aus des Jakob und Hieronymus Fugger Verlassenschaft zugefallenen Gelder und Güter niemals anders als auf den Stamm ihres Hauses vererbt werden sollten. Eben so suchten sie ihr Ansehen durch Verheirathung mit den vornehmsten Geschlechtern zu heben. Im Jahre 1553 feierte Anton Fugger die Hochzeit seiner Tochter Katharina mit dem Grafen Jakob von Montfort und 1557 ehelichte Marcus Fugger die Gräfin Sibylla von Eberstein, im folgenden Jahre aber Hans Jakob's Tochter, Elenore Secunda, den Freiherrn Siegmund von Lamberg.

Im August 1560 erkrankte Anton Fugger gefährlich. Als er sein Ende herannahen fühlte, verordnete er, daß jedem Armen und Kranken im Hospital und in den Siechhäusern zu Augsburg vier Gulden gereicht und außerdem

1000 Thaler unter die armen Bürger, 1000 Thaler unter die Bettler vertheilt werden sollten. Er starb am 14. September, von allen Parteien gleich tief betrauert, mit Hinterlassung von drei Söhnen, Marcus, Johann und Jakob, welche Stifter der drei Linien von Nordendorf, Kirchheim und Wellenburg wurden.

Anton war einer der bedeutendsten unter den Fuggern, ein guter Bürger, der sich wohlverdient um seine Vaterstadt gemacht hat; seiner Familie war er ein vortreffliches Oberhaupt, weit ausschauend und zuverlässig. Sein Haushalt kostete zeitweilig große Summen, wenn ihm als Wirth und Rathgeber der deutschen Kaiser, oder als Freund der ersten Reichsfürsten, die Erfüllung der Gastfreundschaft Pflichten in oft ungewöhnlichem Umfange auferlegte. Dennoch hinterließ er, wie später sich herausstellte, sechs Millionen Goldkronen baar, Kostbarkeiten, Juwelen und Güter in allen Theilen Europa's und beider Indien, und von ihm soll Kaiser Karl, als er nach seiner Versöhnung mit Franz I. den königlichen Schatz zu Paris besah, gesagt haben: „Zu Augsburg lebt ein Leinweber, der kann dies Alles mit eignem Golde bezahlen." Unter diesen Umständen verliert die nachfolgende, oft erzählte Anekdote das Unglaubliche. Als Karl V. nach seinem Zuge gegen Tunis bei Graf Anton eingekehrt, soll dieser im Kamin ein Feuer von Zimmtholz angezündet und zu Ehren des hohen Besuchs den Schuldschein über eine ansehnliche Summe, die er dem Kaiser zu dem Feldzuge vorgestreckt, in das Feuer geworfen haben. In der That gehörten damals die Fugger'schen Häuser in Augsburg zu den pracht- und geschmackvollsten im deutschen Reich, gleich ausgezeichnet in Bau- wie in Einrichtungsweise, ausgestattet mit kostbaren Sammlungen von Büchern, sowie mit Gegenständen aus dem Bereiche der Kunst und Naturwissenschaften, ein Sammelplatz der vornehmsten und berühmtesten Männer, das glänzende Absteigequartier der deutschen Kaiser.

Dieser Glanz der Stellung, welcher eine verschwenderische Prachtliebe nur zu häufig im Gefolge hat und schon für manche hervorragende Familie die Klippe geworden ist, an welcher ihr Glück scheiterte, wurde gefährlich für Raimund und dessen Söhne. Ulrich Fugger, der unverheirathet geblieben war und sich der Reformation angeschlossen hatte, überkam durch seine allzugroße Freigebigkeit, mit der er Künstler und Gelehrte unterstützte, auch Sammlungen von kostbaren Manuskripten, Büchern und Kunstalterthümern anlegte und Bücher auf seine Kosten drucken ließ, eine Schuldenlast von mehr als 200,000 Fl. Obwol sein Vermögen groß genug war, alle diese Schulden zu bezahlen, so brachten es doch seine Brüder Johannes, Jakob und Marcus beim Rathe dahin, daß er als ein Verschwender erklärt und mit Hausarrest belegt wurde, während die Brüder sich zu seinen Kuratoren ernennen ließen. Er wandte sich deßhalb an das Reichskammergericht und erlangte anfänglich einen Befehl zu seinen Gunsten, doch auch hier siegten zuletzt die Brüder und erhielten die Bestätigung des Kuratoriums. Während Ulrich im Arrest saß, verkauften sie seine Sammlungen stückweise, bis die kaiserlichen Kommissarien jenen wieder in Freiheit setzten. Nach Bezahlung seiner Schulden blieben ihm noch über 70,000 Fl., doch setzten ihm seine Brüder nur einen jährlichen Gehalt von 1300 Fl. aus, mit dem er sich nach Heidelberg zu dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz begab. Hier blieb der gelehrte Sonderling, auch nachdem er wieder in sein Vermögen eingesetzt war, bis zu seinem

Tode in stiller Zurückgezogenheit und vermachte, als er im Jahre 1584 starb, zum Danke dem fürstlichen Freunde seine Bibliothek.

Im Jahre 1568 trat eine andere Veranlassung zu Mißhelligkeiten in der Familie ein. Es erhoben die Söhne Raimund's gegen die Söhne Anton's einen langjährigen, schwierigen und kostspieligen Prozeß. Während jede Linie die Herrschaften und Landgüter, welche sie für sich besaß, unabhängig für sich allein verwaltete, war das kaufmännische Großgeschäft bisher als ein gemeinschaftlicher Besitz angesehen worden. Dieses Verhältniß führte zu Verwickelungen aller Art, als eine große Ungleichheit in dem Handelsvermögen beider Linien eingetreten war. Der Streit dauerte Jahre lang. Die angesehensten Männer von Augsburg wie aus dem befreundeten Adel bemühten sich vergeblich, Aussöhnung und Vergleich zu Stande zu bringen, als im Jahre 1571 neue Zerwürfnisse zwischen Johann Jakob, dessen Sohn und seinem Vetter ausbrachen. Mit größter Erbitterung wurden diese Prozesse jahrein jahraus fortgeführt, bis endlich festgestellt ward, daß Anton Fugger seinen Söhnen ein Handelsvermögen von mehr als sechs Millionen Gulden, Raimund aber nur 300,000 Gulden hinterlassen.

Anton's Söhne mehrten ihres Hauses Glanz durch Verbindungen mit verschiedenen vornehmen Geschlechtern Süddeutschlands, wie mit den Freiherren von Wolkenstein, den Grafen von Helfenstein, den Freiherren von Rechberg, bei welcher letzteren Hochzeit mit Anna Maria Fugger ein prächtiger Einritt von 548 Gästen und Dienern gehalten wurde, dem vier an kostspieligen Lustbarkeiten und Gastmählern reiche Tage folgten. Damals war Marcus Fugger Stadtpfleger und Ulrich Fugger von der Raimund'schen Linie Bürgermeister von Augsburg. Auch diese Linie mehrte ihr Vermögen bald wieder in der Weise, daß Christof Fugger, Raimund's Sohn, der im Jahre 1579 unverheirathet starb, als der reichste von allen Fuggern bezeichnet werden konnte. Mit seinem großen Vermögen stiftete er seinen Brüdern und Brüderkindern ein beträchtliches Fideikommiß, unter der Bedingung, daß die Erben 30,000 Fl. davon zu einer milden Stiftung ganz nach ihrem Gutdünken verwenden sollten.

Augsburg stand damals in seiner höchsten Handelsblüte. Durch seinen Handel war es mit allen Theilen der alten wie der neuen Welt in Beziehungen getreten. Ein Augsburger Kaufmann, Konrad Roth, versuchte um diese Zeit mit Hülfe seiner Handelsgesellschaft den Pfefferhandel als Monopol an sich zu bringen, indem er mit dem König Sebastian von Portugal durch einen Handelsvertrag die gesammte Pfeffer-Ernte Indiens um jährlich 1,300,000 Scudi an sich brachte. Derselbe unternehmende Handelsherr legte vor dem Frauenthor in Augsburg eine Zuckerfabrik an, um hier das aus Indien herbeigeholte Zuckerrohr verarbeiten zu lassen. Dieselbe Ausdehnung des Augsburg'schen Handels über die ganze weite Welt ward Ursache, daß eben so empfindliche Schläge die Unternehmungen der großartigen Spekulanten der alten Reichsstadt lahm legten. Während der niederländisch-spanischen Kriege, die zu einem großen Theile zur See geführt wurden, machte sich der Mangel einer deutschen Kriegsflotte besonders fühlbar, welche die Augsburg'sche Handelsflotte mit ihren kostbaren Ladungen auf dem Wege von Lissabon nach Antwerpen vor den plündernden Geusen zu schützen vermocht hätte. Dadurch ging, wie wir wissen, dem großen

Handelshause der Mannlich, die zu gleicher Zeit auch 7 Handelsschiffe auf dem Mittelmeer in See hatten, auf einmal eine Ladung im Werthe von 50,000 Fl. verloren und bereitete ihm den Sturz. Auch andere Handelshäuser, wie Georg Neumayer, Höhstetter, Langenauer, alle rasch aufgeblühte und in ihren Unternehmungen weitgreifende Firmen, gingen theils durch Schuld, theils durch Unglück eben so rasch wieder zu Grunde, als sie aufgekommen waren. Die Fugger'schen Verluste zur See wurden durch andere Gewinn bringende Geschäfte und Operationen übertragen. Es ist überhaupt bemerkenswerth, mit welcher Vorsicht die älteren Familien, wie die Welser und Fugger, einen Theil ihrer überflüssigen Kapitalien aus dem Handel zogen und durch Ankauf von Landgrundbesitz sicherten, wie sie endlich jeder bedrohlichen Verschwendung einzelner Familienglieder mit Ernst entgegentraten. So wurde im Jahre 1581 wieder ein Fugger, Raimund, auf Veranlassung seiner Brüder und Vettern wegen allzu prachtvoller Lebensweise vom Rathe als ein Verschwender erklärt. Doch wußte er den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich, dessen Mundschenk er war, zu bestimmen, daß dieser die den Fuggern in Gemeinschaft zuständige Grafschaft Kirchberg und die Herrschaften Weißenhorn, Marstetten, Pfaffenhofen und Wubenstetten in Verwaltung nahm und die Einkünfte derselben so lange zurückbehielt, bis sich die Brüder zu einem Vertrage bereit erklärten, wodurch Raimund wieder in sein Vermögen eingesetzt wurde. — Gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts gingen die Fugger rasch nach einander wieder neue glänzende Verbindungen mit den gräflichen Geschlechtern der Hohenzollern, Schwarzenberg und Oettingen ein. Die Feste bei diesen und anderen Gelegenheiten haben Berühmtheit erlangt, sowohl wegen der dabei entfalteten Pracht wie infolge ihres heiteren Verlaufes.

Am 24. Februar 1590 holte Anton Fugger, des Marcus Fugger Sohn, seine Braut Barbara, Gräfin von Montfort, mit mehr als 700 Pferden und mehreren sechsspännigen Kutschen ein und es fanden auf dem Weinmarkte an zwei Tagen glänzende Ritterspiele zu Pferde und zu Fuß statt. Am 27. desselben Monats ließ Christof Fugger dem Hochzeitspaare zu Ehren einen mit Leinwand umzogenen hohen Berg aus Holz, der den Parnaß vorstellen sollte und mit Musikanten besetzt war, auf dem Weinmarkt herumführen, daneben ein Schloß aus Brettern aufrichten und aus kleinen Feldstücken Freudenschüsse abfeuern, worauf das Ganze zu einem lustigen Feuerwerke in Flammen gesetzt wurde. Jeden Tag beschlossen köstliche Mahlzeiten, sowie heitere Bälle auf dem Tanzhaus. Als die Fugger, im Verein mit den Söhnen anderer vornehmen Familien, während der Fastnachtlustbarkeiten ein Karoussel abhielten, wobei Anton Fugger den Sieg davontrug, wurde eine lebendige Gans verkehrt aufgehängt und nach deren Kragen gerannt, wobei Georg Fugger dieselbe im Sprunge erreichte und herunterriß.

Freilich gerieth obengenannter Anton Fugger schon im Jahre 1594 in Folge seiner allzu großen Freigebigkeit und Prachtliebe in eine bedeutende Schuldenlast. Nun kam es wieder zu einer Menge weitläufiger Streitigkeiten vor dem Reichskammergericht, sowie vor dem Stadtgerichte zu Augsburg. Der hartbedrängte Schuldner entwich heimlich aus Augsburg, wurde jedoch unterwegs angehalten und an die Stadt ausgeliefert. Hier auf einer Stube des Rathhauses gefangen gehalten, erfolgte nunmehr die Aufnahme seines Vermögens in Anwesenheit

der beiden Bürgermeister, Marcus Welser's und Daniel Rehm's. Endlich kam mit Mühe und Noth im Jahre 1601 doch noch ein Vergleich mit den Gläubigern zu Stande, nach welchem Anton seine Güter Hainhofen, Ottmanshausen, Eichstetten und einige andere Besitzungen zur Tilgung seiner Schulden endgiltig abtreten mußte.



Der goldene Saal des Rathhauses zu Augsburg.

Des älteren Anton Sohn, Marcus Fugger, einer der angesehensten Augsburger Bürger, Kaiser Maximilian's II. und Rudolf's II. Rath und Stadtpfleger von Augsburg, starb am 18. Juni 1597. Er hatte sich durch Gelehrsamkeit, insbesondere durch eine deutsche Uebersetzung von Calixtus' und Baronin's kirchengeschichtlichen Werken, großen Ruf erworben; auch förderte er, wo er nur konnte, andere Gelehrte auf's Freigebigste. Seine Ehefrau, Sibylle von Eberstein, war durch 14 Kinder gesegnet. Ein anderer Fugger, Siegmund Friedrich, Jakob's Sohn, wurde um diese Zeit Bischof von Regensburg. Auch Philipp Eduard Fugger, Georg's Sohn, zeichnete sich durch große Gelehrsamkeit aus. Er überredete seine Brüder und Vettern, daß die von dem unverheirathet ge-

storbenen Christof Fugger zum Zweck einer Stiftung ausgesetzten 30,000 Fl. zum Bau eines Jesuiten-Kollegs in Augsburg verwendet und auch die für dessen Häuser gelösten Kaufgelder im Betrag von 12,000 Fl. dazu geschlagen wurden. Dabei war er höchst kunstsinnig, förderte die Prachtbauten seiner Vaterstadt, welche während der Jahre 1615 bis 1620 das vielbewunderte, im Renaissance-Stil ausgeführte neue Rathhaus zu Stande brachte — dessen „goldener Saal" zu den hervorragendsten Sehenswürdigkeiten jenes alten und berühmten Platzes gehört — vermehrte unter großen Geldopfern die schon von dem älteren Raimund begonnene Antiquitäten-Kammer fort und fort, und brachte eine Bibliothek von 15,000 Büchern zusammen, die jedoch im Jahre 1653 Kaiser Ferdinand III. käuflich überlassen wurde. Ein anderes hervorragendes Glied dieser Familie war Jakob, Domherr zu Regensburg und Konstanz, seit dem Jahre 1604 Bischof von Konstanz. Er war mit Eifer seinem Glauben zugethan, ohne blind gegen die Mängel in der Kirchenzucht zu sein, baute ein Kapuzinerkloster und förderte die Errichtung des beabsichtigten Jesuiten-Kollegs.

Andere Fugger wurden im XVII. Jahrhundert in des Kaisers Kriegs- und Civildiensten berühmt und schwangen sich zu den höchsten Ehrenstellen empor. Otto Heinrich Fugger, geboren 1592, führte im Jahre 1618 ein von ihm selbst geworbenes Regiment dem Herzog Alba gegen die niederländischen Protestanten zu, focht in kaiserlichen Diensten in Spanien, Frankreich, Deutschland und Böhmen und führte mit Tilly vereint den Krieg in Franken und Schwaben. Als kaiserlicher Generalfeldzeugmeister und Heerführer der kurbayerischen und ligistischen Armee, kämpfte er mit in der Schlacht bei Nördlingen und nahm im Jahre 1635 Augsburg ein, wo er den protestantischen Rath ab- und einen katholischen einsetzte. Er starb im Jahre 1644, nachdem er seine Familie — er war aus der noch blühenden Kirchheim'schen Linie — sowol in Bezug auf Ansehen wie auf Vermögen durch Erwerbung verschiedener Herrschaften noch um Bedeutendes gehoben hatte. Ein anderer Fugger, Johann Ernst, starb am 11. Mai 1672 als Präsident des kaiserlichen Reichshofraths.

Auch im Laufe des XVIII. Jahrhunderts zählte diese Familie zu den ersten und vornehmsten im Reiche. Während Mitglieder derselben die höchsten Ehrenstellen bekleideten, setzten die in ihrer Vaterstadt ansässigen das ererbte Handelsgeschäft ununterbrochen fort. Erst gegen Ende desselben Jahrhunderts entfremdeten sie sich immer mehr der lange gewohnten Beschäftigung, und als überhaupt für Augsburg, wie für ganz Deutschland, die Zeit eines langen, tiefempfundenen Verfalles eingetreten war, zogen sie sich vom Handel zurück und widmeten sich nur noch der Verwaltung ihrer zahlreichen Herrschaften, indem sie sich begnügten, die Vortheile zu genießen, welche ihnen ihre adelige Stellung für den Kriegs- und Staatsdienst bot. Aber auch jetzt fehlte es ihnen nicht an Glück und Gelegenheit, sich weiterhin hervorzuthun. Graf Anselm Maria Fugger, aus der Wellenburger Linie, geboren am 1. Juli 1766 und gestorben am 22. November 1821, wurde wegen seiner Verdienste von dem deutschen Kaiser Franz II. sammt seiner männlichen Nachkommenschaft am 1. August 1803 in den Reichsfürstenstand erhoben.

Heute steht das ehemalige Reichsfürstenthum Babenhausen, bestehend

der beiden Bürgermeister, Marcus Welser's und Daniel Rehm's. Endlich kam mit Mühe und Noth im Jahre 1601 doch noch ein Vergleich mit den Gläubigern zu Stande, nach welchem Anton seine Güter Hainhofen, Ottmanshausen, Eichstetten und einige andere Besitzungen zur Tilgung seiner Schulden endgiltig abtreten mußte.



Der goldene Saal des Rathhauses zu Augsburg.

Des älteren Anton Sohn, Marcus Fugger, einer der angesehensten Augsburger Bürger, Kaiser Maximilian's II. und Rudolf's II. Rath und Stadtpfleger von Augsburg, starb am 18. Juni 1597. Er hatte sich durch Gelehrsamkeit, insbesondere durch eine deutsche Uebersetzung von Calixtus' und Baronin's kirchengeschichtlichen Werken, großen Ruf erworben; auch förderte er, wo er nur konnte, andere Gelehrte auf's Freigebigste. Seine Ehefrau, Sibylle von Eberstein, war durch 14 Kinder gesegnet. Ein anderer Fugger, Siegmund Friedrich, Jakob's Sohn, wurde um diese Zeit Bischof von Regensburg. Auch Philipp Eduard Fugger, Georg's Sohn, zeichnete sich durch große Gelehrsamkeit aus. Er überredete seine Brüder und Vettern, daß die von dem unverheirathet ge-

storbenen Christof Fugger zum Zweck einer Stiftung ausgesetzten 30,000 Fl. zum Bau eines Jesuiten-Kollegs in Augsburg verwendet und auch die für dessen Häuser gelösten Kaufgelder im Betrag von 12,000 Fl. dazu geschlagen wurden. Dabei war er höchst kunstsinnig, förderte die Prachtbauten seiner Vaterstadt, welche während der Jahre 1615 bis 1620 das vielbewunderte, im Renaissance-Stil ausgeführte neue Rathhaus zu Stande brachte — dessen „goldener Saal" zu den hervorragendsten Sehenswürdigkeiten jenes alten und berühmten Platzes gehört — vermehrte unter großen Geldopfern die schon von dem älteren Raimund begonnene Antiquitäten-Kammer fort und fort, und brachte eine Bibliothek von 15,000 Büchern zusammen, die jedoch im Jahre 1653 Kaiser Ferdinand III. käuflich überlassen wurde. Ein anderes hervorragendes Glied dieser Familie war Jakob, Domherr zu Regensburg und Konstanz, seit dem Jahre 1604 Bischof von Konstanz. Er war mit Eifer seinem Glauben zugethan, ohne blind gegen die Mängel in der Kirchenzucht zu sein, baute ein Kapuzinerkloster und förderte die Errichtung des beabsichtigten Jesuiten-Kollegs.

Andere Fugger wurden im XVII. Jahrhundert in des Kaisers Kriegs- und Civildiensten berühmt und schwangen sich zu den höchsten Ehrenstellen empor. Otto Heinrich Fugger, geboren 1592, führte im Jahre 1618 ein von ihm selbst geworbenes Regiment dem Herzog Alba gegen die niederländischen Protestanten zu, focht in kaiserlichen Diensten in Spanien, Frankreich, Deutschland und Böhmen und führte mit Tilly vereint den Krieg in Franken und Schwaben. Als kaiserlicher Generalfeldzeugmeister und Heerführer der kurbayerischen und ligistischen Armee, kämpfte er mit in der Schlacht bei Nördlingen und nahm im Jahre 1635 Augsburg ein, wo er den protestantischen Rath ab- und einen katholischen einsetzte. Er starb im Jahre 1644, nachdem er seine Familie — er war aus der noch blühenden Kirchheim'schen Linie — sowol in Bezug auf Ansehen wie auf Vermögen durch Erwerbung verschiedener Herrschaften noch um Bedeutendes gehoben hatte. Ein anderer Fugger, Johann Ernst, starb am 11. Mai 1672 als Präsident des kaiserlichen Reichshofraths.

Auch im Laufe des XVIII. Jahrhunderts zählte diese Familie zu den ersten und vornehmsten im Reiche. Während Mitglieder derselben die höchsten Ehrenstellen bekleideten, setzten die in ihrer Vaterstadt ansässigen das ererbte Handelsgeschäft ununterbrochen fort. Erst gegen Ende desselben Jahrhunderts entfremdeten sie sich immer mehr der lange gewohnten Beschäftigung, und als überhaupt für Augsburg, wie für ganz Deutschland, die Zeit eines langen, tiefempfundenen Verfalles eingetreten war, zogen sie sich vom Handel zurück und widmeten sich nur noch der Verwaltung ihrer zahlreichen Herrschaften, indem sie sich begnügten, die Vortheile zu genießen, welche ihnen ihre adelige Stellung für den Kriegs- und Staatsdienst bot. Aber auch jetzt fehlte es ihnen nicht an Glück und Gelegenheit, sich weiterhin hervorzuthun. Graf Anselm Maria Fugger, aus der Wellenburger Linie, geboren am 1. Juli 1766 und gestorben am 22. November 1821, wurde wegen seiner Verdienste von dem deutschen Kaiser Franz II. sammt seiner männlichen Nachkommenschaft am 1. August 1803 in den Reichsfürstenstand erhoben.

Heute steht das ehemalige Reichsfürstenthum Babenhausen, bestehend

aus den Herrschaften Babenhausen, Boos und Kettershausen, 7 Q.=M. mit 11,000 Einwohnern, unter der Oberhoheit der Krone Bayerns, und der Enkel des ersten Fürsten, Fürst Leopold Fugger=Babenhausen, geboren am 4. Oktober 1827, bekleidet als bayerischer Kronoberstkämmerer die Würde eines erblichen Reichsrathes. Auch er bethätigt die in seinem Hause fortlebende Liebe zur Wissenschaft und zu den schönen Künsten. Er gilt, wie wir wissen, als ein besonderer Freund der historischen Malerei, seit er einen unserer tüchtigsten Geschichtsmaler, Hermann Wagner, gewonnen, um das Fugger=Haus in Augsburg mit prächtigen Fresken auszuschmücken. Das alterthümliche Gebäude hat eine Fronte von 26 Fenstern, deren unregelmäßige Stellung freilich dem Maler bei Ausführung des ihm gewordenen Auftrages mancherlei Schwierigkeit machte. Diesen hindernden Umstand überwandt der genannte Künstler jedoch auf solch' glückliche Weise, daß es eines geübten Auges bedarf, die störenden Zwischenräume herauszufinden.

Gegenwärtig hat Augsburg, wiewol es heute nur unter die deutschen Handelsstädte zweiten Ranges zählt, die durch den Dreißigjährigen Krieg ihm geschlagenen tiefen Wunden verschmerzt. Ist auch mit dem geschwundenen außerordentlichen Reichthum seiner ehemaligen Welthandelshäuser das belebende Element für Handel und Gewerbe auf lange Jahre verschwunden gewesen, so hat sich doch in den letzten Jahrzehnten ein frischeres Leben bemerkbar gemacht und die industrielle Wichtigkeit der altehrwürdigen Reichsstadt steigt zusehends von Jahr zu Jahr. Baumwoll= und Kammgarnspinnereien, Kattun= und Wollendruckereien, Draht=, Maschinen= sowie Seidenwaaren, Tabak=, Papier=, Pianoforte=Fabriken, Werkstätten, in denen Gaseinrichtungen und Chemikalien erzeugt werden, setzen tausend fleißige Hände in Bewegung. Noch immer unterhalten etwa zwanzig Bankhäuser einen lebhaften Verkehr mit Deutschland und den Nachbarländern, wenn er auch lange nicht mehr so bedeutend ist, wie ehemals. — Der 1866 aus Frankfurt flüchtende Bundestag vermochte nicht, Augsburg einen Theil des früheren Glanzes zurückzugeben; hoffentlich knüpft sich daran kein böses Omen für die altehrwürdige Stadt.



Blick auf das alte Augsburg.



Abfahrt eines Kauffahrers. (Nach dem Reisebericht des Seigneur Béthencourt.)

2.

Die Welser in Augsburg und Südamerika.

1. Die Welser in Augsburg.

Die Familie der Welser gehört zu den ältesten und ersten Patriziergeschlechtern der alten freien Reichsstadt Augsburg. Ein Octavian Welser von Augsburg starb als Kriegshauptmann Kaiser Heinrich's IV. im Jahre 1074, und von den Nachkommen wurde ein Bartholomäus Welser im Jahre 1196 Bürgermeister von Augsburg. Letzterem folgte 1211 im Amte sein und seiner Gemahlin Anna, gebornen Stolzhirsch, Sohn Konrad. Urkundlich wird zuerst im Jahre 1245 ein Heinrich Welser als Stadtpfleger von Augsburg genannt.

Im XIV. und XV. Jahrhundert verbanden sich die Welser vielfach durch wechselseitige Heirathen mit den anderen hervorragenden Geschlechtern ihrer Stadt, den Langenmantel, Gossenbrot, Rehlinger, Eggenberger und anderen. Um die Mitte des XV. Jahrhunderts war wieder ein Bartholomäus Welser,

einer der vornehmsten Bürger, Bürgermeister der Stadt und stand in großem Ansehen bei den Kaisern Friedrich III. und Maximilian, denen er die Huldigungen der Stadt und den Dank derselben für kaiserliche Gnadenbeweise darbrachte.

Gegen Ausgang des XV. und zu Anfang des XVI. Jahrhunderts waren die Welser das erste Handels- und Bankhaus von Augsburg, bis sie im Laufe des XVI. Jahrhunderts von den Fuggern überholt wurden. Sie standen damals in allen Handelszweigen Augsburgs oben an, hatten ihre Schiffe auf dem Mittelmeer, dem Rhein und in den deutschen Meeren, Niederlassungen in Wien, Venedig, Marseille und Lyon, Brügge und Antwerpen. Bis zur höchsten Blüte erhob sich dieses Haus, als seit der Auffindung des Seewegs nach Ostindien Lissabon Mittelpunkt des nun erst beginnenden Welthandels wurde und Spanien in den Besitz der Neuen Welt gelangte. Mit Kaiser Karl V. durch Geldgeschäfte eng verbunden, gründeten sie unter seinem Schutze in Spanien, wie durch ihre Verbindung mit den Königen Portugal's in Lissabon, großartige Kommanditen und betheiligten sich in beiden Ländern an den bedeutendsten Handels-Unternehmungen. Auf ihre Rechnung gingen portugiesische Karavellen nach Indien und brachten von den neu entdeckten Gewürzinseln werthvolle Ladungen nach Antwerpen, von wo sie durch Welser'sche Rheinschiffe nach Oberdeutschland geschafft wurden. Im Jahre 1504 stand dies Welthandelshaus an der Spitze einer großen Gesellschaft, die in Nürnberg und Augsburg zusammengetreten war, um die Reichthümer Indiens an Ort und Stelle herbei zu holen. Es wurden zu diesem Zwecke, wie erzählt wird, mit einem Aufwand von 66,000 Dukaten drei Schiffe ausgerüstet und unter dem Schutze der portugiesischen Königsflotte ausgesandt. Sie kehrten im vierten Jahre beladen mit Droguen, Gewürzen, Edelsteinen und anderen kostbaren Waaren aus Ostindien zurück und brachten der Gesellschaft einen Gewinn von 175%.

Wie die Fugger, so nahmen auch die Welser den lebhaftesten Antheil an dem damals, besonders in Böhmen und den österreichischen Ländern, blühenden Bergbau und sie fanden auch hierbei ihre Rechnung in Folge der Gunst der österreichischen Fürsten, denen sie, wie nicht minder den immer geldbedürftigen deutschen Kaisern, aus ihrem stets bereiten Handelsvermögen zu jeder Zeit große Kapitalien vorschießen konnten. Auch sie gehörten zu den ersten Banquiers und Gläubigern der kaiserlichen Krone und hatten sich besonders Karl V. verpflichtet, welchem Bartholomäus Welser, damals Bürgermeister in Augsburg, im Verein mit den Fuggern und anderen Augsburg'schen Häusern, 12 Tonnen Goldes (2,400,000 Thaler) vorgestreckt hatte. Ebenso dienten die Welser, gleich andern Augsburger und Nürnberger Handelshäusern, welche Handels-Niederlassungen in Lyon, Marseille und an anderen französischen Orten unterhielten, als Banquiers den Königen von Frankreich, womit sie freilich die Handels-Begünstigungen, welche sie genossen, oft theuer genug bezahlen mußten.

Das Schuldverhältniß zu dem deutschen Kaiser benutzte vornehmlich der zum kaiserlichen Rath ernannte Bartholomäus Welser als ein Mittel zur Hebung seiner großartigen Unternehmungen, und vor Allem, um für seine Theilnahme an dem Bergbau in den kaiserlichen Kronländern günstige Bedingungen auszuwirken. In Folge dessen brachte der Silberbergbau in Joachimsthal, ebenso

die Silber- und Kupferwerke auf dem Kuttenberg in Böhmen, reichen Gewinn. Zu letztgenanntem Zwecke hatte er mit Hans Ebner und Augustin Tichtel von Nürnberg um das Jahr 1525 eine Gesellschaft errichtet und mit einer sächsischen Berggewerkschaft, deren Hauptheilnehmer Hieronymus Walter von Leipzig und Gregor und Marcus Schütz von Geyer im Erzgebirge waren, einen Vertrag geschlossen, nach welchem dieselbe das auf dem Kuttenberge gewonnene Kupfer dem Bartholomäus Welser und seiner Gesellschaft um einen festgesetzten Preis abzuliefern hatte. Bald aber kam es zwischen beiden Parteien zu Streitigkeiten, denn die Welser strebten, wie es scheint, dahin, die Bergwerke allein an sich zu bringen. Auf Anregung des Herzogs Georg von Sachsen bestellten die Räthe von Augsburg und Nürnberg ein Schiedsgericht. Dasselbe entschied, daß die sächsische Gewerkschaft, welche diese Kupferwerke zuerst an sich gebracht hatte, den Welsern jährlich kaufsweise 2000 Centner Kupfer liefern und die Welser wieder den Nürnbergern Hans Ebner und Augustin Tichtel auf zwei Jahre hiervon jährlich 1000 Centner überlassen sollten, wogegen diese jede Mark daraus gewonnenen Silbers mit 8$^{3}/_{4}$ Fl. rh. und jeden Centner Kupfer mit $^{1}/_{2}$ Fl. rh. zu vergüten haben sollten. Würde aber dieses Kupferbergwerk in Verlust gerathen und die Gewerkschaft könne nunmehr die ausbedungene Lieferung nicht erfolgen lassen, so sollten auch die Welser nicht zur Lieferung an Ebner und Gen. verpflichtet, diese aber auch nicht zur Abnahme der Lieferung verbunden sein, wenn ihnen etwa während dieser Zeit ihre Hütten von Kriegsleuten abgebrannt würden. Aus diesem gemeinsamen Geschäfte entstanden eine Menge Weitläufigkeiten und Beschwerdeführungen in Folge von Beeinträchtigungen, über welche sich die sächsische Gewerkschaft beklagen zu dürfen glaubte. Noch andere Schwierigkeiten erwuchsen für die Welser aus dem Transporte ihrer Kupfermassen. Da wegen der mißlichen Verhältnisse in Ungarn die Straßen nach dem Süden unsicher waren, so mußte das gewonnene Kupfer aus Böhmen durch Polen bis an die Küste der Ostsee und von hier zu Schiffe nach den Niederlanden bis Antwerpen geschafft werden. In Krakau aber wurden ihnen trotz der Geleitsbriefe des Königs von Polen, auf Grund der Stapelrechte dieser Stadt, 2000 Centner angehalten, und wiederum kam es zu umständlichen Verhandlungen, zu Vorwürfen wegen „eigennütziger Practica" Seitens der Welser gegenüber ihren Nürnberger Geschäftstheilnehmern, die wiederholt deshalb Klage führten, daß die Welser damit umgingen, den Kupferbezug an sich allein zu bringen. Es wollte indessen den Welsern nicht gelingen, bei jenen Bergwerks-Geschäften der Nürnberger Gesellschaft einen erheblichen Vorrang abzugewinnen.

Noch großartiger und viel weit ausschauender gestalteten sich unter dem vorhin genannten Bartholomäus, die Unternehmungen des Welser'schen Hauses in der Neuen Welt, als es durch seine Versuche zur Eroberung Venezuela's seinen Namen auf immer in die Geschichte der Entdeckung des vierten Erdtheiles verflocht. Um uns die Bedeutung der sich hieran knüpfenden denkwürdigen Begebenheiten klar zu machen, ist es gerathen, uns die Zeit und die Ereignisse zu vergegenwärtigen, in Folge deren deutscher Unternehmungsgeist und deutsche Tapferkeit auf einem fernen Schauplatz mit der Thatenlust der Spanier wetteiferten, schließlich jedoch der Mißgunst und Habgier ihrer Widersacher weichen mußten.



Kaufgewölbe im Mittelalter.

2. Die Spanier in Nord- und Südamerika.

In den Jahrhunderten vor Columbus hatte sich das gewerbliche und staatliche Leben der Völker Europa's vorzugsweise an den Gestaden des Mittelmeeres, der wichtigsten Verkehrs- und Wasserstraße der alten Welt, zusammengedrängt. Als jedoch in der Periode nach den Kreuzzügen die Türken gen Konstantinopel und Alexandrien vordrangen, traten, im Laufe des XV. und XVI. Jahrhunderts immer empfindlichere Störungen ein. Der Verkehr mit den östlichen und südlichen Gebieten Asiens, durch welchen Venedig und Genua zu üppiger Blüte gediehen waren, begann zu stocken, und das Schwarze sowie das Rothe Meer hörten auf, jene vielfach besuchten Handelsstraßen zu sein, auf denen sonst die Schätze des Orients nach dem Abendlande hin strömten.

Die Völker Europa's sahen sich nach anderen Wegen um. Geleitet durch die

weisen Anordnungen ihres Prinzen Heinrich, „des Seefahrers", gingen die Portugiesen voran und versuchten, wenn auch zunächst noch behutsam, Grad für Grad im Atlantischen Ozean weiter nach Süden, der Westküste Afrika's entlang, zu dringen. Mit den Erfolgen wuchs ihr Muth. Bereits 1486 hatte Diaz das Kap der guten Hoffnung erreicht. Seine Landsleute suchten, noch immer vorsichtig, nun um Afrika herum nach einem Wege zu den Gewürzen, Edelsteinen und übrigen Schätzen Ostindiens. Zugleich streckten sie damit ihre Hände aus nach dem Scepter der Seeherrschaft; denn dasjenige Volk, welches auf dem Meere am mächtigsten ist, schreibt den andern Nationen der Erde Gesetze vor.

Die Spanier nahmen den Wettkampf mit ihren portugiesischen Nachbarn auf. Der Genuese Columbus suchte in ihrem Dienste nach Westen über den Ozean einen Weg, ebenfalls um — Indien zu erreichen, und entdeckte (12. Oktober 1492) Amerika. Während die Portugiesen unter Vasco de Gama sich 1498 in Indien festsetzten und Wunder der Tapferkeit bei ihrem Zusammentreffen mit den Heeren der Hindu und mit den Flotten der Araber verrichteten, reiften auf der anderen Hälfte unserer Erdkugel die Geschicke, welche dazu bestimmt schienen, dem stolzen Volke der Spanier die Weltherrschaft, wenigstens eine Zeit lang, zu überliefern. Im Auslande hielten die Triumphe seiner Waffen Schritt mit der Entwickelung und dem Gedeihen der Künste im Innern. Spanien sah sich vergrößert durch wichtige Erwerbungen in Europa und Afrika und die Neue Welt jenseits des Meeres ergoß ihre unermeßlichen Schätze, gleich wie sie kühnen Männern ein unbegrenztes Feld zu großen Unternehmungen darbot.

Mit Columbus ist die Geschichte der Menschheit in einen neuen Zeitabschnitt getreten: denn seit Amerika's Entdeckung ist eine völlige Umwälzung über die bürgerlichen und gewerblichen Verhältnisse der Alten Welt gekommen. Indessen war Columbus noch in dem Glauben gestorben, die östlichste Küste Asiens aufgefunden zu haben. Spanier und Portugiesen machten, als die Auffindung unermeßlicher Erdtheile im Osten und Westen seitdem Schlag auf Schlag erfolgte, Ansprüche auf die Herrschaft über die ganze außereuropäische Welt. Papst Alexander IV., um seine Entscheidung angegangen, theilte i. J. 1493, durch einen Federstrich auf der Karte (25 deutsche Meilen westlich der Azoren), die Erde in zwei Hälften und sprach die östliche den Portugiesen, die westliche den Spaniern zu. Heutzutage fehlt uns beinahe jedes Verständniß für einen solchen Vorgang, denn unseren geistig freieren Anschauungen entspricht nicht mehr die früher so geläufige Verwechslung zwischen kirchlicher und weltlicher Gewalt. Damals war indeß jener willkürliche Machtspruch hinreichend, um Portugiesen wie Spanier zu einem wahren Wetteifer behufs beschleunigter Besitzergreifung der ihnen zuertheilten Gebiete zu begeistern. Jedes fortan neu entdeckte Land ward durch entsprechende Zeichen, sei es durch Aufpflanzen des Banners, Errichtung von Denksäulen, sei es wenigstens durch Einschneiden von Merkmalen in Baumstämme, für Eigenthum einer der beiden Kronen erklärt. Alle Rechte und Ansprüche der bisherigen Bewohner galten hierdurch als aufgehoben. Boden und Besitz der sogenannten Wilden oder „Indianer" gehörten fremden Eindringlingen und die Eingeborenen geriethen in vollständige Knechtschaft, wenn sie nicht kriegerisch und entschlossen genug waren, sich einem derartigen Ansinnen zu widersetzen.

Durch die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Weges um's Kap der guten Hoffnung, war ein neuer Heldengeist, nach einer Seite hin dem während der Kreuzzüge herrschenden nicht unähnlich, erwacht. Alljährlich waren seitdem unternehmende Männer zu neuen Entdeckungen ausgezogen. Wer mochte auch müßiger Zuschauer bleiben, wo der Geld-, Ruhm- und Ehrbegierde ein so weites Feld offen stand? Ueberbrachte doch fast jedes in Spanien anlangende Schiff bald Schätze und neue Waaren, bald Kunde von neuen Entdeckungen! Es gab keine Gefahr mehr, vor welcher kühne Seefahrer und Kriegsmänner zurückgeschreckt wären!

Bereits in den Jahren 1499 und 1500, ein Jahr nach der Entdeckung der Küste von Cumana durch Christoph Columbus, landete der Spanier Alonzo de Hojeda in Begleitung des Juan de la Cosa und Amerigo Vespucci an der Küste von Venezuela, und war vom Essequibo bis zum Vorgebirge de la Vela vorgedrungen. Bald nach den Genannten erschien auch Pedro Alonzo Ninno an der Küste von Paria und fand die Salzwerke von Aragoa. Bereits im folgenden Jahre untersuchte der zum Statthalter von Coquibocoa ernannte Hojeda zum wiederholten Male das venezuelische Küstengebiet. Ein Zufall hatte schon im Jahre 1500 den portugiesischen Seefahrer Cabral an die Küste von Brasilien geworfen, welcher jenes ausgedehnte Land für die Krone von Portugal in Besitz nahm. Nun fing auch der Süden von Amerika an sich den Europäern zu erschließen. Im Jahre 1510 führte Francisco de Eurico von Nordwesten her eine Expedition nach Darien, und unter unglaublichen Beschwerden, welche die Beschaffenheit des Landes und die feindseligen, von kriegerischen Häuptlingen beherrschten Eingeborenen den verwegenen Abenteurern bereiteten, überstieg Vasco Nuñez de Balboa in Begleitung einer kleinen Schaar die Landenge von Panama. Der Zufall zeigte ihm den Weg dahin.

Er hatte von den Indianern so viel Goldbleche eingetrieben, als er bekommen konnte. Einst stritten sich seine Leute bei der Theilung, als ein junger Kazike ausrief: „Wie könnt Ihr Euch wegen solchen Tandes zanken? Wenn Euch so sehr danach dürstet, will ich Euch ein Land zeigen, wo sich Ueberfluß davon findet: es liegt an dem andern Ozean, der nur sechs Sonnen (Tagereisen) von hier entfernt ist.“ Er meinte Peru und der „andere Ozean“ war das Stille Meer. Sofort sandte Balboa Botschafter an den Statthalter von Hispaniola, um durch ihn Theilnehmer für seine Unternehmung gegen das stark bevölkerte Peru zu erhalten. Bald konnte er sich mit 190 kühnen Männern den Weg nach dem bezeichneten Ziele bahnen. Tausend Indianer, ihm von befreundeten Kaziken überlassen, trugen die Lebensmittel und das Gepäck. Der Weg war höchst beschwerlich; er führte durch feuchte Niederungen, über breite Ströme und hohe Berge, dazu dichtverwachsene Wälder, giftige Schlangen und lästiges Ungeziefer. Statt sechs hatte man schon 25 Sonnen gebraucht — das Volk fing an zu murren und feindliche Häuptlinge nöthigten zu unaufhörlichen, wenn auch stets glücklichen Kämpfen.

Endlich erklomm man das nächste Ziel eines beschwerlichen Tagewerkes.

Der Stille Ozean lag vor den Füßen der Spanier und breitete sich unabsehbar am Horizont aus. Da schlug das Herz feurig auf in der Brust dieser

rauhen Männer, unwillkürlich bog sich das Knie und die Hand faltete sich zum Gebete. Balboa aber eilte nach dem Strande, watete in's Meer mit Schwert und Flagge und nahm das Weltmeer für den König von Spanien in Besitz. Doch er fühlte sich zu schwach, mit seinen geringen Streitkräften noch weiter gen Süden vorzudringen und das reich bevölkerte Peru anzugreifen. Darum sammelte er wenigstens so viel Gold, als er vermochte, und sandte es seinem Könige, ihn um fernere Unterstützung an Leuten bittend.



Balboa ergreift Besitz vom Stillen Ozean.

Der mißtrauische Monarch bestätigte ihn jedoch nicht in der Statthalterschaft der erworbenen Länder, sondern verlieh den wichtigen Posten einem Intriganten, dem Pedrarias Davila, dem er 1200 Kriegsleute mitgab. Diesem Trupp schlossen sich freiwillig noch weitere 1500 Spanier an. Doch die Unternehmungen unter dem unfähigen Davila liefen schlecht ab, während Balboa, der inzwischen dessen Eidam geworden, selbst in seiner untergeordneten Stellung glücklicher war. Eifersüchtig und von Haß erfüllt gegen diesen von seinen Kriegern geliebten

Anführer, benutzte jener erbärmliche Wicht eine Gelegenheit, den tapfern Schwiegersohn gegen Recht und Gebrauch vor Gericht zu stellen und der Auflehnung anzuklagen. Balboa's Haupt fiel trotz der inständigen Bitten der ganzen Kolonie (1517).

Zu derselben Zeit suchte Diaz de Solis, indem er sich südlicher hielt, in den Stillen Ozean und von da nach Indien zu gelangen. Schon glaubte er das große Weltmeer gefunden zu haben, als er beim Weiterfahren bemerkte, daß er in einen Fluß, den La Plata, gerathen war. Bei einem Versuche, in diesen Gegenden zu landen, ward er mit mehreren seiner Leute von den Eingeborenen ergriffen und erschlagen.

Doch was dem Spanier mißglückte, gelang dem Portugiesen Magelhaens. Jener große Seefahrer hatte sich lange in Ostindien aufgehalten, war jedoch mit Undank belohnt worden und voll Mißmuth in die Dienste Karl's V. getreten. Diesem versprach er, einen Weg nach Ostindien von Westen her zu entdecken, und hielt Wort. Mit fünf Schiffen verließ er am 10. April 1519 Spanien, und erreichte freilich erst im Januar 1520 den La Plata. Nachdem er die Küste genauer untersucht hatte, hielt er sich südlich, da er überzeugt war, dort endlich eine Meerenge zu finden. Es war Ende März, der Winter der südlichen Erdhälfte mit Schnee und Kälte hereingebrochen und Magelhaens irrte noch immer vergeblich umher, bis er sich endlich genöthigt sah, in einen Meerbusen zur Ueberwinterung einzulaufen. Schon hatte er eines seiner Schiffe verloren, die unzufriedene Mannschaft der drei anderen brach in Empörung aus. Mit Hülfe einiger Getreuen dämpfte er jedoch den Aufstand und ließ die Empörer hinrichten oder an wüsten Orten aussetzen. Der Winter war kaum vorüber, als er sich wieder auf den Weg machte. Bald gelangte er an eine westliche Durchfahrt. Zwanzig Tage segelte er in der an Klippen und Inseln so reichen, höchst gefährlichen Straße; ein zweites Schiff ging ihm verloren. Endlich am 27. November 1520 erblickte er unter Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott die unermeßliche Südsee. Ein günstiger Wind trieb ihn nordwestlich vorwärts, er fand die Ladronen und die Philippinen, bald darauf aber am 26. April 1521 frühzeitig seinen Tod. Die Mannschaft setzte die Reise weiter fort, erreichte den 8. November Borneo und traf hier schon Portugiesen, welche nicht wenig erstaunt waren, die Spanier aus Osten kommen zu sehen. Mit indischen Gewürzen beladen, langte das einzige übriggebliebene Schiff den 7. September 1522 glücklich in Spanien an, nachdem es die erste Reise um die Erde gemacht hatte.

Als Kaiser Karl V. im Jahre 1516 die Regierung seines spanischen Königreiches antrat, dehnten sich, in Folge des ritterlichen Sinnes und des Unternehmungsgeistes jenes Volkes, die neuen Entdeckungen auf der andern Seite des Ozeans schon vom Meerbusen von Honduras bis zum La Plata aus. Doch die Ufer des großen Golfs von Mexiko waren dem Auge des Seefahrers noch verborgen geblieben. Indeß auch zu ihrer Entschleierung war die Zeit gekommen.

Von der bereits 1492 durch Columbus aufgefundenen Insel Cuba liegt das alte Kulturland Mexiko nur 30 Meilen entfernt. Dennoch vergingen 23 Jahre, ehe die Europäer den östlichen Theil jenes werthvollen Gebietes auffanden. Sieht man von der Fahrt des Hernandez de Cordova ab, welchen heftige Stürme

nach dem Kap von Catoche verschlagen hatten, so gebührt Juan de Grijalva die Ehre der Entdeckung von Mexiko. Er war im Jahre 1518 von der Insel Cozumel aus nach dem Festlande von Yucatan gelangt und nach einer Fahrt während mehrerer Monate, längs der mexikanischen Küste hin, mit Schätzen beladen nach Cuba zurückgekehrt. Was Grijalva unvollendet gelassen, das führte in glänzendster Weise Ferdinand Cortez durch, der Zerstörer des Aztekenreiches und Eroberer von Mexiko. Er landete den 4. März 1519 an der Mündung des Tabasco mit nicht mehr als 508 Fußsoldaten, 16 Reitern und 109 Matrosen. An Feuerwaffen hatte man nur 10 Kanonen und 13 Flinten, außerdem 30 Armbrüste; die übrigen Soldaten waren nur mit Schwertern und Spießen versehen. Mit diesem Häuflein Bewaffneter drang Cortez in ein an Hülfsmitteln aller Art reiches Land, dessen bereits auf einer hohen Stufe der Gesittung stehende Bewohner waffenkundig und tapfer waren. Eine Provinz nach der andern fiel in die Hände des eben so klugen wie heldenmüthigen Spaniers und zuletzt, zum zweiten Male, die gänzlich zerstörte, ehemals so glanzvolle Hauptstadt der Azteken nach einer langwierigen, an Großthaten von beiden Seiten reichen Belagerung. Ferdinand Cortez hatte seinem kaiserlichen Herrn, Karl V., das schönste Königreich der Welt, für damals den werthvollsten Theil des nordamerikanischen Kontinents, erworben. Der mächtigste Fürst der Christenheit durfte sich von nun an „Herr zweier Welten“ nennen. Der mit verhältnißmäßig geringen Mitteln errungene außerordentliche Erfolg brachte ganz Spanien in Bewegung.

Gewannen auch nicht alle jene Tausende, welche von nun an die hispanische Halbinsel jahraus jahrein zur Bewältigung des neuen Welttheils aussendete, den höchsten Preis erträumten Erdenglückes, Ruhm und Gold, wonach ihre Seele dürstete, so füllt doch die Geschichte ihrer oft wunderbaren Thaten in der westlichen Hälfte unserer Erdkugel viele der merkwürdigsten Seiten im Lebensbuche der Menschheit. Zu diesen Großthaten gehört auch die Unterwerfung der Westküste von Südamerika, welche gleichfalls unter der Regierung Karl's V., nur wenige Jahre nach der gänzlichen Eroberung von Mexiko, erfolgte. Das von dem unglücklichen Balboa unvollendet gelassene Unternehmen, die Gewinnung der Länder südlich der Landenge von Panama, ward von zwei kühnen Männern, Francisco Pizarro und Diego Almagro, fortgesetzt und durchgeführt. Beide waren von niedriger Herkunft, ja von Ersterem wird erzählt, daß er als Knabe die Schweine gehütet habe. Später trieb ihn sein Feuergeist zur Theilnahme an den Kämpfen in Italien, zuletzt nach Amerika, wo er Balboa und Cortez kennen lernte. Nach des Ersteren Hinrichtung verlegte der unfähige Pedrarias die Kolonie auf die entgegengesetzte Seite der Landenge von Panama, allein hierdurch ward in der Sache nichts gebessert, denn ihm mangelte die Gabe, etwas Tüchtiges auszuführen. Dagegen stellten Pizarro und Almagro sich an die Spitze einer Expedition nach dem mächtig lockenden Peru. Es war im November 1524, als sie gen Süden abfuhren. Erst 1526 gelangten sie mit nicht ganz 100 Mann nach dem gepriesenen Goldlande. Das feuchtheiße Klima der niederen Tropen-Gegenden hatte einen großen Theil der Entdeckungslustigen hingerafft. Da eine Niederlassung unter solchen Umständen nicht ausführbar schien, begnügte sich Pizarro mit vortheilhaften

Tauschhandels-Geschäften. Er erlangte von den Eingeborenen eine Menge silberner und goldener Gefäße, sowie andere Proben ihres Kunstfleißes, und begab sich, mit Schätzen beladen, nach etwa drei Jahren auf die Heimreise. Glücklich in der Kolonie auf Panama wieder angekommen, fand er Pedrarias' Nachfolger abgeneigt, ihn bei weiteren Unternehmungen zu unterstützen, weshalb er selbst sich nach Spanien begab. Hier machte er dem Kaiser eine so rührende Darstellung der erlittenen Drangsale, sowie eine solch' gewinnende Schilderung der winkenden Reichthümer Peru's, daß Karl V. ihn zum Statthalter des zu erobernden Landes ernannte. Aber greifbare Vortheile erlangte er dadurch nicht; die Kosten der Unternehmung mußten Pizarro und seine Freunde selber beschaffen.

Im Jahre 1531 landete der Statthalter Peru's mit drei kleinen Schiffen, 180 Mann zu Fuß, mehreren Geschützen, sowie 36 Reitern, nach einer schnellen und glücklichen Fahrt an der Küste des Goldlandes. Die Bewohner wurden entweder verscheucht oder unterworfen und am Flusse Piura bei St. Michael die ersten festen Niederlassungen in Südamerika gegründet.

Reiche Beute lohnte das Wagniß der kühnen Eindringlinge, die nicht einmal so zahlreich erschienen waren, wie des Cortez Begleiter.

Von hier aus begann Pizarro den Angriff auf den Mittelpunkt des Reiches, wobei er einen Streit des Königs mit dessen Stiefbruder auszunützen wußte. Der Eroberer lud den Inka (König) Atahualpa zu sich ein und ließ ihm sagen, er sei der Abgesandte eines großen Königs und geneigt, ihm beizustehen. Der arglose Fürst erschien auf das Reichste und Prachtvollste geschmückt, begleitet von seinem Hofstaate, sowie von einem Heere von 30,000 Mann. Da trat ein spanischer Priester zu ihm heran, richtete in castilianischer Sprache eine lange Rede an ihn, in welcher er die wichtigsten Glaubenssätze des Christenthums entwickelte. Der Inka möge sofort die christliche Religion annehmen, — so endete der unermüdliche Sprecher, — dann werde man als Freund ihn schützen, im Falle der Weigerung aber ihn als Feind der Christen behandeln. Nur die Kriegsdrohung verstand der erstaunte Monarch; alles Uebrige blieb ihm, sowie seiner Umgebung, ganz unverständlich, noch unverständlicher ward es in Folge der ungeschickten Auslegung eines ungebildeten Dolmetschers. Der König antwortete, daß er nur seinen eigenen Glauben für den wahren halte, berief sich auf sein Recht an seinem ererbten Reiche, wies hin auf seine Macht und Gewalt und fragte, woher der Priester sein Wissen und seinen Glauben habe? Dieser antwortete, dies Alles stehe in dem Buche der Bücher, in welchem Gottes Wort enthalten sei, und reichte ihm die heilige Schrift dar. Der Inka, unbekannt mit den europäischen Schriftzeichen, hielt das Buch an's Ohr und sagte: „Es schweigt und sagt mir nichts!" worauf er es gleichgiltig zur Erde warf. Eine unheildrohende Bewegung durchlief die Reihen der Spanier. „Wehe, wehe!" rief der ergrimmte Priester; „der verruchte Heide hat das Evangelium entweiht! Zu den Waffen, ihr Christen! Rächt diese Schmach an den Ungläubigen!"

Jetzt gab Pizarro das Zeichen zu dem vorher schon verabredeten Angriffe, Atahualpa selbst ward gefangen genommen, seine Getreuen wurden niedergemetzelt oder in die Flucht geschlagen. Viertausend Todte blieben auf dem Platze.

Unter Blutvergießen begann die Eroberung des Landes, unter Blutver-

gießen ward sie fortgesetzt. Als der König wahrnahm, wie sehr den schlimmen Gästen nach Gold gelüstete, versprach er, das ganze Zimmer, in dem er sich befände, mit diesem Metalle zu füllen, so hoch, als er reichen könne, wenn man ihm die Freiheit wiedergäbe. „Wie“, rief Pizarro mit freudig staunenden Blicken, „das wolltest, das könntest Du?“ Sogleich nahm er ein Stück Kohle und zog in der angegebenen Höhe ringsum einen Strich durch das 22 Fuß lange und 16 Fuß tiefe Gemach. Kaum hatten die Peruaner gehört, daß ihr Monarch durch Gold befreit werden könne, so brachten sie ihre Schätze herbei und boten sie den habgierigen Spaniern an; doch des Inka Bruder, der ihm feindlich gesinnte Huascar, versprach noch mehr Gold, um Pizarro für sich zu gewinnen, weshalb Atahualpa den gefährlichen Nebenbuhler sofort ermorden ließ. Wegen dieses Mordes, sowie wegen seines Heidenthums vor Gericht gestellt, ward der unglückliche Herrscher für schuldig befunden — und zum Feuertod verurtheilt. Schon sollte der bedauernswerthe Monarch verbrannt werden, da trieb ihn die Todesangst, sich zum Christenthum zu bekehren, und er wurde deshalb nur zur Erdrosselung am Pfahle begnadigt. Selbst unter Pizarro's entarteter Rotte fehlte es nicht an Männern, welche diese Schandthat eine Entehrung des spanischen Namens nannten.

Die Hauptstadt Cuzco ward nun von Pizarro ohne Schwierigkeiten erobert; allein er gerieth jetzt in häufigen Streit mit Almagro, welchem unterdessen die Statthalterschaft über die Länder südlich von Pizarro's Gebiete verliehen worden war.

Zur Eroberung von Chile hatte Almagro eine beherzte Schar über die wildesten und höchsten Gebirge geführt. Mangel an den nothwendigsten Lebensmitteln und eine so strenge Kälte waren eingetreten, daß viele Spanier den Entbehrungen sowie den Unbilden der Witterung erlagen. Mittlerweile gelang es Pizarro, sich in Peru einzurichten. Er begann, das heutige Lima zu erbauen, und glaubte sich schon so sicher in seiner Stellung, daß er mehreren Offizieren die Erlaubniß ertheilte, mit geringer Begleitung das Land nach Gold zu durchforschen. Diese Umstände benutzte Manco Capac, ein Bruder Huascar's, zu dem Versuche, das Joch der Unterdrücker abzuschütteln. Auf seinen Ruf sammelten sich viele Tausende, begeistert für die Freiheit ihres Vaterlandes. Mit frischem Muth und neuer Thatkraft griffen sie Lima wie auch Cuzco an und trieben die Spanier und ihre Verbündeten so in die Enge, daß Letztere dem Verhungern nahe waren. In diesem Augenblicke höchster Gefahr erscheint urplötzlich Almagro im Rücken der Eingeborenen, schlägt ihre Scharen, bemächtigt sich hierauf der Stadt Cuzco und führt die beiden Brüder Pizarro's, Fernandez und Gonzalo, gefangen davon. Von diesem Allen hatte Francisco Pizarro keine Ahnung. Nachdem er über die Peruaner bei Lima gesiegt, gedachte er, nunmehr Cuzco zu entsetzen — da stieß sein Heer auf Almagro und wurde gänzlich geschlagen.

Almagro's Herrschaft über Südamerika schien gesichert — doch nur kurze Zeit dauerte seine Zuversicht, Pizarro wußte ihm durch List den Lorbeer zu entreißen. Es kam zwischen diesen unversöhnlichen Feinden nochmals zum Kampfe, in welchem Almagro unterlag. Zum Tode verurtheilt, ward er im Gefängnisse erdrosselt und zuletzt noch öffentlich enthauptet.

Kaum hatte man in Spanien die verruchte That erfahren, als die Regierung Cristoval Vaca del Castro nach Peru sandte, um die Sache streng zu untersuchen und an Pizarro's Stelle, falls dieser nicht mehr am Leben, die Statthalterschaft zu übernehmen. Inzwischen hatte Francisco Pizarro den Haß aller Freunde des hingerichteten Almagro auf sich geladen. Um seinen Vater zu rächen, entwarf der junge Almagro, der Mittelpunkt der Mißvergnügten, einen Plan zur Ermordung des Statthalters.

Es war Montag, der 26. Juni 1541, da stürzte der Hauptmann Herrada, der Erzieher des jugendlichen Empörers, an der Spitze von 18 Verschworenen auf die Straße und rief: „Lange lebe der König, doch Tod dem Tyrannen!" Die Verschwornen drangen in den Palast Pizarro's in dem Augenblick ein, als dieser sich von der Tafel erhoben hatte. Einige der Anwesenden suchten sich durch verwegene Sprünge aus dem Fenster zu retten, nur eine kleine Schar flüchtete mit dem Statthalter in ein Zimmer im Innern des Palastes.

Dort entspann sich ein erbitterter Kampf. Der alte Löwe vertheidigte den Eingang mit Schild und Schwert und zeigte das Feuer eines jungen Kriegers. „Getrost, Kameraden!" rief er, „wir sind noch immer genug, die Verräther zu strafen!" Zuerst fiel nach langem Kampfe sein Stiefbruder Alcantara an seiner Seite, dann stürzten seine übrigen Begleiter und endlich fand auch er den Tod durch einen gefährlichen Lanzenstich in die Kehle.

Die Zahl seiner Anhänger scheint bei Pizarro's Tode keine überwiegend große gewesen zu sein, denn es scharten sich rasch die tüchtigsten Krieger um den jungen Almagro, und bald stand dieser an der Spitze einer so ansehnlichen Macht, daß er seine Ansprüche auf die Statthalterschaft durchsetzen zu können glaubte.

Schon rüsteten sich die feindlichen Parteien zum Kampfe, als Vaca del Castro in Peru anlangte und die Entscheidung der spanischen Regierung ankündete. Nun nahm die Lage der Dinge eine andere Gestalt an. Der Widerstand Almagro's und seiner Partei war vergeblich. Es kam 1542 zu einem Treffen zwischen ihnen und den königlichen Truppen, worin Almagro unterlag. Er flüchtete, doch verrathen und ergriffen, ward er nach Cuzco geschleppt und hier enthauptet. — Trotz aller Zwistigkeiten unter sich, welche fast ein Jahrzehnt dauerten, behaupteten dennoch die Spanier das durch eine Hand voll Menschen gewonnene Land, und bald reichte ihre Herrschaft bis zum 40. Grad südlicher Breite.





Erstes Zusammentreffen mit den Eingeborenen.

3. Die Eroberung von Venezuela und Entdeckung von Neugranada auf Veranlassung der Welser.

Herr von Deutschland und den Niederlanden, von Spanien und einem Theil Italiens, hatte Kaiser Karl V. zugleich die größten und wichtigsten Gebiete der Neuen Welt unter seiner Oberhoheit. So schien es eine Zeitlang, als müsse den Spaniern die Weltherrschaft von selbst zufallen. Sie galten seit Magelhaens' berühmter Fahrt um die Erde für die ersten Seefahrer und ihre Krieger hatten in der That auf der westlichen Halbkugel das Unmöglichscheinende geleistet. Der moralische Eindruck, welchen alle jene rasch sich folgenden wunderbaren Ereignisse auf die ganze europäische Menschheit ausübten, war ein großer und nachhaltiger. Franzosen und Engländer scheuten sich, mit Spanien zu wetteifern, und begnügten sich damit, unter seiner Leitung oder in seinem Solde alle erreichbaren Vortheile zu genießen.

Die Lage von Gesammt-Deutschland begünstigt nicht gerade Unternehmungen zur See und Länder-Eroberungen in fernen Welttheilen. Der Seemacht unseres Vaterlandes, über welche damals noch die Hansa gebot, waren andere Aufgaben zugefallen, und so dauerte es einige Zeit, bevor sich der Unternehmungsgeist der Deutschen den unermeßlichen Ländern der Neuen Welt zuwandte. In Konkurrenz mit den Spaniern zu treten, würde gerade ihnen weniger schwer gefallen sein, denn ihr Kaiser nannte sich auch den Herrn der werthvollsten Gebiete im Norden und bald nachher im Süden von Amerika. Er war seinen deutschen Stammländern zugethan, dachte nicht gering von der Thatkraft der Deutschen im Süden und Westen, und schätzte, wie wir wissen, nach Verdienst die reichen

Bürger von Nürnberg und Augsburg. Es konnte ihm recht sein, wenn die Deutschen die Vortheile der Ausnutzung eines neuen Erdtheils den Spaniern nicht allein überlassen wollten.

Wie wir aus dem vorigen Abschnitt ersehen haben, war der nordöstliche Theil von Süd-Amerika, oder der Schauplatz, dem wir uns nunmehr ausschließlich zuwenden, bereits wenige Jahre nach Entdeckung der Neuen Welt aufgefunden und von den Spaniern in Besitz genommen worden. Um diesen ausgedehnten Küstenstrich gegen die Gelüste der Engländer und gegen die Seeräuber von St. Domingo zu sichern, wurden vom „Hofe von Indien" über die einzelnen Provinzen Statthalter gesetzt, über Venezuela der Faktor Juan de Ampues, welcher im Jahre 1527 mit 60 Mann landete. Dorthin nun hielten die Welser damals ihre Blicke gerichtet. Sie gedachten ihre guten Beziehungen zu Karl V., welcher ihnen wegen vorgestreckter Gelder noch sehr verpflichtet war, sowie ihre zahlreichen Verbindungen mit Spanien zur Ausführung eines großartigen Unternehmens, das sie schon lange beschäftigte, zu benutzen. Ihre Interessen auf der Hispanischen Halbinsel wurden damals von zwei Geschäftsagenten, Ambrosius Alfinger von Ulm und Bartholomäus Sailler von Augsburg, vertreten, welche nun im Auftrage ihrer Handelsherren wegen des neu entdeckten, reichen Gewinn versprechenden Landstriches zwischen Santa Marta, Neugranada und Paria mit Karl V. einen Vertrag folgenden Inhaltes abschlossen.

Die Welser oder ihre Geschäftsführer Ambrosius Alfinger und Georg Ehinger (auch aus Ulm) rüsten auf eigene Kosten vier Schiffe aus mit 300 Mann und allem Nothwendigen auf ein Jahr, um die Gegend vom Kap de la Vela an bis zu dem Kap de la Maracapana, die am Meeresufer hin 200 Stunden umfaßt, zu unterwerfen und Niederlassungen daselbst zu gründen; auch sollen sie alle Inseln an der Küste, mit Ausnahme der dem Juan de Ampues untergebenen Eilande, erobern dürfen. Die Abreise erfolgt innerhalb eines Jahres, sie lassen ihre Mannschaft vom Auslande kommen und binnen drei Jahren nach ihrer Ankunft zwei Niederlassungen und drei Festungen anlegen. Außer der Mannschaft führen sie noch 50 deutsche Bergleute hinüber und leisten für diese Verpflichtungen genügende Bürgschaft. Dagegen erhält der Statthalter von dem König (Kaiser Karl V.) des Landes jährlich 200,000 Maravedis, der General-Kapitän 100,000 Maravedis, sowie die Würde eines Alguazil major (obersten Richters) und die Leutnantschaft über die drei Festungen mit 75,000 Maravedis Jahresgehalt für jede; die Würde des Statthalters soll Derjenige erhalten, der aus ihrer Mitte dazu vorgeschlagen wird. Von allem Gewinn erhalten die Unternehmer vier Prozent, dabei Zollfreiheit für alle Lebensmittel zu eigenem Gebrauch und 12 □Meilen des neu entdeckten Landes als Eigenthum. Die Indianer, welche sich ihrem Befehl nicht fügen, dürfen zu Sklaven gemacht, auch Sklaven von den Indianern erkauft werden, doch dem Gesetze gemäß unter Vermittelung der Ordensgeistlichen und königlichen Beamten, sowie unter der Bedingung, daß ein Viertheil der Kaufsumme der König erhalte. In den Magazinen von Sevilla soll ihnen auf sechs Jahre Raum für ihre Einfuhrartikel zugestanden werden, und ihre Beamten haben Vollmacht, bei den Untergebenen nach verborgenen Schätzen zu forschen und Schuldige zu strafen.

Während in derselben Zeit die Welser auch Schiffe nach Ostindien entsandten, um ihre Handels-Unternehmungen auf die hier entdeckten und noch zu entdeckenden Gewürzinseln auszudehnen, rüstete der Alfinger drei Schiffe aus und segelte mit 400 Mann und 80 Pferden, von Bartholomäus Sailler als seinem Leutnant begleitet, im Jahre 1528 von Sevilla ab. Er gelangte glücklich nach Coro; Juan de Ampues mußte ihm weichen und behielt nur drei kleinere Inseln. Mit dem spanischen Statthalter von St. Marta, Garcia de Lerma, schloß er einen gegenseitigen Hülfsvertrag. An der Stelle von Coro (Coriana bei den Indianern) baute er eine feste Stadt auf Felsen im Meere und nannte sie wegen der Aehnlichkeit ihrer Lage und Bauweise Venezuela, d. i. Klein-Venedig. Dann unterwarf er die Bewohner eines Thales jenseit des See's Maracaibo und gründete hier die Stadt gleichen Namens. Entgegen seiner Instruktion und dem Rathe der Landeskundigen versäumte er jedoch, seinen Besitz durch weitere feste Niederlassungen zu sichern, vielmehr begann er schon am 3. September 1529 einen Entdeckungszug in das Innere, nachdem er Luis Sermiento zu seinem Vizestatthalter in Coro ernannt hatte. Durch das Thal Cupari, das von menschenfressenden Cuybais und Cuyones bewohnt war, drang er an den Rio grande (Magdalenenfluß), zerstörte unterwegs alle bewohnten Ortschaften und verfuhr mit solcher Grausamkeit gegen die Indianer, daß noch im folgenden Jahre die vorher reiche und wohlbevölkerte Gegend menschenleer und öde war und nur verbrannte Dörfer zeigte. So zog er bis Tamalomeque am Magdalenenfluß. Als er weiter dringen wollte, stellten sich ihm die zur Abwehr vereinten Indianer entgegen, tödteten ihm einige von seinen Leuten und zwangen ihn, nach Tamalomeque umzukehren. Da er von hier weder das Gebirge noch den Rio grande überschreiten konnte, durchstreifte er das Gebiet des Rio de Lebrija, des östlichen Nebenflusses vom Rio grande, und kehrte dann unter harten Kämpfen mit der kriegerischen Bevölkerung über das Gebirge nach Coro zurück, wo er am 3. Mai 1530 mit einem Verlust von etwa 150 Mann wieder eintraf. Während seiner Abwesenheit hatten die Geschäftsträger der Welser in Sevilla, da von ihm keine Nachricht zu erlangen war, einen zweiten Statthalter, Hans Seißenhofer, mit drei Schiffen nach Venezuela geschickt, der am 18. April 1530 in Coro ankam und statt des eigennützigen Luis Sermiento den Nicolaus Federmann von Ulm zum Vizestatthalter ernannte.

Federmann war schon im Jahre 1529 von Ulrich Ehinger, dem Welser'schen Faktor am spanischen Hofe, als Kapitän eines Schiffes mit 123 Söldnern und 24 deutschen Bergleuten dem Alfinger nachgeschickt worden. Von widrigen Winden lange umhergeworfen, hatte er jedoch an der Canarischen Insel Lançerote landen müssen, um Wasser einzunehmen, und war hier beim nördlichen Hafen Rabicon mit 10 bewaffneten Begleitern an's Land gegangen. Die Mauren dieser Gegend hielten ihn und seine Leute für feindliche Franzosen und griffen, gegen 80 Mann stark, sie von einer nahen Höhe aus an, wobei unter den wohlgezielten Steinwürfen der Mauren und in dem blutigen Handgemenge von Federmann's Leuten drei fielen und er selbst mit zwei Anderen verwundet in Gefangenschaft gerieth, während die Uebrigen nur unter großer Lebensgefahr das Schiff wieder erreichten. Die Gefangenen wurden in eine Höhle gesperrt, doch

erhielt Federmann die Erlaubniß, einen Brief auf das Schiff zu schicken und zwei seiner Leute kommen zu lassen, um wegen des Lösegeldes zu unterhandeln. Es kamen ein Wundarzt und ein des Arabischen kundiger Grieche, welche Federmann anwies, mit dem Schiff sogleich in die zweite christliche Hafenstadt zu segeln und den Gouverneur von dem Ueberfall zu benachrichtigen. Das Schiff segelte noch in derselben Nacht ab, und am vierten Tage kamen die Leute des Gouverneurs Sancho de Herrera auf Kameelen und befreiten die Gefangenen. Am folgenden Tage ging Federmann wieder in See und erreichte im Dezember St. Domingo, wo er mit einem Landsmann und Kollegen, dem Welser'schen Faktor Sebastian Renz, der schon Asien und Afrika bereist hatte, zusammentraf. Unter dessen Beistand versah er sich mit allem Nothwendigen, insbesondere mit zehn Pferden, und ergänzte seine Mannschaft. Zwei Wochen darauf schiffte er sich wieder ein und erreichte in neun Tagen das Gestade von Coro, fuhr aber in der Nacht in falscher Richtung gegen das Ufer, so daß er nur durch die Feuer der beim Fischen beschäftigten Indianer vor dem Scheitern an den dort sehr zahlreichen Klippen bewahrt wurde. Auch am folgenden Tage konnte er wegen der heftigen Strömung und der Südwinde den Hafen von Coro nicht erreichen und ging deshalb am Abend mit neun bewaffneten Begleitern an das Land, um zu erforschen, ob die Einwohner Unterthanen von Venezuela seien. Die Indianer, welche das Schiff für ein Raubschiff aus St. Domingo hielten, flohen vor ihm, doch gelang es, eine alte Indianerin, die etwas Spanisch verstand, einzufangen. Von ihr erfuhr man, daß diese Landschaft Paraguana heiße und mit den Christen in Coro in freundschaftlichen Beziehungen stehe. In dem nächsten indianischen Weiler wurde er daher als Freund mit Fischen gut bewirthet, schickte dann einige Indianer mit Botschaft an den Statthalter, übergab seine kleine Mannschaft dem Georg Ehinger und kehrte auf sein Schiff zurück. Er mußte erst wieder nach St. Domingo fahren, um von hier aus über die Inseln Cabona (Saona) und St. Juan (Porto-Rico), wo er ein zweites, den Welsern gehöriges Schiff antraf und mitnahm, am 8. März 1530 endlich den Hafen von Coro zu gewinnen. Am 22. März schickte er sein Schiff über St. Domingo wieder zurück. —

Als Alfinger von seinem Zuge zurückkehrte, holten ihn Seißenhofer und Federmann in kriegerischem Aufzuge ein, feierten das Wiedersehen mit einem Hochamt und gestanden ihm ohne Widerspruch das Statthalteramt wieder zu. Nachdem der Statthalter von einem Fieberanfall genesen war, trat Federmann eine Entdeckungsreise in das Innere des Landes an, „verhoffend, alldar Nutzlichs auszurichten.“ Mit 110 Spaniern zu Fuß und 16 zu Pferde, die er in kleine Abtheilungen trennte, und etwa 100 Indianern aus dem Stamme Caquetios, die als Träger dienten, brach er am 12. September 1530 auf und kam nach vier Tagen in die Landschaft Xideharas, 12 Meilen südlich von Coro. Der Kazike brachte, im Vertrauen auf die Versicherungen des Dolmetschers, mit seinen Untergebenen Speise und Trank und unterwarf sich der Herrschaft des Kaisers. Durch ein rauhes, dreißig Meilen langes Gebirge kam Federmann am 23. September nach Hittova (Pueblo), dem letzten Flecken dieses Stammes, nahm von hier 150 Indianer zu allerlei Diensten mit und zog in das Gebiet

der südlich angrenzenden Agamanes, die mit den Xideharas in Feindschaft lebten. Seine Versuche, mit diesem Stamme ein Freundschaftsbündniß zu schließen, mißlangen. Als er den ersten Flecken erreichte, war der Kazike mit allen Bewohnern entflohen, doch fand Federmann große Vorräthe an Mais, Juca, Yamwurzel und anderen Nahrungsmitteln. Kaum aber hatte er hier zwei Stunden gerastet, so besetzten 600 Indianer die benachbarte Anhöhe. Dort erhoben sie großen Lärm mit ihren Kriegshörnern und schossen unter wildem Geschrei zahlreiche Pfeile herab, ohne jedoch Jemand zu treffen. Federmann ließ sie ruhig ihre Pfeile verschießen und diese darauf von seinen eigenen Indianern auflesen, dann versuchte er von Neuem friedliche Unterhandlungen. Als aber die Indianer von dem einen Hügel mit Geschrei herabliefen und den nächsten besetzten, entsandte er dort hinauf 20 Fußgänger, die ihn benachrichtigten, daß von den 30 ringsherum liegenden Ortschaften drei als ein Zeichen der hartnäckigsten Gegenwehr von den Eingeborenen selbst angezündet seien. Federmann drohte jetzt durch drei abgeschickte Indianer mit ernsten Maßregeln, woraufhin am folgenden Morgen ein Kazike mit 60 Männern und Weibern ohne Waffen in's Lager kam, die er sogleich taufen und, soviel sie zu begreifen vermochten, im christlichen Glauben unterrichten ließ. „Was ist noth, ihnen lange zu predigen", sagt er in seiner „Indianischen Historia", „und Zeit mit ihnen zu verlieren, denn solches muß mit der Zeit in die Jungen, die noch von den verführerischen und teuflischen Ceremonien und Sekten ihrer Väter nichts wissen, und nicht in die Alten, schon Verstockten, gebildet werden." Durch freundliche Behandlung und Geschenke an diese Kaziken erreichte er, daß nach fünf Tagen noch mehrere Kaziken herbeikamen und ein Friedensbündniß eingingen. Nach Federmann's Beschreibung bestand der ganze Stamm aus unansehnlichen kleinen Menschen mit Ausnahme weniger größeren Leute; ja er hörte, daß vier Tagereisen von dort eine ganze Landschaft nur von Zwergen bewohnt sei.

Am 1. Oktober 1530 kam er an den Fluß Tockuyo, den er auf einem Floß überschritt, welches aus den Schilden des Fußvolks und einigen Baumstämmen bereitet war. Während der Nacht schwoll der Fluß in Folge eines Regens so plötzlich und hoch, daß Mannschaft und Gepäck in große Gefahr geriethen; nach fünf Stunden aber trat der Fluß eben so schnell in sein altes Bett zurück. Zwei Tage später gelangte er zu einem wüsten und unwegsamen Gebirge, das er nur betreten hatte, um die Landschaft der Zwerge kennen zu lernen. Er schickte einen Hauptmann mit 50 Fußgängern ab, um zu fangen, was zu bekommen. Am 5. Oktober brachte dieser 150 Männer und Weiber mit sich, die unter beständigen Kämpfen gefangen und herbeigeschleppt wurden. Die Größe dieser Leute giebt Federmann auf nur 4 — 6 Spannen an, doch waren sie ebenmäßig und zierlich gebaut, aber zu schwach, als daß sie zum Lasttragen hätten gebraucht werden können. Man schickte sie deshalb zu ihren Kaziken mit Einladungen zum Frieden zurück. In dem Flecken Carohana, drei Meilen weiter, fand man gute Aufnahme bei den Bewohnern, auch gutes Wildpret von Hirschen und Elennthieren, und blieb deshalb bis zum 7. Oktober dort. An diesem Tage kamen nämlich zwei Kaziken mit 300 Bewaffneten. Jene waren die Häuptlinge des Fleckens, dem die entlassenen Gefangenen angehörten. Als sie die Weißen

erblickten, hoben sie zum Zeichen des Friedens ihre Bogen empor und beschenkten dann Federmann mit einigem Gold und einer sehr schönen, wohlgestalteten Zwergin, der Frau eines Kaziken, um dadurch ihrer Sitte gemäß den Frieden zu besiegeln. Nachdem Federmann die beiden Stämme miteinander versöhnt hatte, zog er noch fünf Tage lang in diesem Gebiete umher, und wurde überall gut empfangen. Er trieb aber nur wenig Gold zusammen, denn die Einwohner lagen mit ihren Nachbarn in Feindschaft und unterhielten deswegen weder Handel noch Verkehr.

Am 12. Oktober betrat Federmann das Gebiet der Cayonos und durchzog dasselbe fünf Tage lang, ohne sie zur Unterwerfung bewegen zu können; vielmehr hatte er überall die hartnäckigsten Kämpfe zu bestehen. Den größten Nachtheil bei den Kämpfen brachten ihm die wohlgezielten kräftigen Steinwürfe der Eingeborenen, während die Pfeile selten verwundeten. Auf einem Wasserweg zwischen zwei Bergen hindurch, wozu er vier Tage gebrauchte, drang er zu den Axaguas, überfiel ihren Flecken Coary in der Nacht und zwang sie zu einem Bündniß. Am 30. Oktober kamen verschiedene Kaziken heran, mit 800 Männern und Weibern, die nur Stäbchen von Holz trugen und Gold, Lebensmittel und Wildpret zum Geschenk brachten. Von den vier bisher genannten Stämmen redete jeder eine andere Sprache, so daß Federmann stets eines anderen Dolmetschers bedurfte, dabei lebten Alle mit einander in blutigen Fehden; auch genossen sie Menschenfleisch.

Drei Meilen südlich von Cacaridi gelangt man auf die schöne Ebene Bariquicemeto (unter dem 9.—10. Breitengrade und 308° der Länge), die ihren Namen von dem Fluß, der zur Regenzeit eine aschgraue Farbe (barizi) annimmt, erhalten hat. Die Bewohner sind Coquetios wie die in Coro, reden dieselbe Sprache und sind wohlgestaltet, kräftig und kriegerisch; sie bewohnen am Flusse hin 23 befestigte Ortschaften. Sie treiben verschiedene Gewerbe und trotz der Feindschaft der Nachbarstämme einigen Handel mit Salz. In einem Tage können sie wol 40,000 geübte Krieger versammeln, ja mancher einzelne Flecken war von 4000 Einwohnern bevölkert. Ueberall fand er sich wohl aufgenommen, wobei ihm freilich auch sein Dolmetscher aus den Coro-Coquetios gute Dienste leistete. Die Kaziken luden ihn überallhin ein und beschenkten ihn, nachdem er 14 Tage unter ihnen verweilt hatte, mit Gold im Werthe von etwa 3000 Goldgulden. Hier war es nun, wo ihm die erste, freilich noch unbestimmte Kunde von dem Südmeere, dem Hauptziel seiner Reise, zu Ohren kam, an dessen Küste er unermeßliche Schätze von Gold, Perlen und Edelsteinen zu finden hoffte.

In Folge des feuchten Klima's erkrankten ihm aber an 60 seiner Leute, und er sah sich deshalb genöthigt, die ungesunde Landschaft schnell zu verlassen. Er ließ die Kranken in Hängematten fortschaffen, unter dem Vorwande, daß es seine vornehmen Herren seien, welche also zu reisen gewohnt wären, denn die Indianer sollten nicht wissen, daß auch die Weißen den Krankheiten unterworfen seien oder gar sterben könnten. Sein Zug glich daher mehr einem Kranken- als einem Kriegszug. Zum Unglück entliefen ihm noch, als kaum zwei Meilen Weges zurückgelegt waren, fast sämmtliche Lastträger, sodaß seine Leute nun selbst das nothdürftigste Gepäck tragen mußten; alles Entbehrliche wurde eingegraben.



Federmann's Zug nach Bariquicemeto.

Nur ein Weib und ein Knabe, welche er bei den Cuybas als Dolmetscher gebrauchen konnte, blieben zurück. Am Fluß Coaheri hinauf kam er nunmehr auf eine Hochebene, wo er in einem kleinen Weiler von sechs Häusern — wahrscheinlich einer Art indianischen Meierhofes — gutes Getreide und Mais vorfand, nachdem ihm die eigenen Lebensmittel schon gänzlich ausgegangen waren. Auch fand er hier zahlreiche Hirsche, die so wenig scheu waren, daß sie sich von Berittenen leicht erjagen ließen. Von hier aus schickte Federmann eine Abtheilung von 10 Reitern und 35 Fußgängern voraus, welche nach einem hartnäckigen Kampfe im nächsten Flecken, wobei sie mit vergifteten Pfeilen beschossen wurden, 60 Gefangene zurückbrachten. Nachdem Federmann vergeblich einige Gefangene entsandt hatte, um die Kaziken zur Unterwerfung zu bewegen, näherte er sich selbst auf einer Hirschjagd dem Flecken und fand den Rest der Bewohner in ein Haus von ansehnlicher Größe eingeschlossen. Vor dasselbe hatten sie Kleinodien und Speise gestellt als Geschenk für die Fremden. Auf die Drohung, daß man das Haus anzünden werde, öffneten sie und kamen, etwa 100 an Zahl, „ein stark undt freidig volck, auch bei guter wehr", heraus. Federmann überredete sie zum Bündniß, indem er sie glauben machte, sie hätten den Kampf selbst ver-

schuldet, weil sie die von ihnen gefürchteten schnellen Pferde, mit denen er ein ganzes Heer von ihnen verderben könnte, gereizt und verwundet hätten.

Um Mitte Dezember erreichte unser Abenteurer den großen Flecken Hacarygua am Fluß desselben Namens, der von Coquetios und Cuybas so zahlreich bewohnt war, daß sie 16,000 Krieger sollten stellen können. Federmann wurde gut empfangen und mit Gold und Lebensmitteln beschenkt. Hier blieb Federmann seiner Kranken wegen 15 Tage, mußte aber, was er sehr ungern that, eine Abtheilung seiner Leute, unterstützt durch 800 Eingeborene, gegen die Cuyones schicken. Die Indianer fürchteten nichts mehr als die Pferde; oft ergriffen ganze Scharen vor einem einzigen Rosse die Flucht, weshalb auch Federmann hauptsächlich die Reiter als Wachen für sein Lager benutzte. Am 18. Dezember kehrten die Ausgesandten mit 600 Gefangenen zurück, doch waren den Weißen zwei Mann und ein Pferd erschossen und 15 Mann verwundet worden, während die Indianer sich in der Hinterhut gehalten hatten. Einen Theil der Gefangenen überließ Federmann dem Kaziken und zog dann durch das Gebiet der Cuybas (denn das Gebiet der erzürnten Cuyones durfte er jetzt nicht berühren), dem ersehnten Südmeere entgegen. Ueber die Flecken Tohibara, Curahy und Cazarabady gelangte er zu dem Stamme der Guaycaries, der nach seiner Beschreibung kohlschwarz war und hartnäckiger und boshafter als alle übrigen. Derselbe beherrscht das Flußgebiet des Coaheri, treibt hier Fischfang und tauscht die Fische gegen Getreide und andere Speise bei den Coquetios um, die friedlich unter ihnen in abgesonderten Flecken wohnen. Ein Kazike der Guaycaries, den Federmann zu sich rief, erschien mit großem bewaffneten Gefolge, antwortete gar trotzig und selbstbewußt auf alle Fragen und rieth, wenn Federmann nach Itabana wolle, so möge er ja seine ganze Mannschaft mitnehmen, denn die Einwohner seien zahlreich und kriegerisch. Federmann schickte seine Kranken unter dem Schutz des getreuen Kaziken von Curahamara zurück und zog mit 35 Mann zu Fuß, 8 Reitern und 200 Indianern durch viele Flecken der beiden genannten Stämme, wo er Alles, was er brauchte, kaufen mußte, nach Itabana. Hier empfing ihn der Kazike in einer großen Sommerhütte, umgeben von einem großen Gefolge, und ließ ihm auf sein Verlangen Brod und Fische in Ueberfluß reichen. Es ward ihm aber nicht gestattet, Sklaven zu kaufen, obwol auch dieser Stamm Sklavenhandel trieb. Mit zwei Reitern und zwei Indianern begab sich Federmann auf das nahe Gebirge und sah von der Höhe nichts als Wasser, konnte aber wegen des Nebels nicht unterscheiden, ob er einen Fluß oder einen See vor sich hatte. Als er zurückkehrte, begegnete er dem Kaziken von Itabana mit zahlreicher bewaffneter Mannschaft und machte sich sogleich, da er einen Ueberfall fürchtete, um Mitternacht auf den Rückzug. Der Kazike aber besetzte mit 7000 Mann einen Engpaß, legte 1500 Mann in den Hinterhalt und griff mit den Uebrigen unter wildem Geschrei die Weißen an. In dem nun folgenden langen blutigen Kampf leisteten die Armbrustschützen die besten Dienste. Nachdem viele Indianer getödtet oder in den Fluß getrieben worden waren, wandten sich die Uebrigen zur Flucht; andererseits waren auch Federmann's Leute bis auf vier sämmtlich verwundet, er selbst von einem Pfeil in die Schulter getroffen. Beim Weiterziehen verbrannte er alle Flecken der Guay-

caries und fand, wohin er kam, die Einwohner in kriegerisch-trotziger Haltung, so daß er sich mit seinem Durchzuge möglichst beeilte. Auf dem Wege nach Corahao traf ihn ein reitender Bote seiner zurückgelassenen Leute, der ihm meldete, der Kazike von Curahamara habe nicht Wort gehalten und sie verlassen, weshalb sie keinen Augenblick vor Ueberfall sicher seien. Federmann eilte sogleich zu der Niederlassung, nachdem er einen verrätherischen Kaziken, den er mit sich führte, hatte erschießen lassen. Bei seiner Ankunft traf er schon 800 Guaycaries in voller Rüstung, die auf ihren Kaziken, der erschossen war, warteten. Da sie sich weigerten, die Waffen niederzulegen, ließ Federmann die Reiter sogleich einreiten und seine Fußgänger tödteten, was sie erreichen konnten. So fielen gegen 500 der Eingeborenen, während von den Weißen 4, von den Troß-Indianern 13 verwundet wurden. Noch in derselben Nacht setzte er auf Flößen, die wieder aus Schilden gebildet wurden, über den Fluß und machte im Flecken Curahamara den Kaziken mit 23 Begleitern zu Gefangenen, fand aber auf seinem weiteren Zuge alle Orte verlassen und verödet, außer Calhary und Hacarygua, wo er sich freundlich aufgenommen sah und so lange verweilte, bis er von dem Fieber, das ihn befallen, genesen war. Zu Ende Februar betrat er wieder das Gebiet der Cuybas. Hier fielen in dem ersten verlassenen Flecken zwei Indianerinnen in seine Gewalt, deren eine er mit Geschenken zu dem Kaziken abschickte. Sie kehrte mit einem goldenen Götzenbilde zurück und meldete, der Kazike sei krank und bitte um Freigebung der Weiber. Federmann verlangte jedoch, der Kazike solle sich zu ihm tragen lassen, und in der That erschien am anderen Tage ein Indianer in einer Hängematte, von 40 Begleitern vor ihn getragen, der das Friedens-Bündniß abschloß und die Weiber zurückerhielt. Am anderen Morgen waren indeß Alle mit Zurücklassung der Hängematte entflohen, so daß Federmann wol sah, es sei nur eine List gewesen, um die zwei wahrscheinlich vornehmen Indianerinnen zu befreien.

Den 1. März marschirte Federmann durch ein Thal der Caquetios und kam, nachdem er 150 auf die Feldarbeit gehende Indianer gefangen genommen hatte, zu einer großen Ortschaft, wo ihm die Einwohner, an 7000 Mann stark, wohlgerüstet entgegentraten. In dem Thale lag eine ziemliche Anzahl solcher Flecken, deren einige eine halbe Meile weit sich ausdehnten. Sie bestanden alle aus nur einer Reihe von Häusern, in welchen oft 6 — 8 Familien zusammen wohnten. Unter einander standen einige Flecken im Bündniß, andere wieder lebten in steter Fehde. Die Einwohner waren groß, kräftig und wohlgestaltet, die Weiber überaus schön und schlank, weshalb Federmann das Thal el valle de las damas nannte. Doch hielt sich Federmann nirgends auf, denn er fand nur selten eine freundliche Aufnahme und mußte Alles, was er brauchte, bezahlen. Im letzten Flecken, wo er die Bewohner zur Zeit des Frühstücks überraschte, kam es zu einem blutigen Kampfe, in Folge dessen Federmann sich im Flecken festsetzte. In dem Hause aber, wo er sich aufhielt, hatten sich drei Indianer auf eine mit vier Pfeilern gestützte Brücke, die zur Aufnahme von Getreide diente, versteckt und schossen nun, als Federmann fortziehen wollte, so sicher mit ihren Pfeilen herab, daß außer ihm selbst noch fünf Leute verwundet wurden. Federmann ließ die Pfeiler umhauen und kam dadurch mit den herabstürzenden

Indianern in ein Handgemenge, wobei er durch einen Streich über den Kopf zu Boden geschlagen und nur von seinen rasch herbeieilenden Leuten vor'm Tode bewahrt wurde. Am andern Tage sah er sich von den beiden mitgenommenen Indianern in der Irre herumgeführt, die er dafür in Stücke hauen ließ. Er gerieth darauf mit seinen Leuten in solche Noth, daß ihrer 450 Mann einen ganzen Tag nichts zu essen hatten, als einen alten Tiger, der mit Lebensgefahr erjagt werden mußte. Erst am dritten Tage fanden sie in einem verlassenen Flecken hinreichenden Vorrath von Lebensmitteln; auch ließ sich der entflohene Kazike überreden, zurückzukehren und Frieden zu schließen, worauf unseren Abenteurern drei Tage lang freundliche Bewirthung zu Theil ward. Endlich am 12. März erreichte Federmann die befreundeten Coro-Coquetios wieder, fuhr auf dem Fluß Iraacuy an das Meer zum Flecken Xaragua und kam, überall freundlich aufgenommen, am Meeresufer hin, den 17. März 1531 wieder nach Coro.

Nachdem sich Federmann hier von seinem Fieber erholt hatte, kehrte er mit Sebastian Renz über Spanien nach Deutschland zurück, mit einem Goldvorrath im Belaufe von etwa 70,000 Dukaten, langte glücklich bei den Welsern in Augsburg an und schrieb hier seine „Indianische Historia" nieder, die im Jahre 1557 in Hagenau gedruckt wurde.

Schon am 12. Dezember 1530 hatte Ambrosius Alfinger eine zweite Entdeckungsreise angetreten, vom Durst nach Gold unwiderstehlich getrieben. Er ging zuerst zu den Stämmen Pocabuyes und Alcoholados auf der westlichen Seite des See's Maracaibo, erhielt von beiden, als Geschenk und Lösegeld für Gefangene, Gold in Menge und schickte dies, im Werth von etwa 27,000 Dukaten, durch den Kapitän Voscona nach Coro. Dieser verfehlte jedoch den Weg und kam mit seinen Leuten vor Hunger um. Bei den Alcoholados traf Alfinger auf ganze Rüstungen von Gold, Kämmen, Halsbändern und andern Schmucksachen von hohem Werth, doch fand er keine gute Aufnahme. Wiewol sie Lebensmittel in Fülle hatten, so geizten sie doch mit Ueberlassung derselben. Statt aber hier, in dem wichtigsten Paß nach Neugranada, eine Niederlassung zu gründen, ließ sich Alfinger von seiner Begierde nach Gold verleiten und zog am Rio de Carthagena hinauf zu den Bobares, wo er kein Gold, wol aber sehr streitbare, wenn auch schlecht bewaffnete Indianer (sie hatten nur hölzerne, mit Feuersteinsplittern besetzte Säbel) antraf, die ihn zu schnellem Rückzug zwangen. Er nannte dieses Thal Valle de Ambrosio. Unter unaufhörlichen heftigen Kämpfen mit den Eingeborenen, über rauhe, unwegsame Gebirge, im Zwist mit seiner Mannschaft, die sich gegen seine wie seines Leutnants, Bartholomäus Sailler's, Habsucht und Parteilichkeit empörte und nur durch Todesstrafen in Zaum gehalten werden konnte, drang er gleichwol bis nach Neugranada vor. Ueberall ließ er plündern und verwüsten, nur des Goldes wegen. In einem blutigen Treffen mit den Indianern durch einen Pfeilschuß im Halse verwundet, entschloß er sich endlich zur Rückkehr und starb bald nach derselben in Coro an seiner Wunde. Ihm gebührt der Ruhm, Neugranada entdeckt oder zuerst betreten, Venezuela und Maracaibo gegründet zu haben; um so mehr aber ist zu bedauern, daß er seinen in der Geschichte der Entdeckungen hervorragenden Namen durch Habgier und Grausamkeit befleckte.



Ambrosius Alfinger's Zug nach Neu-Granada.

Nach seinem Tode sandten die Welser Johann Alemann, auch Johann der Deutsche genannt, als Statthalter ab, der sich den Ruf eines edlen, friedfertigen Mannes erwarb, jedoch schon am 1. Oktober 1534 starb. Sein Nachfolger ward Georg Hohermuth von Speier, gewöhnlich Georg von Speier genannt. Dieser erreichte am 6. Februar 1535 Coro und wurde daselbst mit großer Freude und unter Feierlichkeiten aller Art aufgenommen. Ihm hatten sich angeschlossen Philipp von Hutten, ein Sohn Bernhard's von Hutten zu Birkenfeld, der „als ein junger Gesell Etwas zu erfahren und zu versuchen" wünschte, und Franz Lebzelter von Ulm, „ein frommer, ehrlicher Geselle" und ein Freund Hutten's. In Venezuela war damals durch das Gold, das Alfinger heimgebracht hatte, und in Folge der Gerüchte und Sagen, denen er in Betreff des mittlerweile aufgefundenen großen „Goldlandes" begegnet war, die Begierde nach dem von Westen her unterdessen durch Pizarro eroberten goldreichen Peru so allgemein und unwiderstehlich geworden, daß Georg von Speier schon am 13. Mai 1535 in Begleitung von Hutten's und Lebzelter's mit 300 Mann zu Fuß und 100 Reitern zu einer neuen Entdeckungsreise aufbrach. Den wieder zurückgekehrten Federmann ernannte er zum Vize-Statthalter, mit dem Auftrag, am Kap de la Vela, wo man Spuren von Perlenbänken gefunden zu haben glaubte, dem kaiserlichen Befehl gemäß eine Festung anzulegen.

Ueber Berge und Moräste marschirte Georg bis an den Fluß Tokuyo, drang von hier in das Valle de las damas, wo er aber mit den streitbaren Bewohnern beim Flecken Oytubo in blutige Kämpfe verwickelt wurde. Doch gelang es ihm, mit dem Ober-Kaziken dieses Thales ein Freundschaftsbündniß aufzurichten. Als er weiter zog, schleppte er aus Mißtrauen alle benachbarten Kaziken in Ketten mit sich und entließ sie erst wieder, als sie ihm nicht mehr zu schaden vermochten. Die Landschaft Bariquicemeto wurde von Georg's Fußvolk verheert und die Bewohner versprengt, doch schmolzen auch seine Leute unter den steten Kämpfen so zusammen, daß er sich ohne die Reiter nirgends mehr hätte halten können. Nach einem Aufenthalt von 30 Tagen in dem verlassenen Flecken Hacarygua zog er am 18. August weiter, ließ indessen den Leutnant Francisco de Velasco mit den Kranken zurück, da der Winter bereits angebrochen war. Unter steigenden Verlegenheiten, durch verlassene und verödete Flecken und enge, schwierige Päße, kam er an den reißenden Fluß Kussi, überschritt diesen am 12. September, sowie den Fluß Wonnabonari mit großer Gefahr. Der 17. September war ein Unglückstag, denn im Flecken Mosbaro erkrankte seine gesammte Mannschaft, während es zu gleicher Zeit galt, dem Ueberfall einer zahlreichen Indianerschar entgegen zu treten. Am 8. Oktober stieß Velasco mit den Kranken wieder zu Georg Hohermuth und die Noth wurde jetzt noch größer; Europäer, Indianer und Pferde waren auf's Aeußerste herabgekommen, krank oder geschwächt, und überall war nur ungenügende und ungesunde Nahrung vorhanden. Die schwer Erkrankten ließ der Speierer nun wie Quersäcke über die Pferde binden, verlor aber trotzdem an einem Tage vier derselben. So konnte er unter außerordentlichen Gefahren und Verlusten in rauher, unwegsamer Gebirgsgegend nur langsam weiter vordringen, denn neue Verlegenheiten entstanden, als er sich am 4. Januar 1536 genöthigt sah, seinen Leutnant Velasco wegen Meuterei in Fesseln zu legen. Er hielt es

für rathsam, denselben im Flecken Ithibona mit der Hälfte seiner Mannschaft bis auf weiteren Befehl zurück zu lassen, während er selbst durch das Gebiet der Aranacomos über den Fluß Apure weiterzog und bis zum 12. März die Flüsse Darare, Arauca, Camariruch und Cacanari überschritt. Zum Unglück verleiteten ihn die Erzählungen eines Kaziken von überaus goldreichen Gegenden auf der anderen Seite der Berge, zu einem Zuge nach dem Gebirge, den er aber bald, da er keinen Uebergangspunkt fand, wieder aufgeben mußte. Mißmuthig und noch mehr geschwächt, zog er nun über den Fluß Lorabo, bestand neue Drangsale in Folge der Feindseligkeiten der Indianer, die ihn überfallen hatten. Zur Strafe verbrannte er nun den Kaziken mit 100 Indianern in einem Hause, wohin sie sich zurückgezogen. Seitdem war an Frieden nicht mehr zu denken. Durch unausstehlichen Leichengeruch aus Wathimena vertrieben, setzte er wieder über den Fluß Thya und machte am Fluß Apia Halt, wo er acht Monate lang verweilte, da er nicht über denselben zu kommen wußte. Vergeblich erwartete er Hülfe von der Mannschaft; sie war auf Anstiften des Velasco längst nach Coro zurückgekehrt. Am 1. Dezember gelang es endlich, den Apia zu überschreiten. Ueber den Omia und Wadriko erreichte er mit Mühe und Noth den Stamm Punigniguas, indem alle Einwohner entflohen und er deshalb nur geringe Mundvorräthe auftreiben konnte. Von Masurybaaus, wo er den Christtag 1536 zubrachte, schickte er, als er einige Stücke Gold und Silber gefunden, eine Abtheilung gegen das Gebirge, die aber bald mit der Nachricht zurückkehrte, es sei unmöglich, dasselbe zu überschreiten. Unter harten Kämpfen mit den Indianern, welche mit Bogen, Spießen und Schlingen bewaffnet waren und den ganzen Körper mit einem Schild aus Häuten deckten, suchte Georg wieder die Ebene zu gewinnen, überschritt zu diesem Behufe drei große Flüsse und hielt in einem hübschen Flecken, wo er endlich hinreichende Vorräthe von Mais vorgefunden, mit seinen Leuten, im Ganzen noch 102 Europäer, einen feierlichen Umzug, welchem eine Messe und dann ein Festschmaus folgten. Die Freude dauerte nicht lange, denn bereits am kommenden Tage galt es, sich das Weiterziehen durch neue Kämpfe zu erkaufen. Gleichzeitig erfuhr er von den Gefangenen, daß in der nächsten Nacht ein allgemeiner Angriff beabsichtigt gewesen sei. Auch theilte man ihm mit, daß hier vor vier Jahren Europäer den Fluß Marageon heraufgekommen, 90 derselben mit dem Kapitän Alfonso de Herrera seien indessen umgekommen, die Uebrigen den Fluß wieder hinabgefahren. — In Coro fand Georg die Ueberreste dieses Zuges. —

Nachdem der Speierer noch den Watwiari überschritten hatte, wandte er sich wieder südlich gegen das Gebirge, da er von Eingeborenen erfahren, das ersehnte Goldland liege zur Rechten, etwa noch 20—30 Tagereisen entfernt. In der That fand er bei den Indianern viel Gold, wenn auch nur in kleineren Stücken. Der Winter nahete heran und zwang die unerschütterlichen Goldsucher, an dem Fluß Bermejo Halt zu machen. Von den Indianern im Lager wie auf dem Marsche bedrängt, verlor Georg während dieser schlimmen Zeit den Stephan Martin, seinen zuverlässigsten und geschicktesten Beistand, welcher den größten Theil seines Lebens unter den Wilden zugebracht hatte und dieselben auch am besten zu behandeln verstand. Da kein Uebergang über den Bermejo zu finden war, mußt

dem Drängen der Mannschaft nachgegeben und am 13. August 1537 der Rückweg mit noch etwa 100 Mann zu Fuß und 40 zu Pferde, darunter kaum 40 Gesunde, angetreten werden. Am Darare und Apure stieß man auf Spuren von Nikolaus Federmann, aber vergeblich war das Bemühen des Hutten, mit einer Abtheilung denselben aufzufinden. Die Welser hatten nämlich, da man von Georg nichts mehr erfahren, den Federmann in seine Stelle eingesetzt, mußten jedoch diese Ernennung in Folge des einhelligen Widerspruches der Kolonisten wieder zurücknehmen. Auch die spanische Behörde in St. Domingo, die „Audiencia", hatte Georg's Absetzung verfügt und den Licentiado Antonio Novarro geschickt, zugleich auch den Bischof von St. Domingo beauftragt, in Venezuela bessere kirchliche Verhältnisse anzubahnen. — Endlich nach dreijährigem Herumziehen erreichte Georg am 27. Mai 1538, mit 80 Mann zu Fuß und 30 zu Pferde, Coro wieder. Von den 130 Kranken waren nur 49 zurückgekommen. Als die erschöpften Goldjäger fast nackend einzogen, erfuhren sie, daß man ihre beim Abmarsch zurückgelassene Habe verkauft hatte, da längst alle Hoffnung auf ihre Rückkehr aufgegeben worden war. Philipp von Hutten, der diese Züge in seiner „Zeittung aus India" und in einer besonderen „Historia" beschrieben hat, sagt von der ausgestandenen Noth: „Gott allein und die gemeinen Leute, so es versucht haben, wissen, was Noth und Elend, Hunger, Durst, Mühe und Arbeit die armen Christen in diesen drei Jahren erlitten haben, und ist zu verwundern, daß es menschliche Körper so lange haben ertragen können. Ist ein Grauen, was Ungeziefers oder Schlangen, Kröten, Eidechsen, Ottern, Kraut und Wurzel auf diesem Zug gessen worden, auch etliche wider die Natur Menschenfleisch, gefallene Pferde und Hunde, sodaß von diesem bösen, unkräftigen, unnatürlichen Essen, auch von der großen Arbeit, in Regen und Wind Liegen die Christen verschmachtet und ausgedorrt waren u. s. w."

Federmann hatte während dieses denkwürdigen Zuges in's Innere, nachdem Schiffe das nöthige Material herbeigebracht, den Bau einer Festung am Kap de la Vela in Angriff genommen, bald aber wieder aufgeben müssen, da von den erhofften Perlenbänken keine Spur zu finden war. Darauf war auch er im Juni 1536 zu einer neuen Reise aufgebrochen, um das Goldland zu suchen. Unter Grausamkeiten aller Art drang der gewaltthätige Mann in das Thal Tokuyo, zog über Bariquicemeto nach Paria (Neu-Andalusien), dann in langem, mühevollem Marsche, auf dem er am Darare und Apure die Marschlinie Georg's kreuzte, durch das Gebirge nach Neu-Granada bis Pasca, und sammelte auf diesem Zuge solche Reichthümer, daß bei seinen Leuten — jedoch nicht aus Noth — Hunde um 200 und Pferde um 800 Goldgulden verkauft wurden. Im Jahre 1538 trafen in Neu-Granada drei Entdeckungszüge zusammen. Der Licentiado Gonzalo Ximenes de Queseda war im Dienste des Statthalters der Canarischen Inseln im Jahre 1536 den Magdalenenstrom hinaufgedrungen und verweilte in dem von ihm begründeten Fé de Bogota. Sechs Stunden davon lagerten Federmann und Sebastian Belalcazar, welcher Letztere auf Befehl des Francisco Pizarro von Quito ausgezogen war. Jeder wollte Neu-Granada zuerst entdeckt haben und beanspruchte die Statthalterschaft. Federmann trat seine Ansprüche an den Licentiado gegen Gold und einen Antheil an der Beute ab, dann wurde ausgemacht, daß alle Drei nach Castilien gehen und dem Könige die Ent-

scheidung überlassen wollten. Sie reisten auch wirklich mit Zurücklassung ihrer Mannschaften nach Spanien, doch erhielt Keiner von ihnen das begehrte Amt, sondern Don Alonzo de Lugo, Sohn des Statthalters der Canarischen Inseln.

Gegen Federmann sollen auch die Welser eine gerichtliche Untersuchung wegen seines Eigennutzes eingeleitet haben, derselbe ist aber wol noch vor Beendigung des Prozesses gestorben. Gewiß ist so viel, daß er im Mai 1555 nicht mehr gelebt hat. Er war als ein tapferer und gewandter Führer allgemein anerkannt, „ein geschickter Geselle", wie Hutten ihn nennt, doch voll Willkür, Habsucht und Grausamkeit und dadurch bei Christen wie Indianern gleich verhaßt.

Georg von Speier dagegen war so beliebt bei den Soldaten wie bei den Einwohnern, daß die gegen ihn verhängte Untersuchung auf königlichen Befehl wieder eingestellt und er im Statthalteramt belassen wurde. Sogleich dachte er an einen zweiten Zug und begab sich zu diesem Endzwecke im Jahre 1540 nach St. Domingo, um denselben vorzubereiten. Philipp von Hutten hatte zwar zuerst Sehnsucht nach Hause, dennoch entschloß er sich, noch einmal sein Glück zu versuchen, da die Kunde von den großen Goldlagern, die Federmann entdeckt haben sollte, wiederum Alles in Alarm versetzte, so daß auch er meinte, es wäre eine Schande, sich jetzt zurückzuziehen. Georg starb jedoch schon am 12. Dezember 1540, nach dem Zeugnisse Aller ein Mann von außerordentlicher Tapferkeit und Ausdauer, voll väterlicher Sorge für seine Untergebenen, ein „Ehrenmann und guter Christ", wie ihn der Spanier Herrera bezeichnete.

Der Bischof Bastides ernannte nun vorläufig Philipp von Hutten zum Statthalter, mit dem Auftrage, binnen drei Monaten einen neuen Entdeckungszug anzutreten. Der König bestätigte die Wahl, die Welser aber schickten den jüngeren Bartholomäus Welser als Statthalter, der jedoch sogleich nach seiner Ankunft am 10. März 1541 bei Hutten als Leutnant eintrat. Hutten schrieb nun nach Hause, er sei fest entschlossen, die neue Entdeckungsreise zu unternehmen, und hoffe, sie werde ihm und seinem Stamme Nutzen und Ehre bringen, doch setzte er vorahnend hinzu: „Ich fürchte mehr den Krieg mit den Christen als den mit den Indianern, denn ich weiß wohl, wir werden auf Christen stoßen aus andern Gubernationen und ohne Zwietracht nicht auseinanderkommen."

Im Juni 1541 machte er sich mit 200 Mann zu Fuß und 150 zu Pferde auf den Weg. Anfänglich hielt er sich in derselben Richtung, in welcher er mit Georg von Speier dahingezogen war, aber schon im Gebirge verlor er seine Pferde bis auf acht, woran das ganze Unternehmen scheiterte. Er schickte nun Bartholomäus Welser nach Coro zurück, der jedoch unterwegs mit seinem Kapitän Pedro de Limpias wie mit den kriegerischen Indianern gleich große Schwierigkeiten zu bestehen hatte, während Hutten mit nur 70 Mann in der Nähe von Bariquicemeto lagerte. Nach Hutten's Abreise hatte der Bischof den Heinrich Rembold aus Lauingen, einen Faktor der Welser, zum Richter in Coro ernannt, der die Bevölkerung der Stadt durch Mannschaft aus Cubagua wieder vermehrte, im Uebrigen aber die Einkünfte der Welser gewissenlos vergeudete, auch bald darauf starb. Die Audiencia ernannte nun ohne Wissen des Königs und der Welser den Juan de Carvajal zum Statthalter, weil sie von Hutten keine Nachricht erhielt. Jener tra nach drei Monaten einen großen Zug an, wozu er mit

Gewalt und Grausamkeit Menschen und Vieh gepreßt hatte. Im Thale Tokuyo legte er im Jahre 1545 eine Stadt gleichen Namens an. Zu ihm kam Limpias, der dem Bartholomäus Welser entlaufen war, und erzählte das Unglück Hutten's, worauf Jener den Leutnant Juan de Villegas entsandte, um den Welser und Hutten zu ihm zu bescheiden. Ersterer that es sogleich und auch Hutten kam auf zwei Briefe Welser's nach Tokuyo, in der Meinung, dieser erwarte ihn hier mit Verstärkungen. Von Carvajal wurde er zuerst mit Höflichkeit empfangen und überredet, bei ihm zu bleiben, statt sogleich nach Coro aufzubrechen. Als aber am andern Morgen Carvajal unter Trommelschlag ausrufen ließ, alle die Leute, welche von Hutten's Zug zurückgekehrt seien, sollten vor ihm erscheinen, sammelte dieser seine wenigen anwesenden Gefährten selbst, trat vor ihn und berichtete bündig über die Schicksale seines Zuges. Hierauf erklärte er, im Dienste des Königs nach Coro reisen und den Welsern Rechenschaft ablegen zu wollen.

„Ja, seht zu,“ schrie Carvajal, „ob das Gouvernement den Welsern gehört; nichts gehört ihnen, sondern Alles dem König!“ Als Hutten erklärte, die Welser hätten dieses Land durch Verhandlung mit dem König, befahl Carvajal ihm zu schweigen und diktirte ihm Arrest, wogegen Hutten als Statthalter der Provinz protestirte. Da fuhr ihm der Spanier an den Hals und es entstand eine wilde Rauferei, so daß die eigenen Leute die Beiden auseinander reißen mußten. Die beiden Deutschen schwangen sich auf's Pferd, Carvajal aber verfolgte sie, um sie gefangen nehmen zu lassen. Da warf Welser sein Roß herum und versetzte dem schlimmen Feinde drei solche Lanzenstöße, daß dieser erschreckt nach Hause floh. Hutten und Welser zogen nun mit ihren Leuten und 6—8 von Carvajal's Soldaten nach Zabana de Guibore und stellten sich hier in Schlachtordnung auf. Carvajal aber bot Frieden und unterzeichnete einen Vertrag, nach welchem Jeder das Seine zurückerhalten und Hutten mit seinen Leuten ungehindert nach Coro abziehen sollte. Heimlich verfolgte sie indeß Carvajal mit 200 wohlbewaffneten Spaniern, überfiel die Ermüdeten im Schlaf, nahm Hutten und Welser gefangen und ließ sie sogleich mit zwei Spaniern, die treu zu ihnen gehalten, enthaupten. — Hutten war ausgezeichnet durch ritterlichen Muth, Biederkeit und Menschenfreundlichkeit; „einen wohlgesitteten Mann mit guten Ansichten“ nennt ihn Herrera, Welser „ein verständiger junger Geselle“. Sie Beide fielen der spanischen Tücke und Mißgunst zum Opfer. Der neue Untersuchungsrichter in Coro, Juan Perez Tolosa, ein eben so entschlossener wie gerechter Mann, machte sich auf solche Nachrichten sogleich mit 40 Soldaten von Coro auf, erreichte Carvajal und nahm ihn gefangen. In Tokuyo unterwarf er denselben einem Verhör, verurtheilte ihn zum Tode und ließ das Urtheil augenblicklich vollstrecken.

Nachdem im Jahre 1550 ein Negeraufstand glücklich gedämpft war, ernannten die Welser Juan de Villegas zum Statthalter, der im Jahre 1552 aus Tokuyo aufbrach, am Flusse Buria Goldadern entdeckte und die Kolonie Neu-Segovia anlegte, die später wegen des rauhen Klima's nach Bariquicemeto verlegt wurde. Neue Verwickelungen entstanden; die Streitigkeiten zwischen den Spaniern und Deutschen nahmen stetig zu, so daß es endlich zu einem Prozeß kam, in Folge dessen den Welsern das Land Venezuela im Jahre 1555 auf immer abgesprochen wurde.



Grabmal der Philippine Welser. (Siehe S. 170.)

4. Die Welser in Augsburg, Nürnberg und an anderen Orten.

In der Mitte des XVI. Jahrhunderts nahmen die Welser in Augsburg unter ihren Mitbürgern die erste Stellung ein. Hauptsächlich ihrem Einflusse war es mit zuzuschreiben, daß diese Stadt sich der Reformation anschloß. Als die Zeitverhältnisse immer mißlicher und gefährlicher wurden, die Zwietracht wegen der Reformations-Bestrebungen das deutsche Volk immer tiefer durchdrang und auch in Augsburg die neue Lehre trotz des heftigen Widerstrebens der katholischen Partei feste Wurzel gefaßt hatte, ernannte der Rath zu Augsburg im Jahre 1535 ein neues sogenanntes Kriegs- oder Geheimes Rathskolleg mit der Vollmacht, alle geheimen und wichtigen Stadtangelegenheiten nach dessen Gutdünken berathen und darüber beschließen zu dürfen; das von demselben Angeordnete solle so giltig und rechtskräftig sein, als ob es vom ganzen Rath beschlossen und genehmigt sei. In dieses maßgebende Kollegium wurde außer den beiden Bürgermeistern auch Hans Welser und noch drei der vornehmsten Rathspersonen gewählt. Im Jahre 1537 wurde derselbe Hans Welser Bürgermeister. Anfangs sträubte er sich, dieses Amt anzunehmen, und erbot sich, lieber das Bürgerrecht ganz aufzugeben oder 1000 Fl. Strafe zu zahlen. Als er aber endlich auf Zureden seiner vielen Freunde zu dem Amte gedrängt wurde, verfolgte er von dieser Zeit an auch seinen Plan, den er schon im Geheimen Rath durchzuführen getrachtet, um so ernstlicher. Von ganzer Seele der neuen Lehre ergeben, hatte er sich zum Ziel gesetzt, die katholische Religionsübung in Augsburg ganz aufzuheben, in welchem Streben er von seinem Amtskollegen Mang Seitz unterstützt wurde. Als sie Alles in der Stille hinlänglich vorbereitet glaubten, beriefen sie am 17. Februar den großen und kleinen Rath und stellten der Versammlung vor, daß die vielen und immer heftiger sich äußernden Spaltungen in der Stadt kein Ende nehmen würden, wenn nicht in allen Kirchen ein

und derselbe Gottesdienst eingeführt werde. Im doppelten Rath wurde nun beschlossen, dem Domkapitel und der katholischen Geistlichkeit kund zu thun, daß der Rath, weil man vergebens auf ein freies Konzil und auf die Beilegung der Religionsstreitigkeiten durch dasselbe gewartet, auch die katholische Geistlichkeit sich bei vielen Gelegenheiten dem Rathe und der Stadt stets feindlich gezeigt hätte, deshalb für gut befunden, die Messe in den Kirchen abzustellen, die Heiligenbilder bei Seite zu schaffen und die Geistlichkeit anzuhalten, entweder das Bürgerrecht zu nehmen oder die Stadt zu verlassen; doch sollten die, welche das Bürgerrecht nehmen würden, von den städtischen Lasten frei bleiben. Viele von den Geschlechtern, deren eine große Anzahl, z. B. die Fugger, wie wir wissen, der alten Kirche anhänglich blieben, hatten sich diesem Beschlusse auf das Heftigste widersetzt, sie wurden aber überstimmt und der Beschluß sogleich in den nächsten Tagen vollzogen. Die katholischen Kirchen wurden gesperrt und alle Widerspenstigen mit Leib- und Lebensstrafe bedroht. In einer umfangreichen Schrift legte nun der Rath seine Gründe zu diesem Verfahren dar und schickte dieselbe durch eine besondere Gesandtschaft an den Kaiser nach Spanien, durch eine zweite, wobei Ulrich Welser war, an den König Ferdinand nach Wien, durch eine dritte an den benachbarten Herzog Stephan von Bayern. Zugleich wurde diese Schrift auch durch den Druck verbreitet, was wieder eine heftige Gegenschrift des Domkapitels und des Bischofs von Augsburg veranlaßte. Unterdeß brachte der Rath, nachdem der Widerstand der Geistlichen beseitigt war, seine Beschlüsse vollständig zum Vollzug, entfernte die Bilder der Heiligen aus den Kirchen, ließ überall evangelisch predigen und Jeden bestrafen, der etwa heimlich in die verbotene Messe ging. Die den Katholiken genommenen Kirchen erhielten besondere Pfleger — Ulrich Welser ward Pfleger der Liebfrauenkirche — und möglichst rasch und vollständig wurde in allen Kirchen und Schulen evangelischer Gottesdienst und Unterricht eingeführt.

Der Kaiser, damals seit Jahren in Spanien anwesend, hatte zunächst keine Mittel, dem raschen Gang der Entwickelung Einhalt zu thun, so sehr er auch darüber erzürnt war und gewünscht hätte, die Stadt schon jetzt aus dem zu Nürnberg beschlossenen Religionsfrieden auszustoßen. König Ferdinand aber, des Kaisers Bruder, blieb den Augsburgern günstiger gesinnt, da er ihr Geld nicht entbehren konnte und sie ihm um diese Zeit eine unentgeltliche Hülfe zum Türkenzuge mit einem Aufwande von 20,000 Fl. geleistet hatten.

In dieser Zeit stand Hans Welser mit seiner Entschiedenheit und seiner von Vorurtheilen freien Geistesbildung an der Spitze von Augsburg und brachte die dringenden Wünsche der Mehrzahl des Volkes zur Geltung. Freilich mußte er auch dafür, als die Zeit des Rückschlags eintrat und der Kaiser mit überlegener Kriegsmacht die evangelischen Stände seinem Willen wieder unterwarf, alle daraus entstandenen Leiden Augsburgs, wie sie in der Geschichte der Fugger dargestellt sind, noch in denselben Aemtern durchleben und auch bei der Unterwerfung und Demüthigung der Stadt im Vordergrund stehen. Doch war die Stellung der Welser in Augsburg und bei dem Kaiser allzu befestigt, als daß dieselbe durch Umwandlung der Verhältnisse hätte erschüttert werden können; sie blieben in den ersten Aemtern wie im Vertrauen des Kaisers und

zugleich der Sache der Reformation treu ergeben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die lutherische Gesinnung der Welser mit Ursache gewesen ist, daß ihnen bei ihren Unternehmungen gegen Venezuela Seitens der Spanier so viel Schwierigkeiten in den Weg gelegt und sie schließlich ganz um die Früchte ihrer großartigen Anstrengungen gebracht wurden. In Deutschland blieb ihr Verhältniß zu Karl V. unverändert, ja sie traten in nahe Verwandtschaft zum kaiserlichen Hause.

In Augsburg hat ein Bürger
Ein Töchterlein gar hold;
Hat himmelblaue Aeuglein
Und Locken, hell wie Gold;
Die schöne Philippine ward
Das Töchterlein geheißen,
So wunderbarer Art.

Es war von guten Sitten
Und fromm und klug dabei;
Man hätte drauf geschworen,
Daß es von Ahnen sei;
Hatt' einen Hals, wie Schnee so rein,
Man sah's, wenn durch die Adern
Ihm floß der rothe Wein.

Die Geschichte der Philippine Welser ist jedoch zu bekannt und durch öftere dramatische Behandlung des Stoffes so vielfach in's Gedächtniß heutiger Zeit gerückt worden, daß eine ausführliche Darstellung des Beginns und Verlaufes jener romantischen Begebenheit nicht rathsam erscheint, weshalb wir vorziehen, die Sache lieber mit den schlichten Worten eines Zeitgenossen zu erzählen.

„Der Zeit dann der Franziscus Welser in großem Ansehn stund und ihm jeder wohl genaigt war, denn er hätt' allerweg vil gethan und Nutz gestift, do hett ihn Gott durch sein Gemahl, so eine von Zinnendorf war, mit eim trefflich schönen und tugendsamen Töchterlein begabt, des Namens Philippina, die dann aller Menschen Herzgemüth so fest einnahmb, daß sie keiner ninderst sehn kunnt, sonder daß er nit schier in Lieb aufgehn möcht. Da dann also vil heiße wünsch warn. Aber die Besten trauten sich nit hin, sint die Welser selber hoch seind und auf ein ledig Gräflein nie kain Acht hetten. Da denn große Neugier anhob, wen sie, die Philippina, seiner zeit würdete. Item kam aber die sach ganz anders, und doch noch höcher, als je Einer hett gedacht trutz der Welser geschlecht und uebermessigen raichthumb. Als nehmlich uf dem Reichstag zu Augspurg, da man zehlt A. D. 1547, da sah der römischen Mayestät Sohn, seins Namens auch Ferdinandus, dieselbige jungfrau Philippina, und entbrennte über kurzişte frist so fest, daß er schier nichts that, denn daß er auf dem alten Heumarkt vor des Welsers Haus ab und zu ritte oder sunst, da denn die jungfrau des großen Eifers wohl einsichtig ward und ganz gern und mit Freuden, gleich aber doch in steter schemlicher züchtigkeit, auf denselben Erzhertzogen abe sah. Das währt an die dreizehn Mond und kunnt sie der Ferdinandus dann und wann nächender sehn, weil sie mit den Fuggerischen wohl stund und in's Haus kam, auch sich der Erzhertzog bein Welsern in verschidentlichem einfande. Also ging die Zait wohl dahin, sonder aber daß einigs Mehr gesprochen ward, und die Philippina dann vermeint, als der Erzhertzog von Augspurg ritte, es sei Alles nur ein freundlicher Traum gewesen. Ueber eine zait war dann aller Leut gered aus, und dacht kainer ninderst mehr, daß der Erzhertzog wiederkehr. Da er aber dann ains straichs kam (1551) und bei ihrn Vatern, dem Welser, um sie redlich antwurb. Hätt aber vorerst mittel und wege kains unversucht gelassen,

der Philippina Jawort sicher zu sein. Was ihme bei all' geständiger lieb und heftiger genaigtheit allso leicht nit ward, da die edle jungfrau, des großen standsunterscheids und etwan erfolgenden väterlich kaiserlichen zorens wegen ihre mächtige bedenken hett. Da dann der Welser die sach so weit und des Erzhertzogs völligen Eifer und heiligen ernst sah, mocht er in die Leng sein Wort nit vorenthalten und hett in die sach gewilligt. Also ist darauf die christlich ehliche Vereinbarung ganz nach Rechten im monat Decembris vollzogen und vollbracht worden. Drob ist des Erzhertzogs Vater, da er die geschehene Eh inne ward, davon er von aller Anfang an das Geringste nit wußte, in ain so großen zoren und Unmuth entbrennt, daß er von seim trefflichen sun sechs jahr nichts mehr hörn vnd sechn wöllt, da sich dann so lange zait über die zwo, insunderlich die Philippina, zu Inspruck hielten, und ist dann erst ain rechts glück und ruh in die ganze sach kommen, da die Philippina letzlich ainen weg zum Vater des Ferdinandus fand und ihne flehentlich um seine vergebung und allerhöchste väterlich und kaiserliche zusag erweichte und beredete. Das war nächst im 1556sten jahr. Da nun die Eh als zurecht von des Kaisers Mayestat anerkannt und aber die nachkommenschaft nur Marggrafen von Burgau sein solln. So hett Gott die kün verwegen aber dannoch frumme sach, davon alsoviel Redens und Verwunderung war, endiglich doch zum Besten geführt vnd gelenkt, also gab er den Zwo hochfürstlichen Gemahlchen insferner alles glück und segen. — —"

So weit der Chronist. Philippinens Brüder wurden Freiherren zu Zinnenberg und traten in den kaiserlichen Dienst. Ein und dreißig Jahre lang währte die glückliche Ehe Erzherzog Ferdinand's und Philippinens. Zwei Söhne schenkte ihnen der Himmel, wovon der ältere, Karl, die Markgrafschaft Burgau überkam, der jüngere, Andreas, sich zur Kardinalswürde emporschwang.

Es haust auf seinem Schlösselein
Zu Ambras in Tirol
Mit seiner Philippine
Der Herzog recht und wohl;
Da gab es Lieb' und Lust im Haus,
Die heitern Minnesänger,
Die zogen ein und aus.

Da ward gar viel turnieret,
Der Kunst gar treu gepflegt,
Gar manche That vollführet,
Gar mancher Keim gehegt;
So ging es dreißig Jahr und eins,
Da fand der Tod ein Ende
Des treuen Herzvereins.

Philippine starb zuerst, am 24. April 1580; Ferdinand im Jahre 1595. In der allerwärts berühmten silbernen Kapelle zu Innsbruck befindet sich das Grabmal der Philippine, unweit dem prachtreicheren ihres Gemahls, welches sich derselbe schon bei Lebzeiten errichten ließ. Die Inschrifttafel, welche Ferdinand dem weißmarmornen Monument Philippinens einverleibte, ist wol so einfach, als sie sein kann, aber sicher tief empfunden waren diese wenigen Worte in Latein: „Ferdinand, von G. G. Erzherzog von Oesterreich u. s. w., seiner vielgeliebten Gattin Philippine." —

In den durch Karl V. im Jahre 1548 neu eingesetzten patrizischen Rath und zugleich in die Behörde der Stadtpfleger traten Bartholomäus, Anton und Christoph Welser und dies ganze Jahrhundert hindurch saßen Welser im Rath

und im Bürgermeisteramte. — In der Mitte des XVI. Jahrhunderts erwuchsen den Augsburger Kaufleuten große Schwierigkeiten aus ihren Beziehungen zu den Königen von Frankreich, denen sie Geld vorgestreckt hatten. Hier scheinen auch die Welser ganz besonders betheiligt gewesen zu sein. Die Kaufleute von Augsburg, Nürnberg und einigen anderen süddeutschen Reichsstädten hatten nach und nach Franz I., Heinrich II. und Franz II. mehr als 700,000 Kronen geliehen und trotz aller Briefe und Bitten nie eine Zahlung erhalten können. Im Jahre 1558 beschlossen sie eine gemeinsame Botschaft an den König Franz II., um im Namen aller Gläubiger die Bezahlung zu verlangen. Der Rath von Augsburg ließ durch Matthäus Welser eine besondere Vollmacht und ein Fürschreiben für diese Gesandtschaft an den König ausfertigen und gab ihr, mit anderen Augsburgern, Andreas Welser als Abgeordneten der Stadt bei. Die Gesandtschaft wurde am königlichen Hofe zwar auf's Zuvorkommendste empfangen und behandelt, brachte aber nichts als gute Verheißungen mit nach Hause zurück.

Unter den Gliedern der Familie Welser, die sich in der zweiten Hälfte des XVI. und der ersten des XVII. Jahrhunderts auszeichneten, nahm der ebengenannte Matthäus Welser eine bedeutende Stelle ein. Er war viele Jahre Mitglied des Geheimen Rathes und wurde auch in dem wegen Wilhelm von Grumbach entstandenen Kriege, der sogenannten Grumbach'schen Fehde, von Seiten des schwäbischen Kreises zum Bundeskriegsrath ernannt. Als im Jahre 1574 der Bischof von Augsburg den Befehl gegeben und durch einen Jesuiten von der Kanzel öffentlich hatte verlesen lassen, daß Jeder, der einem Wechsler oder Kaufmanns-Gesellschafter Geld vorstreckte, vom heiligen Abendmahl ausgeschlossen und nach der Beichte nicht absolvirt werden solle, wurde Matthäus Welser als Vermittler zu ihm geschickt, dem es auch gelang, ihn zur Zurücknahme jenes Befehles zu überreden. Als Matthäus im Jahre 1578 starb, trat an seiner Stelle Hans Welser in den Geheimen Rath, während sein Sohn Matthäus und Christoph Welser Mitglieder des inneren Rathes wurden.

Hans Welser, Mitglied des Geheimen Rathes und Stadtpfleger, dabei auch kaiserlicher Rath, Herr zu Spielsberg und Oberschwambach, genoß hohes Ansehen bei den Bürgern und begleitete während seiner erfolgreichen Thätigkeit ansehnliche Aemter in seiner Vaterstadt. Unter seinen Verdiensten wird hauptsächlich gerühmt, daß es ihm gelang, durch Klugheit und Unparteilichkeit wieder ein besseres Verhältniß zwischen den bis dahin sich schroff gegenüberstehenden Parteien herzustellen, wodurch im Rath wie in der Bürgerschaft ein größerer Gemeingeist und ein einmüthiges Zusammengehen erweckt wurde. Deshalb ist auch sein Andenken stets von Allen in hohen Ehren gehalten worden.

Im Jahre 1597 war Paulus Welser Bürgermeister und Marcus Welser Geheimer Rath, letzterer seit dem Jahre 1600 auch Stadtpfleger. Dieser Marcus, gewöhnlich Marx Welser genannt, gehörte zu den gelehrtesten Männern seiner Zeit und war weit berühmt als Polyhistor. Er war ein Sohn des obengenannten Matthäus Welser (geboren 20. Juni 1558, gestorben 23. Juni 1614) und wurde schon als Knabe nach Rom geschickt, um hier die griechischen und römischen Alterthümer zu studiren und die italienische Sprache zu erlernen. Selbst Italiener rühmten von ihm, daß er so gut italienisch spreche und schreibe wie ein

Florentiner. Auch sagte man von ihm, daß Niemand jemals mehr Freunde unter den Gelehrten gehabt habe als er. Bereitwillig unterstützte und förderte er seine Freunde in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen. Er selbst gab eine ganze Reihe von gelehrten Werken heraus und machte sich um die Geschichte seiner Vaterstadt durch eine Chronik derselben wohlverdient. Die Akademie in Rom ernannte ihn zu ihrem Mitglied und Chr. Arnold beschrieb sein Leben, das die Einleitung zu seinen Werken bildet. Er starb 56 Jahre alt, wie man meinte, aus Kummer über die Zerrüttung, in welche sein und seiner Brüder Matthäus und Paulus Vermögen gerathen war. — Sein Bruder Matthäus litt unter den Folgen dieser Zerrüttung schwer, denn im Jahre 1621 ward er wegen seiner Schulden festgenommen, nach siebenjähriger Haft zwar aus dem Gefängnisse wieder entlassen, doch ihm befohlen, sich beständig zu Haus zu halten. Im Jahre 1627 nahm sich der Kaiser seiner an und trug dem Rathe auf, durch eine Kommission einen Vergleich zwischen ihm und seinen Gläubigern zu Stande zu bringen, was auch gelang. Doch betraf jene Vermögenszerrüttung nicht die ganze Familie der Welser, sondern nur den einen Zweig und scheint auch nur vorübergehend gewesen zu sein, denn wir finden zu derselben Zeit und nachher die Welser stets in blühenden Verhältnissen, in den ersten Aemtern der Stadt, wie in bayerischen und österreichischen Staats- und Kriegsdiensten. Doch traten sie nach und nach aus ihrer hervorragenden Handelsstellung zurück und wandten ihre Thätigkeit immer mehr der Verwaltung ihrer Güter und den Vortheilen zu, welche ihnen ihr adeliger Rang und ihre vornehmen Verbindungen boten.

Auch in Nürnberg hatte sich ein Zweig der Welser niedergelassen. Im Jahre 1493 war Jakob Welser, ein Sohn von Lukas Welser, hierher gezogen und seine Nachkommen zählten bald zu den ersten Familien Nürnbergs. Aus dieser Linie war Sebald Welser, Sohn des Sebastian Welser und der Maria Haller, berühmt durch große Reisen wie durch Gelehrsamkeit und um Nürnberg verdient durch die Förderung der Universität zu Altorf, wo er das damals berühmte Auditorium Welserianum erbauen ließ und zwei Stipendien stiftete. Er starb am 1. September 1589, als Nürnbergs Abgeordneter auf dem Kreistage zu Ulm und erhielt hier ein Denkmal. Die Nürnberger Linie wurde im Jahre 1567 in den Freiherrnstand erhoben und nannte sich Welser von Neuenhof. — Ein anderer Zweig dieser Familie übersiedelte im 16. Jahrhundert nach Ulm, gehört als die jüngere Linie zu den Welsern von Zinnenberg und wurde am 29. April 1713 von Kaiser Karl VI. in den Freiherrnstand erhoben. Die freiherrlichen Linien von Zinnenberg und von Neuenhof (und Beerbach) blühen noch in Bayern und wurden am 13. Juli 1819 in die Adelsmatrikel des Königreichs aufgenommen. — Eine gräfliche Linie Welser von Welsersheim gehört zu den Adelsgeschlechtern Oesterreichs und stammt ab von einem Sebastian Welser, der im Jahre 1590 nach Oesterreich ging und dessen Enkel Kaiser Ferdinand am 17. Februar 1651 die Reichsfreiherrnwürde ertheilte. Sein Nachkomme Siegmund Friedrich wurde mit seinen Vettern am 29. März 1719 in den Grafenstand erhoben und ihre Nachkommen widmeten sich seitdem größtentheils den österreichischen Kriegsdiensten.



Zug zum Markt. — Die Zoll-Einnahme.

Die deutsche Hansa und ihr Perikles.

1. Deutsche Städte-Bündnisse und Verkehrshemmnisse im Mittelalter.

So erstaunlich uns auch die wunderbare Schöpferkraft der alten Römerwelt erscheinen mag, so vereinigte sich damit doch nicht jene hervorragende Begabung zum Betriebe des Handels im Sinne der fördersamen Thätigkeit, welche den Phöniziern, Karthagern oder auch nur dem hellenischen Volke in so hohem Grade eigen war. Keine der römischen Pflanzstädte hat beispielsweise die Bedeutung des altberühmten Marseille (Massilia), einer phönizisch-griechischen Niederlassung, erlangt. Doch brachte der weltumfassende Geist der Römer nach allen Ländern, wohin sie mit dem Schwert in der Hand vordrangen, die Pflugschar und die Elemente bürgerlichen Gemeinwesens. Ihr praktischer Sinn schuf mit außerordentlicher Raschheit neue Verkehrswege und brachte die vielbewunderten Straßennetze römischer Baukunst in genaueste Verbindung mit den vorzüglichsten natürlichen Straßen zu Wasser sowie über die Gebirge.

Die Ausbildung des Handels und der Industrie ist in erster Linie von dem Vorhandensein und der Sicherung solcher Verkehrswege abhängig. Die frühesten bemerkbaren Anstrengungen, in Bezug auf Handel und Wandel, treffen wir in unserem Vaterlande dort an, wo sich aus der Römerzeit dichter bevölkerte Städte erhalten hatten, wie u. A. an der Donau und am Rhein. Der günstigen Lage, in welcher schon zur Zeit Karl's des Großen die Donaustädte Regensburg, Passau und Wien sich befanden, haben wir bereits gedacht. Durch sie wurden

auf der Wasserstraße der Donau die Beziehungen mit Konstantinopel vermittelt, dem Hauptstapelplatz des levantiner und persisch-indischen Karavanenhandels, der sich von Samarkand nach der vielgepriesenen Kalifenstadt Bagdad, von da nach den bedeutendsten Küstenplätzen Syriens, voran Aleppo, bewegte und von hier seinen Weg nach der großen Handelsmetropole am Marmora-Meere verfolgte.

An den Ufern des Rheines war schon vor den fränkischen Königen eine ganze Reihe alter Römer-Niederlassungen aus ihren Trümmern erstanden, als der belebende Hauch neu beginnenden Völkerverkehrs sie traf. Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Köln blühten auf und Waarenzüge belebten die Straßen zwischen Deutschland, Italien und den Niederlanden. Von den genannten Rheinstädten wußten sich besonders Speyer, Mainz und Köln durch das Stapelrecht, welches jeden vorüberfahrenden Kaufmann zwang, seine Waaren drei Tage und länger (nicht selten 40 Tage) im städtischen Kaufhaus lagern zu lassen, ehe dieselben weitergeschafft werden durften, ihren Gewinnantheil an dieser Handelsströmung zu sichern. Hauptverkehrsstraße war für den Westen Deutschlands der Rhein. Von Basel aus nahmen die Güter ihren Weg über Chur, den Julier und Septimer nach Venedig und Genua, und von da zur See nach Alexandrien, welches seine hohe Bedeutung als Mittelpunkt für den mittelländischen Seeverkehr, also zwischen Morgen- und Abendland, auch dann noch behauptete, nachdem auf die römische Herrschaft jene der Kalifen und hierauf die der Mameluken gefolgt war. — Von einer hervorragenden Handelsthätigkeit, wie sie im Alterthum die Karthager, später die Italiener, Mauren und Araber unterhielten, konnte, vor dem entscheidenden Auftreten Deutschland's in den Vordergrund höheren Kulturlebens, nicht die Rede sein.

Vor der denkwürdigen Epoche der Karolinger fand ein regerer Verkehr nur rücksichtlich solcher Erzeugnisse statt, welche mit dem Kirchen-, Kriegs- und Ritterwesen zusammenhingen. In Bezug auf die Kirche spielten Wachs und Räucherwerk, die Stoffe zu Meßgewändern, Chorröcken und ähnlichem Bedarf, eine große Rolle, nicht minder die aus Ziegenhaar gewobenen groben Zeuge zu Mönchskutten. Das Kriegshandwerk aber erheischte Schwerter, Piken, Lanzen und Rüstungen, welche letztere bereits zur Zeit der fränkischen Kaiser, vorzugsweise zu Straßburg und Magdeburg, in noch größerer Vollkommenheit jedoch und im Wetteifer mit Mailand und Venedig, zu Brüssel, Lüttich, Mecheln und Brügge verfertigt wurden. In den Niederlanden stellte man ferner das zur Bewaffnung gehörige Lederzeug her, vornehmlich in Namur, besonders aber zu Gent, im Zeitalter Karl's des Großen der wichtigsten Handelsstadt der germanischen Welt. Deswegen gehörten dort Felle, Pelze und überhaupt Wildwerk zu den gesuchtesten Einkaufsartikeln. Den größten Ruf erwarben sich indessen schon zu derselben Periode die gewerbthätigen flandrischen und brabanter Städte in Folge ihrer weithin gesuchten Wollerzeugnisse, wie Tuche u. s. w. — Schon unter der Regierung der Ottonen wuchsen unfern der Küste der deutschen Meere die Nordseestädte, zuerst Hamburg, bald nachher auch Bremen, etwas später Lübeck, zu angesehenen Städten heran; im Osten des Reiches stritt Breslau mit Prag um den Rang. Im mittleren Deutschland blühten Magdeburg, Naumburg und Erfurt empor und erstere gehörten schon im XII. und XIII. Jahrhundert zu den

angesehensten Verkehrsplätzen unseres Vaterlandes. Auch Leipzig erhob sich, Dank den ihm zu derselben Zeit verliehenen Freiheiten, zu einem wichtigen Binnenhandelsplatz. In der nämlichen Periode, als Italien sich im Besitze des gesammten levantinischen Handels befand und eine der Hauptverkehrsstraßen durch die Oberpfalz, Franken über Braunschweig nach Hamburg führte, errichteten die Handelsherren der Nordseestädte große Niederlagen in der alten Welfenstadt. Seitdem stand Braunschweig mit obenan unter den Handelsplätzen des nordwestlichen Deutschlands. Seine Bedeutung nahm zur Zeit der großen Städtebündnisse stetig zu, und in dieselbe Zeit fällt die Blüte einer großen Anzahl rheinisch-westfälischer Orte, die uns später noch beschäftigen werden.

Das südwestliche Hauptgebiet der Handelsthätigkeit trifft auf Städte in Frankreich und in der Schweiz, das mittlere aber wieder auf Deutschland, und hier glänzen die Namen der Städte Nürnberg, Augsburg, Ulm, ferner Frankfurt am Main, Mainz und Köln am Rhein u. s. w.

Von bedeutendem Einflusse auf die Förderung des Kunstfleißes, des Großhandels und der Schifffahrt zeigte sich die Berührung zwischen Deutschen, Griechen, Mauren und Arabern vor und im Zeitalter der Kreuzzüge während des XI. und XII. Jahrhunderts. Der hieraus entstandenen lebhaften Handelsbewegung, sowie des engen Verkehrs mit den Hauptplätzen der Mittelländischen Meeresküsten, gedachten wir bereits an anderer Stelle. Der steigende Luxus im Mittelalter, den man sich meist geringer vorstellt, als er in der That gewesen ist, wenn auch nur Wenige die Wohlthat warmer Strümpfe und leinener Hemden genossen, half der Entwickelung des Handels immer kräftiger nach, da sich die Zunahme höherer Lebens- und Bildungsbedürfnisse auf den erhöhten Wohlstand gründete, der wiederum aus der sich stetig erweiternden Handels- und Gewerbthätigkeit sowie der Verzweigung der hieraus für Alle erwachsenden Vortheile entsprang.

Indessen hatte im Laufe des XIII. Jahrhunderts, aus bereits weiter vorn erörterten Gründen, die hohe Bedeutung der Donau als Haupthandelsstraße für den Verkehr mit dem Oriente gar sehr nachgelassen. In Folge dessen sahen sich die Handelsherren von Regensburg und Passau genöthigt, mit ihren Waaren die italienischen Märkte aufzusuchen und von daher die Erzeugnisse des Morgenlandes zu holen. Hier begegneten sie aber überaus gewandten Mitbewerbern. Die oberdeutschen Kaufleute, welche inzwischen die Straße durch Tyrol über den Brenner eingeschlagen, hatten dadurch den Vortheil der kürzesten Verbindung zwischen Mittel- und Norddeutschland und Italien erlangt. Eine im Aufblühen begriffene, ortsständige Industrie, in Nürnberg auf die Verfertigung von Schmuck- und Spielsachen („Nürnberger Tand“), in den schwäbischen Städten Augsburg, Kempten, Memmingen, Kaufbeuren, Ulm u. s. w., wie wir wissen, hauptsächlich auf die Leinweberei gerichtet, gab deren Handel mit Italien eine feste Grundlage, und so eilten Nürnberg und Augsburg bald allen anderen süddeutschen Städten voran. Der eigentliche Speditionsplatz des deutsch-italienischen Verkehrs blieb geraume Zeit lang das reiche Augsburg. — Außer obengenannten Städten verdienen kleinere, wie Lindau, Konstanz, Biberach, Eßlingen, Heilbronn, Reutlingen, Hall und Rotenburg Erwähnung, sämmtlich durch Industrie und Handel zu großem Wohlstand gelangt.

Der Verkehr zu Wasser und zu Lande im Mittelalter war indessen ein, wenn auch ganz einträgliches, doch eben so unsicheres wie gefährliches Gewerbe. Während des XIII. und XIV. Jahrhunderts, vornehmlich zur sogenannten „kaiserlosen Zeit", als Richard von Cornwallis und Alfons von Castilien um die deutsche Kaiserkrone stritten, als während Jahrzehnten jegliche Autorität in Frage stand, nicht minder in den goldenen Zeiten des Faustrechtes und des fortwuchernden Stegreif- und Raubritterthums, fanden ununterbrochen harte Kämpfe zwischen den Städten mit den benachbarten Rittern und Fürsten statt, welche die durch Gewerbthätigkeit emporgekommenen Bürger nicht blos ausraubten, sondern auch dahin trachteten, die Städte der eigenen Landeshoheit zu unterwerfen.



Hinterhalt, gelegt durch Raubritter.

Kein Wunder, wenn sich eine sichere und rasche Versendung der Handelsgüter damals nur sehr schwer bewerkstelligen ließ. Dennoch blühte der deutsche Handel empor, trotz der Störungen während der ärgsten Zeiten des Faustrechts und des empfindlichen Mitbewerbs der italienischen Faktoreien an den Hauptverkehrspunkten. Freilich veranlaßte die stetig wachsende Willkür Einzelner, Gefahren und Hemmnisse, von denen man sich heute kaum noch eine Vorstellung machen kann.

Ueberfälle der Handelszüge durch übermüthige, jedes Rechtes spottende Wegelagerer, unverschämte, hundertfache Zollforderungen neben vielen anderen

Plackereien und Vergewaltigungen waren allerwärts an der Tagesordnung, und mehr als einmal schien die weitere Entwickelung von Kunst und Gewerbe auf Jahrzehnte hinaus gehemmt. Auf ihren festen Burgen und unzugänglichen Felsennestern saßen und lauerten die ritterlichen Schnapphähne und lugten in die Landschaft hinaus, um die Gelegenheit zu einem guten Fang zu erspähen. Wenn sich ein solcher Raubritter durch irgend Jemand in einer Stadt beleidigt glaubte, hielt er sich ohne Weiteres an den nächsten besten wohlhabenden Einwohner des bezüglichen Ortes, natürlich meist an einen der Vornehmeren und Reicheren. Dieser wurde überfallen und ihm Alles geraubt, was er mit sich führte.



Ueberfall eines Waarenzuges durch Raubritter.

Damit jedoch nicht zufrieden, schleppten die adeligen Buschklepper den Ausgeraubten nicht selten auf die benachbarte Felsenburg, um ihn nicht früher wieder zu entlassen, als bis er oder der wohledle und hochweise Rath seiner Stadt Sorge getragen, daß die verlangte Summe Lösegeld beschafft wurde. Nicht minder gefährlich war gar oft die Heimholung von Bräuten. Bei solchen Gelegenheiten galt es, die verhältnißmäßig größten Summen aufzubringen, wenn es sich für den Mann im Hinterhalt nicht etwa weniger um Geld und Gut, als vielmehr um den Besitz der Braut selbst handelte.

Dergleichen Ueberfälle wurden durchaus geschäftsmäßig, theils ohne vorherige Verkündigung, theils nach einer sogenannten „Absage" betrieben und nach Herzenslust vorzüglich Diejenigen angehalten, bei denen sich etwas Erkleckliches erwarten ließ, oder welche den Zorn der ritterlichen Nachbarn besonders rege gemacht.

Daß hierbei die Kaufleute und ihre Waarenzüge wiederum am schlimmsten wegkamen, bedarf keiner Erwähnung. Freilich thaten dann die Städte auch das Ihrige, des schlimmen Plackers Herr zu werden. Wie vielfach dies aber auch gelang, Absagen, Ausplünderungen und noch schrecklichere Dinge nahmen Jahrhunderte lang kein Ende; eine Menge Urkunden und Schriftstücke ergehen sich über die ewigen und furchtbaren Verwüstungen, welche beispielsweise München durch den sogenannten bösen Püttrich, den bösen Heinz von Schellenberg, den Hans Truchseß von Waldburg, den rothhaarigen Peter von Harlach und später den einäugigen Hans Pucher, vornehmlich aber durch den Ritter Georg von Rammer zu ertragen hatte, der im Jahre 1417 die Stadt anzündete und einen großen Theil derselben in Asche legte.

Um das Raubritterthum gründlich kennen zu lernen, bedarf's wahrlich eines eigenen Studiums! Alle Sorten von Schnapphähnen waren vertreten. Ja, es fehlte selbst nicht an solchen Käuzen, die ihrem saubern Handwerk mit einem gewissen Humor oblagen. Wer kennt nicht den biederen Eppelein von Gailingen, den Erbfeind Nürnberg's, welcher daran schuld gewesen ist, daß seit seinem Entweichen alle brave Reichsstädter sich vorgenommen haben, niemals wieder irgend Einen zu hängen, den sie nicht haben. Verdient dieser Wackere vorzugsweise vom Gesichtspunkte der Erheiterung aus Erwähnung, so hausten anderswo wiederum Strolche, die ihr Geschäft vom Standpunkte gediegenen Ernstes in Scene setzten.

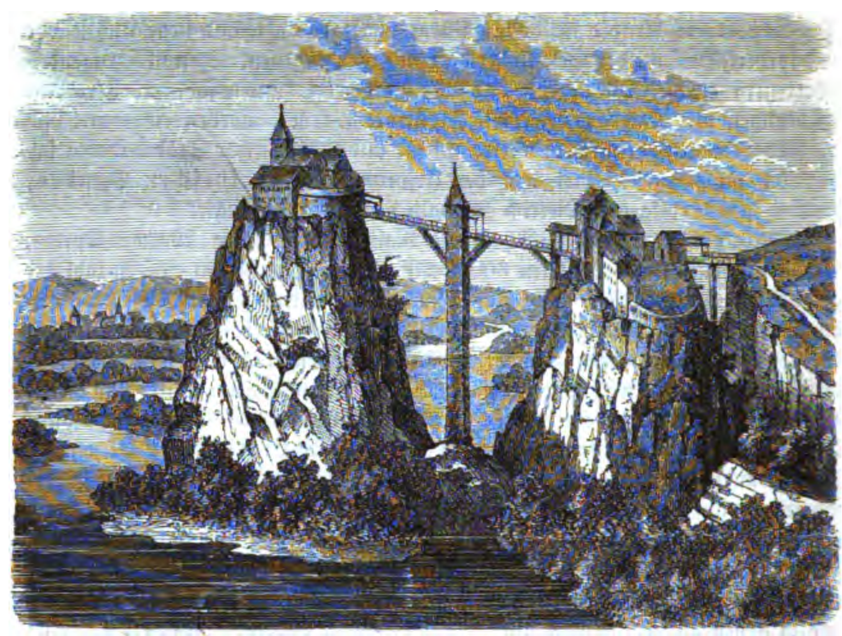
Nachbarschaftliche Lage und gemeinschaftliche Noth brachten zuerst einzelne Bündnisse zwischen verschiedenen Städten zu Stande, wodurch indessen keine durchgreifende Besserung der Verkehrssicherheit erzielt werden konnte. Im Laufe der Zeiten erlangten jedoch zwei solcher Bündnisse eine hohe Bedeutung und einen außerordentlichen Einfluß: der Rheinische Bund sowie die große Handelsverbindung der Hansen oder Hanseaten. (Hansa bedeutet so viel als Verbindung Mehrerer zu einem Unternehmen.)

Zu dem Rheinischen Bunde vereinigten sich um die Mitte des XIII. Jahrhunderts die Städte der Rheinlande, theils zur Erhaltung ihrer Reichsunmittelbarkeit, theils zur Abwehr gegen Zollzwang, Städtebefehder, Straßenlagerer und alle sonstigen Störer des Friedens und der öffentlichen Sicherheit. Hauptaufgabe dieses Bundes blieb vor Allem die Befreiung des Handels von willkürlichen Erpressungen, welche die Besitzer der am Rhein in großer Zahl erbauten Raubschlösser unaufhörlich verübten. Ritter, Grafen und Herren benutzten nämlich die Enge des Rheinbettes zwischen Bingen und Koblenz, um den Schiffer und fahrenden Kaufmann zu brandschatzen. Einer der mächtigsten und gefürchtetsten Grafen war Dietrich von Katzenellenbogen. Von seiner Feste Rheinfels aus bezollte und belästigte er unaufhörlich die vorüberfahrenden Schiffer. Mehrere rheinische Städte, darob höchlichst erbittert, wollten die Feste erstürmen; der Versuch mißlang indeß, denn die Kräfte reichten nicht aus und es that eine stärkere Einigung Noth. Da traten die Kaufleute zunächst von Mainz zusammen.

Der Gewaltbote Arnold stellte der Bürgerschaft das alte und neue Unheil vor und forderte sie auf, der Gewalt Gewalt entgegen zu setzen. Sein überzeugendes Wort griff durch. Die Rhein- und Mainstädte ermannten sich. Weitere Anknüpfungen mit Nachbarorten, wie Frankfurt u. s. w., wurden eingeleitet und die Abgeordneten rheinischer, wetterauischer und westfälischer Städte thaten sich (1255) zusammen. — Dies war der Ursprung des Rheinischen Bundes, welcher dem verwegenen Dietrich gar bald das Handwerk legte.

Mehr als 90 Städte am Rhein und Main, voran Mainz, Worms, Speyer, Straßburg und Basel, rüsteten 600 Schiffe aus und zerstörten eine Anzahl der gefährlichsten Raubnester. Acht Jahre nach seiner Stiftung ward dieser Städtebund von dem ohnmächtigen deutschen König Wilhelm bestätigt, was freilich höchstens der Form wegen geschah. Denn dergleichen mehr oder minder lebenskräftige Verbindungen kümmerten sich in Wirklichkeit wenig um Kaiser und Reich. Hatten die Verbündeten nur die Stimme des Volkes für sich, so sorgte für alles Uebrige das Fuß- und Reitervolk, welches man durch Erhebung von Steuern in Stand hielt. Bald waren zum Schutze der Schifffahrt Hunderte von Wehrfahrzeugen auf dem Main und Rhein in Thätigkeit. — Der Rheinische Städtebund wurde Vorbild zu ähnlichen Bündnissen, z. B. unter den schwäbischen Städten gegen ihre adeligen Nachbarn. Was vereinigte Kräfte vermögen, ward immermehr eingesehen, und aus dieser Erkenntniß erwuchs zu außerordentlichem Einfluß und Ansehen die bedeutendste aller mittelalterlichen Verbindungen, der Hansabund, über den wir auf nachfolgenden Blättern ausführlicher berichten. Eine wichtige Stadt nach der anderen gesellte sich demselben zu, so daß kurze Zeit nach dessen Stiftung bereits 80 Städte ihren Beitritt erklärt hatten.

Die beiden großartigen Vereinigungen des Rheinischen Städtebundes und der Hansa standen zu ihrer Zeit einzig in ihrer Art da. Im Süden Europa's, wo die uns bekannten Handelsstaaten ersten Ranges, Genua, Pisa und Venedig, blühten, denen sich später Florenz und das seefahrende Volk der Portugiesen beigesellten und mit welchen die Hansen wichtige Handelsverbindungen unterhielten, lebte und handelte Jeder für sich, ja Feindschaft, Nebenbuhlerei und offener Kampf waren an der Tagesordnung. Ganz anders im Norden. Eine charakteristische Eigenthümlichkeit des deutschen Mittelalters besteht in der frühzeitigen Ausbildung des genossenschaftlichen Wesens und des darauf hin gerichteten städtischen Zusammenhaltens. Der hierdurch erwachte und vielfach gepflegte Gemeinsinn erwies sich gegenüber der thatsächlichen Ohnmacht des Staatsoberhauptes oft als einziges Bollwerk gegen die Uebergriffe fürstlicher Anmaßung, sowie ritterlichen Annektirungseifers. Und in der That, in allen Gauen des weiten deutschen Reiches that einträchtiges Handeln Noth. Denn schwer empfanden Handel und Wandel die Folgen fortwährender Unsicherheit, welchen selbst die thatkräftigeren Kaiser vergebens zu steuern suchten. Kein Waarenzug konnte seines Weges ziehen, wenn sich die Kaufleute nicht durch bewaffnete Geleitschaft oder durch einen Sicherheitsbrief vorher einigermaßen Schutz verschafft hatten. Gegen Ende des XIV. Jahrhunderts gab es fast keinen Berg, keine Anhöhe, auf welcher nicht ein Raubnest gelegen hätte; jeder Wald, ja fast jedes Gehölz bildete das feste Versteck eines ritterlichen Strolches. —



Burg Wildenstein.

Man sehe sich eine solche Ritterburg, wie den abgebildeten Wildenstein in Schwaben, nur an. Liegt sie nicht trotzig auf den zwei Felsen, gleich dem Nest eines Geiers? Und auf solch' unzugänglichen Klippen im wilden Wald oder mitten im Torf oder im Morast befanden sich unzählige Sitze der Ritter, die, in ihren Schlupfwinkeln geborgen, den kaiserlichen Zorn verlachten!

Schon Kaiser Rudolf von Habsburg und andere Ordnung liebende Fürsten, z. B. die Herzöge Ludwig der Strenge und Ernst von Bayern, hatten es sich angelegen sein lassen, den Trotz der kleinen Herren zu brechen, die sich so wenig als möglich befehlen lassen wollten. Sie zerstörten auch eine Anzahl der verrufensten Raubnester. Doch war das Unwesen bereits zu tief eingerissen; auch standen weder dem Kaiser noch den großen Reichsfürsten jederzeit Hunderttausende oder auch nur Zehntausende von Bewaffneten zur Vollstreckung ihres Willens, sowie zur Aufrechthaltung von Zucht und Sicherheit, zur Verfügung. Sie vermochten nur zeitweilig dem schlimmsten Unfug abzuhelfen, — so weit ihr Arm eben reichte. Stehende Heere kamen erst viel später auf und die Unterhaltung selbst kleinerer Armeen war damals verhältnißmäßig kostspieliger noch als heute. In Nöthen und Gefahren, wenn es galt, ein mächtiges Heer unter dem Reichsbanner zu sammeln, blieb dem Reichsoberhaupte nichts übrig, als die oft nicht einmal sehr willfährigen Fürsten, Herren und Stände, sammt dem Heergefolge, aufzubieten. Die Reichsfürsten, längst gewöhnt, in ihren Ländern nach Gutdünken zu schalten und zu walten, dachten mit wenig Ausnahmen nur an Erweiterung ihrer Macht und Vergrößerung ihrer Gebiete. Zudem mußten auch von ihnen die Kriegsleute erst gegen gutes Handgeld zusammengebracht werden, und wer davon das Meiste aufweisen konnte, dem lief alles herrenlose Gesindel

zu, welches aus Raub und Krieg ein Gewerbe machte. Und so mißachteten die des Gehorsams entwöhnten Ritter und Herren und viele andere zuchtlose Gesellen noch geraume Zeit das kaiserliche Gesetz, den Ewigen Landfrieden, das Werk des wohlwollenden Kaisers Maximilian.

Bei Beginn der Regierung dieses bürgerfreundlichen Monarchen sah es um Sicherheit und Recht mißlich genug in den deutschen Landen aus. Einem rechten Krakehler hat es niemals an einem guten oder vielmehr schlechten Grund gefehlt, wenn es galt Händel zu suchen. In den Zeiten, aus denen wir erzählen, war dies eine höchst einfache Sache. Selbst ehrbare Ritter nahmen keinen Anstand, einem Anderen dessen Streitsache mit irgend einem Nachbarn abzukaufen, was sich gewöhnlich leicht und kurz abmachen ließ. Da hielt es z. B. ein Ritter Görge oder Ritter Kunz für rathsam, mit den Nürnbergern oder mit den Wormsern in Unfrieden zu gerathen, weil zur Zeit der großen Messen Kaufleute der einen oder der anderen Reichsstadt gerade an seiner Burg vorüber mußten. Hörte nun der Junker, daß der Bartel sich durch die Wormser oder Nürnberger geschädigt glaubte, etwa weil sie ihm beim Armbrustschießen nur den zweiten Preis zuerkannt hatten, oder weil er sich bei irgend einem Handel übervortheilt hielt, so ging der biedere Görge zu Meister Bartel und sprach: „Sieh, guter Freund, da geb' ich dir an baarem Geld so viel, als du von den Pfeffersäcken zu fordern hast; dafür überläßest du mir deine Streitsache; ich will es den Dickbäuchen schon wieder herausklopfen.“ Auf solche Weise geriethen die Städter in Fehde mit Ritter Görge oder Ritter Kunz, den sie vielleicht nicht einmal kannten. Die adeligen Buschklepper griffen nun die vorbeiziehenden Waarentransporte friedlicher Kaufleute an, erschlugen die Knechte oder Geleitsmänner, raubten die Waaren, oder sie entführten wol auch vermögende Bürger nach ihren Raubnestern, um für deren Freilassung den Angehörigen ein tüchtig Stück Lösegeld abzupressen. Freilich ließen sich die Städter solche Gewaltakte nicht gefallen: auch sie zogen nun aus in hellen Haufen, belagerten die Burgen oder verstellten den heimreitenden Rittern die Wege. Blieben die Städter im Vortheil, dann fehlte es dem Henker nicht an blutiger Arbeit, und manches adelige Haupt rollte auf das Pflaster des Marktplatzes.

Die Kämpfe der Quitzow's, Stritzow's und ihrer gleichwerthigen Genossen gegen Fürsten wie Städte in den preußischen Marken hat einer unserer ersten Romanschriftsteller, Wilibald Alexis, mit Meisterhand geschildert. Weniger bekannt ist das Treiben ihrer ritterlichen Standesbrüder in den deutschen Ostmarken. Wie es dort zuging, lassen einige Beispiele erkennen.

Ein arger Feind der Bewohner der Donau-Hauptstadt war um das Jahr 1460 der berüchtigte Nabuchodonosor Nankelreiter. Es hielt schwer, dem Strolch beizukommen; schwerer noch, mit ihm ganz fertig zu werden, — was aber geschehen konnte, ihn zu vertreiben, geschah durch einen gewissen Ritter Schweinger, der im Stadtsold stand. Als die Stadt nun diesen entließ, entstand ihr aus dem bisherigen Vertheidiger ein neuer grimmiger Feind, und so sahen sich die Wiener unaufhörlich von der verbrannten Burg Kalksberg aus in Unruhe versetzt, bis derselbe Schweinger am St. Ulrichstag bei Gelegenheit eines Raubüberfalles zu sorglos war und Wien zu nahe kam. Auf dem Fuße verfolgt, flüchtete er sich in sein Gemäuer und wurde dort gefangen. An den Kragen

ging man ihm jedoch nicht, man ließ ihn vielmehr später in Erinnerung an frühere gute Dienste wieder frei, stellte sich aber durch verschiedene Vergünstigungen, die man ihm einräumte, für die Folgezeit sicher.

Noch besser kamen zwei andere gleichzeitige Städtefeinde davon, nämlich der Wezlaw und der Smikosky. Beide ritterliche Spießgesellen scharten bei Mödling 3000 nicht herren-, aber augenblicklich soldlose Kriegsknechte zusammen und machten Stadt und Umgegend unsicher. Alle Anstrengungen blieben vergebens, bis Erzherzog Albrecht endlich in den sauren Apfel biß und besagte Söldner auszahlte, worauf die Herren Wezlaw und Smikosky sich ruhiger verhalten mußten. Sie hatten unterdessen unberechenbaren Schaden angestiftet, unter Anderem Kloster und Markt Herzogenburg eingeäschert. Trotzdem ward ihnen später Vergebung, ja Beide wurden noch Hauptleute der Wiener Besatzung.

„Gegen Ende des XVI., ja bis in das erste Jahrzehnt des XVII. Jahrhunderts, bereiteten andere dunkle Biedermänner, wie der Böttauer von Pütten, der Hager und Swelly, den Wienern nicht minder große Noth. Diese adeligen Buschklepper zogen aller Orten und Straßen auf Raub und Ueberfall aus und versetzten die Kaufleute an der Donau gar oft in größte Verzweiflung. Zuletzt wendeten sich die edlen Herren der ungarischen Grenze zu. Doch zuletzt verdroß König Matthias die Sache und er ließ deshalb deutsche Söldner und ungarisches Reitervolk gegen die unverwüstlichen Ruhestörer marschiren. Nun kam es zu heftigen Kämpfen, in denen die Königlichen nicht immer im Vortheil blieben. Später mag es dem von Pütten und dem Hager doch nicht ganz wohl zu Muthe geworden sein, wenigstens hielten sie sich ruhiger; den Swelly aber verließ der Uebermuth nicht, vielmehr verschanzte er sich noch einmal und hielt so lange aus, bis der Hunger ihn vertrieb. Als er fliehen wollte, fiel er jedoch dem erzürnten Matthias in die Hand, der ihn mit 100 Raubgenossen hängen ließ."

Es gäbe noch Manches zu erzählen von dergleichen wüsten Gesellen: vom Ritter Hinko auf Schloß Ort, genannt der „Dürrteufel", einem argen Bauernplacker, vom Thannhäuser von Ober-Laa, vom Johanniter Bohunko u. v. a. ehrsamen Rittern der Landstraße und der Burgställe. Erst seit dem Schlusse des XV. Jahrhunderts ging die ärgste Noth des Faustrechts allmälig ihrem Ende entgegen. Der Zustand der Rechtsunsicherheit dauerte indessen im Grunde fort bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts.

Der schlimmsten Art raubritterlichen Treibens ward ein Ende gemacht, als die Einführung des Schießpulvers und die Verbesserung der Feuerwaffen die Bildung stehender Heere begünstigten. Den Geschützen gegenüber erlagen die adeligen Rechtsverächter, als ihnen ihre Burgmauern gegen die schweren Geschosse keinen sonderlichen Schutz mehr gewährten. Mit jener Erfindung, welche das Kriegswesen gänzlich umgestaltete, sowie mit der Entdeckung neuer Seewege, beginnt eine neue Aera auch in der Geschichte des Handels. — Welche Ereignisse liegen nicht zwischen der Gründung von Karthago und Alexandrien und der Entdeckung der Seewege nach Indien und Amerika! dann wiederum zwischen der Auffindung der Silberminen von Mexiko und den Goldlagerstätten in Californien und Australien!



Bewaffnete, nach dem Feinde spähend.

2. Die Kaufleute der deutschen Meere im Mittelalter.

Aehnliche Noth und Gefahren, wie sie den gewerbfleißigen Bewohnern der Binnenlande beschieden waren, hatten auch die Anwohner der Meeresküsten abzuwehren. Nur waren es dort keine adeligen Buschklepper und Inhaber von Raubburgen, sondern eine andere Art ritterlicher Raubgesellen, welche die Küsten der Nord- und Ostsee, sowie die Ufer und Mündungen der Weser, Elbe, Oder und Weichsel unsicher machten.

„Schon in der frühesten Zeit", erzählt uns H. Eschenhagen im „Magazin für Kaufleute" (II. F. 1. Bd., wo wir uns auch sonsthin Raths erholt), wurden die deutschen Meere von den Flotten der Vikinger durchschwärmt, die von den nördlichen und westlichen Gestaden derselben sich nach den südlichen und östlichen begaben, und theils auf dem Wege des Handels, theils auf dem der Gewalt nach Ruhm und Beute rangen. Schweden, Dänemark und Norwegen sandten jene Flotten aus, deren eigenthümliches Wesen aus folgenden Umständen erhellt.

„Es gab im ganzen Norden zwei Dinge, durch welche ein Mann sich den Weg zu den höchsten Ehren bahnen konnte. Der eine bestand darin, die Harmanna Sed zu wählen, das heißt als Vikinger zu leben und sich Gut und Ehre durch Gewalt zu erwerben. Die Schiffe anderer Völker feindlich anzugreifen und im tapferen Kampfe zu besiegen, war ein ehrenhaftes Geschäft, das zugleich lohnte, weil das Gut den Siegern anheimfiel, sammt den Personen, wenn sie sich

nicht auslösen konnten. Weit entfernt, im Seeraube etwas Unrechtes zu sehen, betrachtete man denselben vielmehr als eine Gelegenheit, die höchste Todesverachtung, Kühnheit, Tapferkeit und Ausdauer, wie List und Verschlagenheit kund zu geben. Wer sich auf das Meer wagte, gab sich nach Ansicht Derer, welche das Meer unsicher machten, freiwillig Preis; ihn schützte kein anderes Recht als das des Stärkeren. Dieser Grundsatz galt nicht blos bei den Normannen, sondern bei allen Küstenbewohnern. Deshalb waren Schiffe und Mannschaft eines gestrandeten Schiffes die Beute der nächsten Anwohner, und hierin hat auch das Strandrecht seinen Grund.

Eine zweite Beschäftigung war im Norden für den freien Mann nicht minder ehrenvoll: die Kaufmannschaft. Nur für Könige und Königssöhne galt der Seeraub als ein noch rühmlicheres Geschäft, und deshalb wurde Björn, der Sohn des Königs Harald Harfager, der viel handelte, von seinen Brüdern mit dem etwas geringschätzigen Namen des „Krämers" oder „Schiffers" belegt. Für alle Anderen aber war der Handel eine sehr ehrenvolle Beschäftigung, und als das Christenthum eingeführt war, fanden selbst vornehme Geistliche sie mit ihrem Amte verträglich. Viele machten sich als große Kaufleute einen Namen, wie z. B. Odd Ofeigsson, der große Reichthümer erworben; Aulver, von Jugend auf der Handlung beflissen, lebte in großem Glanz und erlangte nachher als Vikinger hohen Ruhm; ebenso Asmund, der die Handlung seines Vaters ererbte, viele Länder besuchte und überaus reich wurde. Weit umhergereist zu sein, gewährte Ansehen und Ehre, ja man ging ausdrücklich auf Reisen, um bei der Nachwelt einen längeren Nachruhm zu ernten. Ein „Heimischer", das heißt, Einer, der stets daheim geblieben war, und ein dummer, einfältiger Mensch waren in gewöhnlicher Redeweise gleichbedeutende Ausdrücke.

Merkwürdig und charakteristisch sind die Lehren, welche der „Königsspiegel" Denen ertheilt, die sich dem Handel widmen wollen. Er sagt: „Wenn aber dir, der du in einem Handelsorte lebst, der Vortheil des Handels unbekannt ist, so achte wohl darauf, wie Diejenigen ihren Handel einrichten, welche als die besten und größten Kaufleute gelten. Lerne genau die Lichtwandlung der Hemisphäre, den Gang der Himmelskörper, des Wechsels von Tag und Nacht und die Richtung der Weltgegenden. Gleicherweise lerne die Art, gehörig zu beobachten, was die Unruhe des Meeres vermindert oder vermehrt, denn dieses Wissen ist den Schiffern höchst nöthig. Und dann sollst du trachten, daß du zu jeder Stunde, die dir von anderen Geschäften übrig bleibt, deine Lehre, besonders aber die Gesetze, dir in das Gedächtniß zurückrufest. Denn genau erwogen ist aller Andern Wissen geringer, als Derjenigen, welche aus Büchern Wissenschaft schöpfen. Je gelehrter, desto mehr Kenntnisse hat er in Bereitschaft, desto mehr Gründe. **Darum mache dir alle Gesetze geläufig, während du dem Handel lebst.** Wer sich der Kaufmannschaft widmet, muß sein Leben vielen Gefahren aussetzen, bald im Ozeane, bald in heidnischen Landen, und immer bei unbekannten Leuten. Daher ist es meist schwer zu erkennen, was ihm an jedem Orte dienlich."

Der Kaufmann erscheint hier in musterhafter Gestalt. Im Norden war er stets Seefahrer, daher der Hinweis, sich mit der Sternenkunde bekannt zu machen. Rechtskunde war in jenen Zeiten ein allgemeines Wissen, welches Jeder im lebendigen Bewußtsein behielt. Der Kaufmann, welcher die Hälfte des Jahres in

fremden Ländern lebte, mußte daher geschriebene Gesetze merken, um darin seinen Mitbürgern nicht nachzustehen, sondern sogar vorzuleuchten, „weil das Wissen aller Anderen geringer ist, als Derer, welche es aus Büchern schöpfen.“ Auf die Gefahren jenes Berufs wird besonders aufmerksam gemacht; er erforderte Muth und Kühnheit, gewährte aber auch Ehre, Vermögen und Kenntnisse. Darum wählten ihn selbst die Vornehmsten, Hofleute, Skalden oder Dichter.

Das also waren die Kaufleute der Nordlande jener alten Zeit, welche den Verkehr in den deutschen Meeren, vorzüglich in den Ostsee-Gegenden, eben so sehr belebten als gefährdeten. Die Betriebsweise des Handels und die Ansichten über ihn scheinen in allen Küstenländern der Ostsee dieselben gewesen zu sein, denn an allen Küsten wurde Seeraub wie Handel getrieben.

„Die Handelsreisen waren streng an die Jahreszeit gebunden. Wenn der Frühling gekommen war und die Aequinoktial-Stürme ausgetobt hatten, sammelten sich die Schiffe der Kaufleute, welche den Austurweg nach Rußland einschlagen wollten, in irgend einem vielbesuchten Hafen, wie z. B. in Sliaswig oder Hedaby. Denn nur in großer Gesellschaft konnten diese Reisen vor sich gehen, um einem wahrscheinlichen Angriffe mit vereinigter Macht widerstehen zu können. Deshalb wurden Waffen und anderer Kriegsbedarf in hinreichender Anzahl mitgenommen; jeder Kaufmann war zugleich Krieger. Die Flotte erschien als ein Kriegs-Geschwader, und gelang es ihr, entweder angegriffen oder nach Umständen auch selber angreifend, zu siegen, so verwandelte sich dieselbe sogleich in eine Vikingerflotte und die Besiegten fielen mit Leib und Gut den Siegern anheim. Selbst fremde Küsten wurden wol bei einem vorübergehenden Besuch, der Abwechselung wegen oder um den Muth zu üben und zu bewähren, geplündert, sowie die Einwohner zu Gefangenen gemacht, wodurch sich die zu verhandelnden Gegenstände oft bedeutend vermehrten. War endlich das Ziel der Reise erreicht, so wurden die mitgebrachten Waaren ausgeschifft und mit den Landeseinwohnern der Handel eröffnet. Nach dem Johannistage trat man die Rückkehr an, und zu Ende des Juli, auch wol zu Anfang des September, waren die Unternehmer wieder zu Hause. Den Rest der guten Jahreszeit benutzte man zu kleineren Reisen. Im Geleite einer größeren Flotte ist die Reise wol meist ohne Anfechtung zurückgelegt worden. Jedes größere Schiff, eine sogenannte Kogge, konnte 30 Mann und darüber fassen, und da zu Seeschlachten nicht selten Hunderte solcher Schiffe, ja selbst bis zu Tausenden, sich zusammenfanden, so ist jene Haupthandelsflotte, die zugleich Kriegsflotte war, wol nicht minder stark gewesen.


Skandinavisches Kriegsschiff aus dem XII. Jahrhundert.

Außer den Hauptflotten liefen andere, wahrscheinlich mehrmals im Jahre, von den wendischen Küsten theils nach Lund, theils nach Kalmar aus, in welchem Falle dann Bornholm einen Ruhepunkt darbot; theils nach Birka, wofür Bornholm und Wisby Ruhepunkte bildeten. In der Mitte des Sommers beschäftigte der Heringsfang an den Schonen'schen Küsten große Flotten. Konnte nun auch jede dieser Handelsflotten sich leicht in eine Vikingerflotte verwandeln, so gab es doch außer ihnen immer noch andere, welche von vornherein auf den Handel verzichteten und nur auf den Seeraub oder zur Plünderung fremder Küsten ausliefen. Dies waren die eigentlichen Vikingerflotten, an deren Spitze irgend ein berühmter Held, ein sogenannter „Seekönig" stand, und deren Thaten die Skalden in Liedern verewigten. Die südbaltischen Gestade haben von ihren Anfällen viel zu leiden gehabt und hauptsächlich diese sind Ursache, daß alle in jener Zeit erbauten Seestädte dieser Küsten sich nicht unmittelbar am Gestade des Meeres oder an den Mündungen der sich darein ergießenden Flüsse, sondern mehr oder weniger weit entfernt von denselben erhoben, wodurch sie gegen den ersten Andrang der Vikinger, die in den meisten Fällen sich nicht tiefer in das Land wagten, gesicherter erschienen. Die vom Meere etwas entfernte Lage fast aller Küstenstädte der deutschen Meere, welche aus alter Zeit stammen, wie Hamburg, Schleswig (in alten Zeiten Hedaby oder Sliaswig), Oldenburg, Lübeck, Bremen, Rostock, Greifswald, Wolgast, Demmin, Wollin, Stettin u. s. w., ist daher nichts Zufälliges. Die eben aufgeführten Umstände nöthigten fast alle diese Städte in späterer Zeit, an den Mündungen der Flüsse für ihren Handel noch besondere Hafenplätze zu gründen, welche noch jetzt unter dem Namen Cuxhafen, Travemünde, Warnemünde, Peenemünde, Wieck, Swinemünde, Regamünde u. s. w. bekannt sind.

Eine kräftige Polizei zur See kam in der Nord- und Ostsee erst mit dem Aufblühen des Hansabundes auf, als es galt, die berüchtigten Vitalienbrüder, die gefährlichsten Raubgesellen auf den nordischen Meeren während des XIV. und XV. Jahrhunderts, auszurotten. Was indessen von Seiten der Hansastädte zum Schutze ihres Verkehrs geschah, erfolgte nur zu eigenem Nutzen und Frommen. Jeder andere Kaufmann fuhr stets auf seine eigene Gefahr, sein „eigen Abenteuer", wie man sich ausdrückte. Trotz alledem verursachte die Hansa eine völlige Umwandlung im Völkerleben des Nordens. Die hanseatischen Seeleute wurden für die Gestade der nördlichen Meere das, was die Phönizier im frühen Alterthume für das Mittelmeer gewesen waren. Wohin der thätige Hanseate vordrang, in die weiten Gebiete Moskowitiens, in die Niederungen Polens, längs den Küsten der skandinavischen Länder, überall brachte er Fluß in den trägen Verkehr, rief einen thätigeren Betrieb des Ackerbaues, der Schifffahrt und des Bergbaues hervor. Gern gab der rohe Einwohner seine Bärenfelle und Wolfspelze für die seidenen, leinenen und wollenen Stoffe, die ihm der niedersächsische oder rheinische Händler zuführte. Nach und nach lernte der empfängliche Nordländer auch Schulen und Kirchen ehren, und die deutsche Erfindung der Buchdruckerkunst war kaum an's Licht getreten, als solche auch schon in Dänemark, Schweden u. s. w. zur Ausübung gelangte.

Wie die Schutzlosigkeit im europäischen Süden, auf dem Mittelmeere, während des ganzen Mittelalters hindurch fortdauerte, ja man kann sagen bis in die ersten Jahrzehnte des XIX. Jahrhunderts, so lange die Barbaresken von Tunis,

Tripolis, Algier u. a. O. aus alljährlich ihre Raubschiffe aussenden durften, so entbehrte indessen auch der Verkehr auf den nordischen Meeren geraume Zeit noch der rechten Sicherheit, wiewol eigentlich schon gegen Ende des XI. Jahrhunderts die Vikingerzüge ihre Endschaft erreicht hatten. Obgleich die Hansastädte mit den Seeräubern ebenso strengen wie kurzen Prozeß machten, so vermochten sie das Uebel doch nur zu mindern. Fortdauernd waren sie genöthigt, Friede- oder Wachtschiffe in der See zu halten, d. h. bewaffnete Fahrzeuge zur Sicherheit der Reisen und zur Abwehr von Seeräubern. Alle strengen Anordnungen halfen indessen im Ganzen nur wenig, da man mit der Gewinnsucht kühner und todverachtender Menschen zu kämpfen hatte.

Der Seeraub dauerte fort, wiewol es bei Todesstrafe verboten war, geraubtes Gut von Seeräubern zu kaufen, ebenso den sogenannten Seefund, nicht minder Seeräubern Waffen oder „Speisen" zu verschaffen oder zu verkaufen. Man sieht, wie es auf den Meeren kaum besser bestellt war als auf den großen Handels- und Verkehrsstraßen des Binnenlandes. Dazu traten noch mancherlei andere Störungen und Beschränkungen, wie sie damalige Rechtsanschauungen mit sich brachten. Die Politik der Hansa strebte dahin, den direkten Verkehr nach und von den östlichen Staaten und ihrem Handels-Gebiet den eigenen Schiffen vorzubehalten, — ja selbst die Landreisen waren erschwert oder verboten. Die hanseatische Flagge verführte in der Regel keine fremden Güter und ihre Schiffe durften an Nicht-Hanseaten nicht verkauft werden. Dazu gab sich nach der allgemeinen Ansicht jener Zeit der das Meer Befahrende mit Person, Schiff und Ladung Preis; wenn er sich selbst nicht zu schützen wußte, erlag er dem Rechte des Stärkeren. Eben so wenig durfte er ohne vorherige Erlaubniß an einer Küste landen, oder auch nur deren Grund berühren. Daraus folgte, daß ein Schiff, welches in der Nähe einer Küste Schiffbruch litt, mit Allem, was darauf war, Küstenbewohnern als Beute anheimfiel, wenn nicht die Erlaubniß, die Küste zu berühren, erlangt worden war; ja das berüchtigte Strandrecht gestattete einem Schiffbrüchigen nicht einmal, sein Gut selber zu bergen oder benachbarte Landsleute zu Hülfe zu rufen.

Wie im Mittelalter das Recht überhaupt nur aus einer Reihe von Sonderrechten bestand, so konnten sich auch einzelne Städte gegen jenen Gebrauch nur auf dem Wege des Vertrages oder auch des Privilegiums sichern. Zu einer allgemeinen Aufhebung jenes Unfugs kam es nicht. Der Strandschutz wäre auch schwer zu handhaben gewesen; denn um den Vollzug gesetzlicher Vorschriften stand es im Mittelalter aller Orten schlimm. Daher blieb den einzelnen großen Handelsstädten kaum etwas Anderes übrig, als sich von den verschiedenen Regenten und Fürsten der Seeküsten Privilegien gegen das Strandrecht zu erkaufen oder auf andere Weise zu erwerben, damit wenigstens ihre Kaufleute geschützt waren. Die meisten Privilegien solcher Art hat wol Lübeck erworben. — Es bildete sich übrigens schon sehr früh in den nördlichen Küstenländern ein Seerecht aus, von welchem bereits zwischen 1256 und 1261 Hamburg an Lübeck zur gegenseitigen Verständigung schriftliche Mittheilung machte. Das älteste lübische Seerecht datirt vom Jahre 1299.



Die heutige freie und Hansastadt Lübeck, ehemaliger Hauptort des deutschen Hansabundes.



Der Stahlhof oder „der Deutschen Hansen Stapelhof" zu London, nahe der Themse, im Jahre 1641.
Nach M. Merian, gezeichnet von Dr. O. Mothes.

3. Der große Städtebund der deutschen Hansa.

Keine ähnliche Verbindung gewerbreicher Städte zum Zweck eines gesicherten Handelsverkehrs vermag den Vergleich mit dem deutschen Hansabund zu bestehen, welcher Jahrhunderte hindurch als eine Handelsmacht ersten Ranges blühte. Zwar erschien der Bestand dieser letzteren nicht, wie bei dem phönizischen und karthagischen Handelsstaate, auf einen zusammenhängenden Länderbesitz gegründet; desto lebendiger bethätigte sich aber bei jenem Vereine im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte der Gedanke und die Kraft einmüthigen Zusammenwirkens. Hierdurch erlangte eine Anzahl einzelner, ziemlich entfernt von einander liegender Städte eine gewaltige Macht und einen außerordentlichen Einfluß auf Bildung und Sitte im nördlichen Europa, und sie bewahrten sich denselben während der besten Zeiten des Mittelalters, wiewol ihre Verbindung von Kaiser und Reich nie förmlich anerkannt war.

Der Sturz Heinrich's des Löwen führte zur Zersplitterung aller Kräfte Norddeutschlands; auch Handel und Verkehr des Binnenlandes litten darunter. Eine Vereinigung zur Wahrung verwandter Interessen schien um so mehr geboten,

als in der Mitte des XII. Jahrhunderts die Dynasten von Schleswig und Holstein, die Herzöge von Lauenburg, der Graf von Schwerin, als die Ritter vom Deutschen Orden und die Schwertbrüder, die wendischen und andere nichtdeutschen Völker an den deutschen Meeren sich unterwarfen, und nachdem von der Weser bis zur Weichsel sowie längs den Küsten des Baltischen Meeres rasch deutsche Sitte sich weiter verbreitet hatte und immer tiefer deutsches Leben eingedrungen war. In diese ersten Anfänge erhöhter Kultur-Entwickelung im nördlichen Deutschland fallen auch schon die Keime der Entstehung der Hansa. Nicht nur die Nothwendigkeit, den Verkehr im Inlande gegen raublustige Gesellen zu sichern, begünstigte die Bildung einzelner Städtebündnisse und Handelsvereinigungen: vor Allem machte sich das Bedürfniß nach Rechtssicherheit an auswärtigen Plätzen fühlbar, wie dies heutzutage unter gebildeten Nationen in einfacherer Weise durch Handels-Konsuln befriedigt wird. Um den letzteren Antrieb zur Hervorrufung der späteren großen Handelsbündnisse vollauf zu würdigen, möge man bedenken, wie schwierig es in den Zeiten des Mittelalters für die Kaufleute war, mit dem Auslande Geschäfte zu machen. Nicht so leicht, wie heutzutage, und mit geringerer Sicherheit des Erfolges ließ sich damals ein Fremder im Auslande mit dem An- und Verkauf von Waaren beauftragen. Der so verschiedenartige Kulturzustand der einzelnen Länder sowie die überall abweichende Rechtspflege machten die heute üblichen Kommissions-Geschäfte fast mehr oder weniger unmöglich. Wer damals einem Ausländer seine Waaren anvertraute, lief fast jedes Mal Gefahr, arg übervortheilt zu werden, und hatte im Wege eines Rechtsstreites nur geringe Aussicht, zu seinem Rechte zu gelangen. Es kam deshalb vor Allem darauf an, sich im Auslande durch Landsleute, welche der heimischen Gerichtsbarkeit unterworfen blieben, vertreten zu lassen. Im Zusammenhang hiermit stifteten die deutschen Kaufleute einzelne nationale Handels-Gesellschaften im Auslande, wo ihre Niederlassungen, ganz im Charakter der Zeit, oft mehr das Aussehen einer Festung oder Zwingburg als das eines Comptoirs einer Handelsgilde hatten. Die damals noch allgemein bestehenden Abneigungen, ja Feindschaften unter den einzelnen Nationen erforderten ein festes und selbst bewaffnetes Zusammenhalten der Landsleute; um so mehr, als selbst im eigenen Lande zu jener Zeit von gesetzmäßiger Gegenseitigkeit im Volksleben, von Volksrecht und Volkswirthschaft noch nicht die Rede war. Aller Orten hatte jeder Stand, ohne Rücksicht auf die Erfordernisse der Gesammtheit, lediglich nur den eigenen Vortheil im Auge, durfte daher auch nur der eigenen Kraft vertrauen. Wie nun in diesem Sinne sich die Kaufmannsgilden zu Gunsten des inländischen Handelsstandes bildeten, so verfolgten in Bezug auf den auswärtigen Handel die ersten Anfänge der später sogenannten „Hansa" einen ähnlichen Zweck. Die einzelnen Hansen strebten im Auslande nach landsmännischer Vertretung, für welche die heimischen Rechtsnormen in Kraft blieben, und die auswärtigen Handels-Gesellschaften waren bemüht, von den fremden Herrschern, deren Ländern sie durch vermehrten Verkehr Nutzen brachten, gewisse Vorrechte zu erwirken, die wiederum den mit ihnen verbündeten oder von ihnen vertretenen Handeltreibenden in der Heimat zu Gute kamen.

Im Anfang verkehrten die Hansen der verschiedenen deutschen Städte unabhängig von einander im Auslande. Die Kaufleute der Stadt Köln besaßen im

zwölften Jahrhundert schon ihr eigenes Haus zu London unter dem Namen der „kölnischen Gildhalle.“ Dergleichen eigenen Grundbesitz haben übrigens die deutschen Kaufleute in allen fremden Ländern, mit welchen sie dauernd verkehrten, sich bald zu verschaffen gewußt. Wo sie irgend festen Fuß faßten, sorgten sie auch für die Errichtung meist stattlich ausgeführter Gebäude zur Förderung ihrer Handelszwecke. Nicht nur zur Erörterung gemeinschaftlicher Interessen, zu gegenseitiger Abrechnung, sowie zur Besprechung neuer Unternehmungen, sondern auch zur Pflege der geselligen Freuden kamen in den prächtig ausgestatteten Räumen der Genossenschaftshäuser die Herren vom Handel zusammen. Dort vereinigten sie sich in festlich geschmückten] Hallen, wie weiland König Artus mit seiner Tafelrunde, theils zu ernster Berathung, theils aber auch zu heiterem Genuß bei fröhlichem Mahl, später zu schlemmerischen Gelagen.

Im Zusammenhang damit wurde früher in den meisten norddeutschen Städten das gemeinschaftliche Gebäude der Handelsleute, namentlich die Börse, mit dem Namen „Artushof“ bezeichnet. Da wir über jene wichtigen Genossenschaftsorte der Kaufleute in einem nachfolgenden Artikel über die Börse zu London ausführlicher zu sprechen gedenken, so können wir uns hier damit begnügen, unseren Lesern einen der schönsten Artushöfe in der alten, hochangesehenen Hansastadt Danzig vorzuführen. Wie überhaupt ein Theil jener interessanten Stadt, die sogenannte Rechtstadt, in vielen mehrhundertjährigen, stattlichen Gebäuden, die mit ihren Erkern und zinnenartigen Giebeln den Eindruck alterthümlicher Bürgerburgen machen, von dem ehemaligen Glanze der Hansazeit noch manche sichtbare Spuren aufweist, so ragt vor allen solchen steinernen Zeugen einstiger Herrlichkeit der auf dem Langmarkte sich in der Nähe des Rathhauses stolz erhebende Bau, jene mittelalterliche Börsenhalle, hervor. Der heutige Artushof ist an Stelle des im Jahre 1476 niedergebrannten alten und berühmten Gebäudes in schönem gothischen Style wieder aufgerichtet. Dieses alte, jüngst neu und glänzend restaurirte Bauwerk, dessen prachtvolle Front unmittelbar hinter einer Neptun-Statue, aus deren Dreizack blitzende Springquellen aufschießen, weithin sichtbar emporsteigt, bildet noch heutzutage die Börse der Danziger Kaufleute. Hoch auf der Spitze des von Pilastern und einer durchbrochenen Galerie getragenen vergoldeten Attika-Giebels erhebt sich die Bildsäule des Glücks; etwas tiefer sind die Statuen der Stärke und Gerechtigkeit angebracht, und neben den Fensterwölbungen stehen auf Kragsteinen in eigenthümlicher Vergesellschaftung die Figuren des Scipio Africanus, Themistokles, Camillus und Judas Makkabäus, neben dem Haupteingange aber die Basrelief-Medaillons von Kaiser Karl V. und seinem Heldensohne Don Juan d'Austria. Treten wir durch den breiten, offenen Vorhof ein in den viereckigen Saal des Artushofes, so erblicken wir rechts eine Reihe wunderlicher Bilder mit angesetzten Hirschgeweihen und Holzschnitzereien, während auf der entgegengesetzten Seite den kolossalen Ofen Brustbilder zieren und Eulenspiegel dargestellt ist. Hier steht ein kolossaler hölzerner Christoph mit blankem Panzer und der grell bemalte heilige Ritter Georg zu Roß, in der Mitte des Saales die schöne Marmorstatue König August's III. von Polen, und über der Thür findet sich eine Orchester-Galerie, darunter die zum Theil mit Zink belegte Schenkbank und Anton Möllers meisterhaftes Gemälde des jüngsten Gerichts, auf welchem dessen Urheber etliche Rathsherren sammt ihren Töchtern zur Hölle

fahren läßt. Auch die hintere Seite des Artushofes ist mit Spitzthürmen, gothischen Thüren und Portalen mit bunten Fenstern reich verziert.

Von Danzigs Artushof hinweg werfen wir noch einen Blick auf einen verwandten Prachtbau im Westen der Hansa-Bundesstädte. Die Zeiten sind längst vorüber, da nach den stolzen und reichen Städten der flandrischen Fürsten, vornehmlich nach dem prächtigen Brügge, aus 14 Königreichen, von überall her[1], wo es nur Faktoreien und Handels-Genossenschaften gab, die Vertreter des Großhandels und der Verkehrswelt unseres Welttheiles pilgerten. Dies fand schon im XIII. und XIV. Jahrhundert statt. Noch ein Jahrhundert und der hanseatische Vorort Brügge hatte sich zum Hauptstapelplatz des niederländischen Handels und kurze Zeit darauf zur Metropole des Welthandels emporgeschwungen.



Der Markt zu Danzig mit dem Rathhause und dem Artushof.

Damals gaben sich hier die Kaufherren von ganz Europa Stelldichein: Genueser, Venetianer und Lombarden, Hanseaten, Moskowiter und Griechen, Dänen, Engländer und Franzosen, Portugiesen und Spanier, dazwischen hinein das vielgeschäftige Volk des Alten Bundes. Italienische und griechische Schiffe luden auf den sechs Kanälen der Stadt, sowie am Meeresufer, Waaren des südlichen und levantinischen Handelsgebietes aus, während hanseatische Schiffsherren die köstlichen Erzeugnisse des Südens einnahmen und dagegen die des mittleren

und nordischen Europa lieferten. Vor Allem war die köstliche flandrische Leinwand gesucht, nicht minder begehrt blieben englische Wolle, aus dem Oriente hingegen Prachtgewänder, persische Seidenstoffe u. s. w. — Nur noch stattliche Bürgerburgen, kirchliche und städtische Gebäude und unter diesen das sehenswürdige Rathhaus, die prächtige Börse mit hohen Zinnen und Thurm, verkünden die ehemalige Bedeutung der altehrwürdigen Stadt, heute eine freundliche Greisin unter gleichalterigen Zeitgenossen, wenig aufgesucht, fast todt und vergessen, an deren frühere Anziehungskraft dann und wann noch die wehmüthigen, von Vielen unverstandenen Melodien ihres berühmten Glockenspieles erinnern.



Die Börse zu Brügge.

Das Comptoir der Hansa zu Brügge, welches sich im Refektorium der Karmeliter befand, galt geraume Zeit als die vornehmste aller Börsen, welche die Hansen unterhielten. — Vorher hatten indessen die „Kaufleute des Kaisers“, wie die deutschen Handeltreibenden in England genannt wurden, schon in der britischen Hauptstadt festen Fuß gefaßt, und es führte das gemeinsame Interesse derselben zu gemeinschaftlichen Schritten, hier wie an anderen Orten, wo es sich darum handelte, mit fremden Potentaten und in gewissen Ländern günstige Verträge abzuschließen. In den Urkunden hierüber sprechen jedoch die Eng-

länder nur von Kaufleuten der „deutschen Hansa“, während eine Hansa deutscher Städte, also jener mächtige Städtebund, der später auch die einzelnen Hansen in letzter Instanz vertrat, die Gesellschafts-Comptoire kontrolirte und die verbrieften Rechte und Freiheiten selbst Fürsten gegenüber mit bewaffneter Hand zu schützen wußte, kaum vor dem XIV. Jahrhundert genannt werden dürfte.

Der Uranfang zu den Vereinigungen norddeutscher Städte ist zunächst wol in dem Bündniß zu suchen, welches im Jahre 1210 die Nachbarorte Hamburg und Lübeck, zum Schutz der sie verbindenden Straßen, zur Aufrechthaltung ihrer durch die benachbarten Dynasten bedrohten Unabhängigkeit, sowie zum Schutz ihres Land- und Seehandels überhaupt, auf 30 Jahre abschlossen. Beide Städte leisteten einander bald die trefflichsten Dienste, indessen gelangte Lübeck schon gleich von Anfang an zu größerem Einfluß, und dieser war es vornehmlich, welcher dem Bunde eine umfassendere Theilnahme erwarb. Ihrem mit Beginn des Jahres 1240 auf abermals drei Dezennien verlängerten Bündnisse trat schon 1241 die Reichsstadt Soest in Westfalen bei, 1245 das gleich den genannten Seestädten oftmals durch die Herzöge von Schleswig und Holstein bedrohte Bauernvolk der Dithmarschen zwischen Elbe und Eider, 1247 Braunschweig und ein Jahr darauf Stade. Mit diesem „Lübischen Bunde“, von welchem indeß Soest 1253 wieder zurückgetreten, vereinigten sich 1258 Bremen, 1259 die „wendischen“ Städte Rostock und Wismar und 1260 der sieben Jahre zuvor begründete, die Städte Münster, Dortmund, Soest, Minden und Lemgo umfassende „Westfälische Städtebund“. Durch Einrichtung vier großer Faktoreien oder Niederlagen im Auslande, nämlich der schon genannten zu London (1250), zu Brügge (1252), zu Nowgorod (1272, später zu Narva) sowie jener zu Bergen (1278), ward das begonnene Werk so erfolgreich weitergeführt, daß etliche Jahrzehnte später die Hansen in Bergen bereits fünf Aemter mit 22 Höfen sammt zwei Kirchen besaßen. Als Hauptzwecke der Verbindung standen obenan: Schutz und Ausbreitung des Handels im Großen durch gegenseitige Gewähr von Zollfreiheit, mittelst Erwerbung von Marktmonopolen in gewissen Ländern, durch wechselseitige Vertheidigung und Sicherung der Land- und Wasserstraßen, sowie Schlichtung der Streitigkeiten durch Errichtung eines Schiedsgerichtes und Ausübung des Strafrichteramtes bei Vorkommnissen der Mitglieder unter sich oder mit Fremden. In letzterer Beziehung wußte sich Lübeck sein ursprüngliches Uebergewicht zu erhalten; hier befanden sich das Bundes-Archiv, die Kanzlei und die Bundeskasse.

Zu Anfang des XIV. Jahrhunderts gehörten der Hansa bereits eine ganze Reihe nord- und mitteldeutscher Städte an. Was zu ihrem Emporkommen jedoch am meisten beitrug, blieben, nächst dem Reize beträchtlichen Gewinnes, vornehmlich die für damals höchst zeitgemäßen inneren Einrichtungen des Bundes selbst. Nicht unähnlich den Mönchsorden nach Verbreitung und innerer Organisation, bildete die Hansa eine Art Staat im Staate. Der Bund übte eine besondere Justizgewalt über seine Angehörigen, belegte Zuwiderhandelnde mit dem großen und kleinen Banne, was man „verhansen“ nannte, und handhabte auf den Comptoirs und in den Waarenlager-Stätten im Auslande, den sogenannten „Faktoreien“, eine klösterliche Strenge, ja an einzelnen Punkten eine überaus harte, beinahe tyrannische Zucht, welche sich selbst bis zum Verlangen der Ehelosigkeit hinsichtlich der Faktoren, Kauf-Gildenmeister und Gesellen verstieg.

Insofern gemeinsame gewinnverheißende Unternehmungen, zumal nach Rußland und dem skandinavischen Norden, als einer der vornehmsten Zielpunkte der Hansen, obenan standen, begegneten sie darin dem mehrere Dezennien älteren, schon mit Beginn des XIII. Jahrhunderts entstandenen „Verein deutscher Kaufleute" zu Wisby. Was etwa zur selben Zeit für den Nordsee-Handel das heute gänzlich verfallene Bardowiek, das Hamburg des XI. und XII. Jahrhunderts, gewesen, das war für die Ostsee geraume Zeit schon die Haupt- und Hafenstadt der damals republikanischer Freiheit sich erfreuenden Ostsee-Insel Gothland, von deren Existenz gegenwärtig nur noch wenige Ruinen zeugen. Wisby war nach dem Untergange der beiden altwendischen Kulturstädte Veneta und Julin auf den Oder-Inseln Usedom und Wollin, und dem gleichzeitigen Verfalle der ältesten deutschen Handelsstadt an der Ostsee, Schleswig, schnell zum Hauptplatz des nordeuropäischen Handels emporgestiegen. Es wurde ein Vereinigungspunkt für drei Nationen. Hierher brachten der niedersächsische, der schwedische und der russische Kaufmann die Produkte ihres Landes; der Russe Kupfer und Eisen, Holz, Honig, Wachs, Potasche, Talg, Thran, Pelze und Felle, und er tauschte dagegen die Erzeugnisse deutschen Gewerbfleißes ein, welche lübische, hamburgische und westfälische Kaufleute nach Wisby zu Markte brachten. Den hochangesehenen Platz besuchten die deutschen Kaufleute schon seit Mitte des XII. Jahrhunderts, und in dessen vorletztem Jahrzehnt mochte es etwa gewesen sein, daß mehrere Deutsche in der gastlichen Ostsee-Stadt sich seßhaft machten. Die Entfesselung des Handels auf Gothland von allen Lasten und Abgaben, die freie Gemeindeverfassung, die unparteiische Rechtspflege sowie die Sicherheit des Verkehrs blieben mächtige Anziehungsmittel für Fremde. Bald nach Verlauf des Jahres 1200 traten die Deutschen in Wisby zu dem oben erwähnten „Verein deutscher Kaufleute (Mercatores Imperii Romani seu Germaniae) auf Gothland" zusammen, theils zum Schutze erworbener Rechte, theils zum gemeinsamen Betriebe des direkten Handels nach Rußland. Ihnen gesellte sich nach kurzer Frist eine große Anzahl eingeborener Stadtbürger bei, in Folge dessen der Verein zu großem Ansehen gedieh. Er nahm nunmehr eine festere Organisation an und legte sich sogar ein eigenes Siegel bei, einen Lilienbusch mit der Umschrift: „Siegel der deutschen Kaufleute auf Gothland." (Die in Wisby eingebürgerten Deutschen führten eine kleine Lilie als Wappen.) Die Kraft der Verbindung zeigte sich bald, als zwischen den Deutschen und den durch diese in ihren Handelsinteressen gefährdeten Russen auf Gothland ein Streit ausgebrochen war. Es schickte nämlich zur Beilegung des letzteren der Theilfürst von Smolensk eine Gesandtschaft an den Verein ab, welche 1229 mit dessen Oldermännern (d. i. „Aeltesten") einen Vertrag abschloß, durch welchen die entstandenen Differenzen glücklich beigelegt wurden.

Aus den Unterschriften dieses Vertrages erkennen wir übrigens, von welchen deutschen Landsleuten der Handel in der Ostsee zu einer Zeit geführt wurde, wo Slavenstämme fast noch die ganze Ostseeküste besetzt hielten. Unter Anderem bemerken wir nämlich in dem bezüglichen Aktenstücke als Unterzeichner: 3 Bürger aus Gothland, 1 aus Lübeck, 1 aus Soest, 2 aus Münster, 2 aus Dortmund, 2 aus Gröningen, 1 aus Bremen, 3 aus Riga und „viele andere verständige Leute." An der Spitze des Vereins erscheinen zu jener Zeit Kaufleute

aus heutzutage verhältnißmäßig unbedeutenden westfälischen Binnenorten, wie Soest und Dortmund, welche mit russischen Fürsten Verträge abschließen! Das Ueberraschende dieses Vorkommens schwindet jedoch bei näherer Betrachtung.

Die damaligen Verhältnisse geboten dergleichen weite, meist gemeinschaftlich unternommene Reisen jener westfälischen und sächsischen Kaufleute. Sie konnten es zu jener Zeit noch nicht wagen, ihre Waaren Fremden anzuvertrauen. Lagen die Absatzorte jenseit des Meeres, so waren sie gezwungen, für ihre Rechnung Schiffe zu miethen und den Weitertransport auf diese Weise zu bewerkstelligen und selbst zu überwachen. Diese selbständige, direkte Handelsthätigkeit der niedersächsischen und westfälischen Binnenstädte nach fremden Ländern, welche auf ihrer frühzeitigen Entwickelung in gewerblicher Beziehung beruhte, nahm erst ab, als im Laufe des XIII. und XIV. Jahrhunderts auf der unterdeß von deutschen Fürsten und Ritter-Orden eroberten Ostseeküste eine Reihe von Städten: Wismar, Rostock, Greifswald, Anklam, Stralsund, Demmin, Kolberg, Danzig, Königsberg, Reval, Dorpat, Riga u. s. w., entweder gegründet wurden oder emporkamen. Meist nur von deutschen Ansiedlern bevölkert, warfen sich diese sofort zu Vermittlern zwischen den Binnenstädten und dem Auslande auf.

Ueber die Art und Weise, wie damals der Handel, namentlich in den russischen Niederlassungen, betrieben wurde, lernen wir Mancherlei aus den von Sartorius in seiner vortrefflichen „Geschichte des Hansabundes" mitgetheilten Urkunden kennen. Die Kaufleute wickelten ihre Geschäfte ganz selbständig ab, in Person oder durch vertraute Diener. Handels-Gesellschaften im heutigen Sinne des Wortes waren die oben erwähnten Vereine, trotz ihrer festen Organisation und ihrer gemeinsamen Niederlagen, nicht. Die Vereinigung erstreckte sich nur so weit, als es sich um Schutz von Person und Eigenthum, um Erlangung und Behauptung von Handelsvorrechten, Freiheiten u. dgl., sowie um allgemeine Vorschriften rücksichtlich des Verkehrs in den besuchten Ländern handelte. Im Uebrigen hielt sich jeder Einzelne vollkommen unabhängig von den Uebrigen. Er konnte kommen oder wegbleiben, wie es ihm beliebte, und von ihm hing es ab, welche Waaren er verkaufen, welche er dagegen einhandeln wollte. War er aber einmal da, so mußte er sich bestimmten Vorschriften unterwerfen. Ueber eine Werthsumme von tausend Mark hinaus durfte Keiner Geschäfte machen, damit die Aermeren nicht von den Reichen verdrängt würden. Wer seine Geschäfte besorgt hatte, mußte abreisen, um Neuankommenden in den geschlossenen Räumen — „Hof" genannt — welche sämmtlichen deutschen Kaufleuten zum Aufenthalte dienten, Platz zu machen. Kleinhandel, den sich die Russen wahrscheinlich vorbehalten hatten, durfte nur von den „Jungen" betrieben werden und zwar bis zu einem Paar Handschuhe, einem Pfund blauen und gesponnenen Garn, Linnen und grobes Tuch zu einer halben Robe, Schwefel in kleinen russischen Pfunden, deutsche Nadeln nur 1000-, lübische nur 100 weise, Paternoster, rothes Leder und Pergament, ebenfalls nicht in größeren Quantitäten.

Mit der Hansa traten die Gothländer sowie der Verein der deutschen Kaufleute sehr bald in lebhafte Beziehungen. Der wirkliche Beitritt Wisby's zur Hansa erfolgte jedoch erst um 1290 und damit das Aufgehen des Vereines in den Bund.



Charakter der mittelalterlichen Stadt aus dem XIV. Jahrhundert.

Gegenüber dem Verkehr mit Rußland war der Handel der Hansen nach **Schweden** von geringerer Bedeutung. Nach dem Untergange von Wisby suchten die Kaufleute der deutschen Ostseestädte, von denen Lübeck schon im XIII. Jahrhunderte manche Vorrechte besaß, den Handel nach Schweden ohne Vermittler zu betreiben. Eine Gesammt-Niederlage oder einen Hof, wie in Nowgorod, haben jedoch die Deutschen in Skandinavien nicht gehabt. Dafür war ihnen schon früh das Niederlassungsrecht in den schwedischen Städten bewilligt. In Folge dessen siedelten sich dort deutsche Kaufleute in solcher Menge an, daß sie an mehreren Plätzen das Recht erlangten, die Mitglieder des Magistrats zur Hälfte zu bestellen, welche Befugniß sie während der Blüte-Periode der Hansa ausübten.

Ungleich wichtiger gestalteten sich die Beziehungen der deutschen Hansastädte zu Dänemark, wo die Deutschen theils einzeln, theils in Genossenschaften eine Reihe von Freiheiten in Bezug auf Zölle, den Handel im Innern des Landes, Strandrecht 2c. erwarben, und theils auf friedlichem Wege, durch Unterhandlungen und Geschenke, theils mit Waffengewalt aufrecht erhielten. Ohne Begünstigungen wie in den schwedischen Städten erlangt zu haben, ließen sie sich nicht minder zahlreich nieder, erwarben Bürgerrechte und wußten sich dort bald ähnliche Vortheile zu sichern. — Zum dänischen Reiche gehörte aber damals auch der südlichste Theil der skandinavischen Halbinsel, Schonen, und hier lag der eigentliche Mittelpunkt der hanseatischen Handels-Verbindungen mit Dänemark, wozu der Fischfang besonderen Anlaß gab. Die in Folge des ergiebigen Heringsfanges alljährlich stattfindenden Heringsmessen verliehen dem Verkehre auf Schonen einen besonderen Werth; die Hansen verstanden es damals mit am vorzüglichsten, den vielbegehrten Bewohner des Meeres zuzubereiten, sowol zu salzen als zu räuchern. Sie stellten demselben übrigens nicht allein an den Küsten von Schonen, sondern auch in anderen Gegenden der Nord- und Ostsee nach.

Endlich haben wir noch der äußerst belangreichen Beziehungen der Hansastädte mit England zu erwähnen, dessen eigene Handelsbedeutung in jener Zeit, gleich der Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens, weit hinter derjenigen von Deutschland sowie der Niederlande zurückstand. Mehrfacher Wechsel der Herrschaft, ja theilweise selbst der Bewohner in Folge der normännischen Invasion, hatte die Entwickelung des Landes vielfach gestört. Diese Umstände machten sich die Deutschen zu Nutze. In Mitten jener politischen Wirren sehen wir unsere Landsleute schon frühzeitig bemüht, den englischen Aus- und Einfuhrhandel möglichst für sich allein auszubeuten und andere Fremde, ja die Einheimischen selbst, davon auszuschließen. Das Letztere gelang ihnen in der That mehrere Jahrhunderte lang. Es lag im Interesse der britischen Könige und der Grundherren, die ausländischen Kaufleute zu begünstigen, da diese nicht blos höheren Zöllen unterworfen waren als die Inländer, sondern auch in Folge ihrer ausgebreiteten Handels-Verbindungen bessere Preise für die Landeserzeugnisse gewähren konnten. Unter den Deutschen gingen die Kölner Kaufleute zuerst nach England und errichteten in London jene Niederlassung, von der wir weiter vorn bereits gesprochen und mit welcher sie den Grund zu dem späteren großen Comptoire der Hansa legten. Eine Reihe von Urkunden zeigt, wie sich nach ihnen, gegen Erlegung der üblichen Abgaben, die Lübecker, Hamburger, Gothländer, Gröninger und Westfalen immer zahlreicher eingefunden haben und anfänglich ihre „eigene Hansa" unterhielten, bis endlich der „Verein der deutschen Kaufleute" alle einzelnen seßhaft gewordenen Fremden umfaßte und als Erbe ihrer Rechte und Freiheit erschien. Unter Eduard IV. wurden im Jahre 1474 die Privilegien und Rechte der Hansastädte erneuert und erweitert. Der König überließ denselben zum ausschließlichen Besitz einen geräumigen Hof in der Themsestraße zu London, ein großes, ringsum abgeschlossenes Gebäude, in welchem sich Niederlagen und Wohnungen befanden und welches gewissermaßen ein Stück deutscher Erde vorstellte. Die Faktorei genoß, gegen Zahlung bestimmter Abgaben an die Stadt und an den König, den Vortheil eigener Gerichtsbarkeit. Ein von den Deutschen gewählter

„Aeltester“ stand diesem Stapelhof — Anfangs „die Gildehalle der Deutschen“, später „Stahlhof“ genannt — vor. Außerdem besaßen die Deutschen noch in anderen englischen Städten, vornehmlich an den hauptsächlichsten Stapelplätzen, ansehnliche Niederlassungen. Großbritannien wurde von den Deutschen ausschließlich mit Wein und anderen in unserem Vaterlande einheimischen Artikeln, sowie mit den Produkten des Nordens: Hering, Stockfisch, Pelzwerk, ferner mit Wachs, Honig, Getreide, Leder u. dgl., versorgt. Auch der Tuchhandel befand sich fast ausschließlich in deutschen Händen, während unsere Landsleute außerdem auch den größten Theil der englischen Roherzeugnisse: Wolle, Zinn und Felle, sowol nach den Niederlanden als nach den Ostseeländern verfuhren.

Mit dem Süden Europa's standen die Hanseaten auf lange hinaus noch in geringem Verkehr. Dagegen besuchten sie schon gegen Ende des XIII. Jahrhunderts den Markt zu Arcis sur Aube in Frankreich, wie wir aus einer urkundlichen Befreiung vom Wagegeld und aus einem Privilegium, welches im Jahre 1294 vom Könige Philipp IV. der Hansastadt Elbing ertheilt ward, ersehen. Ein Jahrhundert später erwarben sie besondere Freiheiten von König Karl VI. Doch erst in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts finden wir hanseatische Kaufleute zahlreicher in Rochelle, Harfleur, Dieppe, Cherbourg, Bordeaux &c., hauptsächlich um daselbst französische Weine einzuladen.

Durch die Herzöge von Brabant, denen daran lag, den Handel von Brügge nach Antwerpen zu ziehen, wurden den hanseatischen Handelsherren schon in älterer Zeit große Begünstigungen zugestanden. Ein Freibrief vom Jahre 1315 z. B. ertheilt den Kaufleuten des alemannischen oder deutschen Reiches und ihren Genossen Vorrechte, welcher sie sich sonst nirgends in den Niederlanden rühmen durften. Die Bürger mußten ihnen zu ermäßigten Preisen ihre Häuser, selbst gegen ihren Willen, vermiethen, sobald Mangel an verfügbaren Wohnungen eintrat, und bei bewiesenen Schuldforderungen an Unterthanen des Herzogs stand ihnen — eine in jener Zeit höchst seltene Erscheinung — das Recht zu, die Schuldner verhaften zu lassen. Es war ihnen gestattet, Waffen zu führen, ihre Diener bei Vergehen selbst zu bestrafen und bei allen Streitigkeiten zwischen ihnen und den Einheimischen mußten sie von den Richtern und Schöffen der Stadt zugezogen werden u. s. w. Trotzdem blieb Brügge noch geraume Zeit Hauptstapelplatz des Bundes; erst zu Anfange des XVI. Jahrhunderts wurde es durch Antwerpen überflügelt. Auch hier bereicherten sich die deutschen Kaufleute während mancher Jahrzehnte durch schwungvollen Betrieb des Zwischenhandels.

Mit der wachsenden Bedeutung der Ostseestädte, namentlich Lübecks, war der „Verein deutscher Kaufleute“ immer mehr zurückgetreten; statt seiner erscheinen die verbündeten Städte als Beherrscher des Ostseehandels. Diese Umwandlung vollzog sich in der letzten Hälfte des XIII. Jahrhunderts. Schon im Jahre 1300 erließ Lübeck an Osnabrück eine Einladung zur Beschickung einer von den wendischen Städten anberaumten Tagfahrt, um den Bedrückungen, welche die Kaufleute in Flandern, Dänemark und Norwegen erfuhren, abzuhelfen. Wie hieraus ersichtlich ist, handelte es sich jetzt nicht mehr um friedliche Ausbeutung der vom Auslande den deutschen Kaufleuten eingeräumten Vortheile, sondern um Behauptung und Vertheidigung derselben. Damit

mußte die Leitung der Handels-Angelegenheiten von einzelnen im Auslande weilenden Kaufleuten auf die Kommunen übergehen, welche allein im Stande waren, die Interessen der Insassen im Nothfalle auch mit Waffengewalt zu schützen.

„Die beständigen Fehden Lübecks und der übrigen Ostseestädte mit den nordischen Königen während des XIII. und XIV. Jahrhunderts zeigen, daß die Städtebürger und Kaufleute das Schwert wohl zu führen verstanden.“ Wenn auch zuweilen einer der kräftigeren Regenten Dänemarks, Norwegens oder Schwedens versuchte, sie größeren Beschränkungen zu unterwerfen, ihnen höhere Zölle aufzulegen, sie vom Fischfang an den Küsten auszuschließen, oder wol gar seine Hand nach Deutschland hinauszustrecken und Theile der Ostseeküste seiner Herrschaft einzuverleiben — Versuche, die hie und da von Erfolg begleitet waren — so vermochten sie doch nicht, der vereinten Kraft der Städte, welche durch die denselben zu Gebote stehenden Geldmittel nicht wenig verstärkt wurde, zu widerstehen. Vielmehr erschienen Lübecks kriegsgerüstete Schiffe wiederholt vor der dänischen Hauptstadt, und vor allen hanseatischen Kriegshelden erwarb sich der tapfere Feldhauptmann des Vorortes, Alexander von Soltwedel, hohen Ruhm. Unter Anderem schlug er eine der dänischen Flotten, welche die Trave blockirten, und rückte zur Genugthuung für gewisse, an lübischen Kaufleuten verübte Vergewaltigungen bis vor die dänische Hauptstadt. Durch Eroberung derselben, sowie in Folge anderer mannhafter Thaten, zeigte dieser Held die hohe Bedeutung seiner Herrin für die nordischen Meere. Viele Städte suchten nunmehr die Verbindung mit Lübeck, vor allen Braunschweig, wo sich damals noch die Hauptniederlage der aus Italien und aus dem deutschen Reich kommenden Waaren befand, sodann auch die Handelsleute aus dem wendischen Quartiere sowie im deutschen Ordensgebiet. Selbst Breslau und Krakau schlossen sich an. Die Gelegenheit zur Erprobung der Stärke des Bundes bot sich bei verschiedenen Veranlassungen, später besonders wieder bei den Angriffen des norwegischen Königs Erich II., wie in den Fehden mit Waldemar III. von Dänemark. Von den damaligen großartigen Anstrengungen datirt die spätere Uebermacht der Hansa, und gehen wir deshalb auf dieselbe hier etwas näher ein.

König Waldemar hatte, nachdem es ihm gelungen, die Fürsten von Kassuben, Pommern und Rügen zur Anerkennung der dänischen Oberhoheit zu zwingen, die Inseln Oeland und Gothland überfallen. Er eroberte (1361) nach hartnäckigem Kampfe Wisby, den in so enger Verbindung mit den deutschen Gemeinden stehenden wichtigen Handelsplatz. Der reiche Ort, in welchem sich werthvolle Waarenlager deutscher Bürger befanden, wurde geplündert und theilweise geschleift. Die Selbsterhaltung trieb zur Vergeltung, und die Folge war, daß eine hanseatische Heeresmacht im Verein mit mehreren Fürsten zu einem Angriffe vorschritt. Obschon den streitbaren Kaufleuten etliche Schiffe im Oeresund verbrannt wurden, bewiesen sie doch dem Könige durch eine Reihe von Siegen und durch arge Verwüstungen, daß er sich einen Feind auf den Hals geladen, der nicht zu verachten war. Es erfolgte ein Friedensschluß. Aber die Ruhe war nicht von Dauer, vielmehr brach nun erst der eigentliche hanseatische Krieg aus. Die Kriegserklärung fand auf Lübecks Veranlassung zu Köln in allgemeiner Versammlung statt und die Schädenansprüche bei der Plünderung von Wisby gaben wieder den Vorwand.



Schiffe der Hansa vor Kopenhagen.

Das Erstaunen Waldemar's mag nicht gering gewesen sein, als er mit einem Male Kriegserklärungen von 77 verbündeten wendischen, pommerschen, preußischen, livländischen, sächsischen, westfälischen, klevischen, niederländischen und anderen Städten empfing.

Wiewol nun Waldemar aus den Lehren früherer Zeiten guten Nutzen hätte ziehen können, so achtete er doch die Macht der Städte, welche zum Theil seinem Zorne unerreichbar waren, nur gering. Desto größeres Gewicht legte er aber auf die feindliche Gesinnung der mit den Städten verbundenen Fürsten. Und so empfand er nur Groll über den Uebermuth jener Kriegserklärungen, verlachte jedoch den Zorn der Kaufleute, die er in so verletzenden Ausdrücken verspottete, daß die Städter vor Begierde brannten, ihm mit der Lösung ihres Wortes zugleich auch die Strafe für den derben Hohn fühlen zu lassen. Unter Anderem soll er, wie eine alte dänische Chronik berichtet, bei Empfang des Absagebriefes der 77 Städte verächtlich ausgerufen haben: „Seven und seventig Hänse und seven und seventig Gänse; bieten mich nich o die Gänse, so frag ick en S . . . . . no die Hänse!"

Bald setzte sich jedoch eine ansehnliche hanseatische Flotte in Bewegung, die Küsten von Dänemark und Norwegen verwüstend. Die Verlegenheiten des Königs wuchsen von Tag zu Tage, so daß er zuletzt Alles aufbieten mußte, um wenigstens die Städte Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Stettin, Kiel und andere zu beschwichtigen, welche, nur gehorsam den Beschlüssen

des Gesammtbundes, am Kriege Theil genommen hatten. Er räumte ihnen das Handelsrecht für Dänemark, die gesammte Heringsfischerei an den Küsten von Schonen und die Gerichtsbarkeit über ihre hanseatischen Bediensteten in Dänemark ein; die vorzüglichsten Plätze Schonens blieben auf 15 Jahre den hanseatischen Städten verpfändet; ja selbst die zukünftige Königswahl ward von der Beistimmung der Hanseaten abhängig gemacht. Durch solche Vergünstigungen und Demüthigungen erkaufte der übermüthige Däne sich endlich den Frieden, welchem, unter denselben Vortheilen für sich, bald nachher auch die übrigen Städte des Bundes beitraten. Der Vertrag von Köln 1370 gab der Hansa die Herrschaft über den Sund und damit den Schlüssel zur Ostsee-Herrschaft, der eigentlichen Grundfeste ihrer Macht und Größe, sowie den Ursprung zu jenem Uebergewicht im Norden, welches der Bund von da ab das fernere Mittelalter hindurch behauptete. Indeß das mannhafte Auftreten des deutschen Bürgerthums im Norden war wol von kaufmännischer und politischer Wichtigkeit für den Bund, nicht aber von allgemeiner Bedeutung für unser Gesammt-Vaterland, insofern die stets im Süden beschäftigten deutschen Kaiser leider keinen Nutzen aus der Kräftigung und Einigung der deutschen Städte im Norden zu ziehen wußten. Kaiser Barbarossa war das letzte Reichsoberhaupt, welches im Interesse des deutschen Handels mit auswärtigen Fürsten Verträge abschloß.

Ihre bedeutenden Erfolge konnte übrigens die Hansa nur dadurch erzielen, daß sie, anstatt ihre Kriegsmacht durch zufällige Werbungen zusammenzubringen, ein ansehnliches *stehendes* Kriegsheer, Reiterei und Fußvolk, unterhielt. Jede dem Bunde angehörige Stadt warb das ihr zufallende Kontingent auf eigene Kosten und ernährte es im Frieden innerhalb ihrer Grenzen. Die Führung der Gesammt-Streitmacht des Bundes war einem kriegserfahrenen Ritter anvertraut, der von Bundeswegen besoldet wurde und den Kaufherren oder Bürgern jederzeit „hold und gewärtig sein“, d. h. gehorchen mußte.

Wir haben bereits früher erwähnt, daß die andauernde Unsicherheit zur See es nöthig machte, jede größere Kauffahrtei-Flotte durch bewaffnete Schiffe geleiten zu lassen. Namentlich wurde die Reise nach Schonen, theils der Jahrmärkte, theils des Heringsfanges wegen, von den Kaufleuten aller Seestädte zu gleicher Zeit angetreten und durch bewaffnete Fahrzeuge geleitet, deren Hauptleute das Kommando führten. Während dieser Reise mußte jeder selbständige Kaufmann der Hansa einen vollständigen Harnisch mit sich führen. Es gehörte zu den Privilegien der Hansa, daß ihre Angehörigen bei ihrer Ankunft auf Schonen Waffen an ihrer Seite vom Schiffe nach der Herberge, sowie rückwärts bei der Abreise, ungestraft tragen durften. Anderswo durfte dies nicht geschehen. Zu Bergen z. B. durfte kein Kaufmann, Schiffer, Kaufmannsknecht oder Schiffmann bewaffnet einhergehen, bei Strafe von 20 Schilling, ausgenommen wenn es durchaus nothwendig und die Genehmigung dazu vorher erlangt worden war.

Es fehlte überhaupt, trotz der großen Macht und Rechte, welcher sich die Hansastädte erfreuten, nicht an Beschränkungen aller Art, für die man heutzutage kaum noch ein Verständniß hat. So stand u. A. als ein ziemlich allgemein geltendes Recht fest, daß in dem Falle, wo eine Brücke unter einem Frachtwagen zusammenbrach, alle Waaren, welche in's Wasser fielen und naß wurden, verfallen

waren, denn den Weg durfte der Fuhrmann wol benutzen, vor'm Wasser mußte er sich jedoch hüten. In Schonen wurde dies Recht sogar noch weiter ausgedehnt. Wenn die Kaufleute ihre Güter daselbst auf Wagen luden, um sie nach den Schiffen zu schaffen, so durfte der Wagen nicht einmal das Wasser berühren, sonst war das Gut verfahren und konnte ohne Weiteres in Beschlag genommen werden.

Die Blütezeit der Hansa fällt in die Zeit von der Mitte des XIV. bis zum Ende des XV. Jahrhunderts. Ihren Höhepunkt dürfte sie in den Jahrzehnten zwischen 1410—1480 erreicht haben, während jener Glanzperiode hanseatischen Gemeinsinnes, als auf ihr Geheiß an allen ihren Bundesorten gleiches Maaß und Gewicht in Gebrauch kamen, als aus ihren Mitteln Kanäle, Land- und Wasserstraßen geschaffen und unterhalten wurden, als ihr Bürgerstolz durch Hervorrufung einer ganzen Reihe mittelalterlicher Prachtbauten im Norden und Westen Deutschland ehrte, als sich selbst die Hansa-Kaufleute, wie wenn sich dies von selbst verstände, überall den Vorrang unter allen anderen Handelstreibenden genossen. Damals erfreute sich der Bund in allen drei nordischen Reichen der werthvollsten Privilegien, welche er theils sich erkauft, theils in siegreichen Kämpfen errungen hatte, oder welche ihm gewissermaßen in Folge der Trägheit und Unkenntniß der Beherrscher jener Länder, so zu sagen, von selbst zugefallen waren. Der „deutsche Kaufmann", wie man den Hansen im Norden gewöhnlich nannte, genoß in den Städten Skandinaviens die vollste Freizügigkeit; die Hansen genossen die Vergünstigung, sich dort für bestimmte Zeit oder auch lebenslänglich niederzulassen, ohne deswegen irgend welche außerordentliche Steuern zu zahlen; ja in Schweden und Norwegen waren sie sogar von Tragung der Kommunal-Lasten befreit, erfreuten sich dort also einer bevorrechteten Stellung, den Landeskindern gegenüber! Sie besaßen ferner das Recht, gegen einen gleichen Zoll, wie die Einheimischen, aller Orten dem Handel obliegen zu dürfen; ihnen waren freies Geleit und freier Durchzug allerwegen zugesagt, zu dessen Sicherung dieselben ihre Waarenzüge durch Bewaffnete geleiten lassen durften; ferner erfreuten sie sich der eigenen Gerichtsbarkeit über alle Bedienstete, nicht minder prompter und unparteiischer Rechtshülfe vor den Gerichtshöfen des Landes, insbesondere wenn das Ausbleiben ausstehender Forderungen, oder die damals beliebten Finanzmaßregeln der Münzverschlechterung oder willkürliche Zollerhöhungen zu Beschwerden Anlaß boten. Dergleichen außerordentliche Privilegien erschwerten den Mitbewerb der Fremden, ja selbst der Einheimischen. Erinnern wir nun noch daran, daß die Hansa auch in Rußland und England, ja sogar in den doch selbst so handelsrührigen Niederlanden, schätzbare, wenngleich nicht so ausgedehnte Vorrechte wie in den skandinavischen Reichen besaß, so wird es einleuchten, daß die Hansa zur Zeit ihrer Blüte mit Recht die erste Handelsmacht Europa's genannt wird. Westlich bis nach Lissabon und Cadix, sowie nordwärts bis zum Kaledonischen Kanal und den Lofodden-Inseln Norwegens, wo sie am Fischfange sich betheiligten, segelten ihre Schiffe; hansische Grossirer galten überall für Leute, die den Ton angeben durften; deutsche Hausirer durchzogen, geschützt durch den vielgeltenden Hansa-Namen, ungefährdet die Provinzen Schwedens, das noch fast ganz barbarische Finnland, Norwegen bis weit nach Norden zur Tana Elf, die baltischen Küstenprovinzen Kur-, Esth- und

Livland, sowie die Gebiete von Nowgorod und Pleskow. Die Hansen hatten in Bergen, desgleichen in den meisten schwedischen Seestädten, ja selbst in der Königsstadt Stockholm, das Recht, die Hälfte der Rathsherrenstellen aus der Reihe ihrer Mitglieder besetzen zu dürfen. Und wie der Bund den Handel Schwedens, Norwegens und Dänemarks beherrschte, verfügte er auch über die Kronen dieser Länder. Die Hansa war siegreich gegen die Könige Erich und Hakon von Norwegen, nicht minder gegen den kräftigen Waldemar (III.) von Dänemark; sie setzte König Magnus von Schweden ab und verlieh seine Krone dem Herzog Albrecht von Mecklenburg. Vermochte sie auch dessen schließliche Verdrängung durch Margarethe von Dänemark nicht zu verhindern, so wußte sie doch selbst bei der „Semiramis des Nordens“, welche die drei skandinavischen Kronen auf ihrem Haupte vereinigte, sich in Achtung und Ansehen zu erhalten. Gegen ihren Nachfolger, den Unionskönig Erich, ließ der Bund eine Flotte von 248 Segeln, mit nicht weniger als 12,000 Streitern bemannt, in See stechen; eine Flotte von 100 Bundesschiffen erschien vor Lissabon und brandschatzte die portugiesische Hauptstadt, ja ein Bürgermeister von Danzig, Paul Niederhoff, konnte es wagen, im Namen — nicht etwa des ganzen Bundes, sondern seiner Stadt und der übrigen Orte des baltischen Quartiers — dem König Christian I. von Dänemark den Krieg anzukündigen.

Das waren die großen, erhebenden Zeiten hanseatischen Glanzes! Sie sind seit Jahrhunderten hin; aber es ist gut, daran zu erinnern; zu erinnern an das, was der deutsche Mann zur See werth ist; an das, was einst bürgerlicher Gemeinsinn geschaffen, was Bürgermuth vollbracht, und wie hochangesehen vor Jahrhunderten schon bei Fürsten und Königen der deutsche Kaufmann war! —

Die Zahl der zum Hansabunde gehörigen Städte war zu verschiedenen Perioden gefallen und gestiegen, ihre höchste Ziffer betrug 85, von denen indeß einige nicht lange dem Bunde angehört haben. Wir nennen von ihnen: Anklam, Aschersleben, Berlin (das damals übrigens noch ziemlich unbedeutend war), Bielefeld, Braunschweig, Bremen, Danzig, Dorpat, Dortmund, Duisburg, Elbing, Frankfurt a/Oder, Göttingen, Greifswald, Gröningen, Halberstadt, Halle, Hamburg, Hamm, Hannover, Hildesheim, Kiel, Köln, Königsberg i/Pr., Lübeck, Lüneburg, Magdeburg, Münster, Nimwegen, Osnabrück, Paderborn, Quedlinburg, Reval, Riga, Rostock, Soest, Stade, Stargard, Stendal, Stettin, Stolpe, Stralsund, Thorn, Unna, Wesel, Wisby, Wismar und Zwoll. Als „zugewandte Orte“ standen dem Bunde nahe die Städte Bergen in Norwegen, Brügge, Krakau (damals Polens Hauptstadt), London, Groß-Nowgorod und Pleskow in Rußland. Somit dehnte sich der deutsche Städtebund vom Weichsel-Ursprunge bis zu den norwegischen Fiorden, und von der Schelde bis zur Wolchow, von der französisch-deutschen Grenze bis hinein nach Rußland aus.

Haupt des Bundes blieb Lübeck, wo vorzugsweise die Tagfahrten oder Hansatage, welche anfänglich alle drei Jahre, später aber alljährlich abgehalten wurden, stattfanden. Nicht selten sandten Kaiser und Könige außerordentliche Gesandte zu diesen Tagfahrten, um ihre vielfachen Anliegen vorzubringen. Der Bundeshauptstadt zunächst an Rang standen die Hauptorte der vier Quartiere, in welche der Bund räumlich geschieden war. Das erste dieser Quartiere,

worin Lübeck lag, hieß, weil damals längs der Küste der Ostsee, bis nach Kiel hin, slavische Stämme, vornehmlich die Wenden, saßen, das „wendische", und umfaßte die Städte in Holstein, Mecklenburg und Pommern; zum zweiten oder „sächsischen", dessen Hauptstadt Braunschweig, gehörten die in Ober- und Niedersachsen (letzteres heutzutage Hannover und Braunschweig) und in der Mark Brandenburg liegenden Städte; das dritte Quartier, das „rheinisch-westfälische", ist rücksichtlich seiner Grenzen schon durch seinen Namen bezeichnet; seine Quartierstadt war Köln. Das vierte Quartier endlich, das „baltische oder preußische" genannt, umfaßte die Bundesglieder in den außerdeutschen Küstenländern der Ostsee; hier war bis 1361 Wisby, von da ab Danzig, Quartierstadt. Ihren Abschluß fand die politische Verfassung des Bundes in der im Jahre 1364 zu Köln vereinbarten Bundesakte. Allgemeine Bundesmaßnahmen gingen von den Tagsatzungen des Bundes aus; lokale Zwecke verfolgten die Quartier-Versammlungen in den betreffenden Quartierstädten. So lange bei diesen Zusammenkünften der Grundsatz, „Einer für Alle und Alle für Einen", der leitende blieb, war der Bund blühend, geehrt, gefürchtet; als er schwand, schwand auch die Herrlichkeit der Hansa und mit ihr ein gutes Theil deutscher Herrlichkeit und Größe.

Das Sinken der hansischen Macht begann zu Ende des XV. Jahrhunderts. Ihren ersten Stoß erhielt sie von Rußland aus. Großfürst Iwan I. Wassiljewitsch, welcher sein Land 1472 von der mongolischen Oberherrschaft befreit und 1477 den Czarentitel angenommen, hatte auch die beiden mächtigen Handelsrepubliken Pleskow und Nowgorod, die Alliirten der Hansa, sich zinspflichtig gemacht. Ein Versuch Nowgorod's (1487), der czarischen Oberherrschaft sich zu entziehen, führte die gänzliche Unterwerfung und theilweise Zerstörung dieser Stadt, damals der größten und reichsten in Rußland, die Wegführung vieler Einwohner, darunter fast aller Kaufleute, sowie die Schließung des hansischen Comptoirs herbei. Zwar gestattete der Czar 1495 dessen Eröffnung wieder, allein kaum war die dortige Faktorei, der sogenannte „St. Petershof", von hanseatischen Faktoren und Kaufgesellen wieder bezogen und der Handel mit dem in Rußland am Meisten gesuchten Artikel, den „guten" (ächten) Tuchen, wieder etwas belebter geworden, als eine neue, noch furchtbarere Katastrophe hereinbrach.

Es waren nämlich in den Bundesstädten Riga und Reval mehrere Russen, wegen Falschmünzerei und anderer nach hansischem Rechte mit dem Tode bedrohten Verbrechen, hingerichtet worden, obschon der Czar ihre Auslieferung an seine Gerichte verlangt hatte. Hierüber gerieth der eben so jähzornige als stolze Selbstherrscher in maßlosen Zorn. Da er diesen jedoch an Reval und Riga, welche schwedischen Schutz anriefen, nicht auslassen konnte, so hielt er sich an den Bund, welchem weder Kaiser noch Reich wirksamen Schutz gewährten. Er ließ die hansische Faktorei in Nowgorod plündern und dem Erdboden gleich machen, die dort befindlich gewesenen hansischen Bediensteten, einige 40 an der Zahl, in Ketten nach Moskau führen. Sie wurden im nächsten Jahre, „zur Sühne des vergossenen russischen Blutes", hingerichtet, den Hansen aber das Betreten Rußlands bei Strafe ewiger Gefangenschaft untersagt. Damit hatte der hanseatische Handel mit Rußland ein Ende erreicht — ein Ende mit Schrecken.

Der Katastrophe von Nowgorod folgten schnell andere und keineswegs leichter

überwindbare Einbußen. Die Entdeckung Amerika's, 1492, die Einführung des „allgemeinen Landfriedens", 1495, sowie die Einsetzung des Reichskammergerichts, endlich die Auffindung des Seeweges nach Ostindien, 1498, alle diese folgenreichen, für die Allgemeinheit so wohlthätigen Begebenheiten, waren eben so viele herbe Schläge für die Hansa. Geschlossen zum Schutze des Kaufmanns gegen Raub und Gewaltthat, hörte der Bund auf nothwendig zu sein, nachdem von den Meeren die Piraten, von den Heerstraßen die Raubritter und Wegelagerer nach und nach immer mehr verschwanden. Als an die Stelle der rohen Gewalt bei Streitigkeiten deutscher Fürsten und Städte die Entscheidung durch Reichsgerichte trat, erlosch allmälig die adlige Räuberei auf offener Straße, während der Piraterie theils schon früher, theils zu gleicher Zeit, und zumeist durch die Hansen selbst, ein Ende gemacht worden war. Vom nachhaltigsten Einflusse aber zeigte sich die Entdeckung Amerika's und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien. Damit begann eine Umwälzung in den Handels- und Verkehrs-Verhältnissen unseres Erdtheiles. Die ganze Lebensweise der europäischen Gesellschaft wurde durch die Produkte und Schätze, welche sich aus der neuen Welt nach der alten ergossen, verändert; neue Luxusbedürfnisse, ja andere Nahrungsmittel kamen auf und auf anderen als den bisherigen Wegen uns zu. Das Mittelmeer verlor seine hohe merkantile Wichtigkeit, und gegen den amerikanischen und den umgestalteten, neubelebten levantinischen Handel schrumpfte die Bedeutsamkeit des Verkehres auf der Ostsee gewaltig zusammen; Lissabon ward die Handelskönigin der Welt, und Portugiesen und Spanier traten eine Zeit lang an die Spitze der Handelsvölker.

Aber selbst den ausschließlichen Besitz des Ostseehandels vermochten die Hanseaten nicht lange mehr zu behaupten. Obwol vorzüglich durch die Hülfe der Ostseestädte auf den Thron Schwedens erhoben, war es doch gerade Gustav Wasa, welcher mit gutem Erfolge dahin trachtete, sich und sein Reich von dem bevormundenden Einflusse stolzer Kaufleute zu befreien und deren drückende Uebermacht zu brechen. Eines ihrer Privilegien nach dem anderen verloren sie in Schweden; ihren Versuchen, solche mit bewaffneter Hand sich zurückzuerobern, ermangelte ein glücklicher Ausgang. Im letzten Viertel des XVI. Jahrhunderts genossen die Hansen in dem früher von ihnen ganz abhängigen Schweden kaum noch ein nennenswerthes Vorrecht. Wol aber waren ihnen unterdessen in den Engländern, welche nach Chancellor's Seereise (1553) immer häufiger die nordischen, insbesondere die russischen Küsten besuchten, vorzüglich aber in den unermüdlichen „Weltfuhrleuten", den Holländern, gefährliche Nebenbuhler erwachsen. Aehnlich erging es ihnen fast gleichzeitig in Norwegen und Dänemark, ebenso in England, wie wir ausführlicher in einem folgenden Artikel über die Englisch-ostindische Compagnie berichten werden. Ueberall gingen sie ihrer Vorrechte verlustig, sobald die Fürsten und Machthaber die Nothwendigkeit erkannten, den Handel und Verkehr ihrer eigenen Staaten zu fördern, und dem gemäß der Herstellung einer auf eigene Schifffahrt sich gründenden Handelsmacht ihr Augenwerk zuwendeten. So erwuchsen von allen Seiten her der Hansa eifrige Konkurrenten, die ihren Unternehmungen immer empfindlicheren Abbruch thaten. Wo jedoch einmal eine politische oder merkantile Verbindung im Niedergange sich befindet, da ist in der Regel auch ihr Verfall nahe.



Georg oder Jürgen Wullenweber.

4. Jürgen Wullenweber und seine Zeit.

Der Verfall der hansischen Macht und Handelsgröße wurde zum Theil durch die Folgen der großen Kirchen-Reformation beschleunigt. Als Luther in die geistige Nacht, mit welcher der römische Klerus das Abendland umfangen hielt, den Prometheus-Funken des evangelischen Glaubens warf, da entbrannte auch innerhalb der hanseatischen, meist aristokratisch konstituirten Gemeinden ein heftiger Kampf des Alten mit dem Neuen. Fast überall hielten die regierenden Herren vom Rathe fest zusammen mit der Geistlichkeit gegen die Neuerung des kühnen Wittenberger Mönches, welchem an vielen Orten die Massen sich geneigt zeigten. So kam es denn, daß in den meisten Hansastädten, welche der Reformation anhingen, mit dem Lutherthum zugleich die Demokratie, freilich oft nur kurze Zeit, zur Herrschaft gelangte. In Lübeck, der Königin der Hansa, nahm dieser Prozeß einen ziemlich raschen Verlauf. Im Sommer 1528 hatte der

Magistrat die Prediger der neuen Lehre aus der Stadt vertrieben und Luther's Schriften verbrennen lassen. Aber schon im Frühjahr 1531 mußten die Mönche und katholischen Geistlichen den altberühmten Hansa-Hauptort verlassen und dem auf Andringen des Volkes berufenen Doktor Buggenhagen wurde die Ordnung des städtischen Kirchenwesens übertragen. In einem Publikandum vom 18. Februar versprach der „hochweise" Rath, „alle Beleidigungen und Unziemlichkeiten derer gemeiner Bürgerschaft zu vergessen, fürderweit auch allen billigen Wünschen derselben Gehör zu geben", worauf die Bürgerschaft dem durch mehrere Mitglieder aus ihrer Mitte verstärkten Rathe auf's Neue „Liebe, Ehrerbietung und Gehorsam in allen rechten Dingen" gelobte. Der Rath hatte also nachgegeben, und damit sich um so mehr beeilt, als ihm während der Zeit des kirchlichen und politischen Streites so ziemlich alle Macht und Amtsbefugnisse durch den Einfluß einer neu geschaffenen und sehr angesehenen Körperschaft aus den Händen gewunden war. Es war dies die Versammlung von 164, durch die Bürgerschaft aus ihrer Mitte erwählten Vertretern, beziehentlich deren Exekutive, die „Sechs und Dreißiger" genannt. Dieser „engere Ausschuß" war es denn auch, welcher den Frieden zwischen Rath und Bürgerschaft vermittelte und aus dessen Reihe nach wiederhergestellter Einigkeit acht Männer an die Stelle eben so vieler ausscheidenden aristokratischen Mitglieder in den Rath traten.

Als die Seele jenes Ausschusses galt Jürgen Wullenweber, ein Mann kühner Entwürfe und voll hohen Muthes, ein Bürger, wie Athen und Rom deren nur in den Tagen ihres höchsten Glanzes besessen und den daher ein namhafter deutscher Geschichtschreiber nicht mit Unrecht den „Perikles der Hansa" genannt hat. In seinem Kopfe reifte der großartige Plan, nicht blos der Hansa und speziell Lübecks ehemalige Handelsgröße wieder herzustellen, sondern Dänemark zu einer Provinz seiner Vaterstadt zu machen und der Königin der Hansastädte die Hegemonie im europäischen Norden zu erringen. Fürwahr, ein weit ausschauender Plan! — dessen Ausführung jedoch nicht glückte.

Jürgen Wullenweber entstammte einer Lübeck'schen Kaufmanns-Familie, die, wiewol nicht unbegütert, doch nicht zu den regierenden patrizischen Geschlechtern gehörte. Er ward in demselben Jahre, ja, nach einer allerdings nicht völlig verbürgten Nachricht, an demselben Tage geboren, an welchem Columbus zuerst den Boden des von ihm entdeckten Erdtheils betrat, nämlich am 2. Oktober 1492. Er stand mithin zur Zeit, als sein Name zuerst öffentlich genannt wurde, im neununddreißigsten Altersjahre. Bald sollte sein Name auch außerhalb Lübecks bekannt und mit Stolz und Bewunderung genannt werden. Dies erfolgte nach Wullenweber's thatkräftigem Eingreifen in die Streithändel, welche damals den europäischen Norden beunruhigten.

König Christian II., gemeinhin Christiern genannt, haßte den ihn in seiner Herrschergewalt einschränkenden Adel und fühlte eine nicht minder große Abneigung gegen dessen Bundesgenossen, die Geistlichen. Dagegen hielt er es mit den Bürgern und Bauern, deren Gunst er suchte und auch erlangte. So weit wäre die Sache ganz gut gewesen, allein Christiern scheute sich nicht, seine Volksbeglückungs-Pläne mit den unsinnigsten und blutigsten Mitteln in's Werk zu setzen. Er ward in Folge dessen im Jahre 1523 durch den Aufstand Gustav Wasa's

seiner schwedischen, zwei Jahre darauf durch förmliche Entsetzung auch der dänischen und norwegischen Krone, welche an seinen Oheim, den Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein kamen, beraubt. Der unerträgliche Druck jedoch, welchen unter dem Regimente Friedrich's die höheren Stände gegen die niederen ausübten, hatte schon nach wenigen Jahren eine Bewegung zu Gunsten Christiern's, die sein Schwager Kaiser Karl V. durch niederländische Schiffe unterstützte, hervorgerufen, in Folge deren ein Theil Dänemarks und fast ganz Norwegen (1531) dem vertriebenen Könige wieder zufielen. In dieser Noth, wo Friedrich für seinen Thron und die dänischen Reichsräthe, die Christiern einst geächtet, für ihr Leben zagten, waren es die wendischen Hansastädte, vor allen Lübeck, welche Hülfe brachten und das wiederkehrende Glück Christiern's in Niederlage und Gefangenschaft umwandelten.

Doch den Rettern ward von den Geretteten mit schnödem Undank vergolten. Dänemark gab nicht nur den Niederländern ihre mit lübeck'scher Hülfe gekaperten Schiffe zurück,[1] sondern eröffnete auch diesen auf Andringen Kaiser Karl's V. den Sund und damit den Ostsee-Handel, während es sammt den Niederländern auch die Hansen von Norwegen ausschloß. Diese Treulosigkeit öffnete den Lübeckern die Augen. Der Rath, jeder Energie bar, berathschlagte zwar und überlegte, that aber Nichts; das Volk jedoch, von Wullenweber, dem ein für die Größe seiner Vaterstadt glühendes Herz in der Brust schlug, dazu aufgestachelt, schrie laut nach Rache gegen das hinterlistige, wortbrüchige Dänemark. Sein drohendes Verhalten nöthigte den Rath, welcher sich in aller Stille mehrerer der ihm aufgedrungenen Glieder entledigt hatte, nicht nur diese wieder, sondern auch noch acht andere Volksmänner in seine Mitte aufzunehmen. Wullenweber, zu einem der vier regierenden Bürgermeister erwählt, versammelte alsbald die Gemeinde, welche er, nach einer beredten Schilderung der durch die niederländische Mitbewerbung entstandenen Handelsnoth, mit glühenden Worten zum Widerstande und Kriege aufforderte. Seine feurige Sprache zündete in den Herzen, und man beschloß ausgedehnte Rüstungen, sowie die Deckung der Kosten durch das in der Reformation mit Beschlag belegte Kirchensilber.

Die Lage der nordischen Reiche war dem Kriegsplan günstig. In Dänemark war eben Friedrich I. gestorben, ohne daß einer seiner vier Söhne als Nachfolger Anerkennung gefunden hätte, weil Adel und Geistlichkeit den Zwischenzustand benutzen wollten, um ihre alte Macht wieder zu gewinnen; darüber geriethen Bürger und Bauern in Unruhe. Auch in Schweden gährte es aus ähnlichen Gründen. War Gustav Wasa auch durch die Gunst des Volkes auf den Thron erhoben worden, so sah er sich doch gerade um so mehr, aus Rücksicht auf die Illegitimität seines Thrones, zur Nachgiebigkeit gegen die Großen und Einflußreichen genöthigt.

Diesen schwankenden Verhältnissen gegenüber trat Wullenweber um so kühner auf, als er auf tüchtige Freunde und Bundesgenossen zählen konnte. Unter den Lübeckern ist in erster Reihe ein kecker Abenteurer, Marx Meier, zu nennen, eine echte Landsknechtsnatur, zu jeder kühnen That bereit, eben so listig und beredt als tapfer und kriegserfahren, ein Mann, der früher in seiner Vaterstadt Hamburg das Gewerbe eines Hufschmieds betrieben, unter Christiern in Nor-

wegen, dann als Hauptmann einer von Lübeck gesandten Hülfsschar, tapfer gegen die Türken gestritten hatte und nun das „Schwert" Wullenwebers war. Letzterer hatte auch in Dänemark Verbindungen angeknüpft, namentlich mit den Bürgermeistern von Kopenhagen und Malmö, zwei Deutschen: Bockbinder und Jürgen Mynter. Es galt, diesen beiden Städten die Aufrechterhaltung ihrer bürgerlichen Privilegien gegen die Antastungen durch den Adel und die Krone zu vertheidigen, also den übermüthigen Adel niederzuwerfen. Der Sieg ihrer Sache war gleichbedeutend mit ihrem Eintritt in die Hansa und dem Sieg des Lutherthums. — Selbst einen Kronprätendenten in Schweden gegen Gustav Wasa aufzustellen, ließ Wullenweber sich angelegen sein. Jedoch scheiterten seine Bemühungen, den letzten Sprößling des Heldengeschlechtes der Sture für diese Rolle zu gewinnen, an der Vaterlandsliebe und der Abneigung Svante Sture's gegen Bürgerkrieg und Blutvergießen. Ebenso mißlang der Plan Wullenweber's, die übrigen Hansastädte, oder mindestens doch diejenigen des wendischen Quartiers, zu gemeinsamem Handeln zu vereinigen.

Inzwischen hatte Marx Meier den Kampf in seiner abenteuernden Weise bereits aufgenommen. Den Holländern auflauernd, die ihm entgingen, vergriff er sich an englischem Eigenthum, stieg dessenungeachtet Tags darauf in einem englischen Hafen ganz gemüthlich an's Land, wurde jedoch gefangen, in den Tower eingesperrt und wegen Seeräuberei auf den Tod angeklagt. Schon freuten sich die Londoner auf seine Hinrichtung; allein Meier hatte es verstanden, den launenhaften, ländergierigen Despoten Heinrich VIII. für sich zu gewinnen, indem er ihm Hoffnung auf Erlangung der dänischen Krone durch hanseatische Hülfe machte, und so kam es denn, daß Meier, anstatt gehenkt zu werden, beschenkt und mit allen Ehren freigelassen ward. Gleichzeitige glaubwürdige Schriftsteller versichern, daß der englische König den Lübeckern bei dem Kriege gegen Dänemark 19,000 Pfund Hülfsgelder gezahlt habe. Vorläufig handelte man im Namen des gefangenen Christiern, des „Volksfreundes", dessen Namen sowol für die unteren Stände als für alle Anhänger des Lutherthums einen guten Klang hatte. Graf Christoph von Oldenburg, ein Vetter des gefangenen Christiern, trat an die Spitze der Lübecker Streitmacht. Die Dänen, die Herzog Christian von Holstein, der älteste Sohn Friedrich's I., führte, ließen sich von dem jähen Sturme überraschen. Malmö gab das Signal zum Abfall, der auf Möen und Laaland bald allgemein wurde; die Hauptstadt Kopenhagen ergab sich am 16. Juli 1534. Nun huldigte ganz Seeland Christiern, der störrische Adel ausgenommen. Gegen letzteren erhob sich gleichzeitig eine furchtbare Verfolgung, welche an die Greuel des deutschen Bauernkrieges erinnert. Ganze Adelsgeschlechter wurden von den erbitterten Bauern ausgerottet. Durch dieses Gemetzel erschreckt, unterwarf sich der Adel von Schonen sowie jener der kleineren dänischen Inseln freiwillig, so daß nur noch Fünen und Jütland zu besiegen blieben. Doch brachte jetzt die höchste Noth hier eine Einigung zu Stande, in Folge deren Herzog Christian von Holstein als Christian III. in Fünen und Jütland zum Könige erwählt ward.

Herzog Christian war eben mit Ausfechtung seiner Doppelfehde beschäftigt, als die Nachricht seiner Erhebung zum Könige von „Dänemark", wie die Er-

nennungs-Urkunde sagte, anlangte. Richtiger wäre es freilich gewesen, wenn es in der Berufung geheißen hätte: „zum Könige von Jütland und Fünen", da nur diese Provinzen, und selbst diese nur zum Theil, sich für ihn erklärt hatten. Er stand in Folge seines Zerwürfnisses mit Lübeck und dem Grafen Christoph von Oldenburg mit einer Söldnerschar in der Nähe der erstgenannten Stadt. Die Abgesandten legten dem neuen Könige dringend an's Herz, sofort umzukehren und nach den dänischen Inseln sich zu begeben, um die Gegner Dänemarks, und speziell der Partei des Reichsraths, von dort zu vertreiben; aber der neue König hielt es für klüger, erst den Kampf in der Nähe zu beendigen, damit Lübeck keine Diversion machen könne, während er in der Ferne sei, und er schloß deshalb die Stadt auf das Engste ein. Er kannte seine Leute. Die Lübecker hatten hinter ihren hohen Mauern Nichts zu fürchten, aber ihre Landhäuser, ihre Gärten wurden verwüstet, der Verkehr mit der Nachbarschaft war unterbrochen, der kleine Verdienst geschmälert, und diese Unannehmlichkeiten des Augenblicks erschienen den Bürgern empfindlicher als die in Zukunft drohenden Gefahren. Alles klagte über Noth, obgleich die Lebensmittel in der belagerten Stadt wohlfeiler waren als draußen im Lager. Hamburg bot seine Vermittelung an, und es kam einer jener sonderbaren Verträge zu Stande, an denen die Geschichte des Mittelalters nicht arm ist: Lübeck schloß Frieden mit Christian, als dem Herzog von Holstein, nicht aber als dem König von Dänemark. Den Krieg in Dänemark sollten beide Theile fortsetzen dürfen. Dieser Vertrag enthielt für Christian nur Vortheile, für Lübeck nur Nachtheile. Deshalb widersetzte sich Wullenweber dem Abschluß desselben mit allen Kräften. Bei diesem patriotischen Widerstande blieb er zwar nicht ganz ohne Unterstützung, allein die verbündeten Hansastädte, ebenso der Rath und das Volk, ließen ihn im Stich.

Die Umwälzung, welche Wullenweber mit seinen Genossen so kühn ausgedacht hatte, war fast völlig durchgeführt, als Christian III. durch den Frieden mit Lübeck freie Hand bekam und nach Jütland eilte. Von nun an erfolgte ein gänzlicher Umschwung des Kriegsglückes. Theils durch Waffengewalt, theils durch Milde wurde Jütland und später Fünen unterworfen, und gleichzeitig eroberten die Schweden Schonen für ihren dänischen Verbündeten. In dieser Provinz traf Wullenweber ein harter Schlag: sein Feldherr Marx Meier fiel, durch Verrath umgarnt, in die Hände der Feinde, wurde nach Schloß Vardbierg abgeführt und später hingerichtet. Aber der unermüdliche Bürgermeister wußte einen neuen Kämpfer zu gewinnen, den Herzog Albrecht von Mecklenburg, welcher als naher Verwandter des entthronten Christiern bei dem Streite betheiligt war. Indessen leistete der Herzog, ohnehin durch die Eifersucht Christoph's von Oldenburg gehemmt, der deutschen Partei keine große Hülfe, und Christian III. gewann immer mehr Boden. Entscheidung brachte endlich die Schlacht von Assens am Ochsenberge (14. Juni 1535), in welcher die Dänen einen Ausschlag gebenden Sieg erfochten. Zwei Tage später (16. Juni) verloren die Lübecker auch das Uebergewicht zur See, das sie bis dahin über die vereinigten Kräfte der Dänen und Schweden noch behauptet hatten. Zehn ihrer Kriegsschiffe wollten in den Hafen des bis dahin befreundeten Städtchens Swendborg einlaufen, dessen Bürger nach der Schlacht von Assens die Farbe

gewechselt hatten. Unvermuthet mit Kanonenschüssen begrüßt, verloren die Schiffsführer den Kopf so sehr, daß sie ihre Schiffe in Brand steckten und sich in Booten retteten. Es scheint Parteiverrath im Spiele gewesen zu sein, denn jene ehrvergessenen Hauptleute, in Lübeck wegen ihrer schmachvollen Handlungsweise eingekerkert, erlangten durch den Einfluß ihrer Partei bald wieder ihre Freiheit. Dieser Parteieinfluß war es denn auch, welcher unausgesetzt gegen Georg Wullenweber wirkte und zunächst den Senat von Hamburg veranlaßte, einen allgemeinen „Hansatag" auszuschreiben, auf welchem die Frage: „ob Fortsetzung des Krieges gegen Dänemark oder nicht?" erörtert werden sollte. Nur die Städte des „wendischen" und des „sächsischen" Quartiers nahmen, als an der Frage allein betheiligt, an der Berathung Theil. Die meisten der Abgeordneten waren gekommen, sich gegen die Fortsetzung des Krieges auszusprechen und jede Beihülfe ihrer Kommunen zu verweigern. Aber so groß war die Beredtsamkeit Wullenweber's, so hinreißend sein Feuereifer, daß fast sämmtliche Erschienenen das Verhalten Wullenweber's billigten und Hülfe an Mannschaften, an Schiffen und Geld Seitens ihrer Städte in Aussicht stellten.

Dies war ein Triumph für Wullenweber, dessen Ansehen in Lübeck und bei der Hansa dadurch neu befestigt erschien. Es war der letzte Sonnenblick, welcher ihm lächelte! Wenige Tage nach dem Schlusse des in seinem Verlaufe für Wullenweber so günstigen Hansatages erschien ein kaiserliches „Exekutorial-Mandat" des Reichskammergerichtes, welches der Stadt mit unausbleiblicher Acht drohte, wenn nicht die Verfassung so wieder hergestellt werde, wie sie vor der Kirchenveränderung gewesen, und wenn nicht die zu jener Zeit im Amte gewesenen Bürgermeister ihre Stellen wieder erhielten. Gegen die Kirchenveränderung selbst schritt das Mandat nicht ein, und diese kluge Schonung beruhigte die Bürger. Sie würden sich vielleicht weniger schnell gefügt haben, wenn nicht gerade um diese Zeit durch die Stände des westfälischen Kreises dem Reiche der wahnumfangenen Wiedertäufer in Münster ein Ende mit Schrecken gemacht worden wäre. Dadurch geriethen alle freistädtischen Gemeinden, in welchen bei Einführung der Reformation die Demokratie an Stelle der Aristokratie zur Herrschaft gelangt war, in Besorgniß. Mit Anklagen wegen „Wiedertäuferei" war man damals gegen unruhige Bürgerschaften gar schnell bei der Hand; gegen Wullenweber war jener Vorwurf schon erhoben, und so ließ sich fürchten, daß Lübeck sich hart betten würde, wenn es sich Kaiser und Reich nicht fügte.

Die nun beginnende „Restauration" ging eben so rasch als vollständig vor sich.

Wullenweber befand sich gerade auf einer Sendung bei dem Herzog von Mecklenburg, als dieser Umschwung stattfand. Zurückgekehrt, begab er sich auf das Rathhaus, legte in Gemäßheit des Mandates seine Würde nieder und nahm von der Gemeinde mit kräftigen Worten Abschied. Sein Regiment war zu Ende, seine und seiner Anhänger persönliche Sicherheit jedoch ungefährdet, indem zwischen dem wiedereingesetzten Rathe und der Bürgerschaft vollständiges Vergessen alles Geschehenen verabredet und in die Amnestie namentlich auch „die Urheber des letzten dänischen Krieges" eingeschlossen wurden.

Hätte Wullenweber vergessen können, was er erstrebt; wäre es ihm möglich gewesen, die Kräfte, die er bis dahin den öffentlichen Angelegenheiten gewidmet

hatte, dem Betriebe eines kleinen bürgerlichen Geschäftes zuzuwenden — wahrscheinlich würde er seine Tage bis in das höchste Greisenalter haben verlängern können. Aber Wullenweber war ein Bürger im antiken Sinne des Wortes und vermochte weder seinen großen Plänen zu entsagen, noch dem Drange zu widerstehen, der Vaterstadt auch wider ihren Willen zu dienen. Von der Noth Kopenhagens unterrichtet, welches nahe daran war, unter die Botmäßigkeit Christian's III. zu gerathen, in welchem Falle es seine Anhänglichkeit an die Sache der Hansen hart hätte büßen müssen, beabsichtigte Wullenweber, auf eigene Gefahr hin der bedrängten Stadt Hülfe zu bringen. Er hatte erfahren, daß an der Elbemündung im Lande Hadeln ein Haufen von 5000 Soldknechten beisammen sei, welcher nach Aufhören des Krieges zwischen Frankreich und dem deutschen Reiche dienstlos geworden. Wullenweber beschloß, dieselben für die Sache Kopenhagens zu gewinnen und in Person dorthin zu führen. Der Weg von Lübeck nach Hadeln führte durch das Land des Erzbischofs von Bremen, eines eifrigen Gegners der Reformation und aller Derer, welche das Werk derselben irgendwie gefördert hatten. Von verschiedenen Seiten warnte man Wullenweber vor diesem grimmigen Feinde der neuen Kirchenlehre und aller freisinnigen Denker, aber der arglose und keiner Schuld sich bewußte Mann achtete nicht der Warnungen und reiste ab. Es war sein Verderben. Kaum hatte er Lübeck verlassen, so setzten seine zahlreichen Feinde den Erzbischof davon in Kenntniß. Sofort beim Betreten des Gebietes des genannten Kirchenfürsten sah sich Jürgen aufgegriffen und auf Schloß Rothenburg in Gewahrsam gebracht. In unserer Zeit würde man fragen, mit welchem Rechte ein fremder Fürst den Bürger eines anderen Staates, der ihn nie geschädigt hatte, gefangen nehmen dürfe? Der Erzbischof erklärte kurzweg: „Wullenweber habe muthwillig wider Gott, Kaiser und geistliche Obrigkeit zu Lübeck gehandelt und ohne Geleit in seinem Lande übernachtet; deshalb habe er, als Fürst des Reiches und geistlicher Oberhirt von Lübeck, ihn einfangen lassen, um Weiteres über ihn zu verhängen.“ Noch weniger vereinbar mit unseren Anschauungen ist das fernere Verfahren des Bischofs, Wullenweber nicht selbst den Prozeß zu machen, sondern ihn an den Herzog Heinrich den Jüngeren von Braunschweig auszuliefern, einen gleich erbitterten Gegner des Lutherthums.

In Steinbrück bei Wolfenbüttel begann das schmachvolle peinliche Verfahren. Es fehlte an einem Kläger, und die erste Sorge mußte somit dahin gehen, einen solchen herbeizuschaffen. Dafür sorgte die Folter. Wullenweber wurde so furchtbar gepeinigt, daß er auf alle Fragen mit „Ja“ antwortete. So gelangte man zu folgenden Anklagepunkten: „Er habe von gemeinem Gute in Lübeck Tausende an sich gebracht; ihrer Zwei hätten ihm 2000 Mark für Christiern's Erlösung geboten; die Knechte in Hadeln habe er durch Lauenburg vor Lübeck führen, den wiedereingesetzten Bürgermeister Brömsen mit seinem Anhange ermorden wollen, um dann ein Wiedertäuferreich zu stiften; zu Lübeck seien acht Männer, die ihm ihre Hülfe zugesagt hätten; wenn Alles gelungen und der Adel würde erschlagen worden sein, habe er Reichsverweser in Lübeck, Mynter dasselbe in Dänemark, Meier dies in Schweden werden sollen.“

Diese Artikel sandte man nun nach Lübeck, wo der Rath sie der Bürgerschaft vorlegte. Die wetterwendische Menge ließ geschehen, was man beabsichtigte,

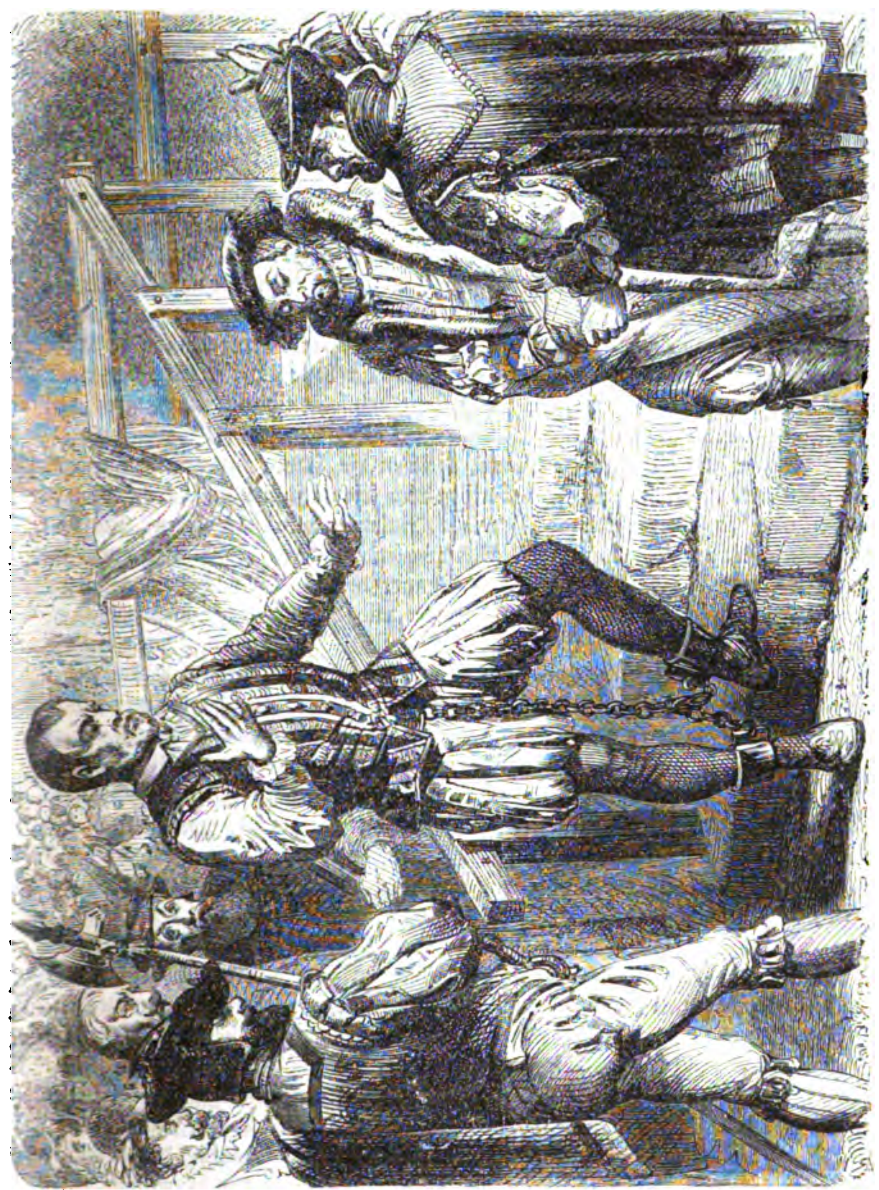
stimmte der Verhaftung der acht Beschuldigten zu und wählte etliche Bürger aus den Zünften und Kaufleuten, um in Steinbrück den Prozeß gegen Wullenweber weiter zu betreiben. Dieser wurde seinen Lübecker Anklägern gegenüber gestellt; man las ihm die Artikel vor, und der mit anwesende Herzog fragte ihn selbst: „Jürgen, was sagst Du hierzu?“ „Ich habe „Ja“ gesagt“, war die Antwort des Gefangenen. Er gab also in Gegenwart der Lübecker die Anklage zu und richtete sich damit selbst zu Grunde. — Weshalb handelte er so? — Man hatte ihn vor der Ankunft Jener noch zwei Mal auf die Folter gelegt und ihm gedroht, unter Qualen ihn sterben zu lassen, wenn er nur ein Wort widerriefe!

Am 24. September des Jahres 1537 ward hart vor den Thoren der damaligen herzoglich braunschweigischen Residenzstadt Wolfenbüttel, bei dem Zollsteine, unter freiem Himmel und Angesichts einer mehrere tausend Köpfe starken Volksmenge, über den großen Demagogen Gericht gehalten. Die Richter waren der Oberschöppe und sechs Freischöppen des herzoglichen Landgerichts, die Ankläger Abgeordnete König Christian's III., des Erzbischofs von Bremen und des Rathes zu Lübeck. Die Anklagepunkte waren außer den bereits erwähnten ein paar andere von untergeordneter Bedeutung. Wullenweber, der durch nahezu zweijährige Kerkerhaft und mehrmalige Erduldung der Folter an Leib und Geist gebrochene Mann, sollte sich auf die schweren Anschuldigungen vertheidigen, und er that dies in einer Weise, die seiner würdig war, und nach so schweren erduldeten Körper- und Seelenleiden geradezu Bewunderung erregen muß. In klarer, lichtvoller Weise that er dar, daß Alles, was er gegen Herzog Christian und zum Behufe der Einführung der Reformation in Lübeck, sowie im Betreff der Umgestaltung der kirchlichen Verfassung dieser Stadt unternommen, nur im Auftrage und mit Genehmigung der freien, allein von Kaiser und Reich abhängigen Gemeinde von Lübeck, nicht aber aus eigener Machtvollkommenheit, und daß Nichts wider das Völkerrecht oder die Gesetze seiner Vaterstadt wie des deutschen Reiches geschehen sei. Auf Ketzerei, Wiedertäuferei, Ausrottung des Adels in Dänemark, Holstein und Schleswig sowie auf Mordbrennerei sei sein Streben nie gerichtet gewesen; seine Haftnahme aber und dieser Prozeß sei schandbar und vor Gott und Menschen nicht zu rechtfertigen. —

Was half jedoch ihm, dessen Verurtheilung von vornherein beschlossen war, jede Vertheidigung? Wullenweber hatte von Dem, was er wirklich gethan und erstrebt, Nichts geläugnet und beschönigt. Dies willkürlich deutend, erklärten seine Richter, Wullenweber habe damit die Wahrheit sämmtlicher gegen ihn erhobenen Anschuldigungen zugestanden, und könne es demnach „keinem Zweifel unterliegen“, daß er Leib und Leben verwirkt habe. Welche Todesstrafe über den Verurtheilten zu verhängen, darüber konnten seine Richter lange nicht einig werden und überließen selbige schließlich, was kaum glaublich, aber historisch beglaubigt ist, dem mit zur Stelle befindlichen Scharfrichter von Wolfenbüttel!! Dieser nun erklärte: „Herr Oberschöppe! wenn Ew. Gestrengen das Urtheil über diesen Missethäter in meine Hand legen, so will ich ihn hinausführen und in vier Theile hauen und legen auf vier Räder und ihn richten zwischen Himmel und Erden, daß er solche Uebel nicht mehr thue und Andere daran gedenken.“

Als das Urtheil gesprochen war, gerieth das umstehende Volk in große Unruhe.

Ob man sich nach dem Richtplatze drängte, ob man seinen Unwillen in tumultuarischen Scenen zu Tage legte, wird von dem berichtenden Chronisten nicht gesagt.



Wullenweber's letzte Vertheidigung vor den Lübecker Abgeordneten.

Wol aber heißt es, daß in dem Getümmel drei Artikel, die man Wullenweber noch vorlegte, gar nicht hätten verstanden werden können. Des Angeklagten Antwort ertönte dagegen so deutlich, daß sie wohlverständlich durch den Lärm klang.

„Es ist richtig und wahr", sagte der beklagenswerthe Mann, „ich habe im Gefängnisse also bekannt, aber nur um der Pein zu entgehen und mein Leben zu retten. Die, welche ich im Gefängnisse beschuldigt habe, die will ich jetzt entschuldigen, daß meine Seele nicht zu Grunde gehe vor dem strengen Gerichte Gottes! Ich bitte auch meinen gnädigen Herrn, Se. fürstliche Gnaden wolle sich mit dem unschuldigen Blute nicht behängen, meiner armen Seele zur ewigen Verdammniß." Weiter konnte der Unglückliche in seiner Rede nicht fortfahren, der Scharfrichter zog ihn gewaltsam mit sich fort zum Richtplatze, wohin die Menge unter wildem Geschrei folgte. Dort angekommen, erklärte der herzogliche Großvogt, sein Gebieter habe „aus fürstlicher Gnade und christlicher Barmherzigkeit" das „wohlverdiente" Urtheil dahin gemildert, daß Jürgen mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht und nur an seinem Leichnam die Strafe der Viertheilung vollzogen werden solle.

Also geschah es. Nachdem Wullenweber nochmals seine Unschuld sowie die der Personen, welche er auf der Folter fälschlich bezüchtigt, feierlich betheuert und in einem kurzen Gebete seine Seele Gott empfohlen hatte, empfing er den tödtlichen Streich. —

In ihm starb der größte Mann, welchen die Hansa hervorgebracht hat, und den man in Hinsicht auf sein Streben und seinen glühenden Eifer für ihr, zumal aber für seiner Vaterstadt Gedeihen, Ruhm und Größe wol den „Perikles der deutschen Hansa" nennen darf. Mit Wullenweber war der Einzige dahingegangen, welcher nach Außen hin das Banner der Hansen noch hoch gehalten hatte. Als Mißgunst und Haß ihn geopfert und die Hanseaten dies geduldet, hatte der Bund damit zugleich auch sich selbst aufgegeben. Die Strafe folgte dem unwürdigen Gebahren auf dem Fuße. Binnen wenigen Jahrzehnten verlor die einst so mächtige Städtevereinigung, was sie bis dahin in fremden Ländern an Privilegien, Einfluß und Gütern noch besessen hatte. Dem äußeren Niedergang folgte alsbald innere Zerrüttung und bald nachher gänzliche Auflösung. Viele Städte wurden durch ihre eigenen Landesherren gezwungen, dem Bunde zu entsagen, oder sie traten auch freiwillig zurück; vornehmlich die Binnenstädte, als sie erkannten, daß ihr Interesse eigentlich ein anderes sei als jenes der Seestädte, und daß sie letzteren mehr als Mittel denn zu ihrem eigenen Vortheile dienten.

So gingen die livländischen und die meisten Städte in Ost- und Westpreußen, so namentlich auch die reichen, blühenden Städte in den spanischen wie in den von Spaniens Zwingherrschaft sich losreißenden niederländischen Provinzen verloren; ja letztere wurden, wie schon erwähnt, sogar Gegner und gefährliche Rivalen des Bundes. Bei Beginn des XVII. Jahrhunderts (1604) gehörten blos noch 16 vollberechtigte Städte: Lübeck, Köln, Braunschweig, Danzig, Hamburg, Bremen, Rostock, Stralsund, Wismar, Stettin, Greifswalde, Magdeburg, Lüneburg, Hildesheim, Minden und Osnabrück, — beim Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges, während dessen Verlaufs Lübeck, Bremen, Hamburg und Danzig unter sich (1630) ein Separatbündniß abschlossen, welchem sie den Namen der „engeren Hansa" beilegten, nur noch 14 dem Bunde an. Auch während dieses verhängnißvollen „deutschen Krieges" zeigte sich die Hansa den veränderten

Zeitverhältnissen nicht gewachsen, obwol es damals keine Macht gab, die nicht um das Bündniß der Hansa geworben hätte. Auf dem letzten Hansatage endlich (1669), welcher nur noch von 9 Bundesgliedern beschickt wurde, nämlich außer den eben genannten vier hansischen Großstädten noch von Köln, Braunschweig, Rostock, Minden und Osnabrück, erfolgte die förmliche Auflösung der Hansa nach einem Bestehen von mehr als vier Jahrhunderten. Nichts blieb als der Name der „Hansastädte", welchen Hamburg, Bremen und Lübeck für ihr 1670 erneuertes Separatbündniß (Danzig war inzwischen von demselben zurückgetreten) als ein theures und unvergeßliches Vermächtniß sich bewahrten.

Dies war der Ausgang des weiland hochmächtigen — und wir dürfen, überschauen wir seine civilisatorische Thätigkeit, wol auch sagen: hochehrwürdigen Hansabundes. Eine Geschichte desselben haben wir innerhalb des uns hier vergönnten Rahmens nicht geben können, sondern nur eine Erinnerung an ihn, die jedoch eine Mahnung sein möge an die ehemals so lebendige Kraft deutschen Bürgerthums und opferfreudigen Bürgermuthes; an jenen Geist, welcher den deutschen Kaufmann lange Zeit hindurch zum Schiedsrichter über Könige und Völker des skandinavischen Nordens machte. Wahrlich, Deutschland bedarf dieses Geistes mehr denn je zu einer Zeit, wo ihm inmitten seiner staatlichen Neubildung von allen Seiten her Gefahren drohen!

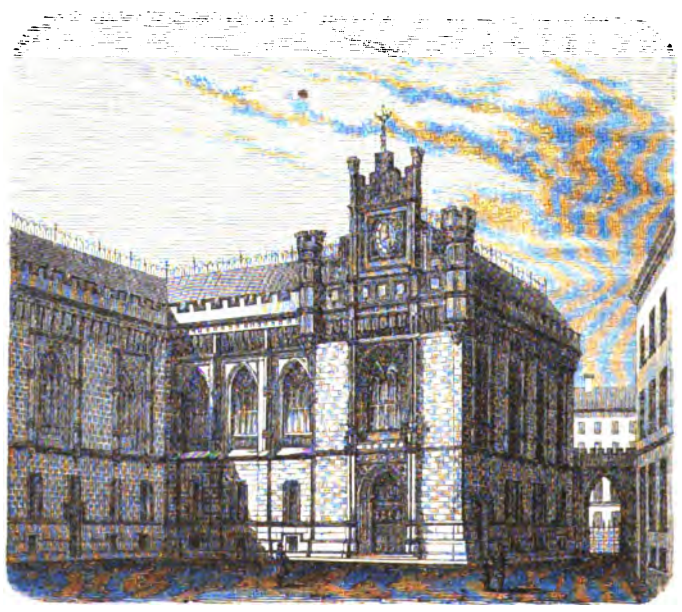
Die in gegenwärtiger Schilderung vorwaltende Anschauungsweise des Charakters und Wirkens Jürgen Wullenweber's weicht wesentlich von derjenigen Fr. C. Schlosser's, eines unserer verdientesten Historiker, ab. Gegenüber einer Autorität, wie die genannte, bedarf solches der Erklärung und Rechtfertigung; diese glauben wir in Folgendem zu liefern. Schlosser, als eifriger Quellenforscher, basirte sein Urtheil über Wullenweber auf dasjenige der mehr oder minder gleichzeitigen Chronikenschreiber. Diese aber sind mit einer einzigen Ausnahme (Hans Regkmann's „Lübeck'sche Chronik", Lübeck 1619) sämmtlich Gegner Wullenweber's; die Einen, weil sie Dänen, die Anderen, weil sie Anhänger der von dem Volksführer bekämpften Partei des Lübischen Rathes waren, die Dritten endlich, weil sie nach den minder geläuterten Rechtsbegriffen jener Zeit das wider Wullenweber beobachtete Verfahren nicht als das erkannten, was es wirklich war: nämlich als einen Justizmord. In neuerer Zeit hat jedoch ein namhafter Historiker für den Verkannten und Geschmähten Partei genommen. In Friedrich v. Raumer's „historischem Taschenbuch", Jahrgang 1835, befindet sich eine trefflich geschriebene Monographie über Wullenweber, die von F. W. Barthold nach handschriftlichen und gedruckten Quellen (im Ganzen 43) sehr gründlich gearbeitet ist. In dieser heißt es auf Seite 192:

„So starb, 44 Jahre alt, den Tod des gemeinsten Verbrechers, Jürgen Wullenweber, der größte und kühnste Staatsmann, den das Abendroth des freien deutschen Bürgerthums hervorgebracht. Das Alterthum würde ihm Bildsäulen zum Ehrengedächtniß errichtet haben." Weiter heißt es auf Seite 194: „Eine kräftige Hansa konnte nur erstehen, wenn die nordischen Reiche niedergehalten wurden und den verbündeten Städten der freie Verkehr auf der Ostsee blieb. Groß und eines hohen Lohnes werth war der Gedanke, für welchen Wullenweber glühte: auf dem freien Bürgerthume und dem freien Bauernstande des Nordens

sowie auf dem Protestantismus die Macht seines Vaterlandes zu erbauen. Die Mittel, mit welchen er seinen Zweck verfolgte, Kraft und Klugheit, hat Völkerrecht und Geschichte immerdar jedem unabhängigen Gemeinwesen gestattet. Aber das Geschick hat wider ihn entschieden; er büßte mit seinem Leben den Fehler, daß er die Mittel, indem er den Werth und die Willensenergie seiner Zeitgenossen lediglich nach sich selbst abmaß, nicht klug genug berechnete."

So der Biograph Wullenweber's.

Fügen wir diesen gewiß aus innigster Ueberzeugung geschöpften Lobesworten noch zwei Bemerkungen hinzu. Wullenweber's Ehrgeiz und Herrschbegier entsprangen sicher nicht aus gemeinen Beweggründen; denn er, der so viele Tausende öffentlichen Gutes unter seinen Händen gehabt, starb ohne Vermögen. Und dann noch: Wer Wullenweber zum Vorwurf machen wollte, daß er sich bei seinen Bestrebungen auf die wankelmüthige Menge stützte und dieser schmeichelte, übersieht, daß dem Lübecker Bürgermeister keine andere Wahl blieb. Von dem Vorstande des Hansabundes mit seinem, doch gewiß nur patriotischen Vorhaben, die frühere großartige Politik dieser Städte-Konföderation zu erneuern, abgewiesen, wohin anders sollte er sich wenden, wenn nicht dahin, wo wenigstens noch die Erinnerung an die alten Tage des Ruhmes und ein, wenn auch nur schwacher Rest der alten hansischen Kraft vorhanden war? — Dies Alles zusammengenommen wird unser Urtheil über Wullenweber wohl rechtfertigen, dagegen dasjenige des auch von uns hochverehrten Schlosser in diesem Falle als zu streng erscheinen lassen.



Das Gildenhaus in Riga.



Sir Thomas Gresham.

Gründung von Börsen und Banken.

Sir Thomas Gresham,

der „Königliche Kaufmann“,

und

Die Gründung der Königlichen Börse in London.

Man hört in unseren Tagen häufig die Rede wiederholen, daß England seine Handelsgröße vornehmlich seiner geographischen Lage verdanke. Diese nur zum Theil richtige Behauptung läßt der thatkräftigen Strebsamkeit des englischen Volkes im Grunde wenig Gerechtigkeit widerfahren. Denn als Amerika und die neue Straße nach Indien aufgefunden war, wodurch der Gesammthandel in unberechenbarer Ausdehnung erst zum wirklichen Welthandel gedieh, war England keineswegs günstiger gestellt als alle diejenigen Länder Europa's, welche die ersten Vortheile aus jenen bedeutungsvollen Entdeckungen zogen.

Aber England schritt mächtig und unaufhaltsam vor, wogegen alle anderen Mitbewerber anfänglich unbemerkbar, dann immer ersichtlicher zurückblieben. Vermöge seiner äußeren Machtstellung überholte das Inselreich leicht die Niederlande und die Hansastädte, während es Frankreich und Spanien durch seine Freiheit im Inneren, in Folge werthvoller, im Laufe von Jahrhunderten erkämpfter Gerechtsame, überflügelte. — Noch unter der Regierung Wilhelm's von Oranien erhob sich die englische Staatskunst fast ausschließlich zur Handels- oder Wirthschafts-Politik. Schon in Holland an gewissenhafte Achtung der Landesinteressen gewöhnt, fühlte jener weise Herrscher sich um so mehr berufen, dem Handel und Gewerbfleiße allen Vorschub zu leisten, je stärkere Anforderungen seine kostspieligen Kriege an des Volkes Säckel stellten, Anforderungen, die so groß wurden, daß er die Bedürfnisse des Staates durch Anleihen zu decken suchte, um neue Auflagen und Steuern zu vermeiden. — Nicht minder sah sich das Haus Hannover darauf angewiesen, den Handel Englands in jeder Richtung zu begünstigen, zumal die Macht des Grundbesitzes sich vorwiegend in den Händen seiner einflußreichen, toryistischen Widersacher befand. In diesem Sinne eröffnete König Georg I. die Parlamentssitzung von 1721 mit den Worten: „In der gegenwärtigen Lage der Dinge würden wir unsere nächste Obliegenheit verkennen, wollten wir unseren Handel vernachlässigen, diesen Grundstein der Macht und des Reichthums unseres Landes. Nichts fördert denselben so sehr, wie die Vermehrung der Ausfuhr unserer Fabrikate und der Einfuhr fremder Rohstoffe. Hierdurch sichern wir uns eine günstige Handelsbilanz, vergrößern unsere Marine und verschaffen unseren Armen Arbeit!"

Wer hört nicht in dieser, von Sir Robert Walpole entworfenen Thronrede das geschäftige Ankommen und Abfahren der ein- und auslaufenden Schiffe, das laute und rastlose Hämmern und Pochen der Fabriken und Manufakturen? Noch wenige Jahrzehnte, und Großbritannien hatte sich zur höchsten Handelsblüte erhoben. Die sinnreichsten Maschinen und Vorkehrungen wurden erdacht, um die Hervorbringung und den Austausch der Waaren zu steigern. Die umfassendste Anwendung des Dampfes vollendete den allgemeinen Aufschwung, vervielfachte die Arbeitskraft bis in's Unendliche. Die Riesenstädte des englischen Gewerbfleißes dehnten sich immer weiter und weiter aus, mit einer fast märchenhaften Schnelligkeit.

Die ersten Keime dieser noch heutigen Tages unübertroffenen Blüte von Handel und Gewerben in England entwickelten sich in dem Jahrhundert der Königin Elisabeth. Schon unter ihrer segensreichen Herrschaft begann England nicht nur im Gebiete des Welthandels, sondern auch in der Herrschaft über die Meere und in der Handelspolitik den ersten Rang unter den Nationen der Erde anzustreben. Von ihrem kleinen, abgelegenen Inselreiche hat sich die britische Nation in staunenswerthem Fortschreiten bis zu einer in allen Meeren und Erdtheilen gebietenden Macht emporgeschwungen. Den Grundstein zu der britischen Größe legte unstreitig die „jungfräuliche Königin" selbst, als sie im Innern ihres Landes die kommerzielle Vormundschaft der Hansa (1598) brach, die englische Industrie von den niederländischen Gewerbs-Interessen frei machte und hierdurch die einheimischen Kaufleute ermuthigte, in immer großartigeren Verhältnissen den Eigenhandel zu betreiben. Nicht minder bedeutsam ist ihre Regie-

rungszeit für die Stellung Englands nach Außen hin. Nach Vernichtung der spanischen „unüberwindlichen“ Armada („Deus afflavit et dissipati sunt“, wie sie auf den Denkmünzen bescheiden erklären ließ) verkündete Elisabeth die Freiheit der Meere und eröffnete hierdurch ihrem Volke eine unermeßliche Laufbahn, indem sie die päpstliche Erbvertheilung hinsichtlich des Besitzerwerbes an überseeischen Kolonien durch Heranziehung eigener Pflanzstaaten zu nichte machte. So gründete sich Englands Macht auf die Tüchtigkeit seines Volkes zur See sowie auf den Welthandel, und die Größe und Wohlfahrt der Nation wuchs fort und fort, gestützt auf den nationalen Gewerbfleiß. Die Stellung Großbritanniens im europäischen Staatensystem ist damit für alle Zukunft bestimmt. Seitdem gedieh England zum Mittelpunkt des Weltverkehrs wie der Welt-Industrie und hat in der That auch drei Jahrhunderte später in seiner Hauptstadt die erste internationale Industrie-Ausstellung, an welcher sich alle civilisirten Völker der Erde betheiligten, in's Leben gerufen. In gleicher Weise wurde ferner die Altstadt von London (City of London) seit Gründung der königlichen Börse durch Sir Thomas Gresham der Mittelpunkt des Geldumlaufes der Welt.

Bank und Börse bilden die beiden Lungenflügel des englischen Handels und Wandels, wie überhaupt der Verkehrsthätigkeit der heutigen Welt. Der belebte Schauplatz, auf dem alle die ganze Erde wunderbar verbindenden Fäden der materiellen Interessen, welche Völker und Reich beherrschen, zusammenlaufen, liegt in der Nachbarschaft der wichtigsten, dem Weltverkehr dienenden Gebäude und Handelspaläste: am Knotenpunkte der Straßen Cheapside und Cornhill, wo zugleich die Lombardstreet, Threadneedlestreet und King-Williamsstreet, mit der Aussicht auf die Neue London-Brücke, zusammentreffen. Hier erheben sich die königliche Börse, die Bank von England und das Mansion-Haus, letzteres die Wohnung des Lord-Mayors (vgl. Abbildung Seite 265), des obersten Beamten von London, der die City nicht wie eine Stadt, sondern selbständig wie ein Königreich verwaltet. Nicht weit davon, in der Leadenhallstreet, gelangte man zum East-India-House, der ehemaligen Residenz jener mächtigen Handels-Gesellschaft, welche von hier aus während zweier Jahrhunderte die ausgedehnten Provinzen des fernen Wunderlandes Ostindien regierte.

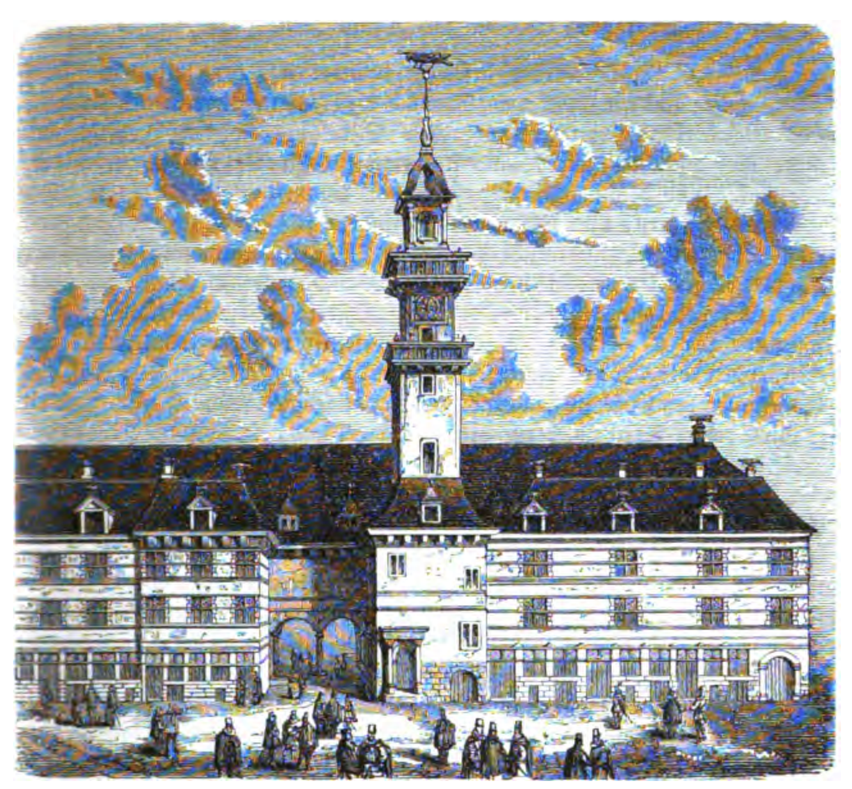
Dort, in dem verkehrsreichsten Theile der englischen Metropole, auf dem klassischen Boden des englischen Bürgerthums, athmet auch die Seele des britischen Welthandels. Nicht nur für Großbritannien, sondern für die gesammte Kulturwelt gilt heutzutage die Londoner Börse als Gradmesser der öffentlichen Meinung, einem Barometer oder Thermometer vergleichbar, alle Schwankungen der Industrie und des Handels, der Landwirthschaft, ja sogar des politischen Lebens, genau und zuverlässig signalisirend. So erscheint in den Augen der kalkulirenden Bewohner des großen Handelsstaates die Börse gleichsam als das Herz der Menschheit. Versammeln sich doch an dieser Stätte, alltäglich zwischen drei und fünf Uhr Nachmittags, die Fürsten und Beherrscher des heutigen Welthandes, um hier ihre Geschäfte nach dem weiten Erdenrund abzuschließen. Millionen Pfund schweben dort täglich auf den Lippen jener Krösusse, welche als Vertreter der englischen Handels- und Geldaristokratie den gewohnten Verkehr mit allen Theilen der Alten und Neuen Welt unterhalten, oder ihm neue Wege eröffnen.

„Wenn ich auf der Börse bin,“ ruft schon im vorigen Jahrhundert Joseph Addison als Lord des Handelsamtes aus, „und sehe all' das bewegte Treiben, so drängt sich mir oft die Frage auf, was wol einer jener alten, dort abgebildeten Könige sagen würde, wenn er aufstünde und mitten in diesen bunten Trubel hineinträte? Wie gewaltig würde er staunen, daß hier auf diesem Platze, einst ein kleiner Flecken seiner ehemaligen Besitzungen, alle Sprachen der Welt durcheinanderschwirren und daß gar Mancher, der zu seiner Zeit höchstens der Vasall irgend eines mächtigen Barons gewesen wäre, jetzt gleich Fürsten um Summen unterhandelt, die größer sind, als sie früher jemals der königliche Schatz barg! Der Handel hat, ohne das britische Gebiet zu erweitern, uns eine Art Nebenreich gegeben; er hat die Fülle des Wohlstandes vermehrt, hat unsere Ländereien unendlich werthvoller gemacht und Gewerbzweige hervorgerufen, die nicht weniger schätzbar als die Ländereien selbst sind.“

Mit solchem stolzen Selbstgefühl sprach der Engländer bereits unter der Königin Anna. Heutzutage haben sich in Folge der gesteigerten Kultur-Verhältnisse die Kapitalien in den Händen Einzelner auf ganz außerordentliche Weise angehäuft, ohne daß gerade jeder Geldmann auch die Lust oder nur die Fähigkeit hätte, sie in Unternehmungen anzulegen, für welchen Zweck die „großen Denker“ unter den Börsenleuten da sind. Nach der Königlichen Börse bewegt sich in den Nachmittagsstunden von drei bis fünf Uhr der gesammte Verkehr der Weltstadt. Diese wunderbare Strömung der Güter- und der Menschenwelt läuft mit dem Flusse parallel und eigenthümlicher Weise dem Zuge der Kultur entgegengesetzt, von Westen nach Osten. Dorthin ziehen durch Fleetstreet, Ludgatehill oder High-Holborne, an der St. Paulskirche vorbei, drei Reihen von Omnibus, Wagen und Menschen, die lautlos ihren Geschäften nacheilen und von denen Keiner den Andern stört; dort gehen, eilen und rennen in einer Stunde wol Funfzig Tausend aneinander vorüber; ja im Ganzen wandeln gewiß täglich mehr als 200,000 Menschen in der Richtung nach der Königlichen Börse. Wol ist der Corso in Rom zur Zeit des Karnevals belebt, nicht minder die Straße Toledo in Neapel; aber alle werden bei Weitem übertroffen von diesem ungeheuren Menschengewühl, in welchem man sich bewegt haben muß, um das Bild „Menschenwogen wie Meereswogen“ vollkommen zu verstehen.

Der Grundstein zur ersten „Königlichen Börse“ (man vergl. nebenstehende Abbildung), deren Gründung und Ausführung wir S. 236 genauer beschreiben, wurde am 17. Juni 1566 gelegt und das Gebäude durch Königin Elisabeth in Person (am 23. Januar 1571) eröffnet. Dieselbe bestand jedoch kaum hundert Jahre und erlag dem großen Feuer, welches im Jahre 1666 einen großen Theil der Weltstadt in Trümmer legte.

Das zweite Gebäude, vom Architekten der Londoner City, Eduard Jarman, erbaut, war, gleich der ersten von Sir Thomas Gresham errichteten Börse, ein viereckiger Bau mit einem Glockenthurm von Holz an der Süd- oder Cornhill-Seite. In dem inneren Säulengang, cloister oder walk genannt, kam man behufs Abschluß der Geschäfte zusammen; in den Läden darüber, pawns (d. i. eigentlich Trödlerbude) genannt, wurden Handschuhe, Bänder und Schnüre, Krausen und Kragen, Brust- und Taschentücher, überhaupt feine Modewaaren verkauft.



Aelteste Börse von London. (Vergl. S. 236.)

Als Verkäuferinnen sah man hier junge, oft durch hohe Schönheit ausgezeichnete Ladenmädchen beschäftigt, welche der Dichter Thomas Heywood zum Gegenstand seines Drama's „Die schönen Börsenmädchen" gewählt hat. Die Standbilder der englischen Könige und Königinnen von Eduard I. bis Georg IV. füllten wie üblich die Nischen aus. Die meisten Statuen waren durch Cajus Gabriel Cibber angefertigt; die Standbilder der beiden ersten Georg's rührten von Rysbraek und das des dritten Georg's von Wilton her. Die Statue von Gresham dagegen war durch Eduard Pierce und jene des Königs Karl II. im Mittelpunkt des inneren Vierecks von Grieling Gibbons ausgeführt. Im Ganzen betrugen die Kosten für den Bau dieser zweiten Börse 58,962 Pfund Sterling. Als auch sie, am 10. Januar 1838, in Flammen aufging, zog man aus den Trümmern nur das Standbild des ersten Erbauers, Sir Thomas Gresham, unbeschädigt hervor.

Die dritte „Königliche Börse" wurde, wieder auf derselben Baustelle, nach dem Bauplan von William Tite aufgeführt. Den Grundstein legte im Januar 1842 unter großem Gepränge Prinz Albert, und eröffnet ward sie am 28. Oktober 1844 von der Königin Victoria in Person. Das Gebäude, welches ein Viereck mit einem im Innern ringsherum laufenden Säulengang (Kolonnade) bildet, ist im großartigen Renaissancestyl mit königlicher Pracht in Sandstein aufgeführt. Besonders reich an Beziehungen ist das Giebelfeld von Westmacott

dem Jüngeren. In der Mitte desselben befindet sich eine weibliche Figur, die Britannia, unter welcher man sich auch die Königin Victoria denken kann, deren Marmorstatue von Lough in der Mitte des inneren Vierecks aufgestellt ist. Vertreter aller Nationen bringen Geschenke und Waaren dar. Sehr sinnig und deutungsreich ist auch das Motto (Psalm 24, 1): „Die Erde ist des Herrn, und Alles, was darinnen ist, der Erdboden und was darauf wohnet.“ Darin spricht sich der englische Unternehmungsgeist, jener Geist friedlicher Eroberung der fernsten Länder unter Beistand der erhabensten Religion, jenes Schaffen der Humanität sowie die Wirksamkeit freier Institutionen aus. — Das Innere der Börse ist von der Säulenhalle umgeben, unter der die von einem deutschen Maler herrührenden Wappen und Flaggen aller mit England handelnden Völker angebracht sind. Die Standbilder des Sir Thomas Gresham, der Königin Elisabeth und des Sir Hugh Myddleton, angefertigt von J. Carew und Watson, schmücken außerdem noch das Gebäude, dessen Ausführung 180,000 £ Sterling kostete. — Die zwei „großen“ Tage an der Börse sind der Dienstag und Freitag. Die Hochflut der Geschäfte dauert von $^1/_2$4 bis nach $^1/_2$5 Uhr Nachmittags. In dem neuesten Börsengebäude befinden sich auch die so berühmten „Lloyd's“, ursprünglich (um 1710) ein bloßes Kaffeehaus (Lloyd's coffeehouse) in Lombardstreet, welches jedoch am 14. Februar 1774 in die nordwestliche Ecke der Königlichen Börse verlegt wurde. Heutzutage versteht man unter „Lloyd's“ diejenigen Räume, wo die als Subscribenten zum Eintritt berechtigten Kaufleute, Schiffseigenthümer oder Rheder die sichersten Schiffsnachrichten, die aus allen Theilen der Welt eintreffen und nach Eingang sogleich angeschlagen werden, einziehen und wo sie Schiffe wie Schiffsladungen versichern können. Da Lloyd das Centrum und der Brennpunkt aller wichtigen kommerziellen und politischen, inländischen wie ausländischen Nachrichten ist, so bestehen seine Mitglieder größtentheils aus dem reichsten Handelsstande des Landes. Der Eingang befindet sich heute an dem östlichen Thore der Börse. Eine weite Treppe führt zu einer schönen Vorhalle, die mit einem Marmorstandbilde des Prinzen Albert von Lough, zur Erinnerung an die Grundsteinlegung, geschmückt ist. An der Wand ist eine Marmorplatte angebracht als Ehrenzeugniß für die „Times“, deren Eigenthümer im öffentlichen Interesse einen gefahrdrohenden Anschlag muthig an's Tageslicht gezogen hat.

Wie ausgedehnt die Beziehungen dieses Weltinstituts sind, läßt sich aus der Zahl seiner Agenten schließen, die in England über 150, in allen anderen Theilen der Welt gegen 300 betragen. Nachrichten von ihnen treffen mit allen Posten, Segel- und Dampfschiffen von überallher ein, täglich Hunderte von Briefen, deren Inhalt sogleich im Auszuge gedruckt, vertheilt und an die Versicherungs-Anstalten versandt wird, die dafür jährlich 200 Pfund zahlen. Der Hauptinhalt aller Tages-Nachrichten wird jeden Abend in „Lloyd's List“ veröffentlicht und in alle Theile des Landes und der Erde versandt. Die Ausgaben des Instituts betragen jährlich über 10,000 £ Sterling. Jedes Mitglied zahlt einen einmaligen Eintrittsbeitrag von 25 £ und einen jährlichen von 4 £ 4 sh. Lloyd ist die erste und zugleich die Musteranstalt für alle ähnlichen Zwecke in anderen Ländern geworden und geblieben.

Dicht neben der Börse findet sich die Bank Englands, die größte Niederlage von baaren Kapitalien und Werthpapieren, nicht allein in England, sondern in der ganzen Welt. Sie besitzt ein Drittel des baaren Geldes, welches in England umläuft. Aufgestapelt liegen unzählige Gold- und Silberbarren in ihren unterirdischen Gewölben, die trotzdem, daß das Gebäude von massivem Sandstein und feuerfest ist, dennoch jeden Augenblick unter Wasser gesetzt werden können. In der Welthandels-Hauptstadt ist die eine Anstalt auf die andere angewiesen, denn beide sind in ihren Interessen eng verbunden; die Börse vermittelt alle Handels-Geschäfte, die Bank hilft sie bis an die Enden der Welt in baarem Gelde oder in Papier ausgleichen. Während die Bank von England erst um 1694 entstand, wurde jene schon geraume Zeit früher, bereits 1566, in's Leben gerufen.



Die Börse von Antwerpen.

Gleichwol ist die Londoner Börse nicht das älteste Institut ihrer Art und ursprünglich erst nach dem Vorbilde einer ähnlichen Anstalt, der Börse von Antwerpen, erbaut. Nach Busch's Angabe soll die erste Börse, jene zu Amsterdam, in einem Hause eingerichtet gewesen sein, über dessen Thüre drei in Stein gehauene Geldbeutel, Bourses, angebracht waren, woher auch der Name „Börse" entstanden sei. Andere Erklärer dagegen wollen das Wort Börse zu dem mittellateinischen Wort bursa, was eine Geldkasse und dann Vereinigung Mehrerer bedeutet, in Beziehung setzen, während man in Flandern den fraglichen Ausdruck von einem Kaufmannshause zu Brügge abgeleitet, welches einst zum Versammlungsort für die Kaufleute diente und von diesen nach dem Namen des Besitzers, van der Beurse, benannt worden sein soll. Wie dem auch sein mag, der Name Börse

ist jetzt fast bei allen größeren handeltreibenden Nationen und zwar zunächst für den Ort, mag es nun ein freier Platz oder ein Gebäude sein, gebräuchlich, an welchem die Handels-Interessenten zu bestimmten Tagesstunden zusammenkommen, um in Waaren oder Geldwerthen mit einander Geschäfte abzuschließen.

Der Besuch dieser Versammlungsorte zu bestimmter Geschäftszeit ist indeß meist nur Leuten, deren Beruf es mit sich bringt, gestattet, während andererseits ein längeres Wegbleiben börsenfähiger Geschäftsmänner im Allgemeinen nicht gerade als ein günstiges Anzeichen für ihre Kreditverhältnisse betrachtet wird. In der Nähe der eigentlichen Börsengebäude größerer Handelsstädte werden von den Interessenten oft noch andere Versammlungspunkte gewählt, wo sie nach Schluß der Börsenzeit die etwa noch nicht beendigten Unterhandlungen fortsetzen oder während der „Schlußzeit", wie an Feiertagen, dringende Geschäfte mit einander verabreden oder abwickeln. Dergleichen Zusammenkunftsorte sind in Paris das Kaffeehaus Tortoni, in Hamburg die bekannte Börsenhalle, in Riga das von uns S. 218 abgebildete Gildenhaus u. s. w. Auch bestehen an den größeren Handelsplätzen für einzelne wichtigere Geschäftszweige besondere Börsen; so giebt es in London außer der großen „Königlichen Börse" für die gewöhnlichen Geschäfte in Waaren und Wechseln noch zwei besondere Fondsbörsen für inländische (Stock-Exchange) und für auswärtige Werthpapiere (Foreign Exchange), ferner eine besondere Börse für Getreide- und eine für Kohlen-Geschäfte. Andere Orte besitzen wieder besondere Börsen für Schifffahrts- und Versicherungs-Angelegenheiten, und in Leipzig hat sogar der Buchhandel ein besonderes Institut dieser Art, die sogenannte „deutsche Buchhändlerbörse", in welcher, hauptsächlich zur Ostermesse jedes Jahres, die Rechnungen der deutschen Buchhändler untereinander, theils von ihnen persönlich, theils unter Vertretung durch ihre Kommissionäre, ausgeglichen werden. Ein ebenfalls mit Börse und Bank zusammenhängendes Institut, und zwar das großartigste in seiner Art, ist das sogenannte „Clearinghouse" zu London, auf welches wir später noch zu sprechen kommen.

Der Börsenverkehr selbst ist allerorts durch besondere Börsen-Ordnungen geregelt und wird meist auch von Staatswegen überwacht. Die Aufsicht über die Börsenmitglieder wie über die Gebäulichkeiten der Börse liegt in den Händen der Börsenvorsteher, in Hamburg „Börsenalte" genannt, welche von der Kaufmannschaft zu diesem Amte gewählt werden. Die laufenden Kanzlei-Geschäfte der Börse werden von „Börsenkommissarien" sowie von „Börsenschließern" besorgt, denen ein Personal von Buchhaltern und Boten zur Seite steht.

Die eigentlichen Geschäfts-Verhandlungen der Börsenmitglieder bestehen zunächst in angebotenen Verkäufen, die entweder privatim oder öffentlich offerirt werden. Letztere Art, la criée genannt, ist namentlich in Paris gebräuchlich, wo in einem besonders abgegrenzten Parket des Börsenraumes eine umgitterte Rotunde, „La corbeille", für die laut ausbietenden Mäkler eingerichtet ist. Der Geschäftsgang gleicht hier einer Auktion, insofern die Gegengebote ebenfalls laut erfolgen. Das höchste Gebot dient zugleich zur Normirung des Courses, nach welchem der Börsenvorstand die offiziellen Börsencourse feststellt.

Die regelmäßigen Besucher der Börse haben meist einen bestimmten „Börsenstand", zu welchem Zwecke in einigen Börsengebäuden der bezügliche Parket-

boden in numerirte Felder getheilt ist. Auch gruppiren sich meist die Börsenbesucher je nach ihren besonderen Geschäftszweigen zusammen, wodurch der Verkehr in den verschiedenen Branchen natürlich sehr erleichtert wird. Die Rothschild, die größten Leute an der „Börse“, haben ihren „Stand“ an einer Säule auf der Südseite des großen Börsensaales zu London.

Seitdem der Telegraph zur Mittheilung der auswärtigen Course benutzt wird, ist die Verbindung der größeren Börsen an den Hauptplätzen unter einander so innig geworden, daß die Notirungen meist nur um sehr geringe Differenzen abweichen. Auch haben die Börsen als Vermittler aller großen Finanz-Operationen für Staats-Bedürfnisse und Privat-Spekulationen in neuerer Zeit überaus an Einfluß gewonnen, und die jeweilige Stimmung hinsichtlich öffentlicher Werthpapiere („ob flau? ob animirt?“) gilt, wenn auch oft mit Ausnahmen, als maßgebend für den jeweiligen Stand des Staatskredits und für die größere oder geringere Sicherheit der politischen Zustände.

Die Börsengeschäfte selbst sind entweder Tagesgeschäfte, d. h. der Umsatz der Waaren erfolgt gegen Geld, Zug um Zug an demselben Tage, oder Zeitgeschäfte, bei welchen die Lieferung der Waare für einen bestimmten Termin ausgemacht wird. Derartige Lieferungsgeschäfte können natürlich durch Cession in zweite, dritte und folgende Hand übergehen. Der gebräuchlichste Termin für die Realisirung der Geschäfte ist zu Mitte oder Ende eines Monates, weshalb um diese Zeit auch in Folge der vielfachen Abwickelungen das Börsengeschäft äußerst lebhaft ist und die Course dann gewöhnlich größeren Schwankungen ausgesetzt sind.

Wie sich in vielen Fällen die Zeit- und Spekulations-Geschäfte als reelle und dann wieder als imaginäre darstellen, was ferner unter Prämiengeschäften, Differenz- und Wandelgeschäften, unter Prolongations- und Nah- oder Nachgeschäften zu verstehen sei, — darüber, sowie über die Wandlungen des Börsenspieles überhaupt, wird der sich dafür Interessirende an anderen Stellen hinreichenden Aufschluß finden.

Sir Thomas Gresham, der Gründer der Royal Exchange oder „Königlichen Börse“, wurde im Jahre 1519 in der Grafschaft Norfolk (nach Anderen in London) geboren, als jüngerer Sohn von Sir Richard Gresham, der schon durch seinen Großvater, James Gresham, einen in der Handelswelt sehr geachteten Namen und großen Reichthum ererbt hatte. Richard Gresham hatte noch drei Brüder, die alle im Handel beschäftigt waren und bei verschiedenen Gelegenheiten dem König Heinrich VIII. mit Anlehen zur Hand gingen. Sie gehörten zu den angesehensten englischen Kaufleuten und unterhielten mit den Niederlanden lebhafte Beziehungen. Richard hatte in London bei John Middleton den Handel [illegible] wurde schon im Jahre 1507 ein Mitglied der Seidenhändler [illegible] Company), einer der reichsten und geachtetsten unter den [illegible] ds.

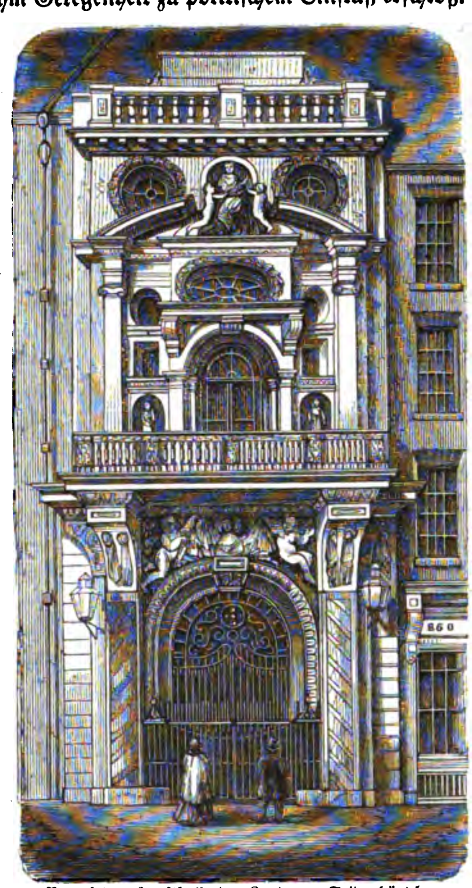
[illegible] ändler, und den Staplers, d. h. den an [illegible] Handelsleuten, verstand man in früheren [illegible] während man Merchants Aventurers [illegible] andeltreibenden nannte, die in größeren,

damals noch überaus gefahrvollen See-Unternehmungen ihren Vortheil suchten. Als jedoch der Handel Englands sich weiter ausdehnte, nahm die Thätigkeit der Händler einen höheren Charakter an. Aus dem ursprünglichen Kleinhändler, den wir mit unserm ehemaligen Handwerker vergleichen können, erwuchs der Großhändler, der Fabrikant. Die Namen Mercer und Merchant wurden im Verlaufe der Zeit beinahe gleichbedeutend.

Die „Mercers-Company“ versammelte sich in ihrer reich dekorirten Halle in Cheapside zwischen der Iron-Monger-Lane und Old Iewery. Diese Handels-Vereinigung nahm auf der Liste der zwölf großen Compagnien London's die erste Stelle ein. Schon seit 1364 galten die Mercers als die bedeutendsten Händler in wollenen Tüchern, deren Verfertigung ungefähr dreißig Jahre früher von König Eduard II. aus Flandern nach England eingeführt worden war. Wiewol sie erst 1393 zu einer Gesellschaft zusammentraten, kann man doch ihr Bestehen als Verein sogar bis zum Jahre 1172 zurückverfolgen. Wollene Tücher bildeten den Haupthandels-Artikel der Mercers bis in die Zeiten der Königin Elisabeth, in deren letzten Regierungsjahren italienische Seidenwaaren, anstatt niederländischer Tücher, in so großer Menge gebraucht wurden, daß die Mercers nun hauptsächlich Seidenhändler wurden. Die Mercers hatten den Vorrang vor sämmtlichen anderen Compagnien; Könige, Fürsten, Adlige und 89 Lord-Mayors zählten sie zu ihren Mitgliedern. Unter diesen nennen wir nur Sir Richard Whittington, den durch seine romantische Katzenliebhaberei bekannter gewordenen dreimaligen Londoner City-Bürgermeister; ja die Königin Elisabeth selbst rühmte sich, eine „Freie Schwester“ der Gesellschaft zu sein. — Die nächstwichtigste Handels-Gesellschaft war die „Gesellschaft der wagenden Kaufleute“ (Company of Merchant-Adventurers), welche sich im Jahre 1385 aus der Gesellschaft der Stapler (Merchants of Staple) bildete. Wiewol sie bereits im Jahre 1296 unter Eduard I. entstanden war, erhielt sie jenen Namen erst unter Heinrich VII., als sie in Antwerpen, dem damaligen Haupt-Stapelplatz des Welthandels, eine Faktorei errichtet hatte. Seitdem widmete auch sie sich namentlich der Herstellung und dem Verkaufe wollener Tücher. Aufgemuntert durch Eduard III., wanderten die in Antwerpen ansässigen Engländer mit ihren Webstühlen nach England. Das Geschäft kam auf heimischer Erde bald in solchen Flor, daß der König zu ihren Gunsten bald die Ausfuhr der englischen Wolle nach den Niederlanden und kurz nachher auch die Einfuhr niederländischer Tücher nach England verbot. Auch alle späteren Könige begünstigten die Gesellschaft. Sie gedieh und wurde immer reicher und mächtiger, zumal sie nur aus einer beschränkten Anzahl von Mitgliedern bestand, zu denen, als eines der einflußreichsten, auch Sir Thomas Gresham zu einer Zeit gehörte, als in den Händen der Merchant-Adventurers so zu sagen das ausschießliche Monopol des englischen Handels lag.

Sir Thomas Gresham's Vater, Richard, war im großen Styl, in eigenen Handels-, in politischen wie in öffentlichen Angelegenheiten, des Sohnes Vorbild. Unterstützt von dem großen Kredit des Vaters, gehoben durch dessen Verdienste und Reichthümer, strebte Thomas auf denselben Bahnen muthig, ehrgeizig und glücklich weiter. Richard Gresham hatte Gelegenheit, während wiederholten Aufenthaltes in Frankreich, zu Calais, und in den Niederlanden,

zu Antwerpen, seinen politischen und kommerziellen Blick zu schärfen. Viel mehr als heute galt zu jener Zeit, als es noch keine Zeitungen gab, derjenige Kaufmann, bei dem öfters, vermöge der unterhaltenen Verbindungen, wichtige politische Neuigkeiten einliefen. Hierdurch kam unser Gresham mit den Ministern König Heinrich's VIII., namentlich mit dem Kardinal Wolsey, in unmittelbaren Verkehr, wodurch sich ihm Gelegenheit zu politischem Einfluß erschloß. Dadurch gewann er in der That nach und nach die Stellung, die heutzutage unter dem Titel eines General-Konsuls bekleidet wird. Er war aber nicht allein politischer Agent mehrerer Fürsten, sondern besorgte auch für Heinrich VIII. mehrere Anleihen, die bisher meistens in den Niederlanden abgeschlossen worden; ja er war der erste der englischen Kaufleute, welcher darauf hinwies, daß Anleihen im Auslande gefährlich und theuer sein und sich eben so leicht in der Altstadt von London für den Dienst des Königs oder der Regierung, mit Umgehung der Flamländer, bewerkstelligen lassen würden. Bis dahin hatten die englischen Könige und Staatsmänner keine Anleihe abschließen können, ohne durch die ausländischen Börsenfürsten genöthigt worden zu sein, Wucherzinsen in der Form erzwungenen Ankaufs von Juwelen oder anderen kostbaren, aber unnöthigen Gegenständen zu zahlen. In Folge seiner immer unentbehrlicher gewordenen Dienstbeflissenheit und Geschäftsklugheit häuften sich nach und nach alle für einen Großbürger nur möglichen öffentlichen Ehren auf sein Haupt. So wurde Richard Gresham 1531 Sheriff von London und von Heinrich VIII. in den Ritterstand erhoben. Im Jahre 1537 wurde er Lord-Mayor von London. Dabei wußte er sich das Vertrauen der wechselnden Minister, sowie die Gunst Heinrich's VIII. selbst, durch kluge Nachgiebigkeit in religiös-kirchlichen Angelegenheiten dauernd zu erhalten, ein bei seinen Brüdern, wie auch bei seinem Sohne, Sir Thomas, sehr hervortretender Charakterzug. Sir Richard benutzte die Vortheile seiner Stellung gelegentlich der Einziehung der geistlichen Güter während der englischen Reformation nicht allein zu



Portal der Zunfthalle der Londoner Seidenhändler.

wohlfeiler Erwerbung großer eigener Besitzungen, namentlich in seiner heimischen Grafschaft Norfolk, sondern auch zur Umwandlung geistlicher Anstalten in Wohlthätigkeits-Institute. Er hielt kluger Weise die Verwendung eines Theiles seines Vermögens zum Ankauf von Landgütern, wie es heutzutage die Rothschild und alle große Bankherren zu thun pflegen, für die auf alle Fälle sicherste Kapital-Anlage. Auch ging er seinem Sohne noch mit einem anderen Vorschlage voran, dessen Ausführung er aber für spätere Zeit, wegen der noch nicht hinreichend günstigen Zeitverhältnisse, jenem selbst überlassen mußte. Durch den Lord-Siegelbewahrer Sir Thomas Audley unterbreitete er nämlich dem Könige den Vorschlag, es möge an einem passenden Platze in der Lombardstraße, wo die während der Börsenzeit unter freiem Himmel verhandelnden Kaufleute jeder Witterung ausgesetzt waren, eine Börse nach dem Vorbilde der in Antwerpen errichteten erbaut werden. „Ein solches Gebäude würde“, wie er sich ausdrückt, „der Altstadt zur Zierde und dem Könige zur Ehre gereichen.“ Auch erwarb sich Sir Richard kurz vor seinem Tode im Jahre 1548 noch das Verdienst, für die Mercers-Company den St. Thomasplatz in Cheapside zu gewinnen, wo dieselbe die dort stehende Mercers-Kapelle erbaute.

Sir Richard hatte beschlossen, seinen Sohn Thomas dem Großhandel zu widmen, ihm aber vorher den in England schwer wiegenden Vortheil einer „liberalen“, oder, wie wir sagen, einer „klassischen“ Erziehung auf einer der zwei Universitäten zu Theil werden zu lassen. Wahrscheinlich besuchte Thomas erst Cambridge, bevor er eine achtjährige Lehrlingszeit bei seinem ebenfalls in den Ritterstand erhobenen Oheim, Sir John, bestand, der, als einer der einflußreichsten „wagenden Kaufleute“, hauptsächlich nach der Levante Großhandel trieb.

Im Jahre 1543 sehen wir Thomas in den Niederlanden, als Kaufmann sowie als Agent, für Heinrich VIII. thätig. Im folgenden Jahre verheirathete er sich mit der reichen Witwe des William Read Esq., einer Tochter des William Ferneley in Suffolk, welche zwei Söhne mit in die Ehe brachte. Dadurch ward Sir Thomas mit der Familie Bacon verwandt, denn seiner Gattin jüngere Schwester war die Gemahlin des Sir Rowland Bacon, des Vaters des großen Lord Francis Bacon von Verulam. Wiewol Thomas dieser Ehe einen Sohn verdankte, so fesselte ihn dieselbe doch nicht an's Haus. Sein Hauptquartier blieb vielmehr Antwerpen, damals der Mittelpunkt des Welthandels und des europäischen Geldmarktes. Weiterhin hielt er sich öfter zu Brügge auf, nicht allein in eigenen Geschäften, sondern auch, gleichsam in erblicher Weise wie sein Vater, für die Regierung thätig. Im April 1551 erscheint er als Rathgeber der Krone, die durch den unfähigen Lord Somerset und durch den seitherigen trägen Geldagenten Sir William Dansell tief in Schulden gerathen war. Mit verschiedenen anderen Kaufleuten nach London berufen, um seinen Rath abzugeben, ward er in Folge dessen an der Stelle Dansell's zum Agenten der Regierung ernannt. Gresham siedelte nun mit seiner Familie nach Antwerpen über und nahm seine Wohnung in dem Hause seines reichen Freundes, des Handelsherrn Caspar Schatz, des ältesten dreier reicher und berühmter Brüder, deren Familien-Motto auf einer Medaille „Concordia res parvae crescunt (durch Einigung werden kleine Dinge groß)“ lautete. Caspar Schatz war damals einer der ersten Kaufleute der Welt, Hauptagent

(Faktor) des Kaisers Karl V. und General-Schatzmeister der Niederlande. Er war ein Kenner und Sammler von Münzen, ja sogar ein Dichter, und sein Haus galt mit Recht für eine Stätte der Kunst und Wissenschaft: es war der Sammelplatz der Vornehmen und der vorzüglichsten Gesellschaft. Dort fand Thomas neue Anregung für seine Liebe zu den Wissenschaften, die er in seinem späteren Leben so freigebig und glänzend kundgab. Während der zwei ersten Jahre im Dienste des jungen Eduard VI. eilte er vierzig Mal, auf eine kurze Anzeige hin, von Antwerpen nach dem Hofe von Westminster, der damals und auch später noch in Geldangelegenheiten von den reichen Niederländern abhängig war. Gresham und seine Zeit theilten aber die falsche Ansicht, daß jegliche Geldausfuhr aus irgend welchem Lande nachtheilig sei. Kein Wunder, wenn die Niederlande ebenfalls dies durch Straf-Androhungen zu verhindern suchten. Man konnte sich noch nicht von der Wahrheit überzeugen, die bald nachher Lord Bacon von Verulam nachdrücklich verkündete, daß Geldeswerth in gesuchten Waaren so gut sei als Geld selbst, oder wie Bacon sagte: „Geld muß wie Mist ausgebreitet werden, und ist werthlos, wenn es, wie jener, müßig in Haufen liegt." Um den ewigen Geldverlegenheiten mit ihrem Gefolge von Wucherzinsen ein Ende zu machen, schlug Gresham der englischen Regierung zwei Maßregeln vor, von denen die erste nur wenige Monate, die andere während längerer Zeit ausgeführt wurde. Die englische Regierung sollte ihm nämlich wöchentlich durch eine vertraute Person 1200 bis 1300 Pfund auszahlen lassen, dafür wollte er täglich 200 bis 300 Pfund auf der Börse aufnehmen, wodurch jeder Verdacht von Geld-Aufnahmen englischer Seits abgeschnitten würde. Hierdurch gelang es dem thätigen Manne nach und nach, an der Börse von Antwerpen den Werth des englischen Pfundes, der bis dahin nur zu 16 Schillingen angenommen worden, auf 19 Schillinge 8 Pence, nach drei Jahren sogar auf 22 Schillinge in die Höhe zu treiben. — Die zweite Maßregel bestand in dem Ausfuhr-Verbot und in der Monopolisirung des englischen Bleies, wodurch die heimische Regierung auf dem niederländischen Markt das Monopol des Bleiverkaufs gewann und für den Kontinent geraume Zeit lang den Preis dieses gesuchten Metalles bestimmte, ein Ergebniß, das freilich dem englischen Privathandel schweren Schaden zufügte. Auch nahm Gresham, in Verbindung mit Schatz, den Verkauf englischer Glocken, natürlich im Großen, in die Hand; ja der in solchen Dingen nicht skrupulöse Handelsherr betrieb, um seiner Regierung zu gefallen, politische Spionage, indem er den Briefwechsel hoher Personen, namentlich den zwischen dem französischen Hofe und den schottischen Ministern der unglücklichen Maria Stuart, heimlich abfangen ließ und selbst den Gesandten Karl's V. wegen einer neuen Familien-Verbindung zwischen England und Spanien auszuforschen sich bemühte. Das Geschenk eines Paares „langer seidener, spanischer Strümpfe" an Eduard VI., dessen Vater nur „wollene oder solche von ellenbreitem Taffet" getragen, wurde hoch aufgenommen und verschaffte ihm noch kurz vor dem Tode des jungen Königs Gelegenheit zu wohlfeilem Landgüter-Kauf vom früheren Klostergut in seiner heimischen Grafschaft Norfolk. — Die nun folgende Regierung der Königin Maria, die unter dieser versuchte blutige Wiederherstellung des Katholizismus in England, sowie nachher der Wechsel in Staat und Kirche in Folge von Elisabeth's

Thronbesteigung, ließ immer nur auf die kurze Zeit von wenigen Wochen Gresham's Stellung der jeweiligen Regierung gegenüber unsicher. Dieselbe befestigte sich jedoch sehr bald wieder, da er der traditionellen Klugheit der Gresham gemäß stets mit allen Winden geschickt zu steuern wußte. Auch für die Dienste, welche er offen und in's Geheim der Königin Maria von England leistete, wußte sich Thomas Gresham reichlich zu entschädigen. Seine Dienstleistungen bestanden in fortwährenden Lieferungen von Gold- und Silber-Barren, von Schießpulver, Waffen und Armee-Requisiten, sowie in einer erweiterten Organisation der politischen Auskundschaftung, jenes Systems, das er unter Eduard VI. eingerichtet hatte und unter der Königin Elisabeth in ganz großartigem Maßstabe durch bezahlte Agenten über halb Europa auszubreiten bedacht war. Nicht minder wußte sich Gresham in Betreff der Ausfuhr von Gold- und Silberbarren, sowie des baaren Geldes, welches, wie in England, damals auch in den Niederlanden und in Spanien verboten war, zu helfen. Er ließ zu diesem Endzwecke zu Antwerpen in eigens dafür eingerichteten Oefen Münzen zusammenschmelzen, ein zu jener Zeit höchst strafbares Vergehen. Weshalb sollte indessen der „Königliche Kaufmann" größere Bedenken hegen, als der Fürst des betroffenen Landes? Unterstützte ihn doch heimlich der jesuitisch gesinnte Gemahl der Maria, König Philipp II. von Spanien und Herr der Niederlande, indem er die Ausfuhr geschehen ließ, in der Hoffnung, seiner Gemahlin ein Mittel mehr in die Hand spielen zu können, um den Protestantismus in England auszurotten. So fiel es Gresham leicht, die niederländischen Zollbeamten in sein Interesse zu ziehen und zu bestechen, so daß sie es ihm möglich machten, in seinen Waarenballen, Kisten und Fässern das baare Geld aus dem Lande hinauszuschmuggeln. In gleicher Absicht begab sich der „Königliche Kaufmann" nach Sevilla in Spanien, wo seine rücksichtslose Thätigkeit die Zahlungs-Einstellung des dortigen, mit ihm in Geschäfts-Verbindung stehenden, angesehensten Hauses hervorrief und beinahe die aller übrigen Handelshäuser nach sich gezogen hätte. Nebenbei fand der unermüdliche Mann noch Zeit, der nach ihrem Gatten vergeblich schmachtenden „blutigen Maria" überaus befriedigende Nachrichten von dessen „guter Gesundheit und wunderbar gutem Aussehen" in so höfischer Weise zukommen zu lassen, daß er mit der Königin in einen nicht allein unmittelbaren, sehr vertraulichen Briefwechsel gerieth, sondern ihr auch während seines öfteren, zeitweisen Aufenthaltes in London glänzende Geschenke darbringen und sich selbst durch wohlfeilen Ankauf früherer geistlicher Güter entschädigen durfte.

Mit einem Worte, Gresham war ein vollendeter Diplomat, aber in der weniger auffallenden Hülle eines spekulativen Kaufmanns; ganz der Mann, sich nach dem Ableben seiner Gönnerin eben so rasch wie geschickt der protestantischen Regierung der großen Elisabeth anzuschmiegen und auch die siegreiche eigne Glaubensrichtung wiederum zu seinem Vortheile auszubeuten. Im November 1556, nachdem ihm kurz zuvor der alte Lord-Schatzmeister, Marquis von Winchester, vielleicht aus Neid über seine Beziehungen oder aus Bosheit, entschieden entgegengetreten, war Gresham der Erste, welcher seine Dienste auch der „jungfräulichen" Königin zu Hatfield offerirte, von wo sie ihren Triumphzug nach London zur Thronbesteigung antrat. Da ihr oberster Staats-Sekretär, der berühmte William Cecil, sein alter Freund war, so begann für Gresham unter sehr gün-

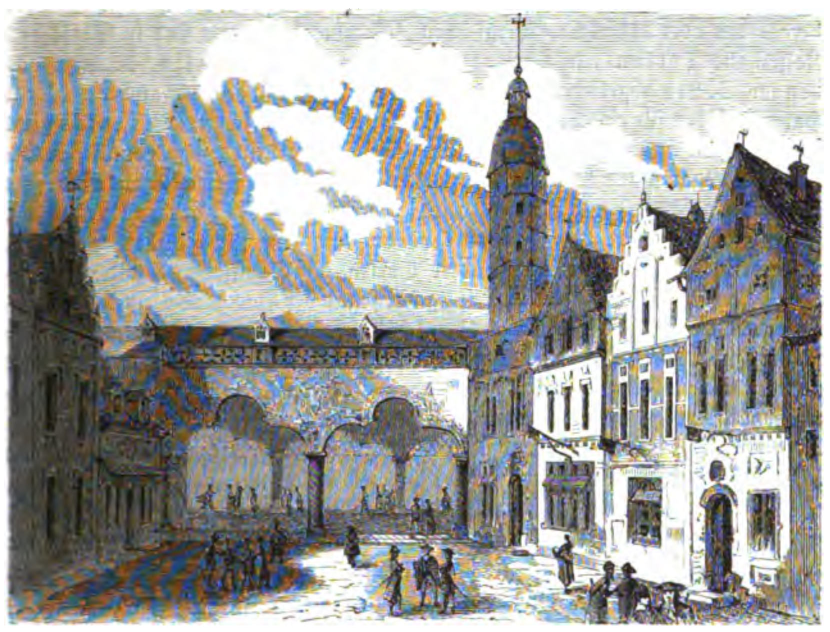
stigen Vorzeichen eine neue Phase seiner handelspolitischen und diplomatischen Laufbahn. Die Königin versprach, ihm immer freundlich zugethan zu bleiben, wie früher ihr Bruder Eduard VI. und ihre katholische Schwester Maria. Diese königlichen Versprechen „verjüngten ihn wieder.“ Da der Staatsschatz leer war, so gab es in Antwerpen sogleich vollauf zu thun. Gleich nach Beginn der Regierung der „jungfräulichen Königin“ rieth er derselben, den Münzen, die Heinrich VIII. verschlechtert hatte, wieder ihre volle Reinheit zu geben und dadurch den Landes-Kredit wieder herzustellen. Außerdem drang er in Elisabeth — und sie befolgte seinen Rath — so wenig als möglich Schulden auswärts zu machen; ferner rieth er ihr, alle in Bezug auf Geld und Anlehen gemachten Versprechungen mit kaufmännisch-skrupulöser Gewissenhaftigkeit aufrecht zu halten, hauptsächlich aber den Kaufleuten ihres eigenen Landes gegenüber, die ihr dann unter allen Umständen in jeder Noth gewiß beistehen würden. Weiterhin veranlaßte er den Staatssekretär William Cecil zu der klugen Maßregel, die englischen Handelsschiffe nach voll eingenommener Ladung so lange gewaltsam vom Auslaufen nach Antwerpen zurückzuhalten, bis die Kaufleute dem königlichen Willen gefügig geworden und die Wechselcourse mittlerweile wieder zu Gunsten des englischen Kredits gestiegen waren. Diese Maßregel machte ihn indessen bei den Großhändlern in London und Antwerpen sehr mißliebig. Auch als politischer Berichterstatter blieb er thätig und kündigte der Königin die baldige Erhebung der protestantischen Niederlande gegen Philipp II. von Spanien im Voraus an, wie er ihr auch später versichern konnte, sie würde in den Niederlanden bald mehr Anhänger haben als der König selbst. Elisabeth erkannte schon im Jahre 1560 die Verdienste ihres thätigen Agenten durch seine Ernennung zum Gesandten oder zeitweiligen Geschäftsträger am Hofe der Herzogin Margaretha von Parma an, welche der Stiefbruder derselben, König Philipp II., zur Regentin in den Niederlanden eingesetzt hatte. Mit jenem Amte war zugleich die Erhebung des englischen Großhändlers in den Ritterstand verknüpft. Doch blieb Sir Thomas sowol Handelsherr wie „wagender Kaufmann“, nicht minder hielt er auch sein Wechselhaus in Lombardstreet offen. Er suchte nach wie vor durch Geschenke das Wohlwollen der leitenden Staatsmänner und die Gunst der Königin sich warm zu erhalten. So ließ er im Auftrag Lord Robert Dudley's, des späteren Grafen Leicester, jüngstem Sohne des früher ihm schon gewogenen Protektors, Herzogs von Northumberland, ausdrücklich einen kleinen Zelter groß ziehen, der für die Königin Elisabeth bestimmt war, wie für Ihre Majestät selbst ein türkisches Pferd, „das beste in der ganzen Christenheit, welches am schnellsten läuft.“ Dem verdienstvollen Staatssekretär William Cecil sandte er als Geschenk, oder wenn man will als Bestechung, hundert in Deutschland verfertigte Hemden und einen warmen Mantel aus Wolfsfellen. Derselbe erhielt bald Gelegenheit, Gresham dafür einen Liebesdienst zu erweisen, als es galt, diesen auf seine flehentlichen Bitten aus einer großen Verlegenheit zu ziehen, nachdem der alte Schatzmeister Marquis von Winchester den königlichen Agenten wegen Herausgabe von 40,000 Pfund Sterling öffentlicher Gelder bedrängte.

Auf einer seiner Reisen (1561) in Staats-Geschäften nach Flandern brach Sir Thomas das eine Bein und blieb von nun an lahm. Im August desselben

dem Jüngeren. In der Mitte desselben befindet sich eine weibliche Figur, die Britannia, unter welcher man sich auch die Königin Victoria denken kann, deren Marmorstatue von Lough in der Mitte des inneren Vierecks aufgestellt ist. Vertreter aller Nationen bringen Geschenke und Waaren dar. Sehr sinnig und deutungsreich ist auch das Motto (Psalm 24, 1): „Die Erde ist des Herrn, und Alles, was darinnen ist, der Erdboden und was darauf wohnet." Darin spricht sich der englische Unternehmungsgeist, jener Geist friedlicher Eroberung der fernsten Länder unter Beistand der erhabensten Religion, jenes Schaffen der Humanität sowie die Wirksamkeit freier Institutionen aus. — Das Innere der Börse ist von der Säulenhalle umgeben, unter der die von einem deutschen Maler herrührenden Wappen und Flaggen aller mit England handelnden Völker angebracht sind. Die Standbilder des Sir Thomas Gresham, der Königin Elisabeth und des Sir Hugh Myddleton, angefertigt von J. Carew und Watson, schmücken außerdem noch das Gebäude, dessen Ausführung 180,000 £ Sterling kostete. — Die zwei „großen" Tage an der Börse sind der Dienstag und Freitag. Die Hochflut der Geschäfte dauert von ½4 bis nach ½5 Uhr Nachmittags. In dem neuesten Börsengebäude befinden sich auch die so berühmten „Lloyd's", ursprünglich (um 1710) ein bloßes Kaffeehaus (Lloyd's coffeehouse) in Lombardstreet, welches jedoch am 14. Februar 1774 in die nordwestliche Ecke der Königlichen Börse verlegt wurde. Heutzutage versteht man unter „Lloyd's" diejenigen Räume, wo die als Subscribenten zum Eintritt berechtigten Kaufleute, Schiffseigenthümer oder Rheder die sichersten Schiffsnachrichten, die aus allen Theilen der Welt eintreffen und nach Eingang sogleich angeschlagen werden, einziehen und wo sie Schiffe wie Schiffsladungen versichern können. Da Lloyd das Centrum und der Brennpunkt aller wichtigen kommerziellen und politischen, inländischen wie ausländischen Nachrichten ist, so bestehen seine Mitglieder größtentheils aus dem reichsten Handelsstande des Landes. Der Eingang befindet sich heute an dem östlichen Thore der Börse. Eine weite Treppe führt zu einer schönen Vorhalle, die mit einem Marmorstandbilde des Prinzen Albert von Lough, zur Erinnerung an die Grundsteinlegung, geschmückt ist. An der Wand ist eine Marmorplatte angebracht als Ehrenzeugniß für die „Times", deren Eigenthümer im öffentlichen Interesse einen gefahrdrohenden Anschlag muthig an's Tageslicht gezogen hat.

Wie ausgedehnt die Beziehungen dieses Weltinstituts sind, läßt sich aus der Zahl seiner Agenten schließen, die in England über 150, in allen anderen Theilen der Welt gegen 300 betragen. Nachrichten von ihnen treffen mit allen Posten, Segel- und Dampfschiffen von überallher ein, täglich Hunderte von Briefen, deren Inhalt sogleich im Auszuge gedruckt, vertheilt und an die Versicherungs-Anstalten versandt wird, die dafür jährlich 200 Pfund zahlen. Der Hauptinhalt aller Tages-Nachrichten wird jeden Abend in „Lloyd's List" veröffentlicht und in alle Theile des Landes und der Erde versandt. Die Ausgaben des Instituts betragen jährlich über 10,000 £ Sterling. Jedes Mitglied zahlt einen einmaligen Eintrittsbeitrag von 25 £ und einen jährlichen von 4 £ 4 sh. Lloyd ist die erste und zugleich die Musteranstalt für alle ähnlichen Zwecke in anderen Ländern geworden und geblieben.

Dicht neben der Börse findet sich die **Bank** Englands, die größte Niederlage von baaren Kapitalien und Werthpapieren, nicht allein in England, sondern in der ganzen Welt. Sie besitzt ein Drittel des baaren Geldes, welches in England umläuft. Aufgestapelt liegen unzählige Gold- und Silberbarren in ihren unterirdischen Gewölben, die trotzdem, daß das Gebäude von massivem Sandstein und feuerfest ist, dennoch jeden Augenblick unter Wasser gesetzt werden können. In der Welthandels-Hauptstadt ist die eine Anstalt auf die andere angewiesen, denn beide sind in ihren Interessen eng verbunden; die Börse vermittelt alle Handels-Geschäfte, die Bank hilft sie bis an die Enden der Welt in baarem Gelde oder in Papier ausgleichen. Während die Bank von England erst um 1694 entstand, wurde jene schon geraume Zeit früher, bereits 1566, in's Leben gerufen.



Die Börse von Antwerpen.

Gleichwol ist die Londoner Börse nicht das älteste Institut ihrer Art und ursprünglich erst nach dem Vorbilde einer ähnlichen Anstalt, **der Börse von Antwerpen**, erbaut. Nach Busch's Angabe soll die **erste** Börse, jene zu **Amsterdam**, in einem Hause eingerichtet gewesen sein, über dessen Thüre drei in Stein gehauene Geldbeutel, Bourses, angebracht waren, woher auch der Name „Börse“ entstanden sei. Andere Erklärer dagegen wollen das Wort Börse zu dem mittellateinischen Wort bursa, was eine Geldkasse und dann Vereinigung Mehrerer bedeutet, in Beziehung setzen, während man in Flandern den fraglichen Ausdruck von einem Kaufmannshause zu Brügge abgeleitet, welches einst zum Versammlungsort für die Kaufleute diente und von diesen nach dem Namen des Besitzers, **van der Beurse**, benannt worden sein soll. Wie dem auch sein mag, der Name **Börse**

ist jetzt fast bei allen größeren handeltreibenden Nationen und zwar zunächst für den Ort, mag es nun ein freier Platz oder ein Gebäude sein, gebräuchlich, an welchem die Handels-Interessenten zu bestimmten Tagesstunden zusammenkommen, um in Waaren oder Geldwerthen mit einander Geschäfte abzuschließen.

Der Besuch dieser Versammlungsorte zu bestimmter Geschäftszeit ist indeß meist nur Leuten, deren Beruf es mit sich bringt, gestattet, während andererseits ein längeres Wegbleiben börsenfähiger Geschäftsmänner im Allgemeinen nicht gerade als ein günstiges Anzeichen für ihre Kreditverhältnisse betrachtet wird. In der Nähe der eigentlichen Börsengebäude größerer Handelsstädte werden von den Interessenten oft noch andere Versammlungspunkte gewählt, wo sie nach Schluß der Börsenzeit die etwa noch nicht beendigten Unterhandlungen fortsetzen oder während der „Schlußzeit", wie an Feiertagen, dringende Geschäfte mit einander verabreden oder abwickeln. Dergleichen Zusammenkunftsorte sind in Paris das Kaffeehaus Tortoni, in Hamburg die bekannte Börsenhalle, in Riga das von uns S. 218 abgebildete Gildenhaus u. s. w. Auch bestehen an den größeren Handelsplätzen für einzelne wichtigere Geschäftszweige besondere Börsen; so giebt es in London außer der großen „Königlichen Börse" für die gewöhnlichen Geschäfte in Waaren und Wechseln noch zwei besondere Fondsbörsen für inländische (Stock-Exchange) und für auswärtige Werthpapiere (Foreign Exchange), ferner eine besondere Börse für Getreide- und eine für Kohlen-Geschäfte. Andere Orte besitzen wieder besondere Börsen für Schifffahrts- und Versicherungs-Angelegenheiten, und in Leipzig hat sogar der Buchhandel ein besonderes Institut dieser Art, die sogenannte „deutsche Buchhändlerbörse", in welcher, hauptsächlich zur Ostermesse jedes Jahres, die Rechnungen der deutschen Buchhändler untereinander, theils von ihnen persönlich, theils unter Vertretung durch ihre Kommissionäre, ausgeglichen werden. Ein ebenfalls mit Börse und Bank zusammenhängendes Institut, und zwar das großartigste in seiner Art, ist das sogenannte „Clearinghouse" zu London, auf welches wir später noch zu sprechen kommen.

Der Börsenverkehr selbst ist allerorts durch besondere Börsen-Ordnungen geregelt und wird meist auch von Staatswegen überwacht. Die Aufsicht über die Börsenmitglieder wie über die Gebäulichkeiten der Börse liegt in den Händen der Börsenvorsteher, in Hamburg „Börsenalte" genannt, welche von der Kaufmannschaft zu diesem Amte gewählt werden. Die laufenden Kanzlei-Geschäfte der Börse werden von „Börsenkommissarien" sowie von „Börsenschließern" besorgt, denen ein Personal von Buchhaltern und Boten zur Seite steht.

Die eigentlichen Geschäfts-Verhandlungen der Börsenmitglieder bestehen zunächst in angebotenen Verkäufen, die entweder privatim oder öffentlich offerirt werden. Letztere Art, la criée genannt, ist namentlich in Paris gebräuchlich, wo in einem besonders abgegrenzten Parket des Börsenraumes eine umgitterte Rotunde, „La corbeille", für die laut ausbietenden Mäkler eingerichtet ist. Der Geschäftsgang gleicht hier einer Auktion, insofern die Gegengebote ebenfalls laut erfolgen. Das höchste Gebot dient zugleich zur Normirung des Courses, nach welchem der Börsenvorstand die offiziellen Börsencourse feststellt.

Die regelmäßigen Besucher der Börse haben meist einen bestimmten „Börsenstand", zu welchem Zwecke in einigen Börsengebäuden der bezügliche Parket-

boden in numerirte Felder getheilt ist. Auch gruppiren sich meist die Börsenbesucher je nach ihren besonderen Geschäftszweigen zusammen, wodurch der Verkehr in den verschiedenen Branchen natürlich sehr erleichtert wird. Die Rothschild, die größten Leute an der „Börse“, haben ihren „Stand“ an einer Säule auf der Südseite des großen Börsensaales zu London.

Seitdem der Telegraph zur Mittheilung der auswärtigen Course benutzt wird, ist die Verbindung der größeren Börsen an den Hauptplätzen unter einander so innig geworden, daß die Notirungen meist nur um sehr geringe Differenzen abweichen. Auch haben die Börsen als Vermittler aller großen Finanz-Operationen für Staats-Bedürfnisse und Privat-Spekulationen in neuerer Zeit überaus an Einfluß gewonnen, und die jeweilige Stimmung hinsichtlich öffentlicher Werthpapiere („ob flau? ob animirt?“) gilt, wenn auch oft mit Ausnahmen, als maßgebend für den jeweiligen Stand des Staatskredits und für die größere oder geringere Sicherheit der politischen Zustände.

Die Börsengeschäfte selbst sind entweder Tagesgeschäfte, d. h. der Umsatz der Waaren erfolgt gegen Geld, Zug um Zug an demselben Tage, oder Zeitgeschäfte, bei welchen die Lieferung der Waare für einen bestimmten Termin ausgemacht wird. Derartige Lieferungsgeschäfte können natürlich durch Cession in zweite, dritte und folgende Hand übergehen. Der gebräuchlichste Termin für die Realisirung der Geschäfte ist zu Mitte oder Ende eines Monates, weshalb um diese Zeit auch in Folge der vielfachen Abwickelungen das Börsengeschäft äußerst lebhaft ist und die Course dann gewöhnlich größeren Schwankungen ausgesetzt sind.

Wie sich in vielen Fällen die Zeit- und Spekulations-Geschäfte als reelle und dann wieder als imaginäre darstellen, was ferner unter Prämiengeschäften, Differenz- und Wandelgeschäften, unter Prolongations- und Nah- oder Nachgeschäften zu verstehen sei, — darüber, sowie über die Wandlungen des Börsenspieles überhaupt, wird der sich dafür Interessirende an anderen Stellen hinreichenden Aufschluß finden.

Sir Thomas Gresham, der Gründer der Royal Exchange oder „Königlichen Börse“, wurde im Jahre 1519 in der Grafschaft Norfolk (nach Anderen in London) geboren, als jüngerer Sohn von Sir Richard Gresham, der schon durch seinen Großvater, James Gresham, einen in der Handelswelt sehr geachteten Namen und großen Reichthum ererbt hatte. Richard Gresham hatte noch drei Brüder, die alle im Handel beschäftigt waren und bei verschiedenen Gelegenheiten dem König Heinrich VIII. mit Anlehen zur Hand gingen. Sie gehörten zu den angesehensten englischen Kaufleuten und unterhielten mit den Niederlanden lebhafte Beziehungen. Richard hatte in London bei John Middleton den Handel erlernt und wurde schon im Jahre 1507 ein Mitglied der Seidenhändler-Innung (Mercers Company), einer der reichsten und geachtetsten unter den alten Handelsgesellschaften Englands.

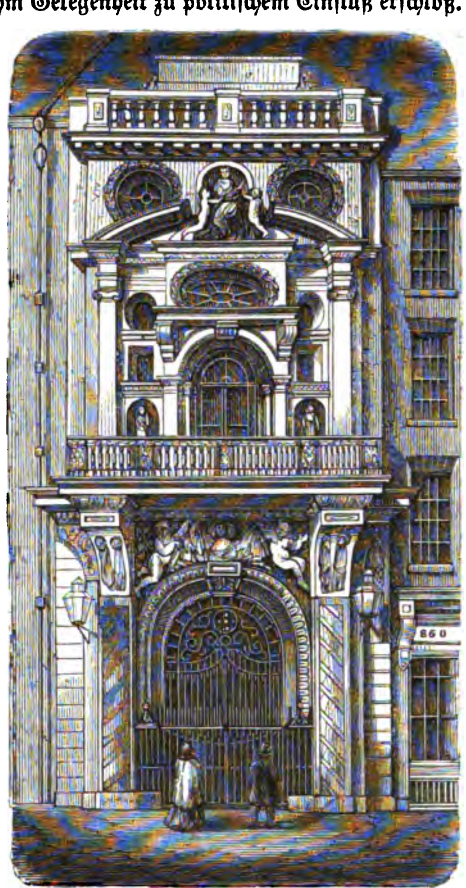
Unter Mercer, eigentlich Seidenhändler, und den Staplers, d. h. den an einem bestimmten Orte dauernd thätigen Handelsleuten, verstand man in früheren Zeiten die Verkäufer von Kleinwaaren; während man Merchants Aventurers oder „wagende Kaufleute“ diejenigen Handeltreibenden nannte, die in größerer,

damals noch überaus gefahrvollen See-Unternehmungen ihren Vortheil suchten. Als jedoch der Handel Englands sich weiter ausdehnte, nahm die Thätigkeit der Händler einen höheren Charakter an. Aus dem ursprünglichen Kleinhändler, den wir mit unserm ehemaligen Handwerker vergleichen können, erwuchs der Großhändler, der Fabrikant. Die Namen Mercer und Merchant wurden im Verlaufe der Zeit beinahe gleichbedeutend.

Die „Mercers-Company“ versammelte sich in ihrer reich dekorirten Halle in Cheapside zwischen der Iron-Monger-Lane und Old Iewery. Diese Handels-Vereinigung nahm auf der Liste der zwölf großen Compagnien London's die erste Stelle ein. Schon seit 1364 galten die Mercers als die bedeutendsten Händler in wollenen Tüchern, deren Verfertigung ungefähr dreißig Jahre früher von König Eduard II. aus Flandern nach England eingeführt worden war. Wiewol sie erst 1393 zu einer Gesellschaft zusammentraten, kann man doch ihr Bestehen als Verein sogar bis zum Jahre 1172 zurückverfolgen. Wollene Tücher bildeten den Haupthandels-Artikel der Mercers bis in die Zeiten der Königin Elisabeth, in deren letzten Regierungsjahren italienische Seidenwaaren, anstatt niederländischer Tücher, in so großer Menge gebraucht wurden, daß die Mercers nun hauptsächlich Seidenhändler wurden. Die Mercers hatten den Vorrang vor sämmtlichen anderen Compagnien; Könige, Fürsten, Adlige und 89 Lord-Mayors zählten sie zu ihren Mitgliedern. Unter diesen nennen wir nur Sir Richard Whittington, den durch seine romantische Katzenliebhaberei bekannter gewordenen dreimaligen Londoner City-Bürgermeister; ja die Königin Elisabeth selbst rühmte sich, eine „Freie Schwester“ der Gesellschaft zu sein. — Die nächstwichtigste Handels-Gesellschaft war die „Gesellschaft der wagenden Kaufleute“ (Company of Merchant-Adventurers), welche sich im Jahre 1385 aus der Gesellschaft der Stapler (Merchants of Staple) bildete. Wiewol sie bereits im Jahre 1296 unter Eduard I. entstanden war, erhielt sie jenen Namen erst unter Heinrich VII., als sie in Antwerpen, dem damaligen Haupt-Stapelplatz des Welthandels, eine Faktorei errichtet hatte. Seitdem widmete auch sie sich namentlich der Herstellung und dem Verkaufe wollener Tücher. Aufgemuntert durch Eduard III., wanderten die in Antwerpen ansässigen Engländer mit ihren Webstühlen nach England. Das Geschäft kam auf heimischer Erde bald in solchen Flor, daß der König zu ihren Gunsten bald die Ausfuhr der englischen Wolle nach den Niederlanden und kurz nachher auch die Einfuhr niederländischer Tücher nach England verbot. Auch alle späteren Könige begünstigten die Gesellschaft. Sie gedieh und wurde immer reicher und mächtiger, zumal sie nur aus einer beschränkten Anzahl von Mitgliedern bestand, zu denen, als eines der einflußreichsten, auch Sir Thomas Gresham zu einer Zeit gehörte, als in den Händen der Merchant-Adventurers so zu sagen das ausschießliche Monopol des englischen Handels lag.

Sir Thomas Gresham's Vater, Richard, war im großen Styl, in eigenen Handels-, in politischen wie in öffentlichen Angelegenheiten, des Sohnes Vorbild. Unterstützt von dem großen Kredit des Vaters, gehoben durch dessen Verdienste und Reichthümer, strebte Thomas auf denselben Bahnen muthig, ehrgeizig und glücklich weiter. Richard Gresham hatte Gelegenheit, während wiederholten Aufenthaltes in Frankreich, zu Calais, und in den Niederlanden,

zu Antwerpen, seinen politischen und kommerziellen Blick zu schärfen. Viel mehr als heute galt zu jener Zeit, als es noch keine Zeitungen gab, derjenige Kaufmann, bei dem öfters, vermöge der unterhaltenen Verbindungen, wichtige politische Neuigkeiten einliefen. Hierdurch kam unser Gresham mit den Ministern König Heinrich's VIII., namentlich mit dem Kardinal Wolsey, in unmittelbaren Verkehr, wodurch sich ihm Gelegenheit zu politischem Einfluß erschloß. Dadurch gewann er in der That nach und nach die Stellung, die heutzutage unter dem Titel eines General-Konsuls bekleidet wird. Er war aber nicht allein politischer Agent mehrerer Fürsten, sondern besorgte auch für Heinrich VIII. mehrere Anleihen, die bisher meistens in den Niederlanden abgeschlossen worden; ja er war der erste der englischen Kaufleute, welcher darauf hinwies, daß Anleihen im Auslande gefährlich und theuer sein und sich eben so leicht in der Altstadt von London für den Dienst des Königs oder der Regierung, mit Umgehung der Flamländer, bewerkstelligen lassen würden. Bis dahin hatten die englischen Könige und Staatsmänner keine Anleihe abschließen können, ohne durch die ausländischen Börsenfürsten genöthigt worden zu sein, Wucherzinsen in der Form erzwungenen Ankaufs von Juwelen oder anderen kostbaren, aber unnöthigen Gegenständen zu zahlen. In Folge seiner immer unentbehrlicher gewordenen Dienstbeflissenheit und Geschäftsklugheit häuften sich nach und nach alle für einen Großbürger nur möglichen öffentlichen Ehren auf sein Haupt. So wurde Richard Gresham 1531 Sheriff von London und von Heinrich VIII. in den Ritterstand erhoben. Im Jahre 1537 wurde er Lord-Mayor von London. Dabei wußte er sich das Vertrauen der wechselnden Minister, sowie die Gunst Heinrich's VIII. selbst, durch kluge Nachgiebigkeit in religiös-kirchlichen Angelegenheiten dauernd zu erhalten, ein bei seinen Brüdern, wie auch bei seinem Sohne, Sir Thomas, sehr hervortretender Charakterzug. Sir Richard benutzte die Vortheile seiner Stellung gelegentlich der Einziehung der geistlichen Güter während der englischen Reformation nicht allein zu



Portal der Zunfthalle der Londoner Seidenhändler.

wohlfeiler Erwerbung großer eigener Besitzungen, namentlich in seiner heimischen Grafschaft Norfolk, sondern auch zur Umwandlung geistlicher Anstalten in Wohlthätigkeits-Institute. Er hielt kluger Weise die Verwendung eines Theiles seines Vermögens zum Ankauf von Landgütern, wie es heutzutage die Rothschild und alle große Bankherren zu thun pflegen, für die auf alle Fälle sicherste Kapital-Anlage. Auch ging er seinem Sohne noch mit einem anderen Vorschlage voran, dessen Ausführung er aber für spätere Zeit, wegen der noch nicht hinreichend günstigen Zeitverhältnisse, jenem selbst überlassen mußte. Durch den Lord-Siegelbewahrer Sir Thomas Audley unterbreitete er nämlich dem Könige den Vorschlag, es möge an einem passenden Platze in der Lombardstraße, wo die während der Börsenzeit unter freiem Himmel verhandelnden Kaufleute jeder Witterung ausgesetzt waren, eine Börse nach dem Vorbilde der in Antwerpen errichteten erbaut werden. „Ein solches Gebäude würde“, wie er sich ausdrückt, „der Altstadt zur Zierde und dem Könige zur Ehre gereichen.“ Auch erwarb sich Sir Richard kurz vor seinem Tode im Jahre 1548 noch das Verdienst, für die Mercers-Company den St. Thomasplatz in Cheapside zu gewinnen, wo dieselbe die dort stehende Mercers-Kapelle erbaute.

Sir Richard hatte beschlossen, seinen Sohn Thomas dem Großhandel zu widmen, ihm aber vorher den in England schwer wiegenden Vortheil einer „liberalen“, oder, wie wir sagen, einer „klassischen“ Erziehung auf einer der zwei Universitäten zu Theil werden zu lassen. Wahrscheinlich besuchte Thomas erst Cambridge, bevor er eine achtjährige Lehrlingszeit bei seinem ebenfalls in den Ritterstand erhobenen Oheim, Sir John, bestand, der, als einer der einflußreichsten „wagenden Kaufleute“, hauptsächlich nach der Levante Großhandel trieb.

Im Jahre 1543 sehen wir Thomas in den Niederlanden, als Kaufmann sowie als Agent, für Heinrich VIII. thätig. Im folgenden Jahre verheirathete er sich mit der reichen Witwe des William Read Esq., einer Tochter des William Ferneley in Suffolk, welche zwei Söhne mit in die Ehe brachte. Dadurch ward Sir Thomas mit der Familie Bacon verwandt, denn seiner Gattin jüngere Schwester war die Gemahlin des Sir Rowland Bacon, des Vaters des großen Lord Francis Bacon von Verulam. Wiewol Thomas dieser Ehe einen Sohn verdankte, so fesselte ihn dieselbe doch nicht an's Haus. Sein Hauptquartier blieb vielmehr Antwerpen, damals der Mittelpunkt des Welthandels und des europäischen Geldmarktes. Weiterhin hielt er sich öfter zu Brügge auf, nicht allein in eigenen Geschäften, sondern auch, gleichsam in erblicher Weise wie sein Vater, für die Regierung thätig. Im April 1551 erscheint er als Rathgeber der Krone, die durch den unfähigen Lord Somerset und durch den seitherigen trägen Geldagenten Sir William Dansell tief in Schulden gerathen war. Mit verschiedenen anderen Kaufleuten nach London berufen, um seinen Rath abzugeben, ward er in Folge dessen an der Stelle Dansell's zum Agenten der Regierung ernannt. Gresham siedelte nun mit seiner Familie nach Antwerpen über und nahm seine Wohnung in dem Hause seines reichen Freundes, des Handelsherrn Caspar Schatz, des ältesten dreier reicher und berühmter Brüder, deren Familien-Motto auf einer Medaille „Concordia res parvae crescunt (durch Einigung werden kleine Dinge groß)“ lautete. Caspar Schatz war damals einer der ersten Kaufleute der Welt, Hauptagent

(Faktor) des Kaisers Karl V. und General-Schatzmeister der Niederlande. Er war ein Kenner und Sammler von Münzen, ja sogar ein Dichter, und sein Haus galt mit Recht für eine Stätte der Kunst und Wissenschaft: es war der Sammelplatz der Vornehmen und der vorzüglichsten Gesellschaft. Dort fand Thomas neue Anregung für seine Liebe zu den Wissenschaften, die er in seinem späteren Leben so freigebig und glänzend kundgab. Während der zwei ersten Jahre im Dienste des jungen Eduard VI. eilte er vierzig Mal, auf eine kurze Anzeige hin, von Antwerpen nach dem Hofe von Westminster, der damals und auch später noch in Geldangelegenheiten von den reichen Niederländern abhängig war. Gresham und seine Zeit theilten aber die falsche Ansicht, daß jegliche Geldausfuhr aus irgend welchem Lande nachtheilig sei. Kein Wunder, wenn die Niederlande ebenfalls dies durch Straf-Androhungen zu verhindern suchten. Man konnte sich noch nicht von der Wahrheit überzeugen, die bald nachher Lord Bacon von Verulam nachdrücklich verkündete, daß Geldeswerth in gesuchten Waaren so gut sei als Geld selbst, oder wie Bacon sagte: „Geld muß wie Mist ausgebreitet werden, und ist werthlos, wenn es, wie jener, müßig in Haufen liegt." Um den ewigen Geldverlegenheiten mit ihrem Gefolge von Wucherzinsen ein Ende zu machen, schlug Gresham der englischen Regierung zwei Maßregeln vor, von denen die erste nur wenige Monate, die andere während längerer Zeit ausgeführt wurde. Die englische Regierung sollte ihm nämlich wöchentlich durch eine vertraute Person 1200 bis 1300 Pfund auszahlen lassen, dafür wollte er täglich 200 bis 300 Pfund auf der Börse aufnehmen, wodurch jeder Verdacht von Geld-Aufnahmen englischer Seits abgeschnitten würde. Hierdurch gelang es dem thätigen Manne nach und nach, an der Börse von Antwerpen den Werth des englischen Pfundes, der bis dahin nur zu 16 Schillingen angenommen worden, auf 19 Schillinge 8 Pence, nach drei Jahren sogar auf 22 Schillinge in die Höhe zu treiben. — Die zweite Maßregel bestand in dem Ausfuhr-Verbot und in der Monopolisirung des englischen Bleies, wodurch die heimische Regierung auf dem niederländischen Markt das Monopol des Bleiverkaufs gewann und für den Kontinent geraume Zeit lang den Preis dieses gesuchten Metalles bestimmte, ein Ergebniß, das freilich dem englischen Privathandel schweren Schaden zufügte. Auch nahm Gresham, in Verbindung mit Schatz, den Verkauf englischer Glocken, natürlich im Großen, in die Hand; ja der in solchen Dingen nicht skrupulöse Handelsherr betrieb, um seiner Regierung zu gefallen, politische Spionage, indem er den Briefwechsel hoher Personen, namentlich den zwischen dem französischen Hofe und den schottischen Ministern der unglücklichen Maria Stuart, heimlich abfangen ließ und selbst den Gesandten Karl's V. wegen einer neuen Familien-Verbindung zwischen England und Spanien auszuforschen sich bemühte. Das Geschenk eines Paares „langer seidener, spanischer Strümpfe" an Eduard VI., dessen Vater nur „wollene oder solche von ellenbreitem Taffet" getragen, wurde hoch aufgenommen und verschaffte ihm noch kurz vor dem Tode des jungen Königs Gelegenheit zu wohlfeilem Landgüter-Kauf vom früheren Klostergut in seiner heimischen Grafschaft Norfolk. — Die nun folgende Regierung der Königin Maria, die unter dieser versuchte blutige Wiederherstellung des Katholizismus in England, sowie nachher der Wechsel in Staat und Kirche in Folge von Elisabeth's

Thronbesteigung, ließ immer nur auf die kurze Zeit von wenigen Wochen Gresham's Stellung der jeweiligen Regierung gegenüber unsicher. Dieselbe befestigte sich jedoch sehr bald wieder, da er der traditionellen Klugheit der Gresham gemäß stets mit allen Winden geschickt zu steuern wußte. Auch für die Dienste, welche er offen und in's Geheim der Königin Maria von England leistete, wußte sich Thomas Gresham reichlich zu entschädigen. Seine Dienstleistungen bestanden in fortwährenden Lieferungen von Gold- und Silber-Barren, von Schießpulver, Waffen und Armee-Requisiten, sowie in einer erweiterten Organisation der politischen Auskundschaftung, jenes Systems, das er unter Eduard VI. eingerichtet hatte und unter der Königin Elisabeth in ganz großartigem Maßstabe durch bezahlte Agenten über halb Europa auszubreiten bedacht war. Nicht minder wußte sich Gresham in Betreff der Ausfuhr von Gold- und Silberbarren, sowie des baaren Geldes, welches, wie in England, damals auch in den Niederlanden und in Spanien verboten war, zu helfen. Er ließ zu diesem Endzwecke zu Antwerpen in eigens dafür eingerichteten Oefen Münzen zusammenschmelzen, ein zu jener Zeit höchst strafbares Vergehen. Weshalb sollte indessen der „Königliche Kaufmann" größere Bedenken hegen, als der Fürst des betroffenen Landes? Unterstützte ihn doch heimlich der jesuitisch gesinnte Gemahl der Maria, König Philipp II. von Spanien und Herr der Niederlande, indem er die Ausfuhr geschehen ließ, in der Hoffnung, seiner Gemahlin ein Mittel mehr in die Hand spielen zu können, um den Protestantismus in England auszurotten. So fiel es Gresham leicht, die niederländischen Zollbeamten in sein Interesse zu ziehen und zu bestechen, so daß sie es ihm möglich machten, in seinen Waarenballen, Kisten und Fässern das baare Geld aus dem Lande hinauszuschmuggeln. In gleicher Absicht begab sich der „Königliche Kaufmann" nach Sevilla in Spanien, wo seine rücksichtslose Thätigkeit die Zahlungs-Einstellung des dortigen, mit ihm in Geschäfts-Verbindung stehenden, angesehensten Hauses hervorrief und beinahe die aller übrigen Handelshäuser nach sich gezogen hätte. Nebenbei fand der unermüdliche Mann noch Zeit, der nach ihrem Gatten vergeblich schmachtenden „blutigen Maria" überaus befriedigende Nachrichten von dessen „guter Gesundheit und wunderbar gutem Aussehen" in so höfischer Weise zukommen zu lassen, daß er mit der Königin in einen nicht allein unmittelbaren, sehr vertraulichen Briefwechsel gerieth, sondern ihr auch während seines öfteren, zeitweisen Aufenthaltes in London glänzende Geschenke darbringen und sich selbst durch wohlfeilen Ankauf früherer geistlicher Güter entschädigen durfte.

Mit einem Worte, Gresham war ein vollendeter Diplomat, aber in der weniger auffallenden Hülle eines spekulativen Kaufmanns; ganz der Mann, sich nach dem Ableben seiner Gönnerin eben so rasch wie geschickt der protestantischen Regierung der großen Elisabeth anzuschmiegen und auch die siegreiche eigne Glaubensrichtung wiederum zu seinem Vortheile auszubeuten. Im November 1556, nachdem ihm kurz zuvor der alte Lord-Schatzmeister, Marquis von Winchester, vielleicht aus Neid über seine Beziehungen oder aus Bosheit, entschieden entgegengetreten, war Gresham der Erste, welcher seine Dienste auch der „jungfräulichen" Königin zu Hatfield offerirte, von wo sie ihren Triumphzug nach London zur Thronbesteigung antrat. Da ihr oberster Staats-Sekretär, der berühmte William Cecil, sein alter Freund war, so begann für Gresham unter sehr gün-

stigen Vorzeichen eine neue Phase seiner handelspolitischen und diplomatischen Laufbahn. Die Königin versprach, ihm immer freundlich zugethan zu bleiben, wie früher ihr Bruder Eduard VI. und ihre katholische Schwester Maria. Diese königlichen Versprechen „verjüngten ihn wieder.“ Da der Staatsschatz leer war, so gab es in Antwerpen sogleich vollauf zu thun. Gleich nach Beginn der Regierung der „jungfräulichen Königin“ rieth er derselben, den Münzen, die Heinrich VIII. verschlechtert hatte, wieder ihre volle Reinheit zu geben und dadurch den Landes-Kredit wieder herzustellen. Außerdem drang er in Elisabeth — und sie befolgte seinen Rath — so wenig als möglich Schulden auswärts zu machen; ferner rieth er ihr, alle in Bezug auf Geld und Anlehen gemachten Versprechungen mit kaufmännisch-skrupulöser Gewissenhaftigkeit aufrecht zu halten, hauptsächlich aber den Kaufleuten ihres eigenen Landes gegenüber, die ihr dann unter allen Umständen in jeder Noth gewiß beistehen würden. Weiterhin veranlaßte er den Staatssekretär William Cecil zu der klugen Maßregel, die englischen Handelsschiffe nach voll eingenommener Ladung so lange gewaltsam vom Auslaufen nach Antwerpen zurückzuhalten, bis die Kaufleute dem königlichen Willen gefügig geworden und die Wechselcourse mittlerweile wieder zu Gunsten des englischen Kredits gestiegen waren. Diese Maßregel machte ihn indessen bei den Großhändlern in London und Antwerpen sehr mißliebig. Auch als politischer Berichterstatter blieb er thätig und kündigte der Königin die baldige Erhebung der protestantischen Niederlande gegen Philipp II. von Spanien im Voraus an, wie er ihr auch später versichern konnte, sie würde in den Niederlanden bald mehr Anhänger haben als der König selbst. Elisabeth erkannte schon im Jahre 1560 die Verdienste ihres thätigen Agenten durch seine Ernennung zum Gesandten oder zeitweiligen Geschäftsträger am Hofe der Herzogin Margaretha von Parma an, welche der Stiefbruder derselben, König Philipp II., zur Regentin in den Niederlanden eingesetzt hatte. Mit jenem Amte war zugleich die Erhebung des englischen Großhändlers in den Ritterstand verknüpft. Doch blieb Sir Thomas sowol Handelsherr wie „wagender Kaufmann“, nicht minder hielt er auch sein Wechselhaus in Lombardstreet offen. Er suchte nach wie vor durch Geschenke das Wohlwollen der leitenden Staatsmänner und die Gunst der Königin sich warm zu erhalten. So ließ er im Auftrag Lord Robert Dudley's, des späteren Grafen Leicester, jüngstem Sohne des früher ihm schon gewogenen Protektors, Herzogs von Northumberland, ausdrücklich einen kleinen Zelter groß ziehen, der für die Königin Elisabeth bestimmt war, wie für Ihre Majestät selbst ein türkisches Pferd, „das beste in der ganzen Christenheit, welches am schnellsten läuft.“ Dem verdienstvollen Staatssekretär William Cecil sandte er als Geschenk, oder wenn man will als Bestechung, hundert in Deutschland verfertigte Hemden und einen warmen Mantel aus Wolfsfellen. Derselbe erhielt bald Gelegenheit, Gresham dafür einen Liebesdienst zu erweisen, als es galt, diesen auf seine flehentlichen Bitten aus einer großen Verlegenheit zu ziehen, nachdem der alte Schatzmeister Marquis von Winchester den königlichen Agenten wegen Herausgabe von 40,000 Pfund Sterling öffentlicher Gelder bedrängte.

Auf einer seiner Reisen (1561) in Staats-Geschäften nach Flandern brach Sir Thomas das eine Bein und blieb von nun an lahm. Im August desselben

Jahres erhob er in Flandern 30,000 Pfund, um Schulden der Königin zu decken, und es gelang ihm, ihre Gläubiger wegen der Restzahlungen auf später zu vertrösten. Von jener Zeit an verblieb er jedoch nicht mehr so regelmäßig auf seinem Posten in Antwerpen, sondern ließ sich auch in dieser Eigenschaft von seinem alten, zuverlässigen und einsichtsvollen Geschäftsgehülfen Richard Clough aus Wales vertreten, der seit einiger Zeit schon vermittelst lebhaften Briefverkehrs die genauesten Berichte über die politischen Unruhen, welche damals in den Niederlanden unter Oranien und Egmont ausgebrochen waren, wie über alle Handels-Bewegungen und volkswirthschaftlichen Angelegenheiten der Niederlande erstattete. Unter Anderem machte er in einer Arbeit von 20 Folio-Seiten die gründlichsten Mittheilungen über die Einrichtung und Thätigkeit des Zoll-Amtes und der Börse in Antwerpen, die Sir Thomas Gresham selbst in allen ihren Operationen so genau kannte. Auch trug diese treffliche Arbeit über eine hochwichtige Anstalt, die schon sein Vater für England angeregt hatte, viel zur Beschleunigung der Ausführung derselben durch den Sohn bei. Der wackere Richard Clough sagte unter Anderm in jenem Aktenstück: „Man bedenke, was die Altstadt von London ist, und daß in so vielen Jahren dort die Kaufleute nicht die Mittel aufgebracht haben, eine Börse zu bauen, sondern daß sie im Regen stehen müssen, nicht gleich Handelsherren, sondern wie Trödler und Hausirer! Hier haben sie einen guten, bestimmten Ort, wo sie sich versammeln. Ich zweifle nicht daran, daß, wenn Sie den Herrn Staatssekretär (William Cecil) dafür interessiren könnten, man in London eine eben so schöne Börse zu bauen vermöchte, wie die große zu Antwerpen ist, ohne irgend Jemand zu belästigen.“

Zu Anfang des Jahres 1565, von welcher Zeit an die auf dem Kontinent, namentlich in den Niederlanden und in Frankreich, ausgebrochenen Religions- und Bürgerkriege Sir Thomas nöthigten, sich hauptsächlich in England aufzuhalten, war sein Entschluß, eine Börse in's Leben zu rufen, reif. Aber wie vorsichtig in Bezug auf Verlust, zugleich mit welcher Aussicht auf sicheren Gewinn, ging er bei seinem bedeutsamen Vorhaben zu Werke! Er machte nämlich den Aldermännern der City den Vorschlag, daß, wenn sie durch freiwillige Zeichnungen ein Kapital zusammenbrächten, um damit einen passenden Platz in der Altstadt von London zu kaufen, er selbst sich erböte, auf seine Kosten eine Börse oder ein Wechselbank-Gebäude (Exchange) mit breiten und gedeckten Gängen zu erbauen, wo die Kauf- und Handelsleute jeder Klasse sich täglich versammeln, mit einander verkehren und zu jeder Jahreszeit ungestört ihre Geschäfte abschließen könnten.“ — Die Gewerbs- und Kaufleute hatten dieses Bedürfniß schon seit längerer Zeit in öfteren Versammlungen und Berathungen bestätigt und die Zusammenkünfte in der seitherigen Lombardstreet unter freiem Himmel als ungenügend bezeichnet. Die ebengenannte Straße führte ihren Namen seit dem Jahre 1318, als sich hier unter Eduard II. die italienischen Kaufleute, welche um jene Zeit unter der allgemeinen Bezeichnung „Lombarden“ bekannt wurden, namentlich die aus dem Mailändischen, sowie aus den Republiken Genua, Florenz und Venedig gebürtigen, theils als Goldschmiede, theils als Pfänderleiher und Geldwechsler niedergelassen hatten und den Juden immer mehr durch ihre gewinnbringenden Geschäfte Konkurrenz machten. Jene Straße, welche sich vom

Mansion-Haus oder der Lordmayors-Amtswohnung bis nach Gracechurch-Street ausdehnte, blieb von jener Zeit an die Hauptgeschäfts-Straße der Banquiers und reichsten Kaufleute, namentlich auch der Seidenhändler; daselbst wurden zweimal täglich unter freiem Himmel Geschäfte abgeschlossen. Schon im Jahre 1296 empfahl der Papst Bonifacius VIII. einige Kaufleute aus Lucca, welche geborene Lombarden waren und nach London übersiedelten, dem Schutze des Königs Eduard I.

Das erste Leihhaus, welches man in Italien nach den Lombarden „Lombard“ nannte, legte der Minorit Barnabas Interamuensis 1464 zu Perugia im Kirchenstaate an; es wurde aber erst 1467 vom Papste Paul III. bestätigt. Diese Leihhäuser galten als wohlthätige Anstalten, weshalb sie auch in Italien mons pietatis, monte de pietà (in Frankreich mont de piété) hießen, indem sie gegen hinlängliche Sicherheit und gegen billigen Zins ärmeren Bürgern auf kurze Zeit Geld vorstreckten und hierdurch vorzugsweise dem Wucher entgegenwirkten. Sehr schnell verbreiteten sie sich auch nach den Ländern, die vorzugsweise Handel trieben, so nach den Niederlanden, nach England, wohin vorzüglich reiche, italienische Kaufleute während des Krieges der Welfen und Ghibellinen ausgewandert waren, ebenso nach Frankreich und später auch nach Deutschland. —

Jane Shore's Gemahl*) war ein Goldschmied in der Lombard-Straße; das Haus 67, in der Miethe des Bankhauses Glyn und Co., gehört noch heute der Compagnie der Goldschmiede, denen es von Sir Martin Bowes, einem reichen Goldschmied zur Zeit der Königin Elisabeth, vererbt worden war. Den Wirth läßt Shakespeare im zweiten Theile seines Heinrich IV. (Akt II, Scene 1) sagen: „Falstaff ist im Leopardenkopf in der Lombardstraße bei Meister Glaß, dem Seidenhändler, zum Essen invitiret.“ Hier befand sich auch das eigentliche Geschäftshaus (shop oder office noch heute genannt) des Sir Thomas, welches auch, nachdem er die Ritterwürde erhalten, für den Geschäftsverkehr offen blieb. Erst zwei Jahre später (1562) hielt es Sir Thomas seinem Range mehr entsprechend, sich in Bishopgate-Straße eine vornehme Stadtwohnung (mansion), ein zweistöckiges längliches Viereck, gleichfalls im niederländischen Styl, zu erbauen, welcher er den Namen Gresham-House gab und die er testamentarisch zum Sitz und Eigenthum des „Gresham-College“ nach seinem Tode bestimmte.

Die Bankgeschäfte, welche Sir Thomas bis zu seinem Ableben betrieb, waren anderer Art als die heutigen. Ein Banquier jener Zeit vereinigte in seiner Person die Geschäfte eines „Zinswucherers“, eines Pfandverleihers, eines Mäklers, eines Goldschmiedes, endlich eines Aufkäufers und Verkäufers von ausgemünztem Edelmetall. Bei Gresham's Ableben bestand ein beträchtlicher Theil seines Vermögens in Goldketten, in silbernen und goldenen Geschirren. (Der gewöhnliche Zinsfuß belief sich damals auf 10—12%. — Der erste Banquier im heutigen Sinne war erst der Goldschmied Child nach der Restauration von 1670.) Gresham's Geschäftshaus in der Lombardstreet, an dessen Stelle sich, während wir dies niederschreiben, als Nr. 68 das Bankhaus der Herren Martin, Stones und Co. erhebt, führte auch nach der Sitte der damaligen Zeit das alte, in Metall gegossene Familien-

*) Shakespeare.

wappen der Gresham, eine grüne Heuschrecke (grasshopper), als Zeichen über dem Thore (erst 1795 verschwand es bei dem Umbau des Hauses), wie auch später in Form desselben Grashüpfers auf allen Schornsteinen der „ersten Börse" eine Vorrichtung als Wetterfahne und als Rauchabführer zur Erinnerung an den Gründer angebracht wurde. Gresham, dessen alte, zu Ende des XIV. Jahrhunderts schon bekannte Familie ihren Namen von dem kleinen gleichnamigen Dorfe in der Grafschaft Norfolk ableitete, führte dieses Familienwappen mit dem Motto „Fortune my (me)" als Umschrift auch auf seinen Siegelringen. Die Greshams hatten die Heuschrecke als Wappen wol in der Zeit angenommen, als sie sich noch mit dem Landbau beschäftigten.



Kolonnaden und innerer Hofraum der ältesten Börse.

In der Thai, das gewählte ominöse Motto „Begünstige mich, Glück!" erfüllte sich in der Familie Gresham und namentlich an Sir Thomas auf großartige Weise.

Die Körperschaft der Aldermänner nahm den Vorschlag des Sir Thomas mit entschiedenem Entgegenkommen auf und vom März 1565 bis zum Oktober 1566 zeichneten 750 Bürger die zum Kauf nöthige Summe von 400 £. Die Kosten des Baues, dessen Grundriß Sir Thomas durch den flämischen Baumeister Henrick nach der großen Börse von Antwerpen im flandrischen Baustyl hatte entwerfen lassen, wurden nie bekannt. Die Arbeit war damals billig, das Material bezog der Ritter theils von seinen eigenen Gütern, theils aus den Niederlanden, von wo auch viele Maurer und Werkleute eigens herübergekommen waren. Gegen das Ende des Jahres 1569 stand der Bau vollendet da.

Er erhob sich in zwei Stockwerken, dessen untere bedeckte Gänge „Lauben

oder Arkaden“ bildeten, in welchen sich die Börsenbesucher versammelten. An der Süd- oder Cornhillseite befand sich der Glockenthurm, dessen Glocken zweimal, um 12 Uhr Mittags und 6 Uhr Abends, geläutet werden. Die Arkaden zierten die in Stein gehauenen, wahrscheinlich auch in den Niederlanden gefertigten Statuen englischer Könige und Königinen.



Königin Elisabeth besucht die neuerbaute Börse. (Nach einem Bilde aus Old-Englands Worthies.)

Die Börse war vollendet, aber die Läden (stalls) im oberen Stockwerke standen noch leer, nur wenige Miether hatten sich bis jetzt eingestellt, und doch hatte sich der Gründer neben der Ehre von seinem ausgelegten Kapital auch eine erträgliche Rente versprochen. Auch dafür machte der spekulirende Sir Thomas das rechte Lockmittel ausfindig. Er ließ das Gerücht verbreiten, die Königin würde „im Staate“ der Einweihung der Börse anwohnen. Der Gewährung seiner Bitte durch die Königin durfte er gewärtig sein. Zweimal des Tages erschien nun Sir Thomas im oberen Stockwerke und munterte die einzelnen Miether zur Ausschmückung ihrer Lokale und zur Beleuchtung derselben durch Wachslichter mit dem Versprechen auf, daß sie ihre Räumlichkeiten ein Jahr lang ohne Miethgeld, dessen Betrag sich damals für jegliches Verkaufslokal auf nur 40 Schillinge belief, sollten benutzen dürfen.

So brach denn der für Sir Thomas lang' ersehnte Tag der feierlichen Eröffnung seines Bauwerkes durch Königin Elisabeth, jener 22. Januar 1571 an, über welchen der berühmte Alterthumsforscher John Stow, seines Zeichens ein Schneider, in seiner „Uebersicht von London, 1598“, der besten Quelle für alle nachfolgenden Geschichten der Weltstadt, berichtet: „Der Königin Majestät kam in Begleitung ihres Adels aus ihrem Palast am Strand, genannt Somersethaus, und trat in die City durch Temple-Bar ein und gelangte durch Fleetstreet nach Sir Thomas Gresham's Haus in Bishopsgatestreet, wo sie speiste. Nach dem Mahle betrat Ihre Majestät, auf ihrer Rückkehr durch Cornhill, die Börse auch von der Südseite und nachdem sie alle Theile, hauptsächlich auch die in den oberen Stockwerken mit den feinsten Waaren reich ausgestatteten Läden, in Augenschein genommen, ließ sie durch einen Herold und Trompeter das Gebäude als „Königliche Börse“ („Royal Exchange“) proklamiren, wie es von nun an und nicht anders genannt werden sollte, welchen bevorzugten Namen sie noch heute führt. — Nach dieser feierlichen Eröffnung füllten sich die als Läden eingerichteten Räume erstaunlich schnell. Die Börse war sehr bald der größte Bazar Londons. Sir Thomas durfte es wagen, wie John Stow weiter berichtet, „nach Verlauf von etwas mehr als zwei Jahren die Miethe eines jeden Ladens auf 4 £ 10 Sh. jährlich zu erhöhen. Die Modewaarenhändler und Kleinkrämer verkauften dort alle begehrten Dinge, u. A. auch Mausefallen, Vogelkäfige, Schuhhörner, Laternen, Maultrommeln und Spielkarten. Die Waffenhändler hielten alte und neue Waffen feil; außerdem fanden sich Apotheker, Goldschmiede, Buchhändler und Glashändler mit so viel ausgezeichneten Waaren ein, wie nur an irgend einem Orte Europa's, so daß täglich fremde Fürsten daselbst die seltensten Gegenstände kaufen ließen. Schon 1631, also 60 Jahre später, wurde die Königliche Börse „das Auge von London“ genannt. „Ueberall“, sagt der Dramatiker Thomas Dekker in seiner „Beschreibung der Börse“ (1607), „wird man an Babel erinnert, eine solche Verwirrung der Sprachen herrscht hier; und Hollar, welcher Ansichten von den malerischen Kleidungen der fremden Kaufleute herausgegeben, bemerkt, daß Ueberschriften und Firmen gar nicht nöthig wären, um anzuzeigen, wo sich die Kaufleute der verschiedenen Länder zusammen befänden, da die Kaufleute von Amsterdam und Antwerpen, von Hamburg, Paris, Venedig und Wien auf den ersten Blick an ihren Trachten zu erkennen wären. Zum Gewinn gesellte sich noch die Ehre, daß sogar die Dichter den Ruhm, die Loyalität des Erbauers und das glänzende Fest, das er der Königin bereitet hatte, in lateinischer und englischer Sprache besangen. Der Dramatiker Thomas Heywood verglich das Letztere mit den Festen der Kleopatra, indem Sir Thomas eine Perle von 1500 Pfund Werth, in einem Becher Weines aufgelöst, auf das Wohl seiner Königin getrunken habe. — Doch wurde schon vor der ersten Zerstörung der Börse durch das „große Feuer“ im Jahre 1666 geklagt, daß sie zu rasch und theilweise von schlechten Materialien erbaut sei, also daß die in oberen Stockwerken Wandelnden Gefahr liefen, durch weite Löcher herunter zu fallen.

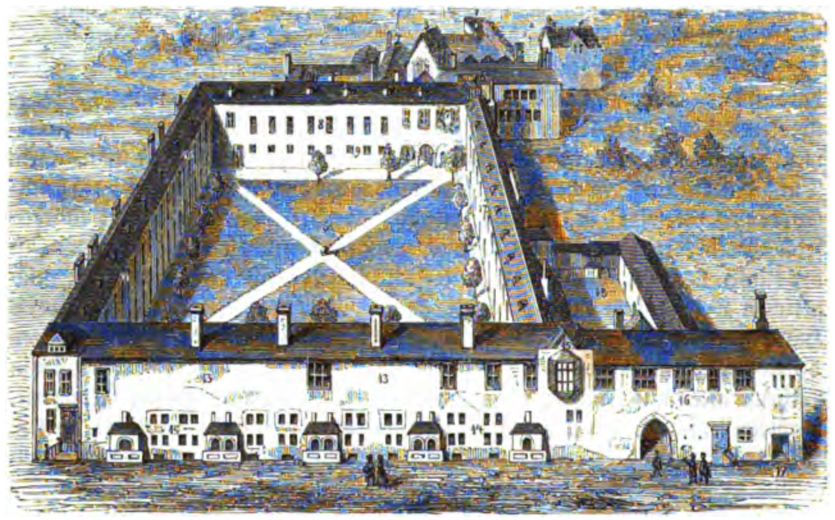
Ehe Sir Thomas den Bau der Börse begonnen hatte, war ihm sein einziger Sohn, den er zärtlich liebte, gestorben. Seiner einzigen natürlichen Tochter Anna, deren Mutter eine schöne Niederländerin war, hatte er eine gute Erziehung

geben lassen. Sie ward durch ihre Stiefmutter an Sir Nathaniel Bacon, den Bruder des großen Lord Bacon von Verulam, vermählt und starb vor dem Jahre 1575, in welchem Sir Thomas sein Testament errichtete. Der Tod seines Sohnes, dem er, wie sein Vater ihm selbst, ein unermeßliches Vermögen, eine glänzende, unabhängige Stellung in der Welt und einen hochgeachteten Namen vererben wollte, verursachte eine Wandlung in seinem inneren Leben. Er dachte seine zeitlichen Angelegenheiten zu ordnen und zugleich daran, wie er sein Gedächtniß auf die Nachwelt zu bringen vermöchte.

Es ist der größte Zug in dem Charakter und Leben unseres Helden, daß er darauf Bedacht nahm, nach dem Tode seiner Frau, die ihn übrigens um 17 Jahre überlebte, die Früchte seiner großartigen Thätigkeit, zum Nutzen und zum Frommen der angehenden Kaufleute, den Wissenschaften zu Gute kommen zu lassen. Durch die Stiftung, welche seinen Namen als unter der Bezeichnung „Gresham-College“ verewigt, bestimmte er am 5. Juli 1575, daß nach seinem Ableben seine Gattin die Zinsen seines Vermögens genießen, daß aber später mittelst der Zinsen vom Gresham-House in diesem Gebäude das Gresham-College eingerichtet werden sollte. Es sollten nämlich sieben ausgezeichnete Gelehrte im Hause zugleich Wohnung finden und gegen ein lebenslängliches Honorar von 50 £ (jetzt gleich 400—500 £) an jedem Tage in der Woche über die sieben Wissenschaften und Künste: Gottesgelahrtheit, Astronomie, Musik, Geometrie, Rechtswissenschaft, Heilkunde und Beredsamkeit, öffentliche Vorträge halten. Hierdurch stiftete also Gresham eine Art freier Universität für Alle, welche unentgeltlich die höchste Bildung jener Zeit sich anzueignen suchten.

Zugleich verpflichtete er die Verwalter seiner Stiftung feierlich in seinem Testamente, daß sie in aller Zukunft seine Absichten ausführen sollten, „wie sie es vor dem allmächtigen Gott verantworten könnten“, und „daß jeder Mißgriff für die besagte Korporation ein Vorwurf und eine Unordnung vor Gott“ sein solle. Diese wissenschaftliche Stiftung ist die größte That dieses „Königlichen Kaufmannes“, seines Ruhmes, seiner Bildung und seiner großartigen Mittel würdig. Aber der Erfolg und die Ausführung seines Planes sind von seinem Tode an bis auf unsere Zeiten nicht gerade vom Glücke begünstigt gewesen; Beides ist hinter den großartigen Bestimmungen und Erwartungen des Testators zurückgeblieben. Zunächst beutete noch seine Wittwe, bis zu ihrem Tode, 17 Jahre lang (sie starb 1596) die Stiftung sowol zu ihren eigenen Gunsten als zum Vortheil ihres Sohnes Read, aus erster Ehe, aus; dann verkauften später die Testaments-Verwalter im Jahre 1767, nachdem leider das Parlament durch eine besondere Akte seine Zustimmung ertheilt hatte, das bis dahin immer werthvoller gewordene Gebäude für die unbedeutende Jahresabgabe von 500 Pfund an den Staat, der an der Stelle des alten Gebäudes das Accishaus (Excise Office) aufführen ließ. Die Gresham-Vorlesungen (Gresham lectures) waren, obgleich früher zehn berühmte Männer mit ihnen betraut waren, in Verfall gerathen und in den oberen Stock der Börse verlegt worden, bis in neuerer Zeit wieder ein neues, aber nicht völlig entsprechendes Gresham-College (mit den bezeichnenden Heuschrecken auf den Schornsteinen) in der City errichtet worden ist. Wie passend Haus und Lage für eine großartige wissenschaftliche Anstalt gewesen wären, beweist der

Umstand, daß die am 15. Juli 1662 errichtete „Königliche Societät in London", jene glänzende, in der Geschichte der Naturwissenschaft Epoche machende Gesellschaft, ihren Sitz in Gresham-College aufschlug, nachdem vom Jahre 1645 an ein nur wenig bekannter naturwissenschaftlicher Verein unter dem Namen „das unsichtbare Collegium" (the invisible college) im Gresham-College seine wöchentlichen Zusammenkünfte bereits gehalten hatte.



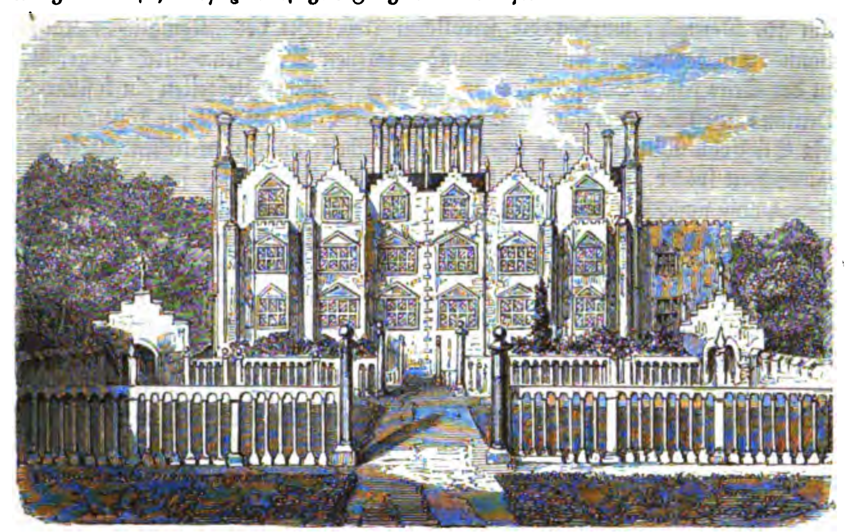
Das Gresham-College.

Indessen nicht blos an die geistig Armen, sondern auch an die körperlich Nothleidenden dachte Sir Thomas in seinen guten Tagen; er vergaß nicht, Wohlthätigkeit, nach dem altenglischen Grundsatz „charity begins at home" (die christliche Liebe fängt zu Hause an), durch acht Armenhäuser (alms-houses) auszuüben.

Dieselben ließ er im Rücken seiner Stadtwohnung erbauen, ähnlich wie es die Fugger in Augsburg in demselben Jahrhundert, nur großartiger, thaten; auch warf er jedem Bewohner jener Häuser als Jahreseinkommen die Summe von 6 £ 13⅓ Sh. aus. Ferner bestimmte er, daß jährlich die Summe von 50 £ unter im Kerker schmachtende Schuldgefangene ausgetheilt werden sollte. Außerdem sorgte er für die Heiterkeit und Freude der Lebenden dadurch, daß er den Mitgliedern der Seidenhändler-Genossenschaft (Mercers-Company), welcher er angehörte, für vier festliche Jahres-Schmäuse 100 £ vermachte.

Wie alle reichen Geldleute, so legte auch er, da Gold- und Silberbesitz eine unsichere Habe bilden, einen großen Theil seines Vermögens in größeren Landgütern an. Ueberall auf seinen ausgedehnten Besitzungen errichtete er palastartige Landhäuser oder Hallen (halls, mansions), so in Osterbey, in der Grafschaft Middlesex, mit großartigem Park, nahe bei Brentford (jetzt in Besitz des Grafen von Jersey), zu Mayfield in Sussex. In der Grafschaft Norfolk besaß er mehr als fünf solcher stattlicher Schlösser, unter anderen seinen Lieblingssitz, im flämischen Styl zu Intwood erbaut, in der Nähe von Norwich.

In Osterley-Park beehrte ihn Königin Elisabeth im Jahre 1570 mit einem Besuche, über welchen der alte drollige Fuller in seinen „Berühmtheiten von England" (Old Worthies of England) in seiner geschwätzigen und chronikartigen Weise, nach Hörensagen Folgendes berichtet:



Intwood-Hall, Lieblingssitz des Sir Thomas Gresham.

„Ihre Majestät fand den Hof des Hauses zu groß; es würde sich besser ausnehmen, meinte sie, wenn er in der Mitte durch eine Mauer getheilt wäre. Was thut Sir Thomas? In der Nacht — Geld macht Alles möglich — läßt er Arbeiter aus London holen, die so schnell und still ihre Arbeit verrichten, daß man am nächsten Morgen einen doppelten Hof gewahrt, dort wo am Tage vorher noch ein einfacher gewesen. Es ist fraglich, ob die Königin am nächsten Tage mit der Erfüllung ihres Wunsches oder mit der Ueberraschung durch die schnelle Ausführung mehr zufrieden war. Die Hofleute trieben ihren Scherz, indem sie das Wortspiel machten, es sei kein Wunder, daß Sir Thomas so schnell einen Wechsel (change) mit einem Gebäude vornehme, da er ja ein Wechselhaus habe bauen können (exchange, die Börse). Andere aber bemerkten, indem sie auf Streitigkeiten in der Familie des Ritters anspielten, ein Haus sei leichter getheilt als vereinigt."

Norden, ein älterer Schriftsteller, beschreibt 1593 Schloß und Garten als sehr stattlich; das Schloß sei von Backstein erbaut gewesen, der sehr ausgedehnte Park hätte mehrere Teiche aufzuweisen gehabt, die nicht nur Fische, Wasservögel und Schwäne enthielten, sondern auch Papier-, Oel- und Kornmühlen trieben."

Rastlose Thätigkeit und Spekulation waren trotz der ungeheuren Reichthümer, die er zusammengehäuft, Sir Thomas so zur zweiten Natur geworden, daß er, obschon lahm und gealtert, so zu sagen mitten in seinen Arbeiten starb. Holinshed, welchem Shakespeare die Stoffe zu seinen vaterländisch-geschichtlichen Trauerspielen, wie zu Macbeth, oft unter wörtlicher Benutzung, ent-

lehnte, erzählt in seiner Chronik: „Samstag, am 21. November 1579, zwischen sechs und sieben Uhr des Abends, als Gresham von der Börse nach seinem Hause in Bishopgatestreet zurückkehrte, stürzte Sir Thomas plötzlich in der Küche nieder. Als man ihn aufhob, war er sprachlos und gleich darauf gab er den Geist auf.“ — Am 15. Dezember wurden die sterblichen Ueberreste des „Königlichen Kaufmannes“ in der unweit seiner Wohnung gelegenen St. Helena-Kirche beigesetzt, an der Seite seines Sohnes, dem er, wie sich selbst, zu Lebzeiten ein kostbares Denkmal in Alabaster errichtet hatte, auf welchem aber weder seine Wittwe noch sein Stiefsohn William Read irgend eine Inschrift anbringen ließen. Erst geraume Zeit später, im Jahre 1736, holten die Kirchenvorsteher jene undankbare Versäumniß nach. Die bezüglichen Worte auf der schwarzen Marmorplatte lauten: „Sir Thomas Gresham, Ritter; beigesetzt den 15. Dezember 1579.“

Sir Thomas Gresham ist der bedeutendste englische Kaufmann seiner Zeit, im großen Ganzen ein Vorbild für seine Standesgenossen. Er führte den Staatstitel „Königlicher Kaufmann“, den ihm Elisabeth aus Dankbarkeit sowie in Anerkennung seiner Verdienste um Krone und Land verliehen, mit vollem Rechte; er ehrte den Titel eben so als dieser ihn. Diese Thatsache stellt ihn in unseren Augen um so höher, als Hunderte von Geschäftsmännern heutigen Tages der Titel „Geheimer Kommerzienrath“ auszeichnet, ohne daß sie in solch' bemerkenswerthem Umfange thätig gewesen wären, wie Sir Thomas. Seine Korrespondenz kennzeichnet überall den großen Finanzmann. Scharfsinnig im Rath, schnell und bestimmt im Urtheil, energisch im Handeln, von unermüdlicher geistiger wie physischer Thätigkeit, besaß er ein vorzugsweise versöhnliches Temperament und war hochgeachtet in seiner öffentlichen Stellung, wie kaum ein anderer englischer Kaufmann vor und nach ihm. Er hätte ein Held der Geschichte werden können, wäre sein Geist ehrgeiziger gewesen oder sein Betragen weniger rücksichtsvoll. Seine geschäftlichen Unternehmungen krönte stets der klug berechnete Erfolg, selbst in den schwierigsten Zeiten. Sir Thomas genoß in Folge seiner Geschäftskenntniß das Vertrauen aller leitenden Staatsmänner; er stand mit den Rathgebern der Krone wie mit dem höchsten Adel seiner Zeit auf sehr vertrautem Fuße, mochten sie katholisch oder protestantisch sein. Von allen Souveränen, welchen er öffentliche Dienste leistete, empfing er persönliche Gunstbezeigungen. Dies Alles sind gewiß hinreichende Beweise eines verlässigen Charakters, der selbst nicht durch zeitweilige Vorfälle, die im Lichte unserer Zeit fast wie Zweideutigkeiten oder Erniedrigungen erscheinen, weniger skrupulösen Zeitgenossen gegenüber, beeinträchtigt werden konnte.

Gresham hat bei keiner Gelegenheit die Grundsätze der kaufmännischen Rechtlichkeit und Solidität verläugnet, um nur sein Interesse zu fördern. Obgleich sein Geschäftshaus sowol Protestanten als Katholiken seinen Beistand lieh, erwies er sich selbst als eifriger Anhänger der Reformation.

Königin Elisabeth, um deren Krone er sich durch weise und praktische Rathschläge hoch verdient gemacht hatte, konnte mit vollem Rechte stolz sein auf ihren „Königlichen Kaufmann“. Wenn auch ungenannt, blieb er doch die Seele ihres Finanzwesens. Die Nachwelt ist ihm schon für eine seiner Stiftungen, die „Königliche Börse“, zu hohem Danke verpflichtet. Seine beiden größten Stif-

tungen im Dienste des Handels und der Wissenschaft sind Denkmale seltener Liberalität und patriotischer Gesinnung und Zeichen eines hochgebildeten Geistes, der in Mitten des Getriebes geschäftlichen Lebens nicht die höhere geistige Wohlfahrt der Zeitgenossen außer Acht läßt. Mag auch Lorenzo von Medici durch seltenes Glück und äußere Lebensstellung, vornehmlich aber durch den Schutz, welchen er schon bei Lebzeiten den Künsten und Wissenschaften zuwandte, Englands „Königlichen Kaufmann“ überragen, so reiht sich doch dieser, Schulter an Schulter, den Fugger und Welser an, seinen vielgerühmten deutschen Zeit- und Geschäftsgenossen.

Von Gestalt über Mittelgröße, nahm Sir Thomas beim ersten Blick schon für sich ein. Sein Auftreten war das eines Mannes von Welt; es gewann durch die Liebenswürdigkeit der Manieren sowie durch die Gediegenheit seiner Kenntnisse und Erfahrungen. Der jüngere Hans Holbein hatte Sir Thomas schon in seinem 26. Lebensjahre gemalt, ebenso finden sich noch Porträts, die ebenfalls von Holbein herrühren sollen, in der großen Halle der Seidenhändler-Compagnie und zu Osterley. Alle Bildnisse zeigen uns ein angenehmes, markirtes Gesicht, sprechende Augen, eine hervorstehende, starke Nase, braunen Bart; der schwarze Wams mit dem kurzen Dolch und der Tasche, die schwarze Kappe und der schwarze Mantel scheinen Gresham's unveränderlicher Anzug gewesen zu sein. Die Orange, welche er auch auf unserem Bilde Seite 219 in der Hand hält, kann darauf hindeuten, daß er als einer der Ersten die Orangenbäume in England einführte, was in der That zu Sir Thomas' Lebzeiten stattfand, oder mag auch deshalb in das Bild aufgenommen worden sein, weil die Orangen damals an Stelle der Riechfläschchen benutzt wurden.

Sir Thomas Gresham gehörte auch der alten Freimaurer-Brüderschaft an. Er war mit Franz Russel, Grafen von Bedford, von 1547 bis 1578 Großmeister der Bauleute von England, und die Genossenschaft nahm unter der Verwaltung dieser beiden Vorsteher an Zahl und Festigkeit stetig zu. Noch heute steht Gresham's Andenken in höchsten Ehren. Nach ihm nennt sich eine der bedeutendsten Lebensversicherungen Englands: „The Gresham.“

Aber auch der größte Dichter Englands, kein geringerer als Shakespeare selbst, hat den „Königlichen Kaufmann“ in seinem „Kaufmann von Venedig“ verewigt, insofern ihm Sir Thomas Gresham, im Gegensatz zu den Wucherern und Schacherern jener Zeit, als lebendiges Vorbild des edlen Antonio von Venedig gedient zu haben scheint. Shakespeare schrieb dieses Drama, welches seinen vollkommensten Werken beigezählt wird, vor dem Jahre 1598, also ungefähr 19 Jahre nach dem Ableben des Sir Thomas. Es ist schon früher eine Stelle aus der Chronik von Holinshed (1579) über den Tod des berühmten Kaufmannes angeführt und dabei erwähnt worden, daß Shakespeare jene Quelle wiederholt für seine Dichtungen benützt habe. In der Gerichtsscene im vierten Akt des „Kaufmann von Venedig“ giebt der vorsitzende Doge dem Antonio geradezu den Namen „königlicher Kaufmann“; man erinnere sich nur an folgende Stelle, in welcher jener dem Juden Shylock mit den Worten zuredet:

„Statt daß du jetzt das dir Verfall'ne eintreibst,
Ein Pfund von dieses armen Kaufmanns Fleisch,

Wirst du nicht nur die Buße fahren lassen,
Nein, auch gerührt von Lieb' und Menschlichkeit,
Die Hälfte schenken von der Summe selbst,
Ein Aug' des Mitleids auf die Schäden werfend,
Die kürzlich seine Schultern so bestürmt,
Genug, um einen königlichen Kaufmann
Ganz zu erdrücken.“
(„Enough to press a *royal-merchant* down.“)

Wenn wir hierbei in Rechnung bringen, daß die christlichen Kaufleute den jüdischen Wucherern nicht selten die gefährlichste Konkurrenz bereiteten, so ist es klar, wie Shakespeare in seinem Werke zugleich eine der brennendsten Tagesfragen seiner Zeit dramatisch behandelt und gerade in keinem Anderen als in Sir Thomas das Vorbild zu poetischer Verherrlichung eines Kaufmanns, wie er sein soll, finden konnte. Und zu welch' dichterischer Glorie hat der große Dramatiker seinen Zeitgenossen Sir Thomas durch die Figur des edelmüthigen Antonio erhoben! Wir sehen diese liebenswürdige Persönlichkeit zwar mehr duldend als energisch handelnd auftreten, aber sonstige Züge gleichen um so mehr dem Urbild. Reich mit irdischen Gütern gesegnet, gefühlvoll in seinen Empfindungen, erscheint Antonio, gleich Sir Thomas, als ein Mann von hoher Bildung, bescheiden in seinem ganzen Auftreten, der Liebling seiner Mitbürger, umgeben von einem Kreise zahlreicher Freunde. Allein dessenungeachtet ist er nicht recht glücklich. Sir Thomas war nach dem Tode seines Sohnes ernst geworden; auch das Benehmen seiner Gemahlin mag ihn manchmal bis zur Traurigkeit verstimmt haben. Dieselbe tiefe Schwermuth bildet einen Grundzug im Wesen Antonio's. Wenn wir dies schärfer in's Auge fassen, so finden wir, daß unser Held die Interessen seines Standes mehrfach verletzt, insofern sein Herz durch die ihm auferlegten Pflichten nicht vollkommen befriedigt erscheint. Hierzu kommt noch, daß ihm eine für seine Verhältnisse viel zu ideale Richtung innewohnt, die auch in den späteren Lebensjahren bei Sir Thomas bemerkbar wird, wie seine Stiftungen beweisen. Ohne darüber so recht zum klaren Bewußtsein zu kommen, fühlt Antonio doch, daß seine Beschäftigung seine Seele nicht ganz auszufüllen vermag. Uebrigens ist seine ganze Lebensanschauung eine christliche, und auf solcher Grundlage vermag nichts seine gläubige Zuversicht zu erschüttern. Sein großartiges Gegenbild ist Shylock, der echte Vertreter seines Stammes, — nicht in seiner Herrlichkeit, sondern wie sich derselbe in Folge der Zerstreuung und eines Jahrhunderte alten Unrechts in der Periode tiefster Erniedrigung zeigt: erfüllt von der Liebe zum Golde und mit unbeugsamem Hasse gegen seine christlichen Unterdrücker, die ihm mit Hohn und Spott begegnen.

Der größte Dichter Englands hat ohne Zweifel seinem größten kaufmännischen Zeitgenossen im „Kaufmann von Venedig“ ein Denkmal setzen wollen. Das dauerndste Monument hat sich indessen Sir Thomas selbst durch die Gründung der königlichen Börse gesetzt. Nicht können die Engländer sich übernatürlicher Kräfte rühmen, obgleich ihr Schaffenstrieb ihnen Reichthümer aller Art zugeführt. Ihr Staat ist das Produkt der frühzeitlichen Gestaltung des öffentlichen Lebens eines unabhängigen, Alles nur von sich selbst erwartenden Volkes,

eines unerschütterlichen Vertrauens des Menschen in den Menschen, wie Shakespeare seinen Antonio schildert. Der Baum der englischen Volksrechte und Freiheiten ist seit Jahrhunderten so tief in einem wohlbereiteten Boden eingewurzelt, daß die Briten mit Recht ihr Vaterland als den heimischen Boden der Freiheit preisen. Von hier aus dringen die erhabensten Ideen der europäischen Civilisation in Folge der zunehmenden Ausdehnung des englischen Handels und seines kulturverbreitenden Einflusses bis in die entferntesten Theile des Erdballs. Die Endergebnisse einer so unermeßlichen Thätigkeit sind nicht allein national, sie sind universell! Könnten die Fäden, welche Großbritannien mit allen Theilen der Welt verbinden, gelöst, könnten die Quellen seiner steigenden Wohlfahrt verstopft werden, so würde England aufhören zu sein, und die Weiterbildung des noch in den Kinderschuhen stehenden Theiles der Menschheit wäre ernstlich in Frage gestellt. Aber es ist der schönste Triumph unserer Zeit, da in jedem Jahre die Verbindungen der Völker unter sich ausgedehnter u gesicherter werden, daß die gesammten Interessen der Welt, also auch Eng lands, immer inniger mit einander verwachsen, daß ein vereinzelter Fortschritt nicht mehr denkbar ist und daß unter solchen Einflüssen die Flut der Civilisation selbst wieder an diejenigen Ufer zurückschlägt, von denen sie seit Jahrhunderten gewichen war. Daß es so geworden, darin besteht vornehmlich Englands Ruhm und Hauptverdienst. Der providentielle Mann aber, welcher in der britischen Metropole das Weltinstitut gründete, welches die zunehmende Bedeutung des modernen Karthago sichern half und fortwährend im Steigen erhält, das war der **Königliche Kaufmann, Sir Thomas Gresham, der Gründer der Königlichen Börse zu London.**



Die jetzige Königliche Börse zu London.



Charles Montague.

W. Paterson, Charles Montague und die Bank von England

sammt deren Einrichtung und Geschäftsbetrieb.*)

Der Handelsverkehr zwang die Menschen, auf Auskunftsmittel zu sinnen, um die Schwierigkeiten, welche mit dem Gebrauch des baaren Geldes bei den Handelsgeschäften verbunden sind, wenn nicht zu beseitigen, doch wenigstens zu verringern. Es wurden Veranstaltungen getroffen, um Denen, die mit Geld oder Geldeswerth verkehren, die Sorge der Einkassirung und Auszahlung abzunehmen. Hierbei ergab sich noch der Vortheil, daß man Beträge, welche zwischen Personen, die sich derselben Anstalt bedienten, hin- und hergehen sollten, nur in den Büchern der vermittelnden Anstalt vom Conto des Zahlenden auf die Seite des Empfängers zu übertragen brauchte, wobei die Kasse des fraglichen Vermittlers berührt wurde. So entstanden die Girobanken. Ihren Zweck,

*) Vergl. Mag. f. Kaufl. I. 309 u. f., II. 160 u. f., sowie das „Ausland“.

die Geldgeschäfte zu erleichtern oder zu vereinfachen, erreicht die Girobank dadurch, daß sie jedem Deponenten (Darleiher) ein Folio in ihren Büchern, eine Debet- und Credit-Seite eröffnet, und Zahlungen unter den einzelnen Conto-Inhabern durch einfaches Ab- und Zuschreiben vermittelt. Sie betreibt durchaus kein Geschäft für eigne Rechnung, sondern bezieht nur von den Deponenten die zu ihrer Unterhaltung unumgänglich nothwendigen Gebühren.

Ursprünglich waren also die Banken nichts Anderes als Depositare, die sich eine Provision für Aufbewahrung der ihnen anvertrauten Gelder zahlen ließen, mit welchen sie jedoch nicht handelten, um für sich Gewinn zu erzielen. Die Girobanken dienten, wie noch jetzt die Sparkassen und Leihhäuser, als Mittel zur Erreichung eines höhern volkswirthschaftlichen Zweckes, der stets mit ihrem besonderen Nebenzweck zusammenfiel. Dieser erste Charakter und Zweck der Banken gestaltete sich indessen mit dem Laufe der Zeit anders. Je größer im Fortschreiten der Civilisation die Rolle wird, welche das bewegliche Kapital neben dem unbeweglichen spielt, je mehr der gesammte Verkehr in die Bahnen der Geld- und Kreditwirthschaft übergeht, desto mehr entwickelte sich oder entwickelt sich noch weiterhin auch das Bankwesen, das wir in seiner jetzigen Ausbildung etwas näher betrachten wollen.

Wie bei allem Handel, so finden auch beim Bankgeschäft zweierlei Thätigkeiten, Einkauf und Verkauf, statt. In Bezug auf dieses unterscheidet man fünf Arten von Banken:

1. Girobanken, welche edles Metall in Barren oder gemünzt in Verwahrung nehmen, dagegen einen Schein ausstellen und auf Verlangen wieder herausgeben, nach Abzug einer Provision. Dem Einzahlenden wird gewöhnlich in den Bankbüchern ein eigenes Blatt (Bankfolio) eröffnet. Hat er nun an einen Dritten Zahlungen zu leisten, so braucht er nur eine Anweisung zu geben, die zu zahlende Summe von seinem Blatte ab- und auf dem Blatte des Empfängers zuschreiben zu lassen. Die Bank zahlt natürlich für die empfangenen Summen keine Zinsen, weil der Eigenthümer zu jeder Zeit darüber verfügen kann, gleichsam als wenn er die Summe selbst verwahrte. Eine Bank dieser Art kann nur Handelsleuten an Ort und Stelle dienen. Eine der wesentlichsten Voraussetzungen bei den Girobanken besteht darin, daß die niedergelegte Summe stets vorhanden ist. Dies ist die älteste Einrichtung der Banken.

2. Zettelbanken, auch Umlaufs- oder Cirkulations-Banken genannt, sind solche, die das Recht haben, Banknoten auszugeben (Notenemission) d. h. Zahlungsversprechen, in welchen die Bank sich verpflichtet, jeder Zeit den darauf bemerkten Betrag in baarem Gelde dem Inhaber auszuzahlen. Dieselben sind meist in größeren Appoints ausgestellt und bieten so dem großen Verkehr, namentlich aber dem Handelsstande, ein bequemeres Ausgleichungsmittel, als Silber- und Goldstücke sind. Abgesehen hiervon bringt die Ausgabe von Noten den betreffenden Banken einen nicht unbedeutenden Gewinn, da sich dieselben nicht darauf beschränken, so viel Noten auszugeben, als sie baares Geld in den Kassen vorräthig haben, sondern oft weit über diesen Betrag hinaus gehen und so weit mehr Zinsen von ihrem Anlage-Kapital ziehen, als wenn sie blos mit diesem arbeiten würden. Der Mißbrauch, den man mit den Zettelbanken,

wie mit allen andern Zweigen des Bankgeschäftes, getrieben hat, und die belangreichen Verlegenheiten, welche zu verschiedenen Zeiten daraus entstanden, haben einen Theil des Publikums mit Mißtrauen gegen die Banken überhaupt erfüllt. Die größten Schwierigkeiten entstehen für die Banken aus übertriebener Notenemission und aus ungehöriger Verbindung der verschiedenartigsten Bankgeschäfte. In der Regel ist nämlich eine Zettelbank zugleich auch Disconto- und Depositenbank, denn die Depositenbank muß discontiren, um von den erhaltenen Einlagen Nutzen zu ziehen, und eine Discontobank wird gern Depositen annehmen, um Geld zu einem geringeren Zinsfuß zu erhalten, als der ihrige ist. Beiden aber kann es nur Vortheil bringen, wenn sie auch Noten ausgeben und selbst Girogeschäfte in den Kreis ihrer Thätigkeit ziehen. Doch wenn das Verhältniß der in Umlauf gesetzten Noten zu den baaren Fonds der Bank zu weit überschritten, wenn die Gelder, zu nicht gleich zu realisirenden Anleihen fixirt, durch Betreibung gewagter Handelsspekulationen auf eigene Rechnung zersplittert werden, dann können Handel und Kredit eines Landes in grenzenlose Verwirrung gerathen, ja die Eigenthumsverhältnisse mit einem gänzlichen Umsturz bedrohen. Doch lassen sich solche Vorkommnisse bei gehöriger Vorsicht verhindern, namentlich wenn darauf geachtet wird, daß die Notenemission mit den baaren Fonds nicht in zu großem Mißverhältniß stehe und vor allem die in Folge der Notenemission erhaltenen Kapitalien in leicht und sicher realisirbaren Forderungen angelegt werden. Als öffentliche Banken haben die Zettelbanken den Vorzug, daß sie wegen der Masse von Kapitalien, worüber sie bei den Vortheilen, die aus ihren Vorrechten hervorgehen, gewöhnlich verfügen, den Regierungen stets größere Vorschüsse auf Abgaben, Anleihen u. s. w. machen können, so daß ihr Bestehen zugleich eine Vereinfachung der Verwaltung von weitgreifender Bedeutung werden kann.

3. Discontobanken nennt man diejenigen, welche an den Orten, wo sie sich befinden, in einiger Zeit erst zahlbare Wechsel kaufen und den vereinbarten Zins für die Zeit vom Tage des Kaufs bis zum Zahlungs- oder Verfalltage vom Kapital (Wechselbetrage) abziehen. Ihr Nutzen besteht besonders darin, daß der Kaufmann und Fabrikant die in seinen Besitz gelangenden Wechsel auf den eigenen Platz sogleich zu Gelde machen kann, ohne ihren Verfalltag abwarten zu müssen, und somit das entsprechende baare Geld unverzüglich in seinem Interesse zu benutzen vermag, während die Wechsel, die er hat, wenn sie auch noch so sicher und die Unterschrift des Inhabers auch noch so gut sein mag, im gewöhnlichen Verkehr an Zahlungsstatt nicht angebracht werden können, eben weil sie noch nicht zahlbar (fällig) sind. Namentlich für den kleinen Kaufmann und Gewerbetreibenden ist eine solche Vermittelung von großem Nutzen, wenn sie längere Zeit laufende Wechsel an Zahlungsstelle erhalten, während sie doch täglich Ausgaben in kleinen Summen zu bestreiten haben, wozu sie die fraglichen Wechsel eben nicht verwenden können. Der Geschäftsbetrieb der Discontobank, der auch das Darleihen von Kapitalien nicht ausschließt, ähnelt also dem eines gewöhnlichen Banquiers.

4. Die Leihbanken oder „Lombards", also genannt nach den aus Italien in Frankreich und England eingewanderten Kaufleuten, welche dort zu-

erst diesen Geschäftszweig heimisch machten, bezwecken, Denjenigen, welche gegen gehörig gestellte Sicherheit ein Darlehen suchen, dies verzinslich zu gewähren und ihnen ohne Verkauf der Werthgegenstände dennoch das darin festgelegte Kapital vorübergehend flüssig zu machen, was unter Umständen vom allergrößten Werthe ist. Für gewöhnliche Kapitaldarlehen muß die Sicherheit des Pfandes oder die Bürgschaftsleistung bekannter, zahlungsfähiger dritter Personen von der Bank angestrebt werden. Das Unterpfand kann nun gestellt werden: entweder durch Uebergabe der Sache selbst, welche den Kapitalwerth in sich trägt, oder durch die Uebergabe von Faustpfändern, namentlich an edlen Metallen, Werthpapieren, welche ein sicheres Anrecht auf die zur Sicherheit gestellten Werthe gewähren. So geben die Lombards Geld auf Waaren, auf Hypothekenscheine, Staatspapiere, Aktien und Obligationen. Die Waaren, welche sie beleihen, sind im Anfange des bankmäßigen Lombard besonders kostbare oder dem Verderben nicht ausgesetzte, leicht aufzubewahrende Dinge: Pretiosen, Gold- und Silberbarren u. dgl., indeß werden auch andere Waaren, z. B. Kaufmannsgüter aller Art, beliehen. Weit einfacher als Beleihung von Waaren ist natürlich die von Werthpapieren, welche als Faustpfand leicht in den Gewahrsam (das Portefeuille) der Bank übergehen; beliehen werden sie nur bis zu einem Theilbetrage ihres jeweiligen Courswerthes, und zwar um so geringer, je größer die annahmsweise Möglichkeit ihrer Entwerthung ist. Unterpfandsscheine, Staats-Obligationen werden höher beliehen werden als Industrie-Aktien, deren Werth einer schwankenden Konjunktur unterworfen ist. — Die Entwickelung des Lombardgeschäftes ist überwiegend vortheilhaft, obwol es in einzelnen Fällen dazu dienen kann, die Spekulation über Gebühr zu fristen, z. B. durch Hinhaltung der Waarenpreise. Es macht aber, und dies ist die Hauptsache, möglich, daß die Besitzer reeller Werthgegenstände äußerst ungünstige Verkaufskonjunkturen überstehen können, ohne ihren Besitz verschleudern, oder Wucherzinsen zahlen zu müssen.

5. Depositenbanken sind solche, in denen das Publikum aus mancherlei Gründen große und kleine Geldbeträge niederlegt. Geld, Staatspapiere, Edelsteine und ähnliche Gegenstände werden darin aufgenommen zur Aufbewahrung in natura, und gegen Rückgabe des Empfangscheines und eine kleine Vergütung für das Bewachen dem Eigenthümer auf dessen Verlangen zurückgegeben. Ferner übergeben viele Kaufleute sowie Gewerbtreibende diesen Banken jene Gelder, die ihnen täglich zugehen und wovon sie keinen augenblicklichen Gebrauch machen können, um sich solche nach Bedürfniß wieder zurückzahlen zu lassen. Sie erhalten dann für ihr. Guthaben am Schlusse jeden Tages Zinsen, wenn auch nur geringe. Manche Banken nehmen jedoch nur unverzinsliche Depositen an. Die Vorschuß- oder Depositenbanken von Arbeitern dagegen gewähren den Einlegern kleine Ersparnisse, insbesondere solcher, welche von den Sparkassen wegen ihres geringen Betrags nicht angenommen werden können oder dürfen, mäßige Verzinsung. Durch diese Einrichtung sind derartige Banken gerade für die niedrigen Klassen, denen andere Institute selten oder gar nicht zugänglich sind, von ganz besonderem Nutzen und machen deshalb im Staatshaushalte auf Förderung Anspruch. Dem Arbeiter, überhaupt dem sogenannten „kleinen Mann“, bietet sich hier ein sicherer Ort, um seine geringen Ersparnisse aufzu-

bewahren, und nebenbei noch das Gefühl, daß sie hier sich ohne sein Zuthun durch Zinsen vermehren. Dies macht ihm Freude; er fühlt sich zu weiterem Sparen ermuntert, denn er weiß, daß durch jede neue Einlage sein Kapital, in Folge der Zinsenvermehrung, sich um so schneller von selbst erhöht. Bietet sich diesen Klassen eine solche Gelegenheit nicht, müssen sie vielmehr ihr Schatzmeister selbst sein, vorausgesetzt, daß überhaupt Alle die Willenskraft besäßen, die Sparkasse in der eigenen Hand sicher zu bewahren, so könnte den Einen der Anblick des gesparten Schatzes in irgend einer schwachen Stunde zu muthwilliger Verschwendung, überhaupt zu unnützen Ausgaben hinreißen; einem Andern würde die Sorge, daß ihm sein Schatz nicht durch Diebstahl verloren gehe, die nothwendige Ruhe des Gemüths rauben; ein Dritter würde Gefahr laufen, durch Schwindler, durch allzu vertrauensvolles Ausleihen um sein sauer erspartes Gut zu kommen und dann mit ihm zugleich die Lust zu weiterem Sparen, zu weiterer geordneter Thätigkeit einbüßen. Gewiß nur die Wenigsten wüßten es in rechter Weise aufzubewahren, und dann fehlten schließlich immer noch die Zinsen, welche eine Depositenbank ihnen gewährt.

Die Depositen sind übrigens die Grundlage weiterer Bank-Verrichtungen geworden. Um in den einzelnen Zahlungsfällen nicht genöthigt zu sein, das Depositum oder einen Theil davon beim Banquier holen zu müssen, kam man mit dem letzteren überein, daß er schriftliche Anweisungen auszahle und periodisch auf dem Depositen-Conto abrechne. Diese Anweisungen sind in England seit Jahrzehnten zu allgemeinem Gebrauche bis tief in die Mittelklasse herabgekommen; sie sind dort unter dem Namen Checks bekannt und jederzeit in einer selbst die Banknoten-Cirkulation übersteigenden Menge im Umlaufe. Die vorgewiesenen und ausbezahlten Anweisungen werden vom Banquier auf dem Depositen-Conto abgeschrieben, und wenn dies erschöpft ist, werden weitere Anweisungen nur dann angenommen, wenn der Kunde beim Banquier persönlichen Krebit besitzt. Zu bestimmten Zeiten wird das Conto abgeschlossen und der Saldo vorgetragen, oder die laufende Rechnung (Contocorrent) wird periodisch geschlossen, und was für den Kunden mehr ausgegeben worden, als er in die Bank eingelegt hat (der sogenannte Passiv-Contocorrent), wird saldirt. In der Regel nimmt der Banquier in laufender Rechnung mehr Zins für sein Guthaben, als er dem Kunden für das seinige gewährt. Zu den Checks werden meist Büchelchen mit Blättern von punktirtem Bruche genommen, um ihre Aechtheit zu kontroliren.

Die Sicherheit nun, welche eine Depositenbank darbietet, ist ein Gegenstand, über den immer mehr oder weniger Zweifel bestehen werden. Wenn eine Bank sich in der That auf ihr eigenthümliches Geschäft beschränkt und nicht auf Spekulationen von ungewöhnlicher Gefährlichkeit oder in solche, aus denen ihre Kapitale nicht leicht zurückgezogen werden können, sich einläßt, so kann sie nur in Zeiten einer Krisis oder des allgemeinen Mißtrauens in die Lage gerathen, augenblicklich ihren Verbindlichkeiten nicht nachkommen zu können. Viel wird jedoch immer abhängig bleiben von Charakter, Stellung und Vermögen der betheiligten Aktionäre oder Antheilhaber, und in Folge dessen von einer Menge von Umständen, hinsichtlich deren das Publikum nie genaue Kenntniß haben kann,

so daß, obgleich die Sicherheit, welche von vielen Depositenbanken geboten wird, unzweifelhaft der besten Art ist, dieses doch bei manchen nicht der Fall sein mag.

Man darf überhaupt nicht vergessen, daß alle Arten von Banken, als Einrichtungen menschlicher Wirthschaftsthätigkeit, wie des segensreichsten Gebrauchs, so auch des Mißbrauchs fähig sind. Die Gefahr des Mißbrauchs pflegt bei jeder Bankform in eigenthümlichen Voraussetzungen begründet zu sein. Je überreizter in einer Periode die industrielle und kommerzielle Spekulation ist, desto mehr Vorsicht thut bei Benutzung der Bankanstalten noth. Die erste und allgemeinste Tugend in Verwaltung und Benutzung alles Bankkredits ist die stete Erwägung der besondern Verhältnisse nach Zeit, Ort und Person, ein Mißtrauen gegen vorherrschende Spekulations-Richtungen, welche nie frei sind von Uebertreibungen.

Fassen wir nach diesen Vorausschickungen nun etwas näher jenes großartige Institut in's Auge, welches ein Drittel alles baaren, in Großbritannien umlaufenden Geldes besitzt und heutzutage als Regulator der gesammten Geldverhältnisse des Inselreiches auftritt. Dasselbe ist aus sehr kleinen Anfängen zu seiner gegenwärtigen Bedeutung emporgewachsen. Es verdankt seine eigentliche Entstehung der Geldnoth der englischen Regierung, welche sich in Folge derselben genöthigt sah, mit Ertheilung von Privilegien freigebiger zu verfahren, als sie sonst wol gewesen wäre.

Unsere Leser wissen, daß die frühesten Anstalten dieser Art sogenannte Girobanken waren. Das Bedürfniß nach einer ähnlichen Einrichtung hatte sich in London längst eben so fühlbar gemacht, wie in Genua oder zu Amsterdam. Während der Zeiten der ersten Revolution hatte jeder Kaufmann seinen eignen festen Geldkasten in seinem Hause, und daraus bezahlte er jede Rechnung, die ihm vorgelegt ward. Das Unbequeme und Gefährliche dieses Verfahrens hatte man längst eingesehen, aber keinen andern Ausweg gefunden, als die königliche Münzstätte zur Depositen-Anstalt zu benutzen. In dieser legten die Kaufleute und Goldschmiede — die Banquiers jener Zeit — ihre Geldvorräthe nieder und hielten dieselben für sicher und unantastbar unter königlichem Schutz. Daß dieser kein Felsen ist, auf welchen sich bauen läßt, besonders in finanziellen Dingen, hat die spätere Zeit, namentlich die Geschichte des Bankwesens, hinreichend gelehrt. Auch die Londoner Kaufleute machten diese leidige Erfahrung. Während der bürgerlichen Unruhen unter der Regierung Karl's I. kam dieser sehr oft in Geldverlegenheit. Die Versuchung lag nahe, die in der königlichen Münzstätte aufbewahrten fremden Gelder zu annektiren, und man widerstand der Versuchung nicht. Karl I. entnahm (1638) 200,000 £ aus den Gewölben, natürlich unter dem Namen eines Anlehens. Da aber die Londoner Kaufleute begreiflicher Weise keine Freunde derartiger unfreiwilliger Darlehen waren, so hüteten sie sich fortan, ihre Gelder der königlichen Münzstätte anzuvertrauen, und suchten dieselben anderweit und sicherer unterzubringen.

Die einzige Gelegenheit hierzu boten die Goldschmiede, welche in edlen

Metallen bedeutenden Umsatz hatten, deshalb stets große Summen vorräthig halten mußten und in ihren sichern Gewölben eigne und fremde Gold- und Silberbarren vor Feuersnoth und räuberischer Annektirung zu bergen im Stande waren. Zwei Comptoiristen eines Bankhauses brachten in Folge dieser neuen Einrichtung so viel fertig, als nach der alten zwanzig in verschiedenen Geschäften. Der Wechsel eines Goldschmieds konnte an einem Morgen zehnmal aus einer Hand in die andere übergehen. Zuletzt fügten sich auch Die, welche am lautesten gegen das „neue System" gemurrt, der Neuerung, und das Bankhalten ward von Tag zu Tag ein wichtigeres Geschäft. Jahrzehnte hindurch deponirten jetzt die Kaufleute ihre Gelder bei den renommirteren Goldschmieden der Lombard-Street, die bedeutenden Gewinn davon zogen. Die von ihnen über die anvertrauten Summen ausgestellten Scheine fanden bald Eingang in die kaufmännische Welt, und wurden ähnlich wie Noten von einem Besitzer auf andere übertragen, so daß Diejenigen, welche Gelder deponirt hatten, mittelst derselben Zahlungen leisten konnten, ohne ihre Gelder in natura zurückzufordern. Die Goldschmiede sahen sich hierdurch in den Stand gesetzt, die bei ihnen niedergelegten Gelder theilweise wieder zu verwenden, z. B. um Darlehen zu bewilligen, und da sie die einzigen Inhaber großer disponibler Fonds waren, so nahmen auch die Regenten oft ihre Zuflucht zu ihnen, wenn sie Geld brauchten. Sowol Cromwell wie Karl II. entliehen große Summen von denselben, die sich zu ihrer Sicherheit einen Theil der Steuereinkünfte anweisen ließen. In etwas anderer Form war dies dieselbe Manipulation, welche auch heute noch zuweilen von Finanzministern angewendet wird, um eine leere Staatskasse zu füllen.

Die Goldschmiede sollten indeß bald erfahren, daß sie ihre Gelder nicht in die königlichen Münzstätten zu tragen brauchten, um sie zu verlieren. Als Karl II. gegen den Willen des englischen Volkes einen höchst kostspieligen Krieg gegen Holland führte, reichten die gewöhnlichen Einkünfte nicht aus. Das Parlament verstand sich nur zu einer Bewilligung von 800,000 £. Da gaben einige Diener Karl II. den Rath, die Goldschmiede, welche der Regierung nahezu 1,300,000 £. gegen Verpfändung eines Theiles der Steuereinkünfte auf kurze Zeit geliehen hatten, nicht zu bezahlen. Die Verhältnisse — so wurde ihnen eröffnet — erlaubten nicht, das Kapital zurückzuzahlen, man werde es verzinsen. Dieser bequeme Behelf, oder vielmehr dieser schmähliche Vertrauensbruch, war der Ruin einer großen Anzahl von Geschäftsleuten, da die Goldschmiede ihre Verbindlichkeiten gegen dieselben nicht erfüllen konnten. Ganz England empfand die Wirkungen dieser Bankerotte.

Die Rolle der Goldschmiede als Depositenkassen-Inhaber war nun ausgespielt, aber auch die Regierung mußte ihre Handlungsweise büßen. Sie fand Niemand mehr, der ihr ein Darlehen verschaffen konnte, so daß sie sich zu Ende des 17. Jahrhunderts, wie Anderson erzählt, in ihrer Noth an den Gemeinderath von London mit der Bitte um 200,000 £. wenden mußte. Aber diese Aushülfe war eben nur eine unzulängliche Nothhülfe.

Dies geschah im Jahre 1694, dem Gründungsjahre der Bank von England.

„Zum Kriegführen braucht man Geld und nochmals Geld und abermals Geld!" Dies ist bekanntlich schon der militärische Glaubenssatz des großen

Montecuculi gewesen. Nicht etwa der Gedanke, eine wünschenswerthe Unterstützung dem Handel zu schaffen, durch die Erleichterung, Pfänder zu beleihen, oder größere Summen vermittelst Papiergeld oder Zuguteschreiben in viele Hände so sicher, schnell und billig als möglich übergehen zu lassen, rief im Jahre 1694 das größte Geldinstitut der Welt, die englische Bank, ins Leben, sondern es war der Krieg, den Wilhelm III. von England gegen Frankreich zu führen hatte, zu dem er Geld und abermals Geld und nochmals Geld brauchte. In der Politik wie im Handel bewahrheitete sich wieder einmal das alte wahre Wort: quaerenda pecunia primum est (stets ist Geld die Hauptsache).

Die Voranschläge im englischen Staatsbudget für das Jahr 1694 waren beträchtlich, und das Haus der Gemeinen, dem ausschließlich die Geldverwilligungen zustehen, beschäftigte sich mit Finanzangelegenheiten der ernstesten Art. Der König hatte nämlich den Vorschlag in das Haus der Gemeinen einbringen lassen, die regelmäßige Armee, ohnehin schon die größte, die England je unterhalten, durch zwölf Regimenter Reiterei und fünfundzwanzig Regimenter Fußvolk zu vermehren. Wiewol König Wilhelm eine solche Machtentfaltung zur weiteren Kriegsführung gegen Frankreich für unerläßlich hielt, so waren die Tories im Hause der Gemeinen doch entschlossen, die Truppenvermehrung zu verweigern, während die Whigs, geführt von Charles Montague und Wharton, sich geneigt zeigten, alle Forderungen zu bewilligen. Nach langen und heftigen Kämpfen bewilligte man den größten Theil der Forderung des Königs, nämlich zehn Reiter- und fünfzehn Infanterie-Regimenter. Die nöthigen Ausgaben für eine Landmacht von nunmehr 83,000 Soldaten beliefen sich auf $2^1/_2$ Million; die Ausgaben für die Seemacht fanden bei den Whigs und Tories keinen Widerstand, weil beide Parteien damit einverstanden waren, die Herrschaft Englands zur See um jeden Preis aufrecht zu erhalten. Bei näherer Inbetrachtnahme der Aufbringung der nöthigen Mittel stiegen die Verlegenheiten von Tag zu Tage. Trotz Heranziehung außerordentlicher Hülfsquellen, als der Besteuerung aller Miethkutschen der Hauptstadt, welche beiläufig gesagt unter den Frauen der Kutscher einen förmlichen Aufstand um die Westminsterhalle hervorrief, befand man sich Angesichts eines bedeutenden Defizits — und sah sich zu einem neuen Anlehen gezwungen. Dasselbe suchte man durch eine neue Abgabe auf Salz und durch andere kleinere Steuern aufzubringen, und zwar auf dem Wege einer Lotterie, durch welche man vermittelst hunderttausend Aktien von je 10 £. eine Million zu erlangen hoffte. Die Interessen jeder Aktie sollten jährlich 20 Schillinge, also 10%, betragen, und das Kapital nach 16 Jahren rückzahlbar sein, für Kapitalisten freilich keine verlockende Perspektive.

Das Jahr 1694, in welches die Gründung der Londoner Bank fällt, hat lange einen schlechten Nachruf genossen, in Folge einer Menge damals vorgekommener Schwindeleien. Unzählige Bank- und Aushülfsprojekte waren aufgetaucht, deren Urheber große Unternehmungen auf Aktien gründeten und die Course derselben möglichst hinauftreiben wollten, um die mehr oder weniger werthlosen Papiere zur rechten Zeit wieder loszuschlagen und hierauf sammt dem gemachten Gewinn zu verschwinden. Just gerade wie in unseren Tagen! Und trotz aller Enttäuschungen ging das Publikum doch immer wieder auf die Leimruthe.

Zum Gelingen der eingeleiteten Regierungsanleihe war also ein besonderer Lockvogel von Nöthen, und man glaubte ihn gefunden zu haben, indem man auf jede vierzigste Aktie höhere Verzinsung versprach, als auf die 39 vorhergehenden. Die zu diesem Zwecke ausgesetzten Gewinnste sollten durch eine Lotterie entschieden werden. Ihre Einrichtung ward einem Abenteurer Namens Neal anvertraut, was gerade nicht dazu beitrug, den Manipulationen eines in Verlegenheit befindlichen Gouvernements größere Achtung zu verschaffen. Dennoch gelangte man auf diesem Wege zum Ziele und erhielt zu den durch Steuern zusammengebrachten zwei Millionen die dritte. Es war jedoch eine vierte Million erforderlich, um die Einnahmen mit den Ausgaben in Einklang zu bringen. In dieser Staatsnoth war es nun der zweite Leiter der Whigpartei im Unterhause, der geniale Charles Montague, der einen Plan in Bereitschaft hielt, für den er die Zustimmung des Unterhauses unter dem Druck der größten Verlegenheit zu erlangen hoffte. Dieser Plan rührte zwar nicht von ihm selbst her, seine Durchführung ist aber seinem kühnen Geiste allein zuzuschreiben. Mit der ganzen Energie eines weitblickenden Geistes ging er an's Werk, als ihm die noch großartigeren kommerziellen und politischen Vortheile vor die Seele traten, welche jener Plan bot, unendlich folgenreicher und bedeutsamer als die augenblickliche Befriedigung des Staatsbedürfnisses. Schon seit längerer Zeit hatte man sich mit dem Gedanken beschäftigt, zur Erleichterung der Geldverhältnisse eine Leih- oder Zettelbank in London zu gründen. Von verschiedenen Seiten waren dem Parlamente Pläne dazu vorgelegt worden. Unter allen Vorschlägen schien der von William Paterson dem whiggistischen Staatsmann Montague vorgelegte ein sicheres Auskunftsmittel, um nicht allein die Staatsbedrängnisse des Jahres 1694 zu heben, sondern auch eine große nationalwirthschaftliche Einrichtung ins Leben zu rufen, die dieser Staatsmann noch zu seinen Lebzeiten unter allen Wechselfällen als das Bollwerk seiner Partei und in gefährlichen Zeiten als die Grundfeste der protestantischen Regierungsnachfolge betrachten durfte.

Die Stiftung der englischen Bank ist demnach das gemeinsame Werk des großen Staatsmannes Charles Montague und des schottischen Abenteurers William Paterson. Bereits hatte sich König Wilhelm genöthigt gesehen, sich mehr den Whigs anzuschließen, zumal auch sie der Regierung sich immer mehr näherten und dieser zur Stütze dienten. Zwanzig Jahre lang dauerte das Uebergewicht dieser mächtigen Partei im Parlamente, und während dieser Jahrzehnte denkwürdiger geistiger Umwandlungen behaupteten sich bis zum Regierungsantritt Georgs von Hannover Russel Sommers, Thomas Wharton und Charles Montague als Leiter der Whigs, unter dem Namen der „Junto."

Charles Montague war der jüngere Sohn eines jüngeren Bruders des Hauptes seiner alten Familie, mit der trüben Aussicht, Titel und Mittel eines Grafen nach dem Aussterben aller älteren Glieder des Hauses zu ererben. In Folge seiner Geburt als nachgeborner Sohn eines verzweigten Hauses eigentlich nie aus bedrängten Verhältnissen herausgekommen, sah er sich zeitweilig zu einer Abhängigkeit, die er widerwillig ertrug, oder zu Wagnissen verurtheilt, in welche sich zu stürzen seinem Temperamente vielleicht angemessener sein mochte. Die Montague's gehörten zu den eingewanderten Familien aus den Zeiten des

„Eroberers“. Charles war von väterlicher Seite Vetter dreier Grafen. Seine aussichtslose Stellung schien seine Bestimmung zur Kirche zu rechtfertigen, zu welchem Zwecke er in der Westminsterschule zu London vorgebildet ward. Als bester lateinischer Verseschmied nach Cambridge in das Trinity-College gesandt, saß unser Held als einer der vielversprechendsten Schüler zu den Füßen des berühmten Newton. Schon auf der Hochschule zeichnete er sich als eleganter Dichter aus. Gemeinschaftlich mit dem nachmals berühmten Prior, seinem intimen Freunde und Studiengenossen, verfaßte er die berühmt gewordene Parodie „Die Stadt- und Landmaus“ zur Verspottung des Dryden'schen Gedichtes „Die Hirschkuh und der Panther.“ In London, wo er sich als Gelegenheitsdichter und Witzbold in den Klubs auszeichnete, schwankte seine Wahl noch zwischen Politik und Kirche; doch bald wurde es ihm klar, daß nach dem Siege der englischen Revolution von 1689 die Anwendung parlamentarischer Fähigkeiten ihm gar bald einen viel höheren Einfluß in Aussicht stellen würden. Er bewarb sich deshalb, von Lord Dorset unterstützt, dem es Freude machte, junge Männer von Talent sich zu befreunden, um einen Sitz im Hause der Gemeinen. Hiermit gab er das Streben nach Dichterruhm auf und widmete sich von nun an ernsten Staatsangelegenheiten. Da der junge Politiker alle andern Redner in der Debatte wie in der Behandlung finanzieller Gegenstände übertraf, so befand er sich im 37. Lebensjahre als Lord-Schatzkanzler in der Stellung eines Ministers und Unterregenten des Königreichs. In späteren Lebensjahren wurde er Mitglied des Oberhauses und genoß 12,000 £. Jahresgehalt. Er bewohnte an der Themse die schönste aller dortigen Villen. Diese steigende Verbesserung seiner Lebensverhältnisse verdankte jener ausgezeichnete Mann nicht etwa der Gunst, sondern vornehmlich der unbestrittenen Ueberlegenheit seiner Talente und seines Geistes; glänzende Eigenschaften, welche die gewiegtesten Staatsmänner und Redner, ein Godolphin, ein Thomas Littleton u. A. bereitwillig anerkannten, indem sie zu ihm als ihrem überlegenen Meister mit Bewunderung emporblickten. Bis auf diesen Tag lassen sich nach vielen Richtungen der finanziellen und kommerziellen Mustergebahrung Englands hin die Spuren der wunderbaren Intelligenz und des hohen Geistes Montague's erkennen. Seine bittersten Feinde mußten ihm die Anerkennung zu Theil werden lassen, daß die von ihm vorgeschlagenen Reformen sich als höchst bedeutsam für den Wohlstand der Nation erwiesen hatten. Kein englischer Staatsmann bis auf den heutigen Tag, von Pitt bis Peel und Gladstone, hat größeres Anrecht auf die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen. Lord Montague gebührt das Lob schöpferischer Willenskraft und außerordentlicher Klarheit des Geistes im Erkennen und Benutzen guter Ideen und zeitgemäßer Gedanken. Er würdigte die Bestrebungen und Fortschritte Anderer und wußte seine Zeitgenossen unvermerkt in die gewonnenen neuen Bahnen zu leiten. Sein unsterbliches Verdienst ist es, unter dem Wuste von Vorschlägen seitens unzähliger Projektenmacher gerade denjenigen zukunftsreichen volkswirthschaftlichen Plan herausgefunden zu haben, der sich zeitgemäß und praktisch erwies und welcher sich den drängenden Verhältnissen am leichtesten anpassen ließ.

Unter der Regierung Wilhelm's III. erinnerten sich noch gar manche ältere Personen der Tage, während derer es in London nicht ein Bankgeschäft im Sinne einer vorgeschrittenen Zeit gab. Als ältestes Bankhaus gilt das von uns schon früher erwähnte des Francis Child, der bei einem Goldschmiede gelernt, dessen Tochter geheirathet und dessen bedeutendes Vermögen geerbt hatte. Die Bücher dieses Hauses, das uns auch später noch beschäftigen wird, reichen bis 1020 hinauf. Man behalf sich noch gegen Schluß des XVII. Jahrhunderts so gut es ging.

Immer wieder machte sich jedoch das Bedürfniß einer größeren Sicherung und Erzielung naheliegender Vortheile fühlbar. Man begann demnach ernstlich die Frage zu erörtern, ob die Errichtung einer „öffentlichen", „National-" oder „Landesbank" nicht endlich an der Zeit sei. Die allgemeine Stimmung schien einem solchen Unternehmen durchaus geneigt, und die auf dem Kontinente gemachten Erfahrungen bezeugten die Zweckmäßigkeit und Rentabilität ähnlicher Institute. Seit Jahrhunderten waren vornehmlich vier Banken, die Bank zu Venedig, die Bank St. Georg zu Genua (eigentlich Casa di San Giorgio), die Bank von Amsterdam und die von Hamburg durch ganz Europa berühmt. Auf jenen großen, unfern des Meeres gelegenen Handelsplätzen, Mittelpunkten mächtiger Republiken, strömten die edlen Metalle und Münzen aus der ganzen Welt zusammen. Die älteste Bank, die zu Venedig, entstand genau in Folge derselben Ursache, wie die zu London; die Republik von San Marco befand sich öfters in Geldverlegenheit und sah sich in den Jahren 1156, 1480 und 1510 wiederholt genöthigt, Kontributionen von ihren Bürgern zu erheben, wofür sie denselben Renten-Zusicherungen nach einem gewissen Prozentsatze verlieh. Die Renten für das erzwungene Anlehen von 1156 erloschen, dagegen wurden die Bureau's für die Auszahlung der Renten, welche für die beiden andern Anlehen fällig wurden, vereinigt und so entstand daraus im Laufe der Zeit die Bank von Venedig. Sie war ihrem Wesen nach eine Depositenbank. Obgleich ohne Kapitaleinlagen gegründet, waren ihre Assignationen oder Wechsel doch ohne ein Draufgeld (Agio) kaum zu erlangen, und es waren diese Scheine im Handel und Wandel meist viel gesuchter, als das umlaufende Geld der Republik. Die Bank von Genua wurde 1407 gegründet. Auch bei ihrer Einrichtung scheint als Bedingung ihrer Zulassung die Beschaffung eines Anlehens gestellt worden zu sein, für welches die Insel Corsica und andere Ländereien als Pfand geboten wurden. Die bei der Bank Betheiligten wählten acht Mitglieder aus ihrer Mitte als Verwaltungsbehörde. Diese Bank soll zuerst Noten ausgegeben haben bis zum Belaufe ihrer Forderungen an den Staat, welcher diese Noten für gesetzliche Umlaufsmittel erklärte. Die Bank von Amsterdam wurde am 31. Januar 1609 gegründet, nicht um den Finanzen des Staats aufzuhelfen, sondern aus kaufmännischen Absichten und nach strengen, diesen entsprechenden Grundsätzen. In Amsterdam, dem damaligen großen Mittelpunkt des Welthandels, liefen die Münzsorten von ganz Europa um, von denen aber viele so abgenutzt und verbraucht waren, daß ihr durchschnittlicher Werth oft viel niedriger stand, als ihr Münzgehalt war. In Folge dessen wurden die Münzen öfters eingeschmolzen und zeitweilig große Mengen exportirt, wodurch der Geldumlauf der Stadt

bedenklichen Schwankungen ausgesetzt war. Deshalb beschlossen die Kaufleute von Amsterdam, nach dem Vorbild zu Venedig, in ihrer Stadt eine Bank zu errichten. Dieselbe gab einen Kredit auf ihre Bücher oder Bankgeld für Deposita. Nach dem Muster der Amsterdamer Bank wurde 1619 die Bank zu Hamburg*) angelegt, welche als Depositenbank der Uebertragung von Beträgen von der Rechnung eines Conto-Inhabers auf die eines Anderen diente. Sie war Depositen- und Girobank und ließ sich niemals mit dem Staate in Geschäfte ein.

Die außerordentlichen Geldmassen, die sich in Verwahrung aller dieser Anstalten befanden, das Vertrauen, welches dieselben einflößten, der Wohlstand, den sie schufen, ihr Feststehen trotz Kriegsschrecken und anderer Heimsuchungen waren glänzende Lockungen für Kaufleute, Merchant-Adventurers und Staatsmänner. Namentlich war die Bank St. Georg zu Genua das Ideal der Engländer, da sie beinahe ihr drittes Jahrhundert glücklich zurückgelegt. Sie hatte Depositen in Empfang genommen und Anleihen vermittelt, ehe Columbus den Atlantischen Ozean durchschifft, ehe Vasco de Gama das Kap der guten Hoffnung umsegelt hatte, als noch ein christlicher Kaiser zu Konstantinopel regierte und ein muhamedanischer Sultan zu Granada, als Florenz eine Republik war und Holland einem Erbfürsten gehorchte. Das Alles war anders geworden, neue Länder und neue Meere waren entdeckt, der Halbmond des Türken hatte das Kreuz in Konstantinopel verdrängt, und in Granada, Florenz und anderen Theilen Italiens herrschten andere Regenten, Holland war eine Republik geworden, — aber die Bank von Genua war ununterbrochen thätig geblieben. Weshalb sollte in London eine Bank nicht eben so am rechten Platze sein, wie jene Banken von Genua und Amsterdam? Schon vor dem Regierungsende Karl's II. waren verschiedene Pläne an's Tageslicht getreten, geprüft, angegriffen und vertheidigt worden. Ein Vorschlag stellte eine „Nationalbank“ unter die Aufsicht des Königs, ein anderer unter die Leitung des Lordmayors, der Aldermänner und des Gemeinderathes der City. Nach der Revolution hatte die politische Ruhelosigkeit eine Menge neuer, abenteuerlicher Projekte ausgebrütet, von denen die des John Briscoe und Hugh Chamberlayne die hervorragendsten sind. Hiernach wäre Heilung und Hebung für jede Unordnung und Stockung im Staate von einer „Landbank“ zu erwarten; auch das Wunder würde sie bewirken, daß die Bewohner keine Steuern mehr zu bezahlen brauchten, und dennoch würde der Staatsschatz stets zum Ueberfließen gefüllt sein! Das Alles verkündeten die Erfinder des Projektes ganz ernstlich, und sie glaubten es vielleicht selbst, wenn sie versicherten, fortan werde sich das Einkommen jedes Landeigenthümers verdoppeln und der Gewinn jedes Kaufmannes sich stetig vermehren. Sie nannten ihr Projekt eine „Landbank“, weil sie große Massen von Noten auf die Sicherheit des Landbesitzes fundiren wollten. Sie stellten die Lehre auf, daß Jeder, der wirkliches Eigenthum besäße, auch Papiergeld im vollen Werthe dieses Eigenthumes zu besitzen und in Umlauf zu bringen habe, so daß, wenn sein Besitzthum 2000 £. werth sei, er füglich daraufhin 2000 £.

*) Die erste deutsche Wechselbank, zu deren Errichtung Kaiser Maximilian I. seine Genehmigung ertheilte, entstand im Jahre 1498 zu Nürnberg.

in Papiergeld besitzen sollte. Aber Chamberlayne bedachte nicht, daß der Werth eines Gutes, wie dessen Dauer, dem Wechsel unterworfen sei. Er legte seinen Plan im Dezember 1693 in seiner ganzen Unhaltbarkeit dem Hause der Gemeinen vor. Die Landbesitzer im Hause setzten es durch, daß derselbe durch ein Comité geprüft und als dem Wohl der Nation zweckdienlich befunden wurde. Anders dachten die Sachverständigen. Sie machten das Projekt so anhaltend und unerbittlich lächerlich, daß die Sache auf sich beruhen blieb. Hierdurch ward das Land vor einem großen Unglück bewahrt.

Nicht alle Projektenmacher waren jedoch so überspannt wie Chamberlayne. Zu den wahrhaft praktischen Köpfen gehörte unter Anderen William Paterson, ein zwar genialer, aber nicht immer scharfsinniger Spekulant. Aus seinem früheren Leben ist wenig bekannt. Von Geburt ein Schotte, hatte er ein abenteuerliches Leben geführt, sich in Westindien herumgetrieben und die unglückliche Darien-Expedition geleitet, weshalb ihn in der neuesten Zeit der Romanschreiber Warburton zum Helden seines Romanes „Darien" auserkor. Das, was wir von seinem Leben bestimmt wissen, verdanken wir seinem Biographen Banister (The life and the trials of William Paterson, London 1838). Seine Freunde behaupten, daß er ein Missionär gewesen; seine Feinde beschuldigen ihn, Seeräuberei getrieben zu haben. Er war von Natur mit einer sehr fruchtbaren Erfindungs- und Einbildungskraft ausgerüstet, feurigen Temperaments und besaß eine gewisse Art von Ueberredungsgabe. Im Verlauf seines abenteuerlichen Lebens fehlte es ihm nicht an Gelegenheit, sich achtungswerthe Kenntnisse in der praktischen Mathematik anzueignen. Schon im Jahre 1691 hatte William Paterson den Plan zu einer Nationalbank der Regierung unterbreitet, der auch von Staatsmännern und Kaufleuten günstig aufgenommen worden war. Jahre vergingen jedoch, ohne daß Etwas hierauf erfolgte, bis im Frühling 1694 die unglückliche Nothwendigkeit an die leeren Kassen der Regierung und an die Thore des Parlamentes pochte. Jetzt endlich wurde der praktischste aller Pläne, welchen der fast vergessene schottische Abenteurer in seiner Genialität kühn entworfen, von einem eben so kühnen Staatsmann ernstlich aufgegriffen.

Charles Montague sah indessen ein, daß er einen als Finanzgröße und Genie in der City geltenden Kaufmann in das Interesse ziehen müsse, um die Sache durch diesen in der Altstadt von London — im Parlamentshause war er des Sieges sicher — durchzusetzen. Er verband sich zu diesem Zweck mit Michael Godfrey, einem der fähigsten, redlichsten und reichsten Handelsfürsten jener Zeit, der, wie Montague selbst, ein eifriger Whig war und eben so viel Energie wie klaren Verstand besaß. Diese beiden Männer vertraten Vaterstelle bei Paterson's Kindlein. Das Prüfungscomité des Unterhauses gab ein günstiges Votum ab, und ein Gesetzesvorschlag, dessen Titel zu vielem Spott Veranlassung gab, wurde auf den Tisch des Hauses niedergelegt. Der Parlamentsakt vom 27. Juli lautete nämlich: Ein Akt, verschiedene Tonnengelder (tonnage, weshalb auch die Bank im Anfange den Namen tonnage-bank führte) und Schiffsabgaben, Steuern auf Biere und andere Getränke Ihren Majestäten, und gewisse Belohnungen und Vortheile des betreffenden Aktes solchen Personen zu bewilligen, welche freiwillig die Summe von 1,500,000 £. zum Betriebe des Krieges

gegen Frankreich hergeben.*) Der Spott war dem Anschein nach durchaus gerechtfertigt, denn wer hätte vermuthen sollen, daß durch jenen Gesetzesvorschlag, auf Tonnengelder freiwillig die genannte Summe vorzuschießen, die größte Geldverkehrsanstalt der Welt gegründet werden würde! Für dieses Anlehen zu Gunsten des öffentlichen Dienstes im Belaufe von 1,500,000 £. sollten die Subscribenten 8% Zinsen (damals ein mäßiger Zinsfuß) erhalten, weiterhin für Verwaltungsunkosten 4000 Pfd. Sterl., im Ganzen jährlich 100,000 Pfd. St. In den frühesten Urkunden wird das große Institut für den Geldverkehr als „Principal bank of deposit and circulation“ aufgeführt, seit 27. Juli 1694 operirt es unter der offiziellen Firma „Der Gouverneur und die Compagnie der Bank von England“, unter welchem Namen die Aktien-Inhaber in eine Gesellschaft vereinigt (incorporated) wurden. In dem vom selben Tage datirten Freibriefe wurden die Befugnisse dieser Korporation dahin zusammengefaßt, „daß die Gesellschaft berechtigt sein sollte, Gelder, Ländereien, Renten, Wohnungen und Besitzungen jeder Art zu kaufen, zu genießen und sie für sich und ihre Nachfolger zu behalten; alle Arten von Gütern und beweglichem Vermögen zu kaufen und zu erwerben, insofern sie dabei nicht durch Parlamentsakte gehindert werde, und auch dieselben zu übertragen, zu hinterlassen und zu veräußern.“ Indessen wurden der Genossenschaft keine ausschließlichen Privilegien zugestanden; es war ihr verboten, sich in irgend eine andere Art von kaufmännischen Unternehmungen einzulassen, als die, Geschäfte in Wechseln und in Gold und Silber zu machen; sie sollte dagegen das Recht haben, Geld auf verpfändete Güter oder Waaren vorzuschießen und in öffentlicher Auktion solche Güter zu verkaufen, welche in einer festgesetzten Zeit nicht eingelöst worden waren. Auch wurde der Bank das Recht ertheilt, bis zum Betrag ihres Kapitals Noten (Papiergeld) auszugeben und Depositen gegen Zinsen anzunehmen. Weitere Bestimmungen waren folgende: „Die Leitung und Verwaltung der Korporation soll einem Gouverneur und vierundzwanzig Direktoren anvertraut werden, welche jährlich zwischen dem 25. März und 25. April aus der Zahl der hierzu befähigten Mitglieder der Compagnie gewählt werden; keine Dividende soll zu irgend einer Zeit von dem erwähnten Gouverneur und der Compagnie außer aus den Zinsen, dem Gewinn oder dem Ertrage gemacht werden, welche aus dem erwähnten Stammkapital oder Fonds oder durch solche Geschäfte, wie sie durch Parlamentsakte erlaubt sind, entstehen.“ „Die Mitglieder müssen geborene oder naturalisirte Unterthanen Englands sein; sie müssen für sich und zu ihrem eigenen Gebrauche, der Gouverneur wenigstens 4000 £., der Vizegouverneur 3000 £. und jeder Direktor 2000 £. des Stammkapitals der besagten Korporation besitzen.“ „Dreizehn oder mehr der berechtigten Bankaktionäre bilden den Hof der Direktoren zum Zweck der Verwaltung der Angelegenheiten der Compagnie und zum Behufe der Anstellung aller Beamten und Diener.“ „Jeder wahlberechtigte Aktionär muß für sich und seinen eigenen Gebrauch 500 £. oder mehr im Bankantheile haben, kann jedoch nur eine Stimme

*) Das Bankkapital wurde später, nachdem die erste Krise überstanden war, auf 2,201,171 £. erhöht, um ähnlichen Vorfällen zu begegnen.

abgeben. Er muß, wenn er dazu von irgend einem berechtigten Mitgliede aufgefordert wird, den Betrag seines Bankantheils beschwören, oder er muß seinen Besitz wenigstens in bestimmter Weise deklariren, falls er ein „Quäker" ist." (So reich und hochgeachtet in der englischen Handelswelt war damals bereits jene kleine religiöse Genossenschaft, die vierzig Jahre früher unter dem Protektorate Cromwell's der vorher unbekannte Schuster Fox gegründet hatte!) „Vier allgemeine Haupt-Hofversammlungen müssen in jedem Jahre in den Monaten September, Dezember, April und Juli gehalten werden; ein allgemeiner Zusammentritt des Hofes (Court) kann außerdem zu jeder Zeit auf Verlangen von neun Eigenthümern, (gehörig befähigten Wählern) berufen werden." Die Majorität der Wähler übt in diesen Hauptversammlungen die Gewalt aus, Nebenbestimmungen und Regeln für die Verwaltung der Korporation zu erlassen, vorausgesetzt daß diese Bestimmungen nicht den Gesetzen des Königreichs widerstreiten und daß sie in Gemäßheit der Statuten, die für einen solchen Fall vorgesehen sind, bestätigt und gebilligt werden." — Ein furchtbarer Federkrieg brach aus, als der Plan vor der Genehmigung des Gesetzesvorschlags bekannt ward. Namentlich fielen die anderen zahlreichen Projektenmacher, die sich des Beifalles der Regierung nicht erfreuten, über ihren glücklichen Mitbewerber her. Vorzugsweise erhoben alle Goldschmiede und Pfandverleiher einen furchtbaren Lärm. Die unzufriedenen Tories prophezeiten im Voraus den Sturz der Monarchie; Banken, die republikanische Institutionen waren, gleich denen zu Venedig, Genua, Amsterdam und Hamburg, hätten nie in und neben einer Monarchie bestanden. Wer hätte von einer Bank von Frankreich*) oder Spanien gehört? Andererseits machten einzelne unzufriedene Whigs geltend, daß durch eine Bank die Freiheiten des Volkes in Gefahr geriethen, daß damit der Tyrannei eine furchtbarere Waffe in die Hand gegeben werde, als jemals die hohe Kommission oder die Sternkammer besessen; der ganze nationale Reichthum befände sich ja in den Händen dieser „Tonnenbank" und diese Tonnenbank wiederum in den Händen des Monarchen. Die größte Geldmacht, die größte Sicherheit aller Rechte der Engländer, ginge dann vom Haus der Gemeinen auf den Gouverneur und die Direktoren der neuen Compagnie über. Dieser letzte Anklagepunkt war wirklich von einigem Gewicht, und Charles Montague wie Michael Godfrey gaben dies auch einigermaßen zu, weshalb der Akte mit allem Vorbedachte eine Klausel hinzugefügt wurde, nach welcher

---

*) Die Bank von Frankreich, an Größe und Bedeutung die nächste nach der Bank von England, ward im Jahre 1800 gegründet, aber erst 1806 auf eine solide Basis gestellt. Ihr ursprüngliches Kapital von 45 Millionen ward 1806 auf 90 Millionen erhöht, in 90,000 Aktien von je 1000 Francs eingetheilt. Ihr Kapital betrug bis zum Jahre 1848 67,900,000 Francs mit einem späteren Reservefond von 12,980,750 Francs. Seit 1806 genoß die Bank in Paris allein das Recht, auf Verlangen zahlbare Noten auszugeben, was ihr bis jetzt verblieben ist. Ihr Freibrief und ihre Privilegien sind durch Gesetze zu verschiedenen Zeiten verlängert und verändert worden, können aber nach den bestehenden Bestimmungen vor 1897 nicht aufgehoben werden. Ihr Noten-Umlauf betrug am 15. August 1866 970,000,000 Francs, der Metallwerth derselben 730,842,000 Francs, ihr Wechsel-Portefeuille 614,586,000 Francs, ungerechnet 78,650,000 Francs gewährter Vorschüsse.

die Bank der Krone ohne besondere Erlaubniß des Parlamentes Geldvorschuß nicht leisten dürfte. Jegliches Dawiderhandeln sollte mit einer die fragliche Summe dreimal übersteigenden Geldstrafe geahndet werden, und der König nicht die Gewalt haben, irgend einen Theil der Strafe zu erlassen. Leichter, als man nach dem vorhergehenden wilden Sturm erwarten konnte, erhielt der verbesserte Plan die Zustimmung des Hauses der Gemeinen. Sie erfolgte um so leichter, weil Gefahr im Verzuge und Geld überaus nöthig war; auch das Parlament wußte auf keine andere Weise Rath zu schaffen. Noch mußte indessen der Gesetzesentwurf das Haus der Lords passiren, von denen Einige den Plan im Verdacht hielten, er sei von der Absicht ausgebrütet, den Zinsfuß auf Kosten des Grundbesitzes zu erhöhen, während wiederum Andere sich dahin aussprachen, daß der Plan ihnen in der vorgebrachten Form nicht hätte vorgelegt werden sollen. Sie gaben zu bedenken, ob es gerathen sei, eine Genossenschaft in's Leben zu rufen, welche eines Tages im Stande wäre, die ganze kommerzielle Welt zu bevormunden. Wie solch' eine Korporation zusammenzusetzen sei, das waren zudem Fragen, meinte man, welche nicht blos von Einem Zweig der gesetzgebenden Gewalt zu entscheiden seien. Die Lords sollten alle Einzelnheiten der vorgeschriebenen Maßregeln sorgfältig prüfen und Verbesserungen vorschlagen. Es wäre ja unerhört, wenn die so wichtige Bank-Akte in das Oberhaus als ein Theil eines Gesetzes eingeführt werde, um der Krone die nöthigen Geldmittel zur Kriegsführung zu verwilligen. Als die in Rede stehende Gesetzesvorlage endlich im Hause der Lords zur Berathung gelangte, befand man sich im Anfange des Monats Mai. Die eigentliche Parlaments-Saison war bereits vorüber und viele vornehme Familien hatten schon London den Rücken gekehrt und ihren Aufenthalt mit ihren Landvillen vertauscht. Nichtsdestoweniger wurden die Lords von allen Seiten „zusammengepeitscht"! Der letzte Schlachttag, an welchem über den Gesetzesentwurf entschieden wurde, dauerte ohne Unterbrechung von 9 Uhr Morgens bis 6 Uhr Abends. Godolphine nahm den Stuhl des Lordkanzlers ein und die Lords Nottingham und Rochester schlugen vor, alle auf die Bank bezüglichen Klauseln zu streichen. Einen größeren Eindruck machte auf die Väter des Landes die Hinweisung, der Plan scheine ganz dazu angethan, Diejenigen, welche Geld zurückgelegt hätten, zu bestimmen, es lieber fortan in der Bank niederzulegen, als auf Hypotheken zu mäßigen Interessen auszuleihen. Dennoch ging die Bill durch und dieselbe erhielt nach wenigen Stunden die königliche Sanktion. Auch in der City war der Erfolg dem Werke William Paterson's gesichert.

Man fürchtete anfänglich zwar, daß bei dem Aufbringen einer Million zu 8% die Beträge nur langsam gezeichnet werden würden; die neue Kapitalanlage war von Anfang an jedoch so populär, daß am ersten Tage der Einzeichnung 300,000 £. unterschrieben, in den nächsten 40 Stunden dieselbe Summe und in den nächsten 10 Tagen zum Entzücken aller Freunde der Regierung die Liste für geschlossen erklärt werden konnte. Die ganze Summe, welche die Bankgenossenschaft dem Staate zu leihen hatte, wurde vor dem ersten Einzahlungstermine der Schatzkammer bereits vollständig ausgeliefert. Lord Somers drückte dem Bank-Freibriefe, der mit Uebereinstimmung und nach Vorschrift des Parlamentes abgefaßt worden war, freudig das große Siegel auf und die Bank von

England begann ihre Thätigkeit in der Halle der Gewürzkrämer (Grocer's Hall). Das neue Institut hätte jedoch augenblicklich wieder seine Zahlungen einstellen müssen, wenn die Betheiligten nicht die Interessen von den Summen erhalten hätten, die man der Regierung vorgeschossen. Bald zeigte es sich, welchen unschätzbaren Dienst Charles Montague seiner Partei dadurch geleistet, daß er so klug die finanziellen Schwierigkeiten des Landes sich und den Whigs zu Nutze gemacht. Durch verschiedene Geschlechter hindurch war die Bank von England vorzugsweise eine Stütze der Whigs und gewissermaßen eine Genossenschaft derselben.

Die Bank von London erhob sich zu einem wahren National-Institut. Sie ward die Triebkraft, durch welche der ungeheure Reichthum Londons beständig in Fluß erhalten wurde, und ihr Interesse ist heute mit dem des Staates so eng verwachsen, daß, je größer die öffentliche Gefahr scheint, um so energischer die Bank auf Abhülfe sinnt. Mit Errichtung des großartigen Instituts waren die Zeiten vorüber, während welcher früher, wenn der Staatsschatz entleert war, die Steuern langsam einkamen, dagegen die Matrosen und Soldaten auf den in Rückstand gebliebenen Sold harrten, der Kanzler des Staatsschatzes mit dem Hut in der Hand, begleitet von dem Lordmayor und den Aldermännern, in den Straßen Cheapside und Cornhill demüthig auf- und abgehen und 100 £. dort von einem Strumpfwaarenhändler, hier deren 200 von einem Eisenhändler gleichsam erbetteln mußte. Die Regierung, die bisher mühselig ihre Hülfsmittel aus unzähligen kleinen Rinnsalen zusammenzuführen gezwungen war, konnte jetzt ihre Bedürfnisse aus jenem ungeheuren Reservoir ziehen, welches von nun an durch diese kleinen Zuflüsse unaufhörlich gespeist wurde.

Charles Montague ward alsobald für die großen Dienstleistungen, die er seinem Lande erwiesen, mit der ministeriellen Stelle des Kanzlers der Schatzkammer belohnt. William Paterson, der geniale Urheber des neuen Justitutes, befand sich auf der Liste der Direktoren der Bank; er wurde durch Intriguen bald von seinem einträglichen Posten vertrieben. Gegen die glänzende Laufbahn seines Gönners, des Ministers Wilhelm's III., tritt nunmehr die weitere Wirksamkeit des Urhebers der Bank von London gänzlich in Schatten. Galt er auch zeitweilig für den finanziellen Rathgeber des eben genannten großen Fürsten, so genoß er doch nicht die Früchte seines folgereichen Werkes. Er wird noch als Gründer der Hampsteader Wasserwerke genannt, erscheint mehrfach bei verdrießlichen Händeln und Rechtsstreitigkeiten und stirbt endlich, beinahe verschollen und vergessen, im Jahre 1718. Wie es so oft bei meteorartigen Genies seiner Art geschieht, endigte er eben so unbemerkt, wie der Anfang seines Wirkens war.

Der Freibrief der Bank (Charter) ist in verschiedenen Zeiträumen bis auf die jüngste Zeit, in den Jahren 1694 und 1697, 1708, 1713, 1742, 1764, 1781, 1810, 1813, 1833 und 1844 erneuert worden.

Die Geschäfte der Bank besorgte als erster Gouverneur Sir John Houblon, dessen Haus und Garten die Stelle der jetzigen Bank einnahmen. Der erste Stellvertreter, Deputy-Governor, war der tüchtige Michael Godfrey, dem man eine Denkschrift unter dem Titel „Ein kurzer Bericht über die beabsichtigte Bank von England" verdankt. Aus der Halle der Gewürzhändler in der Geflügelhändler-Straße (Poultry-Street), welche Cheapside und Cornhill verbindet

und wo sich die Bank seit 1694 befand, siedelte sie am 5. Juni 1734 nach ihrem von dem Baumeister Georg Sampson errichteten neuen Gebäude über, von dem einzelne Theile noch das gegenwärtige Bankgebäude bilden. Dasselbe befindet sich in der Thread-needle-Street in der City. Sein Aeußeres macht den Eindruck des Massenhaften; das Innere erscheint als ein Labyrinth von Höfen, Gängen, Comptoirs (Offices); die Druckerei für die Bankbillets befindet sich in der Rotunde; es umschließt eine Menge der verschiedensten Räumlichkeiten: Bibliotheksräume, Zimmer für die Bureau-Chefs, für das Heer von Beamten, Dienern 2c.

Am 1. Januar 1735 wurde im Hofe der neuen Bank die Statue König Wilhelm's III. errichtet, unter dessen Regierung die Bank in's Leben trat. Im Verlaufe der Zeit ward das Gebäude durch Neu- und Ausbauten erweitert. So wurden zwischen den Jahren 1766 und 1786 von Sir Robert Taylor die östlichen und westlichen Flügel hinzugefügt, die später von dem Bank-Baumeister Sir John Soane, als sich die Geschäfte des Gouverneurs und der Compagnie immer mehr ausdehnten, theils verändert, theils gänzlich niedergelegt wurden. Auf solche Weise entstand das heutige, von Portland-Sandstein aufgeführte Bankgebäude, das einen unregelmäßigen Flächenraum von vier englischen Morgen Landes bedeckt. Die architektonische Anordnung, obgleich einige Theile des Gebäudes bemerkenswerth sind, leidet an Ueberladung durch Zierrathen aller Art, den Sünden Sir John's. Trotz aller Fehler gegen den Geschmack entspricht das Gebäude nach dem Urtheil bewährter Geschäftsmänner seinen Zwecken durchaus.

Die Bill vom 7. Juli 1694, welche die „Bank von England" in's Leben rief, gestattet, wie wir wissen, den Unternehmern, Wechselbriefe und edle Metalle zu kaufen und zu verkaufen, Vorschüsse auf Güter und Waaren zu machen, Incassi zu besorgen, Depositen anzunehmen 2c. Das wichtigste Vorrecht aber, welches ihr weiterhin zugestanden wurde, bestand darin, Banknoten ausgeben zu dürfen. Die Direktoren wußten dieses Vorrecht auszubeuten. Sie emittirten gleichzeitig mit dem Schluß der Subscription 1,200,000 £. Banknoten und legten, um die zugesagte jederzeitige Einlösung der Noten gegen Metall sicher zu stellen, 300,000 £. baar in der Bankkasse nieder. In ähnlicher Weise verfuhren sie beziehentlich bei späteren Einzahlungen und bei Vergrößerung des Aktienkapitals. Trotz der bedeutenden Gewinne, welche die Bank dadurch machte, daß sie zinstragende Wechsel discontirte und den Kaufleuten Banknoten, welche keinen Zins trugen, dafür gab, hatte sie doch Anfangs mancherlei Unfälle zu erleiden. Schon zwei Jahre nach ihrer Gründung sah die Direktion sich gezwungen, baaren Nachschuß von den Aktionären zu verlangen und einen Theil der Noten gegen sechsprozentige Schuldscheine einzuziehen. Im nächsten Jahre verloren ihre Noten gar 15%, und Alles drängte sich zu den Kassen, so daß der Bankerott nur dadurch abgewandt werden konnte, daß die Einlösung auf 14 Tage, später auf ein Vierteljahr beschränkt wurde. Dies wiederholte sich 1707, als ein Einfall Ludwig's XIV. in Schottland drohte, 1714, als der Tod der Königin Anna Unruhen hervorrief, sowie 1745 bei dem Vordringen der von dem Prätendenten geführten Schotten nach London.

Doch gelang es der Verwaltung, ihrer Verlegenheiten Herr zu werden, wenn sie auch zuweilen zu eigenthümlichen Mitteln griff, — wie im letzten Falle, wo sie von ihren eigenen Leuten große Summen Banknoten einlösen ließ, um dem Publikum keine Zeit zum Vordringen zu lassen.

Erst am Schluß des 18. Jahrhunderts sah sich die Bank genöthigt, ihre Zahlungen förmlich einzustellen. Dies erfolgte 1797 während der langen und kostspieligen Kriege gegen Frankreich, welche der englischen Nation ungeheure Opfer auferlegten. Pitt hatte sich des Kredits bei der Bank in solchem Umfange bedient, daß dieselbe sich außer Stande sah, ihre Noten einzulösen. Um sie aus dieser üblen Lage zu reißen, erließ Pitt einen Geheimerathsbefehl, welcher der Bank die Einlösung ihrer Noten bis auf Weiteres untersagte, und das Parlament hieß diese Gewaltmaßregel später durch die sogenannte „Restriktionsbill" gut. Nur dem patriotischen Sinne des Londoner Handelsstandes, welcher in einer öffentlichen Versammlung beschloß, die Noten der Bank, welche durch das Guthaben der Bank bei dem Staate vollständig gedeckt waren, nach wie vor in Zahlung anzunehmen, war es schließlich zu danken, daß das Land nicht in unabsehbares Elend gestürzt wurde. Allerdings trug auch diese „böse That" ihre „bösen Früchte." Einmal von der Verbindlichkeit befreit, für die Einlösbarkeit ihrer Noten zu sorgen, emittirten die Bank-Direktoren Millionen auf Millionen und schufen dadurch eine solche Masse papierner Werthzeichen, daß der Verkehr damit übersättigt war und die Noten beträchtlich unter ihren nominellen Werth sinken mußten. Dieser schlimme Zustand verlängerte sich bis 1819, in welchem Jahre endlich die Einlösung der Noten unter gewissen Einschränkungen verordnet und die unbedingte Einlösung von 1823 an festgesetzt wurde.

Einzelne Privilegien, welche der Bank bei ihrer Gründung ertheilt worden waren, z. B. daß innerhalb eines Umkreises von 65 englischen Meilen um London keine andere Bank-Gesellschaft errichtet werden und außerhalb dieses Kreises keine Bank-Gesellschaft mehr als 6 Theilnehmer haben dürfe, wurden 1826 und 1833 aufgehoben; ebenso wurde ihr die Erlaubniß entzogen, Noten unter 5 £. auszugeben. Endlich wurde durch die Bank-Akte von 1844, welche unter dem Ministerium Peel durchgesetzt ward, die Abtheilung der Notenausgabe von den übrigen Geschäftszweigen vollständig getrennt und dergestalt die willkürliche Emission von Noten unmöglich gemacht. Die Bestimmungen jenes Gesetzes bilden die heutige Grundlage der Bank von England, und wir theilen deshalb die wichtigsten Punkte mit. — Das Gesetz bestimmt:

1. Die Notenausgabe wird von 1844 ab einer besonderen Zweigverwaltung übertragen und von den übrigen Dienstzweigen der Bank getrennt.

2. Dem Noten-Departement sollen von der Bank Sicherheiten im Betrage von 14 Mill. £. überliefert werden, ebenso alle Goldmünzen, Gold- und Silberbarren, welche nicht für die laufenden Geschäfte der Bankabtheilung nothwendig sind. Das Noten-Departement soll dem Bankgeschäft einen Betrag von Noten übergeben, welcher zuzüglich der cirkulirenden Notenmassen dem Betrage der Sicherheiten, Münzen und Barren im Bank-Departement gleich sein soll. Die Bank kann den Betrag vermindern und wieder vermehren auf eine Summe, welche nicht 14 Mill. £. überschreitet. (Im Jahre 1867 $14^1/_2$ Mill.)



Die Bank von London, die Königliche Börse und das Mansion-Haus.

3. Die Noten der Bank sollen auf Verlangen stets in Gold zahlbar sein, und zwar nach dem Verhältniß von 3 £. 17 sh. 9 d. per Unze.

4. So oft eine Landbank aufhört, ihr eigenes Papier auszugeben, darf die Bank von England ihre Notenausgabe gegen Deckung durch Werthpapiere um zwei Drittel des bisher von der Landbank ausgegebenen Betrags vermehren.

5. Ein wöchentlicher Bericht beider Bank-Departements soll offiziell bekannt gegeben werden.

Die Summe von 14 Mill. £. wurde deshalb festgesetzt, weil dies das Minimum war, auf welches im Laufe des Jahrhunderts die Notencirkulation fiel. Der Verkehr schien also so viel Noten nothwendig zu brauchen und deshalb hielt man eine Deckung in Baar für diese Summe unnöthig. In Folge eingegangener Landbanken ist dieselbe seit 1844 auf 14,650,000 £. erhöht worden.

Die Bank beherrscht das ungeheure Reich des englischen Geldmarktes, wodurch die strengste Einheit im Cirkulations-System und eine ebenso wohlthätige Regulirung in Bezug auf Ueberproduktion und Kredit-Ueberschreitung hervorgerufen wird. Ueber alle anderen Kredit-Anstalten sind Aufsichts-Personen bestellt, die Bank allein ist weder in ihrem Rechte der Billet-Ausgabe beaufsichtigt, noch durch etwas Anderes als das Bankgesetz beschränkt.

Wie wenig übrigens alle Gesetze, auch die wohlberechnetsten, im Stande sind, der Macht der Ereignisse unter allen Umständen zu widerstehen, zeigt die Thatsache, daß bei der Krisis von 1857, sowie erst kürzlich, im Sommer 1866, eine Parlaments-Akte die wichtigste Bestimmung dieses Gesetzes, nach welcher die Summe der ausgegebenen Banknoten 14 Mill. £. nicht überschreiten sollte, zeitweilig außer Kraft setzen mußte, um den Handelsstand zu erleichtern und vor noch größeren Verlusten zu bewahren. Diese letzte Krisis wurde, wie wir uns Alle noch erinnern werden, herbeigeführt durch die große englische Geldkrisis von 1866.

Sowol diese Thatsache als innere wissenschaftliche Gründe haben dem Peel'schen Bankgesetze viele Angriffe zugezogen und in England wie in Deutschland sind die Gegner desselben — zu welchen in England ein Tooke, Fullarton, Wilson, Newmarch, J. St. Mill u. s. w. gehören — bei den Diskussionen darüber entschieden Sieger geblieben.

Wenn trotzdem, namentlich in England, viele praktische Geschäftsmänner gegen die Aufhebung der Peel'schen Bankakte sind, so bestimmt sie hauptsächlich der Grund, daß die Verwaltung der Bank durch die Akte gezwungen wird, sich durch zeitige Diskont-Erhöhungen gegen den Abfluß der Notenreserve, d. h. derjenigen Notenmenge, welche das Bank-Departement noch für Diskontirungen u. dgl. disponibel hat, zu sichern, in Zeiten der Krisen also sich nicht zu leichtsinnigen Kreditgewährungen verleiten lassen darf. Die Bankverwaltung ihrerseits ist mit dem Gesetz schon deshalb zufrieden, weil sie sich bei übermäßigen Anforderungen an sie darauf berufen kann und dasselbe, wie die Erfahrung gezeigt hat, im Fall der Noth doch suspendirt werden kann.

Nach diesem kurzen Rückblick auf die Geschichte der Bank von England erübrigt uns, den Mechanismus ihres Geschäftsbetriebes und die getroffenen Einrichtungen in's Auge zu fassen, die das ungeheure Getriebe und das kunstvoll kombinirte Räderwerk dieser Anstalt in regelmäßigem Gange erhalten.

Die Bank von England hat drei verschiedene Aufgaben zu lösen. Sie soll den Verkehr mit Papiergeld und Banknoten sättigen, das Einkommen und die Ausgaben des Staates verwalten; endlich nimmt sie Depositen und vergiebt Anleihen (Escompte).

Wenden wir uns zuerst dem Zweig der Geschäfte, welchem die Notenausgabe zugetheilt ist, an der Hand des ehemaligen Bank-Direktors Hankey zu, welchem wir die lichtvollsten Auseinandersetzungen verdanken.

Wir wissen, daß die Bank verpflichtet ist, ihre Noten stets gegen Gold im Verhältniß von 3 £. 17 sh. 9 d. per Unze einzulösen. Umgekehrt giebt sie aber auch Jedem, welcher ungemünztes Gold zu ihr bringt und dafür Noten haben will, für jede Unze von gesetzlicher Feinheit (d. h. auf 24 Theile 22 Theile reines Gold) 3 £. 17 sh. 9 d. in Noten per Unze. So fließt ihr von allen aus Australien oder Amerika kommenden Goldsendungen der größte Theil zu, indem sie den Empfängern dieser Ladungen einfach ihre Noten im Austausch giebt. Von diesem Golde darf die Bank 14 Mill. £. in Staatsschuldscheinen anlegen und nur die Zinsen dafür einziehen, den Rest oder die Reserve muß sie in ihren Kellern aufbewahren, mit der einen Erleichterung jedoch, daß sie nur den vierten Theil dieser Metall-Reserve in Silber zu halten braucht.

Die Noten nun, welche die Bank entweder im Austausch gegen Gold oder beim Diskontiren von Wechseln ausgiebt, werden jede einzeln bei der Ausgabe — einerlei ob die Ausgabe wie gewöhnlich in Packeten von 500 Stück an Banquiers oder in kleineren Summen erfolgt — in ein bestimmtes Buch eingetragen. Ebenso wird jede Note bei ihrer Wiederkehr zur Bank, was bei Einlösung gegen Gold oder behufs Zahlung geschehen kann, in ein eigenes Buch an den ihr zukommenden Platz eingezeichnet. Von allen diesen Büchern wird täglich die Bilanz gezogen, und die Bank-Direktion ist somit jeden Abend genau von dem Gesammtbetrag ihrer im Umlauf befindlichen Noten und dem Umfange ihrer Verbindlichkeiten unterrichtet.

Zu dem Zweige der Notenausgabe (issue-department of bank-notes) gehört die in der Rotunde der Bank befindliche Druckerei, die sich aber nicht blos mit dem Druck der Banknoten beschäftigt, sondern auch die Formulare zu den Rechnungsbüchern der Bank fertigt. Sie steht unter einem Vorsteher und dessen Stellvertreter und beschäftigt hundert und etliche Männer und Frauen sowie Knaben; die Hauptarbeit verrichten Dampfmaschinen. Eine davon ist besonders merkwürdig, denn sie stempelt die Blätter des Rentenbuches mit fortlaufenden Seitenzahlen in unvertilgbarer Farbe, so daß es ganz unmöglich wäre, ein Blatt herauszureißen und zu fälschen, ohne daß der Betrug nicht sofort entdeckt würde. Das Papier für die Banknoten liefert seit Jahren schon Portal, der Besitzer einer Papiermühle in Laverstoke (Hampshire). Es ist so rein wie Milchreis, außerordentlich fest und geschmeidig, so daß man es zusammenballen und wieder glatt streichen kann, außerdem aber mit Wasserzeichen versehen, welche den Werth der Banknote von 5 bis 50 £. ausdrücken. Die Banknoten über 50 £. haben kein Wasserzeichen, weil sie noch nie gefälscht worden sind. Das Banknotenpapier wird von bestimmten Angestellten in Empfang genommen, in je 500 Blatt zu eben so viel Doppelnoten verpackt und aufbewahrt. Noch ist es unbe-

druckt und jedesmal ein schriftlicher Befehl des Hauptkassirers an den Vorstand der Druckerei erforderlich, wenn eine Ablieferung von Banknotenpapier an die Druckerei erfolgen soll. Die Noten werden zweimal gedruckt, und zwar heißt der erste Abzug der Skelett-Druck. Dazu dienen zwei Dampfmaschinen, wovon jede 3000 Noten in der Stunde zu liefern vermag, während durchschnittlich in einem Tage 30—40,000 Stück gebraucht werden. Bei jeder Maschine sind 4 Knaben und ein Aufseher beschäftigt, letzterer erhält 2 £. (13⅓ Thlr. oder 24 Fl.), erstere je 6 Sh. (2 Thlr. oder 3 Fl. 30 Kr.) Wochenlohn. An der Maschine befindet sich ein Uhrwerk mit einem Zeiger, der bei jedem Druck einer Note vorwärts springt, so daß man genau weiß, wie viel Abdrücke gemacht worden sind. Die Kupferplatten für den Notendruck werden in einer abgeschlossenen Werkstatt von je nur einer Person verfertigt; sie werden alle nach einer Originalplatte gearbeitet, deren man sich nie zum Drucken selbst bedient. Die alten, unbrauchbar gewordenen Platten, nachdem sie Millionen Abdrücke geliefert haben, werden aufgehoben und genießen ihren Ruhestand in einem Winkel der Kupferstecherwerkstatt.

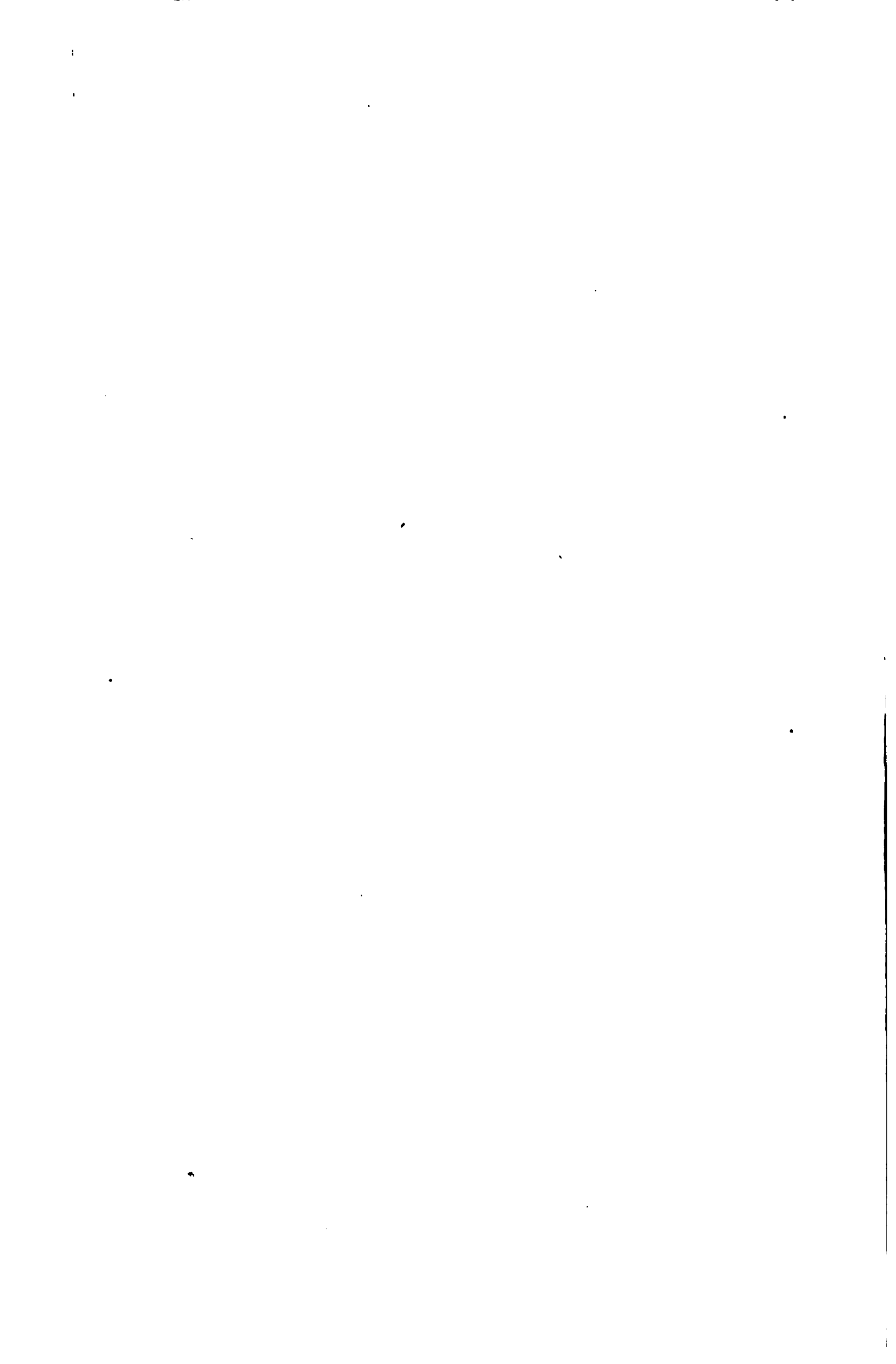
Sind die Skelettdrucke beendigt, so werden die Noten wieder eine Zeitlang aufgehoben, bis auf einen Befehl des Hauptkassirers der Direktor der Druckerei sie vollenden (finish) läßt. Sie kommen jetzt unter die von Oldham erfundenen Stempelmaschinen. Diese Maschinen stempeln und zählen nicht blos mit wunderbarer Genauigkeit von 1—100,000, sondern verrichten auch das Geschäft eines Setzers, denn vor jedem Hub entfernen sie die eben gebrauchte Nummer und setzen die folgende ein. Ein Betrug oder Irrthum wird hierdurch fast unmöglich gemacht. Die beiden ersten Buchstaben auf der Banknote und die eben genannten Nummern gelten als die Seele der Note selbst. Mag das übrige Papier zerrissen und zerfetzt oder verloren sein, sobald die Nummer und die beiden Buchstaben noch vorhanden sind, hat die Banknote gesetzlichen Werth. Ja, selbst diese dürfen zerstört sein. Sobald man nur die Nummer noch im Gedächtniß hat, zahlt die Bank selbst den Betrag der zerstörten Note bei brieflicher Reklamation bereits nach 24 Stunden zurück, vorausgesetzt daß der Reklamant genügende Bürgschaften der Rückzahlung stellt, im Falle die angeblich zerstörte Note wieder vorgelegt werden sollte. Die geringen Kosten im Betrag von 2 Sh. 6 Pence werden vom Belauf des Werthes der Note in Abzug gebracht. Sobald die Noten gestempelt sind, werden sie geprüft und die untadelhaften in Päckchen von je 500 Stück an die Schatzkasse abgeliefert. Dies ist ein Saal des Erdgeschosses im nördlichen Theile des Bankgebäudes, welcher eine Reihe eiserner Kisten und Schränke enthält. Dies Bureau besteht aus drei Abtheilungen, einem Comptoir für die täglichen Geschäftsvorgänge, einem Gewölbe für die öffentlichen Depositen und einem solchen, wo die Banknoten sowie Gold- und Silberbarren aufbewahrt werden.

Der gesetzliche Notenumlauf, welcher bei 14 Mill. Kassenbestand in Baarem oder in Barren 28 Millionen £. beträgt, ist trotz der zeitweiligen Suspension des hier einschlagenden Artikels der Bankakte während der Krise im Jahre 1866 nur um etwa 2 Mill. £. überschritten worden, d. h. es stieg der gesammte Notenumlauf zur Zeit der allgemeinen Panik, nach Verfall des Banknoten-Emissionsrechtes



Buch berühmt

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



mehrerer Provinzial-Banken, auf 30,176,100 £. oder etwa 200,000,000 Thlr. Ende September 1866 betrug der Notenumlauf indessen nur 23,317,000 £., die Notenreserve 6,841,000 £., der Baarvorrath in den Kassen 16,223,000 £.

Der Nutzen, welchen Handel und Verkehr sowie die Bank aus dem streng regulirten Banknoten-Umlauf ziehen, besteht erstens in den Zinsen auf etwa 15 Mill. Banknoten, die ohne Deckung umlaufen, dann in der Bequemlichkeit, große Zahlungen mit geringer Mühewaltung und bei kleinen Spesen leisten zu können, ferner in den verminderten Kosten des Banknotendruckes gegenüber den viel höheren Prägekosten für gemünzte Geldsorten, endlich im Wegfall aller Reibungsverluste, die bei Goldstücken im Laufe von 25 Jahren 1 Proz. betragen.

Die Noten wandern nun aus dem Schatz oder „aus den Kellern" der Bank, wie man bisweilen sagt, zur ausgebenden Kasse des Zahl-Bureau's (issue-department), nachdem diese Kasse zuvor den Werth der erhaltenen Banknoten in Gold zurückgegeben hat. Wie allen Erzeugnissen der Buchdruckpresse, sind den Banknoten bisweilen eigene Lebensläufe vorbehalten. Am Ende des vorigen Jahrhunderts trug es sich zu, daß ein Reisender, als er in Herefordshire an einer elenden Bauernhütte hielt, zu seinen Erstaunen wahrnahm, wie die Einwohner eine zerbrochene Fensterscheibe mit einem werthlosen Fetzen eines Manuscriptes und zugleich mit einer 20Pfund-Note verklebten. Die guten, hochbetagten Eheleute konnten nicht lesen und erfuhren erst von dem Wanderer, welchen leichtfertigen Gebrauch sie mit einem so werthvollen Stück Papier gemacht hatten. Ein anderes Mal gelangte an einen Liverpooler Kaufmann eine Note, auf deren Rückseite als Avis au lecteur geschrieben stand: „Wenn diese Banknote jemals in die Hände des John Dean in Longhill bei Carlisle gelangt, so möge er wissen, daß sein Bruder Andreas in Algier gefangen sitzt." Diese Angabe wurde sogleich in einer Zeitung veröffentlicht und der Gefangene aus seiner Sklaverei in den Barbaresken erlöst.

Der Lebenslauf einer Banknote ist in der Regel sehr kurz, aber Ausnahmen kommen doch vor. In den Archiven der Bank wurde Esquiros, dem wir hier zum Theil gefolgt sind, eine Note gezeigt, welche im Jahre 1724 ausgegeben worden war und erst am 20. Juli 1860 zurückkehrte. Gesetzt, es sei eine 5Pfd.-Note gewesen, und das Kapital hätte sich nur alle 20 Jahre verdoppelt, so würden bis 1860 mit Zurechnung der Zinsen aus 5 £. 640 £. erwachsen sein. Man denke sich nun den Zinsenverlust!

Mit der Notirung und Regelung der heimkehrenden Noten sind nicht weniger als 100 Kommis und etliche 20 Arbeiter beschäftigt. Natürlich muß die Echtheit jeder wiederkehrenden Note geprüft werden, da im Jahre 1758 falsche Noten in Umlauf gesetzt worden sind. Der erste Künstler, dem dieser Betrug gelang, hieß Richard William Vaughan. Er wurde aber weit übertroffen von dem Meister jener verbrecherischen Beschäftigung, William Price, der es so weit brachte, daß 1783 an einem einzigen Tage nicht weniger als 10 seiner falschen 50Pfund-Noten bei den Kassen einliefen. Dieser unheimliche Künstler machte nicht blos falsche Noten, sondern er verfälschte echte, indem er aus 10Pfund-Noten, die damals noch keine Wasserzeichen hatten, durch Zufügung zweier Nullen 1000-Pfund-Noten verfertigte. Er endigte sein Leben im Gefängniß durch Selbstmord

Durch einen anderen berüchtigten Banknotenfälscher, Namens Fauntleroy, entstanden der Bank in Folge der Fälschungen eine Menge Kosten, beziehentlich ein Gesammtverlust von 360,000 £. Ehemals wurden die Falschmünzer mit dem Galgen bestraft oder enthauptet; die öffentliche Meinung fand aber in unserm Jahrhundert, daß die Strafe zur That im Mißverhältniß stehe. Die Geschworenen wollten nicht mehr auf Schuldig erkennen, die Zeugen waren zu keiner Aussage zu bewegen und die Verbrecher gingen straflos aus, bis die angesehensten Banquiers und Kaufleute Englands im Jahre 1830 um Milderung der Strafe ein Gesuch an das Parlament richteten. Das Unterhaus genehmigte sogleich das gewünschte Gesetz, das Oberhaus verwarf die Bill und nahm sie erst 1832 an, als sie wiederholt eingebracht wurde. Für einen Kenner ist übrigens eine falsche von einer echten Banknote leicht zu unterscheiden. Ein geübter Kommis wird die falsche sogar schon mit geschlossenen Augen durch Betasten herausfinden, und zwar nicht blos am Papier, sondern auch an dem Gefühl der Druckerfarbe.

Ist die rückkehrende Note als echt erkannt worden, so gelangt sie in die Hände von Beamten, welche die Unterschrift zerreißen, denn keine der zur Bank zurückgekehrten Noten wird wieder ausgegeben. Sie wird nun noch ein zweites Mal zerrissen und es werden alsdann die Fetzen mit einem rothen Stempel bedruckt, nachdem zuvor ihre Nummer und das Datum der Rückkehr in Bücher eingetragen worden sind. Durch dieses Mittel weiß man am Schluß eines jeden Geschäftstages genau die Summe der umlaufenden Banknoten. Am 16. Oktober 1862, wo Esquiros in diesen Geschäftszweig der Bank Einsicht nahm, waren 56,785 Noten mit einem Nennwerth von 2,091,755 £. eingelaufen. Nach vier Tagen hatten alle diese Noten die vorgeschriebenen Stufen der Vernichtung durchlaufen, sie wurden dann je nach ihrem Nennwerth und dem Datum des Einlaufens geordnet, in Packete von 300 bis 1500 Stück verpackt und in die „Bibliothek" der Bank abgeliefert, wo man sie noch zehn Jahre aufhebt zum Nutzen des Publikums, denn Jeder, der einen Grund dabei hat, kann innerhalb jener zehn Jahre nachschlagen lassen, wann eine gewisse Banknote, deren Nummer, Werth und Heimkehrdatum er anzugeben vermag, ausgegeben worden sei und von welcher Dauer ihr Lebenslauf gewesen ist. Doch wird die Masse der zurückgelegten Noten nicht auf einmal vernichtet, sondern die Zahl der verbrannten Noten genau nach der Zahl der neu ausgegebenen bemessen. Nach Hankey belief sich 1857 die Zahl der im Laufe eines Jahres ausgegebenen Noten auf 10 Millionen Stück.

Bis zum Jahre 1832 wurde an den Kassen der Bank das Gold gezählt. Da nun 20 Kommis auf diese Art von 9 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends jeder nur 50,000 £. in Gold vertheilen können, so genügte diese Methode dem Bedürfniß nicht mehr. Man wiegt daher jetzt das Gold, und zwar wird dasselbe in die Wagschalen vortrefflich konstruirter Goldwagen geschaufelt, wodurch in kürzester Zeit eine Zahlung von 1000 £. bewirkt werden kann. Die eingehenden Pfundmünzen (Sovereigns), die durch Abreibung ihr gesetzliches Gewicht verloren haben, werden in einem besonderen Zimmerraum von den vollwichtigen mit Hülfe der weltberühmten Maschine ausgeschieden, die ein ehemaliger Bankgouverneur, William Cotton, erfunden hat.

Die Goldstücke rollen nämlich auf ein sehr empfindsames Instrument mit Glasgewichten, das in der Minute 35 Sovereigns wiegt und die vollwichtigen zur Rechten, die abgeriebenen zur Linken abwirft. Die abgeriebenen werden sogleich von einer anderen Maschine erfaßt, die 500 Goldstücke in einer Minute demonetisirt oder als Münzen vernichtet, worauf sie frisch umgeprägt werden.

Auch bei dem Abwägen der Gold- und Silberbarren werden ganz ausgezeichnete Wagen benutzt. Dieselben, theilweise von Bate erfunden, wiegen Silberbarren von 50 Pfund bis zu 80 Pfund Gewicht ab, während eine andere Gattung, vorzüglich zum Wägen von Dollars bestimmt, Gewichte von 72 Pfund bis zu 2 Unzen herab bestimmt. Endlich hat Sir John Barton eine Wage erfunden, die Gold- und Silbermünzen von wenigen Unzen bis 18 Pfund auf die genaueste und leichteste Weise abwägt. — Gold kann man bei der Bank nur in Barrenform erhalten, obgleich keine Form des Depositums verweigert wird. Eine Goldbarre ist eine nicht allzu große Platte, die ungefähr 16 Pfund wiegt und 800 £. werth ist. — Das Publikum wird zu den Zahltischen des Souterrains zugelassen, der die Bureau-Räume von den Gewölben trennt, es darf aber die Vorrathsgewölbe der Bank nicht betreten.

Die Bank zieht allein aus der Abtheilung für die Noten-Ausgabe einen Reingewinn von etwa 100,000 £. jährlich, während der Bruttogewinn etwa 458,000 £. beträgt. Von diesem gehen nämlich ab: 120,000 £., welche für das Privilegium der Noten-Ausgabe an die Regierung zu zahlen sind, 68,000 £. anstatt der Stempelgebühr und 17,000 £. für Löhne und Renten.

Der Gesammtgewinn der Bank-Aktionäre summirt sich zu einer stattlichen Höhe. Er rührt hauptsächlich aus den riesigen Geschäften des Instituts als Weltbanquier her, aus fast unausführbaren Disconto- und Geldgeschäften, aus den Erträgnissen, die ihm aus der Verwaltung der öffentlichen Schuld zuwachsen, aus den 3% betragenden Interessen der Summe von 11,000,000, der feststehenden Anleihe der Regierung. Von dem Gewinne ist freilich die hohe Einkommentaxe, welche an den Dividenden-Antheilen in Abzug gebracht wird, abzurechnen. Sie beträgt in einem Jahre allein zwischen 6—700,000 £. Gegen die Vortheile, welche die Bank-Antheilinhaber genießen, verschwindet die Summe der Einbußen, welche die Bank treffen können. Dennoch betrugen die Verluste, welche die Bank in Folge von Notenfälschungen zu erleiden hatte, während zehn Jahren durchschnittlich 40,000 £. Von dem Gewinne gehen ferner ab die Kosten für Leitung des Instituts durch den Gouverneur und den Direktoren-Hof, welche sich jährlich auf 136,000 £. belaufen, ungerechnet etwa 240,000 £., welche die Unterhaltung eines zahlreichen Beamten-Personales kostet.

Zu Gunsten der Bank geht fernerhin alljährlich eine belangreiche Summe in Banknoten völlig zu Grunde, deren Belauf nicht zurückgefordert wird, oder nicht zurückgefordert werden kann.

Ganz ansehnlich ist schon der Betrag dessen, was alljährlich nur durch Feuersnoth und Schiffbruch in Verlust geräth. Dennoch kommen im Durchschnitt 600 Fälle vor, wo Werthe zerstörter Banknoten (alljährlich etwa 16,000 £.) heimgezahlt werden. Selten, wenn auch nicht unerhört, sind die Fälle, wo die Bank

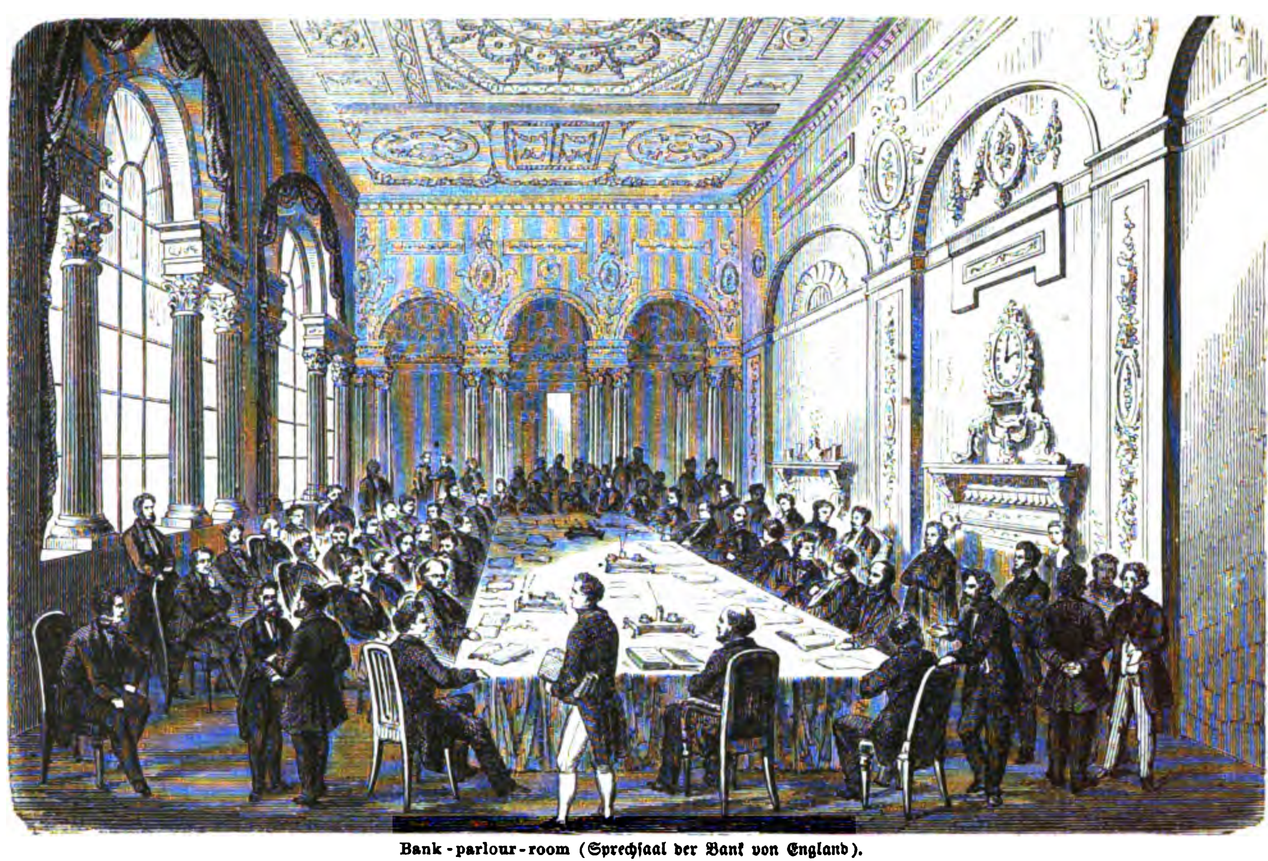
genöthigt ist, für vermeintlich zerstörte Banknoten doppelt zu zahlen. So trug es sich 1740 zu, daß einer der Bankdirektoren um eine 30,000 Pfund-Note bat, deren Werth er baar erlegt hatte. Daheim angekommen, legte er nachlässiger Weise das Papier auf den Kaminsims. Bald darauf wurde er aus dem Zimmer gerufen und als er wieder zurückkehrte, war die Note nicht mehr vorhanden und blieb trotz allem Nachsuchen verschwunden. Der Fall wurde sogleich angezeigt, und da ein Diebstahl unmöglich verübt worden sein konnte, da 30,000 Pfund-Noten sich nicht im Umlauf befinden und ein Betrug augenblicklich entdeckt werden mußte, der Bankdirektor auch als ein Mann von goldener Ehrenhaftigkeit bekannt war, so lieferte ihm die Bank sogleich ein Duplikat der 30,000-Pfund-Note gegen den üblichen Revers. Der Direktor starb und sein Vermögen war längst getheilt, als plötzlich ein Dritter jene 30,000 Pfund-Note vorlegte. Die Bank wendete sich an das Pflichtgefühl der Erben des Direktors, diese verweigerten aber jede Bezahlung. Schließlich kam man der Sache auf die Spur. Ein Baumeister hatte das Haus des Bankdirektors gekauft, um es niederzureißen, und beim Niederreißen hatte sich in einem Riß des Kamins, den übrigens der Direktor nie benutzt hatte, die Note gefunden.

Bevor wir die eigentlichen Banquier-Geschäfte der Anstalt in's Auge fassen, wollen wir noch einen Blick auf ihre Thätigkeit als Verwalterin der englischen Nationalschuld werfen.

Bekanntlich besteht in allen Staaten Europa's neben dem Ministerium der Finanzen und mit demselben verbunden ein besonderes Departement für Verwaltung der Staatsschulden. In England ist dies Geschäft der Bank übertragen und sicherlich wird es nirgends mit solcher Pünktlichkeit, Sorgfalt und mit so wenig Kosten besorgt.

Die Bank verwaltet bekanntlich die öffentliche Schuld in England, die sich dem Nennwerth nach im Jahre 1866 auf 780,119,722 £. belief. Die englische Schuld ist nicht, wie bei uns, in Obligationen vertheilt, sondern stets auf den Namen des Besitzers in große Rentenbücher (transfer-books) eingetragen. Ein jeder Staatsgläubiger (stock-holder) kann jeden beliebigen Bruchtheil davon einem Andern übertragen, und die Bank muß für Jeden, auch des kleinsten Betrags halber, ein Conto eröffnen, vorausgesetzt (sagt das Gesetz), daß die Rente nicht „weniger als einen Penny" (3 Kr., 5/6 Sgr.) beträgt. Von dieser Liberalität des Gesetzes machen aber die Briten keinen Gebrauch, denn die geringsten Rentwerthe belaufen sich auf mindestens 2 — 3 £. Der Zahl nach waren im Jahre 1859 268,995 Staatsgläubiger vorhanden.

Wer einmal in den Bankbüchern als Stockinhaber eingetragen ist, kann darüber beliebig und zu jeder Zeit — nur nicht kurz vor Bezahlung der Zinsen — verfügen, und zwar ohne daß die Bank irgend eine Vergütung vom Käufer oder Verkäufer dafür in Anspruch zu nehmen hat. Nur die Vermittelung eines sogenannten Stockmaklers oder Sensals ist nothwendig, um der Bank genügende Sicherheit hinsichtlich der Personen zu geben und sie vor Betrug zu schützen. Sämmtliche Stock-Conti müssen von der Bank unentgeltlich aufbewahrt werden



Bank-parlour-room (Sprechsaal der Bank von England).

Die Zinsen, welche nur halbjährlich ausgezahlt werden, sind entweder im Januar und Juli, oder im April und Oktober fällig. Der Zinsenberechtigte findet sich an dem festgesetzten Tage im Rentenamt ein. Dort sieht er an der Wand die Buchstaben des Alphabets groß angemalt. Zu jedem oder zu mehreren Buchstaben gehört ein Pult, ein Kommis und eine Anzahl Rentenbücher. Dort werden für jedes Conto die vorgeschriebenen Befehle zur Bezahlung der Zinsen — warrant genannt — ausgefertigt, jedoch stets mit Abzug der darauf lastenden Einkommensteuer, welche die Bank halbjährlich bei jeglicher Zinsenzahlung der Regierung entrichtet. Zwei Tage nach dem Fälligwerden der Zinsen zahlt die Bank dieselben Jedem gegen obenerwähnten „warrant" aus. Diese Frist von zwei Tagen ist erforderlich, damit die auswärtigen Stockinhaber ihren Banquiers oder Agenten in London Vollmachten zur Inempfangnahme der auf sie lautenden Zinsen-Anweisungen geben können. Die Zahl solcher durch Vollmacht regulirten Conti betrug nach Hankey 180,000 von 270,000.

Der persönlich erscheinende Zinsenberechtigte nennt seinen Namen und hat die Identität seiner Person durch Unterschrift zu bezeugen, das noch am wenigsten, nach allgemeinen Erfahrungen, trügerische Mittel, während Abwesende einen Beglaubigten zu stellen haben. Mit der empfangenen Zahlungsanweisung (Check) begiebt sich der Berechtigte in die sogenannte Rotunda der Bank, also genannt wegen ihrer architektonischen Form und ihrer Glaskuppel. Dort wird gegen die Anweisung auf Wunsch in Papier oder klingender Münze gezahlt. In der ersten Woche nach Fälligwerden der Zinsen ist der Zudrang so stark, daß nicht selten an einem Tage 8—10,000 Personen abgefertigt werden müssen, und namentlich um die Mittagszeit schwillt das Publikum ungemein an. Ein Kommis der Rotunda führte einmal das Bravourstück aus, in den 6 Stunden von 9 bis 3 Uhr 640 Anweisungen auszuzahlen, also fast zwei in der Minute! Obgleich durch die Zinszahlung im Laufe weniger Tage jedesmal 7—8 Mill. £. dem Verkehr entzogen werden, so löst sich doch dieses goldene Gewitter augenblicklich in einen feinen Regen auf, so daß man keine sonderliche Niveauveränderung in den Gefäßen des Geldumlaufs wahrnimmt.

Zum Dienste der Rentenzahlung sind 10 große Säle sowie 400 Personen erforderlich, die 1700 Register ausfüllen müssen. Die Bücher sind seit dem 23. August 1694 sämmtlich aufgehoben worden, so daß man jetzt genau die Geschichte und die verschiedene Physiognomie der Schuld, sowie, wenn auch nicht die Physiognomien, doch die Namen der Stockholder oder Staatsgläubiger seit 270 Jahren verfolgen kann.

Eine vollkommenere Organisation der Verwaltung von Staatsschulden läßt sich kaum denken. Die Regierung ist jeder Verantwortlichkeit für Irrthümer enthoben, und ebenso ist die Bank jedem Stockinhaber für richtige Bezahlung der Zinsen verantwortlich. Irrt sie sich, oder läßt sie sich durch untergeschobene Vollmachten hintergehen, so trifft sie allein der Schaden. Das Recht des Stockinhabers kann dadurch nicht in Frage gestellt werden.

Wie vortrefflich übrigens auch der mechanische Theil dieser Riesenarbeit erledigt wird, geht daraus hervor, daß sich seit vielen Jahren trotz der unzähligen Uebertragungen und Zinsenzahlungen und der großen Anzahl von Schreibern höchst selten auch nur Einer um einen Penny verechnet hat.

Die Vergütung, welche die Bank von der Regierung für die Verwaltung der Nationalschuld erhält, ist verhältnißmäßig unbedeutend. Sie beträgt für die ersten 600 Millionen 340 £. per Million, und 300 £. per Million für den Rest, so daß sich also die gesammten Unkosten gegenwärtig auf circa 250,000 £. belaufen.

Wir fassen nun die dritte Seite der Thätigkeit der englischen Bank, das eigentliche Bankgeschäft, ins Auge. Hier ist's, wo uns die staunenswerthe Vorzüglichkeit des Bankhaushaltes, wie der Organisation des englischen Geldwesens überhaupt, am klarsten und überzeugendsten entgegentritt.

Die Engländer haben eine Abneigung gegen das Geld, oder, wie wir verbessern, gegen klingende Münze. Ein englischer Krämer hat den Unterschied zwischen einem Mann (man) und einem Herrn (gentleman) so ausgedrückt: „Ein Mann bezahlt die gekauften Waaren in klingender Münze, ein Herr giebt eine Anweisung (check) auf seinen Banquier.“ Es gehört in England zu den Merkmalen einer angesehenen Familie (respectability), daß sie einen Banquier hat, und wirklich ist gar oft schon die gute Meinung eines Banquiers entscheidend gewesen für den Genuß der bürgerlichen Achtung.

Das eigentliche Wechselgeschäft (banking-department) der Bank zerfällt wieder in drei Abtheilungen: in das Bill-Office, wo die Zahlungsanweisungen liquidirt werden, in das Staats-Wechselbureau (public drawing-office), wo alle Rechnungen der Regierung bereinigt werden, und in das gemeine Wechselbureau (private drawing-office). Dieses ist wiederum abgetheilt, je nachdem die Geschäfte mit Privatpersonen oder mit Bankhäusern geschlossen worden sind; für letztere sind nämlich die Bureaux alphabetisch abgesondert, und zwar steht dieser Dienst wieder im Zusammenhang mit dem weltbekannten Ausgleichungshaus (clearing-house), einer der wichtigsten und förderſamsten Einrichtungen in dem staunenswerthen Finanzmechanismus Englands.

Ein Haupttheil des Bankgeschäfts im Besondern umfaßt die Geldgeschäfte der Regierung und des Staats, denn die Bank zahlt nicht blos für den Staat, sie nimmt auch für ihn ein, mit einem Worte: sie ist sein Banquier und steht zu ihm in demselben Verhältniß, wie ein Banquier zu einem Privatmann, und wie die Bank selbst zu jedem Handels-Etablissement oder jedem Privatmanne, welcher ihr die Verwaltung seiner Geldgeschäfte überträgt.

Sie zieht jeden Schilling des Einkommens der Nation ein, einerlei ob derselbe aus den Zöllen, der Accise, dem Stempel oder den Steuern entspringt, oder ob er in London oder in Schottland oder auf der Westküste Irlands eingeht. Er wandert sofort in die Bank von London und wird nutzbar für die Bedürfnisse des Staates. Aber wir dürfen dabei nicht an eine unbequeme und kostspielige Uebersendung von Baarmitteln nach London denken. Alles geschieht durch Arrangement zwischen der Bank von England und Privatpersonen oder anderen Banken. Hat ein Regierungs-Kollektor 100,000 £. von Edinburg nach London zu senden, so ist dies durch einen Brief und ein Umschreiben in den Büchern oder Banken von London und Edinburg abgemacht.

Das Staatseinkommen, welches der Bank überwiesen wird, beträgt in gewöhnlichen Zeiten durchschnittlich 1 Million £. per Woche. Von dieser Summe

bleibt ein Theil in der Bank liegen, denn jedes Vierteljahr hat die Bank davon an einem bestimmten Tage, den 4. des betreffenden Monats, die Zinsen der Staatsschuld auszuzahlen. Die Einrichtung und Operationsweise der Bank erleichtern und vereinfachen die Uebertragung dieser Summen ganz außerordentlich.

Auch für diese Geschäfte zahlt die Regierung so gut wie nichts. Die Bank hat den Vortheil, die bei ihr eingehenden Regierungsgelder im Betrage der gewöhnlich erforderlichen Summe für die Dividenden-Zahlung von dem Tage nach Bezahlung der Zinsen bis zum nächsten Quartaltag verwenden zu können; dafür muß sie aber, falls der Baarvorrath einmal nicht hinreicht, das Fehlende a conto der nächsten Vierteljahrseinnahme vorstrecken. Eine andere Vergütung findet nicht statt.

Dieselbe Bequemlichkeit kann sich jeder Privatmann verschaffen. In ihrem Privatbankgeschäft nimmt sie die Ersparnisse ihrer Kunden an, zieht Zinsen und andere Gelder für ihn ein, verwaltet sein Eigenthum, so weit dasselbe aus Werthpapieren, verzinslichen Schuldscheinen und dergl. besteht, leistet Zahlungen für ihn, wohin es auch sei, kurz, leistet ihm dieselben Dienste wie jeder Privatbanquier oder Notar; nur versteht es sich von selbst, daß der Belauf der Zahlungen für Privatkunden sich nie auf mehr als höchstens auf die in der Bank angelegten Summen belaufen darf.

Durch die Verzweigung der Geschäftsthätigkeit der Bank nach allen Provinzen und bis fast zum kleinsten Orte hin ist es möglich, selbst umfangreichere Geldübertragungen, welche anderwärts nur mühsam und mit großen Kosten bewerkstelligt werden können, leicht und billig zu vermitteln. Sogar belangreiche Zahlungen nach auswärts mittelst Gold oder Kautionsstellung von bedeutenden Summen für Rechnung englischer Unterthanen, z. B. bei Eisenbahn- und Brückenbauten, werden so zu sagen täglich ohne die mindeste Störung für den gewöhnlichen Verkehr und ohne große Kosten für die Betreffenden geleistet.

Das Gesagte findet übrigens nicht blos auf die Bank von England Anwendung, die trotz des kolossalen Umfangs immer nur ein Faktor des englischen Geldsystems ist. Neben ihr bestehen noch eine große Anzahl anderer Privat-Etablissements in London sowie in den Privinzialstädten, deren Geschäftsthätigkeit in ihrer Gesammtheit den Umfang der Geschäfte der Bank von England weit übersteigt.

Selten erhebt sich der Durchschnittsbetrag der Depositen aller Klassen in der Bank von England über 20 Millionen. Dagegen belaufen sich die Depositen in den Londoner Aktienbanken allein oft auf 40 Millionen und mehr, und daneben giebt es noch ein halbes Hundert sehr bedeutender Privatbanken, deren Status gar nicht veröffentlicht wird.

Den deutlichsten Einblick in die riesigen Verhältnisse des Bankgeschäftes Londons und die einfache, fast spielende Bewältigung derselben durch die Organisation des englischen Geldwesens gewährt eine Schilderung des bereits oben erwähnten allgemeinen Londoner Abrechnung- oder Clearing-Hauses.

Das Clearing-Haus ist für die tägliche Geschäftsabwickelung in London ungefähr dasselbe, was die Abrechnung der Leipziger Kommissionäre am Schluß

der Buchhändler-Ostermesse für die jährliche Ausgleichung der Buchhändler-Rechnungen in Deutschland ist.

In den Sälen der Buchhändlerbörse zu Leipzig versammeln sich zu dieser Zeit die Kommissionäre der nicht persönlich zur Abrechnung erschienenen deutschen und ausländischen Buch-, Kunst und Musikalien-Händler. Diese Leipziger Bevollmächtigten leisten nun die Zahlungen an Stelle der Kommittenden und nehmen für solche die Beträge in Empfang, welche sie von ihren Geschäftsfreunden zu empfangen haben.

Jeder Kommissionär hat die Zahlungslisten seiner Kommittenden zur Hand und da fast jeder gleichzeitig Zahler und Empfänger ist, indem ein Theil seiner Kommittenden Sortimentshändler, der andere Verlagshändler sein wird, so genügt oft der gegenseitige Austausch von Quittungen und eine Ausgleichung der Differenzen mittelst weniger Thaler, um Zahlungen von vielen tausend Thalern zu bewerkstelligen.

Aehnliches findet im Londoner Clearing-Hause statt. Fast sämmtliche Londoner Banquiers senden täglich einen ihrer Kommis dorthin. Auch dieser hat eine Liste sämmtlicher auf Londoner Banken oder Banquiers lautenden Wechsel oder Checks bei sich, welche sein Haus im Auftrag seiner Kunden einzuziehen oder einzulösen hat. Binnen wenigen Minuten findet hier ein enormer Austausch verschiedener Zahlungsanweisungen oder Forderungen statt.

Die Einführung dieser Abrechnungsweise fällt in's vorige Jahrhundert. Anfänglich erfolgten die Ausgleichungen in einem besuchten Wirthshaus, seit 1770 ist jedoch dafür ein eigenes Gebäude in Lombard-Street gemiethet worden. Immer mehr Banquiers verständigten sich dahin, dort jeden Tag ihr gegenseitiges Soll und Haben durch Uebertragung auszugleichen. Heute ist es ein allgemein angenommener Brauch.

Hierdurch ist der Londoner Banquier der unangenehmen Nothwendigkeit überhoben, die Zahlungen in verschiedenen Häusern besonders und einzeln leisten oder einziehen zu müssen, also kostbare Zeit zuzusetzen; dann braucht er nicht den ganzen Tag großen Kassenvorrath zu halten, um einlaufende Wechsel und Checks einzulösen, sondern nur am Tagesschluß für Ausgleichung seiner Bilanz auf dem Clearing-Hause zu sorgen, was natürlich mit verhältnißmäßig geringer Kasse zu ermöglichen ist. Wie Babbage anführt, wurde schon 1839 die ungeheure Summe von 954 Millionen £., auf welche sich die Conti-Ausgleichung belief, mit 7% dieses Betrags oder 66¼ Mill. £. bewirkt.

Heute wird um 5 Uhr die Aufstellung der Rechnungen geschlossen. Zwei Inspektoren beglaubigen die Zahlungen; sie stellen auch bei vorkommenden Irrthümern die Conti endgiltig fest. Wenn die Noten in Ordnung sind, geschehen die Zahlungen durch Verfügungen auf die Englische Bank, wo jedes Haus ein offenes Conto-Corrent besitzt.

Wir sagten, so war es bis zum Jahre 1856, denn in diesem wurden weitere Verbesserungen in der Einrichtung des Clearing-Hauses eingeführt, d. h. durch Ab- und Zuschreiben auf den Conten der Kreditbücher der Bank ausgeliehen. Man beseitigte hierdurch die Ausgleichung der Schluß-Bilanz durch Baar oder Noten. So können gegenwärtig die kolossalsten Abrechnungen und Zahlungen der Lon-

doner Banquiers und Banken ohne einen Schilling Geld bewerkstelligt werden und dies mußte nothwendig die Benutzung des Clearing-Hauses immer allgemeiner machen. In der That sind seitdem an einem Tage oft bis 130 Mill. £. Conti-Ausgleichungen vor sich gegangen. Nach dem Verhältniß von 1859 ergäbe dies für ein Jahr die Summe von 1900 Millionen £. Ja, Sachverständige behaupten und wollen berechnet haben, daß die Bank- und Handelshäuser Londons, ohne nur ein Stück Geld oder eine Banknote nöthig zu haben, die enorme Summe von 1,500,000,000 (1½ Milliarde £.), oder 37,500,000,000 Francs, im Jahre auf solche Weise umsetzen könnten. So viel ist gewiß, daß die Bank von England in Folge des immer ausgedehnter werdenden Checks-Austausches in allen Gebieten des Königreiches die Kosten der Erzeugung von Banknoten bereits um 8000 £. jährlich hat vermindern können. Dieses großartige und dabei doch so einfache Abrechnungssystem wird dadurch ermöglicht, daß das Geschäft eines Banquiers in ganz England so streng wie das Amt eines Notars gehandhabt wird und deshalb allüberall in hohem Ansehen steht und das allgemeinste Vertrauen genießt. Weiterhin ist festgestellt worden, daß durch die Einrichtung des Ausgleichungshauses nicht weniger als 3 Mill. £. gemünztes Geld entbehrlich gemacht, also an Zinsen 100,000 £. im Jahre erspart worden sind.

In allen Bureaux des Wechseldepartements der Bank muß an jedem Tage die Bilanz festgestellt werden und kein Kommis darf seinen Platz eher verlassen, als bis die Rechnung bis auf den Penny übereinstimmt. Bei der französischen Bank beträgt der durchschnittliche Summenwerth der eingelösten Wechsel 40 £., in England schwankt der Durchschnitt zwischen 3—400 £., so großartig ist dort der Verkehr! Jeder Londoner Kaufmann, der Vertrauen einflößt und die nöthigen Bürgschaften gewährt, kann, wenn er von einem Direktor oder den zwei Gouverneuren der Bank empfohlen wird, mit der Bank Wechselgeschäfte machen. Es wird ihm dann die laufende Rechnung eröffnet, und die Bank löst alle von ihm laufenden Wechsel ein; jedoch hängt die Höhe des Kredits, den man ihm gewähren darf, von der Billigung eines Ueberwachungsausschusses, der Zinsfuß oder Disconto aber von der Lage des Geldmarktes ab.

Was nun hier im Großen geschieht, geschieht in allen Theilen des Königreichs im Kleinverkehr. Ueberall hat sich das Prinzip Bahn gebrochen, mittelst Anweisungen oder Zu- und Abschreibungen in den Büchern die Verwendung von baarem Geld so viel wie möglich zu vermeiden. Bis in die kleinsten Kreise des Verkehrslebens ist dieser Gebrauch eingedrungen, und wenn wir Deutsche im Privatleben eine eingegangene Rechnung baar bezahlen, stellt der Engländer einen Check an seinen Banquier aus.

Somit besteht das tägliche Geschäft des englischen Banquiers in einem fortwährenden Austausch zwischen Anweisungen auf Guthaben und Forderungen. Hat ein Privatmann ein Gut gekauft, so übermittelt er nicht etwa ein Packet Banknoten oder eine Kiste Geld. Wenige Worte an seinen Banquier genügen. Dieser berechnet sich wieder mittelst weniger Zeilen an den Banquier des Verkäufers mit diesem, und allenfallsige weitere Verwendungen des Kaufgeldes geschehen abermals durch eine kurze Anweisung des Empfängers an diesen.

Kurz., welche Zahlung und wohin sie immer zu machen sei, gern wird die Vermittelung von jedem Banquier gegen eine höchst mäßige Vergütung übernommen, da er ja selbst nur die Mühe des Eintragens in die Bücher hat, und die kleine Ausgabe für Porto des Avis-Briefes kaum zu rechnen ist. Von Cours-Differenzen und Cours-Verlusten ist selbstverständlich keine Rede.

Wie schwer der letztere Punkt im täglichen Geschäftsleben wiegt, und welch' außerordentliche Erleichterung diese hier geschilderte Einrichtung des englischen Geldverkehrs dem Geschäftsmann in England bietet, das kann nur Derjenige beurtheilen, welcher die Misère unserer kleinstaatlichen Zerrissenheit sowie unseres verworrenen, im höchsten Grade unpraktischen Geldwesens und Münzsystems durch tägliche Erfahrungen kennen gelernt hat. Bei uns kommt es nicht täglich, sondern stündlich vor, daß der Kaufmann einer Stadt einen fälligen Wechsel vom Banquier in einer Münze oder einem Papiergeld ausgezahlt erhält, welche schon wenige Stunden davon keine Wechselzahlung sind, also nicht dorthin gesandt werden können. Hat z. B. ein großherzoglich hessischer Unterthan in Frankfurt zu zahlen, so kann er sein eigenes Landesgeld, welches er als Wechselzahlung annehmen muß, nicht brauchen. Wie er sich auch anstellt, ob er sich daheim bei seinem Banquier hessisches Papier in Frankfurter Banknoten umwechselt oder ob er durch einen Frankfurter Banquier zahlen läßt, in jedem Falle hat er unter den gewöhnlichen Spesen noch $^1/_8$ bis $^1/_4$ Coursverlust zu tragen und Mühe und Zeitverlust obendrein. Aehnlich ist es in Deutschland überall, wo es sich um den Verkehr zwischen Angehörigen verschiedener Staaten handelt. Von der Einfachheit, Bequemlichkeit und Billigkeit der englischen Geld- und Finanzeinrichtungen sind aber selbst die einzelnen deutschen Staaten in ihrem inländischen Verkehre noch himmelweit entfernt, und in dieser Hinsicht verdient Dasjenige, was wir hier geschildert haben, unsern leitenden Finanzministern bei jeder passenden Gelegenheit als Zielpunkt vorgestellt zu werden.

Die Leitung der Geschäfte der Bank of England wird von dem Gouverneur, seinem Stellvertreter und dem Direktorenhof besorgt. Er versammelt sich im Sprechzimmer der Bank (Bank-parlour, siehe Abbildung S. 273) und zählt gegenwärtig 24 Mitglieder, von denen jährlich je acht austreten müssen, an deren Stelle die wahlberechtigten Aktionäre, d. h. Solche, die wenigstens 500 £. in Bankantheilen besitzen, Ersatz-Mitglieder wählen. So lauten wenigstens die ursprünglichen Statuten; in Wirklichkeit aber legt der Direktorenhof eine Liste von geeigneten Personen vor, welcher die Aktionäre dann einfach ihre Billigung ertheilen. Der Direktorenhof wählt hierauf die beiden Gouverneure auf Ein Jahr. Viertausend Pfund Antheil befähigt, wie wir wissen, zur Wahl des Gouverneurs, dreitausend zum Stellvertreter und zweitausend zum Amt eines Direktors. Der erste Gouverneur darf im folgenden Jahre noch einmal wieder gewählt werden, dann aber nicht wieder. Durch die beständige Erneuerung der Direktoren und der Gouverneure sucht man die Gefahr zu beseitigen, daß jemals Gevatterschaftsinteressen sich festwurzeln können. Der Direktorenhof entscheidet alle Angelegenheiten mit Stimmenmehrheit in der Plenarsitzung, die, mit Ausnahme des Eintritts ungewöhnlicher Ereignisse, jeden Donnerstag abgehalten wird. Allwöchentlich aber werden drei Direktoren gewählt, welche während der nächsten 7 Tage den Ausschuß bilden und die täglichen Geschäfte erledigen.

Die Bank von England begann ihr Geschäft mit 54 Gehülfen, jetzt beschäftigt sie 770 und mit Zurechnung ihrer Zweigbanken 928 Kommis (Clerks). Die Besoldungen steigen von 50 £ bis etwa 2000 £ jährlich und betrugen anfänglich nur 4350 £, gegenwärtig 240,000 £, ungerechnet 20,000 £ für Pensionen, daher im Durchschnitt über 250 £ auf den Kopf treffen. Alle Beamten erscheinen täglich, wie alle Engländer, so untadelhaft gekleidet, als ob sie aus dem Ei geschält wären, und mit musterhafter Pünktlichkeit Schlag 9 Uhr. Die Arbeit der Meisten ist um 3 Uhr schon beendigt. Der Eintritt zur Bank ist gestattet von früh 9 Uhr bis 5 Uhr Abends. Während der Geschäftszeit herrscht die strengste Disziplin in den Bureaux. Keiner ist mit Arbeit überlastet, von Jedem aber verlangt man den größten Eifer und die äußerste Genauigkeit. Im Bankgebäude ist für die Kommis ein Bibliothek- und Lesesaal vorhanden, dessen Kosten durch freiwillige Zeichnungen bestritten werden. Da viele Kommis nicht in London wohnen und die Abgangszüge der Eisenbahnen erwarten müssen, so ist diese Unterkunft eine große Wohlthat für sie. Der Raum wird aber am Abend zeitig geschlossen. Nur drei Personen genießen das Vorrecht, das Bankgebäude bewohnen zu dürfen: der erste Buchhalter (chief accountant), der Oberkassirer (chief cashier) und der Sekretär.

Die Bank unterhält Filiale oder Zweigbanken in allen Haupt-, Handels- und Verkehrsplätzen des vereinigten Königreiches, in Manchester, Birmingham, Leeds, Liverpool, Swansea, Leicester, Bristol, Newcastle-on-Tyne, Hull-Norwich, Portsmouth und Plymouth.

So erhob sich in Folge des praktischen und gewandten Geschäftsgeistes des englischen Volkes im Verlaufe von nicht ganz zwei Jahrhunderten das größte Geldinstitut der Welt zu einem der unentbehrlichsten Theile der britischen Staatsmaschine. Heute gilt die Bank von London als Depositen- und Notenbank ersten Ranges, ihrem Kapitale wie ihren ausgedehnten Geldgeschäften nach, für die bedeutendste und wichtigste von Europa, man kann sagen, der ganzen Welt. Für die Vortheile und ausschließlichen Privilegien, die man allerdings als Monopole ansehen kann, deren sich dies Weltinstitut erfreut, hat es seinerseits bei vielen Gelegenheiten und zu Zeiten der höchsten Bedrängniß sowol der Regierung die wesentlichsten Dienste geleistet, wie den Kredit Großbritanniens gestützt und aufrecht erhalten. Die Vortheile, welche die Bank dem Staate und dem Einzelnen verdankt, finden ihre Rechtfertigung durch jene wahrhaft großartigen Gegenleistungen, wie wir oben gezeigt haben. Nur eine so reiche Genossenschaft konnte zu Stande bringen, was der Einzelne und selbst der Staat nicht vermocht haben würde. Im Sinne echt germanischen Assoziationsgeistes schrieb die Bank von London als Wahlspruch die Worte auf ihre Fahne: „Alles durch die vereinigten Kräfte Aller, nichts durch den Staat oder die Regierung!“ Darin liegt überhaupt das Geheimniß der Größe und Macht Englands nach allen Richtungen. Bei uns heißt es dagegen immer noch zu oft: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk!“



John Law und die Agiotage. (Nach einem Zeitbilde von Becourt, „L'Agioteur.")

John Law und seine Zeit.

In dem letzten Jahrzehnt ist der Name eines Mannes häufig genannt worden, welcher fast der Vergessenheit anheimgefallen war und nur noch in der Erinnerung des Geschichtsforschers lebte.

Einem gewaltigen, schwindelerregenden Aufschwung des Bank- und Kreditwesens in Deutschland und Frankreich folgte nach kurzem Rausche die unausbleibliche Ernüchterung. Tausende von Luftschlössern stürzten zusammen und begruben Vermögen und Glück unzähliger Leichtgläubiger. Sie hatten sich überreden lassen, daß eine unentdeckte wunderbare Macht dem Wörtchen „Kredit" innewohne. Ungleich dem Zauberstäbchen mittelalterlicher Schatzgräber sollte es nicht verborgene Schätze anzeigen und heben, sondern selbst Schätze erzeugen. Nur darin glich die neue Kunst der alten, daß auch im neunzehnten Jahrhundert die glücklichen Sterblichen ihr Silber und Gold hergeben mußten, bevor der Zauber seine Wirkung thun konnte.

Sie gaben es und — warten noch heute auf die Erfüllung des Verheißenen.

So lange die Wellen des Stromes noch hoch gingen, dachten nur Wenige daran, einen Blick rückwärts zu werfen und in der Geschichte der Völker nach verwandten Erscheinungen zu forschen. Erst als es zu spät war, erinnerte man sich, daß Aehnliches schon dagewesen sei und die Metropole Frankreichs vor beinahe anderthalbhundert Jahren bereits der Welt den Beweis geliefert hatte,

bis zu welcher Höhe der Thorheit sich der Mensch versteigen kann, wenn er von blinder Gewinnsucht angetrieben wird. John Law und seine Zeit wurden ein Gegenstand neuer Studien und Forschungen, freilich nur, um hinterdrein den Nachweis zu liefern, daß man im XIX. Jahrhundert genau so klug gewesen war, wie die von dem Schotten verführte Welt zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts.

Doch haben diese Arbeiten das Verdienst, einen der interessantesten Abschnitte der Geschichte der Finanzen und des Geldwesens aufzuhellen und mit allen Einzelnheiten vorzuführen. Die kostbaren Lehren, welche sie enthalten, haben freilich keine rückwirkende Kraft und können die Ereignisse der letzten Zeit nicht ungeschehen machen; desto eindringlicher sind ihre Warnungen und Ermahnungen für die Zukunft, und jeder Kaufmann wird wohl thun, sie sich einzuprägen, um bei der Wiederkehr ähnlicher Versuchungen gewappnet dazustehen. Freilich sind die Lehren der Geschichte meist oft umsonst ertheilt worden. Sollte man es glauben, daß just in derselben Periode, während in Frankreich das Drama des Law'schen Bankschwindels abspielte, in England die Südsee-Compagnie-Aktien-Raserei vor sich ging und ebenfalls Tausende und aber Tausende ins Verderben brachte!

John (oder auch Jean) Law war der Sohn eines reichen Goldschmieds in Edinburg, geboren 1671. Ob er schon im elterlichen Hause Gelegenheit hatte, sich mit dem Geldwesen vertraut zu machen, ist ungewiß. Denn sein Vater starb schon 1685, und wir wissen nicht, ob seine Mutter das Geschäft fortsetzte.

Eine sorgfältige Erziehung entwickelte Jean's Fähigkeiten, unter welchen schon früh ein bedeutendes Rechnentalent hervortrat. Auch seine körperliche Ausbildung wurde nicht versäumt. Wir finden den fähigen 20jährigen jungen Mann 1691 in London, als Muster eines jungen Herrn von Stande, elegant, lebhaft, beredt, in allen körperlichen Uebungen geschickt, ein ausgezeichneter Ballspieler, dabei reich und unabhängig.

Zu den nobeln Passionen jener Zeit gehörte auch das Spiel. Law scheint sich demselben leidenschaftlich ergeben zu haben und brachte es darin, unterstützt durch sein Rechnentalent, bald zu großer Fertigkeit. Doch gerieth er trotzdem in Folge übertriebenen Aufwandes in so große Geldverlegenheit, daß nur die Unterstützung seiner Mutter den Verkauf eines vom Vater geerbten Gutes abwandte. Ein Duell mit einem jungen Edelmann, welches den Tod desselben zur Folge hatte, brachte ihn ins Gefängniß. Es gelang ihm, daraus zu entkommen und nach dem Kontinent zu flüchten. Kurze Zeit nachher begegnen wir ihm in Holland als Sekretär des englischen Residenten in Amsterdam.

Der Gegensatz des reichen, blühenden Landes, welches auf dem nur mühsam dem Meere abgerungenen Boden glänzende Sitze des Welthandels erschaffen hatte, zu seiner armen Heimat scheint einen tiefen Eindruck auf Law gemacht und ihn zur Untersuchung der Grundlagen dieser Größe angetrieben zu haben. Er fand sie, wie aus seinen Schriften hervorgeht, hauptsächlich in dem niedrigen Zinsfuß und der leichten Kreditgewährung. Mit besonderem Eifer studirte er die Einrichtungen der Bank und auch die übrigen Zweige der Handelsthätigkeit entgingen seiner Aufmerksamkeit nicht. Spätere Reisen in Italien setzten ihn in den Stand, auch die Banken von Genua, Venedig, Florenz rc. kennen zu lernen.

Schon sehr bald scheint sich in ihm die Ueberzeugung festgestellt zu haben, daß das Bankwesen jener Zeit noch einer höhern Entwickelung fähig sei, und Projekte keimten in seinem Kopfe, wie mit Hülfe der Banken Reichthum und Handelsgröße auch da geschaffen werden könnten, wo scheinbar alle Vorbedingungen dafür fehlten. Mitten in den Zerstreuungen und Vergnügungen, welche den glücklichen Spieler, der sich übrigens nur in den vornehmsten Kreisen bewegte, umgaben, grübelte er über Natur und Wesen des Geldes, über die Vortheile des Kredits und den Nutzen der Banken nach, und die erste Frucht dieses Nachdenkens war eine kleine Schrift, welche er in Schottland, wohin er 1700 zurückkehrte, veröffentlichte. Er schlug darin die Bildung einer Gesellschaft vor, welche den gesammten auswärtigen Handel, so weit derselbe Privileg war, die Ausbeutung des Fischfanges, der Manufakturen, die Einziehung der Steuern 2c. in ihren Händen vereinigen sollte: derselbe Gedanke, welcher ihn später bei Errichtung der Mississippi-Gesellschaft leitete.

Der Vorschlag fand keine Beachtung und fünf Jahre verstrichen, bevor er Gelegenheit oder Veranlassung fand, wieder in die Oeffentlichkeit zu treten.

Der Sturz der Edinburger Bank, welche gleichzeitig mit der von London im Jahre 1694 gegründet worden war und nach kaum 10jährigem Bestehen zusammenbrach, brachte Beides. Man erkannte die Nothwendigkeit eines Bankinstituts, war aber über die beste Organisation desselben in Zweifel. Da schrieb Law 1705 eine Abhandlung unter dem Titel: „Betrachtungen über Geld und Handel, nebst einem Vorschlag, Geld herbeizuschaffen." Er empfahl darin die Gründung einer Bank, welche gegen Garantie des gesammten Grundbesitzes des ganzen Landes Papiergeld ausgeben und dadurch die fehlende Münze ersetzen sollte.

Im schottischen Parlament fand der Vorschlag mehrfache Unterstützung, doch wurde derselbe schließlich mit großer Majorität abgelehnt, weniger wol aus tieferer Einsicht in die Gefährlichkeit des Projektes, als aus Furcht, die Regierung möchte durch eine solche Bank allzu bedeutenden Einfluß erlangen. Law machte noch einen Versuch, seiner Idee Eingang zu verschaffen, indem er seine Denkschrift nach wenigen Abänderungen an die englische Regierung sandte. Doch auch hier fand er keine bessere Aufnahme und kehrte nun nach dem Kontinent und zu seiner ehemaligen Lebensweise zurück. Eine Zeitlang lebte er in Brüssel, dann siedelte er nach Paris über (1708). Selbst hier, im Mittelpunkt des Luxus und der Verschwendung, machte Law eine glänzende Figur. Kolossale Spielgewinne und sein bedeutendes Privatvermögen setzten ihn in den Stand, auf gleichem Fuße mit Leuten zu leben, welche, wie die Herzogin von Berry, in einer Nacht 1,800,000 Livres verloren. Er hielt die Bank in den Häusern der Größten des Reichs und brachte zu Soissons gewöhnlich zwei Säcke mit, welche 100,000 Livres in Gold enthielten. Zur größeren Bequemlichkeit ließ er Marken verfertigen, welche für 18 Louisd'or cirkulirten und so von ihm eingelöst wurden. Seine Gedanken blieben übrigens auch hier fortwährend auf größere Dinge gerichtet. Den Herzog von Orleans, künftigen Regenten des Reichs, wußte er für seine Ideen und Pläne zu interessiren, und dieselben sollen sogar Ludwig XIV. vorgelegt worden sein. Doch war dieser weit entfernt, darauf einzugehen. Im Gegentheil erhielt Law plötzlich, hauptsächlich auf Veranlassung

des Polizei-Leutnants d'Argenson, der 10 Jahre später, als Präsident des Finanz-Kollegiums, Law's Spekulationen willfährig unterstützte, den Befehl, Frankreich zu verlassen, angeblich, weil er im Spielen zu geschickt sei. Law lebte nun abwechselnd in Italien und Deutschland. In diese Zeit fallen die Vorschläge, die er Victor Amadeus von Savoyen wie mehreren Fürsten zur Verbesserung des Finanzwesens ihrer Länder machte. Auch nach Paris sandte er mehrere Denkschriften über finanzielle Fragen, Münzreformen 2c., die dasselbe Schicksal hatten wie jene, nämlich unbeachtet bei Seite gelegt zu werden.

Der Tod Ludwig's XIV. (1715), welchem der Herzog von Orleans als Regent folgte, eröffnete ihm endlich die Aussicht, seine langgehegten Pläne und Entwürfe ins Werk setzen zu können. Er verkaufte seine Besitzungen in Schottland und ließ sich mit seiner Familie in Paris nieder. Sein Vermögen bestand damals aus 1,600,000 Livres, wol zum größten Theil im Spiele gewonnen.

Bevor wir weiter gehen, wird es nothwendig sein, einen Blick auf die Zustände zu werfen, in welchen sich Frankreich beim Regierungsantritt des Herzogs von Orleans befand. Ludwig XIV., der „große" König, hinterließ das Reich zerrüttet, verarmt, dem Bankerotte nahe. In einem 12jährigen Kriege, dem spanischen Erbfolgekriege, hatte das durch die vorhergegangenen unendlichen Kämpfe sowie durch die Verschwendung des Hofes überaus erschöpfte Land unendlich gelitten. Die kräftigsten Männer standen bei dem Heere und wurden in den Schlachten aufgerieben. Der Ackerbau lag darnieder, Handel und Verkehr, Gewerbe und Schifffahrt hatten aus Mangel an Händen aufgehört. Die Staats-Einkünfte waren von 93½ Millionen im Jahre 1683 auf 32½ Millionen im Jahre 1715 gefallen, wobei der durch Münzverschlechterungen noch eingetretene Unterschied unberücksichtigt bleiben mag. Alle Mittel waren erschöpft worden, um die Fortführung des Krieges zu ermöglichen. Eine Unmasse von Stellen wurden geschaffen, um Kautionen zu erlangen; alte Stellen höher dotirt, um die Kautionen erhöhen zu können; Adelsbriefe und Titel verkaufte man zu Tausenden; Anleihen bei den Pächtern der Steuern, Ausgabe von Rentenscheinen, Vorauserhebung der Steuern, Münzverschlechterungen 2c., nichts — nichts war versäumt worden, um Geld herbeizuschaffen. Vor 1703 bis 1714 war ein Defizit von 1000 Millionen Livres entstanden, welche trotz der oben angedeuteten Mittel nur bis auf einen Rest von 316½ Millionen hatten gedeckt werden können. Der Finanzminister Desmarets entwarf beim Tode Ludwig's XIV. folgende Schilderung der Finanzlage: Ausgaben 148 Millionen, Einkommen bis auf circa drei Millionen bereits verbraucht, die Erträge der nächsten Jahre ebenfalls schon angegriffen, 710 Millionen königliche Schuldscheine noch im gleichen Jahre zahlbar. Der Staatskredit war so weit vernichtet, daß königliche Schuldscheine 70 bis 80 Prozent verloren, dazu ein entvölkertes Land, ein nicht bezahltes Heer, Magistrate und Beamte, welche jahrelang keinen Gehalt bezogen hatten und tief verschuldet waren. Nur eine Klasse befand sich noch wohl inmitten des allgemeinen Elends: dies waren die Steuerpächter, die Einnehmer und Lieferanten, welche die Hülflosigkeit der Regierung auszubeuten wußten und reicher wurden, während das ganze Land verarmte.

Mit der Uebernahme der Regentschaft durch den Herzog von Orleans trat eine Aenderung im Organismus der Regierung ein. An die Stelle der Minister

traten Kollegien. Das der Finanzen, das wichtigste im gegenwärtigen Augenblick, erhielt den Herzog von Noailles zum Präsidenten, und dieser mühte sich ab, die Einkünfte zu erhöhen und die Ausgaben zu vermindern. Von welchem Geiste seine Maßregeln eingegeben sein würden, ließ gleich die erste beurtheilen. Trotz der wenige Wochen vorher gegebenen Versicherung, daß das Münzwesen unangetastet bleiben solle, erschien ein Dekret, welches eine „allgemeine Münzreform" anordnete. Alle alten Münzen sollten nämlich bis zum April 1716 eingeliefert werden. Die Regierung nahm den Louisd'or zu 16 Livres, den halben Thaler zu 4 Livres an, drückte denselben Münzen einen andern Stempel auf und gab sie zu 20, respective 5 Livres wieder aus. Die Besitzer der alten Münzen wären auf diese Weise um ein Fünftel ihres Vermögens gebracht worden, und der Finanzminister rechnete bei dieser sauberen Spekulation auf einen Gewinn von 200 Millionen Livres oder den fünften Theil einer Milliarde. Indessen fand der Herzog von Noailles Konkurrenten. Das Ausland stempelte weit billiger um, indem holländische Spekulanten die alten Louisd'or mit 18 bis 19 Livres bezahlten und doch noch gute Geschäfte machten, da es nur einen Hammerschlag auf den nachgemachten Stempel kostete, um 1 bis 2 Livres am Stück zu verdienen. Vergeblich war das Toben der Regierung gegen diese „Falschmünzer." Man verbot die Einfuhr solcher Münzen und ordnete endlich völlige Umschmelzung an; auch dabei konkurrirte das Ausland noch mit Vortheil, so daß sich der ganze Gewinn für den Schatz schließlich auf 72 Millionen statt der geträumten 200 Millionen belief.

Eine zweite Maßregel, welche die Staatsgläubiger betraf, gesellte sich würdig zur ersten. Der Regent hatte den Gedanken einer Bankerott-Erklärung, der ihm anfangs gemacht worden war, zurückgewiesen. Nichtsdestoweniger griff man unter anderer Form zu diesem Hülfsmittel. Ein „Visa-Bureau" wurde eingesetzt, um die fälligen Schulden der Regierung, die sich auf 600 Millionen beliefen — Darlehen, Vorschüsse und dergleichen — zu reduziren. 237 Millionen wurden ganz gestrichen, indem Posten je nach Befinden um $^1/_5$ bis $^4/_5$ gekürzt und so die ganze schwebende Schuld mit wenigen Federstrichen auf circa 200 Millionen vermindert wurde. Dafür wurden neue, mit 4 Prozent verzinsliche Scheine (Billets d'état) ausgegeben und die glücklichen Inhaber derselben auf ein Zehntel der Kopfsteuer behufs pünktlicher Verzinsung angewiesen.

Damit nicht zufrieden, setzte Noailles eine „Justizkammer" ein, welche die Unterschleife der Lieferanten, die Veruntreuungen der Einnehmer, Beamten und dergleichen untersuchen und bestrafen sollte. Jeder Denunziant wurde mit $^1/_5$ der denunzirten Summe und $^1/_{10}$ der verheimlichten Reichthümer belohnt, außerdem vor jeden üblen Nachrede geschützt. Wer mächtige Verwendung und Freunde besaß, schlüpfte mit verhältnißmäßig geringen Opfern durch. Andere mußten desto härter büßen. Große Banquiers und Kaufleute kauften sich frei: Bernard mit 9 Millionen, Crozat mit $6^3/_5$ Millionen. Die höchsten Würdenträger des Staats, Präsidenten des Großrathes, General-Schatzmeister, Schatzbewahrer u. s. w., zahlten 3 bis 4 Millionen und blieben ungehindert im Amte. Bald artete die ganze Maßregel in eine so unverhüllte Gelderpresserei aus, daß neben der Justizkammer noch eine Kommission errichtet wurde, welche ungefähr 4470

Bürger willkürlich einer Brandschatzung von 220 Millionen unterwarf. Gegen 6000 Personen wurden binnen einem Jahre zu Geld- oder andern Strafen verurtheilt, über 200 Millionen Livres konfiszirt, und der ganze Reinertrag betrug trotzdem Mitte 1717 erst 70 Millionen — so viel war in andere Hände gefallen oder nachträglich abgekauft worden! Unter der Verwünschung des ganzen Volkes wurden endlich die Tribunale aufgehoben, während man die noch unvollzogenen Urtheile fallen ließ.

Die Lage der Finanzen war durch alle diese Plünderungen und Beraubungen nicht besser geworden. Das Vertrauen war verschwunden, der öffentliche wie der Privat-Kredit war vernichtet. Die Staatspapiere verloren noch immer 70 bis 80 Prozent, die neugeschaffenen Billets d'état nicht ausgenommen, und die Verzinsung der Staatsschuld erforderte trotz aller „Reduktionen" die Hälfte des Gesammt-Einkommens.

Ein solcher Zustand mußte jeden neuen Weg, aus dieser grenzenlosen Verwirrung herauszugelangen, willkommen heißen, und wir finden es nur natürlich, daß der Regent die Anträge eines Mannes, wie Law, welcher mit der größten Zuversicht Rettung in Aussicht stellte und seine Pläne auf geistvolle Weise zu begründen und zu rechtfertigen verstand, freudig aufnahm.

Law schlug dem Regenten die Gründung einer königlichen Bank vor. Der Staat sollte das Kapital hergeben und dafür drei Viertheile des Gewinns erhalten. Das letzte Viertheil nahm Law für die Leitung der Bank in Anspruch. Die Gründungskosten wollte er selbst tragen und außerdem eine halbe Million Livres deponiren, die beim Mißlingen des Unternehmens den Armen zufallen sollten. Eine außerordentliche Rathssitzung, welcher 13 Mitglieder des Pariser Handelsstandes beigegeben waren, sprach sich jedoch so entschieden gegen das Projekt aus, daß der Regent selbst erklärte, darauf verzichten zu wollen, und die Sitzung schloß. Man fürchtete im Handel ein neues Zwangspapiergeld, während der Herzog von Noailles, der Hauptgegner Law's, in demselben schon jetzt den gefährlichen Rivalen sah.

Law jedoch sowol wie der Regent waren entschlossen, den Versuch zu wagen. Hatte der Gedanke einer königlichen Bank Anstoß gefunden, so ließ sich die Sache vielleicht in Form einer Privat-Bank eher durchbringen. Der Entwurf wurde demgemäß umgearbeitet. Law wies die gegen ihn erhobenen Einwürfe in Denkschriften und mündlich in der Rathssitzung selbst zurück, und dies Alles, am meisten wol aber der Wille des Regenten, verschafften ihm endlich den Sieg.

Im Mai 1716 wurde Law zur Gründung der Bank ermächtigt, „deren Kapital er aus seinen eigenen und den Mitteln seiner Compagnie zu schaffen sich erbietet und mittelst deren er sich vorsetzt, den Geldumlauf zu vermehren, den Wucher aufhören zu machen, den Münztransport zwischen Paris und den Provinzen zu ersetzen, dem Ausländer Gelegenheit zu bieten, mit Sicherheit in unserem Reiche Geld anzulegen, unsern Völkern den Verkauf ihrer Erzeugnisse und die Entrichtung der Steuern zu erleichtern." Das Kapital der Bank bestand aus 6 Millionen: 1200 Aktien à 5000 Livres. Sie wurde ermächtigt: zur Diskontirung von Wechseln, zur Annahme von Depôts, zur Einkassirung und Aus-

zahlung von Geldern für Kaufleute, sowie zur Ausgabe von Banknoten. Letztere lauteten auf Bankthaler (à 5 Livres) nach Gewicht und Gehalt der Münzen am Tage der Eröffnung der Bank. Diese Bestimmung war sehr wichtig, denn sie gab den Banknoten den großen Vorzug vor dem Metallgeld, stets denselben Werth anzuzeigen, während die Münze, wie wir oben an einem Beispiel gesehen haben, willkürlichen Veränderungen unterworfen war. Zur größeren Sicherheit wurde ein Aufsichtsrath ernannt, welcher die Noten unterzeichnen, die Bücher überwachen sollte ꝛc. Der Herzog von Orleans übernahm das Protektorat der Bank; Law wurde Direktor.



John Law.

Das anfängliche Mißtrauen des Handelsstandes und des Publikums gegen die neuen Noten, welche an so viele werthlose Münz- und Staatsbillets erinnerten, schwand bald gegenüber den wirklich großen Vortheilen, welche damit verbunden waren. Law diskontirte zu 6 Prozent, später zu 5 Prozent, während der gewöhnliche Zinsfuß 2½ Prozent per Monat war. Er unterstützte den Handel und die Industrie durch Darleihen. Die feste Währung der Banknoten gestattete, wieder Geschäfte auf Zeit zu unternehmen und mit dem Ausland in Verbindung zu treten. Die Banknote mußte daher bald das beliebteste Zahlungsmittel werden.

Das Vertrauen, welches der Regent auf Law gesetzt hatte, wuchs in dem Maße, in welchem die glücklichen Erfolge des Bankunternehmens hervortraten, und er lieh den weitergehenden Entwürfen Law's gern das Ohr. Um dem Noten-Umlauf eine größere Ausdehnung zu geben, wies eine Verordnung vom 10. April 1717 alle öffentlichen Kassen an, die Noten als Zahlung anzunehmen, wodurch diese Stellen in der That zu Bankfilialen wurden. Die Noten zirkulirten nun im ganzen Lande und der Umlauf erhob sich auf 50 bis 60 Millionen Livres, also auf das Zehnfache des Bankfonds, ohne daß der Werth der Noten darunter gelitten hätte. Das Bedürfniß nach einem zuverlässigen, unveränderlichen Werthzeichen war eben in allen Theilen des Landes vorhanden.

Hätte sich Law mit diesen Erfolgen begnügt, „er wäre", sagt Thiers, „als einer der Wohlthäter Frankreichs betrachtet worden." Seine Ungeduld riß ihn aber bald zu kühneren und großartigeren Unternehmungen hin.

Zwei Reisende hatten, vom französchen Canada aus in's Innere Amerika's

dringend, noch bei Lebzeiten Ludwig's XIV. den Mississippi entdeckt. Ihre Schilderungen von der Ueppigkeit und dem natürlichen Reichthum des Landes regten zu weitern Untersuchungen an und ein Herr de la Salle erhielt Vollmacht zur Erforschung und Besitznahme jener Gegenden. De la Salle gelangte bis zur Mündung des Mississippi und gab dem Lande den Namen Louisiana. Niederlassungen wurden nun gegründet, doch ohne rechten Erfolg, und auch die Unternehmungen des reichen Kaufmann Crozat, welcher 1712 das Privilegium des ausschließlichen Handels dahin sowie das Eigenthumsrecht aller neuentdeckten Minen erhalten hatte, scheiterten. Er ließ sein Privilegium fallen, und da der Finanzrath keinen andern Liebhaber fand, bot er dasselbe Law an.

Wir wissen, daß dieser schon 17 Jahre früher dem schottischen Parlament die Gründung einer großen Handelsgesellschaft mit ausgedehnten Befugnissen vorgeschlagen. Der Antrag kam ihm deshalb sehr willkommen und er entwarf den Plan zur Gründung einer Aktiengesellschaft behufs Ausbeutung des Privilegiums, welche mit dem sehr bedeutenden Kapital von 100 Millionen Livres arbeiten sollte. Im August erschien das betreffende Regierungsdekret. Das mit großen Vorrechten ausgestattete Privilegium, mit welchem auch das Monopol des canadischen Biberhandels vereinigt wurde, verlieh der Gesellschaft das volle Eigenthumsrecht über alle in Louisiana entdeckten und noch zu entdeckenden Ländereien. Alle daselbst vorhandenen Forts, Vorräthe rc. wurden ihr zum Geschenk gemacht und dafür keine andere Verpflichtung auferlegt, als jährlich 6000 Europäer und 3000 Neger einzuführen, sowie für Geistliche und Kirchen zur Bekehrung der Indianer zu sorgen. Allerdings zog der Staat in anderer Weise Nutzen aus dem Unternehmen. Das Kapital von 100 Millionen sollte mittelst 200,000 Aktien à 500 Livres zusammengebracht werden. Doch stand es den Aktionären frei, nach Einigen den ganzen Betrag, nach A. Thiers' Angabe drei Viertheile desselben in vierprozentigen Schatzscheinen einzuzahlen. Letztere verloren damals ca. 60 Prozent. Die eingegangenen Schatzscheine wurden der Regierung übergeben, welche sie vernichtete und der Gesellschaft dafür eine Jahresrente, entsprechend dem Zinsfuß von 4 Prozent, verschrieb. Im ersten Jahre sollte diese Rente zu dem Betriebs-Kapital der Gesellschaft vorgeschlagen werden. Das Publikum nahm das Unternehmen sehr kalt auf. Die Erinnerung an ähnliche fehlgeschlagene Versuche der ersten Handelsgrößen, die Art der Kapitalbeschaffung, das Mißtrauen des Parlaments, Alles stand einer raschen Betheiligung entgegen. Die Aktien standen Anfangs weit unter pari und es dauerte fast ein Jahr, bis die 200,000 Aktien gezeichnet waren. Erst als die Gesellschaft anfing, den ersten Aktienzeichnern die Zinsen für das erste Halbjahr zu zahlen, hob sich der Cours derselben etwas über pari (Juni 1718), die Bank hatte ihr Kapital von sechs Millionen ebenfalls in Aktien der „Westindischen Gesellschaft" — so hieß sie anfangs — angelegt.

Bald erweiterte Law, unterstützt von dem Regenten, den Geschäftskreis der Gesellschaft. Um die vom Staate für Ablieferung der Schatzscheine zu zahlende Rente sicher zu stellen, übernahm die Westgesellschaft im September 1718 die Tabaksregie, welche bisher für $2^{1}/_{5}$ Millionen verpachtet gewesen war, gegen einen Pacht von 4,020,000 Livres. In demselben Jahre kaufte sie für $1^{3}/_{5}$

Million das Privilegium und das Material der Senegal-Compagnie, welche ein bedeutendes Waarenlager und 11 Schiffe besaß. Die Insel Belle-Isle wurde gegen eine Jahresrente von 20,000 Livres erworben. Eine andere Compagnie wurde theils auf Kosten der Gesellschaft nach Louisiana geschickt, theils durch Anpreisungen der dort zu hebenden Reichthümer zur Ansiedelung verlockt, und der Adel durch Verleihung von Herzogthümern, Baronien ꝛc. in dem neuen Lande zur Unterstützung dieser Bestrebungen bewogen. Unter Hinweisung auf die allerdings wenig erfreulichen Ergebnisse der Geschäftsführung sowie anderer bedeutender Unternehmungen: der Ostindischen und der Chinesischen Handelsgesellschaft, hob die Regierung trotz des Widerstandes nicht blos ihrer Mitglieder, sondern des Handelsstandes der Hafenstädte und selbst des Parlaments, das Privilegium derselben auf (1719) und übertrug es der Law'schen Compagnie, welche endlich auch noch durch Beseitigung der „Afrikanischen Gesellschaft" den ausschließlichen Handel mit den Barbareskenstaaten an sich zu bringen wußte. Binnen wenig mehr als einem Jahre war es Law demnach gelungen, den gesammten überseeischen Handel Frankreichs in den Händen der Westindischen Gesellschaft zu monopolisiren, welche nun den Namen „Indische Gesellschaft" annahm.

Mittlerweile hatte auch die Bank die ihr von vornherein zugedachte Stellung und Bedeutung erhalten. Der hauptsächlichste Gegner der Entwürfe Law's, der Präsident des Finanz-Kollegiums, Herzog von Noailles, war im Januar 1718 durch den willfährigen Polizei-Direktor d'Argenson ersetzt worden. Das Parlament, welches gegen das Dekret vom April 1717 in Betreff der Verpflichtung der Kassen zur Annahme der Banknoten Verwahrung eingelegt hatte, und ebenso die Rechtsgiltigkeit einer andern Verordnung, welche auf eine neue Münzverschlechterung hinauskam, bestritt, wurde nach sechsmonatlichem Kampfe durch Gewaltmaßregeln zum Schweigen gezwungen. Endlich hob der Regent im August 1718 die Regierungs-Kollegien auf und berief an ihre Stelle Minister und Staatssekretäre zur Leitung der Geschäfte. Hiermit war jede Opposition gegen die finanziellen Pläne Law's beseitigt, und im Dezember 1719 erfolgte die Umwandlung der Bank in eine Staatsanstalt unter dem Namen „Königliche Bank." In Lyon, La Rochelle, Tours, Orleans und Amiens wurden kurze Zeit nach dieser Umwandlung Bankfilialen errichtet. Die Noten, von welchen eine neue Ausgabe verfügt wurde, und zwar nicht blos Thaler- (à 5 Livres) Noten wie bisher, sondern auch Livres-Noten, erhielten eine Art Zwangscours, indem bei Zahlungen nur bis 600 Livres Silber verwandt werden durfte — für höhere Beträge Gold oder Noten —, die öffentlichen Kassenbeamten wurden verpflichtet, ihre Geldbestände in Noten zu halten, die Versendung von Metallgeld von einer Stadt zur andern verboten — kurz nichts unterlassen, um die Noten zum alleinigen Zahlungsmittel in Frankreich zu machen. Jeder neue Erlaß war mit einer neuen Emission von Noten begleitet, und zwar ausschließlich von Livresnoten. Im Juli 1719 wurden die Thalernoten ganz dem Verkehr entzogen; die den Livresnoten fehlende Eigenschaft, einen und denselben Metallwerth zu repräsentiren, sollte durch die Zusicherung ersetzt werden. daß dieselben von etwaigen Münzreformen nicht mit betroffen werden sollten, eine Garantie, welche nicht viel Glauben fand.

Law sah jetzt seine kühnsten Hoffnungen erfüllt. Hier durch die Bank die gesammte Geldcirkulation Frankreichs beherrschend, dort durch die Indische Gesellschaft den ganzen überseeischen Handel lenkend, hatte er freie Hand zur Ausführung seiner hochfliegenden Entwürfe, die auf nichts Geringeres hinausliefen, als mittelst seines Kreditsystems die gesammte volkswirthschaftliche Thätigkeit der Nation sowie die Staatsfinanzen umzugestalten und von einem Punkte aus nach einem Ziel zu geleiten.

Mit der Verschmelzung sämmtlicher überseeischer Handelscompagnien in eine einzige große Gesellschaft und der Umgestaltung der Privatbank in eine Staatsanstalt war Law jenem Ziel bedeutend näher gekommen. Einen weitern Schritt dazu bildete im Juli 1719 die Uebertragung des Münzregals an die Indische Gesellschaft auf neun Jahre gegen einen einmaligen Pacht von 50 Millionen Livres. Wurde er doch hierdurch Beherrscher des französischen Münzwesens und konnte dasselbe im Interesse seines Systems beliebig ausbeuten. Dieser Gewinn schien durch ein Opfer von etwa 6 Millionen Livres jährlich nicht zu theuer erkauft und im Grunde zahlte nicht die Gesellschaft, sondern das Publikum den größten Theil desselben. Es wurde nämlich eine neue Aktien-Ausgabe von 25 Millionen (50,000 Aktien à 500 Livres) gestattet, wie schon bei Aufhebung der Ost-Compagnie eine Emission von gleichem Betrage stattgefunden hatte, und Law benutzte die bessere Meinung, welche das Publikum jetzt von den Aktien einer mit so großen Vorrechten ausgestatteten Gesellschaft hatte, zu einem jener Börsenmanöver, welche seitdem überall Eingang gefunden haben. Die Aktien der zweiten Emission mußten nämlich der Gesellschaft mit 550 Livres, d. h. mit einem Aufgeld von 50 Livres, bezahlt werden. Dieses Aufgeld wurde bei der Unterzeichnung erlegt und verfiel, wenn die 20 Monatsraten, in welchen das Kapital einzuzahlen war, nicht eingehalten wurden. Auch konnte nur gegen Vorzeigung von vier alten Aktien eine neue gezeichnet werden. Die letztere Bestimmung gab Veranlassung zur Entstehung von Ausdrücken, die eine bleibende Stelle in der Börsensprache behauptet haben. Man nannte die alten Aktien „Mütter" und die neuen „Töchter". Bald kamen auch „Enkel" dazu. So hießen die Aktien der dritten Emission, derselben, welche gleichzeitig mit der Uebernahme des Münzregals beschlossen wurde. Nur Derjenige, welcher vier Mütter und eine Tochter, also vier Aktien der I. und eine Aktie der II. Emission vorzeigen konnte, wurde zur Unterzeichnung auf eine Enkelin zugelassen, eine Gunst, die auf den ersten Anblick etwas zweifelhaft schien. Denn die Gesellschaft ließ sich für diese auch auf 500 L. lautenden „Enkel" ein Aufgeld von 100% bezahlen, so daß also die 25 Millionen Nominal-Kapital der Emission ihr in Wirklichkeit 50 Millionen einbrachten. Natürlich war dies nur durch eine vorgängige Steigerung des Courses der Aktien auf dem Effektenmarkt möglich gewesen. Der Schwindel und das Spekulationsfieber sind ansteckender Natur. Bald war ganz Frankreich davon ergriffen. Schon Anfangs der zweiten Hälfte des Jahres 1719 hatte sich das Delirium so gesteigert, daß man sich um Aktien riß und dieselben mit 100 bis 150 % Agio bezahlte. Jetzt schien der Zeitpunkt für Law gekommen, seinem Systeme die Krone aufzusetzen und das gesammte Staatsfinanzwesen in seiner Hand zu vereinigen. Er erreichte dies durch die Uebernahme des Generalpachts.

Seit langer Zeit war das französische Steuerwesen in der Weise eingerichtet, daß die direkten Steuern durch General-Einnehmer, die indirekten durch Generalpächter eingetrieben wurden. Ehemals geschah das letztere nach Provinzen, neuerdings aber wurde gewöhnlich der Ertrag sämmtlicher indirekten Steuern des Staates auf eine gewisse Zeit an eine einzige Gesellschaft verpachtet. Im Jahre 1718 gelangte der Generalpacht in die Hände der Gebrüder Paris, sehr reicher Geschäftsleute, welche den Law'schen Unternehmungen abhold waren und auch die Uebernahme des Generalpachts zu einem Streich gegen denselben benutzten. Sie gründeten eine Aktiengesellschaft ganz in der Form der West-Gesellschaft, ebenfalls mit einem Kapital von 100 Millionen L., und da der Generalpacht, welchen sie zu einem Jahresbetrag von 48½ Mill. L. erstanden hatten, der öffentlichen Meinung nach mehr als das Doppelte abwarf, so fanden die Aktien der Paris'schen Gesellschaft raschen Absatz und erreichten einen hohen Cours.

Law betrachtete natürlich eine solche Konkurrenz mit nicht sehr günstigen Augen und entwarf einen Plan, dieselbe zu beseitigen. Der Regent war zu einem Vertragsbruch leicht zu bewegen, wenn ihm große Vortheile dabei winkten, und das Law'sche Projekt bot solche in reichstem Maße. Am 27. August 1719 erschien eine königliche Verordnung, welche den bestehenden Vertrag der Paris'schen Gesellschaft einfach aufhob und unter Hinweisung darauf, daß die Indische Gesellschaft sich erboten habe, statt 48½ Mill. jährlich 52 Mill. L. Pacht zu zahlen, derselben den Generalpacht auf 9 Jahre übertrug. Doch waren die 3½ Mill., welche der Regent mehr erhielt, nicht das Verführerische gewesen, so wenig als das Law'sche Projekt sich auf die Uebernahme des Generalpachts beschränkte. Beiden war dies nur Mittel zur Erreichung von Größerem. Law hatte sich nämlich erboten, der Regierung gleichzeitig ein 3%-Darlehen von 1200 Mill. L. zu machen, welches später auf 1500 Mill. erhöht ward, womit alle Schulden, Renten, Kautionen u. s. w. getilgt werden sollten, und diese kühne, großartige Idee, welche fast die ganze, auf 2 Milliarden berechnete, kostspielige, in den verschiedensten Formen und zu den verschiedensten Zinsen bestehende Staatsschuld durch eine einzige billige geregelte Schuld zu beseitigen versprach, konnte allerdings auch größere Geister, als der Regent war, verlocken.

Der in Aussicht stehende finanzielle Reingewinn des Staates bei dieser Operation war bedeutend. Man berechnete das Zinsen-Erforderniß der alten Schuld auf 75 bis 80 Millionen. Da nun der Staat der Gesellschaft gegenüber blos eine Zinsenlast von 36, später von 45 Mill. L. übernahm, so ersparte er jährlich 30 bis 35 Mill. L. Noch höher anzuschlagen waren die Vortheile, welche die Heimzahlung und Abschaffung der finanziellen Stellen und Gerechtigkeiten, in erster Linie die General-Einnahme mit ihrer Legion von Unterbeamten, dem Volke brachte. Sie hatten das Drei- und Vierfache dessen erpreßt, was sie dem Staate als Steuer-Ertrag überlieferten, und den Verkehr mit einer Unzahl Beschränkungen erdrückt.

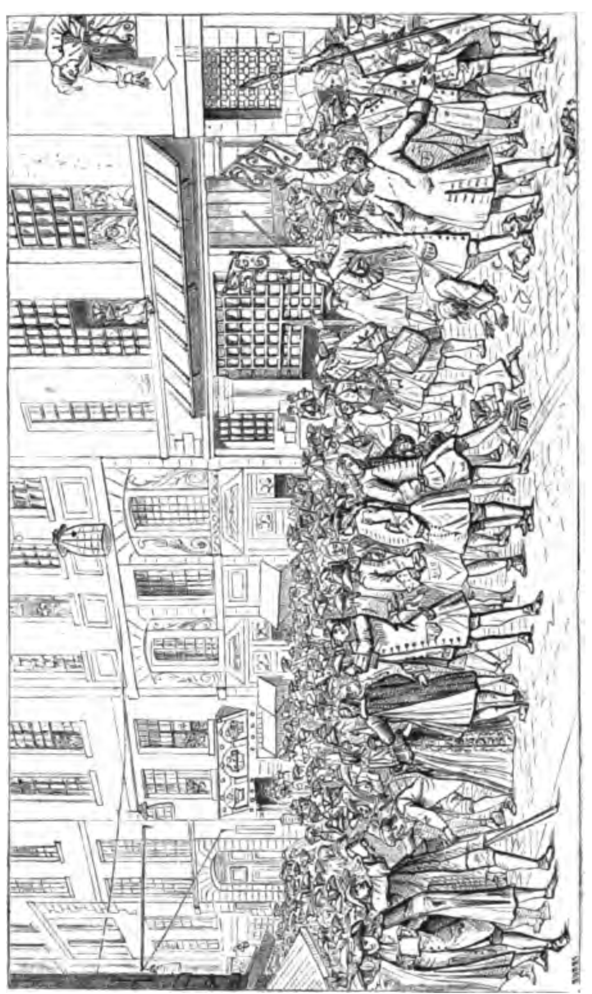
Gewiß wären dieses große Ergebnisse gewesen! Aber wie sollte die Ausführung möglich gemacht werden? Woher sollten die Milliarden kommen, mit welchen die Regierung die Schuld zurückzahlte? Dies war das Geheimniß Law's und führte auf den Grundgedanken seines ganzen Systems zurück, welches Papier und Kredit für gleichbedeutend hielt. Stand nicht die Banknoten-Presse der

Bank, wie die Aktien-Presse der Indischen Gesellschaft, zu seiner Verfügung? Wurden nicht die Aktien in der Rue Quimcampoix mit dem sechs-, acht-, ja zehnfachen Betrag ihres Nominalwerthes bezahlt und schien es nicht eine Kleinigkeit, durch neue Aktien-Emmissionen die 1500 Millionen L. zu beschaffen? Dennoch wagte man nicht, die ungeheure Summe mit einem Male auf den Markt zu werfen. Am 13. Sept. wurde die Gesellschaft zur Ausgabe von 100,000 neuen Aktien zum Tagescours ermächtigt, das heißt zu 5000 L. Erleichterungen aller Art sollten das Gelingen sichern. Der Unterzeichner hatte nur ein Zehntel oder 500 L. sofort, das Uebrige in neun Monatsraten zu zahlen. Vom Vorzeigen alter Aktien war diesmal keine Rede.

Der Zudrang zu den Bureaux der Gesellschaft war unbeschreiblich. Das vorherige rasche Steigen der Aktien, die großen Gewinne glücklicher Spekulanten hatten eine förmliche Spielwuth erzeugt. Jung und Alt, Arm und Reich, Vornehm und Gering drängte sich hinzu, um von dem reichthumverheißenden Papier zu erhalten. Die hohe Aristokratie kroch vor dem schottischen Emporkömmling, und selbst ausländische Fürsten sandten Agenten nach Paris, um für sie zu spielen. In 14 Tagen waren die 100,000 Stück vergriffen. Eine neue Emission von 100,000 Stück unter denselben Bedingungen wurde mit gleicher Gier genommen, und fünf Tage später erfolgte die Ausgabe der dritten Serie. In kaum drei Wochen, vom 13. Septbr. bis 2. Oktbr., waren also 300,000 Aktien mit einem Nominalbetrag von 150 Mill. L. gezeichnet worden, die aber der Gesellschaft in Wirklichkeit 1500 Mill. L. brachten. Auf dem Markt galten die Aktien weit mehr als der Emissionspreis. Sie stiegen rasch auf 6, 7, 8, 9 und 10,000 L., erhielten also eine weitere Prämie von 1000%. Die Gewinne, welche hierbei gemacht wurden, waren ungeheuer. Das bloße Vermiethen von Läden in der Rue Quimcampoix, wo sich Alles, was spielte, und das war ganz Paris, ja ganz Frankreich, und viele Tausende von Fremden zusammendrängten, brachte Vermögen; die Kommis waren nicht im Stande, die Namen der Kauflustigen so rasch zu verzeichnen, als diese sich herzudrängten, und Lord Mason erzählt in seiner Geschichte von England, daß ein kleiner Krüppel in dieser Straße nicht weniger als 50,000 Livres machte, indem er den eifrigen Spekulanten seinen — Buckel vermiethete, um auf demselben ihre Aufträge zu unterzeichnen. Einzelne Häuser trugen eine Monatsmiethe von 10—12,000 L. Das Vermiethen von Schemeln machte einen Schuster reich. Das waren nur Diener. Spieler selbst rechneten Gewinn und Verlust nach Millionen. Ein ruinirter Gerberssohn gewann in wenigen Monaten 60 Millionen, der Diener eines Banquiers 50 Mill., ein Savoyarde 40 Mill. Ein Kellner ging mit 30 Mill. nach England und kam später als Mylord zurück. Eine Krämerin Chaumont kaufte Hotels und Landgüter für Millionen; sie besaß über 100 Millionen. Die Größten des Reichs, namentlich die Günstlinge des Regenten, trugen noch mehr davon. Die neuen Millionäre oder „Mississippier", wie man sie nannte, entfalteten fürstlichen Luxus und ihr Beispiel stachelte wieder die weniger Glücklichen oder Neuhinzukommenden an, ihr Heil zu wagen und die Zahl der Aktienkäufer und Verkäufer zu vermehren.

Man wird hier freilich erstaunt fragen, worauf sich der hohe Cours der Aktien und ihr fortwährendes Steigen gründete, ob die Gesellschaft Dividenden

von so hohem Betrage vertheilte und womit sie so glänzende Geschäfte machen konnte? Von hohen Dividenden war bisher noch nichts zu sehen gewesen; aber man vergesse nicht, daß sich diese ganze erstaunliche Bewegung in den Zeitraum weniger Monate drängte, und daß man in der Rue Quimcampoix nicht viel nach Dividende fragte. Man suchte dort keine Kapitalanlage, sondern man wollte gewinnen. Und so lange sich noch Käufer zu höhern Coursen fanden, stiegen die Course lustig weiter. Zwei Momente trugen hauptsächlich bei, diese Bewegung zu fördern und das Spiel zu nähren, freilich nur, um das Ende desto schrecklicher zu machen.



Straße Quimcampoix.

Der Leser erinnert sich, daß die Summen, welche durch Ausgabe der Aktien in die Hände der Gesellschaft kamen, der Regierung als Darlehen zuflossen und von dieser zur Rückzahlung der alten Rentenschulden verwendet wurden. Doch ging letzteres viel langsamer als die Emission der Aktien, der einzigen Anlage für die plötzlich ohne Verwendung befindlichen Kapitalien. Ehe die Rentengläubiger ihre Rententitel abgeliefert, den Empfangschein darüber erhalten und solchen in der Bank gegen Bankbillets umgetauscht hatten, war die zur Unterzeichnung aufgelegte erste Aktien-Serie längst von Spekulanten genommen worden. Die zu spät gekommenen Rentner mußten die Aktien nun in der Rue Quimcampoix zu hohen Coursen ankaufen, um ihr Geld überhaupt anzulegen. Die bitteren Klagen derselben über diese Benachtheiligung riefen allerdings

eine Verordnung hervor, daß die zweite und dritte Aktien-Emission nur entweder mit Staatsscheinen oder mit Empfangsscheinen über abgelieferte Renten bezahlt werden dürfe; doch war dies für einen Theil der Renten zu spät, und schon der eine Fehlgriff, daß der zehnte Theil der zurückbezahlten Renten genügte, um das gesammte Aktienkapital zu zeichnen — da letzteres in zehn Raten vertheilt war — mußte zu einem gegenseitigen Ueberbieten und zu stetem Steigen des Aktiencourses führen, so lange nur noch das mindeste Vertrauen zu der Gesellschaft und deren Aktien herrschte. Der zweite, nicht weniger gewichtige Grund lag in der maßlosen Ausgabe von Banknoten, welche neben der Aktien-Emission herging. Vom 10. Juni bis 29. Dezember 1719 gab die Bank für 890 Mill. L. aus, ohne die Summen, welche heimlich emittirt worden sein mögen. Eigentlich hätten diese Noten-Emissionen nur zur Vermittelung des Umtausches der Rententitel in Aktien dienen sollen, so nämlich, daß der Rentner von der Bank für den Betrag seiner abgelieferten Titel Noten erhielt und damit die Aktien der Gesellschaft bezahlte. Die Gesellschaft tauschte die Noten bei der Bank gegen die Empfangsscheine um und gab letztere der Regierung als Darlehen zurück. Noten und Rententitel konnten dann vernichtet werden. Da aber schon bei der zweiten Aktien-Emission die Mithülfe der Bank entbehrlich war, indem ja die Aktien mittelst der Empfangsscheine der Renten selbst bezahlt wurden, so lag nicht der mindeste Grund zu ferneren Noten-Emissionen vor. Dennoch geschah dies, und wir dürfen annehmen: aus keinem andern Grunde, als um den Umsatz und das Spiel in der Rue Quimcampoix zu unterstützen, wo man weder Gold noch Silber brauchen konnte, sondern der Bequemlichkeit halber die Noten vorzog, ja selbst mit Agio bezahlte. Von bankmäßiger Deckung dieser Unmasse Noten konnte keine Rede sein. Nicht gegen Wechsel noch gegen Lombard gab man sie aus. Law verschenkte sie mit vollen Händen an den Regenten und dessen Günstlinge, an seine Freunde und seine Neider; hier, um sich für Freundlichkeiten erkenntlich zu zeigen, dort, um neue Freunde zu erwerben. So schwoll die Masse der disponiblen Werthzeichen immer mehr an und half in der Rue Quimcampoix, wohin sie von den glücklichen Beschenkten getragen wurden, um noch mehr zu gewinnen, den Strom verstärken.

Das Jahr 1719 nahte sich seinem Ende und noch währte der Taumel. Dies bewies am besten die General-Versammlung der Gesellschaft, welche am 30. Dezember unter dem Vorsitz des Regenten mit Zuhülfenahme alles erdenklichen Pompes stattfand. Die Vorgänge auf dieser Versammlung sind dem, was auch wir in den letzten zwei Jahrzehnten sahen, täuschend ähnlich. An offene Darlegung des Standes der Dinge dachte Law nicht im Entferntesten. Denn das hätte auf der Stelle einen Umschwung herbeigeführt. Er half sich mit Versprechungen und Blendmitteln. Die vorhergegangene General-Versammlung hatte 12% Dividende versprochen. Damals standen die Aktien 1000 Livres, in Wirklichkeit hätten die Aktionäre also 6% erhalten. Damit konnten sie zufrieden sein. Heute aber standen die Aktien 11,000 Livres, die 12% Dividende vom Juli machten also etwa ½% des Tages-Courses aus. Law wußte sich zu helfen, als hätte er im neunzehnten Jahrhundert gelebt. Die Gesellschaft und die Regierung besaßen zusammen 200,000 Aktien. Beide verzichteten auf jede Dividende. Den übrig-

bleibenden 424,000 Aktien (24,000 Aktien waren noch nachträglich emittirt worden) versprach man eine Dividende von 40% oder 200 Livres pro Aktie. Für die letzten Käufer waren dies noch nicht 2% und doch — so blind war die Menge oder so geschickt die Agiotage — an demselben Tage stiegen die Aktien auf 15,000 Livres. In diesem allgemeinen Taumel erschien Frankreich wie umgewandelt und neugeboren. Der Wucher war verschwunden, die Armee wurde pünktlich bezahlt, der Handel nahm einen mächtigen Aufschwung, ein ungeheurer Fremdenstrom wälzte sich nach Paris, die Provinzen führten Tag für Tag neue Massen der Hauptstadt zu; maßloser Luxus und Verschwendung herrschten in allen Klassen der Bevölkerung, kurz — Alles vereinigte sich, um dieser Zeitperiode den Charakter einer wahrhaft fieberhaften Aufregung zu verleihen.

Law indessen ließ sich durch diese überschwenglichen Erfolge in seinen ehrgeizigen Bestrebungen nicht genügen; er trat zum Katholizismus über, um sich am 5. Jan. 1720 unter dem allgemeinen Jubel der Bevölkerung zum General-Kontroleur oder Finanzminister ernennen zu lassen. In dieser mächtigen Stellung bot er seinen ganzen Einfluß auf, alle unnützen Staatslasten zu beseitigen, Steuern zu ermäßigen und Freistellen an der Pariser Universität einzuführen; ja schon hegte er den Gedanken, das ganze Steuersystem in eine einzige, allein auf das Kapital basirte Abgabe umzugestalten. — Unter solchen Anstrengungen erreichten die Aktien den Stand von 18,000 Livres — den höchsten, den sie überhaupt gehabt haben. — Aber der Wendepunkt war bereits eingetreten, die letzte Steigerung selbst darf als ein Symptom dafür betrachtet werden. Es hieße dem Verstande der großen Spekulanten, der Banquiers und Spieler von Profession zu wenig Ehre anthun, wollte man annehmen, daß sie sich von den Kunstgriffen, welche in der erwähnten General-Versammlung angewandt wurden, um einem Coursrückgang vorzubeugen, hätten täuschen lassen, oder daß sie blind für die wahre Natur der schwindelhaften Höhe des Aktien-Courses gewesen wären. Sie sahen eine Umwälzung voraus und beeilten sich, ihre Beute in Sicherheit zu bringen, bevor die Spieler zweiten, dritten und vierten Ranges Verdacht schöpften. Sie fingen an zu realisiren, das heißt, ihre Aktien zu verkaufen und dafür Werthgegenstände aller Art einzuhandeln. Vorher hatten Edelleute und Bürger ihre Güter und Häuser verschleudert, ihren Schmuck veräußert, um baares Geld zum Spiel zu erlangen. Jetzt fanden diese Dinge Liebhaber, und während die großen Spekulanten den Cours durch künstliche Manöver nicht blos zu halten, sondern noch zu steigern wußten, zogen sie sich allmälig zurück. Natürlich mußte hierdurch das Angebot von Papier stärker werden, als die Nachfrage. Bald witterten auch die vorsichtigeren der anderen Spieler, daß eine Gegenbewegung eingetreten sei, und warfen sich mit einer wahren Wuth auf alle reellen Werthgegenstände, um den gefährlichen Papierbesitz mit einem zuverlässigeren zu vertauschen, denn auch den Banknoten trauten die Spieler nicht mehr. Hatte schon vorher die Unmasse der vorhandenen Werthzeichen den Preis aller Waaren steigern müssen, so nahm jetzt die Erhöhung aller Bedarfs- und Verzehrgegenstände erschreckende Dimensionen an. Die Spieler zahlten jeden Preis in Papieren, um sich Gold, Silber, Waaren, Häuser oder Güter zu verschaffen. Die Elle Tuch stieg auf 25 Livres. Holz und Kohlen kosteten das Zweifache

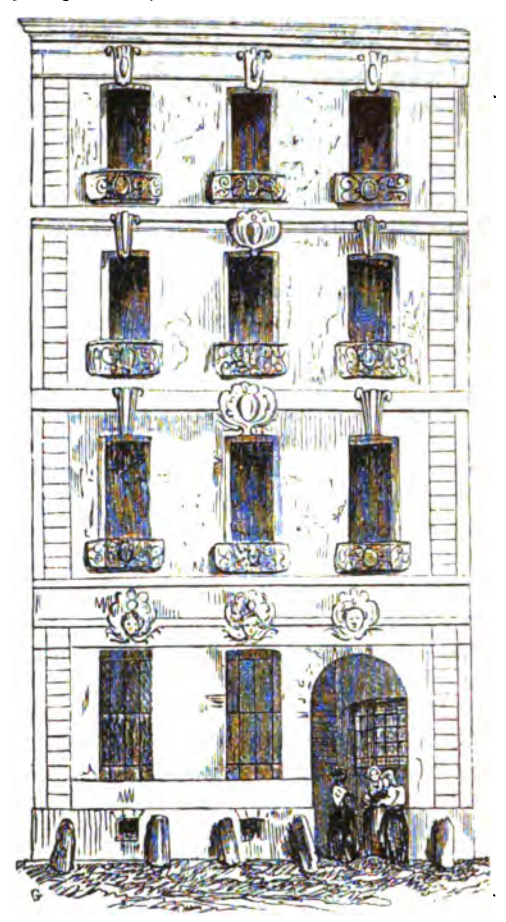
des gewöhnlichen Preises. Schon im Dezember 1719, als die Ueberhäufung des Verkehrs mit Noten sich in der Preissteigerung aller andern Werthe, auch von Gold und Silber, kennzeichnete, war der Versuch gemacht worden, der Entwerthung der Noten vorzubeugen. Eine Verordnung bestimmte, daß die Bank keine Noten mehr ausgeben solle, Jedermann aber berechtigt sei, bei Zahlung Noten zu verlangen; auch die Regierung werde von ihren Schuldnern und den Steuerpflichtigen künftig nur Noten annehmen. Ein anderer Erlaß befahl, daß bei Zahlungen überhaupt nur bis 10 Livres in Silber und bis 300 Livres in Gold geliefert werden dürften. Das hieß den Zwangscours der Noten dekretiren. Geradezu lächerlich klang daneben die Bestimmung, daß Noten ein Agio von 5% erhalten sollten, denn sie fanden al pari keine freiwilligen Nehmer. Bald wurde dekretirt, daß bei harter Strafe Niemand Edelsteine oder Perlen tragen dürfe. Darauf folgte das Verbot der Anfertigung, des Verkaufs und des Gebrauchs von Gold- und Silbergeräthschaften. Endlich, da trotz alledem die Noten nicht beliebter werden wollten, auch die edeln Metalle nicht in die Bank flossen, um Noten dafür einzutauschen, erschien ein Erlaß, welcher den Bankerott des Law'schen Kreditsystems in seiner ganzen Nacktheit darstellt: Niemand dürfe bei Strafe der Konfiskation und 10,000 Livres Buße über 500 Livres Münze besitzen. Der Compagnie wurde das Recht eingeräumt, in allen Häusern Nachsuchungen zu halten und die Münzen über 500 Livres Werth wegzunehmen. Angeber sollte Alles, was gefunden wurde, zur Belohnung erhalten &c.

Diese Verordnungen waren nicht bloße Schreckschüsse. In allen Städten des Reichs waren Haussuchungen und Konfiskationen im Gange. Die Gebrüder Paris verloren 7 Millionen, den Geistlichen wurden die Armengelder weggenommen, die Diener gaben die Herren, ja der Sohn den Vater an. Es war die Wiederholung der Inquisition, nur in verächtlicherer und empörenderer Gestalt. Und doch gewann man mit dem Allen nichts. Noten und Aktien fielen immer tiefer.

Eine Katastrophe schien unvermeidlich. Nur energische Mittel hätten Hülfe bringen können. Aber Law nahm seine Zuflucht zu halben Maßregeln. Er berief Ende Februar 1720 eine General-Versammlung, welche die Vereinigung der Compagnie und der Bank beschloß, der Bank aufgab, binnen 2 Monaten alle Noten von 10 Livres einzulösen, künftig alle Beträge unter 100 Livres in Silber auszuzahlen, Conto-Corrente zu eröffnen, Depots von Noten und Aktien ohne Vergütung anzunehmen, endlich für 500 Millionen 2% Obligationen auszugeben. Dafür kaufte die Compagnie dem Regenten 100,000 Aktien zu 9000 Livres pro Stück ab, zahlbar in monatlichen Raten. Diese Beschlüsse wirkten momentan günstig auf den Cours der Aktien, sie stiegen wieder bis 10,000 Livres. Aber die Freude war kurz. Das Publikum traute weder der Bank noch der Compagnie mehr. Die Conto-Corrente und Depots wurden so wenig benutzt wie die Obligationen. Die Hoffnungen, welche man darauf gesetzt hatte, um die Papiermasse zu vermindern, erwiesen sich als trügerisch. Auch die Bank erfüllte ihre Versprechungen nicht. Die 10-Livres-Noten blieben uneingelöst; dagegen wurden für 200 Millionen neue Noten ausgegeben und Aktienpromessen verkauft.

So stand man nach wenigen Tagen auf dem alten Flecke, und immer dringender mahnte die zunehmende Panik, einen großen Entschluß zu fassen, um wenigstens das zu retten, was zu retten war. Eines mußte man opfern: die Aktien

oder die Noten, und die Entscheidung darüber konnte nicht zweifelhaft sein. Die Hälfte der Aktienbesitzer war allerdings verführt und betrogen worden, als man ihnen das für 5000 Livres verkaufte, was im besten Falle nur die Hälfte werth war; denn die Einkünfte der Gesellschaft betrugen schwerlich mehr als 70 Millionen, nämlich Staatsrente 48 Millionen, Gewinn an dem General-Pacht 12 Mill., an Tabaksregal 6 Mill., General-Einnahme 1 Million, Münzregal und Handel ca. 3 Millionen, denn die von Law in der General-Versammlung vom Dezember 1719 für beides angesetzten 24 Millionen waren offenbar aus der Luft gegriffen, da fast keine Münze coursirte und die Handelsunternehmungen anfangs mehr Kosten verursachten als Gewinn brachten. Hiernach war höchstens ein Cours von 2500 Livres gerechtfertigt. Immerhin aber hatten sie sich größtentheils freiwillig am Aktiengeschäft betheiligt. Die Gewinnsucht hatte sie verleitet, und wer spielen will, darf sich nicht beklagen, wenn er dabei übervortheilt wird.



Law's Haus in der Straße Quimcampoix.

Ganz anders stand es mit den Notenbesitzern. Diese hatten die Noten annehmen müssen, der Staat hatte sie gezwungen, ihre Waaren gegen Noten zu verkaufen, ihre Außenstände in Noten zurückzunehmen. Man mußte sie vor dem Verlust ihres Vermögens schützen und es wäre möglich gewesen. Anfang März 1720 cirkulirten etwa 1000 Millionen L. Noten. Die Bank hatte auf Vorschüsse gegen Aktien noch 174 Millionen ausstehen, die Gesellschaft 486 Millionen als Einzahlungen auf die letzten Aktien-Emissionen zu fordern. Durch Einforderung beider Posten und Vernichtung der eingehenden Noten wäre die Noten-Cirkulation auf 430 Millionen vermindert worden. Diese hätten ihren Werth behauptet. Freilich würde dieser Schritt die Aktien sofort entwerthet und eine furchtbare Katastrophe herbeigeführt haben, da die vorhandene Aktienmasse

zum Cours von 9000 Livres die kolossale Summe von 5616 Millionen Livres repräsentirte. Doch blieb einmal nichts Anderes übrig, und der wirkliche Werth der Aktien würde sich bald wieder hergestellt haben, sobald die Gesellschaft den Stand ihres Vermögens und ihrer Einkünfte offen darlegte. Allein Law hatte nicht den Muth, dem Sturm der Aktionäre zu trotzen und den Bankerott seines Systems einzugestehen. Er ergriff den schlimmsten Ausweg: die Aktien und die Noten zu identifiziren, indem er durch Erlaß vom 5. März den Aktien einen festen Werth von 9000 Livres gab und gleichzeitig erklärte, daß die Compagnie zu diesem Preis Aktien gegen Noten und Noten gegen Aktien umtauschen werde. Damit war Beider Sturz unvermeidlich. Die erste Folge des Erlasses war die, daß sich Alles nach der Bank drängte, um die Aktien gegen Noten auszutauschen. Binnen 5 Wochen mußten für 1500 Millionen neue Noten ausgegeben werden. Die Cirkulation verdoppelte sich. Nothwendigerweise fielen die Banknoten im Cours, und bald waren die 9000 Livres, welche man gegen 1 Aktie in Noten erhielt, nur 4- bis 5000 Livres in Münze werth. Vergeblich strengte man sich an, durch das Verbot der Cirkulation von Gold- und Silbermünzen, begleitet von neuen Haussuchungen und Konfiskationen, dieses Mißverhältniß zu beseitigen. Vergebens schloß man die Rue Quimcampoix, wo man noch immer spielte und spekulirte, nur jetzt à la baisse statt à la hausse, und errichtete an der Bank selbst ein Verkaufsbureau. Die Entwerthung der Noten ließ sich nicht länger läugnen und nun erst — freilich zu spät — entschloß man sich zum Zugeständniß des — halben Bankerotts. Durch Erlaß vom 21. Mai wurde verfügt, daß der Werth der Aktien bis zum Dezember desselben Jahres stufenweise auf 5000 Livres, die Noten auf die Hälfte ihres Nominalwerthes herabgesetzt werden sollten. Volk, Spieler und Aktionäre schrieen über Diebstahl und Raub, obgleich der Marktwerth beider Papiere in Wirklichkeit nicht höher war. Es kam zu Straßenaufläufen. Das Parlament protestirte, selbst der Regentschaftsrath erklärte sich gegen den Erlaß, und erschreckt nahm der Regent am 27. Mai denselben zurück. Law wurde seiner Stelle als Finanzminister enthoben, der Umlauf von Gold- und Silbermünzen wieder freigegeben und der Vermögensbestand der Bank geprüft. Der ergab freilich circa 289 Millionen Livres als Deckung von nahezu 3000 Millionen Noten! Den Bankerott hatte man geläugnet. Trotzdem war er unvermeidlicher als je, und Aktien wie Noten fielen immer tiefer.

Law wurde von Neuem an die oberste Leitung berufen und eine neue Kombination versucht, im Wesentlichen auf Annullirung von 330,000 Stück Aktien, welche die Bank und die Compagnie umgetauscht hatten, und von 100,000 Stück, welche die Regierung besaß, hinauslaufend. Für letztere sollte die Compagnie dem Regenten jährlich 25 Millionen auf die Jahresrente von 48 Millionen erlassen, wofür $2\frac{1}{2}$ % Renten geschaffen werden sollten, deren Ankauf, hoffte man, eine Milliarde einbringen werde. Die noch vorhandenen 200,000 Aktien sollten jede 3000 Livres nachzahlen. Auch diese 600 Millionen waren zur Verminderung der Notenmenge bestimmt.

Aber auch dieser letzte Versuch scheiterte. Das Vertrauen war dahin. Die Rente fand keine Abnehmer und die Aktionäre waren nicht zur Nachzahlung zu bewegen. Die Notenmasse blieb dieselbe. Die Entwerthung wurde immer größer. Um den dringendsten Bedürfnissen des Kleinverkehrs abzuhelfen, fing die Bank

im Juni an, die 10-Livres-Noten einzulösen, aber nur an einzelnen Tagen und zu gewissen Stunden. Hierher drängten sich nun die Massen, um ihr Papier umzuwechseln. Das Gewühl war so fürchterlich, daß täglich mehrere Personen erdrückt oder verstümmelt wurden. Vom frühesten Morgen an wurden die Zugänge zu den Bureaux und zu der Straße belagert, um zu den Glücklichen zu gehören, denen es gelänge, bis zur Kasse vorzudringen. So ging es fort bis Mitte Juli. Da, in der Nacht vom 16. zum 17. Juni, waren bereits viele Tausende in der Rue Vivienne zusammengedrängt, und immer neue Massen drückten nach, so daß man bei Sonnenaufgang nicht weniger als fünfzehn Leichen zertretener Personen fand! Dieses schreckliche Schauspiel trieb die Entrüstung der Menge auf's Höchste. Fünf Leichen schleppte ein Volkshaufen durch die Rue Vivienne; eine andere Menge trug einen Leichnam nach dem Louvre, wurde aber durch den Marschall Villeroi vermittelst eines Geschenkes von 100 Livres beruhigt; ein weiterer Trupp wendete sich gegen Law's Haus, zertrümmerte sämmtliche Fenster und konnte nur durch herbeigeholte Soldaten von weiteren Zerstörungen abgehalten werden; drei Entseelte brachte eine hoch erregte Volksmenge nach dem Palais Royal und suchte in den Palast, der von allen Seiten umschlossen war, einzudringen. Vergebens suchte man den tobenden Haufen durch die Versicherung zu beruhigen, daß der Regent zu Bagnolet, einem Landhause der Regentin, verweile. — „Das ist nicht wahr!“ tönte es aus mehr als tausend Kehlen. „Wir zünden den Palast an allen Ecken an, dann werden wir ihn gar bald heraus bekommen.“ Der Regent schwebte in grenzenloser Angst, doch wagte er nicht, Truppen gegen die empörte Menge einschreiten zu lassen. Ein Gardeoffizier ließ 50 Mann Soldaten einrücken und öffnete um 9 Uhr, nachdem er im Inneren zum Schutze des Schlosses seine Vorkehrungen getroffen, die Portale desselben, worauf 4000—5000 Menschen die Hofräume tobend anfüllten. Auch Blanc, der Staatssekretär des Kriegs, erschien mit einem Haufen Verkleideter. Der Herzog von Tresmes, Gouverneur von Paris, fuhr heran und warf unter die seinen Wagen umringende Menge Silber und Gold, konnte aber das Palais doch nur mit zerrissener Halskrause und Manchette betreten. Endlich näherte sich auch Law in seiner prächtigen Karosse. Als dessen Kutscher die aufgeregte Menge gewahrte, rief er aus: „Ich würde jeden dieser Pariser aufhängen lassen!“ — Diese brutale Aeußerung lenkte den Zorn des empörten Volkes vom Palais Royal ab. Es wälzte sich Law und dessen Wagen entgegen. Eine Frau fiel den Pferden in die Zügel und rief dem Schotten zu: „Wenn sich noch drei Frauen fänden, wie ich, so würdest Du in einem Augenblicke zerrissen sein!“ — Law stieg aus und flüchtete in das Palais, der Kutscher aber rief dem erbitterten Weibe zu: „Ihr seid Canaillen!“ Wie mit einem Schlage war Law's Wagen von der empörten Menge zertrümmert und der rohe Kutscher so arg hergerichtet, daß er an den Verletzungen starb. —

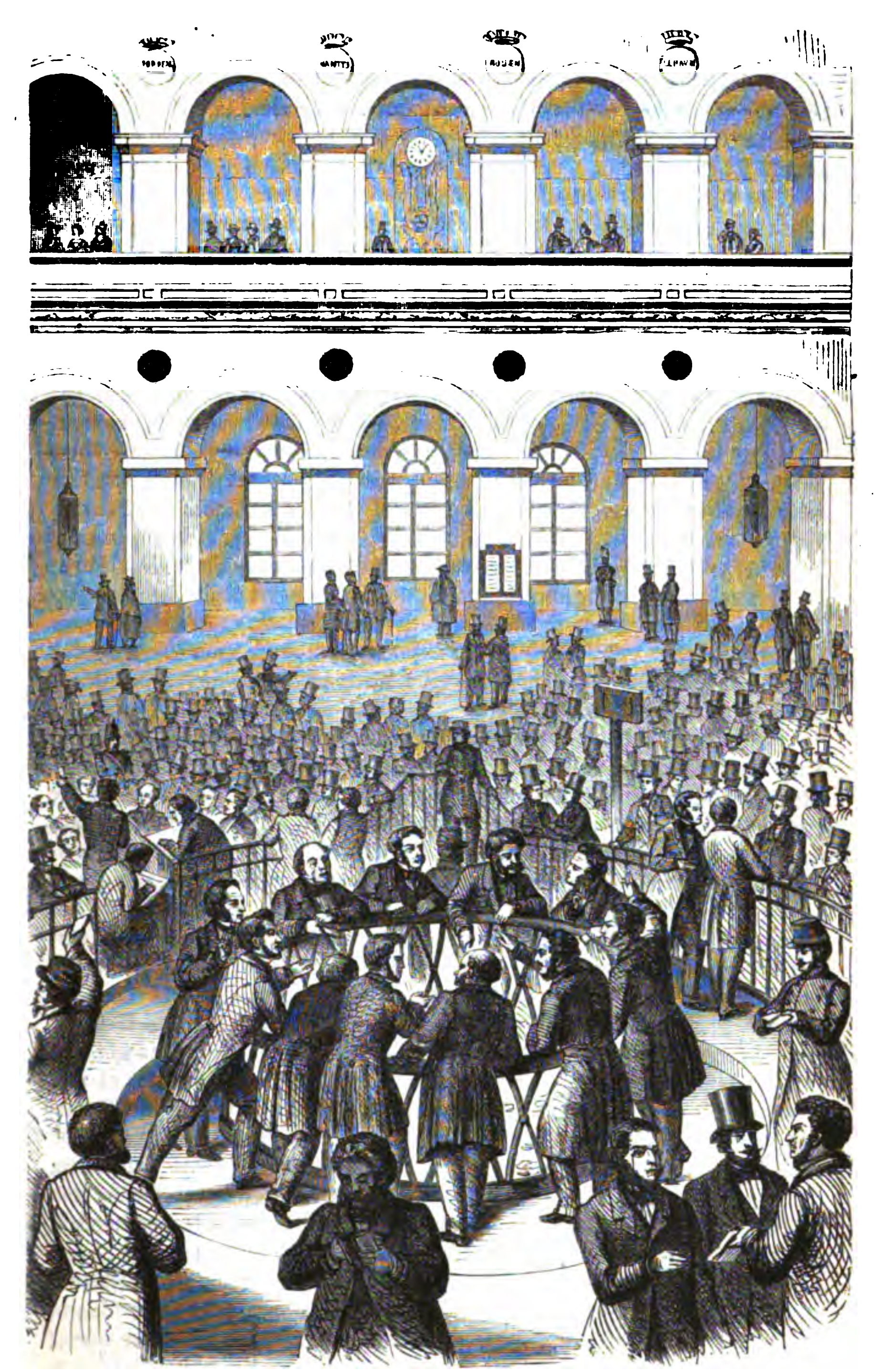
Nach Beerdigung der Erdrückten und in Folge der Heranziehung ansehnlicher Militärkräfte wurden die Gemüther nach und nach etwas beruhigter. Law selbst hielt sich 10 Tage versteckt. Um ähnlichen Vorfällen vorzubeugen, schloß man — die Einlösungsbureaux und — verbannte das Parlament. Das Volk, durch Militär im Zaum gehalten, trug das Elend, so gut es ging, und

rächte sich durch Spottlieder und Pasquille. Jener Zeit entstammt auch das Original einer seitdem mehrfach variirten Antwort auf Preise, die behufs Entdeckung von Pasquillanten ausgesetzt wurden. Der Regent bot dem Entdecker des Verfassers eines ihn selbst verhöhnenden Gedichtes 100,000 Livres. Am andern Morgen klebten an der Thür seines Kabinets folgende Verse:

Tu promets beaucoup, ô Régent!
Est-ce en papier ou en argent?

Was nun folgt, ist nur der Auflösungsprozeß der Law'schen Schöpfungen. Zu halten waren sie durch keine Verordnungen mehr. Um der heimlichen Agiotage zu begegnen, wies man den aus der Straße Quimcampoix vertriebenen Spielern den Platz Louis le Grand, später Vendôme-Platz genannt, an, und ein förmlicher Schacher mit Aktien, Noten und Gegenständen aller Art entstand dort unter Zelten und Hütten. Kurze Zeit nachher wieder geschlossen, wurde am 1. August eine neue Börse im Hôtel de Soissons eröffnet. Auch diese artete bald in einen förmlichen Markt aus, und schon der 29. Oktober sah ihr Ende. Die Verwirrung stieg immer höher. Niemand wußte, welchen Werth eine Waare besaß und wie man sie verkaufen konnte. Durch Zwangsmittel aller Art war zwar die umlaufende Notenmenge etwas vermindert worden, stand aber immer noch außer Verhältniß zu dem Bedürfniß des Verkehrs. Endlich erfolgte der förmliche Bankerott. Erst auf 1/4 ihres Werths reduzirt, erklärte ein Edikt vom 10. Oktober, daß bei dem Mißkredit, in welchen alle Noten gefallen seien, vom 1. November an die Banknoten nicht mehr in Zahlung gegeben werden könnten. Welches Elend diese letzten Monate im Gefolge gehabt, können wir hier nicht schildern. Ein Beispiel möge genügen. Im Dezember 1720 wollte man einem ehemals Reichen ein Almosen bringen: man fand ihn erhängt neben seiner todten Frau und drei ermordeten Kindern. 200,000 Livres in Banknoten und 6 Sous Münze bildeten die vorhandene Baarschaft! Am 14. Dezember 1720 verließ der Urheber all' dieses entsetzlichen Unglücks Paris, aber nicht wie ein Flüchtling, wie vielfach behauptet wird. Noch immer stand er hoch in Gunst, ja er empfing vor seiner Abreise noch von den höchsten Personen Abschiedsbesuche. Das Volk klagte ihn an, daß er eine erstaunliche Menge Wagen voll Gold und Silber mit sich geführt habe; in Wahrheit aber bestand sein ganzes Vermögen nur in einer Menge werthloser Noten (man spricht von fünf Millionen) und in einem Besitz von 2000 Louisdor. Im Uebrigen sah er sich wegen Bezahlung seiner Schulden auf die Gnade des Regenten angewiesen. Die Größe seines Unglücks beugte ihn jedoch nicht; unerschütterlich war sein Glaube an die Lebenskraft seiner Ideen. Keine Anwandlung gekränkter Eitelkeit stieg in seinem Inneren auf; trotzdem lehnte er es aber doch ab, einer Berufung Peter's des Großen zu folgen und zur Hebung der Finanz-Verwaltung in russische Staatsdienste zu treten.

Anfänglich lebte er in Brüssel, hierauf in Genua, dann mehrere Jahre in London; hier auf die Freigebigkeit des Marquis von Lassay angewiesen. Später siedelte er nach Venedig über und starb daselbst arm und verlassen im Jahre 1729. — „Durch meine Arbeit", schreibt er dem Regenten, „habe ich einem großen Volke nützen wollen. — Schätze und Vermögen begehrte ich nicht; ich strebte nur darnach, meine das Menschenwohl fördernden Pläne in Ausführung zu bringen."



Der größte Saal der Börse in Paris.

Seiner Compagnie wurde kurz nach seiner Entfernung der Generalpacht, die Generaleinnahme und das Münzregal entzogen und eine Liquidations-Kommission unter dem Vorsitz der alten Gegner Law's, der Gebrüder Paris, niedergesetzt. Mit 800 Kommis und einem Aufwand von 9 Millionen Livres konnten sie diese Riesenarbeit erst nach vielen Monaten beenden. Am Schlusse der Operation stellte sich heraus, daß von 511,000 Besitzern eine Summe von 2,222,597,000 Livres in Noten und Aktien eingeliefert worden war. Die Besitzer theilte man je nach dem Erwerbs-Nachweis in fünf Klassen ein, von denen der letzten $^{19}/_{20}$ des Werthes gestrichen wurden. Die ganze Papiermasse reduzirte man so um mehr als 500 Millionen, wofür man neue Rentenscheine und Aktien ausgab. Außerdem wurden 180 der reichsten Spieler zu einer Zahlung von ca. 188 Millionen verurtheilt. Die Bank wurde aufgehoben und die Gesellschaft mit sehr geschmälerten Befugnissen in eine reine Handels-Gesellschaft verwandelt.

Das Einzige, was Frankreich von dieser unsäglich traurigen Periode blieb, sind die öffentlichen Leihhäuser, errichtet, um die unteren Klassen vor dem Hungertode zu schützen, die öffentlichen Spielhäuser, im Jahre 1722 autorisirt, um dem trotz aller Verbote in den Palästen der Großen getriebenen Hazardspiel eine gesetzliche Existenz zu verleihen, und schließlich die Pariser Börse, um dem nicht mehr zu unterdrückenden Börsenspiel und der Agiotage einen Zufluchtsort und eine gewisse Ordnung zu verleihen. Im Jahre 1724 wurde in der Rue Vivienne das erste Börsengebäude erbaut, freilich wol nur ein schwaches Abbild des großartigen Palastes, welcher heute den Mittelpunkt des finanziellen Treibens im modernen Babel bildet!

Wem, der nicht ganz außerhalb der Gegerwart lebt, wäre die großartige Bedeutung der heutigen Börse zu Paris nicht bekannt? Sie, das zweitwichtigste städtische Gebäude, liegt mitten in der Stadt, in der Nähe der großen Boulevards, der Bank und des Stempelamtes, an dem nach ihr benannten Platze. Ein prächtiges, 212 Fuß langes und 126 Fuß breites Parallelogramm, stellt sie sich mit den 60 Säulen von 80 Fuß Höhe, welche auf dem breiten, 16 Stufen hoch liegenden Perron umlaufen, recht eigentlich als ein Tempel des Merkur dar. Der Grundriß zu diesem Prachtbau wurde seinerzeit von Brongniart entworfen, der erste Stein am 24. März 1808 gelegt, der ganze Bau aber erst 1826 unter dem Baumeister Labarre vollendet. Die gesammten Baukosten beliefen sich auf über 8,000,000 Franken. Das Gebäude birgt außer der Börse noch das Handelsgericht, wie eine am Gesimse angebrachte goldene Inschrift darthut. Ueberaus prächtig nimmt sich die von Pujol und Meynier gemalte Decke des großen Börsensaales aus. Wir sehen dort Frankreich, den Tribut der vier Erdtheile entgegennehmend, Paris dem Merkur die Schlüssel überreichend und weitere dergleichen glücklich durchgeführte Allegorien.

In ihren Räumen vollziehen sich täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, die Geschäfte aller Derjenigen, die Geld haben oder dazu kommen wollen. „Hier ist", so sagt ein Pariser Korrespondent der Illustr. Ztg. in Leipzig, „das Herz von Paris, hier wurzelt mit sein Leben, hier ist ein Mittelpunkt seiner Ideen."

Allmittäglich strömen nach demselben hurtige Fußgänger und eilende Wagen. Die Physiognomien drücken gespannte Erwartung aus, die Haltung der Menge verräth Ungeduld. Jeder, der in das Innere eintritt, in den 212 Fuß langen,

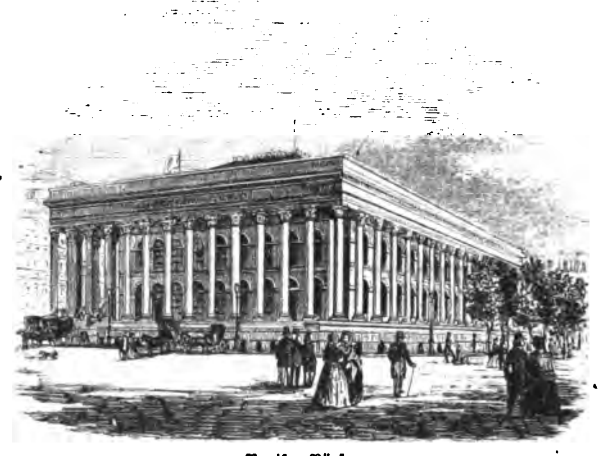
71 Fuß breiten Saal, blickt zuerst nach dem schwarzen Brette, welches die amtlichen Bekanntmachungen und telegraphischen Depeschen zu tragen pflegt, etwa wie der Gärtner des Morgens nach dem Erwachen vor allen Dingen dem Thermo- oder Barometer seine Aufmerksamkeit schenkt. Dann schlendert der Eine hier-, der Andere dorthin, Rath und Neuigkeiten einzuholen oder Aufträge zu ertheilen, bis mit dem Glockenschlage 12½ Uhr das Zeichen der Eröffnung des Marktes gegeben wird. Inzwischen haben sich bereits um ein kleines Rund von Eisenstäben die Agents de change versammelt, die Bevollmächtigten für die zu beginnenden Verhandlungen. Sie sind von dem Publikum getrennt durch ein anderes Eisengitter und stehen mit der Menge nur durch eine Anzahl uniformirter Beamten in Verbindung, denen obliegt, kleine Zettel herüber und hinüber zu reichen. Die letzteren enthalten die Kaufs- oder Verkaufsordres in wenig Worten und Zahlen, oder die Mittheilung, daß das Geschäft abgeschlossen ist. Zugetragen werden sie von den Remisiers, den Kommis der Agenten, welche den direkten Verkehr mit den Handelnden vermitteln.

Ist einmal der erste Ruf erklungen, dann erhebt sich ein ununterbrochenes Geschrei, das zu verstehen nur dem Eingeweihten und Geübten möglich ist. Je prends, je donne, je vends, wechselt ab mit Zahlen und Namen, unterstützt durch eine Zeichensprache, ähnlich der von den Morrhaspielern benutzten. Lebhaft sich unterhaltende Gruppen stehen ringsumher. Wovon sprechen sie? Von der Rente, den Aktien, den Stadtskandalen, den Theatern und Bällen, den neuesten Anekdoten und Calembourgs, der Politik des In- und Auslandes. „Die Nordbahn hat eine Mindereinnahme in der letzten Woche gehabt.“ — „Fräulein Livry wird nächstens wieder auftreten.“ — „Graf Bastoggi war gestern bei Rothschild.“ — „Der Crédit mobilier läßt verkaufen.“ — „Die armen Griechen sind noch immer Königswarter.“ — „Ja, aber keine Erlanger!“ rufen zwei Witzbolde, mit den Namen der bekannten Banquiers spielend. — „Die Anleihe wird erst in drei Monaten gemacht.“

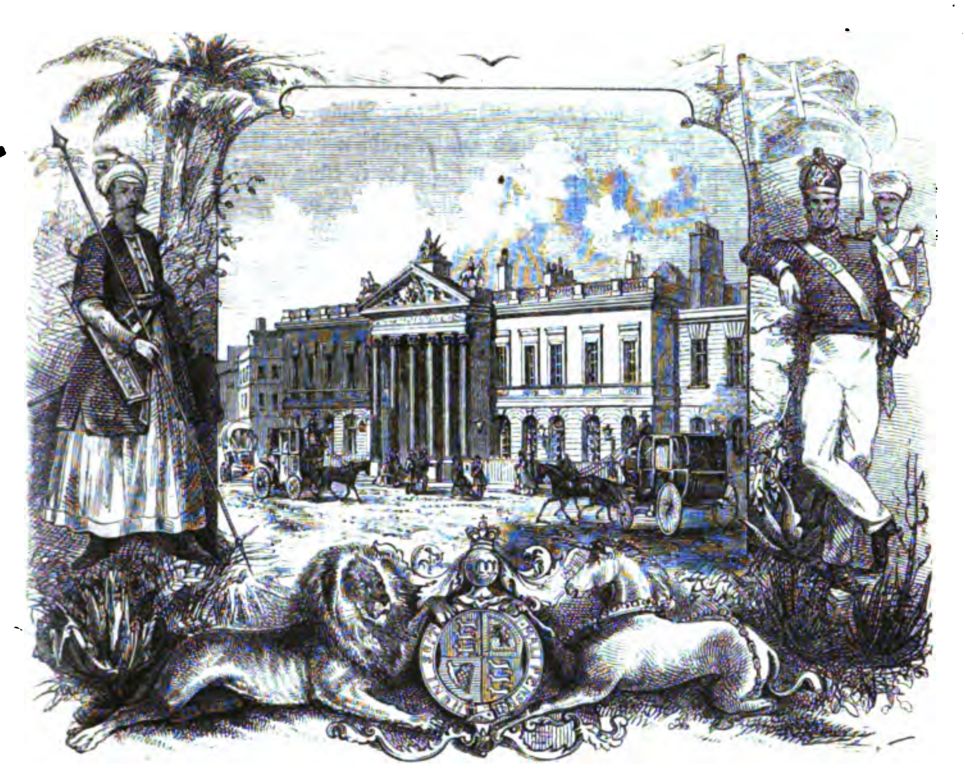
Dergleichen abgerissene Sätze vernimmt das Ohr von allen Seiten, bald aus dem selbstgefällig lächelnden Munde eines eleganten Kommis, bald von den hastig bewegten Lippen eines Spekulanten. Von der Galerie, welche rings um den Saal läuft, blicken neugierige Frauen und aufmerksame Fremde auf die tumultuirende Menge, zu der ein fortwährendes Murmeln und Brausen hinauftönt, wie vom Anschlagen der Meereswogen an felsige Ufer, und die in steter Bewegung ist wie die Windfahne, die den Pedant zur großen Uhr bildet. Mit dem Glockenschlage 3 Uhr wird auf's Neue ein Zeichen gegeben. Die Börse ist für heute geschlossen, die offiziell zu notirenden Geschäfte sind zu Ende. Aber draußen auf der Freitreppe, vor den das Gebäude umgebenden Gittern, in den zahlreichen Nebenstraßen wird noch weiter gehandelt, wie der einmal schwingende Pendel noch lange nicht zur Ruhe kommt, wenn auch die Uhr abgelaufen ist. Ungeheure Summen sind umgesetzt worden, die Einnahme manchen Jahres ist in der kurzen Zeit verloren, die Grundlage für viele Vermögen ist gewonnen worden. Die Hazardspiele sind in Frankreich verboten, allein die Börse bietet reichlichen Ersatz und, was das Schlimmste, während an den öffentlichen Banken nur gegen baaren Einsatz gespielt werden darf, wird hier dem Leichtsinn Gelegen-

heit geboten, auf Kredit das Glück zu versuchen. Sachen werden gekauft, die nie existirt haben; andere offerirt, von denen man im Voraus überzeugt ist, sie nicht liefern zu können. Der Name des behandelten Objekts ist gleichgiltig. Heute heißt es Aktien, morgen Rente, in Liverpool Baumwolle, in Holland waren es dereinst die Tulpen, unter Law die Papiere der Mississippi-Gesellschaft. So hatte der Crédit mobilier vor einigen Wochen die zwanzigfache Anzahl seiner eigenen Aktien „gekauft.“

Es erscheint dem Unbefangenen wie Wahnsinn, aber dieser Wahnsinn hat Methode. Ihn zu beschränken oder gar zu verhindern, scheint heute unmöglich. Er verschafft dem Staate reiche Einnahmen, direkt wie indirekt; er macht Paris zu dem, was es ist: dem Sammelplatz der Fremden, der Hauptstadt der Mode und des Luxus. Alle Spieler sind Verschwender; wer leicht einnimmt, giebt leicht aus. Des Mittags 100,000 Fr. riskiren und am Abend mit dem Preise für das Diner kargen, wäre lächerlich, kleinlich, thöricht. Ein regelmäßiger Lebenswandel, ruhiges Verweilen in der Familie, Wohlgefallen an der stillen Häuslichkeit verträgt sich nicht mit der Aufregung, die der Börsenschwindel hervorruft. Die Börse ist das Fortunatussäcklein für die Damen der demi-monde und sie schöpfen aus demselben mit einer Sorglosigkeit, als ob die zwanzig Jahre niemals ein Ende nehmen würden. Auf der Börse und ihrer Umgebung ist ein ewiges Wechseln, kein Halt und Bleiben. Aber inmitten der treibenden Flut ragen wie sichere Eilande die Namen alter, würdiger oder junger tüchtiger Handlungshäuser hervor, welche die ehrenhafte, solide Seite des Kaufmanns repräsentiren. Sie betreiben das Geschäft mit Ruhe und Umsicht, betheiligen sich an den großen Aufgaben des Welthandels, beurtheilen die Lage der Dinge von höherem, ernsterem Standpunkt aus. Und — bezeichnend genug — gerade diejenigen beiden Handelshäuser, von denen das eine das Kapital, das andere die geniale Spekulation vertritt, die Rothschild und die Pereire, erscheinen niemals an der Börse, sie geben Aufträge und acceptiren Angebote nur in ihren eigenen Geschäftsräumen.



Pariser Börse.



Das ehemalige Ostindia-Haus in London.

Lord Robert Clive und Warren Hastings,

die Begründer der englischen Staats- und Handelsherrschaft in Indien.

1. Die Ostindische Handels-Gesellschaft in London.

1.

Der urgermanische Genossenschaftstrieb, welcher einzelne Gleichgesinnte in der Absicht zusammenführt, durch Vereinigung eigner Kräfte ein großes Ziel — ob kriegerischer, ob friedlicher Natur — zu erreichen, hat in der ganzen Weltgeschichte kaum einen glänzenderen Triumph von größerer Dauer gefeiert, als in der Gründung der Ostindischen Handels-Gesellschaft, deren Entwickelung und Wachsthum uns die ganze Bedeutung und Größe des britischen Kolonisationstalentes vor Augen führt. Die größten Reiche des Alterthums und der Neuzeit, das römische und das russische Reich, werden von dem englisch-ostindischen Kolonialreich, wenn auch nicht an Umfang, so doch an Einwohnerzahl und an kommerzieller Bedeutung, bei Weitem übertroffen. Mit Einschluß aller indischen Länder, die unter der

politischen Oberhoheit Englands stehen, Hindustan, Radschputana, Scindia, der Staaten des Nizam, der Maratten, von Berar, Mysore (spr. Maißur), Travancore u. s. w., haben Vorder- und Hinter-Indien einen Umfang von ungefähr 1²/₅ Millionen englischen Quadratmeilen (d. i. etwa 66,000 deutsche Geviertmeilen), oder mehr als sechsmal so viel, wie die Oberfläche Frankreichs beträgt, und diese weiten Landesstrecken werden im Ganzen von gegen 200 Millionen Menschen bewohnt. Wie klein und unbedeutend sind dagegen die Anfänge des indo-britischen Reiches!

Es war am letzten Tage des Jahres 1600, als einige hundert Personen, die theils eine, theils mehrere Aktien von je 50 £. gezeichnet hatten, zusammentraten, geleitet von dem Gedanken, sich durch den Handelsbetrieb nach Indien zu bereichern. An Landbesitz oder an Einrichtung von Kolonien dachte damals Niemand. Und aus diesem unscheinbaren Beginne ist im Laufe von dritthalbhundert Jahren das englische Reich in Indien entstanden!

Indien, das uralte Wunderland, welches bis zum Indus zu erreichen nur dem mächtigsten Helden des Alterthums, Alexander dem Großen, gelang, das oftgenannte und lange Zeit so wenig bekannte Ophirland, mit seinen Schätzen an Diamanten, Perlen und Juwelen aller Art, die Heimat der Gewürze, der Baumwolle, der feinen Gewebe und des Indigo, war Jahrhunderte hindurch vor und während des Zeitalters der Entdeckungen, als wagehalsige Abenteurer und Seefahrer in unbekannte Meere hinaussteuerten, das unwiderstehlich lockende Ziel, für welches sie Leib und Leben wagten. Meinte doch Columbus, Indien nur von Westen her zu erreichen, als er im August des Jahres 1492 aus dem Hafen von Palos auslief, weshalb er die von ihm zuerst entdeckte neue Welt auch „Westindien" nannte. Unsere Geschichtsbücher erzählen uns, wie es dem großen Vasco da Gama am 22. Mai 1498 gelang, das Kap der guten Hoffnung zu umsteuern und, den Seeweg durch den Indischen Ozean verfolgend, auf der Westküste von Malabar den Hafen von Calicut zu erreichen. Hiermit war der Grund zur portugiesischen Herrschaft in Indien für Jahrhunderte gelegt. Was der kühne Kapumsegler begann, vollendete kurze Zeit darauf der heldenmüthige Alfons d'Albuquerque in Folge einer Reihe glänzender Thaten, die Luis de Camoëns in seiner unsterblichen „Luisiade" verherrlicht hat. Der durch den Seeweg gewissermaßen erst geöffnete, dann aber rasch sich erweiternde Verkehr mit Indien führte alsbald einen unvorhergesehenen Wechsel in der europäischen Handelsströmung herbei. Lissabon, welches sich nun des Vortheils billigerer Seefrachten erfreute, wurde, was bis dahin Venedig gewesen: der große Stapelplatz aller indischen Waaren, der Berührungspunkt der Interessen und persönlichen Beziehungen für die bedeutendsten Handelshäuser in allen Theilen Europa's. In Folge dessen erhob sich der für den Norden und Osten unseres Welttheils so wichtige Zwischenmarkt von Antwerpen zu außerordentlicher Bedeutung. Von dort aus fanden die gesuchtesten Erzeugnisse ihre Verbreitung über ganz Europa. Im Verkehr mit Antwerpen pulsirte auch das Lebensblut der englischen Nation, deren Handelstrieb sich damals mächtig zu regen begonnen hatte.

Die sogenannten „wagenden Kaufleute" (Merchant-Adventurers) behielten ihren Namen, auch als sie sich später zu fester organisirten Handels-Gesellschaften

vereinigten. Anfangs nur mit der Ausfuhr verarbeiteter Stoffe beschäftigt, zeigten sie sich bald als gefährlichste Konkurrenten der bisher so begünstigten „Kaufleute des Kaisers." Damals erfreute sich die Hansa, wiewol sie den Höhepunkt ihrer Blüte bereits überschritten, doch noch eines außerordentlichen Einflusses in England. Seit dem Frieden von Utrecht, im Jahre 1714, und nachdem ihre Flotten, wie vordem die skandinavischen, so nun auch die englischen Küsten mit Feuer und Schwert heimgesucht, als von dort aus Piraten ihren Seeverkehr empfindlich beunruhigten: befand sich die mächtige Handelsverbindung, in Folge der Wiederbestätigung aller bisher genossenen Vorrechte, im Besitze großer und werthvoller Freiheiten.

Der Zwischenhandel vornehmlich hatte die deutschen Handelshäuser bereichert. Noch im Jahre 1551 genoß deren Verkehr mit England solche Begünstigungen, daß durch die Hansen 44,000 Stück englische Tuche, von den Engländern selbst dagegen nur 1100 ausgeführt wurden. — Aber auch die Hansa ist nur ein Kind ihrer Zeit gewesen. Sie mußte zu Grunde gehen, als ihre Zeit vorüber war und sie es nicht verstand, sich im rechten Angenblick zu verjüngen. Es fehlte ihr das rechte Verständniß für die Wandlungen, die sich in England unterdessen zu Gunsten der einheimischen Industrie vollzogen. Die großen Stapel, deren Wichtigkeit immer mehr nachgelässen, bildeten die Hauptquelle des reichen Erwerbs der Hansastädte. Die allmälige Trockenlegung dieser Quellen konnte dem Bunde kein Geheimniß bleiben. Dieser aber glich dem Vogel Strauß, welcher den Kopf in den Sand steckt, um die Gefahr nicht zu sehen. Hätte die Hansa es verstanden, sich im rechten Augenblick zu einer imposanten Handelsrepublik umzugestalten, wie beispielsweise die Niederlande, welche, nachdem sie sich vom Bunde losgesagt, muthig und unbeirrt ihren eigenen Weg wandelten: ihre politische Bedeutung würde gewiß nicht durch ihre kulturhistorische Wichtigkeit überholt worden sein, die spätere Ostindische Gesellschaft würde vielleicht eine ebenbürtige Mitbewerberin mehr gehabt haben.

Der erste herbe Schlag, welcher den Bund traf, bestand darin, daß auf der großen Hauptniederlage der Portugiesen, dem Weltmarkte zu Antwerpen, für ihre ostindischen Zufuhren eine Menge Konkurrenten sich einfanden. Bald bildete sich in den Niederlanden selbst ein Punkt von stärkerer Anziehungskraft, welcher den Uebergang des hanseatischen Stapels von Brügge, der sich unterdessen überlebt hatte, nach Antwerpen zur Folge hatte. Bis dahin waren die Hansen einzelnen englischen Regenten, wie zuletzt noch den Königen Eduard VI. und Heinrich VII. bei ihren Versuchen, das schmähliche Mißverhältniß zwischen den Rechten der Landesunterthanen und der Begünstigung Fremder zu lösen, mit ihrer ganzen Macht entgegengetreten. Königin Elisabeth nahm sich der Interessen ihrer Unterthanen mit gebührendem Nachdruck und besserem Erfolge an. Sie führte die Gleichstellung der Hansen den Eingeborenen gegenüber durch und machte der Bevorzugung der ersteren ein Ende. Die Hansen rächten sich durch Ausweisung der englischen „Adventurers" von den deutschen Handelsplätzen, wogegen letztere die Vertreibung aller deutschen Kaufleute aus England durchsetzten. Von nun an versuchten die wagenden Kaufleute, und zwar immer erfolgreicher, den bisherigen Zwischenhändlern auch auswärts entgegenzutreten und sie von Position zu Position zu verdrängen. Damit trafen sie die Hansa in das Herz.

Hamburg repräsentirte damals die Anschauung freierer Handelsbewegung; Lübeck dagegen gefiel sich noch in einem alt und unhaltbar gewordenen Systeme. Es gab dadurch Veranlassung, daß ein Ausgleich aller Differenzen, zu welchem die Königin die Hand geboten, nicht zu Stande kam. Die Spannung erreichte ihren höchsten Grad, als Elisabeth um 1589 im Tajo 60 hanseatische Schiffe, ja später sogar die hanseatische Faktorei, den Stahlhof, in Besitz nehmen ließ.

Als nach dem Falle von Antwerpen in Folge der niederländischen Unabhängigkeitskämpfe sich der Handelsverkehr aus den flandrischen und brabantischen Städten nach den mit Holland vereinigten nördlichen Provinzen zog, welchen es schon gelungen war, das geisttödtende Joch der Spanier abzuschütteln, traten die Holländer als Hauptvermittler des gesammten Handels zwischen dem Nordosten und dem Südosten Europa's auf. Seitdem schritt die Hansa ihrem gänzlichen Untergange merklich zu. Der schweren Schläge, welche den Bund im Norden Europa's trafen und die zu empfindlichen Niederlagen auch auf andern Gebieten des damaligen Verkehrslebens führten, haben wir bereits weiter vorn gedacht. Von nun an stellte sich der englische Handelsmann, welcher von dieser Seite nichts mehr zu befürchten hatte, als mannhafter Konkurrent den Niederländern, Portugiesen und Spaniern immer entschiedener in den Weg. Ungestüme, Alles wagende Unternehmungslust that sich nach verschiedenen Richtungen hin kund. Die allwärts lebendig gewordene Thatkraft brach sich vorzüglich zur See und nicht selten in waghalsigen Abenteuern Bahn. In jener denkwürdigen Epoche trat Großbritannien in die Reihe der vornehmsten Handelsstaaten ein, und innerhalb zweier Jahrhunderte ist es an die Spitze derselben getreten. Von nun an zeigt sich der Engländer heimisch auf seinem ureigensten Lebenselemente. Eine stattliche Anzahl kühner und unerschütterlicher englischer Seefahrer macht sich auf dem Schauplatz des Weltverkehrs bemerkbar: Sir Walter Raleigh, William Hawkins von Plymouth, der ältere und der jüngere (Sebastian) Cabot, der kühne Nordlandsfahrer Frobisher, welcher die spanische Armada im Jahre 1588 mit vernichten half, vor Allen aber Francis Drake, der Zweite aus der Reihe der Erdumsegler, nachdem dasselbe Wagniß ein halbes Jahrhundert früher dem großen Magelhaens (1519—1521) zum ersten Male gelungen war. Weiterhin gelangten zu Ruf und Ansehen ein James Lancaster, ein Sir John Yverkins, Sir Henry Middleton, Thomas Best und viele Andere.

Sehen wir von der Erweiterung des damals noch überaus beschränkten geographischen Wissens ab, so hatten die Entdeckungsfahrten der Cabots, Frobisher und Drake freilich keinen anderen praktischen Erfolg, als daß sie das Selbstgefühl der Nation und damit die Lust anregten, es den Spaniern und Portugiesen auch in Bezug auf Ländererwerb gleich zu thun. — Inzwischen hatten auch die Franzosen versucht, ihr Glück in der neuen Welt zu machen. Schon zu Anfang des XVI. Jahrhunderts erschienen sie in Canada und faßten dort festen Fuß, während die Engländer erst etliche Jahrzehnte später in Virginien und an anderen Punkten der Ostküste der heutigen Union auftraten. Das Recht, dort Niederlassungen zu gründen, ward zwei Compagnien verliehen, welche indessen nicht die ersten Gesellschaften zur Ausbeutung ferner Länder waren.



Königin Elisabeth schlägt den ersten englischen Weltumsegler zum Ritter.

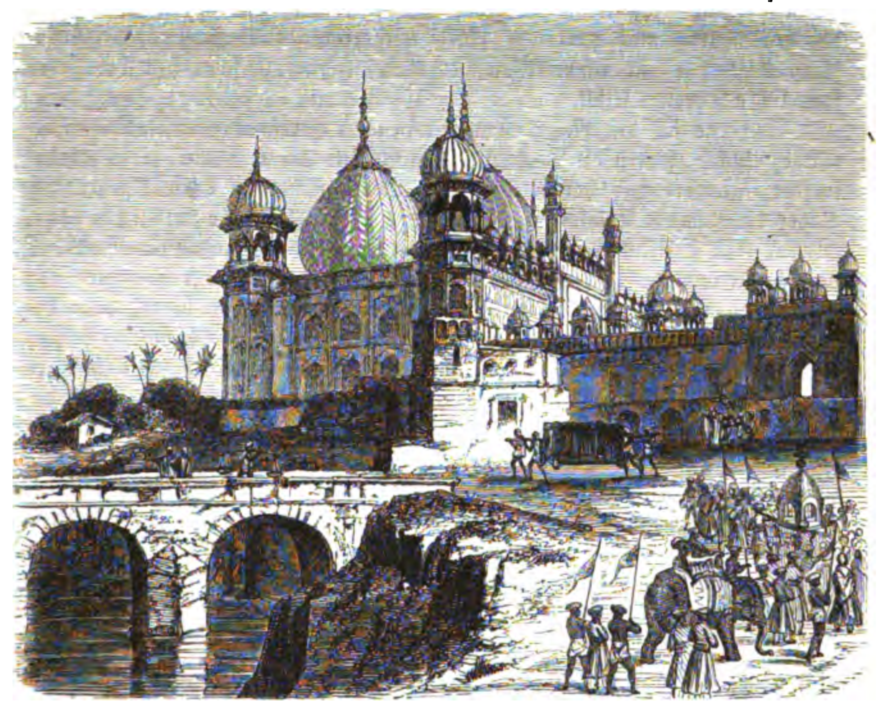
Seit Auffindung von Archangel war eine „russische" Compagnie entstanden, deren Agent Jenkinson 1558 die Wolga hinab nach dem Kaspischen Meere ging, Persien und Bokhara besuchte und dessen Erfolge es möglich machten, daß sechs Jahre später drei Vertreter englischer Häuser in Kaswin in Persien ihren Wohnplatz aufschlagen konnten. Weiterhin brachten die von uns bereits erwähnten „wagenden Kaufleute" durch ihre Rührigkeit Fluß und Strömung in den aller Orten sich äußernden Aufschwung.

Die Nothwendigkeit einer näheren und direkten Verbindung mit Indien war längst schon fühlbar geworden. Seit dem Jahre 1580 schon beschäftigten sich eine Anzahl Handelsherren ernstlicher mit diesem Gedanken, und derselbe ging

seiner Ausführung entgegen, als im folgenden Jahre (1581) die Mehrzahl jener Kaufleute zur Bildung einer „türkischen Handels-Compagnie" (Company for trading to Turkey) sich vereinigte, in deren Freibrief es u. A. hieß, daß sie einen Handel aufgefunden und eröffnet hätten, „bis dahin noch keinem Lebenden bekannt und als Handelsweg benutzt." Diese Genossenschaft glaubte durch den Persischen Meerbusen und dann zu Lande über Aleppo Waaren direkt von Indien her einführen zu können. Die „Levantiner" sandten in Folge dessen zwei unternehmende Männer, Newbery und Fitch, nach Tripolis in Syrien, von wo dieselben nach Bagdad und dann den Tigris hinabgingen, hierauf dem Persischen Meerbusen entlang nach Ormus fuhren und sich von da nach Goa einschifften. Newbery starb in Indien; Fitch dagegen, welcher die Mogulstadt Agra, ferner Bengalen, Pegu, Ceylon und Cochin besucht hatte, kehrte über Goa, Ormus und Aleppo im April 1521 nach England zurück. Diese Ueberlandroute hätte die englischen Kaufleute jedoch nie in den Stand setzen können, mit ihren Nebenbuhlern, den Portugiesen, sich in einen Wettstreit einzulassen, für den sich sonsthin so mancherlei Aussichten auf Erfolg eröffneten. Denn schon Franz Drake, als er während seiner Reise um die Welt (1577) Java und die Gewürzinseln besuchte, hatte wohl bemerkt und darauf hingewiesen, wie unbeliebt sich die Portugiesen im Osten Asiens gemacht. Auf dem Landwege war den indischen Hauptverkehrsländern jedoch nicht beizukommen. Dies sagte man sich allgemein, bevor noch Fitch zurückgekehrt war. Aus derselben Ueberzeugung entsprangen die schon im Jahre 1589 unternommenen Bemühungen, in Folge deren verschiedene Kaufleute in einer Bittschrift an die Königin um die Erlaubniß nachsuchten, eine Handelsunternehmung zur See nach Indien eröffnen zu dürfen.

Mittlerweile veranlaßten Drake's Erfolge und Aufnahme in Tornate, Tidore und auf den andern Gewürzinseln den Thomas Cavendish, einen Edelmann aus guter Familie, auf eigene Kosten 1586 ein Geschwader auszurüsten, um mit seinen drei Schiffen alle für den Handelsverkehr im Osten erforderlichen Erkundigungen einzuziehen. Ueberall fand er die Eingeborenen geneigt, mit den Engländern in Beziehungen zu treten. In dieser Absicht segelte er, nachdem gleichzeitig Raymond mit drei Schiffen in derselben Richtung ausgelaufen war, am 10. April 1591, gerade als Fitch wieder erschien, mit drei von den Hauptmitgliedern der „Türkischen Handels-Gesellschaft" ausgerüsteten Schiffen von Plymouth nach dem Kap der guten Hoffnung ab. Das eine derselben, unter Führung des Kapitän James Lancaster, kam nach vielen Unglücksfällen bis Indien und nahm eine Ladung Pfeffer wie anderer Gewürze auf Sumatra und Ceylon ein. Während der Fahrt nach den Westindischen Inseln ging jedoch Lancaster's Schiff zu Grunde; er selbst erreichte sammt seiner Mannschaft nur mit knapper Noth die unbewohnte Insel Mona bei Hispaniola, von wo er, nach einer mehr als dreijährigen Abwesenheit, im Mai 1594 auf einem französischen Fahrzeuge wieder nach Europa zurückgelangte. — Drei andere Schiffe wurden 1596 von Sir Robert Dudley und einigen Londoner Kaufleuten nach Indien und China mit Briefen an die Königin Elisabeth gesandt, aber der Ausgang dieser Expedition war noch unglücklicher. — Inzwischen hatte der Krieg zwischen England, Spanien und Portugal den Bezug der indischen Produkte, welche durch

die Portugiesen nach Europa gebracht wurden, völlig unterbrochen und zuletzt auch die Vorräthe so gänzlich erschöpft, daß der Preis eines Pfundes Pfeffer von 3 auf 8 Schillinge stieg. In demselben Verhältniß hoben sich auch die Preise anderer gesuchter Artikel, welche man nur noch durch die Holländer beziehen konnte.[1] Letztere, glücklicher als die Engländer, hatten seit 1595 mit Indien einen direkten Verkehr angebahnt und nach der Verdrängung der arabischen und persischen Kaufleute den Handel mit großem Erfolg betrieben.



Grabmal von Akbar-Khan, 5 Meilen von Agra. (Nach der Zeichnung von A. Köchlin-Schwarz.)

Alle diese Umstände regten die englischen Kaufleute zu erhöhten Anstrengungen an. Die türkische Handelsgesellschaft machte im Jahre 1599 einen wiederholten Versuch, mit Indien einen Ueberland-Handel in's Leben zu rufen. Man sandte den unternehmenden Kaufmann Mildenhall an den Hof des Großmoguls nach Agra, wo er aber erst im Jahre 1603 anlangte. Die Reise war jedoch nicht vergeblich gemacht worden, denn es gelang dem Briten, den Kaiser später zu wichtigen Handelsprivilegien zu Gunsten der Compagnie zu vermögen.

Bevor noch die Ostindische Compagnie in's Leben trat, stand das Mogulreich, als dessen Stifter der Mongolen-Khan Timur, der Verwüster Hindustans, Mittelasiens und Rußlands gilt, auf dem Höhepunkte seines Ansehens und seiner Macht. Nach wunderbaren Schicksalswechseln gelang es einem Nachkommen jenes schrecklichen Herrschers, dem unermüdlichen Babur, sich zum Oberherrn der mohammedanischen Fürstenhäuser aus Afghanistan, welche damals

in Hindustan regierten, aufzuwerfen. Sein Enkel Akbar, der vorurtheilfreieste und größte Herrscher aus der Timur-Dynastie, vollendete das begonnene Werk, indem er die Macht seines Hauses befestigte und auch die Radschah's von Bengalen bezwang. Unter diesem aufgeklärten und thatkräftigen Monarchen, mit welchem (1556) die Reihe der sogenannten Großmoguls oder indischen Kaiser beginnt, umfaßte das indische Reich derselben 70,000 Geviertmeilen und 40 Millionen Einwohner. Unter seinen minder fähigen Söhnen und Enkeln entspannen sich unaufhörliche Kämpfe um die Staaten des Nizam (Dekan) sowie mit den benachbarten Radschputanen, einem kriegerischen Hindustamme, den unruhigen Afghanen und räuberischen Maratten, endlich zwischen den Erben des kaiserlichen Thrones selbst.

Während sich die Mogul-Dynastie in ihrer Herrschaft über Indien zu befestigen suchte, waren die Portugiesen im Gebiete des Samorin, eines Hindufürsten, gelandet und hatten ihre erste Niederlassung bei Calicut gegründet. Vasco da Gama's Nachfolger, der heldenmüthige Alfonso Albuquerque, erschien zum zweitenmale an der Küste von Malabar und nahm dem Radschah von Bedschapur das wichtige Goa ab, welches fortan Sitz der portugiesischen Vizekönige in Indien blieb. Wenn es nach der stolzen Sprache der portugiesischen Geschichtschreiber heißt, etliche Jahrzehnte später habe die Macht ihrer Landsleute vom Kap der guten Hoffnung bis zu den Grenzen von China, d. h. einer Küstenausdehnung von 12,000 englischen Meilen entlang, gereicht, so ist darunter zu verstehen, daß die Portugiesen damals schon Forts und Faktoreien an den wichtigsten Verkehrspunkten der indischen Meere besaßen: in Ormuz, am Persischen Meerbusen, in Goa, am Ganges, in Ceylon, auf Malakka und den Gewürzinseln sowie auf Makao unweit Kanton. Sie befanden sich dergestalt allerdings im Besitz des ganzen dortigen europäischen Handels und ihre Beziehungen reichten von Lissabon bis nach Japan. Die Könige von Cochin, Pegu und Siam erkannten ihre Oberherrlichkeit an, oder ließen sich ihren Schutz gefallen, ja eine Zeit lang theilten sie sich mit dem Mongolenkaiser in die Herrschaft über Indien. In dieser hervorragenden Stellung behaupteten sie sich beinahe ein Jahrhundert. Nach Verfall ihrer Macht und dem Sinken ihres Unternehmungsgeistes im Mutterlande hielt es zu Anfang des XVII. Jahrhunderts den Holländern nicht schwer, sie nach und nach aus ihren asiatischen Stellungen zu verdrängen; denn sie hatten sich unterdessen fast aller Orten durch Grausamkeit und Bekehrungswuth die Eingeborenen abgeneigt gemacht.

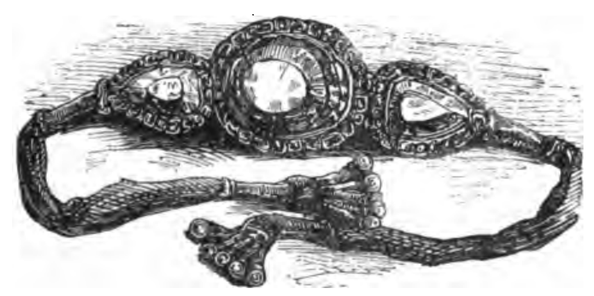
Damals beherrschten die Großmoguls, von ihrem kaiserlichen Sitze zu Agra (in der heutigen Präsidentschaft Bengalen) aus, beinahe die ganze vorderindische Halbinsel, und es befand sich unter dem pracht- und kunstliebenden Schah Dschihan das Land in hoher Blüte. Weder in Bezug auf seine politischen Verhältnisse, noch in Rücksicht auf die Freiheit seiner religiösen Zustände brauchte Hindustan den Vergleich mit verschiedenen europäischen Staaten, wie beispielsweise Spanien oder Portugal, zu scheuen. Der Großmogul gebot über nicht weniger als 325 Millionen Thaler Einkünfte und über eine Heeresmacht von 900,000 Mann. Zu seinem ausgedehnten Reiche gehörten unmittelbare, von Vizekönigen, Subahdars oder Nabobs beherrschte, und mittelbare, eignen Fürsten oder Rad-

schahs erblich unterworfene Provinzen, die nach den bezüglichen Landesgesetzen regiert wurden und ihrem Oberherrn nur einen Tribut zahlten.

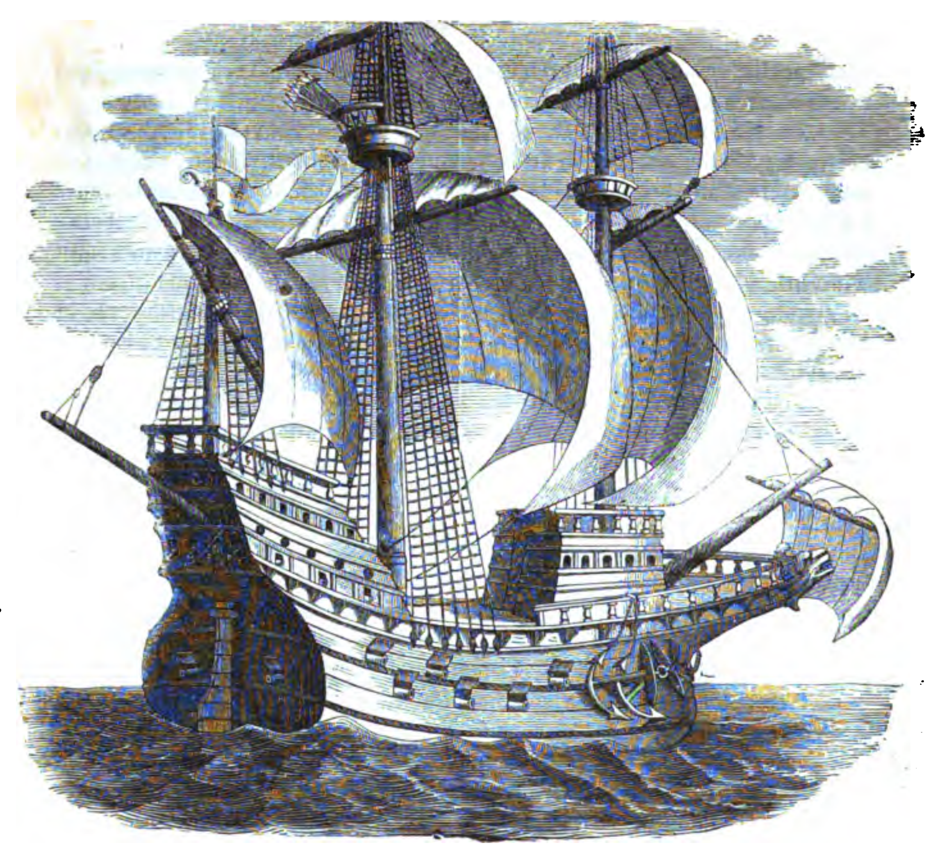
Um die Mitte des XVII. Jahrhunderts bestieg Aurengzeb, der „Eroberer der Welt", wie er sich selbst nannte, den indischen Thron, nachdem er zuvor seinen Vater der Herrschaft beraubt und in's Gefängniß geworfen, sowie sich seiner Brüder durch deren Ermordung entledigt hatte. Trotz wiederholter Empörung der unterjochten Völker und nach harten Sträußen mit den unruhigen Maratten, vorzüglich mit den verschlagenen Sewadschi, erhielt sich der eben so kriegerische wie prachtliebende Monarch bis zu seinem 1707 erfolgten Tode in hohem Ansehen. Bei seinem Ableben hatte er das indische Reich vom 8. bis zum 30. Grad nördlicher Breite ausgedehnt.

Merkwürdig scheint es, wie sehr die beiden Länder, England und Indien, die später in eine so innige Berührung zu einander traten, damals einander unbekannt waren. Der gebildetste Engländer sah mit unwissender Bewunderung auf die fernen Länder im Osten hin, und der gebildetste Hindu kannte das britische Reich kaum dem Namen nach. — Ueberhaupt rief das Wunderland Indien damals noch in der Mehrzahl Europäer eine dunkle Vorstellung von endlosen Bazaren hervor, die von Käufern und Verkäufern wimmelten, gekleidet in Prachtgewänder von buntfarbiger Seide und beladen mit funkelnden Edelsteinen, das Bild eines Landes, in dem es Haufen, ja Berge von Diamanten jeder Größe giebt, und dessen Bewohner in Palästen wohnen, gegen welche der Louvre, die Königsburgen zu Windsor, Whitehall und Hamptoncourt nur wie armselige Hütten erschienen.

Andererseits ließ es sich freilich ein eingeborener Staatsmann in Agra noch viel weniger beifallen, an die Möglichkeit zu glauben, daß es eine große Stadt der Ungläubigen, London, gäbe, wo vor einem Jahrhundert eine Frau regierte, die einer Verbindung von Kaufleuten das ausschließliche Vorrecht ertheilt hatte, aus ihrem Reiche Schiffe nach den indischen Gewässern abzusenden und zu befrachten, und daß diese Compagnie einst ganz Indien vom Meere bis zum ewigen Schnee des Himalaya, darunter große Provinzen, die nie dem Scepter Akbar's unterworfen waren, unter ihren Gehorsam beugen, daß die Abgesandten dieser Kaufleute dereinst am indischen Kaisersitz residiren, dort bei den Rathsversammlungen den Vorsitz führen und einem späten Enkel des Großmogul durch Verwilligung einer monatlichen Pension die Existenz möglich machen würden.



Der Lichtberg oder Koh-i-nor.



Englisches Kriegsschiff aus dem XVI. Jahrhundert.

2.

Als England in die Reihe derjenigen Staaten eintrat, deren Aufgabe es ist, eine hohe weltgeschichtliche Mission in der Ferne zu erfüllen, besaß, wie wir wissen, Spanien bereits ausgedehnte Reiche im Norden und Süden von Amerika; die Franzosen schickten sich an, im Nordosten desselben Welttheiles, in den Gebieten, welche sie Neufrankreich nannten, ihren civilisatorischen Beruf, auf den sie sich so Vieles zu Gute thun, weiter zu verfolgen; Portugiesen und Holländer hatten an verschiedenen Punkten der indischen Meere, erstere längst, festen Fuß gefaßt, letztere bereits einen sehr einträglichen Handel zu Stande zu bringen gewußt.

Beinahe hundert Jahre genossen Jene den Vortheil ausschließlichen Betriebes des ostindischen Handels. Bei Erscheinen der Holländer unter Cornelius Houtman in den indischen Meeren, gegen Ende des XVI. Jahrhunderts (1595), befand sich die Macht Portugals bereits im Niedergang. Briten, Franzosen und Dänen folgten den Niederländern auf dem vieldurchfurchten Seewege. Im Jahre 1600 umschifften allein vierzig holländische Fahrzeuge das Kap der guten Hoffnung.

Die errungene staatliche Selbständigkeit und Freiheit war in kaum geahnter Weise der Schifffahrt und dem Handel der vereinigten Provinzen zu Gute gekommen. Erstaunlich reges Leben und Treiben herrschte an allen Häfen und Handelsplätzen der seeumschlossenen Republik. Die am 20. März 1602 ins Leben getretene holländisch-ostindische Compagnie, Vorläuferin der Maatschappy-Gesellschaft, zeigte denselben rührigen Geist und ihre Vertreter im Osten, kühne See- und kluge Kaufleute, nahmen entschlossen den Kampf um Erlangung des politischen und kaufmännischen Uebergewichts mit den Portugiesen auf. Letztere wurden von den Molukken, von Sumatra und Java vertrieben, die Niederländer setzten sich auf den Banda-Inseln fest und gründeten auf Ceylon, an der Küste von Malabar sowie an anderen Orten Niederlassungen. Noch nicht fünfzig Jahre waren vergangen und die Holländer beherrschten von Dschakatra an der nordwestlichen Küste von Java aus, wo sie ihre heutige Hauptstadt Batavia erbauten, den gesammten Handel zwischen Europa und dem Osten und Süden von Asien.

Ein Jahrhundert früher, in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, begannen die ersten erfolgreichen Anstrengungen der Engländer auf dem Meere zu Ansehen zu gelangen. Doch wie sehr und wie lange noch standen sie gegen die Niederländer zurück!

Nach glaubwürdigen Ueberlieferungen des Hugo Grotius wurden um 1599 und in den folgenden Zeiten in den Häfen Hollands alljährlich 2000 neue Schiffe gebaut, während im Jahre 1552 die gesammte Flotte Englands aus nur 146 Schiffen verschiedener Größen bestand, von denen eins 100 Kanonen, neun 88 bis 60, neunundvierzig 58 bis 40, achtundfünfzig 38 bis 20 und die letzten neunundzwanzig 18 bis 6 führten. Von diesen gehörten aber nur dreizehn der Krone, die übrigen waren Kauffahrteischiffe, welche man schon damals für den Hauptbestandtheil der englischen Seemacht erachtete. Im Jahre 1582 belief sich die Flotte der englischen Kauffahrteifahrer auf 135 Schiffe, von denen eine Anzahl bis zu 500 Tonnenlast sich erhob. Die britische Flotte, welche im Jahre 1585 gegen die spanische Armada auslief, zählte 117 Schiffe mit 11,120 Mann. Von diesen werden 18 Schiffe als den „wagenden Kaufleuten“ gehörend aufgeführt, der größte Theil des übrigen Geschwaders bestand aus gemietheten und gepreßten Kauffahrteifahrern. Jedes der königlichen Schiffe hatte ungefähr 300 Mann an Bord, die gemietheten 110. Das größte der königlichen Fahrzeuge soll bei dem Tode der Königin Elisabeth 1000 Tonnen enthalten und 340 Seeleute nebst 40 Kanonen an Bord geführt haben. Fürwahr, gegen die gewaltige Seemacht Englands im Jahre 1863: 460 Schraubendampfer mit 10,469 Kanonen, 107 Raddampfer mit 464 Geschützen, 127 Segelschiffe mit 3557 Kanonen, sowie die zahllosen britischen Handelsfahrzeuge (37,500 Segelschiffe und 2500 Dampfer, zusammen von gegen 6 Millionen Tonnengehalt), verschwindend kleine Zahlen!

In vorhin genanntem Jahre war der Plan der Gründung einer Englisch-ostindischen Handelsgesellschaft, die nicht auf der Landroute, sondern auf dem Seewege und unabhängig von der „Türkischen Compagnie“ thätig sein sollte, mit Erfolg wieder aufgegriffen worden. Am 22. September 1599 versammelten sich in Foundershall der Lord-Mayor, die Aldermänner und etwa 100 der angesehensten

Kaufleute von London, und beschlossen, eine Verbindung zu errichten zum Zweck des Handelsbetriebs nach Indien, indem sie zugleich auf der Stelle in 101 Antheilen von 100 bis 3000 £. ein Kapital von über 30,000 £. zeichneten. In Folge einer bald nachher an den Geheimen Rath gerichteten Eingabe, in welcher um das Patent zur Bildung einer Compagnie gebeten ward, ertheilte die Königin Elisabeth am 31. Dezember 1600 dem Grafen Georg von Cumberland und 215 Rittern, Aldermännern und Kaufleuten einen königlichen Freibrief (Charter), der diese ermächtigte, sich unter dem Namen „Der Gouverneur und die Compagnie der Kaufleute von London, die nach Ostindien Handel treiben", zu einer politischen und kommerziellen Korporation zu vereinigen. Thomas Smith, Alderman von London, eines der leitenden Mitglieder der Türkischen Compagnie, wurde zum ersten Gouverneur ernannt. Die ursprünglichen Aktien lauteten auf 50 £.

In dem Freibrief der Ostindischen Handels-Gesellschaft verlieh der Souverän ein Monopol, wie überhaupt die Handelsgröße Englands im weitesten Sinne, ihrer historischen Grundlage nach, auf einem System von Monopolen ruht. Fast jeder Zweig der nationalen Arbeit in England, so frei und ungehemmt er sich in der Gegenwart bewegt, wurzelt ursprünglich in einem Privileg. Unter dem schirmenden Fittig dieser Privilegien entwickelte sich die junge Pflanze der industriellen Thätigkeit Englands, die heute zu einem Riesenbaume emporgewachsen ist. Nachdem jedoch unter dem Banner der Gerechtsame und Monopole der Handel Großbritanniens zur weltbeherrschenden Macht emporgestiegen, haben die alten, schützenden Pergamente ihre vormalige Bedeutung verloren; sie vergilbten unter dem Einfluß neuer, lebensfrischerer Ideen und völlig veränderter Interessen. Bei seinem Aufkommen entsprach jedoch das System der Monopole durchaus dem Geiste der Zeit und befand sich in völligem Einklang mit den geltenden handelspolitischen Anschauungen und Bedürfnissen. Hierzu trat unter der Königin Elisabeth, und noch mehr unter ihren Nachfolgern, ein anderer begünstigender Umstand hinzu, der jenes System von Monopolen wesentlich beförderte, der Umstand nämlich, daß der Krone durch Ausübung der Prärogative der Monopol-Verleihung vortreffliche Mittel geboten waren, dasjenige zu erlangen, dessen sie am meisten bedurfte, und das zu beschaffen oft so schwer hielt: Geld. In den Staaten des Kontinentes standen den Fürsten zu demselben Endzweck viel einfachere und zwingendere Mittel zu Gebote; in England aber waren Steuern, Abgaben und Anleihen von der Bewilligung des Parlamentes abhängig und diese meistens nur unter schweren Kämpfen zu erlangen. Ueberdies blieben die durch solche Monopole begünstigten Körperschaften, welche kraft der ihnen verliehenen Privilegien nicht selten einen großen Einfluß auszuüben vermochten, ein gefügiges Werkzeug in der Hand der Regierung, ja nicht selten eine mächtige Stütze ungefügigen Parlamenten gegenüber.

Die Frage über das königliche Recht der Monopol-Ertheilung wurde erst im Jahre 1623 unter Jakob I. vom Parlament gründlicher erörtert, beziehentlich bestritten und näher bestimmt. Die Königin Elisabeth vermied kluger Weise einen Streit mit der Landesvertretung, als man gegen das Ende ihrer Regierung Klage führte über schreiende Mißbräuche bei Verleihung der Monopole. Sie gab

freimüthig zu, daß Gründe zu Beschwerden vorlägen, und hob diejenigen Patente, welche das meiste Mißfallen erregt hatten, auf. Parlament wie Volk, hocherfreut über diese Zugeständnisse und die Art, wie sie gemacht wurden, verlangten nunmehr nicht die Verzichtleistung auf die in Frage gestellten Prärogative.

Einen Einblick in das Wesen, die Aufgabe und die Rechte der wichtigsten aller englischen Compagnien gestattet uns der Freibrief vom 31. Dezember 1600 selbst. Dort heißt es u. A.: „Die Compagnie kann auf ihre eigene Kosten und Lasten Seefahrten veranstalten nach Ostindien und anderen Theilen Asiens und Afrika's und nach den dort herumliegenden Inseln. Sie ist eine politische Körperschaft und mit dem Rechte der Fortdauer, kann ohne Beschränkung Land kaufen, wählt alljährlich einen Gouverneur sowie einen Ausschuß von 24 Mitgliedern, welchen die Aufsicht über die Seefahrten, über das Schiffs- und Handelswesen, über den Verkauf von Waaren und die Leitung aller gemeinschaftlichen Angelegenheiten zusteht. Die Mitglieder der Compagnie sowol wie ihre Söhne vom 21. Lebensjahre an, ferner ihre Lehrlinge, Diener und Faktoren, dürfen in Indien oder sonstwo fünfzehn Jahre hindurch frei und ausschließlich Handel treiben, auf allen Land- und Seewegen, die entweder schon aufgefunden sind oder später noch entdeckt werden, nach allen Theilen Asiens und Afrika's, nach und von allen Inseln, Häfen, Städten und Orten Asiens, Afrika's und Amerika's, vom Kap der guten Hoffnung bis zur Magelhaens-Straße, und zwar nach den Bestimmungen, wie solche von Zeit zu Zeit in einer öffentlichen Versammlung oder einem allgemeinen „Direktoren-Hofe" der Gesellschaft festgesetzt worden, ohne Rücksicht auf Geburt oder Religion oder andere Verhältnisse, ausgenommen wenn das Land bereits von einem andern christlichen Fürsten, der mit Ihrer britischen Majestät in Freundschaft steht, in Besitz genommen worden, und dieser erklärt hat, daß die Bewilligung gegen sein Belieben verstoße. Den allgemeinen Versammlungen, in welchen alle rechtsgiltigen Anordnungen durch Stimmenmehrheit zu vereinbaren sind, muß entweder der Gouverneur oder dessen Stellvertreter präsidiren. Die Königin verleiht der Compagnie Abgabenfreiheit für die ersten vier Seefahrten und gestattet ihr, für die später zahlbaren Abgaben auf Waaren aus Indien schriftliche Verpfändungen oder Bürgschaften hinterlegen zu dürfen, von denen die eine Hälfte in den ersten sechs Monaten, die andere innerhalb weiterer sechs Monate zahlbar ist. Die indischen Waaren, auf welche die Abgaben bezahlt sind, haben, wenn sie innerhalb 13 Monaten wieder ausgeführt werden, nichts weiter zu entrichten. Die Compagnie darf auf ihrer ersten Seefahrt 30,000 £. in fremden Münzen oder ungemünzt, letzteres, wenn vorher wenigstens 6000 £. in der königlichen Münze geschlagen worden, ausführen und eine gleiche Summe bei späteren Reisen, wenn wenigstens so viel fremde gemünzte Geldsorten, Gold- oder Silberbarren eingeführt werden, von denen, wie vorher erwähnt, 6000 £. auszumünzen sind. Nach Indien Handel zu treiben, ist keinem andern Unterthan der Königin, außer den Mitgliedern der Compagnie, ihren Dienern oder Bevollmächtigten, ohne Erlaubniß der Compagnie gestattet und zwar bei Strafe des Verlustes der Schiffe und der Ladung oder bei Gefängnißstrafe, bis die Uebertreter 1000 £. an die Compagnie bezahlt haben. — Die Königin ertheilt dagegen der Compagnie das

Recht, fremden Kaufleuten, um sie zur Einführung von Waaren in das Königreich aufzumuntern, Erlaubniß zum Handel nach Indien zu ertheilen."

Dieser Freibrief sollte in dem Falle, daß er später der Krone nachtheilig erscheinen würde, auf zweijährige Kündigung hin seine Endschaft erreichen, im entgegengesetzten Falle aber nach Ablauf der bewilligten 15 Jahre auf Ansuchen der Compagnie auf weitere 15 Jahre verlängert werden.

Die mit Beginn des XVII. Jahrhunderts in's Leben getretene „Ostindia-Compagnie" verlor keine Zeit, ihre ersten Handels-Unternehmungen auszurüsten. Die vier besten in England aufzutreibenden Fahrzeuge, von denen freilich das größte nur 600 Tonnen, das kleinste hingegen nicht mehr als 240 Tonnen enthielt, bemannt mit 480 tüchtigen Seeleuten, lichteten unter dem schon genannten Seefahrer James Lancaster, welcher die kleine Flotte, zu der weiterhin eine Pinasse getreten war, unter dem Titel eines Admirals befehligte, am 13. Febr. 1601 bei Woolwich die Anker. Nach fünf Vierteljahren, am 5. Juni 1602, langte die Expedition an der Küste von Sumatra an; doch erst nach dem Tode der Königin Elisabeth, am 11. September 1603, kehrte Lancaster mit den zwei größten seiner Schiffe sammt einer reichen Ladung Pfeffer zurück, nachdem er schon vorher die zwei anderen Schiffe mit Pfeffer, Gewürznelken und Zimmt sowie mit Kattunen und anderen indischen Fabrikaten, welche er einem portugiesischen Lastschiff auf der Seefahrt abgenommen, heimgesandt hatte. Der Admiral war vom König von Atschin auf Sumatra wohl aufgenommen worden. Er hatte mit diesem einen Handelsvertrag abgeschlossen und erhielt von demselben alle geforderten Privilegien gewährt. Indessen der lange dauernde Verlauf der Unternehmung, die Rückkehr der Schiffe nach drittehalb Jahren, sowie verschiedene andere mißliche Zwischenfälle, die den Verkauf der Güter und deren Abrechnung um fast sechs Jahre verzögerten, schmälerten nicht allein den unmittelbaren Gewinn, sondern dieser Bedenken erregende Anfang dämpfte auch wesentlich den Unternehmungsgeist der Betheiligten, welchen ein erster glücklicher Erfolg überaus gesteigert haben würde. Jedoch hatte die Ostindische Compagnie bereits durch Gründung ihrer ersten Niederlassung oder Faktorei in Surate am Golf von Cambay in Indien Fuß gefaßt.

Mit den Engländern waren fast gleichzeitig die Holländer aufgetreten; beiden begegneten sogleich die Portugiesen mit der Behauptung, daß ihnen hier, wie in allen anderen Theilen Indiens, der Handelsbetrieb ausschließlich zustehe; sie nahmen die britischen und niederländischen Schiffe und Waaren weg und ließen die erschienenen Agenten ermorden, wofür später erst beide Nationen Rache nahmen. Wo die Engländer jedoch einmal Boden gewonnen haben, da lassen sie sich nur schwer wieder vertreiben. Dazu trat der Umstand, daß nicht nur Surate, sondern auch den übrigen indischen Städten, wo sich Europäer niedergelassen hatten, aus dem Verkehr mit diesen große Vortheile erwuchsen. Die Indier machten Fortschritte in der Fabrikation der bei ihnen gesuchten Waaren und auch der indische Schiffsbau und Seeverkehr gewann zusehends.

Innerhalb der Jahre 1603 bis 1613 unternahm die Ostindische Compagnie zwölf Seefahrten nach Indien, von denen sieben glücklich abliefen und einschließlich aller auf illegitime Weise gemachten Erwerbungen einen durchschnittlichen Gewinn

von 171% abwarfen. In den folgenden Jahren, als die Expeditionen sich mehr und mehr der Seeräuberei enthielten, sank der Gewinn jedoch auf 87½%.

Die erste dieser zwölf Reisen wurde im Jahre 1604 mit denselben vier Schiffen unter dem Befehl des Sir Henry Middleton ausgeführt, nachdem es vorher nicht ohne Schwierigkeit gelungen, das Gesellschaftskapital zu vermehren. Sir Henry kehrte erst im Mai 1606 und zwar mit nur drei Schiffen nebst einer Ladung von Pfeffer, Gewürznelken und Muskatblüten zurück; das vierte Schiff verunglückte auf der Heimreise.

Viele der Aktien-Inhaber der Ostindischen Compagnie waren in Folge der Mißachtung ihrer Rechte unter der Regierung Königs Jakob I. sowie nach dem Dahinschwinden übergroßer Hoffnungen auf reichen und rasch eintretenden Gewinn noch mehr abgekühlt worden. Andere fanden sich durch Aeußerungen der öffentlichen Meinung abgeschreckt, welche nicht blos über die schonungslose Art des neuen Handelsbetriebes und die ungewöhnliche Sterblichkeit unter den Seeleuten betroffen war. Alle beunruhigten die wiederkehrenden Verluste an Geld, Schiffseigenthum und Leuten. Und so schien der Mehrzahl der Gesellschaftsmitglieder der erste Verlust und Verdruß der beste zu sein: sie wollten lieber mit der Sache nichts mehr zu thun haben, als länger zusehen. Dennoch gelang es vermittelst einer neuen Subscription im Frühjahr 1607, drei neue Schiffe und im März des folgenden Jahres zwei weitere nach Indien auszurüsten, die indessen sammt und sonders mancherlei Noth und Gefahr zu bestehen hatten. Die zwei letzten Fahrzeuge verunglückten, und nur mit Mühe konnte die Mannschaft und ein kleiner Theil der Ladung gerettet werden. Nur eines der Schiffe, „Die Expedition“, welche im April 1609 unter Befehl des Kapitän David Middleton ausgelaufen war, brachte nach zwei Jahren eine so werthvolle Ladung von Muskatblüten und Gewürznelken heim, daß daraus eine Dividende von 211% entfiel. — Unterdessen hatte die Compagnie am 31. Mai 1609 einen neuen Freibrief erlangt, durch welchen ihr früheres Privilegium des ausschließlichen Handels nach Indien auf den Zeitraum von fünfzehn Jahren in ein dauerndes verwandelt wurde. Die Regierung behielt sich nur das Recht vor, die Gesellschaft auf eine vorherige dreijährige Anzeige hin aufzulösen.

Die Compagnie ließ nun das größte Schiff ausrüsten, welches bis dahin für Handelszwecke in England überhaupt erbaut worden war. Es enthielt 1200 Tonnen. Seinem Stapellaufe wohnte der König mit zahlreichem Gefolge bei und Jakob I. ertheilte dem Koloß den vielversprechenden Namen „Des Handels Vermehrung“ („The Trade's Increase“). Das stattliche Fahrzeug, so hoffnungsvoll ins Leben getreten, verließ sammt zwei kleineren Fahrzeugen im Frühling 1610 unter dem Kommando des Sir Henry Middleton die europäischen Meere; aber weder Sir Henry noch sein Riesenschiff sahen England je wieder. Das Schiff ging in der Bantam-Straße verloren. Der Kapitän selbst starb zu Bantam, nachdem er in Surate eingelaufen und in Folge der Feindseligkeiten der Portugiesen jenen Platz so eilig hatte wieder verlassen müssen, daß er nicht einmal seine Außenstände einzuziehen vermochte. Die zwei anderen, kleineren Schiffe kehrten jedoch zu Ende 1611 mit einer so reichen Ladung zurück, daß den Theilnehmern eine Dividende von 121% bewilligt werden konnte. — Ein im Jahre 1611 ausgelaufener Ostin-

dienfahrer, der im Sommer 1615 nach England zurückkehrte, warf einen noch viel ansehnlicheren Gewinn, nämlich 218 % ab, und eine neue, mit drei Schiffen im April 1611 abgesandte Expedition, welche im September 1614 zurückkehrte, hatte denselben günstigen Erfolg. Auch die neunte Unternehmung brachte nach einem Zeitraum von vierthalb Jahren einen Gewinn von 160 % ein, eine zehnte nach 2½ Jahren 148 %, eine elfte nach 20 Monaten sogar über 340 %, die zwölfte endlich schon nach anderthalb Jahren 134 %.

Alle diese Unternehmungen waren, was die Gewinnvertheilung betrifft, mehr Sache Einzelner, indem jedem Theilnehmer an der Spekulation im Verhältniß zu seiner Einlage auch die Gewinnantheile zufielen. Die Führer der Unternehmungen betrachteten jedoch sich als Vertreter der gesammten Genossenschaft, ja in gewisser Beziehung sogar als Vertreter ihres Landes in Rücksicht auf die auswärtigen Angelegenheiten desselben, indem sie, so oft sich eine günstige Gelegenheit darbot, nicht allein Verträge mit asiatischen Herrschern abschlossen, sondern ihre Waffen auch zur Vertheidigung oder zum Angriff gegen Holländer, Portugiesen und Türken, sowie gegen diejenigen Fremden gebrauchten, mit denen sie in Folge des Handelsverkehrs feindlich zusammenstießen.

Trotz aller offenen und heimlichen Feindseligkeiten der Portugiesen und Holländer gelang es dem weiter oben bereits erwähnten Kapitän Thomas Best, welcher die zehnte Unternehmung geleitet und den Portugiesen in zwei Treffen empfindliche Verluste beigebracht hatte, im Jahre 1613 vom Großmogul jenen Ferman oder Freibrief auszuwirken, welcher die Compagnie zur Errichtung von Faktoreien in Surate, Ahmedabad, Cambay und Goga ermächtigte, ihr Sicherheit ihres Eigenthums gegen Zahlung einer Einfuhrabgabe von 3½ % verbürgte und endlich dem englischen Handel Schutz gegen die Portugiesen und andere Feinde verhieß. — In demselben Jahre war es auch dem Kapitän Sarris gelungen, werthvolle Privilegien vom Kaiser von Japan zu erlangen.

Die Agenten der Compagnie und späterhin königliche Abgesandte hatten nicht unterlassen, genaue Auskunft über die verschiedenen Märkte und die geeignetste Art des indischen Handelsbetriebes einzuziehen. Sie riethen, bei Einfuhr der Waaren den Geschmack der Länder, für welche sie bestimmt waren, in's Auge zu fassen und statt kostspieliger Gesandten lieber eine Anzahl ständiger Agenten zu unterhalten. Weiterhin ward erwähnt, daß Surate der beste Markt zum Einkauf der indischen Baumwollen-Zeuge wäre, daß dort jedoch nur chinesische Waaren, Gewürze und Gold als Tauschmittel gäng und gäbe seien; jene Baumwollen-Fabrikate ließen sich gegen Gold, Kampher und Benzoe in Atschin und Dschambi auf Sumatra, gegen Pfeffer in Bantam und Dschakatra vortheilhaft verwerthen; Siam kaufe dergleichen für Gold, Silber und Felle, welche letztere in Japan gesucht seien; nicht minder englische Tuche, Seidenwaaren und Blei, wofür man Silber, Kupfer und Eisen erlange. Reis in vorzüglicher Qualität liefere Makassar auf Celebes und nehme dafür Baumwollenstoffe entgegen. Alle die genannten Waaren fänden auf den Banda-Inseln gegen Muskatblüten und Muskatnüsse Absatz, wenn nur erst die von den europäischen Nebenbuhlern in den Weg gelegten Hindernisse aus dem Wege geräumt würden.

———



Calicut im XVI. Jahrhundert.

3.

An Hebung der oben erwähnten Hindernisse dachte man Seitens der Betheiligten ernstlich. Vorher galt es jedoch, eine richtige Veränderung im Geschäftsgang der Compagnie selbst durchzuführen. In diesem Sinne fand im Jahre 1612 jene überaus wichtige Vereinbarung statt, in Folge deren die Verwandlung der Ostindischen Genossenschaft in eine Compagnie mit gemeinschaftlichem Stamm-Kapital — es betrug damals 418,691 £. — durchging. Hiermit beginnt die zweite Periode der Entwickelung der Ostindischen Gesellschaft, während welcher also sämmtliche Unternehmungen auf Kosten der Gesammtheit ausgeführt wurden.

Schon der nächste Seezug zeigte sich von unberechenbaren Folgen. Seit mehreren Jahren befand sich Kapitän Hawkins als Agent der Compagnie am Hofe des Großmogul Dschihangir und war daselbst wohlgelitten. Aber den portugiesischen Einflüssen gegenüber hielt es schwer, besondere Vortheile zu erlangen. Die Flotte nun, welche nach Annahme der obigen wichtigen Bestimmungen unter dem Kommando des Kapitän Downton im März 1614 auslief, bestand aus nur vier Schiffen; aber mit dieser kleinen Macht gelang es dem britischen Seefahrer, nach seiner Ankunft in Indien einen Angriff der Portugiesen auf eine der Flotten des Großmoguls siegreich abzuschlagen. Diese kräftige Dienstleistung machte nicht allein Indiens Beherrscher den Interessen der Compagnie bleibend geneigt, sondern brachte auch den Eingeborenen eine hohe Meinung von der Macht der Engländer bei. Jener günstige Eindruck ward verstärkt, als im Jahre 1615 Sir Thomas Roe an der Spitze eines kleinen Geschwaders in Surate anlangte und in der Eigenschaft eines Abgesandten des Königs Jakob I. von England am Hofe des Großmogul auftrat. Er verweilte mehrere Jahre an den Kaisersitzen zu Agra und Delhi und galt als Günstling, ja als willkommener

Zechgenosse des Monarchen. Seine Bemühungen führten, trotz aller feindlichen Einflüsse, im Jahre 1619 zur Erweiterung der schon früher der Ostindischen Compagnie bewilligten Privilegien, sowie zur Bestätigung der schon erlangten Erlaubniß, in Sind, Bengalen und anderen Theilen des Mogulreiches Faktoreien anlegen zu dürfen. Im zweiten Jahrzehent des XVII. Jahrhunderts besaßen die Engländer bereits Faktoreien zu Atchin, Zambe, zu Tecoa auf Sumatra, in dem Großmogulreiche zu Surate, Ahmedabad, Agra, Azmere oder Agrimere sowie zu Burampur; weiterhin zu Firando, zu Bantam, zu Dschakatra (dem heutigen Batavia), sowie zu Tapara; auf Borneo zu Bandjermassing und Socotomia, auf den Banda-Inseln zu Banda; auf Malakka zu Patani; auf der Insel Celebes zu Makassar, zu Siam, an der Ostküste von Ostindien zu Masulipatam und Petapoli, wie auf der Westküste zu Calicut.

Unter solchen Umständen genoß die Compagnie schon um das Jahr 1617 ein solches Ansehen, daß ihre Aktien 203% galten. Mittlerweile hatten jedoch die andauernden Streitigkeiten mit den Holländern, welche sich noch größerer Erfolge im Osten Asiens rühmen durften, eine bedrohliche Höhe erreicht; sie fingen an, den britischen Handel schwer zu beeinträchtigen. Dem abzuhelfen, traten Abgesandte beider Länder zusammen und suchten einen friedlichen Ausgleich herbeizuführen. Die beiden Ostindischen Compagnien — so ward vorgeschlagen — sollten den Handel nach den indischen Meeren als eine gemeinschaftliche Angelegenheit betreiben und durch Einigkeit nicht allein ihre gemeinsamen Feinde, die Portugiesen, zurückdrängen, sondern auch die übrigen Nationen verhindern, in Indien festen Fuß zu fassen. Der daraufhin abgeschlossene Vertrag blieb jedoch kaum zehn Monate in Kraft. Schon im Dezember 1620 griff in Folge von neuen Häkeleien der holländische General-Gouverneur plötzlich die Inseln Lantore und Pull-Roo an, auf deren Besitz die Engländer Ansprüche machten, nahm sie weg und eröffnete durch dieses Vorgehen, eine Reihe von Feindseligkeiten, welche ihren Höhepunkt im Februar 1623 in blutigen Hinrichtungen zu Amboina fanden, in Folge deren die Agenten der englischen Compagnie sich von allen Gewürz-Inseln vertrieben sahen. — Der ununterbrochene Streit im fernen Asien wirkte auf die Erweiterung des englischen Handels höchst nachtheilig. Die Sache ward nicht besser, als es der Compagnie im Jahre 1622 gelang, der portugiesischen Macht eine empfindliche Niederlage beizubringen, und sich in den persischen Meeren einer werthvollen portugiesischen Faktorei auf der Insel Ormuz mit Hülfe des Schah von Persien zu bemächtigen. Vielmehr wiesen die Geschäftsbücher des Ostindia-Hauses drei Jahre später eine Schuld von 300,000 £. auf, so daß 1625 ernstlich in Ueberlegung gezogen ward, ob es nicht besser sei, alle Besitzungen in Indien und den Handel dorthin aufzugeben, zumal man schon vorher sich genöthigt gesehen, die Faktoreien in Japan, trotz eines zweiten, noch günstigeren Freibriefes vom Kaiser, in Folge mangelnden Schutzes eingehen zu lassen.

Auf dem Höhepunkte ihres Kredits im Jahre 1616 hatte die Compagnie einen Fond von 1,629,040 £. zusammengebracht. Das neue Kapital war überaus rasch von 954 Personen aller Stände gezeichnet worden, darunter 28 Personen aus herzoglichen und gräflichen Häusern, 82 Ritter, Richter und Geheimräthe, 18 Wittwen und Jungfrauen und außer vielen Kaufleuten noch 26 Geistliche und Aerzte.

Als aber im Jahre 1624 eine neue Subscription in Scene gesetzt werden sollte, blieben die Theilnehmer aus und die Aktien, welche 1617 zu 203% verkauft wurden, fanden kaum noch Abnehmer zur Hälfte jenes Belaufes. Die Compagnie bestand aber auch diese Ungunst der Zeiten, und ihre Entwickelung zu einer Handels-, ja Staatsmacht ersten Ranges nahm auch in den folgenden Jahren stetigen, wenn auch öfters unterbrochenen Fortgang. Ein wichtiges Hoheitsrecht, welches ihr im Jahre 1627 König Karl I. verlieh, bestand in der vollen Gerichtsbarkeit über ihre auswärtigen Bediensteten und ihre Unterthanen im fernen Osten, welche sie nach gemeinem wie nach Kriegsrecht aburtheilen lassen durfte.

Im Jahre 1636, noch unter der stets geldbedürftigen Regierung Karl's I., wurde das Monopol der Ostindischen Handelsgesellschaft dadurch verletzt, daß der König dem Sir William Courteen auf den Vorwand hin, die Ostindische Handels-Gesellschaft thue zu wenig für das allgemeine Beste, die Erlaubniß ertheilte, nach Indien Handel zu treiben. Nichtsdestoweniger fiel es der mittlerweile in ihren älteren Mitgliedern außerordentlich zusammengewachsenen und dadurch erstarkten Compagnie nicht schwer, jenes königliche Patent für sich unschädlich zu machen; ja es gelang ihr sogar, 1639 in Indien Fuß zu fassen und auf der Küste von Koromandel zu Madraspatnam eine feste Niederlassung zu gründen, nachdem ihr Seitens eines geneigten indischen Radschahs gestattet worden war, in dem ihr überlassenen kleinen Bezirk das Fort St. George zu bauen. Dahin siedelte bald nachher die Präsidentschaft über, welche sich bisher zu Bantam befand. In Folge der rührigen Thätigkeit, die sich an diesem wichtigen Punkte entwickelte, hob sich in nie geahnter Weise die heutige Hauptstadt der Präsidentschaft von Madras, das prächtige Madras, welches bereits gegen Ende des XVII. Jahrhunderts, als es in Folge seiner blühenden Baumwollen-Industrie einen Weltruf genoß, einschließlich seiner Umgebung eine Viertel-Million Einwohner zählte, gegenwärtig aber fast von drei Viertel-Millionen, bestehend in der Mehrzahl aus Hindu, sodann aus Mohammedanern, Engländern u. s. w., bevölkert ist.

Die unruhigen Zeiten der ersten englischen Revolution brachten auch der Compagnie Störungen aller Art. Nachdem die Monarchie im Kampfe mit dem Parlamente unterlegen und Oliver Cromwell als Protektor von England den Platz des hingerichteten Königs Karl I. eingenommen, sah das Ostindia-Haus seine Interessen den Holländern gegenüber nicht selten arg gefährdet. Eine Zeitlang schien der Verfall der Compagnie unabwendbar. Doch auch in dieser schlimmen Periode fehlte es nicht an Männern, welche den Muth zeigten, dem Sturm der Zeiten zu trotzen und sich und ihr Schifflein zu retten. Im Jahre 1649, dem ersten Jahre der Republik, galt es, die angebahnte Vereinigung mit der Gesellschaft Courteen's oder den Assada-Kaufleuten, wie sie von ihrer Niederlassung her hießen, zu Stande zu bringen. Es gelang. Zwei Jahre später nahm man von der Insel St. Helena Besitz, welche unterdessen von den Holländern aufgegeben worden war. Das Jahr 1655 brachte die Verschmelzung mit einer anderen Gesellschaft, welche gleichfalls das Recht erworben, nach Indien Handel zu treiben. — Nachdem der Handel nach dem Osten vier Jahre thatsächlich völlig frei gewesen war, zeigte Cromwell der Ostindischen Compagnie sich geneigter, indem er ihr 1657 einen Charter auf sieben Jahre verwilligte.

Die Republik indessen war ihrem Ende nahe und ging nach dem Tode Cromwell's völlig zu Grabe. Das restaurirte Königthum erwies sich dem Ostindia-Hause äußerst gnädig. Karl II. verlieh demselben einen neuen Freibrief und bestätigte nicht allein alle früher erlangten Privilegien in Bezug auf Ausführung der Civil- und Kriminal-Gerichtsbarkeit sowie der Militärgewalt in den erworbenen Gebieten, sondern bekleidete die Gesellschaft weiterhin mit der Befugniß, Krieg zu führen und Frieden zu schließen mit jedem nichtchristlichen Potentaten im Bereiche ihrer auswärtigen Besitzungen, sowie Jeden anzugreifen, welcher sich innerhalb derselben unterfangen sollte, in Indien, ohne Seitens der Compagnie erhaltene Erlaubniß, Handel zu treiben.

Die leitenden Persönlichkeiten des Ostindia-Hauses wußten die Gunst der Verhältnisse wohl auszunutzen, und die Genossenschaft schien in demselben Grade zu gedeihen, als die nichtbetheiligten Kaufleute immer mißgünstiger dreinschauten. Schon unter Karl II. hießen die großen ostindischen Kaufherren „Nabobs“. Die Geschäfte des Ostindia-Hauses mußten naturgemäß wachsen mit dem steigenden Bedarf an Gewürzen, feinen Geweben und an den glänzenden Juwelen des Ostens. Der Thee, welcher im Jahre 1660 noch als die größte Rarität aus Indien herumgereicht, angestaunt und kaum mit den Lippen berührt wurde, bildete bereits acht Jahre später einen regelmäßigen, immer gesuchteren Einfuhr-Artikel und wurde, von Jahr zu Jahr, in steigender Menge verbraucht, so daß die Finanzverwaltung in ihm bald einen passenden Artikel zur Erhebung neuer Steuern erblickte. Vor dem Jahre 1660 hatte kaum ein aus der Themse ausgelaufenes Schiff das Delta des Ganges besucht — 23 Jahre später erhob sich bereits der Werth der jährlichen Einfuhr aus den östlichen, reichen und dicht bevölkerten Ländern von 8000 £. auf 300,000 £.

Diese außerordentliche Entwickelung des indischen Verkehrs begann gerade zu einer Zeit, welche dem englischen Großhandel in Europa zeitweilig nicht nur höchst ungünstig war, sondern demselben sogar mehrfach empfindliche Schläge beibrachte. In Folge der Begünstigung der nachbarlichen Moden unter der üppigen Hofhaltung Karl's II. überflutheten französische Industrie-Erzeugnisse alle Märkte des Königreichs. — Unverkennbar zeigte sich der Niedergang Großbritanniens in allen Richtungen, nach einem Jahrhundert stetigen Aufsteigens im goldenen Zeitalter der Königin Elisabeth und trotz des strengen, aber der Landeswohlfahrt eifrig zugewandten Regimentes Oliver Cromwell's. Unter der Regierung des Protektors nahmen englische Kaper in einem Jahre neunundachtzig holländische Schiffe weg. Jetzt bestritten Franzosen, Portugiesen und Holländer England die Seeherrschaft nicht nur in den östlichen und westlichen Ozeanen unserer Erdkugel, sondern die englischen Flotten mußten auch in den europäischen Meeren vor ihren Feinden mehr als einmal die Segel streichen, ja holländische Seehelden drangen im Jahre 1667 kühn in die Themse ein, deren Ufer verwüstend, Sheerneß in Brand legend und die britische Metropole ernstlich bedrohend. — Angesichts solcher Verhältnisse konnte auch von wirksamem Schutze der Interessen der Compagnie unter dem gesunkenen Königshause der Stuarts, denen Ehre und Rechte des Landes gegen französisches Gold feil waren, füglich nicht die Rede sein.



Michel Ruyter's Seezug in die Themse im Jahre 1667. Verbrennung von Sheerneß. (Nach einem Kupferstich in Ch. Knight's Geschichte von England.)

Vielmehr gelang es den Franzosen, nach der unter den Auspizien des großen Ministers Colbert vor sich gegangenen Gründung der Französisch-Ostindischen Gesellschaft im Jahre 1664, in Ostindien immer mehr Boden zu gewinnen. Vermöge ihrer Geschmeidigkeit trugen sie bald das entscheidende Uebergewicht insbesondere im Süden der Halbinsel davon. In dieser bevorzugten Stellung behaupteten sie sich bis in die ersten Jahrzehnte des XVIII. Jahrhunderts. Außer den alten Nebenbuhlern im Osten machten nun auch die alten Widersacher in

Europa den Vertretern des indobritischen Handels das Leben sauer. Von Ponditschery, dem Mittelpunkte der französischen Kolonisation in Indien aus, liefen fein gesponnene Fäden, wodurch die Gouverneure der französischen Compagnie sich mit allen Theilen des zersplitterten indischen Reiches in Verbindung und ihren Einfluß im Gange erhielten. Schon im Jahre 1687 war die französische Niederlassung in Ponditschery zu einem Ansehen gelangt, gegen welches alle Energie einzelner tüchtiger Compagnie-Beamten vergebens ankämpfte. Erst 70 Jahre später sollte es einem ebenso kriegerischen wie thatkräftigen Geiste gelingen, das französische Uebergewicht in Indien zu brechen.

Von Jakob II. war für gutes Geld jede Gunst, nur keine thatkräftige Willensäußerung, zu erlangen. Dieser König fügte, um die Compagnie selbst besser in Stand zu setzen, den Holländern und anderen Gegnern zu widerstehen, ihren Privilegien die Ermächtigung hinzu, in Indien Festungen zu erbauen, Truppen auszuheben und zu unterhalten, Münzen zu schlagen u. s. w. — um so werthvollere Zugeständnisse, nachdem Karl II. bereits im Jahre 1680 die an der Westküste von Vorderindien südlich vom Meerbusen von Cambay gelegene Insel Bombay, eine Mitgabe seiner Gemahlin Katharina von Portugal, dem Ostindia-Hause gegen einen jährlichen Erbzins zu Lehen gegeben. Weiterhin erwarb die Gesellschaft im Jahre 1689 Tegnapatam südlich von Madras und befestigte die gewonnene neue Besitzung durch Fort St. David.

Auch während der ersten Jahre nach der Thronbesteigung Wilhelm's III. (1689) nahm der Einfluß und die Bedeutung der zu außerordentlicher Blüte gelangten Gesellschaft fortwährend zu, jedoch auch die Mißgunst Derjenigen, welche mit Verdruß bemerkten, wie der auf die Compagnie niederströmende Reichthum sich mehrte. Damit hielten gleichen Schritt die Besorgnisse langjähriger Freunde des Ostindia-Hauses. Voll Bangen sahen sie die längst befürchteten Folgen der intimen Verbindung herannahen, welche die Leiter des Direktoren-Hofes während der ärgsten Stuart-Wirthschaft mit dem Hofe sowie mit den Parlamentsparteien unterhielten. Während dieser Zeit erregte besonders ein Mann gerechtes Mißfallen durch einen zur Schau getragenen Uebermuth, der unmöglich zu guten Dingen führen konnte. Die Krise, die gefährlichste, welche die Compagnie bis dahin überkommen, nahte heran. — Um sie zu verstehen, müssen wir uns einige Jahrzehnte weiter zurück versetzen.

4.

Der Aktionäre waren immer weniger, der Privilegien, welche die Compagnie genoß, immer mehr geworden. Kein Wunder, wenn während einer Periode, in welcher Englands Handel trotz aller zeitweiligen Störungen zu einer außerordentlichen Entwickelung gelangte, die Gewinne der Compagnie genau im Verhältniß zu den täglich steigenden Bedürfnissen, im Zeitalter des Luxus, der Verschwendung und Entsittlichung, zu einer ganz außerordentlichen Höhe hinanstiegen.

Das eingezahlte Kapital, mit welchem solch' glänzende Geschäfte gemacht wurden, betrug damals nur noch 370,000 £. Man bedurfte nicht mehr, denn die Compagnie konnte jederzeit ohne Schwierigkeit zu 6 % Geld, so viel sie brauchte, aufnehmen und gewann damit nach der allgemeinen Annahme 30%. Schon im

Jahre 1677 galten die Stamm-Aktien von 100 £. 245, im Jahre 1680 waren sie 360 £. werth und im folgenden Jahre sollen sie sogar zu 500 £. verkauft worden sein. Der enorme Gewinn, welchen der ostindische Handel gewährte, würde sicher nicht in so hohem Grade den Neid der daran nicht betheiligten Kaufleute erregt haben, wenn er sich unter eine größere Zahl von Aktionären vertheilt hätte. So aber kam einer nur geringen Anzahl von Aktien-Inhabern der hohe Werth der Aktien in kaum geahnter Steigerung zu Gute. Als die Geschäfte der Compagnie im Jahre 1691 ihre höchste Blüte erreichten, lag deren Leitung ausschließlich in den Händen weniger Kaufherren von ungeheurem Reichthum. Jede Aktie, welche auf den Namen des Eigenthümers eingeschrieben war, gewährte diesem eine Stimme. Man wollte wissen, daß damals 14 Personen über ein Drittel sämmtlicher Stimmen verfügten, und berechnete, daß gar mancher jener glücklichen Spekulanten ein jährliches Einkommen von 10,000 £. aus dem Monopol der Compagnie bezöge. Alle Welt deutete auf einen Mann besonders hin, wenn er sich auf der „königlichen Börse" blicken ließ. Dieser Glückliche hatte sich durch wohlverstandene Einkäufe von Stamm-Aktien in kurzer Zeit ein jährliches Einkommen von 20,000 £. erworben. Dieser Handelskönig, welcher zuerst den beneidenswerthen Titel eines „Nabob" erhielt und der in Bezug auf Aufwand und Einfluß mit den ersten Edelleuten des Reiches wetteiferte, war Josua Child.



Sir Josua Child.

Sir Josua Child hatte als armer Bursche begonnen, einen der City-Läden rein zu fegen und sich im Laufe der Zeit in Folge seiner Fähigkeiten aus niedrigen Anfängen schnell zu Reichthum, Ansehen und großem kaufmännischen Ruf emporgeschwungen. Schon während der ersten Zeit der Restauration nahm er einen hervorragenden Platz in der Handelswelt von London ein, und wenn schon die Logik in seinem Essay: „Ueber die Philosophie des Handels", nicht durchweg von äußerster Schärfe zeugt, so waren doch die entwickelten Ansichten sicher dem genialen Geiste eines gewandten Geldmannes entsprungen. Ließen sich dem national-wirthschaftlichen Denker auch mancherlei Irrthümer nachweisen, so kam ihm doch nicht so leicht Jemand in Bezug auf praktische Geschäftsgewandtheit bei. Sobald Josua Child Mitglied des Comité der Ostindia-Compagnie geworden, blieben die Folgen nicht aus. Es dauerte nur kurze Zeit, und die wichtigen Stellen des Ostindia-Hauses in Leadenhallstreet, sowie in den Faktoreien an der West- und Ostküste von Vorderindien, befanden sich in den Händen von Verwandten und Günstlingen des vielvermögenden Mannes. Obgleich der Nabob seine Reichthümer nicht schonte und auf dem Fuße eines vornehmen Mannes lebte, so wuchs sein Vermögen dennoch in's Ungeheure an. Er wurde Baronet,

kaufte sich einen prachtvollen Landsitz zu Wanstead und verheirathete mit 50,000 £. Aussteuer seine Tochter an den ältesten Sohn des Herzogs von Beaufort. Aber dieses wunderbare Glück währte nicht ewig. Gegen das Ende der Regierung Karl's II. mußte die Compagnie nicht allein heftige Angriffe von Außen über sich ergehen lassen, sondern es fingen auch innere Spaltungen an, sie zu erschüttern. Man war bisher gewohnt, sie im Volke immer als eine Verbündete der Whigpartei anzusehen, und in der That gab es unter den Comité-Mitgliedern einige der entschiedensten Liberalen, die durch ihren Eifer gegen das papistische Wesen und das willkürliche Schalten und Walten des Königshauses sich hervorgethan hatten. Zu diesen Vorkämpfern gehörten vornehmlich zwei einflußreiche Männer, Sir Samuel Barnardistone und Thomas Papillon, welche die Wahl des Sir Josua Child in die Direktion der Compagnie durchgesetzt hatten, weil man von demselben voraussetzte, er würde die politischen Ansichten seiner Patrone theilen, was auch in der That viele Jahre hindurch der Fall war. — Die Gegner der whiggistisch gesinnten Direktorial-Mitglieder verbreiteten nun in allen Faktoreien des Ostens vorzeitig das Gerücht, ganz England sei wegen Mißregierung der Stuarts in Aufregung, bald werde die Unzufriedenheit sich noch deutlicher kundgeben und mit Aufständen oder gar mit Bürgerkrieg endigen.

Je weiter entfernt von der Heimat schlimme Gerüchte auftauchen, um so leichter finden solche Eingang in die Gemüther der Leichtgläubigen. Es wurde als unzweifelhaft hingestellt, daß die Compagnie sich beim Widerstand gegen die Uebergriffe der Krone in vorderster Reihe befinde. Mißvergnügte Compagnie-Beamte, verstärkt durch eine Anzahl erklärter Royalisten, verbanden sich mit den Londoner Gegnern der Ostindischen Gesellschaft und allen jenen Uebelwollenden, die gern auf eigene Rechnung direkten Handel nach Indien getrieben hätten. Die Autorität der englischen Behörde zu Bombay schien ernstlich gefährdet und hiermit die damals wichtigste Niederlassung der Compagnie in Ostindien.

Die ursprünglich von den Portugiesen gegründete Hauptstadt der westlichen Präsidentschaft des indo-britischen Reiches ist heute nach Kalkutta der wichtigste Handelsplatz in den indischen Meeren. Die Bedeutung dieses Punktes erkannten die Briten schon wenig Jahrzehnte nach ihrem Erscheinen im Osten. Von hier aus ließen sich die mannichfachen Erzeugnisse eines reichen Hinterlandes heranziehen und nach den Märkten unseres Welttheiles verfahren. Werthvolle Ladungen von Pfeffer, Baumwolle, Reis, Arak, Bambus, feine Hölzer, Gummi, weiterhin Perlmutter, Perlen und edle Gesteine wurden von unternehmenden Kaufleuten zweier Welttheile feilgeboten und eingehandelt. Jedoch erst nach den Vorgängen, die wir erzählen, siedelten die Behörden der Compagnie, deren Hauptsitz auf der Westküste sich bis dahin zu Surate befand, nach der immer mehr emporblühenden Niederlassung auf der Insel Bombay über (1686). Zahlreiche kleine Flotten unter britischer Flagge liefen von dort bald gegen europäische Feinde, bald gegen indische Seeräuber aus. Die immer weiter um sich greifende Macht der Ostindischen Compagnie hatte eine Reihe von Niederlassungen zur Folge, deren Gedeihen mit dem Aufblühen Bombay's gleichen Schritt hielt.

Heute zählt die reizend, jedoch in sumpfiger Umgebung ungesund gelegene Stadt, das Emporium für die indischen, persischen, arabischen und abyssinischen

Waaren-Zuflüsse, gegen 600,000 Einwohner, die zu drei Vierteln aus Hindu, weiterhin aus Mohammedanern, insbesondere aber aus geschäftsgewandten Parsen, den Juden des Orientes, bestehen. — Bis nach diesem Hauptplatz der Compagnie in Indien hatte sich also der Kampf der doppelt erbitterten Parteien hinverpflanzt. Der Kommandant der Besatzung, Kapitän Keigwin, sagte sich in Uebereinstimmung mit seinen Truppen von der Autorität der Compagnie los und proklamirte die des Königs (1683). Hierbei blieb es jedoch nicht.



Straße im heutigen Bombay.

Die Aufrührer schritten zur Gewalt vor und kerkerten den mißliebigen Stellvertreter des Gouverneurs ein. Nicht ohne Schwierigkeiten ward man des Aufruhrs Herr, und erst nach Hinrichtung mehrerer der Rädelsführer konnte die Gefahr als beseitigt angesehen werden. Glücklicher Weise galt beim Eintreffen dieser Nachrichten in England die Compagnie dort nicht mehr für eine vorzugsweise whiggistisch gesinnte Körperschaft. Die Regierung würde sonst wahrscheinlich das Verhalten der Aufständischen gebilligt haben und den Freibrief, auf welchem das Monopol beruhte, hätte ein gleiches Schicksal, wie es mehreren anderen Gesellschaften widerfuhr, getroffen. Gerade noch in der rechten Stunde war aber eine vollständige Wandlung im Ostindia-Hause eingetreten. Sir Josua Child, der damalige Gouverneur, trennte sich plötzlich von seinen politischen Freunden, schloß sie von der Direktion aus und unterhandelte wegen eines engeren Anschlusses an den Hof. Wahrscheinlich trug zum Wechsel seiner politischen Ansichten seine Verwandtschaft mit der angesehenen Tory-Familie der Beauforts bei. Papillon, Barnardistone und ihre Anhänger verkauften ihre Stamm-Aktien, die

Comité-Stellen wurden mit Anhängern Child's besetzt, und dieser war von nun an so wenig beschränkter Gebieter im Ostindia-Haus, daß ihm dessen Mittel zur freiesten Verfügung standen und die wichtigsten Papiere nicht in den Bureaux der Leadenhall-Straße, sondern in seinen Wandschränken zu Wanstead aufbewahrt wurden. Die Wichtigkeit, welche jene außerordentliche Stellung verlieh, erhob ihn bald zu einem Günstling im Königspalaste von Whitehall, wodurch wiederum seine Macht im Ostindia-Hause um so mehr befestigt wurde. Ein Geschenk von 10,000 Guineen aus seiner Hand nahm König Karl huldvollst entgegen, weitere 10,000 £. dessen Bruder Jakob, welcher mit Freuden der Reihe der Aktien-Inhaber sich zugesellte. Alle, die am Hofe irgend welches Einflusses sich erfreuten, sowol Minister wie Maitressen und Pfaffen, suchte man durch Geschenke von Shawls und Seidenzeugen, von indianischen Vogelnestern, durch Diamanten und Säcke voll Guineen in guter Laune zu erhalten. Die Bestechungssummen, welche der Diktator mit kluger Verschwendung vertheilte, und die er seinen Kollegen gegenüber nicht einmal zu verrechnen brauchte, bewirkten bald den gewünschten Erfolg in einem Umfange, daß der Direktoren-Hof fast allmächtig im Staate, Child selbst aber am Hofe allmächtig wurde. Lord-Oberrichter Jeffreys, der berüchtigte Mitschuldige der Verfolgungssucht des Absolutismus, gab eine Entscheidung zu Gunsten des Monopols der Compagnie und der strengsten Anwendung der Gesetze zur Vertheidigung desselben ab; König Jakob II. ließ auf den neuen Freibrief, welcher alle Privilegien der Compagnie bestätigte und erweiterte, sein Staatssiegel drücken; alle Kapitäne von Ostindienfahrern erhielten ihre Bestallung von der Krone und durften die königliche Flagge aufhissen. John Child, Sir Josua's Bruder, Gouverneur von Bombay, wurde unter dem Namen Sir Josiah Child von Surate zum Baronet und zum Oberkommandirenden aller englischen Truppen im Osten erhoben. Dagegen that sich unter allen servilen Genossenschaften die Ostindische Compagnie durch Willfährigkeit gegen den Thron am meisten hervor. Sie gab dem Handelsstande des Königreichs das gesetzwidrige Beispiel bereitwilliger Steuerzahlung, als ohne Zustimmung des Parlamentes König Jakob II. bei seinem Regierungsantritt gewisse Abgaben ausschrieb. Sobald indessen der Monarch nach kaum vierjähriger Willkürherrschaft aus dem Lande vertrieben und der blutige Lord-Oberrichter Jeffreys, welcher die übermäßigen Monopol-Ansprüche der Ostindischen Gesellschaft für gesetzmäßig erklärt, ein armseliger Gefangener geworden war, vereinigten sich die alten Feinde der Compagnie, verstärkt durch die ehemaligen, von Child aus dem Ostindia-Hause vertriebenen Direktoren und ihren Anhang, mit den mächtigsten whiggistisch gesinnten Kaufleuten der City und forderten von dem freiheitlich gesinnten Hause der Gemeinen, welches Wilhelm III. von Oranien auf den Thron erhoben hatte, Gerechtigkeit und Wiedervergeltung. Am heftigsten geberdete sich Papillon, obgleich derselbe einige Jahre früher als eifrigster Vorkämpfer für den Freibrief der Compagnie gestritten. Ein guter Theil der Gegner der Compagnie aber bestand aus Leuten, welche ihr gram waren, weil sie sich von einem Manne hatte beherrschen lassen, der seinen Einfluß dazu angewendet, um vor Allem seine Interessen und die seiner Kreaturen zu fördern. Als Heilmittel für alles schreiende Unrecht und gegen zukünftige Uebergriffe dieser

Art verlangte man, unter Anwendung eines homöopathischen Hauptsatzes, von der Krone das Monopol zu einer neuen Gesellschaft auf einem besseren Fundamente, wodurch man hoffte, die Wiederkehr einer engherzigen und tyrannischen Oberleitung auf immer fern zu halten. Die neu zu begründende Compagnie, unter der sich einige der ersten Großhändler der City befanden, wählte zur Wahrnehmung ihrer Interessen ein Comité, und beauftragte dasselbe, vom Parlamente und der Regierung ein Privileg zum Handel nach dem Osten auszuwirken.

Dies geschah zu einer Zeit, während welcher sich die Ansichten der Nation auch in Bezug auf Handelsfreiheit überaus erweitert hatten. Nur wenige erleuchtete Männer mochten es länger gutheißen, die ganze Nation von einem gewinnbringenden Verkehr auszuschließen, weil die Krone während einer despotischen Periode für gut befunden, einer Privatgesellschaft das Monopol des indobritischen Handels zu übertragen.

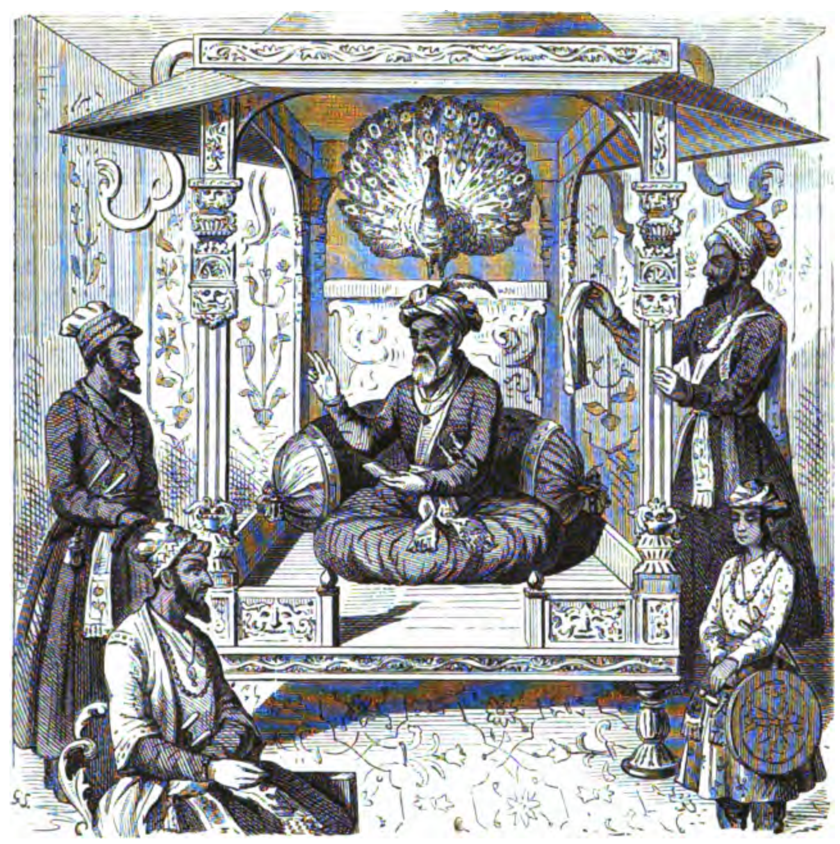
Nachdem das Ostindia-Haus sich im Jahre 1693 gegen jeden Vergleich ausgesprochen hatte, baten die Gemeinen den König Wilhelm III., dem Ostindia-Hause eine dreijährige Vorausverkündigung der Aufhebung ihres Freibriefes zustellen zu lassen. Sir Josua Child, welcher befürchtete, durch seine Person im Vordergrunde, die Interessen seiner Compagnie noch mehr zu gefährden, machte in der rechten Stunde einem neuen Gouverneur, dem Sir Thomas Cook, scheinbar Platz. Dieser, mit dem bisherigen allmächtigen Leiter des Direktoren-Hofes nahe verwandt, gehörte zu den angesehensten Kaufleuten Londons; auch fehlte es ihm als Mitglied des Parlamentes nicht an Einfluß. Er wußte in der That binnen kurzer Zeit, vermittelst wohlangewandter 100,000 £., die ärgsten Gegner zu besänftigen. In Folge dessen wurde ohne Mitwirkung des Parlamentes von Seiten der Regierung am 7. Oktober 1693 der Freibrief und das Monopol der alten Ostindischen Compagnie durch die Krone von Neuem bestätigt, unter der Bedingung, den Kapitalstock um 1½ Million zu vermehren und jährlich für 100,000 £. britische Waaren auszuführen. Das Haus der Gemeinen jedoch stellte die Berechtigung unbehinderter Monopol-Verleihung durch die Krone in Frage und bestimmte zu Recht, „daß es das Recht jedes Engländers sei, nach Ostindien oder irgend einem Theile der Welt Handel zu treiben, außer wenn es durch einen Akt des Parlaments verboten worden wäre."

Just um dieselbe Zeit, als die erste indische Compagnie im Jahre 1698 jenes Territorium, auf welchem sich gegenwärtig Kalkutta, die Hauptstadt des indo-britischen Reiches, ausdehnt, und weiterhin die Städte Tschatamutti und Gowindpur sammt der Gerichtsbarkeit über die Bewohner und mit dem Rechte, Forts zu errichten, erworben — wurden der neuen Ostindischen Handels-Compagnie am 5. September desselben Jahres, nachdem sie die Regierung vermittelst einer Bestechung von 2 Millionen zu 8% in Form eines Anleihens gewonnen hatte, unter dem Titel „Die englische Compagnie der nach Indien handelnden Kaufleute von England", zufolge eines Parlamentsaktes von 5. Juli ebenfalls ein Freibrief ertheilt. Die neue Genossenschaft rüstete im nächsten Jahre (1699) drei Schiffe mit einer Ladung im Werthe von 178,000 £. für Indien aus, während die alte Ostindia-Compagnie in demselben Jahre auf 13 Schiffen für 525,000 £. Waaren nach dem ihr wohlbekannten Handelsgebiet absandte.

Die Streitigkeiten zwischen beiden Gesellschaften, deren neueste man als Dowgate-Compagnie bezeichnete, weil sie in der Dowgate-Straße und zwar in der stattlichen Halle der Pelzhändler ihre Versammlungen abhielt, während die ältere nach ihrem Geschäftshause in der Leadenhall-Straße benannt wurde, zogen sich in feindseligster Weise manche Jahre hin. Die Hauptwaffen der neuen Genossenschaft waren Schmähschriften, die der alten Geldbestechungen; die neue Gesellschaft wurde durch die Whigs unterstützt, die alte durch die Tories. Jene stützte sich auf die Volksgunst, die letztere auf den ungeheuren Vortheil des Besitzstandes ihres Jahrhunderte alten korporativen Daseins sowie eines gemeinsamen Schatzes. Mit Hülfe des letzteren hatte sich die Unterstützung aller Einflußreichen am Hofe und im Parlamente leicht erkaufen lassen, während die neue Compagnie das Geld zu dergleichen Zwecken aus ihrem eigenen Seckel nehmen mußte, ohne Hoffnung auf baldigen Wiedergewinn.

Die bisherigen Verdrießlichkeiten, bei denen Niemand Etwas gewann, sowie zahllose Mißstände, die der Nebenbuhlerschaft der beiden Compagnien entsprangen, führten im Jahre 1701 schließlich doch zu einer Vereinigung der zwei Gesellschaften, welche Königin Anna durch das Staatssiegel am 22. Juli 1702 sanktionirte. Als das englische Gouvernement sich sechs Jahre nachher in Geldnoth befand, erklärte es sich bereit, der „Vereinigten Compagnie" das ausschließliche Privilegium des Handels nach Ostindien bis zum 25. März 1726 wieder zuzugestehen. Durch eine Parlaments-Akte ward der Gesellschaft bis drei Jahre nach dem Erlöschen ihres Freibriefes ihr früheres Monopol und damit ihr gesicherter Bestand gewährleistet. Dafür forderte die Regierung jedoch eine Aushülfe von 1,200,000 £. ohne Interessen, welche sammt dem früheren Vorschusse von 2,000,000 £. eine 5% Anleihe der Regierung bilden sollten. Dagegen ward allerdings der Compagnie gestattet, ein Zuschußkapital von 1½ Million aufzunehmen, dessen Verzinsung in Folge der Handelsblüte in den ruhigen Zeiten nach dem Utrechter Frieden (v. J. 1713) keine Schwierigkeiten bereitete.

Mit der segensreichen Regierung Wilhelm's III. beginnt die Glanzperiode des Handels und allgemeinen Wohlstandes Großbritanniens. — Die außerordentliche Wichtigkeit der südasiatischen Kolonien für die englische Machtstellung trat während einer Verkehrs- und Handelsströmung, wie sie bis dahin noch nicht dagewesen, immer mehr zu Tage. Das britische Gouvernement sah sich hierdurch veranlaßt, den Niederlassungen in Indien besondere Fürsorge zuzuwenden. Ihre Admirale und Offiziere wurden angewiesen, der Ostindischen Compagnie wirksamen Beistand zu leisten, wo es sich darum handelte, die britischen Interessen zu vertreten oder den Einfluß Englands im Süden und Osten Asiens zu mehren. Indessen zeigte sich diese Unterstützung nicht selten von höchst zweifelhaftem Werthe, indem sie wiederholt zu verdrießlichen und bedenklichen Störungen in Folge der Eifersüchteleien zwischen den Bediensteten der Regierung und den Beamten der Compagnie führte. Gefahrdrohende Zerwürfnisse entstanden bisweilen gerade zu einer Zeit, zu welcher einmüthiges Handeln durchaus nöthig schien. Denn die alte Rivalität zwischen Engländern und Franzosen führte auch im Osten zu empfindlichen Störungen für den in ganz außerordentlichem Aufschwung begriffenen Handel nach dem fernen Wunderlande.



Aurengzeb, umgeben von den Würdenträgern seines Hofes. (Im Hintergrund der Pfau des Pfauenthrons.)
Nach indischen Vorlagen.

Die Vertreter des Ostindia-Hauses hatten es sich bisher angelegen sein lassen, sich die Gunst des Oberherrn des indischen Reiches zu erhalten. In den Streitigkeiten zuerst der Portugiesen, später der Holländer mit den einheimischen Fürsten, sowie mit den benachbarten Persern, befanden sich die Engländer meist auf Seiten der Asiaten. In Folge der Uebergriffe des kaiserlichen Subahdars von Bengalen kam es jedoch im Jahre 1686 während der Regierung Aurengzeb's zu ernsten Zerwürfnissen zwischen der Ostindischen Compagnie und dem Großmogul. Sie endigten mit Eroberung und Plünderung der Faktoreien von Patna, Kossimbazar, sowie mit der Einnahme von Surate und Masulipatam zum großen Nachtheil der Compagnie. Eine Zeitlang dachte der Beherrscher Indiens ernstlich daran, die Engländer aus der Halbinsel ganz zu vertreiben; nur nach fußfälliger Abbitte und anderen Demüthigungen, sowie nach Dreingabe ansehnlicher Geschenke, ließ sich der Erzürnte bewegen, der Compagnie wieder Frieden und Duldung sowie die Wiederherstellung ihrer Faktoreien zu bewilligen. Die Franzosen waren eifrig bemüht, aus diesen Vorfällen Nutzen zu ziehen, indem sie Ponditschery, ihre Niederlassung zwischen Madras und Fort Sanct David, wohl befestigten.

Unter Aurengzeb's Nachfolger erstarkte das gute Verhältniß zwischen den Engländern und dem Hofe zu Delhi wieder. Der Großmogul verstattete den Behörden von Fort William den zollfreien Durchzug der Waaren im Gebiete von Bengalen, ein Recht, welches jedoch die Subahdars oder Lehnsfürsten dieser Provinz zum Theil hinfällig zu machen versuchten, indem sie zeitweilig verboten, mit den Agenten der englischen Niederlassung zu verkehren.

Noch zu Anfange des XVIII. Jahrhunderts thronte in seinen Residenzen zu Delhi und Agra, umgeben von Pracht und Herrlichkeit, der Oberherr des indischen Reiches. Unaufhörliche Familienstreitigkeiten, Bruderkriege, Verwandtenmorde, die verderblichen Buhl- und Ministerwirthschaften brachten indessen das Mogulreich binnen wenigen Jahrzenten an den Abgrund des Verderbens. Wilde Völkerschaften stiegen nach dem Tode Aurengzeb's (1707) durch die westlichen Pässe herab und ergossen sich über das schirmlose Hindustan.. Den steigenden Verfall benutzten die Omra's, Subahs oder Subahdars, Nabobs, Zemindars, Radschah's, und wie die zahlreichen Würdenträger, Statthalter und Zinspflichtige des Großmoguls alle geheißen haben mögen, dazu, sich unabhängig und ihre Herrschaft erblich zu machen. So entstanden südöstlich von Delhi das Vizekönigthum von Bengalen, mit den Dependenzen von Orissa, Behar, sowie die Herrschaft des Radschah von Benares; westwärts das Reich des Nabob-Wesier von Audh, welcher gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts anfing, lüsterne Blicke bald nach Allahabad, bald nach Rohilkund zu werfen, jenen aufstrebenden Staaten, wo kräftige Afghanenhäuptlinge zur Herrschaft gelangt waren.

Von Westen nach Osten und Süden hatten sich die kriegerischen Maratten von Meer zu Meer ausgebreitet, die unaufhörlich den Kaisersitz von Delhi bedrohten und das reiche Vizekönigthum Dekan — die Staaten des Nizam — ausplünderten. Die entfernteren Afghanen-Fürstenthümer, die Staaten der Sikhs, eine Sekte Religionseiferer, die kriegerischen Radschputanen, achteten so wenig den Willen des Großherrn, als im Süden die Nabobs von Karnatik und Bedschapur, Vasallen des Nizam, wiewol Alle die Autorität des Großmogul nominell anerkannten, just ungefähr so, wie die Kurfürsten des weiland heiligen römischen Reiches deutscher Nation die römisch-apostolische Majestät der deutschen Kaiser. In der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts überwog, wie bereits erwähnt, der französische Einfluß in Indien noch den der Engländer bei Weitem; dagegen war das Ansehen der Holländer längst im Abnehmen. Die wichtigste Niederlassung der Engländer, Madras, befand sich in außerordentlicher Blüte, ebenso Bombay; Kalkutta's Emporsteigen fällt in eine spätere Epoche.

Die überraschende Entwickelung von Madras, womit Ponditschery keineswegs Schritt zu halten vermochte, führte fortwährend zu neuem Streit, Haber und Eifersüchteleien zwischen den französischen und englischen Handelsgesellschaften. Doch erst als Frankreich an dem hochstrebenden Dupleix einen eben so gewandten als thatkräftigen Vertreter seiner Interessen im indischen Orient gewonnen, umzog sich eine Zeitlang der bis dahin meist im Sonnenschein des Gedeihens erstrahlende Himmel der indo-britischen Handelsgesellschaft mit schwarzem Gewölk, wie wir in unserm nächsten Abschnitt des Weiteren erfahren werden.

Die größte Demüthigung widerfuhr dem Großmogul Mohammed Schah, als Nadir, der kriegerische König von Persien, herbeigerufen von dem durch kaiserliche Günstlinge verletzten Nizam ul Mulk, dem Statthalter des Dekan, in das altersschwache indische Reich verwüstend einfiel, die kaiserliche Residenz Delhi in Folge eines Aufstandes der Hindu-Bevölkerung plündern und Hunderttausende ihrer Bewohner abschlachten ließ. Erst nach Abtretung aller Länder jenseit des Indus verließ der persische Eroberer die zerstörte kaiserliche Residenz und das verheerte Hindustan, ungeheure Beute mit sich fortschleppend, darunter den prächtigen Pfauenthron, von welchem die herrlichsten Juwelen Golkonda's niederstrahlten und dessen Herstellung 6½ Millionen £. gekostet haben soll, sowie den unschätzbaren Diamanten Koh-i-nor, den „Berg des Lichtes", der sich heute unter den Kronjuwelen im Tower zu London befindet.

Seit dem Einfall der Perser betrachtete sich der Nizam als erblicher Souverän des Dekan und auch in Bengalen gelangten Usurpatoren zu thatsächlicher Unabhängigkeit. Dazwischenhinein brachen von Zeit zu Zeit in Hindustan sowie in die Staaten des Nizam Maratten-Häuptlinge ein, die man, um sie abzuhalten, auf Schah Nadir's Seite zu treten, hinsichtlich des zugesagten Tributs an den Lehnsträger des Dekan gewiesen.

Jahrzehnte lang beunruhigten diese gefürchteten Horden den Kaisersitz und die Staaten zwischen dem Indus und Ganges. Am ärgsten hausten sie im Jahre 1761 in der kurz vorher durch Afghanenheere schwer heimgesuchten Residenz des Großmoguls. Sie standen im Begriff, einen ihrer Häuptlinge zum Beherrscher Indiens auszurufen, als sich die bedrohten Machthaber im Norden ermannten und Ahmed Schah den Gefürchteten mit 40,000 Afghanen- und Perser-Söldnern, 13,000 Reitern sowie 38,000 Mann einheimischen Fußvolkes nebst 30 Geschützen entgegenrückte. Sedascheo Rao, der Oberbefehlshaber der Maratten, blieb auf dem Platze und die Niederlage der Maratten würde sich zu einer noch empfindlicheren gestaltet haben, wenn der Sieg ausgenutzt worden wäre. Dies geschah jedoch nicht und der errungene Erfolg verscheuchte die Schaaren der unruhigen Bergvölker, wie man weiterhin noch erfahren wird, nur auf kurze Zeit aus den Ebenen Hindustans.

Die Streitigkeiten und Kämpfe im Innern des Reiches hörten eigentlich niemals auf, ja die Unbotmäßigkeit der hohen Würdenträger ging so weit, daß der gewaltthätige Ghazi-Eddin, Schah Ahmed's Wesier, es wagen konnte, seinen Herrn zuerst blenden und später ermorden zu lassen, weil dieser sich Kabalen gegen den allmächtigen Minister zugänglich erwiesen. Noch gräulicher begegnete zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Emporkömmling dem Nachfolger des Ebengenannten. Als damals die Engländer Delhi in Besitz nahmen, trafen sie den altersschwachen, zu einer Puppe der Maratten herabgesunkenen Schah Alum im Hofe des öden Kaisersitzes in unsagbar elendem Zustande, ihrer harrend, hülflos verlassen, arm, mißhandelt und gleichfalls seines Augenlichtes beraubt. Gholam Kadir, ein ehemaliger Günstling, hatte an dem bedauernswerthen Fürsten, seinem Wohlthäter, diese Schandthat verübt.

In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts hatte sich im Süden von Indien ein Kriegsheld tapfern Schlages, Hyder Ali Khan, bemerkbar ge-

macht. Ernstlich bemüht, seine usurpirte Herrschaft über Mysore weiter und weiter auszudehnen, blieb ein Zusammenstoß mit den Engländern zuletzt unvermeidlich. Die mehrjährigen Kämpfe der Briten mit dem „Löwen von Mysore" fallen in die Verwaltungsperiode von Warren Hastings und kommen wir dort darauf zurück.

Von dem Gesichtspunkt des stetigen Verfalles von Indien, fortwährend zunehmenden Nothstandes und Elendes, erschienen die englischen Eindringlinge, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts es unternahmen, zuerst in die machtlosen Staatenbildungen der vorderindischen Halbinsel wieder einigen Zusammenhang zu bringen und bald nachher Indien zu einem geordneten Reiche unter einer Herrschaft umzugestalten, in der That als Wohlthäter des alten Wunderlandes.

Unter allen Eroberungen der Compagnie steht die Einverleibung der letzten Reste des Großmogul-Reiches in Folge des zu Anfang dieses Jahrhunderts durch die Eifersucht einiger unruhigen Maratten-Häuptlinge angefachten Krieges obenan. Ausgedehnte Provinzen, mit Einschluß von Agra, vergrößerten den Besitzstand der Ostindischen Compagnie. Am 11. September 1803 wurde Schah Dschehans vielbewunderter, mit kostbaren Edelsteinen geschmückter Pfauenthron zerschlagen und die prächtigen Paläste Delhi's in Besitz genommen, über deren Thoren die Worte standen: „Wenn es je ein Paradies auf Erden giebt, so ist es hier, — so ist es hier, — so ist es hier!"

Im Grunde war schon seit dem Jahre 1764 der Oberherr Indiens, dessen Gewalt damals kaum weiter reichte, als etliche Meilen östlich von Delhi und westlich etwa bis nach Lahore, Audh und Agra, nicht viel mehr als ein Pensionär der Ostindischen Compagnie, der Erbin der Macht des Hauses Babur's. Unter seinem Namen und seiner Schein-Autorität beherrschten englische Statthalter das Mogulreich bereits geraume Zeit und Männer, wie die Lords Cornwallis, Mornington (Marquis Wellesley), Minto, Hastings (Lord Moira), Hardinge, Dalhousie, befestigten die britische Macht von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, bis dann in unseren Tagen der letzte Abkömmling Babur's, Akbar II., in Folge des Sepoy-Aufstandes des geringen Restes ehemaligen Ansehens völlig verlustig ging.

Nach Zusammensturz der französischen Macht in Indien waren in den letzten Jahrzehnten des XVIII. Jahrhunderts der Ostindischen Gesellschaft nur in den Sultanen von Mysore, dem tapferen Hyder-Ali und dessen Sohn Tippo-Sahib, der des Vaters ganzen Haß gegen die fremden Machthaber geerbt, furchtbare Gegner in den Weg getreten. Die Einnahme von Seringapatam brachte die Entscheidung. Nach dem hierbei erfolgten Tode Tippo-Sahib's fielen dessen Staaten gleichfalls als eine Beute den siegreichen Engländern anheim. Von dieser Zeit an wurde dem indobritischen Reiche durch Eroberung, Abtretung oder Vertrag Provinz auf Provinz hinzugefügt, bis die ganze Halbinsel Vorderindiens der Ostindischen Compagnie gehörte, oder die Oberherrlichkeit der letzteren anerkannte. Die Eroberungen der Engländer erstreckten sich im Westen über den Indus hinaus und im Osten bis zu den Grenzen des Birmanischen Reiches. Dem letzteren wurden im Kriege von 1826 Assam, Arakan, sowie der Küstenstrich südlich von Martaban an der Bai von Bengalen, später im Jahre 1853 die Provinz Pegu entrissen.

In Folge des wechselreichen Krieges mit Afghanistan, der vier Jahre, von 1839 bis 1842, währte, erschien es den Briten unerläßlich, die Schifffahrt auf dem Indus zu beherrschen. Lord Ellenborough, der damalige General-Gouverneur von Indien, machte nicht lange Federlesens und nahm das Territorium von Sindh in Besitz. Im benachbarten Gebiete von Pendschab fanden noch folgewichtigere Ereignisse statt. Thronstreitigkeiten und Zerwürfnisse mit mehreren der vornehmsten Häuptlinge der kriegerischen Sikhs führten in den Jahren 1845 und 1849 zu Kriegen, welche mit der unbedingten Unterwerfung jener unruhigen Machthaber, sowie mit der Einverleibung des ganzen Fünfstromlandes in das indobritische Reich endigte, welches, wie wir wissen, Mitte dieses Jahrzehnts gegen 1½ Million englische Quadratmeilen mit gegen 200 Millionen Einwohnern umfaßte.

Um solch' ein ausgedehntes Gebiet zu beherrschen, war man genöthigt, außer der regulären, in Europa rekrutirten Armee (welche gegenwärtig etwa 70,000 Mann stark ist), eingeborene Lokal-Truppen zu unterhalten. In den dreißiger und Anfangs der vierziger Jahre waren dieselben 200,000 Mann stark, in den darauf folgenden zehn Jahren jedoch um 120,000 vermehrt, später indessen wieder verringert worden. Kriegsgeübte Männer gab es in Folge dessen in allen Theilen Indiens. Unter diesen Umständen nahmen Verschwörungen in dem bei weitem zahlreicheren Heere der eingeborenen Truppen, den „Sepoys", einen furchtbaren Charakter an. Dieselben hatten den Zweck, alle Europäer zu vertreiben oder zu ermorden und auf die alten Fürstensitze wieder eingeborene Radschahs, Sahibs und Nabobs zurückzuführen. Als Urheber des Komplots galten besonders jene 25,000 Bekenner der Brahma-Religion, die man nach und nach unter die Sepoys aufgenommen hatte und welche nun unter dem Vorwande rebellirten, man zwinge sie, Patronen zu gebrauchen, deren Papier mit Thierfett getränkt sei, durch dessen Berührung der rechtgläubige Hindu seine Kaste verliere.

Um die Bedeutung dieser Beschwerde zu würdigen, müssen wir uns erinnern, daß der vorwiegende Theil der indischen Bevölkerung mit ihrem eigenthümlichen, vorurtheilsreichen Kastenwesen dem alten Brahmaglauben eifrig zugethan sind.—Nachdem die Mohammedaner im X. Jahrhundert, in ihrem unwiderstehlichen Siegeslauf nach Westen und Osten, auch gen Indien vorgedrungen waren, fand neben der inzwischen heimisch gewordenen buddhaistischen Religion, welcher zwei Drittheile aller Völker angehören, auch die mohammedanische Eingang. In Folge der Duldsamkeit der afghanischen und mongolischen Dynasten verbreiteten sich die Lehren des Propheten nicht in demselben Umfange, wie in anderen Gebieten, wie z. B. in Vorder- und Mittelasien. Wiewol nicht ein Zehntel der Inder den Propheten anrufen, so bekennt sich doch der bei weitem thatkräftigste Theil der Bevölkerung zum Islam. Die Mohammedaner in dem damals nicht 200,000 Mann starken Heere blieben zum größten Theile ihrem Eide treu, als während des Jahres 1857 die Hindu-Bevölkerung oder vielmehr der aus derselben hervorgegangene Theil der einheimischen Truppen in den nördlichen Provinzen des alten Mogulreiches die Fahne des Aufruhrs aufpflanzte und das britische Joch abzuschütteln suchte.

Der Zeitpunkt der Verschwörung schien nicht übel gewählt. Beim Aus-

bruch derselben soll die verfügbare reguläre Armee nicht stärker als 40,000 Mann gewesen sein. Dazu war England damals gerade mit Persien und China in Krieg verwickelt; die im Dienst befindlichen Offiziere, theils zu alt, theils noch zu unerfahren, hatten sich gleich der Regierung in solche Sicherheit eingewiegt, daß man nicht die mindeste Gefahr ahnte. Außerdem begünstigte ein Umstand die Rädelsführer unter den Verschworenen. Es bereitete denselben wenig Mühe, in den zuströmenden Haufen ehemaliger Soldaten andauernde Begeisterung zu erwecken, indem sie sich auf eine Prophezeiung beriefen, der zu Folge das Reich der Engländer in Indien gerade ein Jahrhundert dauern sollte. Es waren gerade hundert Jahre dahin, seitdem die Ostindische Compagnie durch die Schlacht bei Plassey Oberherrin von Indien geworden.

Aber, Dank der geistigen Ueberlegenheit und Kaltblütigkeit zuverlässiger, schleunigst nach dem Kriegsschauplatz gesandter englischer Heerführer, sowie der unerschütterlichen Tapferkeit der britischen regulären Truppen, wurde auch diese neueste und für die politische und militärische Stellung Großbritanniens gefahrdrohendste Krise, die bedenklichste in Indien seit Lord Clive und Warren Hastings, siegreich überwunden.

5.

Als im Jahre 1773 sich die Einnahmen der damals schon zur Staatsmacht emporgestiegenen Ostindischen Compagnie zur Bestreitung ihrer Verwaltungs- und Regierungsunkosten nicht ausreichend erwiesen, war der in großen Nöthen sich befindlichen Gesellschaft auf eine an das Parlament gerichtete dringende Bitte um Aushülfe ein Darlehen von 1,400,000 £. auf vier Jahre zugestanden, aber bei der wachsenden Bedeutung der Compagnie doch für rathsam erachtet worden, diese Gelegenheit zu benutzen, um ihre Finanzverhältnisse und Machtbefugnisse durch gewisse Beschränkungen neu zu regeln.

Hiernach sollte, so lange die Compagnie mit obigem Betrage der Regierung verpflichtet sei, die Jahresabgabe von 400,000 £. an die Regierung unterbleiben. Während dieser Zeit durfte jedoch eine höhere Dividende als 6 % nicht und 7 % erst dann bewilligt werden, wenn die fundirte indische Schuld wieder auf 1,500,000 Pfd. St. herabgebracht worden. Das Parlament bestimmte ferner, daß von nun an die Krone einen General-Gouverneur für die gesammten indo-britischen Besitzungen ernennen sollte. Kalkutta war diesem obersten Regierungschef, der zugleich der Präsidentschaft von Bengalen als Gouverneur vorzustehen hatte, als Residenz angewiesen. Der Erste, welcher die Würde eines General-Statthalters von Indien — wie bestimmt worden, auf die Zeit von fünf Jahren — bekleidete, ist Warren Hastings gewesen. Unter der Verwaltung dieses thatkräftigen Statthalters nahm die durch Lord Robert Clive begonnene Gründung des indischen Reiches einen so gedeihlichen Fortgang, daß sich die Glanzperiode der englischen Machtentfaltung in Indien an die Namen dieser beiden hervorragenden Staatsmänner knüpft, deren Thätigkeit auf den indischen Comptoiren der Compagnie begann und deren Lebensschicksale und außerordentliche Leistungen in den folgenden Abschnitten vorgeführt werden.



Sir Charles Napier im Lager des Sepoy-Heeres.

Lokaltruppen (Reiterei). Sikhs-Artillerie. Sepoys. — Staatselephant.

Durch die kaum erwähnte Regulirungsakte von 1773 wurde zugleich ein oberster Gerichtshof in Kalkutta, der Hauptstadt der Präsidentschaft Bengalen, eingesetzt, dessen Richter ebenfalls von der Krone ernannt wurden. Auch waren von nun an die Direktoren verpflichtet, der Regierung zu jeder Zeit ihren offiziellen Briefwechsel über Territorial-Angelegenheiten vorzulegen und halbjährliche Nachweise über ihren Gewinn und Verlust, sowie über die Höhe ihrer Schuld, in England zu veröffentlichen. Endlich wurden die Wahlen der Direktoren geregelt, die Privilegien und Rechte der Compagnie von Neuem bestätigt und bestimmt, daß fortan deren Freibrief durch Parlamentsakte gewöhnlich von drei zu drei Jahren erneuert werden sollte.

Nachdem die englische Herrschaft in Indien durch den energischen Warren Hastings befestigt worden, bestand die Hauptaufgabe der Regierung des Mutterlandes darin, dieselbe zweckdienlich zu erweitern und dauernd zu machen. Das konnte nicht von einer Gesellschaft von Kaufleuten erwartet werden, und es erscheint daher ganz natürlich, daß die Machtfülle der Compagnie immer größere Einschränkungen zu Gunsten der obersten Regierungsgewalt erleiden mußte.

Ein neuer Abschnitt in der Geschichte des britischen Indiens beginnt mit jener wichtigen Maßregel, wodurch Parlament und Regierung von England die Ostindische Compagnie eines beträchtlichen Theiles ihrer Rechte und Privilegien entkleideten. Der erste entscheidende Schritt hierzu geschah im Jahre 1783 nach jenen denkwürdigen Debatten im Parlament, als deren Ergebniß die Einrichtung des Board of Control oder des Kontrolhofes für Indien anzusehen ist (1784). Der daraufhin gerichtete erste Gesetzesvorschlag führte den Sturz des Ministeriums Fox herbei und hatte, später von Pitt als Premierminister eingebracht, die Auflösung des Parlaments zur Folge. Endlich ging er aber in dem neugewählten Hause in neuer Fassung als Gesetz durch.

Von nun an hatten die einheimischen indischen Machthaber es nicht mehr nur mit den oft ungenügenden Mitteln einer Gesellschaft von Kaufleuten und deren Agenten, sondern mit der ganzen Macht des britischen Reiches zu thun. Damit kam in alle politischen Beziehungen sowie in die Durchführung der Gesetze größere Entschiedenheit. Gerechtigkeit und Ehrenhaftigkeit waren weniger preisgegeben, seitdem die heimische Regierung es in der Hand hatte, der Habgier der Compagniebeamten ein Ziel zu setzen.

Dieses Statut aus dem 24. Regierungsjahre Georg's III. ermächtigte die Krone, sechs Geheimräthe als Kommissare für die indischen Angelegenheiten zu ernennen, behufs Leitung und Ueberwachung aller Akte und Vorgänge, die in irgend einer Weise mit der Civil- und Militärverwaltung sowie mit den Revenuen der britischen Besitzungen in Ostindien in Verbindung standen. Zu den Mitgliedern des Kontrolhofes gehörten einer der Staatssekretäre des Ministeriums sowie der Kanzler der Schatzkammer. Die Regierung ernannte vermittelst der neuen obersten Behörde für Indien, der ein Präsident vorstand, den General-Gouverneur sowie die Richter der obersten Gerichtshöfe zu Kalkutta. Die Statthalter der untergeordneten Präsidentschaften dagegen, sowie die einzelnen Mitglieder des Rathes, wurden durch die Direktoren bestellt, wobei jedoch dem Kontrolhof und somit der Regierung das Recht der Bestätigung verblieb.

Den Oberbefehlshaber der königlichen Truppen in Indien ernannte die Krone ebenfalls. Derselbe führte zugleich das Oberkommando über die eingeborenen Truppen der Compagnie, die Sepoys, im Auftrag des Ostindia-Hauses. Auf diese Weise sahen die Direktoren ihre Regierungsgewalt in allen Haupttheilen wesentlich beschränkt, und mit Ausnahme untergeordneter Verfügungen konnten sie ohne Zustimmung der Regierung kaum noch etwas Wesentliches durchsetzen. Die Kosten für den Kontrolhof wurden aus den Einkünften der Compagnie bestritten. Der Präsident bezog jährlich 3500 £., jeder der beiden Sekretäre 1500 £.; alle drei Posten wurden als politische Stellungen betrachtet, deren Träger Sitze im Parlamente einnahmen und mit den Ministern wechselten. Seit 1811 hatte der Präsident einen Sitz im Kabinet, d. h. er war Minister.

Das Handelsmonopol der Compagnie dauerte unbeschränkt bis zum Jahre 1813 fort, bis zu welcher Zeit die Gesellschaft gegen 185 Millionen £. gewonnen hatte. Denen, welche sich vielleicht darüber wundern, daß in England oft so lange Zeit hindurch viele Millionen in einer Hand verbleiben, mag diese der Geschichte des Ostindia-Hauses entlehnte Thatsache lehrreiche Auskunft bieten. Von oben genanntem Zeitpunkte an wurde das ausschließliche Handelsprivileg nicht wieder erneuert, der allgemeine Handel aber nur unter solchen Beschränkungen frei gegeben, daß andere Kaufleute oder selbst ganze Gesellschaften aus dieser Verstattung geringen Nutzen ziehen konnten. Denn der gesammte Verkehr nach China, namentlich der wichtige Theehandel, blieb immer noch beinahe ausschließlich der Compagnie vorbehalten. Im Jahre 1833, als der damals wieder abgelaufene Freibrief auf weitere 20 Jahre erneuert ward, gingen neue wichtige Veränderungen in der Verfassung der Compagnie vor sich. Letztere behielt zwar die Regierung über ihr großes Reich, hörte indessen auf, Handels-Gesellschaft zu sein. Der Verkehr nach dem Osten von Asien, vornehmlich der wichtiger gewordene Handel nach China, ward thatsächlich erst jetzt seiner Fesseln entledigt. Wenn man die Herrschaft über die indischen Besitzungen nicht sofort der Krone überließ, geschah es, weil man Anstand nahm, so mit einem Male die Macht der Minister zu verstärken. Um in dieser Beziehung klar zu sehen, müssen wir einen Einblick in die bisher bestandene Verfassung der Regierung von Indien zu gewinnen suchen.

Die indische Regierung (Government of India) zerfiel in zwei große Abtheilungen. Die erste Hauptabtheilung, the Company's Home-government, besorgte die Regierungs-Angelegenheiten in London und residirte im Ostindia-Hause in der Leadenhall-Street; die zweite Hauptabtheilung führt den Namen India-government und hatte gleich dem General-Gouverneur von Indien, der ex officio zu gleicher Zeit Gouverneur der Präsidentschaft von Bengalen war, ihren Sitz zu Kalkutta. Das Home-government, welches bis zu Pitt's vielgenannter India-Bill die Leitung über die indischen Besitzungen führte, bestand aus dem Kontrolhof, dessen Machtbefugnisse bereits näher bezeichnet worden sind, dann aus dem Hofe der Eigenthümer und dem Hofe der Direktoren.

Den Hof der Eigenthümer (Court of proprietors) bildeten die Aktio-

näre der Compagnie, deren Wahlrecht seit 1783 von einem Aktienbesitz von 1000 £. abhängig war und dann zu einer Stimme berechtigte; 3000 £. gewährten zwei Stimmen, 6000 £. drei und 10,000 £. und mehr vier. Der Hof der Eigenthümer hatte zwar das Recht, die Direktoren zu ernennen, aber nicht, den Hof derselben zu kontroliren, nachdem deren Anordnungen durch den Kontrolhof gebilligt worden.

Der Hof der Direktoren (Court of directors) bestand aus 24 Eigenthümern, von denen jeder einen Aktienbesitz von 2000 £. aufweisen mußte; zur Abhaltung einer rechtsverbindlichen Versammlung gehörten 13 den Hof bildende Direktoren, die unter sich einen Vorsitzenden und dessen Stellvertreter erwählten.

Der Hof der Direktoren vertheilte seine mannichfachen Arbeiten anfänglich unter zehn, dann unter drei Bureaux, welche sämmtliche Eingänge und Vorkommnisse, ehe sie der Gesammtheit des Hofes zur Beschlußfassung vorgelegt wurden, zu prüfen hatten. Diese Ausschüsse zerfielen in ein Comité für Finanz- und innere Angelegenheiten, in das politisch-militärische Bureau und in das Comité für Rechtspflege, Streitigkeiten und Gesetzgebung. Die eigentliche und einzige Gewalt, die der Direktorenhof noch besaß, übte ein geheimer Ausschuß von drei Mitgliedern, welcher zu Beschleunigung der Geschäfte des Hofes bestellt worden.

Eine Menge Angestellter war in den verschiedenen Departements des Ostindia-Hauses thätig. Man schätzte ihre Zahl, einschließlich der in den Erziehungsanstalten und dem Rekrutirungswesen Beschäftigten, auf fünfhundert. — Die Compagnie unterhielt zu Hayleybury bei Hertford eine Erziehungsanstalt zur Heranbildung von jungen Leuten, welche dereinst in ihrem Civildienst ihr Fortkommen suchen wollten. Sie wurden daselbst nicht allein in den indischen Sprachen (Sanskritsprache oder Gaur, im Ganzen sechs verschiedenen) sowie in der tamulischen Sprache der Urbewohner, sondern auch in den Rechtsanschauungen des Landes unterrichtet. Weiterhin gab es ein militärisches Erziehungsinstitut (military-seminary) zu Addiscombe bei Croydon, welches zahlreiche Artillerie- und Ingenieur-Offiziere für Indien gebildet hat.

Der zweiten Haupt-Abtheilung der Regierung Indiens, die ihren Sitz in Kalkutta hatte und welcher die Leitung und Aufsicht über die Civil- und Militär-Regierung sowie über das Finanzwesen Indiens oblag, stand, wie wir wissen, ein von der Regierung ernannter General-Statthalter, mit einem aus vier Mitgliedern bestehenden Regierungsrathe, vor. Der General-Gouverneur übte das Recht aus, die in den indischen Besitzungen in Kraft bestehenden Gesetze und Anordnungen zum Vollzug zu bringen, zu widerrufen oder zu ändern, ausgenommen die Prärogative der Krone, die Autorität des Parlamentes und die Konstitution oder Rechte der Compagnie.

Die indischen Besitzungen wurden von drei Präsidentschaften verwaltet, von der zu Bengalen mit der Hauptstadt Kalkutta, der zu Madras und endlich von einer dritten, der zu Bombay. Jedem Gouverneur dieser drei Präsidentschaften stand ein Rath aus einem Präsidenten und drei Räthen zur Seite. — Die englische Hochkirche sendet nach jeder Präsidentschaft einen Bischof; die zu Madras und Bombay stehen als Suffraganbischöfe unter dem Oberhirten von Kalkutta.



Gouvernements-Palast in Kalkutta.

Nach dem Statut aus dem dritten und vierten Regierungsjahre des Königs Wilhelm IV. waren zwar alle Territorien, Besitzungen und Einnahmen der Compagnie verblieben (mit Ausnahme ihres Anrechtes auf die Insel Sanct Helena), aber nur bis zum Jahr 1854, und wohl zu merken, unter Oberaufsicht und Verwaltung der Krone von Großbritannien. Auch wurde das ausschließliche Ansiedelungsrecht in Indien der Compagnie insofern beschränkt, als fortan jeder britische Unterthan unter gewissen Bedingungen in Ostindien Landbesitz erwerben durfte. Durch dasselbe Statut ging die Compagnie als Korporation ihrer ausschließlichen Sonderrechte in Bezug auf den Handel, insbesondere mit China, verlustig. Als Ersatz wurde der Kapitalstock der Compagnie von allen Schulden und Verbindlichkeiten befreit, die auf ihren Territorial-Einnahmen lasteten, und nur die Einnahmen mit Zahlung einer jährlichen Dividende von $10\frac{1}{2}$ % belegt, welche auf dem Kapitalstock ruhten. Zugleich traf die Regierung für die zukünftige Amortisation des letzteren Vorkehrungen, sowie für Bildung eines Garantiefonds wegen Entrichtung der Dividende.

Das Grundkapital der Compagnie, welches seit 1793 jährlich $10\frac{1}{2}$ % Interessen brachte, betrug zuletzt 6 Millionen £., nämlich:

Ursprüngliches Kapital	2,000,000 £.			
dazu unter Königin Anna	1,200,000 „			
„ Georg III. (1785)	800,000 „	zu 160 %		
„ „ (1788)	1,000,000 „	„ 170 %		
„ „ (1792)	1,000,000 „	„ 200 %		6,000,000 £.

Die Sicherung dieses Grundkapitals nebst dessen Verzinsung war als erste Hypothek auf die ostindischen Staatseinnahmen intabulirt worden; außerdem reservirte man ein Kapital von 2 Millionen £., dessen Zinsen zum Kapital geschlagen werden sollten, um nöthigen Falles im Jahre 1874 die Aktionäre durch eine Summe von circa 200 £. für jede Aktie von 100 £. abfinden zu können. —

Im Jahre 1835 vertheilte sich das Grundkapital von 6 Millionen £. unter 3579 Personen oder Eigenthümer, deren Anzahl jedoch fortwährend wechselt, da die Aktien aus einer Hand in die andere gehen.

In eben genanntem Jahre hatten nur 53 Eigenthümer die höchste Anzahl von vier Stimmen ausüben können, 53 führten drei Stimmen, 347 zwei und 1454 hatten eine Stimme, während 617 Personen wegen nicht genügender Aktienzahl und 220 Personen wegen zu kurzen Besitzes von dem Stimmrecht sich ausgeschlossen sahen. Im Jahre 1852 waren es im Ganzen nur noch 2583 Personen, welche stimmten, darunter 372 Frauen, 250 Offiziere, 86 Geistliche, 19 Aerzte, 20 Oberhaus- und nur 10 Unterhaus-Mitglieder. Die Aktien sind unter dem Namen India-Stocks an allen Börsen der Welt bekannt. Die schwebende Schuld der Compagnie, welche, als sogenannte India-Bonds in Abschnitten von 100, 200, 300, 500 und 1000 £. ausgegeben, halbjährlich (Ende März und September) al pari eingezogen werden können, trägt jetzt $4^1/_2$ %.

Die indische Schuldenmasse, für welche keineswegs die Compagnie allein verantwortlich gemacht werden darf, denn sie belief sich 1786 erst auf 6 Mill. £., war seit dem Kriege mit Tippo Sahib und den Maratten im Jahre 1810 bereits auf 29 Millionen und 1830 auf 45 Millionen angewachsen, in Folge von Eroberungs-Kriegen, deren Vertretung der englischen Regierung zufällt. Bis zum Jahre 1840 auf 34 Millionen herabgebracht, betrug sie doch im Jahre 1856/57 vor Ausbruch des großen Sepoy-Aufstandes wiederum 56 Millionen und nach Bewältigung desselben, im Jahre 1859, $86^1/_2$ Millionen, ungerechnet 6 bis 7 Millionen £. rückständiger Offiziersgagen und Pensionen. Zu dieser Gesammtsumme von $93^1/_2$ Mill. trat noch die jährliche feste Dividende für die Aktionäre im Betrage von 630,000 £., was, kapitalisirt, die ganze indische Schuld auf $105^1/_2$ Mill. £. stellt. Der indische Staatshaushalt bot vor Ausbruch des Krieges folgende Haupteinnahme-Posten: 1. Staatsländereien 19,080,000 £. — 2. Opium-Monopol 4,696,709 £. — 3. Salz 4,443,798 £. — 4. Diverse Posten, 3,000,000 £. — Im Ganzen also 31,220,507 £. Nach Wiederherstellung der Ruhe stiegen (im Jahre 1865) die Einnahmen auf $46^1/_2$ Mill. £.

Hiervon gehen vorweg ab die Kosten für die Steuererhebung im Betrage von etwa 4 Mill. £., sowie für Pensionen an indische Fürsten $6^1/_2$ Mill. £., so daß man nur $36^1/_2$ Mill. £. reine Einkünfte rechnen darf. Die ferneren Ausgaben betrugen, zunächst für Armee und Marine, für innere Verwaltung und Justiz, für öffentliche Arbeiten, für Verzinsung der Schuld und endlich für indische Ausgaben, in England zahlbar (letztere theils für die Dividende, theils für bezogene Kriegsbedürfnisse, Pensionen u. s. w.), etwa 30 Mill. £., so daß ein Ueberschuß von etwa 7 Mill. £. entfällt. Davon sind jedoch abzuziehen 1,395,377 £. an garantirten Zinsen für Eisenbahnen. Der verbliebene Rest soll zur Bestreitung öffentlicher Arbeiten dienen.

Die Unhaltbarkeit des bisherigen schwerfälligen Regierungs-Mechanismus, welcher einem Reiche von $1\frac{1}{2}$ Million englischer Quadratmeilen Leben und Bewegung verleihen sollte, war längst allen Wohlunterrichteten klar geworden. In erster Reihe einige Tausend „Eigenthümer", die so gut wie nichts zu sagen hatten und sich begnügten, von Indien regelmäßig ihre Renten zu beziehen; dann ein Direktorenhof, den nur zu zwei Dritteln die Aktionäre anscheinend ernannten, der sich jedoch eigentlich selber ergänzte und so lange im Amte blieb, als er Lust hatte; dieser wieder war in den wichtigsten Vorrechten eingeschränkt und alles Einflusses durch ein geheimes Comité so weit beraubt, daß er die tief eingreifendsten Vorgänge oft erst nach Jahr und Tag erfuhr, die Comités ihrerseits wieder ohne wirkliche Macht und meist nur widerwillige Diener des Kontrolhofes, der im Grunde seine ganze Befugniß in die Hände des Präsidenten gelegt sah; letzterer endlich wieder ohne die Berechtigung, einen Befehl direkt nach Indien ergehen zu lassen, hierbei vielmehr auf die dem Namen nach bestehende Regierung der Direktoren angewiesen, deren eigentliche Gewalt sich im Grunde auf Besetzung der untersten Stellen im Dienste der Compagnie beschränkte.

Dies Alles hatte man recht wohl erwogen und lange debattirt, als im Jahre 1854 der vorletzte Freibrief der Compagnie abgelaufen war. Damals fühlte man schon, was noth that. Aber eine durchgreifende Maßregel schien wenig Aussicht zu haben, im Parlament durchzugehen, und man begnügte sich deshalb, den Verwaltungs-Organismus zu vereinfachen. Die bisherigen 30 Direktoren verringerte man auf 18; von diesen wurden 12 durch die Aktionäre gewählt, 6 dagegen durch die Regierung ernannt, deren Einfluß auf Gestaltung der indischen Angelegenheiten sich hierdurch wesentlich erhöhte. Die Ernennung der Mitglieder des Regierungskonseils in Indien ging völlig auf die Krone über. Den Generalstatthalter entband man von der Verwaltung der Provinz Bengalen und übertrug dieselbe einem Vizestatthalter, so daß Ersterer sein Augenmerk der Förderung der gesammten Landesinteressen ausschließlicher zuwenden konnte. Außerdem errichtete man zwei Vizepräsidentschaften, eine für das Gebiet von Agra zu Allahabad, die andere zu Lahore, für die erworbenen wichtigen Gebiete am Indus. Endlich wurde eine Kommission zur Revision der indischen Gesetzbücher und ein gesetzgebender Rath, aus 12 Mitgliedern bestehend, niedergesetzt. — Das letzte Privilegium ward dem Ostindia-Hause nicht auf eine gewisse Reihe von Jahren ertheilt, vielmehr konnte es zu jeglicher Zeit modifizirt oder zurückgezogen werden. Jedoch auch die neue Regierungsmaschine war noch zu komplizirt. Indien — dies gaben alle Verständige zu — konnte nur von Indien aus regiert werden, von einem Vizekönig, im Auftrag des Souveräns von England und gemäß den Bestimmungen einer Parlaments-Akte. Und so ward es in der That, nachdem die erschütternde letzte Krise die Schwächen der bisherigen Regierungsweise bloßgelegt.

Nach Unterdrückung des Militär-Aufstandes ging die unmittelbare Regierung des indo-britischen Reiches im Jahre 1858 völlig in die Gewalt der Krone von Großbritannien über. Die vom Parlamente endlich nach harten Kämpfen genehmigte neueste India-Bill gab der indo-britischen Handels-Gesellschaft, welche für das Mutterland ein unermeßliches Kolonialreich gegründet hatte, den Todesstoß. Durch das eben genannte Gesetz sah sich die Ostindische Compagnie

alles direkten Einflusses auf die Regierungs-Angelegenheiten in Indien beraubt und auf gleiche Linie mit der Südsee-Gesellschaft herabgedrückt.

Als Königin Victoria von England die Regierung Indiens antrat, that sie es mit dem feierlichen Versprechen einer allgemeinen Amnestie, welche sich in weitester Ausdehnung auf Alle erstrecken sollte, die sich nicht gerade gemeiner Verbrechen schuldig gemacht hatten. Und dieser Versöhnungsakt trug wesentlich dazu bei, den noch glimmenden Funken der Empörung schneller, als man gedacht, erlöschen zu machen und die letzten Reste des Aufruhrs zu zerstreuen.

So haben sich die Engländer während anderthalb Jahrhunderten, seit Beginn ihrer im Grunde erst durch die Nachbarschaft der eifersüchtigen Franzosen in Karnatik hervorgerufenen Einmischung in die inneren Angelegenheiten Indiens, von einfachen Kaufleuten, welche nur wenige Plätze an den Küsten inne hatten, zu souveränen Gebietern über ein großes Reich emporgeschwungen. Vom Himalaya bis zum Kap Camorin giebt es keine einzige Provinz und keinen ehemals selbständig gewesenen Staat in diesem ungeheuren Besitzthum mehr, der gegenwärtig nicht Englands Oberhoheit unterworfen wäre. Ganz Bengalen und Bahar, Delhi, Rohilkund und Sindh, die Küste von Dekan und ein großer Theil des Nordens sind bereits seit geraumer Zeit mit vielen andern, mehr oder weniger wichtigen Gebieten dem indo-britischen Reiche einverleibt. Die zwei großen mohammedanischen Vasallen, der König von Audh und der Nizam, ferner die Radschahs von Nagpur und Radschputana, welche bis vor dem Aufstande von 1857 nur in militärischer Abhängigkeit von England standen, konnten in dem letzten Jahrzehnt dem allgemeinen Schicksal der übrigen eingeborenen Fürsten nicht entgehen. Wo einige derselben, wie in Mysore und Tandschore, bis zu einem gewissen Grade eine scheinbare Unabhängigkeit genossen, gönnte man ihnen doch nicht mehr als einen stattlichen Jahresgehalt, während in Wirklichkeit englische Beamte die Regierung ihrer Lande führten.

Die englische Hand lag in diesem Jahrhundert zu keiner Zeit hart auf dem ausgedehnten Gebiet des indo-britischen Reiches. Man könnte im Gegentheil behaupten, daß es in der ganzen Geschichte wenige Fälle gäbe, in welchen ein gleich ungeheures Reich mit so geringem Kraftaufwande erworben und mit verhältnißmäßig so seltenen Verletzungen der großen Grundsätze der Gerechtigkeit und Mäßigung zusammengebracht und gehalten worden sei. Faßt man die Kriege in's Auge, welche zur Bildung dieses Reiches haben geführt werden müssen, so waren sie meist vom harten Gebot der Nothwendigkeit diktirt. Manche begangene folgenschwere Irrthümer und Versündigungen sind im Laufe der Zeiten wieder gut gemacht worden. Auch mit Rücksicht auf die Religionsgebräuche und landesüblichen Sitten hat die britische Regierung stets Klugheit und Duldsamkeit bewiesen. Und so scheint denn die angelsächsische Rasse vor allen anderen Nationen mit der Fähigkeit ausgerüstet, Kolonien nach richtigen Grundsätzen zu errichten und fremde Völker zu regieren. Wer daran zweifelt, vergleiche nur mit den geringfügigen Leistungen der Franzosen in Canada und in Algier die bewundernswerthen Erfolge der englischen Herrschaft in Ostindien, sowie die Gewandtheit und Schnelligkeit, mit welcher heutzutage britische Kolonisten ihre Ansiedelungen auf den Südsee-Inseln immer weiter ausdehnen.



Ostindia-Docks.

Gleich der Ostindischen Gesellschaft selbst hat in den letzten Jahren auch das große Gebäude, welches im Mutterlande ihr Domizil darstellte, das Ostindia-Haus, eine gänzliche Umwandlung erfahren. Nach Auflösung der Ostindischen Gesellschaft im Jahre 1858 kam ihr großer Londoner Grundbesitz um die Summe von 155,000 £. (etwas über 1 Million Thaler) in die Hände mehrerer Privatleute, welche auf dem Grund und Boden des alten Compagnie-Gebäudes eine Reihe prachtvoller und moderner Bauten errichten ließen. In der Mitte des großartigen Hauptgebäudes befindet sich gegenwärtig ein hoher Bogengang, der nach der „Ostindischen Avenue“ führt.

Das vormalige Ostindia-Haus erschien in seiner ältesten Form eben so einfach und unscheinbar, wie die Compagnie selbst bei ihrer Gründung. Nichts im Aeußeren dieses Baues deutete auf die spätere weltgeschichtliche Bestimmung der Gesellschaft hin, die dort ihren Sitz hatte. Das ursprüngliche Ostindia-Haus, von Holz aufgeführt und mit reichem altmodischen Zierrath in Schnitzereien, gemäß dem Zeitalter der Königin Elisabeth, ausgeschmückt, befand sich in der Leadenhallstraße, wo wie in Cornhill die meisten und reichsten ostindischen Handelsherren wohnten. Das Gebäude war vormals von einem kolossalen Matrosen überragt, der zwischen zwei Delphinen auf das Gedränge der Straße niederschaut. Glücklich entging es der Wuth des großen Feuers im Jahre 1666, in dessen Flammenmeere zwei Drittheile von London, 1300 Häuser und 89 Kirchen, ihren Untergang fanden, nachdem kurz vorher eine Seuche binnen wenigen Sommermonaten hunderttausend Bewohner der Stadt in's Grab gestürzt hatte. Die bescheidene Behausung der Compagnie wurde später, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, in glänzendem Style durch Jupp erweitert und dem Umbau im Jahre 1799 eine prachtvolle Façade mit einem von sechs jonischen Säulen getragenen Giebel und Portikus hinzugefügt.

Im Innern des Ostindia-Hauses befanden sich außer zahlreichen Bureaux ein Museum indischer Seltenheiten, darunter eine Anzahl Götzenbilder, seltsamer Waffen, das Richtschwert aus dem Palast des Königs von Candy auf Ceylon und noch manche andere Raritäten; sodann eine interessante Sammlung indischer Münzen und endlich eine überaus werthvolle Sammlung indischer Bücher und Manuskripte. Im ersten Stockwerke befanden sich die Räume der Direktoren und der Comités, sowie der Sitzungssaal der Eigenthümer, mit Statuen von denjenigen Männern, die sich im Dienste der Compagnie hervorgethan haben.

Die Ostindia-Docks in Blackwall bei London, ursprünglich für die Ostindische Compagnie errichtet, sind seit Freigebung des Handels nach Indien in das Eigenthum der Compagnie der Westindia-Docks übergegangen. Am 4. März 1805 wurde der Grund zu denselben gelegt und am 4. August 1806 konnte man bereits die Bassins für Schiffe aller Größe eröffnen. An dem 700 Fuß langen Quai liegen die größten Ostindien-Fahrer, Schnellsegler und Dampfer flott, welche in anderen Docks wegen dort mangelnden Tiefgangs sich nicht über Wasser erheben können. — Die Fläche für die Import-Docks enthält 19 Morgen, die für die Export-Docks 10, das Bassin endlich 3, der ganze Umfang der Docks beträgt demnach 32 Morgen.

6.

Während Indien in älteren Zeiten durch die damalige Richtung des Waarenzuges, als Heimat der Gewürze und Kostbarkeiten, dem ganzen Welthandel seinen Weg vorzeichnete, hat das wunderbar begünstigte Land, seit seiner Besitzergreifung durch die Engländer und in Folge des Aufschwungs der europäischen Industrie überhaupt, jene ehemalige außerordentliche Bedeutung für den Gewürzbedarf verloren. Auch seine Baumwollen- wie kostbaren Seidengewebe sind, als der überwiegende Einfluß der französischen Haupt- und Weltmodestadt Paris eine ganze Reihe moderner europäischer Industrie-Zweige in's Leben rief, von den Märkten unseres Welttheiles immer mehr verdrängt worden. Statt dessen ist aber eine Anzahl anderer Produkte, meist Rohstoffe, in den Vordergrund getreten, die der europäische Gewerbfleiß massenhaft verbraucht, und in Folge dessen Indien zum zweiten Male auf eine der ersten Stufen des Weltverkehrs erhoben worden. Unter der Menge seiner wichtigen Naturerzeugnisse und Rohstoffe hat jedoch kein Artikel in neuester Zeit eine so rasche Steigerung aufzuweisen wie die indische Baumwolle. In Folge des großen vierjährigen Bürgerkrieges zwischen den Nord- und Südstaaten der amerikanischen Union fand eine von Jahr zu Jahr steigende Nachfrage in Bezug auf Baumwolle statt. Im Jahre 1864 belief sich die Roh-Baumwollen-Ausfuhr von Ostindien nach England auf 4,325,000 Centner, im Werthe von 31,432,000 £., während sie kurz vor dem Sepoy-Aufstande (1857) nur 2¼ Millionen Centner im Werthe von 5⅖ Millionen £. betrug. Nicht minder überraschend stellen sich die Zahlen bei der Rohwolle vom Indus und aus Beludschistan sowie von der Jute, dem mit dem Hanfe konkurrirenden Gewebestoffe. Früher wurden von ersterer 30,000 und im günstigsten Falle 100,000 Centner, im Jahre 1864 aber schon 250,000 Centner, von der Jute im Jahre 1863, für über 1½ Mill. £. gegen 409,000 £., im Jahre 1860 von Indien aus- und nach England eingeführt. Die indischen Theepflanzungen lieferten nach England statt 101,690 £. im Jahre 1860, im Jahre 1863 schon für 222,035 £. Ausbeute. Nachfolgende Ziffern legen die inzwischen vor sich gegangene Wandlung noch klarer dar.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts betrug die Gesammtausfuhr Indiens nach England durchschnittlich im Jahre 1 Million £., 50 Jahre später war sie auf 5 Millionen £. gestiegen und abermals 50 Jahre später, im Jahre 1850, bezog England aus Indien für 12⅔ Millionen £. Im Jahre 1860 auf 1861 betrugen die Werthe der Einfuhr und Ausfuhr über 89 Mill. £. Im Jahre 1863 erreichte allein die Einfuhr nach Indien die Summe von nahe an 20 Millionen £. Die Ausfuhr von Indien nach England hatte sich jedoch in Folge des Ausbleibens der amerikanischen Baumwolle bereits in demselben Jahre mehr als verdoppelt, und in Folge dessen überstieg 1863 der Werth des Silber- und Goldabflusses nach Indien denjenigen der Gesammtausfuhr um 19⅓ Mill. — Von 1830 — 1862, also in etwa 33 Jahren, gingen nach Indien, gemäß den Angaben des Obersten Sykes, ehemaligen Direktors des Ostindia-Hauses, 140 Millionen £. baar und es wurden außerdem für 350 Millionen £. Waaren importirt, während in den fünf Jahren 1860—1864 allein 254 Millionen £.

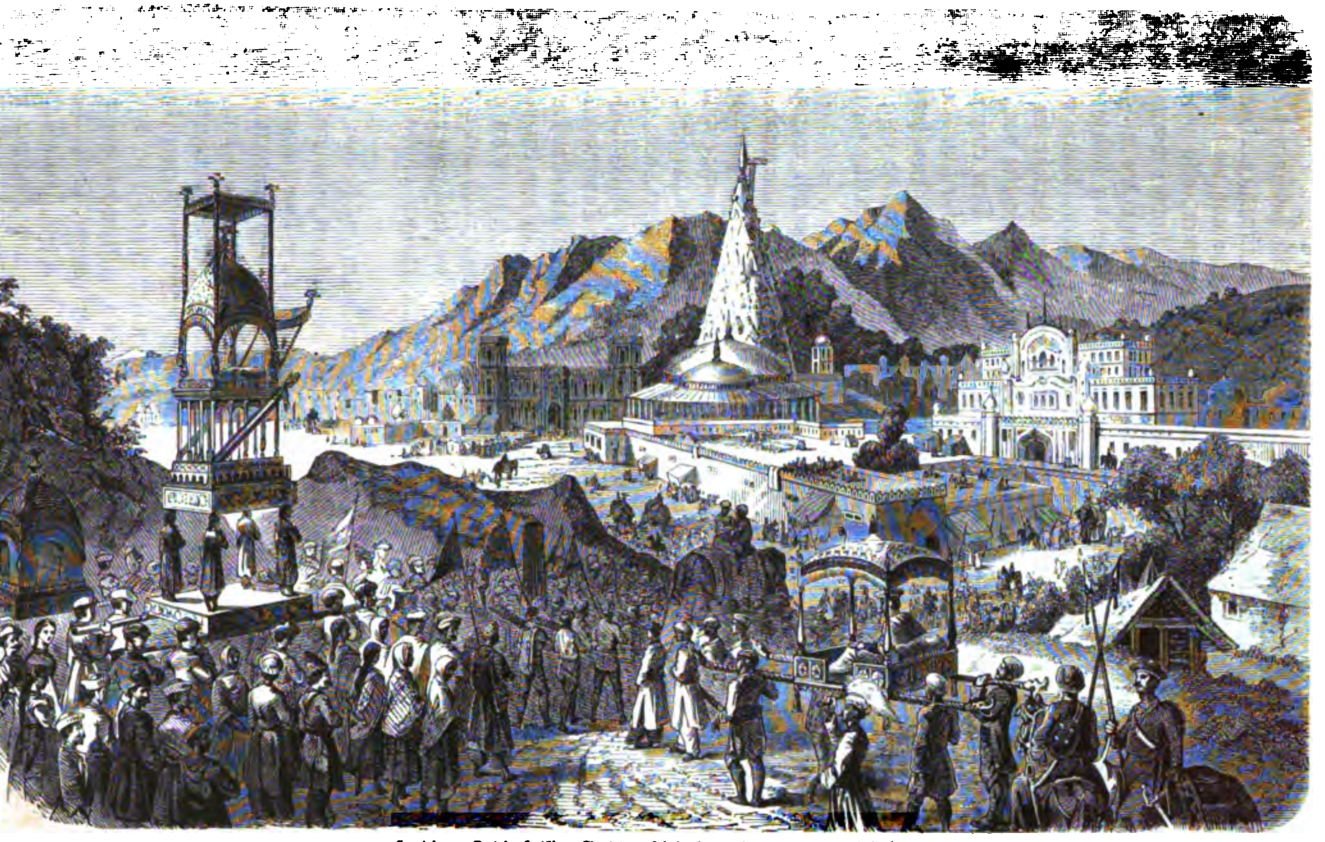
in Edelmetallen eingeführt wurden. Gleichwol bleibt es sehr fraglich, ob die Ursache der außerordentlichen Handelssteigerung, die Nachfrage wegen Baumwolle, auch nach wiederhergestelltem Frieden in Amerika sich andauernd zeigen wird.

Die Verarbeitung des Rohmaterials durch die indischen Eingeborenen wird meist von einer außerordentlichen Kunstfertigkeit in besonderen Branchen unterstützt. Denn wie die höchste Kaste, die **Brahmanen**, aus welcher die Priester, Gelehrten und Lehrer hervorgehen, von Geschlecht zu Geschlecht in der Regel dem Studium der heiligen Bücher und schließlich einem beschaulichen Leben sich hingiebt, der **Kschatria**, oder die Kaste des Wehrstandes darauf hingewiesen ist, die Waffen zu tragen, der **Waißja**, oder die Kaste des Nährstandes, nur dem Ackerbau, Handels- und Gewerbebetrieb obliegt, die **Zjudras** oder dienende Kaste sich nie über die Dienstbarkeit erheben kann, so geht auch jede einzelne industrielle Thätigkeit kastenmäßig vom Vater auf den Sohn über. Was die Jetztzeit Tüchtiges hervorbringt, hat schon das Geschlecht der Urahnen geleistet und wird das Geschlecht der Urenkel ebenfalls zu Stande bringen, so lange das Kastenwesen nicht gebrochen ist.



Hindu der höchsten Kaste.

Unter der bis zu 150 ansteigenden Zahl von Handwerken oder Sonderleistungen des indischen Gewerbfleißes stehen obenan: die Verfertiger der feinen Gewebe, Musseline, Brokate, Shawls u. s. w., die kunstfertigen Schnitzer in Elfenbein, Eben- und Sandelholz, ferner die Goldschmiede, deren silberne und goldene Ketten von besonderer Schönheit sind und vielfach gesucht werden. Berühmt sind die gesuchten Klingen aus Audh von Wutzstahl, sowie die künstliche Bildnerei an den vielbegehrten Schmuckgegenständen aus Kupfer, Messing und verschiedenen Metallkompositionen.



Hardwar, „die heilige Stadt“, Hindustans bedeutendster Meßplatz.

Den Handelsverkehr im Innern des Landes selbst betreiben die Baniahs oder die eigentlichen Kaufleute, sowie die Mohajans oder Geldvermittler. Obschon Beide in ihren Gemeinden ungefähr nur die bürgerliche Stellung von Schutzverwandten in unserem Sinne einnahmen, also weder Sitz noch Stimme in den Gemeindeversammlungen, noch das Recht haben, Grund und Boden zu erwerben, so gelten sie doch im gewöhnlichen Leben mit für die wichtigsten Personen eines Ortes. Insofern sie gegenüber der kastenmäßigen Arbeitstheilung die unentbehrlichen Zwischenhändler abgeben, könnte man sie die „geborenen Banquiers" für den gesammten inneren Verkehr im Lande nennen. Sie besorgen nicht allein alle Handels- und Geldgeschäfte von Ort zu Ort, sondern vermitteln auch die Zahlung der Abgaben. Dem eingeborenen Kaufmann wird alles Getreide geliefert, damit er es entweder für seine Rechnung kaufe oder für Rechnung des Landbebauers zu Markte führe, um sich nachher wieder mit jedem Einzelnen zu berechnen. Der Mahajan schießt vor und ist gewissermaßen der Kassenverwalter oder mindestens doch der Geldvermittler für sämmtliche Hausstände der Hindubevölkerung.

Im ganzen mittleren Asien wird der große Marktverkehr vorzugsweise durch Karawanen unterhalten. Jeder Rastort einer solchen verwandelt sich, in jedem Jahre wiederkehrend, in einen besuchten Meß- und Marktplatz. In ganz Hindustan findet kein größeres Götterfest ohne die gleichzeitige Abhaltung einer Handelsmesse (Mela) statt, und unter diesen Verkehrsmittelpunkten steht Hardiwar oben an. In diesem hochberühmten Wallfahrtsort, der „Heiligen Stadt" oder dem „Thor des Ganges", langen während der Badezeit Hunderte von Karawanen an; hierher begeben sich Tausende und aber Tausende religiösen Trostes Bedürftige, und nicht minder ansehnliche Schaaren Hindu-Kaufleute kommen zusammen, um Gebete und Geschäfte zu verrichten. In dem Engpaß, aus welchem der mächtige Ganges schäumend hervorbricht, liegt jenes entsühnende Bad, das Ziel unzähliger Brahmaverehrer, die hier vornehmlich aus den nördlichen Theilen Indiens während des Monats Februar ihre Reinigung vollziehen. Die weite Umgegend der Stadt bildet dann einen einzigen unübersehbaren Lagerplatz.

Man rechnet, daß besonders bei den größeren Festen, welche von zwölf zu zwölf Jahren stattfinden, mehr als eine Million von Pilgern zusammenströmen, und selbst für die gewöhnlichen Jahresfeste schätzt man die Anwesenden, welche Religion oder Interesse in Hardiwar zusammenführen, nach Hunderttausenden. Hier sieht man den Kaufmann aus dem Pendschab, Händler aus dem benachbarten Kaschmir, sowie Afghanen aus Kabul und den Ländern am Indus. Die Erzeugnisse von Arwar und Atschmir führen lange Reihen von Kameelzügen herbei; zu den europäischen Waaren, welche Bengalen sendet, und unter denen auch unser Kölnisches Wasser einen gesuchten Artikel bildet, gesellen sich, außer einheimischen feinen wollenen, baumwollenen und seidenen Zeugen, Salz, Antimon, Spielsachen, Metall- und Elfenbeinwaaren, feine Goldstoffe, sowie Tabak aus Persien; Multan liefert Bogen und Pfeile, Amritsir und Kaschmir herrliche Gewebe. Jetzt beginnen die goldenen Tage der Mahajans, welche als Shroffs, d. i. Banquiers, den gesammten Geld- und Wechselhandel vermitteln.

Alle Sprachen Asiens hört man durch einander schwirren, dazwischen hinein die Stimmen der zu Markte geführten Thiere; denn Hardiwar ist auch ein viel besuchter Viehmarkt, auf welchem man die herrlichsten Rosse aus Persien und Arabien, die ausdauernden Pferde Kaschmirs, Kabuls, sowie treffliche Maulthiere aus Tibet zum Verkauf ausbietet. Weiterhin trifft der Blick auf Tausende von Elephanten, Kameelen, Büffeln, Kühen und Schafen, und wer sich mit den hoch im Preise stehenden persischen Hunden und Katzen versehen will, findet hier ebenfalls Gelegenheit dazu, ebenso Jene, welche Affen und Bären aus dem Himalaya, oder Tiger und Jagdleoparden, sowie zierliche Antilopen und andere gesuchte Vierfüßler für die Hofhaltungen, beziehentlich für die Thierzwinger indischer Fürsten, erwerben wollen. Der Thierhandel wird hier noch vermittelst Mäkler durch Zeichensprache betrieben, denn von den hereinströmenden Pilgern und Kaufleuten aus dem mittleren Asien versteht nur der kleinere Theil sich in der Sprache des Landes verständlich zu machen.

Während die Baniahs dem Binnenhandel obliegen und die Waaren auf die Landmärkte bringen oder an die großen Stapelplätze befördern, befindet sich der Handel über Meer an den Hauptplätzen Kalkutta, Madras, Bombay und Karatschi in den Händen der Europäer und vornehmlich der Parsi. Die Vorfahren der letzteren, entstammend den alten Anhängern der aus Persien nach Indien verpflanzten Zend-Religion, waren vor dem wilden Anstürmen der fanatischen Islam-Bekenner aus den Gebirgen von Khorassan nach Indien entwichen und hatten dort schon vor einem Jahrtausend eine Zufluchtsstätte gefunden. Die gegenwärtig kaum mehr als eine halbe Million zählenden Parsi sind außerordentlich betriebsame, kluge, in ihren Unternehmungen ausdauernde Leute, daher durchaus befähigt, mit den Europäern im Handelsbetrieb zu wetteifern. In den Händen dieser geborenen Großhändler des Ostens sowie der Welthandelshäuser unseres Erdtheiles und deren Vertreter in Indien befindet sich der größte Theil des indo-europäischen Handels.

Nachdem der indische Militäraufstand im Jahre 1858 so gut als niedergeschlagen und der Friede dem so vielfach heimgesuchten und von der Natur doch so reich gesegneten Lande wiedergegeben war, nahm mit dem Uebergang der Regierung Indiens an die Krone von England das materielle Gedeihen des Reiches einen Aufschwung, wie er dessen außerordentlichen Hülfsquellen in der That entsprach. Neue Kapitalien strömten von dem Mutterlande nach dem Osten, um den Anbau der wichtigen Kulturpflanzen in großartiger Weise zu pflegen und den Verkehr in den weiten Länderstrichen zwischen dem Himalaya und dem Kap Comorin zu beleben. Neue Eisenbahnen- und Telegraphen-Linien entstanden; von 8000 Kilometern Schienenwegen, die gebaut werden sollten, sind Ende 1865 bereits 5360 im Betriebe gewesen, und von den für den Bau bestimmten 81 Mill. £. sind 60,645,000 unter Garantie von 5 % Ertrag verausgabt; bis dahin wurden gegen 12½ Millionen Reisende befördert. Nach außen hin wurde die Verbindung hauptsächlich mit den Haupthandelsplätzen Großbritanniens durch Sicherung und Vervollständigung der Ueberlandrouten wie der Schifffahrtsverbindungen, durch Anlegung einer direkten Telegraphen-Linie, sowie durch anderweitige Verkehrserleichterungen, als beispielsweise die Pflege des wichtigen Meßplatzes von

Karatschi, gefördert, und es eröffnet sich, der Abneigung der Engländer zum Trotz, in Folge des begonnenen Suez-Kanals auf dem Seewege durch den Rothen Meerbusen, eine zweite viel nähere Verbindung Indiens mit Europa, als die bisherige um's Kap der guten Hoffnung. Gegen 3000 Schiffe, mit weit über 1½ Million Tonnen Gehalt, vermitteln den regen Waarenaustausch zweier Welttheile. Hiervon enthalten allein die 64 Dampfer der Peninsular- and Oriental-Company (von 18,650 Pferdekräften) 90,545 Register.

Jährlich verlassen allein über 1200 englische Fahrzeuge mit 900,000 Tonnen Gehalt (nach Wappäus im Jahre 1860 bereits 1280) die indischen Häfen und bringen nach Großbritannien die gesuchtesten Naturprodukte der gesegneten indischen Länderstriche, während 1800 reichbeladene englische Ostindienfahrer (nach Wappäus im Jahre 1852 genau 1789) von fast 750,000 Tonnengehalt aus englischen Häfen nach Indien die Erzeugnisse der europäischen Gewerbsthätigkeit verfahren, vorzüglich aus Wolle und Baumwolle gearbeitete Fabrikate, Gewebe von Leinen, Gegenstände aus Eisen und Kupfer, Maschinen aller Art, als Werkzeug- und Dampfmaschinen, Messerschmiede-Arbeiten und kurze Waaren, endlich Weine und Biere. — Ostindien dagegen führte unserem Welttheile zu: Reis und Zucker, Thee und Kaffee, Opium, Gewürze aller Art, Gummi, Safran, Salpeter, Baumwolle und Wolle, Jute, rohe Seide, Indigo und andere Farbehölzer, als die bedeutendsten und an Geldeswerth schwerwiegendsten Artikel.

Vergessen wir bei den vorstehenden Ziffern nicht, daß wir nur die Handelsbewegung zwischen Großbritannien und Ostindien im Auge behielten. Wie sehr jedoch der gesammte Weltverkehr immer noch dem alten Wunderlande sich zuneigt, ergiebt sich aus der Ziffer der aus allen Theilen der Erde in indische Häfen einlaufenden Schiffe, deren Zahl bereits vor einem Jahrzehent sich auf 50,000 mit einem Tonnengehalt von 2 Millionen stellte, worunter allerdings mehr als die Hälfte inländische und Küsten-Fahrzeuge.

Bei solch' außerordentlichem Verkehr wird der allgemeine Fortschritt in Gesittung und Durchbildung, wo er auch vor sich gegangen sein mag, gleichfalls nach Indien übertragen werden und, wenn auch vielleicht nur langsam, doch die Schranken niederreißen helfen, welche der Kastengeist einer rascheren Entwickelung jenes eigenthümlichen Volkes noch entgegenstellt. An jeder geistigen und sittlichen Hebung des Südens von Asien wird der veredelnde Geist des Handels sich rühmen dürfen, einen großen Antheil genommen zu haben, und was er der Menschheit gewinnt, kommt ihm selbst wieder zu Gute, wenn in den Bewohnern Vorder- und Hinterindiens von Jahr zu Jahr das Bedürfniß nach allen Erzeugnissen der europäischen Hochkultur sich steigert, der unser Erdtheil die zunehmende Erschließung des Ostens dankt.



Lord Robert Clive, Baron von Plassey.

2. Lord Robert Clive, Baron von Plassey,

Gründer der englischen Herrschaft in Indien.

1.

Robert Clive und Warren Hastings! — Welch' ein bedeutsamer Geschichtsabschnitt in Bezug auf Englands Welt- und Meerherrschaft ist mit diesen beiden Namen eng verbunden! . . . . . .

Nicht einer der vielen Neugierigen, die an einem schönen Sommertage nach dem hohen Glockenthurme von Market-Drayton mit Sorgen und Bangen hinaufschauten, hätte geglaubt, daß der Name jenes Burschen, der dort oben auf einer steinernen Rinne, nahe an der äußersten Stelle des Kreuzes, mit seinen Beinen herumarbeitete, dereinst im Zusammenhang mit den größten Kriegsthaten Englands im fernen Wunderlande Indien genannt werden würde! War man von dem wilden „Bob" auch schon gewohnt, daß er die übrigen müßigen Burschen der Nachbarschaft zu Freibeuterschaaren um sich sammelte, mit ihnen ehrbar des

Wegs dahinziehende Krämer überfiel, dieselben nöthigte, einen Tribut an Aepfeln und Pfennigstücken abzugeben oder im Weigerungsfall die Sicherheit ihrer Fensterscheiben gefährdet zu sehen, — so hätte doch keiner der älteren Leute, welche sich später noch gern der jugendlichen und männlichen Thaten des früh Verblichenen erinnerten, geglaubt, daß in dem wilden Temperamente des jungen Robert der gebieterische Geist eines Helden verborgen läge.

Der spätere Sieger von Plassey hatte auf dem nicht sehr beträchtlichen Gute Styche, in der Nähe von Market-Drayton in Shropshire, am 29. September 1725 das Licht der Welt erblickt. Unter der Regierung Georg's I. befand sich das bescheidene alte Erbgut im Besitz des Richard Clive, eines Mannes, der Rechtswissenschaft studirt, sonsthin jedoch ohne hervorragende Befähigung war. Derselbe war Vater einer zahlreichen Familie und sein ältester Sohn der oben unseren Lesern vorgeführte Robert.

In der Schule machte der Wildfang nur geringe Fortschritte. Kein Wunder, wenn des Vaters Meinung über die Zukunft seines Sohnes sich immer mehr herabstimmte und auch die allgemeine Ansicht dahin ging, daß der halsstarrige „Bob", wenn nicht gerade ein Bösewicht, so doch ein rechter Dummkopf sein müsse. Es kann somit nicht befremden, wenn die Familie und deren Bekanntschaft ganz zufrieden war, als sie den achtzehnjährigen Burschen vorerst durch eine Schreiberstelle im Dienste der Ostindischen Compagnie versorgt sah. Keiner Derjenigen, welche erfuhren, daß sich der junge Robert nach vorausgegangener Uebung in den Geschäften der ostindischen Bureaux, nach Madras eingeschifft, um sein Glück zu machen, zweifelte daran, daß gar bald eine Nachricht von dem Tode des kecken Abenteurers eintreffen würde, mochte sein Ableben nun in Folge seiner waghalsigen, zu Exzessen geneigten Natur oder durch die Wirkungen des dort herrschenden lebensgefährlichen Fiebers verursacht worden sein.

Als Robert Clive in Madras landete, war die Ostindische Compagnie kaum mehr als eine im Aufblühen begriffene Handelsverbindung, die damals erst merklicheren Einfluß auf die politischen Verhältnisse Indiens auszuüben begann.

Das englische Gebiet beschränkte sich zu jener Zeit noch auf wenige Geviertmeilen, für welche ein Zins an die Herren des Landes zu entrichten war. Eine Anzahl schlecht erbauter Forts schützte die Hauptplätze und die Waarenschuppen. Die Faktoreien der Compagnie bestanden eigentlich nur aus Speichern zur Aufbewahrung der Waaren sowie aus den nöthigen Wohnungsräumlichkeiten für Agenten und Angestellte. Die Niederlagen bargen behufs Ausfuhr eine Menge Stückgüter (Kalikos und andere Baumwollenfabrikate), Rohseide, Pfeffer, Gewürze und Droguen, Salpeter, Thee, Reis, Porzellane, Diamanten und andere edle Gesteine, sowie zur Unterhaltung des indischen Handels eingeführte Edelmetalle, Blei, Quecksilber, Eisenwaaren und Tuche.

Die Civilbeamten bestanden aus Schreibern (Commis), Faktoren, Junior- und Senior-Kaufleuten. Die Commis avancirten nach fünf Jahren zu Faktoren, nach weiteren drei Jahren zu Juniorkaufleuten und nach elfjährigem Aufenthalte zu Senioren. Aus dieser Klasse von Beamten gingen, meist dem Dienstalter gemäß, die Mitglieder des Rathes der drei Präsidentschaften und oft auch die Präsidenten oder Statthalter selbst hervor.

Da eine fabrikartige Erzeugung in Indien unbekannt war, die Weber aber, welche Stückgüter lieferten, zerstreut in Dörfern wohnten und ohne Vorschüsse auch keine Arbeiten liefern konnten, so mußten zahlreiche Agenten mit einem Personal von Vermittlern die verschiedenen Distrikte überwachen. So befanden sich eine Menge Schreiber, Mäkler mit bewaffneten Dienern (oder Pions) und Briefboten (Hurkarahs) sowie Untermäkler in Thätigkeit. Man kann sich denken, wie sehr diese Harpyen die armen Weber ausgesaugt haben mögen.

Da das Land durch häufige Unordnungen beunruhigt wurde, waren die Faktoreien der Compagnie befestigt, wenn auch oft dürftig genug. Die Bewohner derselben, um einem plötzlichen Angriff Widerstand leisten zu können, mußten mit Führung der Waffen wohlvertraut sein. Die kleinen Truppenabtheilungen, die man zum Zweck der Vertheidigung zu unterhalten für nöthig fand, bestanden aus Europäern (Engländern, Holländern, Franzosen und Portugiesen), aus den Topassen, den Landeskindern, welche von Europäern abstammten, und späterhin aus den viel tüchtigeren Sepoys (vom persischen Sipahi, der Fußsoldat), dem kriegerischen Kern der eigentlichen Eingeborenen, Hindu oder Mohammedaner. Dem Statthalter gebührte noch der Befehl über die bewaffnete Macht. Ein guter Theil der einheimischen Truppen aus der Zeit, welche uns beschäftigt, war noch nicht in europäischer Kriegszucht geschult, ja zum Theil noch mit Lanzen und Schwertern, Bogen und Pfeilen bewaffnet.

Clive ging es nicht besser als den übrigen Dienern der Compagnie, denen es zu jener Zeit noch nicht beifiel, sich mit Führung von Staatsgeschäften zu befassen. Waarenvorräthe einzubringen, geschickte Weber aufzuspüren, denselben Vorschüsse zu machen, die Ladungen zu buchen und vor Allem darauf zu sehen, daß Privathändler das Monopol der Compagnie nicht verletzten, — darin bestand zu jener Zeit die hauptsächlichste Beschäftigung eines Schreibers im Dienste des Ostindia-Hauses. Den jüngeren Beamten fehlte zumeist jener männliche Ehrgeiz, sich hervorzuthun, gänzlich; sie wurden damals noch so erbärmlich bezahlt, daß sie kaum zu leben vermochten. An Ersparnisse war nicht zu denken; im besten Fall durften sie froh sein, nicht in Schulden zu gerathen. Die älteren Beamten, welche ihre Erfahrungen im Dienste der Handels-Gesellschaft durch Handelsgeschäfte auf eigene Rechnung auszunutzen verstanden, oder Diejenigen, welche lange genug lebten, um eine der oberen Staffeln des Dienstes zu erreichen, vermochten nur dann ein ansehnliches Vermögen anzusammeln, wenn sie nicht ein frühzeitiger Tod in Folge des mörderischen Klima's ereilte. Bessere Aussichten, als der Mehrzahl Bediensteter, boten sich auch unserm Helden nicht dar.

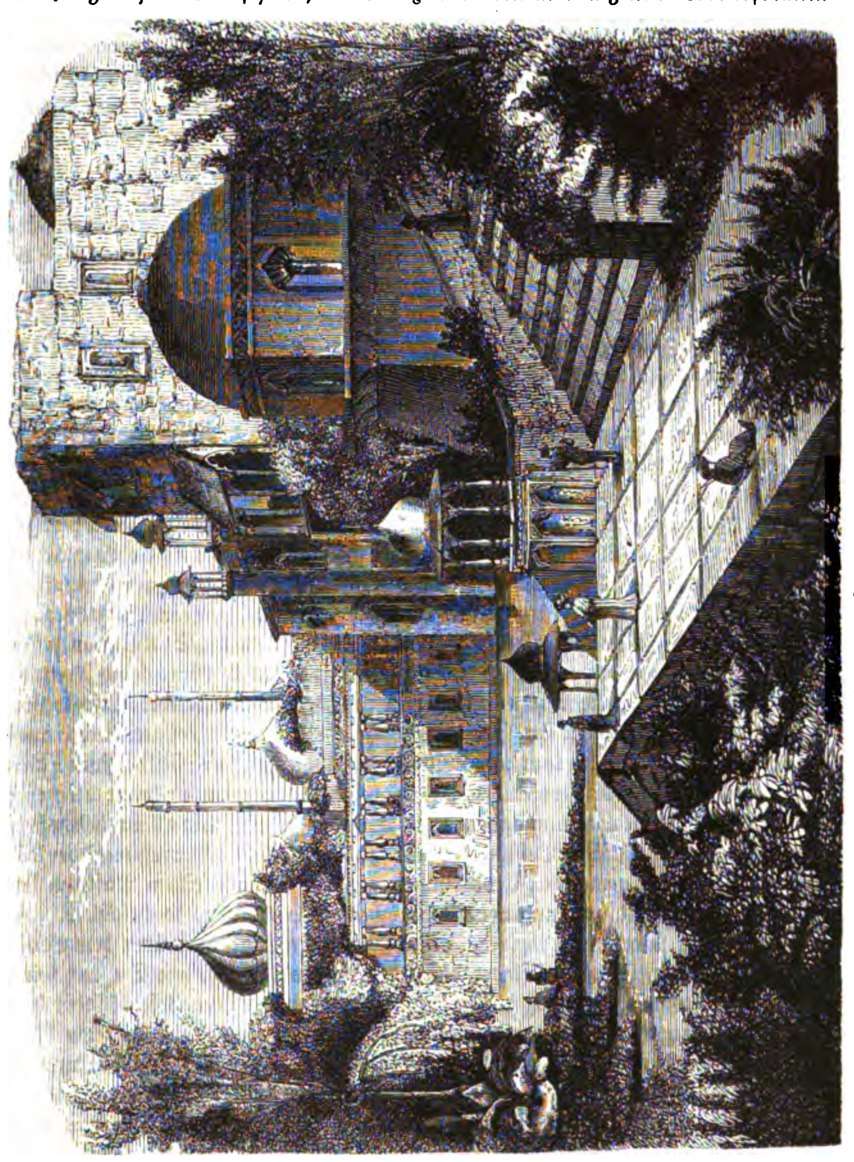
Clive's Reise hatte selbst für jene Zeit ungewöhnlich lange gedauert. Das Schiff, welches ihn auf den Schauplatz außerordentlicher Ereignisse bringen sollte, mußte sich einige Monate in Brasilien aufhalten. Der junge Abenteurer gewann in Folge dessen Muße, einige Kenntnisse im Portugiesischen zu erhaschen, dafür aber auch Gelegenheit, seine ganze geringe Baarschaft aufgehen zu lassen. Es war über ein Jahr verflossen, bevor er in Madras landete. Kein Wunder, wenn seine Lage gleich von vornherein eine höchst mißliche ward. Seine Einkünfte versagten ihm auch den Genuß der bescheidensten Bequemlichkeit, und er sah sich in Bezug auf Wohnung erbärmlich untergebracht in einem Klima, welches nur

bei weitläufigen und luftigen Räumen erträglich ist. Allerdings hatte er sich mit Empfehlungsbriefen an einen bereits seit längerer Zeit in Madras lebenden Landsmann versorgen lassen; aber als er in Fort St. George ankam, war jener Herr kurz vorher nach England abgesegelt. Das scheue, unverträgliche und herrische Wesen des jungen Menschen trug gerade auch nicht dazu bei, demselben den Eintritt in angesehenere Familienkreise oder den Umgang mit Gleichgestellten zu erleichtern. Mißvergnügt über sich selbst und unzufrieden mit seiner Lage, ohne Hoffnung auf die Zukunft, litt Robert's Gesundheit ersichtlich. Auch der Geschäftsgang widerstrebte seinem feurigen und kühnen Charakter. Bald erfüllte ihn unwiderstehliche Sehnsucht nach der Heimat, die sich in schwermüthigen Mittheilungen an das Elternhaus kund gab. „Ich habe", sagte er, „nicht einen glücklichen Tag genossen, seitdem ich das Vaterland verließ."—Nur ein Trost bot sich ihm dar: die Benutzung der Bibliothek des Gouverneurs, zu der man ihm den Zutritt gestattete. Dort brachte er seine Mußezeit zu und erwarb sich jene literarischen Kenntnisse, welche er sich überhaupt jemals anzueignen vermochte.

Madras war zu jener Zeit die wichtigste und angesehenste der englischen Niederlassungen in Indien. In der Nähe des Fort St. George, das sich auf einem öden, von einer wüthenden Brandung bestürmten Platze erhob, dehnte sich die von Hunderttausenden bewohnte Stadt aus, umgeben von weithin durch ihre lichten Außenseite augenfälligen Landhäusern, den Ruhesitzen der reichen Beamten der Compagnie, welche sich hierher nach den Mühen des Tages, von den Arbeiten am Schreibepult oder in den Waarenhäusern zurückzogen, um daselbst die erfrischende, von der bengalischen Bai her sich erst gegen Sonnenuntergang erhebende Seebrise zu genießen. Aber auch in diesen Villen war von eigentlichem Komfort wenig zu verspüren. Die Lebensweise der Handelsherren war grundverschieden von der Ehrbarkeit Altenglands. Sie näherte sich dafür um so mehr in Ueppigkeit den Gebräuchen des Orients. Denselben Prunk und die gleiche Verschwendung, wie die reichen Kaufleute von Madras, konnten freilich die richterlichen und niedern Verwaltungs-Beamten der Compagnie nicht zur Schau tragen. Doch auch sie entfremdeten sich rasch genug den Gewohnheiten der Heimat. Je geringer der Verkehr mit Europa damals noch war, um so länger dauerte es, bis die Annehmlichkeiten des europäischen Gesellschaftslebens den Weg über's Meer in die Häuser der indo-britischen Ansiedler finden konnten. Aus demselben Grunde brauchte auch ein neuer Ankömmling beträchtliche Zeit, um sich in die völlig veränderten Sitten seiner Landsleute im Süden Asiens zu finden.

Rücksichtlich der politischen Stellung der obersten Autoritäten fiel es im vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts noch keinem englischen Statthalter ein, eine ausgedehnte Autorität über die nächstgelegenen oder gar entfernteren Gebiete der Vasallen des Großmoguls in Anspruch zu nehmen. Sie begnügten sich, innerhalb der Forts mit Erlaubniß der eingeborenen Landesfürsten ihre Gewalt auszuüben, in dem Maße, wie dies jeder größere Landeigenthümer auf seinen Besitzungen zu thun pflegte. Das Land weit und breit um Madras gehörte dem Nabob von Karnatik, einem Statthalter des Vizekönigs (Nizam) des Dekan, der, wie wir wissen, einer der großen Vasallen des Großmoguls war, welche ihrem Oberherrn bei jeder Gelegenheit den Gehorsam versagten.

In den äußerst verwickelten politischen Verhältnissen des indischen Reiches und den Irrgängen der einheimischen Höfe sich zurecht zu finden, hielt für den Neuling nicht minder schwer, als das Hineinleben in völlig neue Lebensformen.



Palast des Großmoguls zu Delhi.

Hätte sich nicht für den bald Indien müden Clive zu rechter Zeit ein Pfad zur Auszeichnung eröffnet, so würde die verzweifelte Kühnheit seiner Natur einen Weg gesucht haben, der unbezwinglichen Schwermuth ein Ende zu machen. Man erzählt

sich, er sei zwei Mal nahe daran gewesen, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, doch habe der Umstand, daß das Pistol beide Male versagte, auf ihn den Eindruck gemacht, als wäre er schließlich für etwas Großes bestimmt.

Das durch den österreichischen Erbfolgekrieg vielfach in seinem Gedeihen unterbrochene Europa ging neuen Wandlungen entgegen. Wiederum schickten sich Spanien und Frankreich an, der britischen Seemacht, welche damals schon als die erste galt, auf den europäischen Gewässern entgegen zu treten (1744). Auch in die östlichen Meere ward die Kriegsfackel geschleudert. Auf dem indischen Festlande erlangten die Franzosen, welche dort außer Ponditschery und Karakol auch noch Tschandernagore, eine Niederlassung am Hugly in Bengalen, sowie Mahi an der Malabarküste besaßen, das Uebergewicht, in Folge einer Expedition unter dem Admiral Labourdonnais, dem Gouverneur von Isle de France und Bourbon, der die Kapitulation von Madras erzwang und den Inhalt der Waarenhäuser der Compagnie als Kriegsbeute hinwegführte (1746).

Dieser Erfolg der französischen Waffen im Norden von Ponditschery hatte die Eifersucht des glänzenden Repräsentanten Frankreichs im indischen Orient rege gemacht. Joseph Dupleix, seit 1741 Gouverneur von Ponditschery, war ein Mann von wunderbar beweglichem Geiste. Sein Vater, einer der Direktoren der Französisch-ostindischen Compagnie, konnte dem Sohne eine gute Erziehung geben lassen. Joseph hatte eifrig Mathematik, Finanz- und Handelswissenschaften studirt und bereits an mehreren Expeditionen nach Ost- und Westindien Theil genommen, ehe er 1720 als Vertreter der Französisch-ostindischen Compagnie in Indien auftrat. — Tschandernagore und Ponditschery gediehen unter ihm zu Hauptplätzen des Handels- und Verkehrslebens im Osten. Er selbst hatte sich in Patna, wo er eine neue Faktorei gegründet, durch glückliche Spekulationen ein enormes Vermögen erworben. Zeitweilig besorgten für ihn und seine Freunde zwölf Schiffe den Verkehr zwischen Indien und dem Mutterlande. Erfüllt von großen Entwürfen, schien ihm jetzt die Zeit gekommen, seine riesigen Pläne auszuführen. Er mißbilligte laut und entschieden Labourdonnais' Milde, sowie daß dieser seine Ehre dafür verpfändet, das wichtige Madras nur so lange besetzt zu halten, bis die reiche Stadt ausgelöst sei. Ja, er behauptete, ihm allein, dem obersten Chef der französischen Besitzungen in Ostindien, stehe die Verfügung über die auf dem Festlande gemachten Eroberungen zu, und da nach seinem Dafürhalten sein Landsmann die empfangenen Vollmachten überschritten, so befahl er die Schleifung der Werke von Madras. Die Wuth der Engländer über den Bruch der Kapitulation wurde gesteigert durch die Art und Weise, wie Dupleix seine Erfolge ungroßmüthig genug weiter ausnutzte. Der britische Befehlshaber des Fort St. George und mehrere der angesehensten Bewohner der englischen Niederlassung wurden der Schaulust von 50,000 Neugierigen preisgegeben und in einem Triumphzuge nach ihrem Gewahrsam geführt.

Clive gelang es, als Muselmann verkleidet, nächtlicher Weile in das Fort St. David zu entweichen. Mit einer Raschheit, die seinem unerschrockenen Geiste entsprach, nahm er von seinen eigentlichen Obliegenheiten, Papiere durchzusehen, sowie Rechnungen auszustellen und zu kontroliren, Abschied und wählte einen Beruf, in welchem er bald sein eigentliches Lebenselement finden sollte.

Er trat, 21 Jahre alt, im Jahre 1746 als Fähnrich in die Armee. Bereits hatte er als Kommis, durch einen Zweikampf auf Tod und Leben mit einem militärischen Eisenfresser, seinen persönlichen Muth glänzend dargethan und sich hierdurch unter Hunderten tapferer Männer, Insassen des Fort St. Georg, bemerkbar gemacht. Im Uniformrock konnte noch weniger ein junger Mann übersehen werden, der mit dem scharfen Urtheil des Denkers die ganze Rührigkeit des Soldaten verband. In der That zog er die Aufmerksamkeit von Major Lawrence auf sich, welcher für einen sehr tüchtigen Offizier galt und im Januar 1748 an die Spitze sämmtlicher Truppen in Indien trat.

Die Reihe, belagert zu werden, kam jetzt an Pondittschery, das sich jedoch viel nachhaltiger vertheidigte, als man glauben mochte, so daß mit Eintritt der Regenzeit alle Aussicht, die Stadt zu nehmen, dahinschwand. Der Waffentanz dauerte überhaupt nicht mehr lange. Im Frieden zu Aachen (1749) ward Madras den Engländern zurückgegeben und jetzt besser befestigt als früher. Für Robert Clive hatte sich während der Belagerung der französischen Hauptniederlassung keine Gelegenheit mehr zu hervorragenden Thaten dargeboten, und als es für ihn im Felde nichts mehr zu thun gab, kehrte er an sein Schreibpult zurück.

In dem südlich von Madras gelegenen Königreich Tandschore stattgefundene Zerwürfnisse riefen in demselben Jahre unsern Helden auf jenes Feld der Thätigkeit, wo er entschieden hingehörte. In dem genannten Fürstenthum, tributpflichtig dem Radschah von Bedschapur, war ein Maratten-Häuptling, Schahdschi, zur Herrschaft gelangt, nach dessen Tode Zwistigkeiten wegen der Thronfolge ausbrachen. Die Engländer traten auf Seite des eigentlichen erbberechtigten Fürstensohnes, nachdem derselbe ihnen Fort und Distrikt von Dewikottah für ihren Beistand zugesagt. Bald stellte sich jedoch heraus, daß auf Seite von Prabap-Sing, welcher die Herrschaft an sich gerissen, die große Mehrzahl der Landesbewohner getreten war, ein Umstand, welcher es den englischen Truppen überaus erschwerte, im Lande vorwärts zu kommen und das abgetretene Fort Dewikottah in Besitz zu nehmen. Von allen Seiten bedrängt, mußten sie sich zurückziehen, und Major Lawrence verfügte sich nun selbst an Ort und Stelle, um die erlittene Schlappe wieder auszugleichen. Der Oberbefehlshaber erinnerte sich der Rührigkeit Robert Clive's und zog denselben in seine Nähe. Gleich nach Zusammenziehung der nöthigen Anzahl Truppen ward der Sturm auf die vorhin genannte Feste beschlossen und Clive die Ehre des Angriffs übertragen. Von seinen Truppen jedoch im Stich gelassen, gerieth derselbe zwischen eine Schaar feindlicher Reiter, welche seine wenigen Begleiter bis auf vier Mann niederhieben, so daß unser Held nur mit Mühe und Noth die Reihen der Hauptmacht wieder erreichen konnte. Nun rückte Major Lawrence mit seiner ganzen Macht vor, und der Platz fiel trotz der energischen Vertheidigung des Radschah, der es jetzt gerathen fand, Frieden mit den Engländern zu machen. Nach Wiedereintritt der Ruhe erhielt Clive durch den Einfluß seines Gönners die Stelle eines Proviantkommissärs im Range eines Hauptmannes bei den europäischen Truppen.

Wohl hatten die Kronen von England und Frankreich Frieden mit einander gemacht, aber dies verhinderte die englischen und französischen Handelscompagnien in Indien keineswegs, ihre besondere Politik zu verfolgen.

Vielmehr entspannen sich neue ernste und verhängnißvolle Zerwürfnisse, bei welchen es sich um nichts Geringeres als um die Oberherrschaft in Indien handelte.

Das von Babur und seinen Nachfolgern gegründete Reich war seiner Zeit eines der ausgedehntesten und bevölkertsten der Welt. Mehrere der Vizekönige des Großmoguls beherrschten so viele Unterthanen, als der König von Frankreich. Aber in jenem großen und scheinbar blühenden Reiche gab es keine ständige Herrschaft. In Folge ewiger Thronstreitigkeiten wurden sie schlechter regiert als die am meisten vernachlässigten Länder Europa's. Ueberall orientalische Laster und Versunkenheit, engherzige Dynasten, ohne alle höhere Staatsideen, bemüht, ihre Existenz und ihren Besitzstand vermittelst Verbrechen aller Art zu behaupten. Dazu die Einfälle wilder Stämme, die das ihnen auferlegte Joch nur widerwillig ertrugen und bei jeder Gelegenheit den Tribut versagten oder gar solchen forderten. Denn die kaiserlichen Heere unterlagen ihnen nicht selten. Gelang es nicht, jene wilden Schaaren in ihre Bergfesten zurückzuwerfen, so brach ein entsetzliches Ungewitter über die in blühender Fruchtbarkeit strotzenden Ebenen los. Man mußte sich zuletzt mit den einzelnen Clansoberhäuptern verständigen, so gut es eben ging. Dennoch bewahrte das Mogul-Reich noch zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts einen Anschein von Einheit und majestätischer Herrlichkeit. Aber nach dem Tode des gefürchteten Aurengzeb (1707) eilte die mühsam emporgehaltene indische Monarchie ihrem Verfall rasch entgegen. Schah Nadir's Einfall in Hindustan beschleunigte die Auflösung der Mogulherrschaft. Nur wenige Jahre später und das riesige Reich war aus allen Fugen gebracht.

Afghanische Söldnerschaaren setzten sich in Rohilkund fest; die **Sikhs**, eine religiöse, freieren Anschauungen zugewandte Sekte, die es allerdings deswegen mit den Hindus und den Mohammedanern verdorben, regten sich in den Gebieten am Indus und wurden dem Throne zu Delhi furchtbar, nachdem man ihren Oberhäuptern zur Märtyrerkrone verholfen; auch die tapferen **Radschputanen**, ein mannhafter, der Kriegerkaste angehöriger Hindustamm, suchten das verhaßte Joch des ungläubigen Gebieters zu Delhi abzuschütteln. Als schlimmster Nachbar galten jedoch im Palast des Großmoguls die unbotmäßigen **Maratten**, jener wilde Hindustamm aus den Gebirgen, die sich längs der Westküste von Indien hinziehen.

Sie treten nicht früher als in der Mitte des XVII. Jahrhunderts in der Geschichte auf, seit es einem thatkräftigen Häuptling, dem schlauen **Sewadschi**, gelungen war, die zersplitterten Stämme zu einem Ganzen zu vereinigen. Am Hofe Aurengzeb's geringschätzend behandelt, zeigte sich seitdem der Maratten-Radschah als erbitterter Feind des Kaisers. An der Spitze seiner flinken Reiter durchschwärmte er das mittlere Indien von West nach Ost, brandschatzte den reichen Seehafen von Surate, wo ihm nur die englischen Faktoreien widerstanden, unterhielt eine ansehnliche Seeräuberflotte und plünderte und raubte, wo sich gute Beute zeigte, zu Wasser wie zu Lande.

Der Marattenstaat war vom zweiten bis zum vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts unter der Verwaltung des tüchtigen Brahmanen **Baladschi Wiswanat**, dem Stellvertreter oder Peischwa des **Radschah Saho**, und noch mehr unter dem fähigen **Badschi Rao**, dem Sohne des Ebengenannten, zu einem Grade von Ordnung und Festigkeit gelangt, der ihm bis dahin noch fehlte.

Die Mittel zur Aufrechterhaltung der Marattenherrschaft bildete der Anspruch auf Erhebung des „Tschaut", innerhalb der weiten Landesstriche vom Dekan bis hinauf nach Kaschmir. Gegen Erlegung dieses Tributs verschonten die Maratten ihre Nachbarn mit Plünderung, und in einem solchen schimpflichen Abhängigkeitsverhältniß befand sich vor hundert Jahren ganz Indien.



Sewadschi und Häuptlinge der Maratten.

Damit begnügten sich jedoch die zu Fürsten emporgekommenen Marattenhäuptlinge nicht mehr. Sie erhoben eine Zeitlang selbst Anspruch auf den Sirdesmuki oder den Zehnten aller Staatseinnahmen und erregten durch Uebergriffe, Einmischungen und Störungen aller Art den Zorn des Oberherrn zu Delhi, Schah Ahmed, in einem Grade, daß derselbe sich gegen die von ihm früher mehrfach herangezogenen schlimmen Nachbarn wandte. Vornehmlich in Folge der Anstrengungen der Durani, eines kräftigen Afghanenstammes, ward den nimmermüden Ruhestörern eine empfindliche Niederlage beigebracht und diese hierdurch genöthigt, in ihre Berge zurückzukehren und wenigstens eine Zeitlang Ruhe zu halten.

Während ihrer größten Blüte dehnte sich die Herrschaft der Maratten quer über die ostindische Halbinsel aus, von dem festen, lange für unbezwinglich gehaltenen Gwalior im Norden bis nach Goa längs der westlichen Küste und im Südosten bis nach Tandschore, über weite Gebiete, gegen 30,000 Quadrat-

Meilen umfassend. Ihr Oberkönig residirte zu Sattara. Die Guikowar erhoben sich zu Dynasten in Guzzerat, das Haus des Scindia und das der Holkar setzten sich in Malwa fest. Während die Holkar ihre fürstliche Hofhaltung zu Gwalior aufgeschlagen, geboten vornehme Häuptlinge zu Bedschapur sowie an der West- und an der Ostküste zu Tandschore. Den obersten Rang unter den Marattenclanen nahm der Peischwah, später das eigentliche Oberhaupt des Reiches, ein. Um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts gelang es dem verschlagenen Ragudschi Bosla, allem Widerstreben des allmächtigen Peischwah Baladschi Rao zum Trotz, sich des westlichen Theiles des Marattenlandes zu bemeistern und hier den Berar-Marattenstaat mit der Hauptstadt Puna aufzurichten.

Die Maratten blieben über ein Jahrhundert der Schrecken der eingeborenen Machthaber und deren Unterthanen. Wo das Seri Patka, das goldene Banner und geheiligte Wahrzeichen der Maratten, heranflatterte, wohin der kriegerische Lärm ihrer Kesselpauken drang, da verließ der Landmann den Pflug und floh mit Weib und Kind in die Dschungeln. Die Faktoren der Ansiedelungen der Holländer und Engländer zitterten bei ihrem Herannahen für ihre Magazine und der 1742 zur Abwehr errichtete Marattengraben zu Kalkutta erinnert heutigen Tages noch an jene Tage wiederkehrenden Schreckens. Bis vor die Mauern des Palastes von Delhi drangen wiederholt die unabweisbaren Horden. Wollte der schwache Oberherr Indiens sie beschwichtigen und ihren Abzug bewirken, so mußte er sich so gut wie seine Vasallen zur Erlegung des Tschaut, jener schimpflichen Auslösung, verstehen. Erst nach verzweifelten Kämpfen in diesem Jahrhundert während des ersten und zweiten Dezenniums gelang es der englischen Kriegskunst, diese unbotmäßigen Hindustämme zu bändigen.

Unter all' den erblich gewordenen Nabobs und Fürsten Indiens, die nach dem Tode Aurengzeb's in Audh, Bengalen und Karnatik, sowie an anderen Orten unter des Großmoguls Autorität regierten und fortwährend nach Erlangung souveräner Gewalt strebten, befand sich damals nicht Einer, der in den Tagen der steigenden Noth und des Verfalles das Land gegen die kühnen Eindringlinge aus Kabul, Korassan, Guzzerat, Gwalior oder Malwa zu schützen vermocht hätte. Daß dies einer Gesellschaft von Kaufleuten gelingen werde, deren Sendlinge vom Mutterlande durch 15,000 englische Seemeilen getrennt waren, daß deren thatkräftige Statthalter später den Versuch machen würden, alle so vielfach zersplitterten Kräfte vom Kap Comorin bis zum ewigen Schnee des Himalaya wieder zu einem Reiche zu vereinigen, dies für möglich zu halten würde auch dem Klügsten unter den Repräsentanten brahmanischer Weisheit nicht eingefallen sein.

Ein Mann lebte jedoch damals, welcher schon vor den Engländern an die Gründung eines europäischen Reiches auf den Trümmern der Mogul-Monarchie zu denken wagte. Der französische Gouverneur von Ponditschery trug solch' einen riesigen Plan mit sich herum, zur Zeit, als die Diener der englischen Compagnie sich nur damit beschäftigten, Fakturen und Frachtbriefe anzufertigen. Dupleix hatte aber nicht nur jene Idee gefaßt, sondern auch die richtigen Mittel erwogen, durch welche er glaubte, seine kühnen Entwürfe durchführen zu können. Er erkannte mit richtigem Blicke, daß selbst die größte Kriegsmacht, welche die indischen Fürsten in's Feld stellen könnten, einer kleineren, in der europäischen

Kriegskunst geschulten, mit Geschützen hinlänglich versehenen und vom rechten Geiste beseelten Schaar nicht gewachsen sein würde. Weiterhin schien ihm zweifellos, daß selbst in den Eingeborenen Indiens ein Kriegsmaterial vorhanden sei, welches, unter europäischen Befehlshabern zu Heerkörpern vereinigt, ungleich mehr zu leisten vermöchte, als die Hunderttausende schlecht organisirter, unbotmäßiger Soldtruppen der eingeborenen Machthaber. Jene Kunstgriffe des Krieges wie der Politik, wodurch England wenige Jahre später sein indisches Reich gewann, erkannte mehrere Jahrzehnte vorher schon der klare Verstand des Franzosen, und er wußte sie bestens anzuwenden. — Im Jahre 1748 starb einer der mächtigsten indischen Potentaten, der Nizam ul Mulk, Vizekönig des Dekan, und vererbte seine Gewalt auf seinen Sohn Nazir-Dschung. Die wichtige Provinz Karnatik, welche das Haus des Nizam durch einen Statthalter regieren ließ, stand zu jener Zeit unter der Verwaltung eines alten Nabob, Anwar-Eddin mit Namen. Wie immer, fehlte es auch damals nicht an Prätendenten, sowol in Bezug auf die Staaten des Nizam als auf die Provinz Karnatik. Mozuffer-Dschung, Lieblingsenkel des verstorbenen Subahdars, machte dem Nazir Dschung den Thron streitig; Nabob Chunda Sahib bestritt den Rechtstitel des Anwar-Eddin. Beide Thronliebhaber vereinigten ihre Interessen, fielen in Karnatik ein und wandten sich um Beistand an die Franzosen, deren Ansehen sich damals in Folge ihrer Siege über die Engländer außerordentlich gehoben hatte. Dupleix' Plan war rasch gemacht. Indem er einem Nabob von Karnatik und gar einem Vizekönig des Dekan auf den Thron verhalf, vermochte er in ihrem Namen das ganze südliche Indien zu beherrschen. Er schickte den erbetenen Beistand. Bald kam es zum Schlagen; Anwar-Eddin unterlag und verlor das Leben, Dank der Beihülfe von 400 Franzosen und 2000 in europäischer Kriegszucht geschulten Eingeborenen. Der Sohn des getödteten Nabob Mohammed Ali sah sich genöthigt, sein Heil in übereilter Flucht und Schutz hinter den Mauern von Tritschinopoly zu suchen, dem Hauptorte eines westlich von Tandschore liegenden kleinen Hindufürstenthumes; das gleichfalls wegen Thronfolge-Händeln in die allgemeinen Streitigkeiten hineingezogen worden war.

Das Glück hielt bei Dupleix aus. Nazir-Dschung kam bald nachher durch die Hände seiner eigenen Anhänger um's Leben und damit gelangten auch im Dekan die französischen Pläne zur Verwirklichung. Der neue Nizam Mozuffer-Dschung begab sich mit orientalischem Gepränge nach Ponditscherry, begrüßt von seinem fränkischen Beschützer, mit welchem er in einem und demselben Palankin durch die Straßen der Stadt einherzog. Dupleix, in der orientalischen Tracht eines Nabob, nahm bei den nachfolgenden Feierlichkeiten den Vorrang gegenüber dem gesammten Hofe ein; er wurde Statthalter eines Gebietes in Indien, so groß wie Frankreich, und mit dem Befehl über 7000 eingeborene Reiter betraut. Ein großer Theil der Schätze, welche die früheren Vizekönige des Dekan aufgehäuft, fand seinen Weg in die Truhen des französischen Statthalters, der bald nachher 30 Millionen Asiaten mit fast absoluter Gewalt beherrschte. Der Nizam las keine Eingabe mehr, die der Allmächtige nicht vorher gesehen oder unterzeichnet hatte. Mozuffer-Dschung genoß jedoch nur wenige Monate seinen Triumph. Indessen sein Nachfolger, gleichfalls durch den französischen Einfluß auf den

Thron erhoben, bestätigte die Verleihungen seines Vorgängers. Dupleix' Name wurde jetzt selbst in den Gemächern des Kaiserpalastes zu Delhi mit Ehrfurcht genannt; die eingeborene Bevölkerung, die sich so leicht vor dem Erfolge beugt, sah mit Bewunderung auf Das, was ein einziger kühner Mann in vier Jahren zu Stande gebracht. Der eitle Franzose begnügte sich jedoch nicht mit dem Errungenen. Nach der Weise seiner Nation wünschte er, daß sowol die Mitwelt als auch die späteren Geschlechter seine Thaten erfahren möchten. Und so verkündeten die Inschriften einer Säule in pomphaften Worten und in vier Sprachen seinen Ruhm allen Völkern Indiens. Zugleich legte er den Grund zu einer neuen Stadt, die nach seinem Namen genannt ward.

Die Engländer standen begreiflicher Weise auf Seite Mohammed Ali's, des flüchtigen Nabobs von Karnatik, dessen Gebietsreste jetzt von dem zum Thron gelangten Nabob Dschunda-Sahib und seinen französischen Hülfstruppen überschwemmt wurden. Mit Mühe und Noth widerstand noch das belagerte Tritschinopoly. Der geringen Macht der Engländer in Madras fehlte seit Lawrence's Heimkehr jegliche Oberleitung. Niemand schien der Aufgabe gewachsen, die Streitkräfte der Compagnie zu einer äußersten Anstrengung zu vereinigen.

In diesem Augenblick höchster Gefahr war es der Muth und das Genie eines bis dahin unbekannten jungen Mannes, die den Ereignissen einen andern Lauf vorzeichneten. Robert Clive, damals 25 Jahre alt, befand sich als Kriegskommissär in der Nähe des Hauptschauplatzes der geschilderten Vorgänge, hatte jedoch nicht Theil genommen an der für die englischen Waffen keineswegs ehrenvollen Affaire beim Fort Wolconda, in Folge derer die englischen Truppen sich nach Tritschinopoly zurückziehen mußten. Muth, Einsicht und Entschlossenheit, welche Anderen so sehr fehlten, mangelten dem jungen Kriegsmanne nicht. Er hatte alsobald die Wichtigkeit von Tritschinopoly erkannt. Nachdem es ihm gelungen war, gelegentlich eines Privattransportes nach jenem Orte, der Gefahr der Gefangenschaft zu entrinnen, machte er dem Statthalter von Fort St. David, Saunders, wiederholt Vorstellungen, wie sehr nothwendig ein kräftiges Aufraffen, insbesondere aber die Erhaltung von Tritschinopoly sei. Er kam immer wieder darauf zurück, daß der Untergang des Hauses des Anwar-Eddin die Franzosen unfehlbar zu Gebietern der Halbinsel erheben werde. Er rieth, einen kühnen Streich gegen Arkot, die bevölkerte Hauptstadt von Karnatik, zu versuchen, und gleichzeitig dadurch die Aufhebung der Belagerung der vorhin genannten Veste zu bewirken. Schließlich drang Clive durch. Sein Plan fand Genehmigung und ihm wurde die Ausführung überlassen. An der Spitze von nur 200 Engländern und 300, jedoch nach europäischer Weise geschulten Sepoys, unterstützt von acht englischen Offizieren, unternahm der Kühne während eines fürchterlichen Sturmwetters den Ueberfall Arkots, dessen Forts er sich unter Donner, Blitz und Regen bemächtigte, begünstigt durch den panischen Schrecken, in welchen die Besatzung in Folge des unvermutheten Angriffs gerathen war. Sofort wurden die geeigneten Vorkehrungen getroffen, die Eroberung sicher zu stellen. Clive ließ Lebensmittel herbeischaffen, die verfallenen Wälle ausbessern, deren neue aufwerfen und Anstalt zum Bestehen einer Belagerung ins Werk setzen. Ueberall hin wirft der rastlose Mann seine Blicke, und indem er während der Nacht unversehens über das Lager der bisherigen

Garnison herfällt (14. Sept. 1748), zerstreut er die Ueberraschten nach allen Richtungen, ohne selbst nur einen Mann zu verlieren. Hierauf kehrt er wieder in sein Fort zurück. Auch mit der abgesandten neuen Belagerungsarmee, die sich auf 10,000 Mann belief, weiß der improvisirte Feldherr fertig zu werden, obgleich er nur noch über 120 Europäer und 200 Sepoys verfügt und ihn hierbei nur vier britische Offiziere unterstützen. Während der 50 Tage — so lange dauerte die Belagerung — war der Vorrath an Lebensmitteln überaus knapp geworden, aber das Vertrauen der kleinen Schaar auf ihren Führer übertraf Alles, was derselbe auch nur zu hoffen wagen durfte. Die Sepoys überließen den Europäern den bessern Theil der Nahrung und begnügten sich mit dem dünnen, von der Reisspeise für sie abgezogenen Schleim.

Ein vom Gouverneur zu Madras gemachter Versuch, den Platz zu entsetzen, war schon früher fehlgeschlagen. Nun aber zeigte sich neue Hoffnung von einer anderen Seite. Der aus seinem Lande vertriebene Nabob von Karnatik hatte einen Heerhaufen von 600 Maratten gemiethet, welche indessen aus Furcht vor den Franzosen und in der sicheren Ueberzeugung vom Siege Dschunda-Sahib's unthätig an den Grenzen der Provinz geblieben waren. Die erfolgreiche Vertheidigung Arkot's bewirkte eine Beschleunigung der Operationen Seitens der Franzosen und ihrer Verbündeten. Radschah Sahib beschloß, das Fort während eines mohammedanischen Festtages zu stürmen, dessen Wiederkehr die gläubigen Moslems gemeinlich in fromme Raserei versetzte und zu außergewöhnlicher Thatkraft entflammte. Auf diesen Umstand rechnete der Radschah. Außerdem ließ er es nicht an aufregenden Mitteln fehlen, den religiösen Eifer seiner Truppen zu verdoppeln. Die Belagerer, trunken von Begeisterung und Betel, drangen wüthend zum Angriff vor, indem sie eine Reihe Elephanten, deren Stirnen mit eisernen Platten bewehrt waren, vor sich hertrieben. Die gewaltigen Thiere, von einem energischen Flintenfeuer empfangen, stutzten jedoch und wendeten sich nun gegen Diejenigen, welche unter ihrem Schutze vordringen wollten. Auf den hierdurch entstehenden Knäuel richtete nun Clive selbst seine Geschütze, deren todbringende Geschosse den Muth des Fanatismus und der Trunkenheit bald erstickten.

In der vordersten Reihe der Vertheidiger befanden sich die Engländer, hinter ihnen Eingeborene, die jenen fortwährend geladene Flinten reichten. Jeder Schuß traf seinen Mann. Nach drei verzweifelten Angriffen ließen die Angreifer, die bereits 400 Mann eingebüßt, vom Stürmen ab. Der Tag brach an, kein Feind mehr ließ sich sehen; bei Nacht und Nebel war er davon gezogen, einen Theil seines Geschützparkes sowie eine bedeutende Menge Munition den hocherfreuten Siegern hinterlassend. Jetzt ward Clive mit Recht als ein Mann angesehen, der jedem Kommando gewachsen schien. Ruhe und Zuwarten war seine Sache nicht. Vielmehr ging er mit 200 Engländern und 700 Sepoys selbst zum Angriff über und nahm mit stürmender Hand Fort Tirmery, schlug ein französisches Detachement, bewerkstelligte sodann seine Vereinigung mit einer Abtheilung der von Mohammed Ali gemietheten Maratten und eilte nunmehr in Gewaltmärschen Radschah Sahib entgegen, welcher an der Spitze von ungefähr 5000 Mann, darunter 300 Franzosen, seinen Gegner erwartete. Clive gewann einen vollständigen Sieg; 600 wohleingeschulte Sepoys, die im Solde des Feindes

gestanden, gingen zu ihm über. Als in Folge der Zaghaftigkeit und Ungeschicklichkeit der obersten Compagniebeamten in Indien Radschah Sahib wiederum an der Spitze einer beträchtlichen Armee, unterstützt durch 400 Mann Franzosen, unter den Kanonen des Fort St. Georg erschien, fiel Clive zum zweiten Male über ihn her und schlug ihn auf's Haupt (Januar 1752). Auch diesmal benutzte er seinen Sieg eben so rasch wie geschickt. Er marschirte stracks von dem Schlachtfelde nach Fort St. David. Auf dem Wege dahin lag die neubegründete Siegesstadt Dupleix' „Fatihabad", sowie das stattliche Denkmal, welches er sich selbst errichtet. Stadt und Denkmal wurden ohne Erbarmen geschleift. Jetzt begriffen die bestürzten Bundesgenossen von Dupleix, daß hochtönende Inschriften nicht ausreichten, Frankreich zur ersten Macht in Indien zu erheben.

Gerade zu dieser Zeit, als Clive zur Verstärkung der Garnison von Tritschinopoly abgehen wollte, kehrte Major von Lawrence aus England zurück. Der Oberbefehl über die englischen Truppen ging nun an ihn über. Clive, neidlos, ordnete sich ihm bereitwillig unter und hielt wacker an seiner Seite aus. Beiden Männern, welche gegenseitige Achtung eng verband, hatten die Franzosen keine ebenbürtigen Heerführer entgegen zu stellen. Dupleix selbst, wiewol überaus gewandt zu Unterhandlungen und Intriguen, bildete sich nicht ein, größere militärische Operationen erfolgreich leiten zu können. Unter solchen Umständen triumphirten die Engländer überall, wo sie erschienen. Die Belagerer von Tritschinopoly sahen sich bald selbst belagert und gezwungen zu kapituliren. Dschunda-Sahib, welcher in die Hände der Maratten gefallen war, erlitt den Tod. Dupleix' Energie und Hülfsmittel schienen jedoch unerschöpflich zu sein. Obschon von seinen Landsleuten in Europa schmählich im Stiche gelassen und verläugnet, legte er alle Minen an, durch welche man im Oriente die Menschen in Athem erhält. Er intriguirte, versprach und bestach fort und fort. Er wußte die Belagerung von Gingi zu vereiteln, fing nach Madras bestimmte Verstärkungen ab und bedrohte Fort David. Als die Gelder der französischen Compagnie zu Ende gegangen, wandte er zuerst sein Privatvermögen auf, dann strengte er seinen Kredit an und suchte dem Gouvernement von Madras nach allen Seiten hin Verlegenheiten zu bereiten; ja er fand sogar unter den bisherigen Verbündeten der Engländer Werkzeuge, welche für ihn in Bengalen und am Hofe zu Delhi das glimmende Feuer schürten. Alles jedoch umsonst! Britanniens Macht war im Steigen; die französische blieb im Niedergange.

Durch die Anstrengungen und unaufhörlichen Aufregungen der letzten Zeit hatte Clive's Gesundheit zusehends gelitten. Von einem heftigen Nervenfieber befallen, ergriff und verzehrte den Leidenden auch noch jene düstere Stimmung, welche sich seiner von Zeit zu Zeit von Neuem wieder bemächtigte. Er beschloß in sein Vaterland zurückzukehren. Aber noch am Vorabend der von ihm bereits bestimmten Abreise erwies er der Compagnie einen Dienst von außerordentlicher Wichtigkeit. Mit undisciplinirtem Gesindel, aus dem er eine Armee zu schaffen verstanden hatte, nahm er die Forts Kovelong und Tschinglepat, letzteres eine der stärksten Festungen in Indien. Jetzt hielt ihn nichts mehr in Indien zurück. Er wählte sich noch eine Lebensgefährtin und trat unmittelbar nach der Hochzeit (1753) mit ihr die Rückreise nach England an.



Auskundschaftung der Niederlassungen am Hugly.

Buch berühmter Kaufleute. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Madras.

2.

Clive war damals 27 Jahre alt, aber bereits nannte ihn sein Vaterland unter den ersten seiner Krieger. Man wußte im India-Hause, was der junge Kapitän seinem Vaterlande geleistet, denn der treffliche Lawrence hatte in Briefen ihn einen „geborenen Soldaten" genannt, welcher eine Armee gleich einem erfahrenen Offizier und mit einer Klugheit, die den Erfolg verbürge, zu führen wisse. Nach seiner Ankunft in England war er längere Zeit der Löwe des Tages. Auf den Gefeierten sah das ganze Land mit Bewunderung und Stolz. Die Direktoren im Ostindia-Hause nannten ihn im Scherz und Ernst nicht anders als ihren „General", obschon er nur Kapitänsrang besaß, und die „Eigenthümer der Ostindiastocks" bezeigten ihm für seine Leistungen ihren Dank in den wärmsten Ausdrücken, indem sie ihm einen mit Diamanten reich besetzten Degen verliehen. Doch mit feinem Zartgefühl erklärte der Held, dieses Zeichen der Erkenntlichkeit nur annehmen zu wollen, falls seinem Waffenbruder Lawrence eine ähnliche Auszeichnung zu Theil würde.

Man kann sich die Aufnahme des jungen Kriegers im Hause seiner Eltern denken! Wollte doch bis zuletzt der alte Gutsherr kaum glauben, daß sein Sohn, in dem er nichts als einen Taugenichts gesehen, derselbe gefeierte Feldherr sei, welcher die glänzenden Thaten in Indien vollbracht! Clive's Verwandte hatten auch alle Ursache, sich seiner Rückkehr zu freuen, denn die beträchtlichen Summen, die von den Beutegeldern auf seinen Antheil gekommen, verwendete er zum Theil

zu Gnusteu derselben, insbesondere darauf, seinen Vater aus Verlegenheiten zu reißen und das Familiengut wieder schuldenfrei zu machen; den Rest aber verthat er sorglos im Laufe von zwei Jahren, indem er auf glänzendem Fuß lebte, Pferde und Equipagen hielt und sich um einen Sitz im Parlament bewarb, das beste Mittel zu jener Zeit, um sich überflüssigen Geldes schnell und sicher zu entledigen. Die Rechtmäßigkeit seiner Wahl sah er jedoch vom Hause ernstlich bestritten. Seiner Hoffnung auf eine hervorragende politische Laufbahn im Vaterlande vor der Hand beraubt, richteten sich die Blicke des nach Thaten dürstenden Mannes wieder Indien zu. Die Compagnie und die Regierung kamen seiner Bewerbung auf das Bereitwilligste entgegen, und der Direktoren-Hof ernannte Clive zum Gouverneur von Fort St. David. Gleichzeitig verlieh ihm der König den Grad eines Oberst-Leutnants in der britischen Armee. So erblicken wir bereits im Jahre 1755 den Helden von Arkot wieder auf dem Wege nach Indien.

Während sich Robert Clive in England aufhielt, hatte der Krieg zwischen den einheimischen Fürsten und ihren Bundesgenossen, den Engländern und Franzosen, seinen weitern Fortgang genommen. Dupleix war es gelungen, ein Bündniß zwischen dem Radschah von Mysore und den Maratten zu Stande zu bringen. Wiederum handelte es sich um Tritschinopoly, um dessen Besitz man von Mai 1753 bis Oktober 1754 sich herumstritt. Der fortwährende Kriegszustand hatte jedoch den Handelsgewinn der englischen und französischen Compagnien gar sehr beeinträchtigt, sodaß dieselben sich wegen Ausgleichung ihrer Differenzen an ihre beiderseitigen Regierungen wendeten, die, wie wir wissen, seit einigen Jahren im Frieden mit einander lebten. Ein Vertrag kam zu Stande, in Folge dessen den Engländern Alles zugestanden ward, was sie nur verlangen konnten, während die Franzosen mehr aufgaben, als billiger Weise zu erwarten stand, unter Anderem ihre Rechte an verschiedenen Theilen der Küste von Koromandel und Orissa. Der schlimmste Verlust, den jedoch der französische Einfluß erlitt, war die Zurückberufung des energischen Dupleix, welcher nach Europa nur geringe Trümmer seines unermeßlichen Vermögens rettete und nach mehrjährigem Prozessiren, erdrückt von Verläumdungen, Kränkungen und Erbärmlichkeiten aller Art, in Armuth und Vergessenheit starb. So lohnte Frankreich die wahrhaft wunderbaren Anstrengungen jenes außerordentlichen Mannes.

Der verabredete Friede trat jedoch im Grunde niemals ein. Vielmehr dauerte der kleine Krieg zwischen den fortwährend sich in den Haaren liegenden indischen Fürsten und ihren französischen und englischen Bundesgenossen fast ununterbrochen fort.

Nur zu sehr deuteten mancherlei Anzeichen darauf hin, daß gar bald wiederum Feindseligkeiten zwischen den alten Widersachern, Frankreich und England, im Anzuge seien. Jedenfalls hatte man in Clive's Person im Nothfalle sogleich den geschickten Befehlshaber bei der Hand, auf dessen Entschlossenheit und erprobte Thatkraft die bedeutendste britische Niederlassung rechnen durfte.

Der erste Dienst, welchen Clive bei seiner Rückkehr nach Indien seinen Gönnern leisten konnte, war die Einnahme des festen Platzes von Gheriah, der auf einem Vorgebirge erbaut und, fast gänzlich von den Wogen des Ozeans umspült, im Osten für uneinnehmbar galt. Dort hauste ein gefürchteter Maratten-

Häuptling, dessen Felsennest und Flotte Clive trotz des furchtlosesten Widerstandes wegnahm. Die zusammengescharrten Schätze des Seeräubers, im Betrage von 150,000 £., fielen in die Hände der Sieger und wurden als gute Beute unter die Theilnehmer an diesem Strauße vertheilt.

Zu jener Zeit besaßen, wie wir wissen, die Franzosen in Bengalen bei Tschandernagore am Hugly eine Niederlassung; weiter am Strom hinauf gelegen, die Holländer eine solche bei Tschinsura, während die Engländer unfern der Mündung des Hugly Fort St. William erbaut hatten, gegenwärtig die Citadelle von Kalkutta. — Die heutige prächtige Hauptstadt der Provinz Bengalen, die vornehmste und volkreichste Stadt und Residenz des Vizekönigs des indobritischen Reiches, welche gegenwärtig von einer Million betriebsamer Hindus, Mohammedaner und Europäer bewohnt ist, zählte damals kaum mehr als tausend Ansiedler. Zwar waren die Engländer schon seit Ausgang des XVII. Jahrhunderts in dem indischen Dorfe Gowindpur ansässig, aus welchem das dermalige Kalkutta entstanden ist; doch hob sich die Stadt eigentlich erst um die Mitte des XVIII. Jahrhunderts, besonders seit Gründung des Fort William. Begünstigt durch ihre Lage im Delta des Ganges am linken Ufer des Hugly oder des westlichen Hauptarmes des heiligen Stromes, nahm sie binnen wenigen Jahrzehnten an Ausdehnung, Wichtigkeit und Reichthum auf ganz außerordentliche Weise zu, so daß sie jetzt unter den reichsten und größten Plätzen Asiens in erster Linie steht.

Die vom Ganges durchströmte gewerbthätige Provinz Bengalen, sammt den wichtigen Nachbarländern Orissa und Berar, regierte damals noch ein Vasall des Hofes von Delhi. Mirza-Mahommed, bekannter als Suradschah-Dowla, wie sich der zwanzigjährige Potentat seit seiner Thronbesteigung selber nannte, war durch Ausschweifungen an Geist und Körper bereits in früher Jugend tief herabgekommen. Selbst unter seinen orientalischen Standesgenossen erscheint er als einer der Verabscheuungswürdigsten, als ein Mensch von brutalen Sitten und erbarmungsloser Selbstsucht.

In Erwartung eines Krieges mit Frankreich hatten sich die Engländer, ohne vorher die Erlaubniß des Ebengenannten eingeholt zu haben, beeilt, ihre Niederlassung am Hugly mit neuen Werken zu versehen. Darüber erboste sich der Nabob. Nicht minder verdrossen ihn die letzten Erfolge der englischen Waffen gegen die Maratten; hierzu trat der Aerger, daß ein reicher Eingeborener, nach dessen Schätzen den Despoten gelüstete, in Kalkutta Schutz gefunden. Alle diese Umstände bildeten den Vorwand, unter welchem Suradschah-Dowla mit einer mächtigen Armee gegen Kossimbazar anrückte (Juni 1756). Hier sowie in Kalkutta bestanden die Beamten meist aus friedliebenden Geschäftsleuten, während zu Madras die Diener der Englisch-ostindischen Gesellschaft in Folge der Entwürfe des unruhigen Dupleix Staatsmänner und Krieger geworden waren. Kein Wunder, wenn die herannahende Gefahr an beiden Orten Schrecken und Verwirrung hervorrief. Der Gouverneur in Fort William, schon geängstigt durch den Ruf, welcher dem grausamen Suradschah-Dowla vorausging, machte sich stracks aus dem Staube und der Militärkommandant folgte dem gegebenen rühmlichen Beispiele. Die Faktorei Kossimbazar ergab sich ohne Gegenwehr, und

auch Fort William, zu dessen Vertheidigung nur 60 Mann europäischer Soldaten bei der Hand waren, fiel nach kurzem Widerstand in die Hände des Nabob, der sammt seinem prunkenden Gefolge das Hauptgebäude der Faktorei zum Wohnsitz sich erkor. Nachdem der Subahdar seinen Zorn gegen die in seine Hände gefallenen Engländer ausgelassen, jedoch ihr Leben zu schonen versprochen, begab sich derselbe zur Ruhe.

Die Zahl der Gefangenen betrug 146. Es war zur Zeit der Sommer-Sonnenwende, wo die unerträgliche Hitze selbst den Eingeborenen beschwerlich wird und nur einen Aufenthalt in luftigen, hohen Hallen unter beständigem Fächerwehen erträglich macht. Die Gefangenen waren unter den Schutz von Wachen gestellt oder vielmehr deren Gnade überlassen worden. Diese gefühllose Soldateska glaubte am raschesten der Aufsicht über die einzelnen Europäer enthoben zu sein, wenn sie die ganze Schaar sammt und sonders in dem engen Gewahrsam des Platzes, der berüchtigten „schwarzen Höhle“, unterbrachte. Dieser schmuzige, nicht viel über 20 Quadratfuß umfassende Kerkerraum reichte jedoch kaum für ein Dutzend Menschen aus. Vom Wechsel der Atmosphäre konnte in einem solchen Loche schwerlich die Rede sein und in der That gestatteten nur wenige schmale Oeffnungen den Zutritt der frischen Luft. In solch' jammervollen Aufenthaltsort wurden nun sämmtliche 146 Gefangene ohne Gnade und Barmherzigkeit eingepfercht, indem die Spitze von Schwert und Lanze dort nachhalf, wo man geneigt schien, den Einfall der Barbaren für einen grausamen Scherz zu halten. Es war jedoch bitterer Ernst. Endlich hatte man auch den letzten Mann eingezwängt. Vergebens flehten die dem qualvollsten Tode Preisgegebenen um Schonung; vergebens boten sie ihren verthierten Wächtern reiches Lösegeld. Die Antwort blieb immer dieselbe. Zur Freilassung sei, so hieß es, ein Befehl des Nabob erforderlich, und diesen in seinem Schlafe zu stören, wäre lebensgefährlich. Endlich erbarmte sich ein Hindukorporal der Wehklagenden, indem er einige Schläuche Wasser an die Fensterluke bringen ließ. Ein schonungsloser Kampf entspann sich nun um die Plätze an dem schmalen Luftloch. Der Kräftigere trat den Schwächern nieder. Die in der schnell verpesteten Höhle Eingeschlossenen geriethen in Verzweiflung. Die Hitze, welche die Zunge an den Gaumen kleben machte, versetzte die Eingekerkerten in einen Zustand von Raserei. Schmerzensrufe und wildes Aufschreien ertönten, darauf dumpfes Todesröcheln. Dazwischen hinein markerschütternd hier flehentliche Gebete zu Gott um baldigen Tod, dort schauerliche Verwünschungen. Diejenigen, welche sich der Thüre nähern konnten, beschworen die Wachen, man möge unter sie feuern, damit ihrer weniger würden. An diesen schrecklichen Scenen weideten sich die Unmenschen draußen vor den Gittern und jauchzten vor Behagen, je gräßlicher der Kampf der Opfer unter sich selbst wurde. Endlich erstarb das Gewimmer. Ziehen wir einen Schleier über die Gräuel einer einzigen Nacht. Der Tag brach an. Der Nabob hatte seine Schwelgerei ausgeschlafen. Die Thür durfte geöffnet werden. Ueber einen Haufen von Todten entstiegen nur 23 grauenvolle Gestalten, eine bleicher und entstellter als die andere, dem verpesteten Leichenhause. Aber der grausame Urheber dieses Jammers erwies auch den wenigen Ueberlebenden keine Theilnahme. Nur Diejenigen, von denen nichts zu erlangen war, erhielten

Erlaubniß, sich zu entfernen; für Jene aber, denen sich noch Etwas abpressen ließ, hielt der Tyrann neue Grausamkeiten in Bereitschaft. Nur auf die Fürsprache der Wittwe Aliverdi's erlangte endlich auch der Rest der Mißhandelten die Freilassung. Der einzigen Engländerin, welche diese Nacht überlebte, ward ein Unterkommen in dem Harem des Nabob zu Murschidabad ausgewirkt.

Ein Schrei des Entsetzens ging durch die Niederlassungen der Engländer. Doch nur kurze Zeit dauerte die Bestürzung und Verwirrung. Ueberall erscholl der Ruf nach Rache. Noch waren nicht zweimal 24 Stunden seit Eingang der Nachricht in Madras verflossen und bereits traf man Anstalten zu einer Expedition nach Bengalen. Clive trat an die Spitze der Landtruppen, bestehend aus 900 Mann Engländern und 1500 Mann Sepoys; die Flotte geleitete der königliche Admiral Watson nach dem Hugly. Inzwischen schwelgte der brutale Suradschah-Dowla in seinem Palast zu Murschidabad in eingebildeter Sicherheit, aus welcher er sich nicht eher aufrütteln ließ, als bis man anfing, die Engländer recht zu vermissen. Die fürstlichen Einkünfte sanken zusehends in Folge des unterbrochenen Handels und keiner der Minister wußte zu helfen. Der Nabob dachte gerade daran, Frieden mit seinen Lehnsleuten zu machen, als gegen Ende November die Nachricht vom Vorrücken der englischen Seemacht eintraf.

Unverweilt setzte er sich mit seinen Truppen in der Richtung nach Kalkutta in Bewegung. Unterwegs traf ihn jedoch die Nachricht, daß die Engländer ihm schon entgegen marschirten. Clive hatte den Feldzug mit seiner gewöhnlichen Entschlossenheit und Raschheit begonnen, ohne Säumen Fort William und Kalkutta wieder in seine Gewalt gebracht und sich dann gegen den Tyrannen gewendet, der solch' schauerliche Blutschuld auf sich geladen. Die Zuversicht des Feiglings war unterdessen gänzlich gewichen; er bot die Hand zum Frieden, indem er versprach, die englische Faktorei wieder herzustellen und das Geraubte herauszugeben. Clive hatte jedoch den Krieg beschlossen und hielt nach dem Vorangegangenen eine Verständigung mit dem Suradschah-Dowla für unehrenhaft. Anders dachten seine Vorgesetzten. Der Ausgang des Kampfes war unsicher; bereits regten sich die Franzosen in dem benachbarten Tschandernagore und auch von Madras aus drängte man auf Rückkehr der Flotte, da in Folge des in Europa wieder ausgebrochenen Krieges neue Gefahren drohten. Dem gegenüber erschienen die Versprechungen des Nabob um so annehmbarer. Clive gab nach und schloß ein Uebereinkommen ab, wodurch der Subahdar versprach, die Compagnie völlig schadlos zu halten. Er gewährte derselben fernerhin Zollfreiheit für gewisse Güter und außerdem den Besitz von 38 streitigen Dörfern. Während dieses vor sich ging, hatte sich jedoch der Nabob auch in Unterhandlungen mit den Franzosen eingelassen. Davon unterrichtet, beschlossen die Engländer, einen entscheidenden Schlag auszuführen. Sofort ward der Angriff auf die französische Niederlassung ins Werk gesetzt, bevor noch die erwarteten Verstärkungen eingetroffen sein konnten. Der Erfolg der gemeinsamen Unternehmung unter Clive und Watson war eben so rasch wie vollständig. Tritschinopoly fiel. Die ganze Artillerie des Platzes und reiche Vorräthe geriethen in die Hände der Engländer, ebenso eine große Anzahl Gefangener, darunter 800 Mann europäischer Truppen.

Nichtsdestoweniger setzte Suradschah-Dowla seine Beziehungen zu den Franzosen fort. Etwas mußte geschehen, zumal der französische General Bussy Miene machte, sich Kalkutta zu nähern. Darüber gerieth eigenthümlicher Weise der Nabob noch mehr in Unruhe und Schwanken. Bald beschwor er die Franzosen, ihm rascher zu Hülfe zu eilen, bald suchte er Clive in der blumenreichen Sprache der Orientalen für sich zu gewinnen. Und hier kommen wir nun zu dem unglücklichen Falle, wodurch dem glänzenden Ruhm Clive's ein recht häßlicher Flecken beigebracht worden ist.



Omichund bei Dschaffier-Khan.

Zur Unterhandlung mit dem Nabob hatte man sich eines der reichsten und gewandtesten der eingeborenen Kaufleute Kalkutta's bedient. Omichund, der in Folge der Expedition des Nabob ansehnliche Verluste erlitten, trachtete darnach, solche so rasch als möglich wieder auszugleichen. Es fehlte dem schlauen Hindu weder an Einfluß und den rechten Verbindungen am Hofe des Nabob, noch an den seinem Stamme eigenthümlichen Gaben: Käuflichkeit, Habgier, Knechtssinn neben Ausdauer und schneller Auffassung. Durch diesen in den Schlichen der asiatischen Höfe wohlerfahrenen Intriganten hoffte man nun hinter die Winkelzüge des Suradschah-Dowla zu kommen und zugleich Kenntniß von alledem zu erlangen, was zu Murschidabad vorging.

Aus seinem Zustande von Unschlüssigkeit und Schwanken vermochte sich der den niedrigsten Ausschweifungen verfallene Nabob nicht zu erheben. Voll Ver-

achtung blickten die stolzen Muselmänner wie die geschmeidigen Hindus auf das Gebahren ihres charakterlosen Gebieters. Bald ward die Unzufriedenheit allgemein. Es bildete sich gegen den unfähigen Regenten ein Komplot, an dessen Spitze einer der Verwandten des Nabob, Mir-Dschaffier, der oberste Befehlshaber der vizeköniglichen Truppen, trat. Die Verschwörer suchten den Beistand des Rathes in Kalkutta nach, welch' letzterer sich auf Clive's beharrliches Zureden wirklich mit Mir-Dschaffier in Beziehungen einließ. Die Verbindung zwischen dem verrätherischen Würdenträger und den englischen Agenten unterhielt nun gleichfalls der obengenannte Omichund, von welchem man sich wohl versehen durfte, daß derselbe beflissen sei, nach beiden Seiten hin seinen Vortheil zu suchen. Und nun begann ein widerwärtiges Doppelspiel, für welches der Rechtlichkeitssinn höchstens die Entschuldigung zulassen durfte, daß das Staatsinteresse es erheischen könne, ausgemachten Schurken mit denselben Waffen beizukommen, die sie im Stande sind, selbst gegen Solche anzuwenden, deren Freunde sie sich nennen.

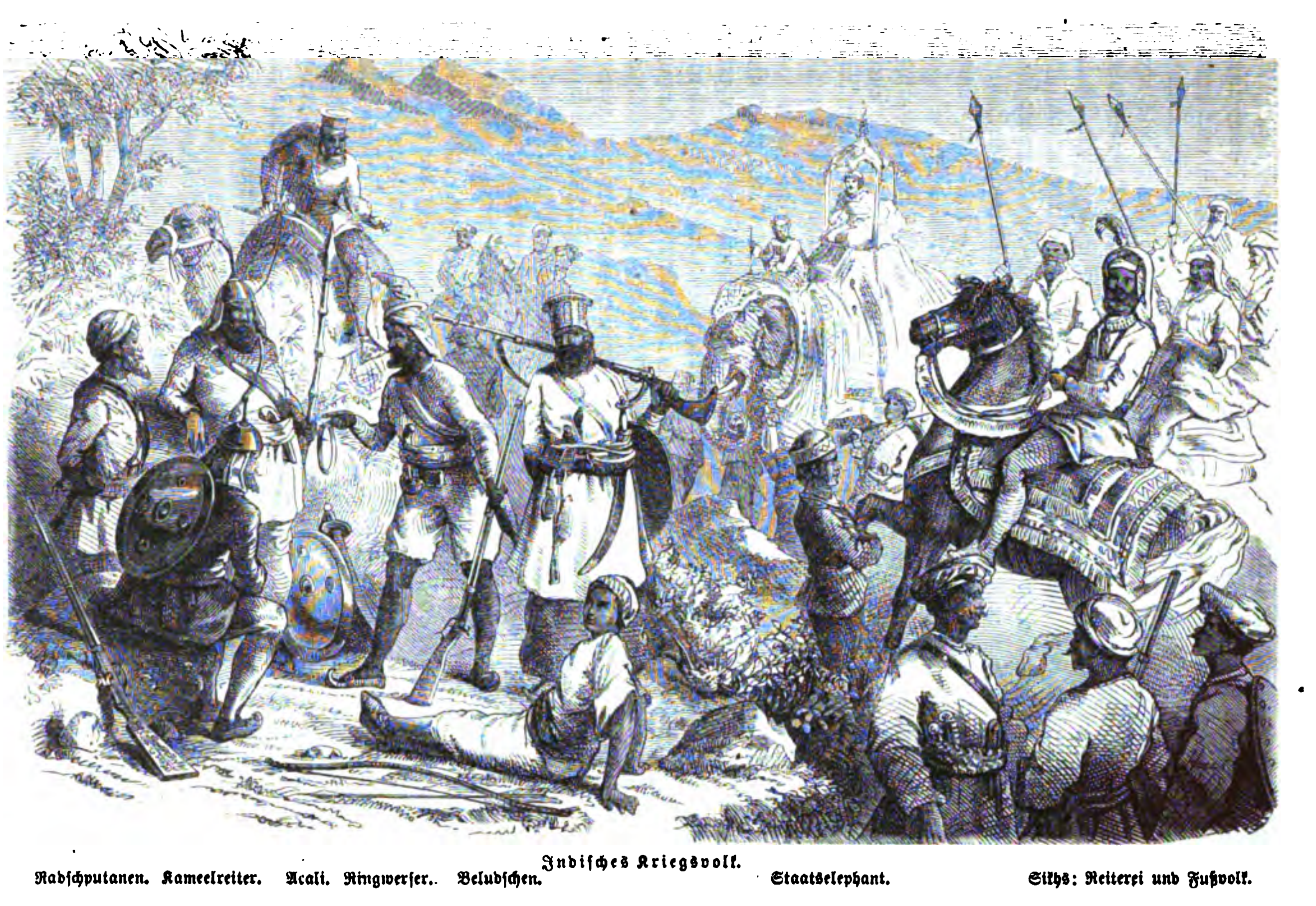
Die geheimen Unterhandlungen führten zu einem Abkommen, demgemäß sich die Engländer bereit erklärten, den Suradschah-Dowla absetzen zu helfen und Mir-Dschaffier den Thron von Bengalen zu verschaffen. Als Entschädigung versprach Mir-Dschaffier alles Land um Kalkutta bis zum Kulpi als Lehen, Preisgebung der französischen Niederlassungen in Bengalen, sowie der Compagnie und ihren Dienern reiches Entgelt, dem Heer wie der Flotte Beute in Ueberfluß.

Doch während diese Versicherungen gegeben und bestens acceptirt wurden, brachte ein Courier dem Nabob gleichzeitig die Anzeige, daß Clive ein Bündniß mit den Maratten, die den Engländern mit 150,000 Mann hatten zu Hülfe kommen wollen, abgelehnt. Dem folgte bald nachher ein zweites Beruhigungsschreiben, als zu den Ohren des Verrathenen Argwohn erweckende Gerüchte Eingang gefunden hatten. Das Spiel ward jetzt höchst gefährlich. Die sämmtlichen Fäden der Intrigue hielt Omichund in der Hand, welchem man reiche Entschädigung für seine Mitwirkung versprochen, und den Werth seines Beistandes kannte der schlaue Unterhändler gar wohl. Als die Sache für beide Theile am gefährlichsten stand, verlangte der Ränkeschmied keinen geringeren Preis, als 300,000 £. für seine Verschwiegenheit und fortgesetzten Bemühungen. Als Mann von Vorsicht bestand er zugleich darauf, seine Ansprüche festgestellt zu sehen, vermittelst eines Artikels, welcher in den Vertrag zwischen Mir-Dschaffier und den Engländern eingefügt werden sollte. Da er sich nicht eher zufrieden geben wollte, als bis er das ihm gemachte Zugeständniß mit eigenen Augen erfüllt gesehen, so griff Clive zu einem Auskunftsmittel, das ihm mit allem Grund zum Vorwurf gemacht worden ist. Ihm dünkte die Forderung des unverschämten Hindu viel zu hoch, und dennoch war der Mann nicht zu entbehren. Man half sich nach Weise der Eingebornen durch einen Betrug. Das Comité ließ nämlich zwei Verträge ausfertigen, einen auf weißem, einen anderen auf rothem Papier. Der erstere war der echte, d. h. in ihm fehlte die Erwähnung der dem Omichund gemachten Zugeständnisse; der zweite, dazu bestimmt, dem schurkischen Unterhändler vorgelegt zu werden, war unecht und enthielt die verabredete Bestimmung zu dessen Gunsten. Es entstand jedoch eine weitere Schwierigkeit. Die Art und Weise, wie Clive auch damit fertig wurde, hat seinen Landsleuten am meisten

mißfallen. Uns scheint, der ganze Handel vom Anbeginn bis zu seinem Ende sei eines sonst so hochsinnigen Mannes wie Clive unwürdig gewesen. Derselben Meinung muß auch Admiral Watson gewesen zu sein, als er sich weigerte, seinen Namen dem falschen Vertrage hinzuzufügen. Der Mangel der Unterschrift einer so wichtigen Person würde jedoch den Verdacht Omichund's erweckt und das Gelingen des betrügerischen Spiels in Frage gestellt haben. Auch jetzt wußte das Comité sich zu helfen — man fälschte den Namenszug des Admirals. Nun war Alles in Ordnung. Der englische Feldherr setzte sich mit seiner Armee in Bewegung und der Ton in seinen Briefen an den Nabob wurde ein ganz anderer. Suradschah-Dowla ahnte das heranziehende Ungewitter und rückte mit seiner ganzen Macht auf seinen Gegner los. Man hatte unter den Verschworenen verabredet, daß Mir-Dschaffier sich von seinem Oberherrn trennen und mit seinem Heerestheil zu Clive übergehen sollte. Wiewol der Nabob mittlerweile bis wenige Meilen vor Plassey vorgerückt war, zögerte der zweideutige Mir-Dschaffier noch immer, seinem Versprechen nachzukommen, vielmehr wich er den ernsten Mahnungen selbst noch im entscheidenden Augenblicke aus. Der englische Generalissimus mußte unter solchen Umständen alles Vertrauen in die Aufrichtigkeit und den Muth seines Verbündeten verlieren; er sah sich in der That auf sich allein angewiesen. Die Gefahr des Augenblicks drängte und lagerte wie ein Alp selbst auf den Seelen der Beherztesten. Der zusammengerufene Kriegsrath sprach sich gegen ein Treffen aus. Clive selbst blieb über eine Stunde unschlüssig. In tiefem Nachdenken verweilte er unter dem Schatten riesiger Bäume. Dann erhob er sich rasch; er war mit sich und dem Schlachtplan für den nächsten Tag im Reinen.

Man behauptet, der englische Feldherr habe während dieser Zeit Nachrichten von Mir-Dschaffier sammt dem guten Rath empfangen, das feindliche Lager ungesäumt anzugreifen. Denn Suradschah-Dowla habe kein Vertrauen zu seiner Armee und diese keines zu ihm. Dennoch war es ein außerordentliches Wagniß, mit etwas mehr als 3000 Mann den Kampf mit einem Heere von 60,000 aufzunehmen; dies hieß geradezu Alles auf's Spiel setzen, um Alles zu gewinnen. Doch der Fluß, der vor den Engländern lag, und über welchen sie, wenn die Sache übel ablief, nicht wieder zurückkehren konnten, sollte am Morgen des 26. Juni 1757 überschritten werden.

Die denkwürdige Schlacht von Plassey entschied das Schicksal Indiens. Auf der feindlichen Seite mehr als 40,000 Mann Fußtruppen: Mohammedaner und Hindu, Afghanen, Beludschen, Sikhs, Maratten, Radschputanen u. s. w., bewaffnet mit Feuergewehr, Piken, Schwertern, Bogen und Pfeilen, Wurfringen und Schleudern, über die weite Ebene sich hinziehend, unterstützt durch 50 Geschütze stärksten Kalibers, von denen jedes durch ein langes Gespann weißer Ochsen vorn gezogen und hinten von Elephanten geschoben wurde; dazu 15,000 Mann Reiter — fürwahr eine furchtbare Uebermacht. Daß ihm ein nicht zu verachtender Feind entgegenstehe, erkannte Clive's geübtes Auge sofort, als er am frühen Morgen des merkwürdigen Schlachttages sich in Betreff der Stellung seines Gegners orientirte. Der zwanzigfachen Uebermacht konnte er jetzt nur 3000 Mann entgegenstellen, aber unter ihnen befanden sich 1000 Engländer und die kleine, in europäischer Kriegszucht geschulte Armee wurde von zuverlässigen englischen Offizieren geführt.



Indisches Kriegsvolk.

Radschputanen. Kameelreiter. Acali. Ringwerfer.. Beludschen. Staatselephant. Sikhs: Reiterei und Fußvolk.

In erster Reihe standen die tapferen Männer des 39. britischen Regiments, welches noch heute den stolzen Namen von Plassey auf seinen Fahnen führt. Seine Uebermacht an schwer lenkbaren Feldstücken brachte dem Nabob keinen Vortheil, während die Engländer von ihren weit leichteren und daher viel beweglicheren neuen Haubitzen einen sehr wirksamen Gebrauch machten. Die Schlacht begann. Für Clive erwies sich die Kriegserfahrung seines Unter-Befehlshabers Eyre Coote als eine vorzügliche Stütze. Das feindliche Heer dagegen wurde schon sehr bald in Folge des Todes einiger der höchsten und tüchtigsten Offiziere von harten und entscheidenden Verlusten betroffen. Die Haltung orientalischer Truppen ist allein von dem Beispiel ihrer Führer abhängig: wanken oder fallen diese, so ist auch die Kampflust jener dahin und bei aller Uebermacht an Zahl stetes Zurückweichen oder regellose Flucht unausbleibliche Folge. Suradschah-Dowla kannte diese Eigenheit seiner Krieger nur zu wohl und gerieth daher, als bald nach Beginn des Kampfes sein treuester und tüchtigster General, Mudur-Khan, durch eine Kanonenkugel um's Leben kam, in die äußerste Besorgniß. Diesen Augenblick benutzte Mir-Dschaffier und rieth, bei Zeiten an einen geordneten Rückzug zu denken. Unterdessen hatte sich die eingerissene Unordnung auch schon über einen guten Theil der Heerhaufen des Nabob verbreitet.

Die Verschwornen drangen nun in ihren rathlosen Gebieter, sein ganzes Heer nicht auf's Spiel zu setzen, sondern lieber auf dessen Rettung Bedacht zu nehmen, was in der That voreilig genug angeordnet wurde. Diesen Augenblick benutzend, fiel Clive mit seiner gesammten Macht, als drüben Alles durcheinander ging und ein Heertheil dem andern den Weg vertrat, über den überraschten Feind mit vernichtenden Schlägen her. Nur die kleine Schaar französischer Bundesgenossen wagte es, den Engländern die Stirn zu bieten, wurde jedoch in den Strom der Flucht mit hineingerissen. In einer Stunde war ein glänzender Sieg errungen, die Armee des Suradschah-Dowla in alle Winde zerstreut; sein Lager, sein Geschütz und ein unabsehbarer Wagentroß waren dem Sieger in die Hände gefallen. Der Gewinn eines großen und bevölkerten Reiches, viel größer als Großbritannien selbst, kostete der Ostindischen Compagnie kaum mehr als 70 Mann.

Mir-Dschaffier hatte den Engländern während des Kampfes und auch nachher keinen ernstlichen Beistand geleistet. Mit Recht konnte er eine scharfe Ahndung seiner Treulosigkeit erwarten. Er suchte sich deshalb am nächsten Morgen bei Clive so gut wie möglich zu entschuldigen. Sein Erstaunen schien nicht geringer wie seine Schuld, als der englische Generalissimus den Betroffenen statt aller Vorwürfe freundschaftlichst umarmte und ihn als Nabob der drei großen Provinzen Bengalen, Berar und Orissa begrüßte.

Suradschah-Dowla war so schnell geflohen, als ein leichtfüßiges Kameel ihn zu tragen vermochte. Er hatte sich nur wenig Stunden zu Murschidabad aufgehalten und, ohne einen Entschluß fassen zu können, verkleidet und mit seinen Juwelen beladen, auf einem Fahrzeug nach Patna eingeschifft. Etliche Tage darauf rückte Clive in die Residenz des Flüchtigen ein und vollzog alsbald die feierliche Erhebung Mir-Dschaffier's gemäß dem Gebrauche des Ostens. Jetzt kam auch Omichund zum Vorschein, in der Meinung, seine Belohnung wohl verdient zu haben. Der Vertrag auf weißem Papier ward hervorgebracht und verlesen.

Der Schrecken des Hindu läßt sich nicht beschreiben, als alle Punkte zur Sprache gekommen, ohne daß irgendwo von ihm die Rede gewesen wäre. „Das kann unmöglich der richtige Vertrag sein", bemerkte er; „derjenige, welchen ich gesehen habe, war auf rothem Papier ausgefertigt." „Mag sein," entgegnete Clive mit kühlem Gleichmuth, „aber dieser hier ist auf weißem Papier geschrieben." Und ohne ein weiteres Wort an den Betrogenen zu verlieren, wendete er sich zu Scrafton, welcher der Sprache der Eingeborenen mächtig war, indem er zu diesem sagte: „Es scheint nunmehr an der Zeit, Omichund zu enttäuschen." Der Angeredete gab dem Winke sofort Folge, indem er mit dürren Worten äußerte: „Omichund, der rothe Vertrag ist falsch; Ihr bekommt nichts." Da sank der arme Hintergangene ohnmächtig in die Arme seiner Begleiter. Sie schafften ihn nach Hause, wo er mehrere Stunden lang in Betäubung liegen blieb. Noch einmal machte er, wenige Tage darauf, den Versuch, Clive umzustimmen. Doch dieser rieth ihm einfach, eine Pilgerfahrt anzutreten. Der betrogene Betrüger folgte zwar dem Rath, kehrte aber mit zerrüttetem Geiste zurück und fiel nach und nach in völligen Blödsinn, die Reste seines Vermögens in kindischen Spielereien verschleudernd. Er starb bereits ein Jahr darauf.

Wir sind der Meinung, daß Aufrichtigkeit und Rechtlichkeit auch in politischen Dingen die beste Politik sei. Wie weit diese Wahrheit sich unter allen Umständen auch auf Indiens Verhältnisse anwenden lasse, darüber gehen die Meinungen Anderer, ja selbst der ersten Geschichtschreiber, noch heute auseinander. Macaulay spricht sich in unserem Sinne dahin aus, daß die wunderbare Gewalt und Stärke, welche das britische Inselreich zum Siege in Asien, Amerika und in anderen Theilen der Welt geführt, darauf beruhe, daß man dem einfachen Worte seiner Abgesandten mehr Vertrauen habe schenken dürfen, als den bestverbrieftesten Versprechungen asiatischer und anderer Machthaber.

Er sagt: Jeder gemeine Sepoy wußte recht wohl, daß das Versprechen der Compagnie gehalten ward. Er ist heute noch der unerschütterlichen Zuversicht, daß ihm, wenn er auch hundert Jahre lebte, sein Reis und Salz so sicher sind, wie der fürstliche Gehalt dem General-Gouverneur. Aber der Eingeborene wußte auch und weiß es noch, daß es keinen Staat in jenen weiten Reichen gab, der ihn nicht in den meisten Fällen und den feierlichsten Gelübden zum Trotz Hungers sterben ließe, sobald der Kriegsknecht aufgehört habe, brauchbar zu sein. Und wie sich dort das gegebene Wort als die beste Politik erwiesen, so meint Macaulay, würden wol ehrliche Mittel in dem vorliegenden Falle gleichfalls ausgereicht haben.

Omichund war leider nicht das einzige Opfer der durchgesetzten, folgereichen Umwälzung. Der elende Suradschah-Dowla, eingefangen und vor Mir-Dschaffier gebracht, erlitt insgeheim, noch nicht 20 Jahre alt, nach vierzehnmonatlichem Schalten und Walten den Tod. Die Engländer sind für diese That, welche man dem grausamen Sohne Mir-Dschaffier's zur Last legt, nicht verantwortlich.

Im Ueberfluß ergossen sich nunmehr Schätze aller Art auf die Compagnie und deren Diener. Schon allein eine Summe von 800,000 £., gemünzt in Silber, konnte man in den Kasematten des Fort William bergen. Dem englischen Kriegshauptmann öffneten sich die Pforten zu den Schatzkammern Bengalens, in denen nach dem Gebrauche indischer Fürsten, und damals mehr noch als später, kaum

übersehbare Kleinodien und Massen von Gold- und Silbermünzen aufgehäuft lagen. Darunter fanden sich in Menge Goldgulden und Byzantiner, womit die Venetianer schon Jahrhunderte vorher, bevor noch ein europäisches Schiff das Kap der guten Hoffnung umsegelt, die vielbegehrten Stoffe und Spezereien des Ostens erkauft hatten.

Clive brauchte in diesen Haufen von Gold und Silber, Rubinen und Diamanten nur hineinzugreifen. Er begnügte sich damit, aus den Händen des neuen Nabob eine Summe von $^1/_4$ Million £. anzunehmen, aus welchem reichen Beutegewinn der General kein Hehl machte. Denjenigen, welche später Clive die Art und Weise zum Vorwurf machten, wie er zu seinem, vorzüglich aus jener Zeit herrührenden Reichthume gekommen, ist sicherlich die Verführung in so lockender Gestalt nie entgegengetreten. Kaum einer von den Hunderten seiner Ankläger würde an seiner Stelle dieselbe Selbstbeherrschung gezeigt haben, wenn er sich Gebieter über die Schatzkammer von Murschidabad hätte nennen dürfen.

Mir-Dschaffier, durch die Gewalt der Waffen auf den Thron erhoben, konnte sich nur durch Waffengewalt behaupten. Dazu besaß er keine hervorragenden Herrschergaben oder Tugenden, welche die Weise vergessen machen konnten, wie er auf den Thron gelangt; sein Sohn Miram unterschied sich in Bezug auf Leidenschaften und Versunkenheit in Nichts von dem bisherigen Nabob. Nur das Talent und das Ansehen eines Clive konnten die schwankende Regierung aufrecht erhalten. Und in der That zeigte Letzterer sich dieser Aufgabe völlig gewachsen. Auch die einsichtsvolleren Mitglieder der obersten Verwaltung gaben damals dem thatkräftigen Manne einen außerordentlichen Beweis von Werthschätzung, indem der Rath der Zehner, in dessen Händen die Vertretung der Interessen der Ostindischen Compagnie lag, Clive bald nach der Schlacht von Plassey zur Uebernahme der obersten Gewalt einlud, nachdem kurz vorher wichtige, aber durchaus unzweckmäßige Veränderungen in der Regierung der Präsidentschaft von Bengalen vom Direktorenhof zu London angeordnet worden waren.

Eigenthümlicher Weise und um die Sache noch schlimmer zu gestalten, hatte man in dem neuen Organismus dem Sieger von Plassey keinen Platz angewiesen. Kaum langte jedoch die Nachricht von den glänzenden Thaten des englischen Feldherrn im Ostindia-Hause an, als man sich beeilte, unter Verdankung und Anerkennung des Geschehenen, die Unterlassungssünde wieder gut zu machen, indem man Clive zum Gouverneur von Bengalen bestellte.

Weitere Erfolge der englischen Waffen im Süden erhoben die Gewalt des neuen Statthalters zu einer schrankenlosen; sie überstieg selbst den Einfluß bedeutend, welchen der talentvolle Dupleix in den Tagen seines Glücks je besessen. Mir-Dschaffier bezeigte seinem Schutzherrn eine sklavische Verehrung. Europäer und Eingeborene lagen gleichmäßig zu des Gewaltigen Füßen. Ein Häuptling, der als bekannter Spaßmacher des Nabob diesem gegenüber sich schon etwas herausnehmen durfte, antwortete auf den Vorwurf, daß er dem englischen Regenten nicht die nöthige Ehrfurcht erwiesen: „Was? Ich den General beleidigen? Ich, der ich keinen Morgen aufstehe, ohne drei tiefe Bücklinge vor seinem Esel zu machen!"

Die Gerechtigkeit gebietet zu sagen, daß Clive seine außerordentliche Machtstellung geschickt und nur zum Vortheile seines Vaterlandes ausnützte.

Auch verließ ihn nicht das oft so treulose Glück: die von ihm nach dem nördlichen Karnatik ausgesandte Expedition krönte ein glänzender Erfolg.

Der Versuch der Franzosen, Tritschinopoly zu entsetzen, war fehlgeschlagen, dagegen erzwang ein französisches Geschwader, das am 28. April 1758 auf der Rhede von Fort St. David erschien und Verstärkungen mit dem neuen Statthalter der französischen Besitzungen in Indien, Graf Lally-Tollendal, herangeführt hatte, die Uebergabe jenes wichtigen Punktes, sowie der kürzlich erst erlangten Feste Dewikottah. Um die vor Tritschinopoly erlittene Schlappe wieder auszuwischen, führte nun Lally seine Truppen gegen Arkot, in dessen Besitz er sich setzte. Von hier aus schritt er zur Belagerung von Madras vor, das jedoch der inzwischen wieder zurückgekehrte Lawrence mit solchem Glück vertheidigte, daß der Feind sich genöthigt sah, nach zwei Monaten die Belagerung mit Hinterlassung von 52 Kanonen und 100 Fässern Pulver aufzuheben. Mittlerweile war den Engländern Masulipatam wieder in die Hände gefallen und durch den unermüdlichen, gleichfalls zurückgekehrten Eyre Coote die Eroberung von Wandiwasch vollbracht (Jan. 1760), und nach dieser glücklichen Waffenthat Lally auf der Ebene, die sich vor dem zusammengeschossenen Fort hinzieht, auf's Haupt geschlagen worden. Durch den entscheidenden Sieg bei Wandiwasch fiel den Engländern das französische Lager sammt 24 Geschützen, großen Vorräthen an Munition u. s. w. in die Hände. Binnen wenigen Wochen befanden sich alle wichtigen Plätze in ihrem Besitz. Ponditschery war der einzige Platz, den die Franzosen noch inne hatten. Bald stand die englische Armee auch vor dieser Stadt, deren Einschließung allerdings, da es sich um Besetzung eines Flächenraumes von 7 englischen Meilen handelte, Mühe genug verursachte. Der bewährte Kriegsheld Coote, sowie Oberst Monson und nach dessen Verwundung wieder der Sieger von Wandiwasch versuchten ihr Heil; doch dauerte es vom 21. Mai 1758 bis zum 18. Januar 1761, ehe es den vereinigten Anstrengungen der Engländer zu Lande und zu Wasser gelang, die englische Flagge auf den Batterien der französischen Hauptniederlassung aufzupflanzen, welche Lally-Tollendal auf's tapferste vertheidigte. Nun besaßen die Franzosen nichts mehr auf dem Boden der Halbinsel, als ihre Faktoreien zu Calicut und Surate. Nach der Eroberung von Ponditschery sah sich Lally genöthigt, nach Frankreich zurückzukehren. Das Ministerium und die Französisch-ostindische Compagnie, welche ihn so schlecht unterstützt hatten, beschlossen, den unglücklichen Statthalter zum Sündenbock ihrer eigenen Versäumnisse zu machen. Wie vormals gegen den tüchtigen Dupleix, so erhoben sich auch gegen ihn Beschuldigungen; er ward in einen elenden Kerker der Bastille geworfen und schließlich vom Parlament von Paris zum Tode verurtheilt. Man führte das Opfer niedriger Ränke auf einem Düngerkarren nach dem Grève-Platz, wo sein Haupt am 9. Mai 1766 fiel. — Voltaire erhob sich gegen diesen mit „dem Schwerte der Gerechtigkeit vollführten Mord“ und erlangte die Freisprechung des Hingerichteten, dessen Sohn, Marquis Gerard Lally-Tollendal, den Tod des Vaters rächte. Er ward als Vertreter des dritten Standes ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung, den Despotismus, der jenes Verbrechen verschuldet, stürzen zu helfen.

Während noch ein beträchtlicher Theil der englischen Kriegsmacht im Südosten beschäftigt war, zog eine andere Gefahr von Nordwesten heran.

Im Palast des Großmogul zu Delhi sowol, wie auch an den Höfen seiner Vizekönige und deren Statthalter, hörten im Grunde die Streitigkeiten um die Gewalt und beziehentlich um die Erbfolge niemals auf. Kein Wunder, — denn die Thronfolge pflegt in den indischen Fürstenhäusern fast nie, weder mit Rücksicht auf das Erstgeburtsrecht noch durch sonstige Bestimmungen, zum Vornherein geregelt zu sein. So viel Söhne, Enkel, Neffen und andere Seitenverwandte beim Ableben eines orientalischen Potentaten vorhanden sind, eben so viel Prätendenten erheben meist auch Ansprüche an den Thron und sind geneigt, solche durch alle Mittel der Gewalt, der List und des Verrathes durchzusetzen.

Schah Sada, ältester Sohn des Großmogul Schah Ahmed, müde der Abhängigkeit, in welcher der allmächtige Wesier Ghasi-Eddin die kaiserliche Familie hielt, war mit seinem Vater zerfallen und zu Anfang des Jahres 1759 aus dem Kaiserpalaste zu Delhi entflohen. Mächtige Dynasten, unter Anderen der Nabob-Wesier von Audh, zeigten Geneigtheit, dem unruhigen Manne die Hand zu reichen. Eine Armee von 40,000 Mann, Maratten, Rohillas, Dschauds und Afghanen, sammelten sich um seine Fahnen, als er ihnen die Aussicht eröffnete, sie in die reichen Ebenen von Bengalen zu führen, um in Behar seine eigene Autorität aufzurichten. Mir-Dschaffier, der sich in Folge des Benehmens seines eigenen Sohnes Miram ohnehin nicht sicher fühlte, gerieth jetzt in Schrecken und Besorgniß. Der erste Ausweg, welcher ihm beifiel, durch beträchtliche Geldopfer mit dem Schah sich abzufinden, fand die Billigung des Gouverneurs nicht. Derselbe versicherte vielmehr seinem Schützling, daß die Engländer Diejenigen, deren Freunde sie einmal seien, nicht so leicht im Stiche ließen und daß sie auch seine Sache nicht verlassen würden. Clive hielt Wort. Mit 450 Europäern und 2500 Sepoys jagte er die ganze bunt zusammengewürfelte Armee des Kaisersohnes und seiner Bundesgenossen in die Flucht, oder besser gesagt, die indischen Heldenschaaren liefen auseinander und zerstreuten sich, sobald sich nur die englische Vorhut zeigte. In wenigen Tagen war die drückende Besorgniß, welche an dem Hofe von Murschidabad herrschte, vor dem Schrecken des britischen Namens dahingeschwunden. Der glückliche Sieger kehrte im Triumph nach Fort William zurück. Nun strömten von Neuem Ehren und Belohnungen über den glücklich gepriesenen Mann herab. Der indische Oberherr verlieh ihm den Titel eines Omrah, eines der höchsten Würdenträger im Großmogul-Reiche, und Mir-Dschaffier's Erkenntlichkeit erwies sich so groß wie vorher seine Furcht. Er glaubte seinem Erretter ein fürstliches Zeichen seiner Dankbarkeit schuldig zu sein. Der Erbzins, welchen die Ostindische Compagnie für die ausgedehnten Ländereien südlich von Kalkutta dem Nabob zu entrichten hatte, belief sich auf ungefähr 30,000 £. Dieses glänzende Einkommen, damals hinreichend, um sich in der höchsten Stellung selbst in England zu erhalten, überließ der Nabob Clive auf Lebenszeit. Die Compagnie wurde hierdurch gewissermaßen der Zinspächter ihres Statthalters und ihre Vertreter erklärten, indem sie gegen das Abkommen nichts einwendeten, sich einverstanden mit der Verleihung Mir-Dschaffier's. Doch währte die erkenntliche Gesinnung des Nabob nur so lange, als seine Bedrängnisse dauerten. Bald bemächtigte sich seiner die Sorge, der mächtige Alliirte, der ihn so rasch erhoben, könne ihn eben so leicht auch wieder fallen

lassen. Unendliche Bangigkeit raubte dem Manne mit dem bösen Gewissen die Ruhe bei Tag und Nacht. Er hielt sich nicht mehr sicher und sah sich nach allen Seiten nach Unterstützung gegen den Gewaltigen um, der bisher sein Protektor gewesen, jetzt aber für ihn eine Drohung geworden war.

Der auf Verrath sinnende Nabob wußte recht wohl, daß unter den Eingeborenen Indiens nirgends ein zuverlässiger Anhalt für ihn sei, noch weniger eine Truppe, die den einigen tausend Mann des englischen Feldherrn würde Trotz bieten können. Die französische Macht in Bengalen war vernichtet, aber die Holländer hatten noch immer Faktoreien zu Tschinsura inne und genossen von Alters her eines großen Rufes, zumal man im Osten nicht so genau wußte, wie sehr damals die niederländische Macht in Europa zurückgegangen war. Es fanden geheime Verhandlungen zwischen dem Hofe zu Murschidabad und den Holländern statt. Mir-Dschaffier versprach den niederländischen Agenten etliche Handelserleichterungen, und diese forderten nunmehr die Regierung zu Batavia in dringender Weise zur Ausrüstung einer Expedition auf, um in günstiger Stunde der täglich wachsenden Macht Englands in Bengalen entgegenzutreten.

Die jüngsten Erfolge der englischen Nebenbuhler, die unlängst erst erworbene Ausbeutung des Salzmonopols, die außerordentlichen Reichthümer, welche so manchem Glücklichen in den Schooß gefallen: alles Dies hatte den Neid der Holländer aufgestachelt und die sonst so ruhigen Handelsherren völlig aus der Contenance gebracht. So zeigte man zu Batavia sich diesmal weniger bedenklich. Unerwartet trafen von dorther im Hugly sieben niederländische Schiffe ein. Zeit und Verhältnisse schienen dem Unternehmen günstig. Clive's Hauptmacht stand im Dekan sowie in Patna gegen die Verbündeten des kaiserlichen Prinzen und der Rest seiner Mannschaft reichte aller Berechnung nach nicht hin, die 1500 Mann holländischer Truppen abzuhalten. Auch wußte Clive recht gut, daß wenn es der batavischen Flotte gelänge, den Fluß hinauf zu fahren, sich mit der Garnison von Tschinsura zu vereinigen und gegen ihn einen Vortheil zu erringen, Mir-Dschaffier sich kaum besinnen werde, den herbeigewünschten Ankömmlingen die Hände zu reichen. Dem englischen Uebergewicht in Bengalen drohte demnach ernstliche Gefahr. Doch auch jetzt kam der Statthalter rasch mit sich in's Reine.

Es verdient Erwähnung, daß, als Clive seinen Entschluß faßte, sich beinahe sein ganzes Vermögen in Amsterdam oder dorthin unterwegs befand, wohin er es kurz zuvor erst abgesendet hatte. Trotzdem wurden die Niederländer, welche sowol zu Wasser wie zu Lande über bei weitem ansehnlichere Streitkräfte geboten, auf beiden Elementen unverzüglich angegriffen. Das Glück begünstigte wiederum den Kühnen. Der Feind erlitt empfindliche Verluste, sieben seiner Schiffe fielen in die Hände der Engländer, und beinahe sämmtliche Europäer, die Hauptstärke der Holländer, blieben auf dem Schlachtfelde, oder geriethen in Gefangenschaft. Gleichzeitig auch bedrängt vom Sohne Mir-Dschaffier's, beeilten sich die Vorsteher der Niederlassung, die Bedingungen anzunehmen, welche Clive und der mittlerweile wieder umgekehrte Nabob ihnen diktirte. Hiernach verpflichteten sie sich, fortan weder Befestigungen anzulegen, noch Truppen zu unterhalten, außer den zur polizeilichen Aufsicht durchaus erforderlichen.

3.

Als Clive nach Vernichtung der holländischen Macht in Indien den Frieden hergestellt hatte, litt es ihn nicht länger im Osten. Drei Monate nach seinen letzten Siegen segelte er der Heimat zu. Hier erwarteten den Helden wohlverdiente Erfolge, Ehren und Belohnungen. König Georg III., vor Kurzem erst auf den Thron gelangt, empfing ihn mit großer Huld. Große Geister fühlen sich von einander angezogen: Clive galt für einen vertrauten Freund von Georg Grenville und er bewunderte William Pitt. Der spätere Graf Chatham dagegen, dessen Einfluß im Hause der Gemeinen wie im Lande damals ein außerordentlicher war, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, einem Manne seine Hochachtung zu beweisen, dessen Thaten ungemein zum Glanze jener denkwürdigen Epoche beitrugen. In Wirklichkeit, seit dem Tode des heldenmüthigen Wolf im fernen Amerika war Clive der einzige englische Heerführer, auf den seine Landsleute mit Recht stolz sein durften.

Bald nach seiner Rückkehr sah sich der gefeierte Mann in Folge der Wahlen von 1761 im Unterhaus an der Spitze einer Anzahl ergebener Anhänger, deren Unterstützung jeder Regierung erwünscht sein mußte. Er wurde im Jahre 1762 als Baron Clive von Plassey zum Peer von Irland erhoben, auch ihm eine englische Lordschaft in Aussicht gestellt. Sein Vermögen erlaubte ihm die Stellung, welche er sich bereits errungen, ja die höchste, selbst mit fürstlichem Glanze zu umgeben. Sein jährliches Einkommen betrug kaum weniger als 40,000 £., eine Summe, die nach dem heutigen Werthe des Geldes sich auf 100,000 £. veranschlagen läßt. Es hat gewiß nur äußerst wenige Menschen gegeben, die in ihrer Jugend blutarm ausgezogen und schon im Alter von 34 Jahren im Stande waren, von dem Erworbenen fürstlich zu leben und sich den Vornehmsten im Lande an die Seite zu stellen. Der Baron von Plassey machte den achtungswerthesten Gebrauch von seinem Reichthume. In freigebigster Weise unterstützte er seine Schwestern, sowie sonstige Anverwandte und Freunde. Er hatte schon vor seiner Rückkehr seinen Eltern jährlich 800 £. zahlen lassen und setzte nunmehr auch seinem alten Waffenbruder Lawrence, dessen Mittel äußerst mäßige waren, eine Jahresrente von 500 £. aus. Lord Macaulay behauptete, daß Clive schon vor seiner Rückkehr gewiß nicht unter 50,000 £. auf Akte der Dankbarkeit, der Freundschaft sowie menschlichen Wohlwollens verwendet hatte.

Im Jahre 1761 bestand der Board of Control, das spätere Indische Ministerium, noch nicht. Die Direktoren des Ostindia-Hauses, größtentheils Handelsherren, mit den Anforderungen und Schwierigkeiten der politischen Verwaltung unbekannt, vermochten nicht, sich in die Eigenthümlichkeiten jenes gewaltigen Reiches hineinzudenken, welches ihnen in verhältnißmäßig kurzer Zeit zugefallen war. Noch weniger war dies Sache der Tausende stimmführender Aktionäre (Hof der Eigenthümer). Trotzdem mischte sich dieser in höchst störender Weise überall ein, wo er Aussicht hatte, seinen Willen durchzusetzen. Das wußte Clive und er trachtete danach, jene hin- und herschwankende Masse zum Nutzen und Frommen des von ihm gegründeten Reiches zu organisiren. Um derselben durch verlässige Anhänger einen Halt zu geben und sich selbst einen Sitz im

Direktorium und damit zu entscheidendem Einfluß zu verhelfen, verwandte er die enorme Summe von 100,000 £. auf den Ankauf der Compagnie-Aktien, deren nominelle Eigenthümer in seinem Sinne stimmen sollten. Auf diese Weise meinte der Lord, dem bisher fast allmächtigen Vorsitzenden im India-Hause, Lawrence Sulivan, einem Anhänger des damaligen allmächtigen Ministers Lord Bute, die Wage halten zu können. Der eben genannte Direktor galt für eben so geschickt wie ehrgeizig. Längst schon auf Clive eifersüchtig, konnte er diesem nicht vergessen und vergeben, in welcher nicht selten hochfahrenden Weise er sich als Gouverneur von Bengalen über die Befehle des Direktorenhofes hinweggesetzt hatte. Bald kam es zu heftigen Streitigkeiten. Im Jahre 1763 maßen sich die alten Widersacher. Clive ließ nichts unversucht, um die Macht der herrschenden Partei zu brechen; Sulivan ging jedoch bei der Wahl als Sieger hervor und beeilte sich, Rache zu üben. Die Rente, welche Mir-Dschaffier seinem früheren Beschützer verliehen, schien nach Meinung der ersten englischen Rechtskundigen unanfechtbar. Aber Sulivan wußte es dennoch durchzusetzen, daß dieselbe eingezogen wurde, so daß sich Clive genöthigt sah, gegen den Direktorenhof klagend aufzutreten.

Doch ein großer und urplötzlicher Wechsel der Dinge vollzog sich unversehens. Aus Bengalen trafen schon seit einiger Zeit überaus beunruhigende Nachrichten ein. Eine Krise schien im Herannahen. Die innere Verwaltung der Provinz hatte unter dem nicht talentlosen, aber schwachen Vansittart in einem Grade gelitten, daß fünf Jahre nach Abgang Lord Clive's das große Werk des Gründers der britischen Macht in Ostindien und damit der Bestand der Compagnie ernstlich gefährdet war. Der neue Regierungschef stand seinem Vorgänger in jeder Beziehung, insbesondere in Rücksicht auf Besonnenheit und festen Willen, nach. Vansittart wußte nicht jener fieberhaften Gier nach Reichthum, welche die englischen Beamtenkreise ergriffen, Einhalt zu gebieten. Das Gebahren der britischen Machthaber in Indien bot damals das widerlichste aller Schauspiele dar: die stärkere Rasse repräsentirte nur die Gewalt der Civilisation, ohne deren Menschlichkeit und Schonung und entfernt von der gerühmten englischen Sittenstrenge. Den Schutz, welchen eine Bevölkerung von ihren Herren erwarten darf, fanden die unterdrückten Indier später erst, unter wirklich wohlwollenden Verwaltungen. Die Zeit war gekommen, wo die Folgen des leidenden Widerstandes Schlimmes vorhersehen ließen, und wo jeden Augenblick zu befürchten stand, daß ein krampfhafter Ausbruch der Verzweiflung darthun werde, daß man der Geduld eines lenkbaren Volkes viel zu viel zugemuthet.

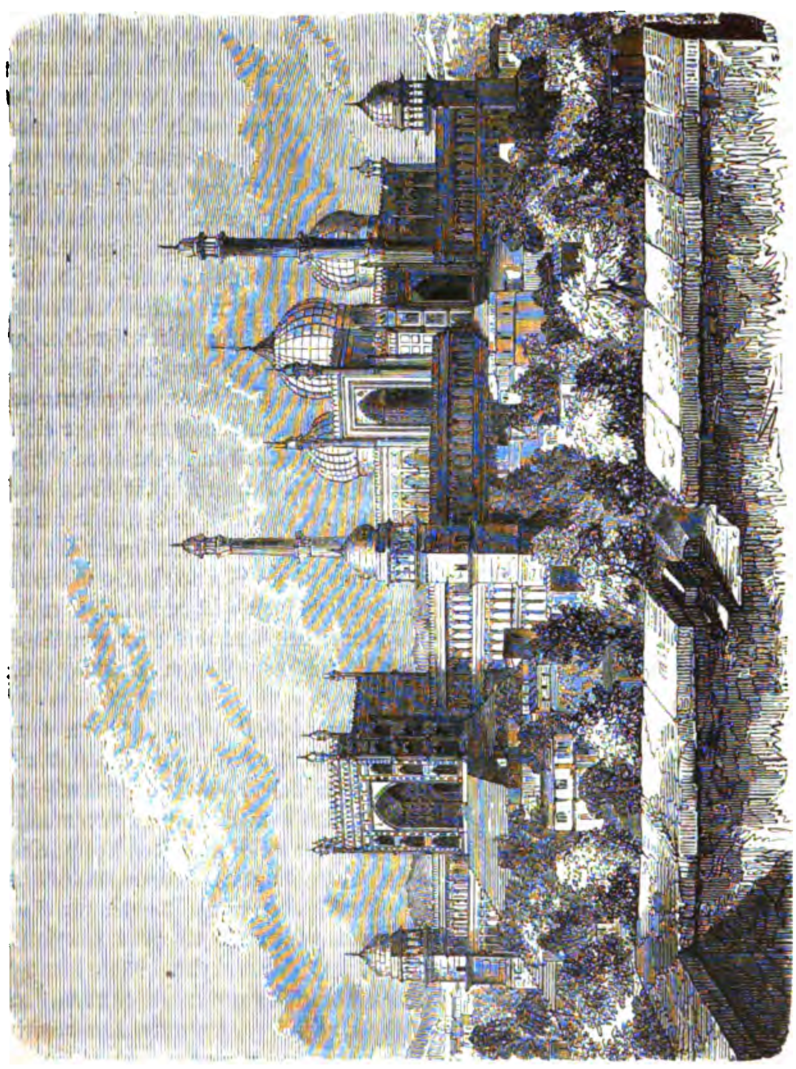
Die englischen Autoritäten hatten unterdessen, unter schmählicher Verletzung aller eingegangenen Verpflichtungen, an Mir-Dschaffier's Stelle einen anderen Nabob, Mir-Kossim, eingesetzt, einen Mann nicht ohne Talent und mit dem besten Willen, die Fremdlinge von der Bedrückung seiner Unterthanen zurückzuhalten, wenn er selbst sich auch nicht über den orientalischen Begriff von Schonung derselben zu erheben vermochte. Als der Vasall seinen Gebietern gegenüber sich nicht willfährig genug zeigte und Miene machte, sein Volk gegen die grenzenlose Habgier der europäischen Blutsauger zu schützen, sah sich der Rath von Kalkutta wieder nach dem kaum gestürzten Mir-Dschaffier um. Mir-Kossim verlor in der blutigen Schlacht bei Geriah seinen Thron und rettete sich nach Patna.

Aber er rächte sich, als er auch diesen Zufluchtsort den Engländern überlassen mußte, bevor er nach Audh floh, an seinen Feinden durch einen Akt, welcher an Grausamkeit hinter der früher geschilderten Schandthat, die sich an die Vorgänge in der „schwarzen Höhle" knüpft, nicht nachsteht. Er ließ alle Anhänger der Engländer, welche in seine Gewalt gelangt waren, darunter 200 wehrlose britische Gefangene, niedermetzeln. Nur ein Arzt entrann dem schauerlichen Blutbade.

Bei jeder neuen Umwälzung sieht sich jeder zeitweilige indische Machtinhaber genöthigt, den Reichthum der kaum wieder etwas gefüllten Schatzkammer unter seine Freunde und Beschützer zu vertheilen. Diesmal war man jedoch damit nicht zufrieden, vielmehr monopolisirten die englischen Beamten nicht nur im Interesse ihrer Prinzipale, sondern auch für sich selbst den ganzen innern Handel; was sie billig eingehandelt, zwangen sie die Eingeborenen, ihnen theuer wieder abzukaufen: Salz, Betel und Tabak. Sie mißachteten bei ihrem schandbaren Treiben die Erlasse der Tribunale und insultirten Polizei- und Finanzbedienstete; ja die eingeborenen Agenten der Compagnie benahmen sich mit einer Anmaßung ohne Gleichen. Kein Wunder, wenn bei solchem Wirthschaften die Einnahmen des Landesherrn sowie die der Compagnie selbst litten, da Jeder, welcher Geld genug hatte, ungestraft Land und Leute ausplündern durfte. Blutjunge Menschen, die noch vor wenig Jahren so viel wie nichts besaßen, gewannen zu Kalkutta binnen kurzer Frist ungeheure Vermögen, während gleichzeitig Millionen bedauernswerther Asiaten in das äußerste Elend versanken. Die armen Bedrückten waren allerdings längst gewöhnt, unter arger Tyrannei ihre Tage hinzubringen, aber niemals unter solch' erbarmungslosem Regimente. Bisher gab es doch einen Trost noch. Sobald der Druck unerträglich wurde, trat irgend ein Berechtigter oder Unberechtigter mit mehr oder minderem Nachhalt oder Aussicht auf, die verhaßte Regierung zu stürzen. Das Joch der Engländer ließ sich jedoch nicht so leicht abschütteln. Zu diesen schreienden Mißverhältnissen gesellte sich noch ein anderer äußerst bedenklicher Umstand. Dieselbe Habgier und Ueppigkeit, derselbe Geist unbotmäßiger Willkür, welche den Civildienst herabbrachten, verbreitete sich auch über die Armee, so daß die unter Clive verläßig gewesenen Sepoys zuletzt nur durch „Wegblasen" vor den Mündungen der Kanonen oder vielmehr durch massenhafte Exekutionen zur Zucht und Ordnung zurückgeführt werden konnten. — Ging dies so fort, so stand eine völlige Auflösung des Regierungs-Organismus in Bengalen zu befürchten.

In dieser Noth bezeichnete die allgemeine Stimme den früheren Gouverneur als den Mann, welcher das von ihm gegründete, jetzt aber dem Verfall zueilende Reich wieder aufzurichten vermöchte. Die einsichtsvollere Partei im Ostindia-Hause rieth, den Zankapfel wegen des angefochtenen indischen Einkommens Lord Clive's fahren zu lassen und diesen zu bitten, nach Indien zurückzukehren, um die dort ausgebrochene Krise zu beschwören. Clive erklärte, in Betreff des fraglichen Geldpunktes sich mit den Direktoren verständigen zu wollen, unter der Bedingung, daß sein Gegner Sulivan vom Vorsitz zurücktrete. Der Kampf war hartnäckig, aber Clive triumphirte schließlich und segelte als Gouverneur und Oberbefehlshaber der britischen Besitzungen in Bengalen zum dritten und letzten Male sammt zwei neuen Räthen nach Indien ab.

So unbefriedigend sich auch die wirthschaftlichen und öffentlichen Verhältnisse des Landes gestaltet hatten, so war in der Zwischenzeit doch das Waffenglück nicht von den Fahnen der Engländer gewichen.



Alla Dschammet (die große Moschee zu Delhi).

Kaum hatte Lord Clive im Jahre 1760 Indien den Rücken gewendet, als auch die alten Streitigkeiten und Häkeleien von Neuem begannen. Die Franzosen frohlockten indessen nur kurze Zeit; sie waren nicht mehr gefährlich seit der Niederlage, welche ihnen am Tage von Wandiwasch der tapfere Eyre Coote beibrachte. Ponditschery's Fall vollendete den glänzend begonnenen Feldzug zu Anfang 1761.

Damit blieb der Untergang der französischen Macht in Indien besiegelt für alle Zeiten. Denn im Frieden vom 10. Februar 1763 wurden Frankreich nur diejenigen Faktoreien in Indien zurückgegeben, welche es vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten im Jahre 1749 besaß. — An diese Erfolge im Süden reihten sich nun jene gleich bedeutsamen Veränderungen, welche in Bengalen sowie im Westen vor sich gegangen und von denen wir bereits oben gesprochen. Im Norden war das prächtige Delhi nach seiner Verwüstung durch Marattenhorden im Jahre 1761 und in den folgenden Zeiten Schauplatz einer Reihe von immer wiederkehrenden Palast-Revolutionen, die ein einziges widerliches Bild des tiefsten Verfalles der Nachkommen Babur's darstellen. Wir können uns kurz fassen. Schah Saba (oder Alum II.) hatte sich nach der Ermordung seines Vaters, Schah Ahmed, durch den gewaltthätigen Minister Ghazzi-Eddin, die Großmogulwürde zuerkennen lassen.

Nach seiner Vertreibung durch die Maratten schlug er seine Residenz in Allahabad auf unter dem Schutze Mohammed Kuli Khan's. Als sein Versuch, den Kaisersitz Delhi wieder zu gewinnen, mißlungen war, blieb ihm keine andere Ausflucht, als sich an die mit seinem Feinde, dem Nabob Mir-Dschaffier, von Bengalen verbundenen Engländer zu ergeben. Diese aber zeigten nur wenig Lust, sich in die trostlosen Verhältnisse des Mogulhauses noch tiefer einzumischen. So geschah es denn, daß sich der Schattenfürst aus dem alten Kaiserhause seinem Wesier in Audh, dem Schudschah-ul-Daulet, in die Arme warf. Dies ereignete sich zu der Zeit, als der von den Engländern vertriebene Mir-Kossim sich zur Rückeroberung von Bengalen mit dem Nabob von Audh verbunden hatte. Der glänzende Sieg der Engländer, den Major Munro mit 8000 über 60,000 Mann am 22. Oktober 1764 erfocht, entschied nicht nur über das streitige Land, sondern auch über die Zukunft des Nabob-Wesier von Audh; der ohnmächtige Oberherr von Indien sah sich von Neuem genöthigt, den Schutz der Engländer anzuflehen.

Der durch die Gnade der Engländer zur Gewalt gelangte, dann durch seine Beschützer vertriebene und hierauf wiederum erhobene Mir-Dschaffier war zu Anfang des Jahres 1765 mit Tode abgegangen. Die ehrlosen Beamten der Compagnie hatten nun den Thron von Bengalen dem Bestzahlenden, nämlich dem noch sehr jungen zweiten Sohne des verstorbenen Nabob, der jedoch seinen Vater nur kurze Zeit überlebte, gegen eine Bestechungssumme von 120,000 £. überlassen, jedoch demselben einen Naib-Subah oder ersten Minister zur Seite gegeben, welcher ohne Zustimmung der Compagnie nicht absetzbar sein sollte. So standen die Sachen, als Clive am 3. Mai 1765 zum dritten Male den Boden Indiens betrat. Der Abschluß jenes ärgerlichen Thronverkaufshandels hatte kurze Zeit vor dessen Rückkehr nach Kalkutta stattgefunden. Entrüstet über die feile Art seiner Untergebenen, erklärte er mit der ihm angeborenen Entschiedenheit, eine gründliche Umgestaltung zu Stande bringen zu wollen und zu diesem Ende das ganze Gewicht seiner Autorität, ja sein Leben und seine Gesundheit, in die Wagschale zu werfen. Den Widersachern im Rathe trat er zuerst entgegen. Eingeschüchtert und mit blassen Mienen verließen die Kecken den Saal, den sie betreten hatten, entschlossen zu energischem Widerstand gegen den unbeugsamen Regenten.

Während der anderthalb Jahre seiner zweiten Verwaltung Bengalens bewirkte der wunderbare Mann einen gänzlichen Umschwung. Er führte in dieser kurzen Frist die umfassendsten, schwierigsten und heilsamsten Reformen durch und zeigte sich während dieser ehrenvollsten Epoche seines Lebens im Lichte eines vollendeten Staatsmannes. Was er auch vordem gesündigt haben mag, auf diesen Theil seines Lebens durfte Clive mit vollster Genugthuung zurückblicken. Er hatte es in seiner Gewalt, ein glänzendes Vermögen zu verdreifachen, wenn er ein hülfloses und niedergetretenes Geschlecht unerbittlichen Blutsaugern preisgab; aber er wählte das bessere Theil und wandte alle Macht seines Geistes und alle Kräfte seines Willens an, um die Zustände zu verbessern und die zahllosen Hindernisse zu überwinden, die sich seinen hochsinnigen Absichten entgegenstellten. Die Annahme von Geschenken Seitens der Eingeborenen wurde den Beamten auf's Strengste untersagt, ebenso dem monopolisirten Privathandel durch die Agenten der Compagnie gesteuert. Und der eiserne Regent setzte seinen Willen durch, wiewol sich die ganze Niederlassung wie ein Mann gegen seine beschränkenden Maßregeln erhob. Zum Aeußersten entschlossen, entließ der Gouverneur ohne Gnade alle widerspenstigen Diener seines Verwaltungskreises und zog an ihre Stelle willfährige Beamte von Madras heran. Binnen Kurzem war jeglicher Widerstand gebrochen. Doch genügten diese Erfolge dem weit ausschauenden Clive keineswegs. Um auch für die Zukunft ein unbotmäßiges Beamtenthum unmöglich zu machen, sann er auf Mittel, die bisher außerordentlich knappen Besoldungen zu verbessern. Er kannte die Ungeneigtheit der Direktoren, eine Aufbesserung der Gehalte aus ihren eigenen Kassen zu genehmigen, und er half sich, indem er das erst kürzlich erlangte Salzmonopol zu Gunsten der Compagniebeamten in eine Aktiengesellschaft verwandelte. Da der Ertrag dieses Geschäfts nach einer angemessenen Skala vertheilt wurde, so zog Clive hieraus für sich keinen anderen Vortheil als im Verhältniß jeder andere Beamte des öffentliches Dienstes. Dennoch ist er später von seinen Feinden beschuldigt worden, daß er durch Einführung dieses neuen Besoldungs-Zulagesystems seine Instruktionen überschritten und einen Mißbrauch gewissermaßen gutgeheißen habe, dessen Abbestellung eigentlich seine Aufgabe gewesen. — Im Grunde hatte jedoch Clive nichts Anderes gethan, als daß er die natürlichen Ansprüche von Civilbeamten, welche 15,000 englische Meilen weit zur Verwaltung eines großen Landes hergekommen, anerkannte und denselben durch entsprechenden Gehalt die Möglichkeit geboten hat, auch für ihre Zukunft zu sorgen. Es ist Thatsache, daß gerade diese wohlgemeinte Neuerung, die freilich keinen langen Bestand hatte, dem Organisator Indiens den meisten Verdruß bereitet hat, obwol keiner seiner Tadler in Ermangelung anderer Hülfsmittel für jene Zeit einen besseren Behelf anzugeben wußte. Wollte Clive von der Durchführung seiner übrigen Reformen nicht abstehen, so blieb ihm kaum ein anderes Auskunftsmittel. Welche Mühe ihm aber auch die Reinigung der Civilverwaltung gekostet hat, die Säuberung der Armee von schlechten Elementen sowie die Abbestellung der gröbsten Mißbräuche bot noch bedeutendere Schwierigkeiten dar. Es war keine leichte Sache, den Widerstand Derer zu brechen, die in einem eroberten Gebiete die Waffen trugen, wodurch im Osten Land und Leute allein in Unterthänigkeit zu halten sind.

Mehr als 200 englische Offiziere erhoben sich gegen die Maßregeln der neuen Regierung und erklärten an einem Tage, ihre Bestallung aufzugeben. Aber sie kannten nur wenig den unbeugsamen Sinn Desjenigen, der entschlossen war, einer bessern Ordnung zum Siege zu verhelfen, es koste was es wolle. Clive vermochte sich dabei nur auf den kleinen Theil ihm persönlich ergebener höherer und auf eine Anzahl Subaltern-Offiziere zu stützen, aber er wußte Rath. Rasch zog er aus Fort St. George alle dort entbehrlichen Hauptleute und Leutnants heran. Weiterhin verlieh er eine Anzahl neuer Bestallungen an Kadetten, sowie an Handelsagenten und Civilbeamte; endlich verordnete er, daß jeder Offizier, der seinen Abschied einreiche, sofort nach Kalkutta gebracht werde. Die Verschwörer sahen, wie arg sie sich verrechnet, und da die Mannschaften bei ihrem alten Feldherrn getreulich aushielten, so konnte dieser der furchtbar erschienenen Gefahr getrost in's Antlitz schauen. Mit Wucht fielen nun seine Schläge auf die Theilnehmer des Komplots nieder. Sie wurden eingezogen, prozessirt und kassirt. Denjenigen, welche sich reuig erwiesen, verstattete Clive die Zurücknahme ihrer Abschieds-Gesuche, ebenso behandelte er den verführten Theil der Mißvergnügten mit Milde. Gegen die Rädelsführer aber verfuhr er mit unbeugsamer Strenge. Persönliche Beleidigungen oder Nachstellungen vergaß er in jener Zeit außerordentlicher Aufregung mit großmüthiger Verachtung jeglicher Bedrohung. Einige der schlimmsten Verschwörer sollten einen Anschlag zur Ermordung des Generals ausgeheckt haben. Clive wies jedoch die Ankläger barsch zurück. „Die Offiziere", sagte er, „von denen Sie sprechen, sind Engländer, nicht Meuchelmörder!"

Mit demselben Geschick, mit welchem er seine umfassenden Reformen durchführte und seine militärische Autorität aufrecht zu erhalten wußte, leitete er auch die politischen Angelegenheiten. Sowie Clive den Boden Indiens wieder betreten, beeilten sich die alten und erbittertsten Gegner der Compagnie, ihren Frieden mit dem Statthalter zu Stande zu bringen. Just an demselben Tage, an welchem Clive angelangt war, hatte General Carnac dem erst kürzlich gedemüthigten Vizekönig von Audh eine zweite verhängnißvolle Niederlage unfern Korah beigebracht. Dennoch gab derselbe seine Sache noch nicht verloren. Zahlreiche Schaaren Maratten und Afghanen harrten nur eines Winkes, um wieder in Bengalen einzufallen. Jetzt zögerte derselbe nicht länger und bot unter flehentlichen Worten die Hand zur Versöhnung. — Auch die Angelegenheiten des Kaisers wurden geordnet. In Folge eines mit demselben abgeschlossenen Vertrags überließ der Mogul den Engländern die Erhebung der landesherrlichen Einkünfte in Bengalen und dessen Dependenzen, im Betrage von 3,125,000 £., gegen einen von der Compagnie gewährten Lehenszins von 325,000 £. Hierdurch war die Compagnie, während der mediatisirte Erbe Mir-Dschaffier's in Murschidabad, aller Gewalt entkleidet, fortregierte, thatsächlich zur wirklichen Herrschaft über jene reichen Länderstriche Bengalens gelangt, in welchen damals schon über 15 Mill. betriebsame Einwohner ihren Geschäften nachgingen. Der niedrig gesinnte Potentat war über seine Pensionirung höchst befriedigt. „Das Einzige, was er beim Abschiede von mir sagte, war," so erzählt Clive: „Gott sei Dank, nun kann ich mir so viel Tänzerinnen halten, als ich Lust habe."



Festlicher Umzug des Gouverneurs von Bengalen.

Es steht sehr dahin, ob es Lord Clive gelungen wäre, seine Autorität so rasch und nachhaltig zur Geltung zu bringen, wenn er sich irgend welchen Einflüssen und Bestechungen zugänglich gezeigt hätte. Vergebens boten die benachbarten Potentaten, groß und klein, Geschenke im Belaufe von Hunderttausenden: der Gouverneur hielt sich selbst genau an die Richtschnur, welche er dem Verhalten Anderer vorgezeichnet. Der lauernde Nabob von Audh drängte ihn, eine große Summe Geldes sowie ein Kästchen kostbarer Juwelen anzunehmen. Der Statthalter schlug es aus, und es ist bemerkenswerth, daß diese Thatsache erst nach dessen Tode bekannt geworden ist. Clive führte während jener Zeit genaue Rechnung über seinen Gehalt, über den Antheil, der ihm aus dem Salzmonopol zukam, sowie über jene Geschenke, deren Ablehnung nach orientalischer Sitte eine Unart gewesen wäre. Hieraus bestritt er die Kosten seiner hohen amtlichen Stellung, die an Glanz vor keiner Hofhaltung eingeborener Dynasten zurückstehen sollte. Denn der Regent Indiens wußte recht wohl, daß jeder Machthaber im Osten genau nach seinem Auftreten vor der Menge geschätzt wird. In der reichen, kleidsamen Tracht der Vornehmen von Hindustan zeigte er sich bei allen festlichen Gelegenheiten, und wenn er einen seiner feierlichen Umzüge antrat oder einem seiner Vasallen einen Besuch abstattete, so entfaltete er dabei einen Pomp, der selbst dem an glänzendes Schaugepränge gewöhnten Indier imponirte. Was ihm etwa noch von seinem Einkommen übrig blieb, vertheilte er unter ergebene, ihm nach Indien gefolgte Freunde. Er durfte sich rühmen, daß seine letzte Verwaltung eher sein Vermögen verringert als vergrößert habe. Nur eine bedeutende Summe nahm er an: Mir-Dschaffier's Vermächtniß im Belaufe von 60,000 £.; aber er verwendete die bedeutenden Baarschaften sowie die vermachten Juwelen nicht im eigenen Nutzen, sondern überließ den ganzen Reichthum einer Stiftung für invalid gewordene Offiziere und Soldaten, die noch heute seinen Namen trägt.

Unter den fortwährenden geistigen Aufregungen und Kämpfen hatte Clive's Gesundheit so sehr gelitten und seine verdüsterte Stimmung leider in einem Grade zugenommen, daß er schon nach achtzehnmonatlichem Aufenthalt sich genöthigt sah, das Land seiner Thaten Ende Januar 1767 auf immer zu verlassen. Wiewol er auf das Geschick Indiens auch diesmal den mächtigsten und günstigsten Einfluß geübt, so wurde doch seine Rückkehr in's Vaterland nicht wie die erste durch den lauten Beifallsruf seiner Landsleute gefeiert. Allerdings zeichnete ihn der König durch Ertheilung des Bath-Ordens aus, aber die alten Feinde im India-Hause lebten noch, bereit wie vorher, dem verdienstvollen Mann das Leben zu verbittern, und einflußreich genug dazu. Sie verstärkte ein zürnender Haufe heimgekehrter Blutsauger, welche der Gouverneur aus Bengalen vertrieben. Nur um ihren unversöhnlichen Groll in Thaten äußern zu können, legten viele der von dem Statthalter Verjagten ihr Geld in Aktien der Ostindia-Gesellschaft an. Ein anderer Theil der Widersacher Clive's trat demselben noch empfindlicher entgegen, indem von ihnen die käuflichen Organe der Presse in Anspruch genommen wurden, um die Stimmung des Publikums gegen den Gehaßten aufzuregen und dessen erfolgreiche Thätigkeit öffentlich herabzusetzen. Das hielt so schwer nicht, denn die große Mehrzahl Derjenigen, welche durch ihre Dienste in

Indien Einfluß und Reichthum erworben, hatten durch Anmaßungen sowie noch mehr in Folge der wenig rechtlichen Weise, wie sie zu ihrem Reichthum gelangt waren, sich die Achtung ihrer Mitbürger verscherzt. Durch lange Abwesenheit den Gewohnheiten und Anschauungen der Heimat entfremdet, galten die heimgekommenen Anglo-Ostindier meist für Leute ohne gute Sitte und mit noch schlechterem Gewissen, für kaum mehr als charakterloses Gesindel, vor dessen näherem Umgang sich der bessere Theil der Gesellschaft geradezu verschloß. Unter der unbeliebtesten Klasse von Emporkömmlingen der anglo-indischen „Nabobs" stand Clive obenan. War er doch der begabteste, reichste und berühmteste unter Denjenigen, welche Abenteuerlust oder schlechte Aufführung aus der Heimat in die weite Ferne getrieben hatten! Weiteres Aergerniß und noch mehr Neid erregte des Lords Geneigtheit, seinen enormen Reichthum öffentlich zur Schau zu tragen. Mit großer Pracht residirte der ehemalige Regent von Bengalen in seinem Palast zu London, sowie auf seinen reizenden Landsitzen zu Shropshire und zu Claremont. Man sieht, wie bei allen seinen ausgezeichneten Eigenschaften unser Held von menschlichen Eigenschaften nicht frei sich zeigte. Obschon er im Felde an Einfachheit der Lebensweise den gemeinen Mann übertraf, so liebte er es doch, jene spartanische Mäßigkeit mit der prunkvollen Ueppigkeit eines Asiaten zu vertauschen, sobald ihm die Lage der Dinge einen Wechsel gestattete. Auch in der Heimat gefiel er sich, wie vormals in Indien, im reichsten Anzuge einherzuschreiten; vor seine Equipagen waren die edelsten Thiere gespannt, in seinen Palästen prunkten die kostbarsten Geräthe und Möbel; in seinen Parks und Lustgärten, auf welche das Volk mit einem gewissen Schauder blickte, vereinigte sich der Geschmack der damaligen Zeit mit den Liebhabereien des Orients. Unheimliche Gerüchte gingen zu Surrey und in der Nachbarschaft von Claremont umher. Man flüsterte, der ruchlose große Lord habe sich in Indien dem Teufel verschrieben, und deswegen seinen Edelsitz in so starken Mauern aufführen lassen, um den Bösen sich möglichst lange vom Leibe abzuhalten.

Im Jahre 1770, nach einer lange andauernden Trockenheit, brachen fürchterliche Heimsuchungen über Indien herein. Die beste Regierung hätte diese nicht abzuwenden vermocht. In Folge eines regenarmen Jahres schrumpften die Flüsse in ihren Betten zusammen und die Hungersnoth klopfte, Tod und Verderben verkündend, mit grinsender Miene an die Thür der Paläste wie an die Hütten der gesegneten Thäler von Hindustan. Das darbende Volk glaubte den Zuflüsterungen, wonach die Beamten der Compagnie durch massenhaften Ankauf fast sämmtlicher Reisvorräthe die Hungersnoth verursacht haben sollten. Die gräßlichen Leiden Indiens brachten England in Unruhe und verstärkten eigenthümlicher Weise die Ungunst, in welcher Lord Clive beim Volke stand. Die Gedankenlosigkeit der Menge scheute sich nicht, den Namen des Mannes, welcher auf seinem Landsitze in England in vornehmer Zurückgezogenheit baute und pflanzte, mit den traurigen Folgen eines Nothjahres im fernen Indien im Verbindung zu bringen. Es war zu jener Zeit, als das Parlament den indischen Angelegenheiten wieder einmal ernstlichere Aufmerksamkeit zuwandte. Die finanziellen Verlegenheiten der Compagnie hatten eine Krise herbeigeführt. Mit einem Male durchfegte die langdauernde Schwüle

des politischen Horizontes ein Sturm, der sich über dem Haupte des ehemaligen Gouverneurs von Bengalen entlud, gerade über dem Manne, welchem England so Großes verdankte. Es konnte dem viel gehaßten und geschmähten Lord kein Geheimniß geblieben sein, wie wenige Freunde und Stützen ihm geblieben, wie groß hingegen die Zahl Derjenigen geworden sei, welche einer Untersuchung seiner Geschäftsführung in Bengalen durch das Parlament zujauchzen würden. Dazu trat, daß die politische Partei, der er angehörte, sich in Opposition zu der Regierung befand. Clive konnte im Parlament auf nur wenige Fürsprecher rechnen, mit Sicherheit nur auf die Stimmen der durch seine Protektion in's Unterhaus Eingetretenen. In geschlossenen Reihen standen dagegen seine Feinde ihm gegenüber. Ihre Unversöhnlichkeit beabsichtigte nichts Geringeres als den Ruin seines Ruhmes und Wohlbefindens.

Nur auf sich und seine Energie angewiesen, verlassen von Denen, welche ihm vor nicht länger als einem Jahrzehent achtungsvoll die Hand gedrückt oder sich tief vor ihm gebeugt, gewann der Verfolgte jetzt in seiner Noth die ganze Kraft seines hohen Geistes wieder. In der Parlamentssession von 1773 brachte Bourgoyne die Amtsführung Clive's in Indien zur Sprache, indem er denselben des Mißbrauchs seiner Gewalt anklagte. Der Lord rechtfertigte sich in einer langen und sorgfältig ausgedachten Rede. Nach der Weise eines alten Soldaten mit der Vertheidigung nicht zufrieden, stürmte er bald kühn zum Angriff vor, indem er einen guten Theil der Anklagen in Beschuldigungen seiner Gegner umwandelte. Der Eindruck, den seine ausdrucksvollen Worte hervorriefen, soll ein außerordentlicher gewesen sein. Lord Chatham (der ältere Pitt) erklärte, daß er sich keiner wirksameren Sprache erinnere.

Der Redner beschränkte sich, was für seine Geschicklichkeit zeugte, nur auf Rechtfertigung seiner letzten Verwaltung, welche ihn so unbeliebt gemacht hatte. Er nöthigte hierdurch seine Gegner, ihre Angriffe hauptsächlich gegen den früheren Theil seines Lebens zu richten. Der einzige, ihm wahrhaft gefährliche Fall, die Affaire „Omichund", wurde nun zur Sprache gebracht. Der Lord, einem schonungslosen Verhör unterworfen, beklagte sich später mit großer Bitterkeit, wie man bei jener Gelegenheit ihn, den „Sieger von Plassey, wie einen gemeinen Schafdieb" behandelt habe. Er leugnete nicht, daß er den Kunstgriffen eines verschlagenen und gefährlichen Verschworenen mit den im Orient üblichen Waffen begegnet sei, ja er scheute sich nicht, kühn zu sprechen, daß er unter denselben Umständen zum zweiten Male genau eben so handeln würde. Als man hierauf den Ursprung seines fürstlichen Vermögens vorbrachte, schilderte er mit den lebendigsten Worten die Lage, in welche ihn sein Triumph über den Suradschah-Dowla versetzt hatte. Einer der reichsten Potentaten Indiens befand sich in seiner Gewalt; über einer der Prachtstädte Hindustans hielt er, der Sieger von Plassey, seine allmächtige Hand, ein Wink, und beutegierige Schwärme ergossen sich über sie, plündernd und die Werke des Friedens vernichtend; die Vornehmen des Landes und die reichsten Kaufleute, bereit, sich gegenseitig in der Bewerbung um seine Gunst zu überbieten, lagen zu seinen Füßen, Gewölbe mit aufgehäuften Schätzen thaten sich vor ihm auf, — überall brauchte er nur zuzugreifen: — „bei Gott, Herr Vorsitzender!" rief der ehemalige Regent Indiens bewegt aus, „in diesem Augenblicke stehe ich selbst erstaunt da über meine Mäßigung!"

Es ließ sich nicht leugnen, daß der Lord seinen Ruhm durch einige Handlungen, die sich nicht rechtfertigen ließen, befleckt hatte; aber es war eben so gewiß, daß seine Laufbahn durch Talente und Tugenden eines großen Mannes zu einer glänzenden geworden. Es handelte sich bei der vorliegenden Sache vor Allem um die Frage, ob unzweifelhafte Verdienste eines Staatsmannes in verantwortungsreicher Stellung diesem darauf einen Anspruch geben, wegen geringerer oder auch größerer Verschuldungen unangefochten und straflos zu bleiben, falls derselbe, wie vorliegend, sich darauf berufen kann, nur die Interessen seines Landes gefördert zu haben, wenn er aus der Noth eine Tugend machte.

An die Thaten von Männern wie Clive — so sagen nicht mit Unrecht seine Vertheidiger — sollten seine Zeitgenossen nur den gerechten Maßstab anlegen, welchen dereinst die Nachwelt anwenden wird. Die tadelnswürdigen Handlungen solcher großen Geister brauchten deshalb keineswegs gut genannt, aber ihre guten wie schlechten Thaten sollten ehrlich abgewogen werden, und wenn in einer hochemporragenden Lebensstellung die guten Handlungen eines Mächtigen im Ganzen überwiegen, sollte das Urtheil nicht blos eine Freisprechung, sondern auch eine Anerkennung überwiegender Verdienste einschließen. Was würde aus dem Ruhme der größten Männer, wenn man bei einem Karl dem Großen, dem Kurfürsten Moritz, bei Wilhelm, dem Befreier der Niederlande, bei Peter dem Großen, Friedrich dem Einzigen und andern Herrschern nicht das vorwiegend Gute und Bleibende, das sie vollführt, in Anrechnung bringen und in Berücksichtigung dessen über ihre Schwächen und Versündigungen, welche meist die Gebrechen eines ganzen Zeitalters waren, nicht hinwegsehen wollte? —

Die Verhandlungen kamen im Laufe der Session nicht zum Schluß. Erst in der folgenden gelangte die unglückliche Angelegenheit zum Austrage. Clive sprach diesmal zu seiner Vertheidigung weniger lange und mit geringerm Pathos, dafür aber mit um so größerer Energie und in um so eindringlicheren Worten. Nachdem er seinen Thaten und Erfolgen seine eigenen Beschwerden gegenüber gestellt, bat er noch seine Zuhörer, zu bedenken, daß sie im Begriff ständen, nicht blos über seine Ehre, sondern auch über ihre eigene zu entscheiden. Darauf verließ er die Versammlung. Das Haus gab die Erklärung ab, daß Clive seine Befugnisse überschritten und dadurch den Beamten ein übles Beispiel gegeben habe; es fügte jedoch zu gleicher Zeit als Ehrenrettung und zwar einstimmig hinzu, daß der Lord dem Vaterlande große und werthvolle Dienste geleistet. Das Ergebniß der merkwürdigen Untersuchung macht der Gerechtigkeit, Mäßigung und Einsicht des Parlaments alle Ehre. Man unterschied mit feinem Takte, daß bei der vorliegenden Angelegenheit in der That die außerordentlichen Verdienste eines Mitbürgers in Bezug auf Staatsangelegenheiten diesem ein Anrecht darauf verliehen, daß die richtenden Zeitgenossen über gewisse Vergehen, welche im gewöhnlichen Leben dem Strafrichter anheim fallen, hinwegsähen.

Noch während der Untersuchung wurde Lord Clive, der bereits Ritter des Bath-Ordens geworden, unter großen Feierlichkeiten in der Kapelle Heinrich's VII. investirt und bald darauf auch zum Lordleutnant von Shropshire ernannt. Der König selbst sprach in einer Audienz über eine halbe Stunde mit dem erfahrenen Manne über indische Staatsverhältnisse und schien überzeugt, daß man die von dem Gründer des indischen Reiches geleisteten Dienste schlecht genug verdankt habe.

Clive befand sich nun im ruhigen Genuß seines Vermögens und seiner Stellung. Die alten Feinde und Widersacher zogen sich mehr und mehr zurück, anhängliche Freunde und Verwandte schlossen sich um so inniger an. Der Lord war noch nicht über die beste Zeit körperlicher und geistiger Kraft hinaus. Aber schon lange umschatteten düstere Wolken seinen hohen Geist. Schon seit den Jugendjahren litt er an jener Melancholie, die sich im Gedanken an das Grab gefällt. Von seinen mehrfachen Versuchen, bereits im Jünglingsalter sich das Leben zu nehmen, haben wir schon früher gesprochen. Sein thatkräftiger Geist, zur Unthätigkeit verurtheilt, verwelkte gleich einer Pflanze in einer ihr nicht zusagenden Umgebung. Die demüthigende Art, in welcher man ihn, der vormals über Kronen und Millionen Sklaven gebot, gerade wegen des besten Theiles seiner Wirksamkeit, vor den Richterstuhl des Landes gezogen, der wenn auch noch so gelinde Tadel, den das Haus der Gemeinen ausgesprochen, das Bewußtsein endlich, daß ein großer Theil seiner Landsleute ihn trotz seiner Freisprechung für einen habgierigen Tyrannen halte, vielleicht auch Gewissensbisse über einzelne ihm zur Last gelegte Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten — dies Alles wirkte vernichtend zusammen, die Seelenkräfte des gewaltigen Mannes zu verwirren. Die krankhafte Stimmung wurde noch durch ein Leberleiden erhöht. Gallensteine verursachten ihm die heftigsten Schmerzen. Um sich emporzuraffen und jene körperlichen Leiden zu lindern, hatte er sich während seines Aufenthaltes in dem tropischen Himmelsstrich an den Genuß des Opiums gewöhnt und war allmälig Sklave dieses verrätherischen Mittels geworden. Zuletzt blitzte sein Genius nur noch ganz gelegentlich durch das Dunkel seines Lebens. Hätte sich ihm eine neue Gelegenheit zu außerordentlichem Schaffen, vielleicht während des ausgebrochenen Unabhängigkeitskampfes in den amerikanischen Kolonien geboten, so würde sich vielleicht sein starker Geist noch einmal erhoben haben. So unterlag derselbe verschiedenen zusammenwirkenden Umständen und Leiden. Am 22. September 1784 gab er sich selbst den Tod, kaum 49 Jahre alt. — Lord Clive hinterließ aus seiner Verbindung mit der Schwester des berühmten Astronomen Maskelyn's vier Kinder.

Clive ist einer der wenigen Menschen, welche schon in den ersten Jünglingsjahren die höchsten Beweise von Feldherrn-Talent gegeben haben. „Dies war ein Feldherr", sagte der große Pitt von ihm, „den der Himmel dazu gemacht hat." Von seinem Aufenthalt in Indien datirt das Uebergewicht der Engländer in jenem Lande. Bis dahin erschienen seine Landsleute im Osten gewissermaßen nur wie Hausirer und Krämer, während dort die Franzosen als ein zur Herrschaft berufenes Volk geehrt wurden. Clive's Entschlossenheit und Talent lösten den Zauber, und seine Geschicklichkeit brachte im Laufe weniger Monate mehr zu Stande, als die außerordentliche Begabung eines Dupleix in Jahren.

Die Gerechtigkeit, welche es verbietet, die Fehler früherer Tage zu verheimlichen, fordert auch das Zugeständniß, daß Clive während seines letzten Aufenthaltes in Indien ernstlich bestrebt war, die Irrthümer vergangener Jahre durch hervorragende Leistungen auf die edelste Weise vergessen zu machen. Deshalb findet sich sein Name nicht blos auf der Liste der Eroberer, sondern er ist auch auf den Geschichtsblättern zu lesen, die von den Thaten Derer berichten, welche für das Glück der Menschheit viel gethan und viel gelitten haben.



Warren Hastings.

3. Warren Hastings,

erster General-Statthalter des indo-britischen Reiches.

1.

Es war zur Zeit der Thronbesteigung Friedrich's II. von Preußen, im Jahre 1741, als ein unansehnlicher, dürftig gekleideter Knabe auf der Landstraße dahinschritt, die aus Worcestershire nach der Hauptstadt Englands führt. Von Zeit zu Zeit überschaute sein kluges Auge die Landschaft, welche er durchwanderte, und an einer Stelle, die so recht zur Ruhe einlud, ließ er sich nieder. Er zog einen Imbiß hervor und gab sich mit der Befriedigung, welche ein Kind seines Alters einem bescheidenen Mahle zuwendet, dem nothwendigen Geschäft des Augenblicks hin. Doch nur wenige Bissen, dann er legte den Brodbeutel bei Seite und versank in Nachdenken. Ob er damals wol wie vor einem Jahre, gelagert am Ufer des heimischen Baches, welcher durch die Besitzung seines ehemals

glänzenden Hauses sich hinschlängelt, an die ruhmvolle Vergangenheit seines uralten Geschlechts dachte? — ob er auch hier, wie er 70 Jahre später erzählte, in seinem Geiste jenen Plan verfolgte, den er, durch alle Phasen seiner wechselvollen Laufbahn hindurch, niemals aufgegeben hat, ob er sich schon damals als Herr von Daylesford dünkte? — Nachdem unser junger Held den Forderungen des Leibes und des Geistes genügt, erhob er sich gestärkt und schritt rüstig wieder fürbaß. Noch gegen Abend desselben Tages erreichte er die schon damals unübersehbare Weltstadt und das bescheidene Haus seines Oheims. Kurze Zeit nachher begegnen wir ihm als Schüler von Newington, einer Lehranstalt, wo er zwar leidlich unterrichtet, um so schlechter aber genährt wurde. Er selbst schrieb die Dürftigkeit seiner Statur der spärlichen Kost in dieser Schule zu.

Und jetzt ist es an der Zeit, unseren Lesern zu sagen, wer der junge Bursche gewesen, den wir ihnen so eben vorgeführt: Warren Hastings ist sein Name. Er hatte das Licht der Welt erblickt am 6. Dezember 1732, als Sohn Pinaston Hastings', eines müßigen, windigen Gesellen, der sich schon im 16. Jahre verheirathet hatte und in Westindien bald nachher zu Grunde gegangen war. Der Taugenichts entstammte dem ahnenreichen Geschlechte der Hastings, das seinen Stammbaum bis zu den großen dänischen Seekönigen hinauf verfolgte, welche Jahrzehente hindurch die britischen und die benachbarten Seeküsten beunruhigten, bis sie zuletzt dem Muth des Königs Alfred erlagen. Ein Zweig dieses erlauchten Geschlechts trug im XIV. Jahrhundert die Grafenkrone derer von Pembroke. Als Anhänger der „Weißen Rose" haben die Hastings sowol Dichtern wie Historikern vielfach Gelegenheit geboten, erschütternde Vorgänge aus ihrer Geschichte zu ergreifenden Schilderungen zu verarbeiten. Die Familie stand den Tudors nahe und erhielt von denselben das Earlthum Huntingdon, aus dessen Besitz sie erst nach langer Zeit kamen und das sie zurückgewannen durch eine Reihe von Ereignissen, wie sie kaum in Romanen wirksamer erfunden werden können. Derjenige Zweig des alten Hauses, der als Haupt der Familie zu gelten Anspruch erhob, war in Daylesford in Worcestershire ansässig. Indeß gediehen die Grundherren dort nicht sonderlich, vielmehr sahen sie sich bald durch jüngere Sprößlinge der Familie überholt. Immerhin galten jedoch die Hastings bis vor etwas länger als 200 Jahren und noch beim Beginn des großen Bürgerkrieges, der zur Enthauptung Karl's I. führte, als vermögend, und wenn auch nicht geradezu dem hohen Adel angehörig, so zählten sie doch zum geachtetsten Theil des Landadels ihrer Grafschaft. Sie standen auf Seiten der Partei Karl's I. und verloren im Kampfe um dessen Sache ihr halbes Vermögen, ja zuletzt das Herrenhaus zu Daylesford, welches in der folgenden Generation an einen Londoner Kaufmann überging. Bevor dieses geschehen, hatte der letzte Hastings von Daylesford seinen zweiten Sohn zu dem Rektorat des Kirchspiels präsentirt, in welchem der alte Wohnsitz der Familie sich befand. Die Pfründe war indessen von geringer Bedeutung und die Lage des Pfarrherrn nach Verkauf des Gutes durchaus nicht beneidenswerth. In langjährigem Rechtsstreit mit dem Besitzer über die ihm zustehenden Einkünfte ging der arme Rektor (Pfarrer) seinem gänzlichen Ruin entgegen. Der letzte Sohn des Geistlichen, Howard, bekleidete eine Stelle im Finanzdepartement; der zweite, früh-

zeitig verstorbene, war eben der Vater des merkwürdigen Mannes, dessen Leben uns auf nachstehenden Seiten beschäftigen soll.

Der Großvater hatte sich des verwaisten Enkels angenommen, der dasselbe Brod der Armuth aß, wie die Mehrzahl der Nachbarskinder. Alle Noth focht jedoch den lauschenden Knaben wenig an, wenn er von den Zeiten erzählen hörte, als in den Hallen des Herrenhauses von Daylesford seine Väter noch gelagert waren und in Glanz und Reichthum, Kampf und Ehren ihre Tage verbrachten. Der Niedergang seines ehemals so hochangesehenen Geschlechts, das sich, wie viele Zweige alter Familien, wieder im Volke verlieren sollte, ging dem jungen Träumer zu Herzen. Der tägliche Anblick der Felder und Fluren, die vormals im Besitz seiner Ahnen gewesen, erfüllte seinen kindlichen Geist mit unbegrenzten Phantasien und wunderlichen Entwürfen. So entstand in ihm der Vorsatz, das verlorene Erbe zurück zu gewinnen, und was in ihm während der Zeit der Kindheit und der Armuth aufgestiegen, das ward mit jedem Tage in ihm lebendiger, je mehr sich sein Verstand erweiterte und je mehr das Glück den Jüngling hob. Und als Mann verfolgte er denselben Plan mit jener unbezwingbaren Willensstärke, die der Geschichtschreiber als bezeichnendste Charakter-Eigenthümlichkeit eines Helden hervorzuheben hat. Wahrlich wunderbar — als der spätere Beherrscher von 50 Millionen unter der Sonne Indiens noch großartigere Entwürfe ausführte: immer, inmitten der Sorgen der Kriegführung, der Finanz-Verwaltung, der Gesetzgebung, immer wieder richten sich seine Blicke auf das alte Herrenhaus der Hastings von Daylesford. Und als er sein langes, öffentliches, im wunderbarsten Wechsel gut und übel verbrachtes Leben beendigt hatte, da war es Daylesford, wohin er sich zurückgezogen, um zu sterben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der talentvolle Knabe war etwas über acht Jahre alt, als sein Oheim sich entschloß, ihm eine gelehrte Erziehung zu Theil werden zu lassen. Im zehnten Jahre kam er unter die geistige Pflege des Direktors Nichol, welcher der damals vielbesuchten Westminsterschule vorstand. Dort im Wettstreit mit Studiengenossen, deren Namen gleich dem seinigen später zu Ehren gekommen sind, gelang es ihm, sich bald in bemerkenswerther Weise hervorzuthun. Unter seinen Kameraden erwähnen wir besonders seiner nachfolgenden Bedeutung wegen Einen, Elias Impey, von dem man erzählt, daß er mehr als einmal gegen ein Törtchen oder gegen die Befriedigung eines anderen kindischen Wunsches hier und da den schlimmen Theil eines Streiches seiner Mitschüler auf sich genommen. Der junge Warren galt bald unter seines Gleichen als ein ebenso vortrefflicher Ringer, Schwimmer und Bootführer wie fleißiger Schüler. Noch heute bezeugt sein Name in goldenen Lettern im Schlafsaale des Erziehungshauses einen glänzenden Sieg über mehrere andere Bewerber. Es wäre ihm nach zweijährigem Aufenthalt in der Westminster-Schule sicher gelungen, eine Studienstelle in Christ-Church-Colleg zu erringen, wenn nicht sein Pflegevater gestorben wäre und der entfernte Freund, dessen Wohlwollen der zum drittenmal Verwaiste empfohlen worden, nichts Eiligeres zu thun gehabt hätte, als den talentvollen Jüngling seinen Studien zu entziehen, um der andauernden Fürsorge für den ihm aufgezwungenen Pflegling enthoben zu sein.



Die Abreise. — Blick auf die Themse, zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

2.

Meister Chiswick, einer der ehrenwerthen Direktoren des Ostindia-Hauses, welchem die Sorge für das Schicksal des jungen Warren zugefallen war, glaubte für denselben genug gethan zu haben, als er seinen Pflegempfohlenen in einem Bureau der Ostindischen Compagnie unterbrachte. Damit es jedoch dem angehenden ostindischen Agenten nicht an der nöthigen Handels- und Geschäftskenntniß fehle, ward ihm weiterhin während einiger Monate in einer Handelslehranstalt Gelegenheit gegeben, sich noch in Arithmetik, Buchhaltung und anderen, mit dem Dienst der Compagnie zusammenhängenden Fächern Kenntnisse zu verschaffen. —

Im Januar 1750, nach kaum angetretenem 18. Lebensjahre, befand sich unser Held bereits auf dem Meere. Aber erst im Oktober desselben Jahres traf er in Bengalen an seinem Bestimmungsorte ein.—Aus der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Kalkutta läßt sich nicht viel sagen. Wir kennen aus den vorigen Abschnitten „Nach Indien!" — so hieß fortan die Parole des Jünglings, die Verhältnisse, durch welche der Thronfolgekrieg in Karnatik hervorgerufen, und wie es kam, daß das bisherige Glück der nach der Oberherrschaft in Indien strebenden Franzosen ganz unvermuthet in das Gegentheil umschlug. Diese denkwürdigen Ereignisse gingen im südlichen Theile Indiens vor sich; Bengalen ward nur zeitweilig davon berührt. Der Verkehr der englischen Ansiedler mit den friedliebenden Eingeborenen blieb daher ein lebhafter und war fast ausschließlich den Hauptbüchern sowie den großen Versendungen der mannichfachen Erzeugnisse des

Landes zugewendet. Hastings besorgte gleich seinen Kollegen in den Bureaux die Seideneinkäufe der Compagnie, schloß Lieferungsverträge mit Produzenten ab, und es fehlte ihm im Umgang mit Leuten aus allen Klassen und Kasten nicht an Gelegenheit, Charakter, Sitten und Zustände der Eingeborenen kennen zu lernen.

So vergingen die zwei ersten Jahre seines Aufenthaltes in Indien. Nach Ablauf derselben sehen wir ihn zu Kossimbazar, jenem etwa eine Meile von Murschidabad gelegenen wichtigen Handelsplatz, in Thätigkeit. In der letztgenannten Stadt residirte zu jener Zeit der uns bekannte Suradschah-Dowla und regierte unter der scheinbaren Autorität des Großmoguls die drei wichtigen Provinzen Bengalen, Orissa und Berar. In Folge der Bedeutung des Ortes unterhielt die Compagnie zu Kossimbazar eine ihrer kleineren Faktoreien unter Oberaufsicht der Beamten in Fort William. Auch in seiner neuen Stellung fehlte es Hastings an Gelegenheit, sich besonders auszuzeichnen. Er that nicht mehr, als was die anderen Agenten auch vermochten, indem er sich der Herbeischaffung jener trefflichen, auf allen Märkten vielbegehrten Seidenzeuge unterzog, deren Abfertigung ganze Flotten reichbeladener Barken in Bewegung setzte.

Suradschah-Dowla war kurz zuvor erst zur Regierung gelangt. — Wir kennen aus dem Vorhergehenden die herzerschütternden Gräuel, welche sich im Verlaufe seines Kriegszugs gegen die Engländer ereigneten. Auch die wehrlosen Ansiedelungen zu Kossimbazar fielen, wie wir wissen, in die Hände jenes verabscheuungswürdigen Tyrannen und mit ihnen Hastings, welchem jedoch, in Folge des Dazwischentretens der Holländer, als Gefangenem in Murschidabad eine glimpfliche Behandlung zu Theil wurde. Während der Nabob siegreich gegen äußere Feinde war, bedrohte ihn jener Verrath im eigenen Hause, dessen sich unsere Leser entsinnen, wenn wir sie an die Affaire Omichund erinnern. Hastings wußte sich Zutritt zu den Versammlungen der Verschwörer zu verschaffen und berichtete darüber an den flüchtig gewordenen Gouverneur von Fort William. Jetzt zeigte es sich, daß die diplomatische Begabung unseres Helden dessen kaufmännisches Talent bei Weitem überragte. Binnen kurzer Zeit hatte er sich den Ruf ungewöhnlicher Brauchbarkeit, Besonnenheit und Entschlossenheit erworben. Indessen kam sein Komplot an den Tag, und Warren Hastings mußte in äußerster Gefahr sein Heil in der Flucht suchen. Er begab sich nach Fulta, wo sich der Gouverneur von Fort William mit Denjenigen, die ihm gefolgt waren, befand. Dem Häuflein Bedrängter erschien jetzt in letzter Stunde der sehnlichst erwartete Retter. Robert Clive landete mit Schiffen und Mannschaft. — Warren, jung, unerschrocken und durch das Beispiel des heldenmüthigen Clive angeregt, entschloß sich, in die Reihen der Kämpfer zu treten; aber das scharfe Auge des britischen Feldherrn erkannte gar bald, daß der Kopf des jungen Freiwilligen weit werthvoller und nützlicher sei, als dessen Arm. Als nach der glänzenden Schlacht von Plassey Mir-Dschaffier an die Stelle des niedergeworfenen Suradschah-Dowla zum Nabob von Bengalen erhoben wurde, begab sich Hastings als Agent der Compagnie an den Hof zu Murschidabad. Hier blieb er bis zum Jahre 1761, in welchem wir ihn in der Eigenschaft eines Mitgliedes des Rathes zu Kalkutta wiederfinden.

Es war in der Zwischenzeit von Clive's erster und zweiter erfolgreicher

Verwaltung, als dessen Nachfolger, **Vansittart**, durch seine Schwäche und Unentschlossenheit Alles wieder in Frage stellte, ja in Gefahr brachte, was Clive gegründet und in Ordnung hinterlassen hatte. Damals bestand die Hauptaufgabe eines Compagniebeamten lediglich darin, den Eingeborenen so schnell als möglich 100- bis 200,000 £. abzupressen, sodann, bevor noch die Gesundheit unter der glühenden Tropensonne gelitten, im Heimatlande eine Pairstochter zu heirathen, später irgend einen „verrotteten" Burgflecken im Parlamente zu vertreten und, wenn der Raub ausreichte, den Prunk eines Nabob zur Schau zu tragen.

Ob Hastings als Rath unter Vansittart's Verwaltung es verstanden, in die Fußtapfen seiner Amtsbrüder einzutreten, darüber ist wenig bekannt geworden. Er konnte damals zu Gunsten der Eingeborenen nicht viel thun, höchstens sich selbst einer Bedrückung derselben enthalten. Dies scheint er in der That gethan zu haben; auch ist es bemerkenswerth, daß er sich bei allen Missionen, zu welchen er verwendet wurde — so unter Anderem, als es sich darum handelte, die Heftigkeit des Residenten von Patna wieder gut zu machen — einer Mäßigkeit befleißigte, bei welcher ihm seine kalte Ruhe vorzüglich zu Statten kam. Er vermittelte im Interesse des bedrohten Mir-Dschaffier (1759) die beschleunigte Hülfe, welche Clive demselben brachte, und stand entschieden auf Seite des gesunden Menschenverstandes, als Mir-Kossim, der Nachfolger des Ebengenannten, sich mit gutem Grunde wiederholt über die Mißbräuche beklagte, deren sich die Compagniebeamten schuldig machten. Damals schon erkannte er den Weg, den man einschlagen muß, um ein Land dem drohenden Zustande der Verarmung zu entreißen. Er stand allein gegen zehn Rathsmitglieder auf Seite des Gouverneurs, als diese sich und den Beamten der Präsidentschaft das Recht zusprachen, den Binnenhandel in Bengalen zollfrei betreiben zu dürfen. Gewiß wäre es seinem Scharfsinn nicht schwer gefallen, ein Mittel aufzufinden, sich in demselben Maße durch Grausamkeit und Unredlichkeit zu bereichern, wie dies seinen Kollegen gelungen ist. Warren Hastings hat keine Reichthümer erworben, vielmehr nur wenig mit nach Hause gebracht, als er kurze Zeit darauf mit Vansittart das Land verließ. In der That hat ihn nachmals auch Niemand zu beschuldigen gewagt, an den argen Uebergriffen jener traurigen Epoche Theil genommen zu haben.

Seine Leidenschaften waren anderer Art. Als Hastings im Jahre 1764 nach England zurückkehrte, brachte er nur so viel Vermögen mit nach Hause, daß er sich auf Nichts reduzirt sah, nachdem er mit offenen Händen seinen Verwandten Hülfe geleistet und den Rest seiner in Bengalen zurückgelassenen Ersparnisse eingebüßt hatte. Aus den nächsten vier Jahren seines Verweilens in England ist wenig bekannt. Ernste Beschäftigungen, besonders das Studium der persischen Sprache, der Geschäfts- und Gesellschaftssprache im indischen Orient, dann der Umgang mit Männern von literarischer Geltung füllten seine Mußezeit aus.

Dasjenige an Hülfsquellen, was Warren dem Schiffbruch seines Vermögens zu entreißen vermochte, war längst darauf gegangen und er befand sich in ernstlicher Verlegenheit. In seiner Bedrängniß richteten sich seine Blicke wieder ostwärts. Er bewarb sich bei seinen ehemaligen Prinzipalen, den Direktoren des Ostindia-Hauses, um eine Anstellung. Und in Indien that eine tüchtige und energische Kraft noth, denn der Verwickelungen gab es immer neue.

Die Beziehungen der Ostindischen Compagnie zu den Fürsten von Tandschore hatten in den vergangenen Jahren zu ernsten Streitigkeiten zwischen ihr und dem Beherrscher von Mysore geführt. So heißt nämlich einer der Hindustaaten im Süden der Halbinsel, welche im XVII. Jahrhundert emporgekommen. Dort war es Hyder Ali Khan, einem Sohne des tributpflichtigen Inhabers der mysorischen Bergfeste Bengalor, gelungen, an der Spitze einer wohlorganisirten Räuberbande, „wackerer und getreuer Diebe", wie sie Wilks nennt, zu Ansehen und durch alle jene Mittel, die im Orient jedem Ehrgeizigen zu Gebote stehen, sich im Lauf der Zeit an die Stelle seines bisherigen Gönners, des Stellvertreters des Radschah von Mysore, zu setzen. Glücklich in seinen Unternehmungen, hatte er sich 1763 der Reiche Bednor, Onor und Kananor, sowie eines großen Theils der Westküste von Malabar, bemächtigt und nach dem Tode des alten Radschah sich zum Beherrscher seines ganzen Landes aufgeworfen. Um seine Macht weiter auszudehnen, richtete er nun seine begehrlichen Blicke auf die benachbarten Besitzungen des Nizam. Dieser suchte in Folge dessen die Hülfe der Engländer sowie der Maratten nach. In gewohnter Weise brachen Schwärme der Letzteren plündernd und raubend in das reiche Gebiet von Mysore ein, das sie nicht eher verließen, bis Hyder Ali sich mit ihnen durch Erlegung einer großen Summe Geldes abgefunden. Nun standen den Mysorern nur noch die ungeordneten Schaaren des Nizam sowie die Macht der Engländer gegenüber. Hyder Ali unterlag in einem heftigen Kampfe mit Oberst Wood, dagegen gelang es ihm, den Nizam auf seine Seite zu bringen. Somit auf 70,000 Mann verstärkt, wovon die Hälfte Reiterei, wandte er sich nun gegen die noch nicht 12,000 Mann starken Truppen der Compagnie. Allein trotz seiner Uebermacht verlor er die Schlacht von Trinomali und in derselben den größten Theil seines Geschützes. Nun machte der Nizam seinen Frieden mit den Engländern; Mangalore und andere wichtige Plätze fielen in die Hände derselben. Doch das nächste Jahr, 1768, ließ sich weniger günstig an, und letztere verloren den oben genannten, kaum gewonnenen Platz, ferner alle die von ihnen besetzten Forts und damit sämmtliche früheren Erwerbungen in jenen Gebieten von Indien, ja Hyder Ali streifte mit 6000 Reitern bis in die Umgegend von Madras. Beide Theile aber mögen unterdessen des Streites gleich sehr müde geworden sein, und in dem bald darauf geschlossenen Vertrag bestanden die Hauptartikel in der Bestimmung gegenseitiger Herausgabe der gemachten Eroberungen, sowie in Zusicherungen gegenseitiger Hülfe für den Fall, daß der eine oder der andere der beiden Kontrahenten angegriffen würde.

Aber auch in anderen Theilen Indiens bereiteten sich große Veränderungen vor. Der Oberherr des indischen Reiches, dessen Lage so viel Aehnlichkeit mit derjenigen der Herrscher im weiland heiligen römischen Reiche zeigt, nur daß er sich nicht wie diese auf eine starke Hausmacht stützen konnte, war zu einem völlig willenlosen Werkzeug unbotmäßiger Reichsfürsten, gewaltthätiger Minister und Würdenträger oder schlimmer Nachbarn herabgesunken. Der Wirren und Streitigkeiten in allen Theilen Indiens gab es kein Ende. Und so fehlte es nicht an Verwendung eines geschickten Mannes, an dessen Rechtschaffenkeit Niemand zweifelte und dessen Einsicht man neuerdings wieder kennen gelernt, als man im Unterhause seine Meinung in Betreff der indischen Angelegenheiten einholte.



Der Souverän der Heiligen Stadt am Hugly.

3.

Warren Hastings, zum zweiten Mitglied des Rathes von Madras ernannt, schiffte sich im Jahre 1769, nunmehr zum andern Male, an Bord des „Grafton" nach Indien ein. Dieser neue Abschnitt im Leben unseres Helden beginnt mit einer Episode, so pikant und eigenthümlich, daß sie, wie so viele seiner Schicksale, wol den Stoff zu einer unterhaltenden Novelle liefern könnte.

Unter den Passagieren des Indienfahrers „Grafton" befand sich auch ein deutscher Abenteurer, der Baron Imhof, welchen der Drang der Verhältnisse gezwungen hatte, als Porträtmaler im fernen indischen Wunderlande sein Fortkommen zu suchen. Konnte ihm denn dort, wie so manchem englischen Abenteurer, nicht ebenfalls das Glück lächeln und ein Lack Rupien in den Weg werfen? Der Baron reiste nicht allein, sondern befand sich in Gesellschaft seiner Frau, die in Archangel das Licht der Welt erblickt haben soll. Diese junge Dame, unter den höheren Graden nordischer Kälte geboren, war bestimmt, unter dem Wendekreise des Krebses später die Rolle einer Königin zu spielen. Reich an Lieb-

reiz und von gebildetem Geiste, besaß sie feine, im höchsten Grade gewinnende Manieren. Ihren Gatten verachtete sie aus dem Grunde ihres Herzens und, wie wir bald erfahren werden, nicht ohne triftige Ursache. Die Aufmerksamkeiten, die der neue Rath von Madras der liebebedürftigen Nordländerin erwies, schmeichelten derselben. Als Hastings erkrankte und, wie es eine Zeitlang schien, in Gefahr schwebte, da wich die Baronesse nicht von dem Lager des Pflegebedürftigen. Sie reichte ihm die Arzneien und wachte in seiner Kajüte über seinen Schlaf.

Noch ehe der „Grafton“ in Madras landete, war das Verhältniß zwischen Beiden ein so vertrautes geworden, daß es sich unmöglich vor dem Nächstbetheiligten verbergen ließ. Wie sein Haß, sein Ehrgeiz, wie alle seine Leidenschaften, so war auch Warren's Liebe höchst charakteristisch. Sie war stark, aber nicht stürmisch. Herr von Imhof dachte nicht daran, einem Verhältniß entgegen zu treten, das bereits schon zu weit gediehen war. So bedurfte es seitens der Frau und deren Liebhaber keiner großen Ueberredung, um den Gatten zur Einwilligung in ein Scheidungsgesuch bei den Gerichtshöfen Frankens, der Heimat des Abenteurers, zu bewegen. Hastings sollte die Kosten dazu vorschießen, und der leichtgetröstete Baron versprach, den Prozeß in jeder Weise zu erleichtern, ja ruhig drein zu schauen, wenn in der Zwischenzeit bis zum Urtheilsspruch die einigen Theile fortfahren würden, mit einander zu leben. Dafür sagte Hastings dem gefälligen Gatten erhebliche Beweise seiner Dankbarkeit zu und versprach ihm endlich, die Dame seines Herzens, nachdem deren Ehe aufgelöst sei, zu ehelichen, sowie die Kinder, die sie dem Baron bereits geboren, zu adoptiren. Dieses Verhältniß, welches uns heutzutage überaus anstößig erscheint, hat geringe Bedenken bei der Herausgabe der Denkwürdigkeiten unseres Helden gefunden. Der ehrwürdige Mr. Gleig hält das eingehaltene Verfahren für weise und verständig, und da uns hier nicht die Aufgabe jenes achtbaren geistlichen Herrn zugefallen ist, Moral zu lehren und zu predigen, so eilen wir über diesen Lebensumstand unseres Helden hinweg.

Bei seiner Ankunft in Madras fand Warren Hastings die Handelsbeziehungen der Compagnie in höchst unbefriedigendem Zustande. Nach Aufhebung des Salzhandels durch die Compagnie-Bediensteten war die ehemalige schlimme Lage der Beamten wiedergekehrt und damit alle Mißverhältnisse, die früher mit dem Handel auf eigene Rechnung verbunden waren; auch andere schreiende Uebelstände forderten gleichfalls Abhülfe. „Jedermann, der heute eine Rechnung zu machen hat, erwirbt sich ein Vermögen in Indien“, so charakterisirte Clive selbst die damaligen Zustände. Das Kapital strömte aus dem Lande, denn die Sendungen nach England und China, die ehemals mit den aus dem Mutterlande eingeführten Waaren und mit baarem Gelde gekauft wurden, mußten aus den Einkünften der Provinz gezahlt werden und diese hatten seit Heimkehr des Lord Clive stetig ab- statt zugenommen. Drei nach Indien abgesendete Oberkommissare, Vansittart, Oberst Forde und Scrafton, kehrten nie wieder. Wahrscheinlich hat ein Orkan Schiff und Mannschaft in die Meerestiefe hinabgezogen. Was Warren Hastings' aushülfsreicher Geist ersinnen konnte, um den steigenden Verlegenheiten Einhalt zu gebieten, geschah. Nach wenigen Monaten war es schon besser geworden. Der neue Rath hatte sich während dieser Zeit nur jenen für seine Auf-

traggeber hochwichtigen Geschäftszweigen zugewendet, nämlich der Ordnung der Finanz- und Handelsangelegenheiten, indem er die Einführung eines besseren Systemes bei Einkauf der für die Compagnie bestimmten Waaren und deren Versendung aussann und zur Ausführung brachte. Seine Leistungen fanden solchen Beifall, daß die Direktoren versprachen, ihn nach dem Tode des Regierungspräsidenten Cartier an die Spitze der Verwaltung von Bengalen zu berufen. Dieser Fall trat bald nachher ein.

Es war im Jahre 1772, als Warren Hastings das Fort St. George verließ, um den Vorsitz am Rathstische in Kalkutta einzunehmen. Die Gewalt, welche damals die Compagnie ausübte, war in Wahrheit die unumschränkteste, die sich nur denken läßt. Noch gab es einen indischen Kaiser, aber keines der Reiche, deren Herrscher in ihm ihren Oberherrn sahen, gehorchte seinen Befehlen. Auch die englischen Vasallen kehrten sich an die gefallene Größe nur so weit, als ihr Interesse dies rathsam erscheinen ließ. Allerdings geschah Alles noch im Auftrag der Nachkommen des einst so gefürchteten Aurengzeb. Die Beamten der Compagnie erhoben ihre Einkünfte als kaiserliche Kommissarien; die englische Münzstätte schlug nur kaiserliche Münzen und das Staatssiegel trug den kaiserlichen Stempel. Der Landesfürst, der Vizekönig von Bengalen, dagegen stand zu den Engländern, die sich zu Herren des Landes aufgeschwungen, in ungefähr demselben Verhältnisse wie die letzten Merovinger zu ihren Haushofmeistern, Karl Martel und Pipin. Der Nabob von Bengalen lebte in seinem Palaste zu Murschidabad in fürstlicher Pracht, bei thatsächlicher Ohnmacht. Unter seinem Namen ergingen jedoch alle öffentlichen Erlasse. Man näherte sich ihm mit Zeichen tiefster Ehrerbietung; an der Regierung seines Landes war er indessen weniger betheiligt als der unterste Schreiber im Dienste der Compagnie. Die Räthe von Fort William hatten bislang den inneren Zuständen Bengalens nur geringe Aufmerksamkeit zugewendet, sie kümmerten sich nur um die äußeren Beziehungen und Zerwürfnisse zwischen den indischen Machthabern und deren Anhang. Die eigentliche Verwaltung von Bengalen lag seit dem Tode Mir-Dschaffier's in den Händen eines eingesetzten eingeborenen Großwürdenträgers, der alle Zweige des innern Dienstes überwachte, mit Ausnahme der militärischen Angelegenheiten. Dafür erhielt er jährlich 100,000 £., doch auch die Pension von 300,000 £., welche der Nabob für sich selbst bezog, ging durch die Hände jenes Verwaltungs-Ministers oder Naib Subah.

Dieser hohe Beamte war jedoch in Betreff der Verwendung der fürstlichen Gelder, sowie wegen seiner Verfügungen bei Eintreibung der Steuern, endlich wegen Benutzung seines Einflusses und seiner außerordentlichen Gewalt, nur den Engländern verantwortlich. Als es galt, für diese eben so einträgliche wie glänzende Stellung, das Ziel des Ehrgeizes vieler der begabtesten und vornehmsten Eingeborenen, den geeigneten Mann zu wählen, entschied sich der vormalige Gouverneur, Lord Clive, für Mohammed Riza Khan, einen vornehmen Muselmann von persischer Abkunft, der sich im Lande eines vortheilhaften Rufs erfreute und, mit dem niedrigen Maßstab indischer Ehrbarkeit gemessen, für einen Mann von Redlichkeit und Verdienst gelten konnte. Sein Mitbewerber war der Gouverneur von Hugly, ein Hindu aus der höchsten Kaste, der der Brahmanen.

Der Name des Maharadschah Nunkomar, eines verschlagenen Mannes, der schon auf Suradschah-Dowla einen unheilvollen Einfluß geübt und sein Intriguenspiel auch unter Mir-Dschaffier fortgesetzt, ist durch einen schrecklichen und trauervollen Vorgang mit demjenigen des Warren Hastings für immer verbunden.

Nunkomar, im Geheimen erbitterter Feind der Engländer, hatte bisher bei allen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte seine Hand im Spiele gehabt. Wiewol dem Intriganten das Unglück widerfuhr, ertappt zu werden, als er sich zum Vermittler von Korrespondenzen zwischen dem Hofe von Delhi und den französischen Autoritäten im Karnatik hergegeben, wobei es sich um nichts Geringeres als um die Vertreibung der Engländer handelte, und wiewol er wegen dieser und ähnlicher Dienstfertigkeiten in Haft gerieth, so brachte es doch seine Schlauheit und sein Einfluß dahin, sich nach einiger Zeit wieder die Pforten zur Freiheit zu öffnen. Später gelang es ihm, sich auch bei Mir-Dschaffier so sehr einzuschmeicheln, daß er der Ueberzeugung lebte, das lang' erwartete Minister-Portefeuille könne ihm gar nicht entgehen. Und in der That, in seiner Person vereinigten sich angeborenes Ansehen, Reichthum, Talent und große Geschäftserfahrung, Alles Eigenschaften, welche dem Ränkeschmied zu einem gewissen Grade von Achtung selbst bei den britischen Behörden verhalfen.

Wenn Jemand den schlauen Brahmanen genau kannte, so war es Hastings. Derselbe war während seines Aufenthaltes in Murschidabad mit ihm mehrfach in Berührung, ja es war zwischen Beiden zu bitterm Hader gekommen. Hastings wußte von allen Schlichen und Pfiffen Nunkomar's und hatte deren Folgen schon während seines ersten Aufenthaltes in Indien mit erlebt; er wußte, daß dem Hindu alle weniger günstigen Eigenschaften des Volkes am unteren Ganges anhafteten. Die Eingeborenen von Bengalen stellen bis zum heutigen Tage kaum nennenswerthe Kontingente zur englischen Armee. Bei aller Friedfertigkeit ist jedoch der Bengalese keineswegs versöhnlicher Natur oder mitleidvollen Herzens. Ohne den Muth zu besitzen, auch nur einen Streich zu wagen, weicht die Hartnäckigkeit jener Bevölkerung nur der Furcht. Derselbe Bengalese, welcher, ohne sich zu rühren, zusieht, wenn sein Vaterland verheert, sein Haus eingeäschert, seine Kinder ermordet oder entehrt werden, erleidet die Qualen der Folter mit der Festigkeit eines Mucius und den Tod mit der Ruhe eines Sokrates. — Sein Lebenselement ist jedoch der Betrug. In den kleinen Künsten und im Ausbeuten der Hülflosen leistet er in der That das Möglichste. Als Wucherer und Geldwechsler, sowie als Gesetzesausleger, suchen die braven Bengalesen ihres Gleichen.

Sieben Jahre schon bekleidete Mohammed Riza Khan das hohe Amt eines Naib Dewan. Während dieser Zeit hatten die Ränke des Nunkomar nie aufgehört, die Stellung des ersten Ministers zu bedrohen. Doch gelang es weder dessen Einflüsterungen im Ostindia-Haus zu London, noch in den Kabinetten der Rathsherren zu Kalkutta, den ersehnten Ministersturz herbeizuführen. Anders jedoch hatten sich die Angelegenheiten gestaltet, als Hastings an die Spitze der Regierung zu Kalkutta trat. Damals saß ein unmündiger Sohn Mir-Dschaffier's auf dem Thron von Bengalen und die Kuratel über denselben führte Riza Khan. Der Direktoren-Hof zu London glaubte gerechten Grund zu haben, sich über die Finanzverwaltung unter Clive beklagen zu dürfen, der allerdings mehr an den Ruhm der

englischen Waffen als an Herbeischaffung von Rimessen für die Kassen des India-Hauses gedacht haben mochte. Der Werth der oberen Beamten in Ostindien sank und stieg aber, gemäß den Anschauungen der damaligen Gebieter Indiens, die eben meist nur Kaufleute waren, im Verhältnisse zu den eingesandten Geldern und der eingehenden Menge gesuchter Waarenartikel. Als die Dividenden etwas schmal ausfielen, sahen die Aktionäre scheel drein. Irgend Jemand mußte daran Schuld sein und es ausbaden, wenn die erwarteten Ueberschüsse nicht eintrafen. Man gefiel sich zudem im vorigen Jahrhundert noch in den abenteuerlichsten Vorstellungen beziehentlich der indischen Dorados. Der so sichtlich zur Schau getragene Reichthum einiger mit Schätzen heimgekehrter Anglo-Indier vermehrte jene ungeheuerlichen Phantasien von in Gold und edlem Gestein prangenden Porphyrpalästen, von Schatzkammern, aus denen schimmernde Goldmohurs mit Schaufeln herausgemessen wurden, von Schreinen, strotzend von Perlen und faustgroßen Diamanten. Niemand wollte zugeben, daß Indien ein ärmeres Reich sei als Schweden und Irland. Kein Wunder, wenn man auch im Ostindia-Hause glaubte, die Enttäuschung ob des Ausbleibens außerordentlicher Dividenden sei weniger Folge der eigenen Unbekanntschaft mit der Ertragsfähigkeit des fernen Landes, als vielmehr der schlechten Verwaltung, und im vorliegenden Falle Mohammed Riza Khan zuzuschreiben. Und in diesem Glauben sahen sie sich fortwährend durch Einflüsterungen der Sendlinge Nunkomar's bestärkt.

Hastings war noch nicht lange in Kalkutta angelangt, als in einem an ihn persönlich adressirten Schreiben ihm befohlen wurde, Mohammed Riza Khan seines Amtes zu entsetzen und sammt seiner Familie und seinen Anhängern in Gefangenschaft zu halten. Bei der anzustellenden Untersuchung über dessen Verwaltung — so wurde hinzugefügt — dürfte es sich empfehlen, wenn der Gouverneur des Beistandes des Maharadschah Nunkomar sich versichern wollte, aus dessen wohlbekannten Eigenschaften Nutzen zu ziehen vielleicht die Umstände gestatteten. Die Beziehungen des Gouverneurs zu dem Maharadschah hatten sich mittlerweile nicht gebessert, und nur in einem Punkte fand eine Art Uebereinstimmung bei diesen ungleichen Naturen statt, nämlich darin, daß sie Beide Kränkungen lange nachtrugen. Gegen Mohammed Riza Khan dagegen empfand Hastings durchaus keine Regung von Feindseligkeiten, eher ein gewisses Wohlwollen.

Nichtsdestoweniger führte der Statthalter den empfangenen Auftrag mit einem Eifer aus, wie er ihn nur zeigte, wenn die erhaltenen Instruktionen in Uebereinstimmung mit seinen eigenen Anschauungen und Plänen standen. Und in der That, er hatte nichts Geringeres vor, als die ihm gewordene Vollmacht zu benutzen, um der bestehenden Doppelregierung in Bengalen ein Ende zu machen. Nach der heutigen Verfassung für Indien ist der General-Statthalter für alle Maßregeln der Exekutive mit der obersten Gewalt bekleidet. Zur Zeit Hastings' hatte der Gouverneur blos eine Stimme im Rathe und nur bei gleicher Stimmenanzahl war die seinige entscheidend.

Der direkt an Hastings erlassene Befehl enthob ihn nun der Nothwendigkeit, mit seinem Rath zu verhandeln und es darauf ankommen zu lassen, sich überstimmt zu sehen. Rasch waren seine Maßregeln getroffen und mit der ihm eigenen Kraft und Geschicklichkeit ausgeführt. Der Minister, aus seinem Schlummer

erweckt, erfuhr, als Alles zu spät war, daß er der Gefangene eines Bataillons Sepoys sei, das bereits den Palast zu Murschidabad umringt hatte. Mit der Würde des Muselmannes fügte sich der Gestürzte in das Unvermeidliche. Er fiel jedoch nicht allein. Ein tapferer Häuptling, dessen Muth und Anhänglichkeit an die Engländer mehr als einmal erprobt worden war, führte damals die Verwaltung von Bihar. Auch er, Shitab Roy, ward vom Amte entfernt und verhaftet. Erst als sich die Gefangenen auf dem Wege nach Kalkutta befanden, erhielten die Mitglieder des Rathes Nachricht von diesen Vorgängen.

Die Sache verlief freilich ganz anders, als der Anstifter so vieler Hetzereien vermuthen konnte. Die Stelle eines Premierministers ging völlig ein. Dem Nabob vergönnte man fortan nicht einmal mehr einen scheinbaren Antheil an der Regierung, sondern nur den bisherigen beträchtlichen Jahresgehalt. Er sollte jedoch auch für die Folge mit allem Pomp des Herrscherthums umgeben bleiben. Dem jungen Fürstensohne wurde ein Vormund für sich und sein Eigenthum bestellt und die Aufsicht über seine Person einer Dame aus dem Harem des verstorbenen Nabob, der Munny Begum, anvertraut. Der Intrigant Nunkomar selbst ging bei Vertheilung der Hofwürden leer aus; doch ward das Amt eines Hofschatzmeisters seinem Sohne Gurdas verliehen. Hastings bildete sich viel auf diesen Meisterstreich seiner Politik ein, wodurch er den ehrgeizigen, aber grundsatzlosen Vater durch Beförderung seines ungefährlichen Sohnes befriedigt und ausgesöhnt zu haben glaubte. — So unvollkommen das neu eingerichtete System der Civil- und Rechtsverwaltung, welches Hastings einrichtete, auch sein mochte, besser als die bisherige Wirthschaft war es jedenfalls. Nachdem die Umbildung vollendet und die oberste Gewalt auf die Compagnie übergegangen war, hielt es der Statthalter an der Zeit, seine Gefangenen wieder in Freiheit zu setzen. Die gegen Mohammed Riza Khan gerichteten Anklagen wegen Unterschleifs und schlechter Finanzverwaltung sowie die Beschuldigungen des Nunkomar erklärte Hastings theils für nicht erwiesen, theils für unbegründet. Shitab Roy wurde ohne viel Umstände mit Ehren freigesprochen, ja man entschuldigte sich bei ihm in aller Form. Er kehrte unter orientalischem Gepränge, mit Juwelen behangen und einem prächtig ausgerüsteten Elephanten beschenkt, in seine Statthalterschaft zu Patna zurück.

Dies Alles war nicht im Sinne Nunkomar's, der zu spät erkannte, wie sehr er dem neuen Gouverneur nur als Werkzeug gedient. So in seinen Erwartungen auf das Bitterste getäuscht, richtete sich aller Haß des Ehrgeizigen auf Hastings und er lauerte von nun an mit der Geduld und Verstellungskunst eines Hindu auf den günstigen Augenblick zur Rache. Die Gelegenheit blieb nicht aus, bei welcher sich die langgenährte Erbitterung in einem verzweifelten Kampfe Luft machen konnte.

Während die Aufmerksamkeit des neuen Statthalters fast ausschließlich auf die Einrichtung und Durchführung eines neuen Verwaltungs-Organismus gerichtet war, vermochte er einer anderen wichtigen Aufgabe weniger ernstlich obzuliegen. Jetzt trat diese immer dringender an ihn heran. Denn jedes Schreiben der Direktoren ward durch die Ermahnung illustrirt: „Regieren Sie gut und milde, aber schicken Sie mehr Geld!“ d. h. seien Sie zugleich Vater und Bedrücker des Landes. Es mußte Rath geschafft werden.

Um dem ewigen Drängen ein Ende zu machen, ward zuerst die Pension des fürstlichen Jünglings auf dem Thron zu Murschidabad auf die Hälfte herabgesetzt; weiterhin überließ der Gouverneur dem Nabob-Wesier von Audh, um den Preis einer halben Million £., die noch gar nicht lange dem Großmogul überwiesenen, bald nachher von diesem wieder an die Maratten abgetretenen Provinzen von Allahabad und Kora, welche an Audh grenzten, damals jedoch der englischen Herrschaft nicht recht gelegen waren. Außerdem brachte der Statthalter mit Sudschah-ul-Daulet jenen abscheulichen Handel zum Abschluß, welcher einen unauslöschbaren Schandfleck auf seinem Rufe und dem Ruhm Englands zurückließ. Wir meinen die an den Fürsten von Aude geleistete Unterstützung zur Unterjochung der Rohillas, des edelsten und ritterlichsten Volkes in ganz Indien. Diese aus Kabul und Kandahar niedergestiegenen kriegerischen Schaaren, ein schöner, edler Menschenschlag, hatten nicht allein die weiten und fruchtbaren Landstriche, welche ihnen frühere indische Kaiser überlassen, behauptet, sondern sie waren auch beim Tode des Aurengzeb unter kriegerischen Clanshäuptern zu einer thatsächlichen Unabhängigkeit gelangt. Die Rohillas, achtungswerth durch ihren Muth im Kriege, konnten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gegen 100,000 Krieger in's Feld stellen; sie genossen nicht minderes Ansehen wegen ihrer Liebe und Geschicklichkeit in allen Künsten des Friedens. Sie achteten Handel und Ackerbau, pflegten die Dicht- und Redekunst. Ihre natürliche Begabung und Schlagfertigkeit trug mehr als einmal Siege davon, bei den im Oriente so gebräuchlichen religiösen Konversationen, wie sie zur Zeit der großen Wallfahrten nach dem benachbarten Hardiwar auch in der prachtvollen indischen Tempelstadt am Abhange des Himalaya stattfanden.

Noch vor wenigen Jahrzehnten gedachten bejahrte Männer voll Sehnsucht der goldenen Zeiten, während welcher inmitten allgemeinen Zerfalles die Afghanenfürsten in den blühenden Thälern von Rohilkund herrschten. Nach diesem schönen und reichen Lande gelüstete nun dem Schudschah-ul-Daulet, und Warren Hastings war gewissenlos und grausam genug, die Hände zur Unterjochung jenes freiheitliebenden Volkes gegen eine Entschädigung von 400,000 £. zu bieten, wofür dem Nabob für die Zeit des Feldzuges die im Dienste der Compagnie stehenden Truppen überlassen wurden. Die tapferen Rohillas, welche kurz vorher einem Einfall der Maratten sowie dem Oberherrn von Delhi widerstanden, wichen dem drohenden neuen Sturme nicht aus und nahmen den Kampf auf. Ein grauenhaftes Wüthen begann. Mehr als 100,000 Menschen flohen in die verpesteten Niederungen von Ramgunga, Hunger wie Fieber in den Dschungeln und die Wohnstätten von Tigern der Tyrannei des Nabob-Wesiers vorziehend.

Die streitbaren Männer von Rohilkund wären den einheimischen Kriegsbanden eines feigen Despoten völlig gewachsen gewesen. Ihre verzweifelte Tapferkeit kämpfte aber vergebens gegen die Ueberlegenheit der europäischen Kriegskunst an. Nachdem sie alle Mittel muthigster Gegenwehr erschöpft, sah sich die achtungswertheste Bevölkerung Indiens dem Belieben eines Wüthrichs preisgegeben. Unter dessen rohen Händen verwandelten sich die prangenden Gefilde zwischen dem Einflusse des Ramganga in den Ganges und den Abhängen des Himalaya in den elendesten Theil der Länder des Schudschah-ul-Daulet.



Der Maharadschah.

4.

Wie verdammungswürdig uns auch die Moralität der damaligen Politik des Gouverneurs von Bengalen dünkt, er selbst wußte sie bestens zu vertheidigen. Er blieb auch später dabei, sein Verfahren als eine Nothwendigkeit darzustellen, indem er darauf hinwies, daß der Nabob von Audh der einzig nützliche Verbündete der Compagnie und wie es für diese selbst gerade damals eine Sorge weniger gewesen sei, wenn der Wesier es auf sich genommen, nicht allein die unbeschäftigten englischen Truppen zu unterhalten, sondern auch für dieselben noch einen stattlichen Miethbetrag zu zahlen. Die Herren im Ostindia-Hause hielten zu jener Zeit die Verwaltungskunst ihres Gouverneurs in hohen Ehren. Hatte doch der wunderthätige Mann mit dem weiten Gewissen, nach kaum zweijähriger Regierung der nördlichen Besitzungen, ohne dem seiner Autorität unterworfenen Volke irgend eine neue Last aufzubürden, das jährliche Einkommen der Compagnie um 450,000 £. vermehrt und weiterhin als Erträgniß des von ihm eingerichteten Einkaufssystems eine Million £. baar heimsenden können.

Doch fand nicht alle Welt ihren Wohlgefallen an der erfolgreichen Rührigkeit des neuen Statthalters von Bengalen. Längst drängte die steigende Wichtigkeit der englischen Besitzungen im Osten Asiens zur unerläßlichen Herstellung eines angemesseneren Verwaltungs-Mechanismus für Ostindien. Der Verlegenheiten der Compagnie während der Jahre 1770 bis 1772 haben wir schon früher gedacht. Trotz der bedrohlichen Lage ihrer Finanzen erhöhte der Direktoren-Hof fortwährend die Dividenden, im Jahre 1770 sogar auf 12½ %. Schlimmere Nachwirkungen konnten nicht ausbleiben. Zwei Jahre später betrug das Defizit der Compagnie schon 1,293,000 £. Die in der höchsten Noth um Hülfe angerufene Regierung schritt durch ein Anlehen von 1,400,000 £. ein, benutzte

jedoch auf Andringen des Parlaments diese Gelegenheit, dem rücksichtslosen Schalten und Walten in Indien eine Grenze zu setzen. Die sogenannte Regulirungs-Akte vom Jahre 1773 reorganisirte die Verhältnisse der Compagnie zu ihrem indischen Reiche in der weiter vorn genauer angegebenen Weise. Erinnern wir uns, daß hierdurch eine oberste Regierungsbehörde mit dem Sitze in Kalkutta angeordnet wurde. Demnach sollte der Statthalter von Bengalen, Bihar und Orissa als General-Gouverneur mit einem Gehalte von 25,000 £. fortan die Oberaufsicht über die sämmtlichen indischen Besitzungen der Compagnie führen und ihm die oberste Leitung aller Geschäfte und Beziehungen in jenen weiten Gebieten obliegen. Man hatte demselben einen Rath beigeordnet, von dessen vier Mitgliedern ein jedes 8000 £. Besoldung empfing, und welche gleich dem General-Statthalter selbst fünf Jahre im Amte verbleiben sollten. Ferner wurde ein oberster Gerichtshof bestellt, aus einem Ober- und drei Unterrichtern bestehend. Dieses Tribunal, unabhängig vom obersten Regierungschef wie vom Rathe, hatte man mit einer unumschränkten, vom Gesetz durchaus unbestimmt gelassenen Kriminal- und Civil-Jurisdiktion ausgerüstet. Kein Beamter im Dienste des Königs (Obergenerale oder Admirale) oder der Compagnie durfte fortan Geschenke annehmen; der Statthalter, die Räthe und Richter keinen Handel mehr auf eigene Rechnung treiben.

Warren Hastings war der erste Statthalter, welcher die Würde eines General-Gouverneurs in Ostindien bekleidete. Der oberste der vier neuen Räthe, Barwell, ein älterer Beamter der Compagnie, befand sich schon seit längerer Zeit in Bengalen und hatte bereits während Vansittart's unrühmlicher Verwaltung vielfach Gelegenheit gehabt, Erfahrungen im indischen Dienst zu sammeln. Die übrigen Mitglieder, General Clavering, ferner Oberst Monson, der Stellvertreter von Sir Eyre Coote bei der Belagerung von Ponditscherry, endlich Philipp Francis, ein vielgenannter öffentlicher Charakter, der häufig als Verfasser der „Junius-Briefe“ genannt wird, gingen mit den neuerwählten Richtern von England hinüber nach Indien. An die Spitze des obersten Gerichtshofes hatte man Sir Elias Impey gestellt, dem wir bereits als Schulkameraden von Warren während dessen Aufenthalts in der Westminster-Schule begegnet sind, und in dem wir später ein überaus dienstbereites Werkzeug des neuen General-Gouverneurs kennen lernen werden.

Von vornherein war die Stellung der verschiedenen Gewalten zu einander eine höchst unerquickliche. Dem stets entschlossenen, ja zu Uebergriffen geneigten Hastings mißfiel an und für sich die veränderte Regierungsweise; auch hatte er keine besonders hohe Meinung von seinen neuen Beiständen. Diese aber, von der Abneigung des Regierungschefs bereits unterrichtet, wurden unter Anderem schon dadurch in eine üble Gemüthsstimmung versetzt, daß Warren Hastings sie, statt mit den erwarteten 21, nur mit 16 Kanonenschüssen begrüßen ließ. Sie landeten in schlechter Laune, und von diesem Augenblick an begann jener erbitterte Streit, welcher, nachdem er den Bestand des indo-britischen Reiches gefährdet, in England weiter fortgesetzt und von den ausgezeichnetsten Staatsmännern wie Rednern auf beiden Seiten der Parteien verschiedene Jahrzehnte hindurch genährt wurde.

Vereint mit dem General-Statthalter stimmte und handelte Barwell; ihnen gegenüber stand die Warren Hastings abgeneigte Mehrheit im Rath: Clavering, Monson und Francis. Letztere Drei entrangen gar bald das Regiment den Händen des General-Statthalters. Sie hatten nichts Eiligeres zu thun, als den Vertrag mit dem Nabob von Audh zu mißbilligen, indem sie an dessen Hof eine Kreatur aus ihrer Mitte absandten und auf Rückkehr der englischen Brigade, welche die unglücklichen Rohillas besiegte, antrugen. Demnächst strengten sie eine Untersuchung über die Führung des mit Recht getadelten Krieges an. Nun hätte man annehmen dürfen, daß Männer, welche sich mit solcher Entschiedenheit gegen das jenem Volke widerfahrene Unrecht ausgesprochen, sich sicher auch beeilen würden, letzteres wieder gut zu machen, indem sie den Gewaltherrn von Audh nöthigten, die Unterdrückten nach Möglichkeit zu entschädigen. Von dem geschah jedoch nichts; im Gegentheil, die Beziehungen zu Audh wurden auch nach dem erfolgten Tode Schudscha-ul-Daulets festgesetzt und als der Sohn des Vaters Schuld an die Compagnie berichtete, sowie seine Truppenmiethe auf 260,000 Rupien monatlich erhöhte, demselben nicht nur Champion's Brigade gelassen, sondern auch noch der Besitz von Allahabad und Kora gegen Abtretung des Gebietes von Benares feierlichst gewährleistet. Dem Großmogul Schah Ahmed, der seit 1772 mit Hülfe der Maratten nach Delhi zurückgekehrt war, nahm man durch jenes Abkommen wider alle Treue und Gerechtigkeit unter dem Vorwande, daß er den Feinden der Compagnie sich angeschlossen, nicht allein die ihm kurz zuvor erst überwiesenen Provinzen, sondern man verweigerte ihm auch schmählicher Weise die Tributrückstände, welche er für Abtretung seines Rechtes der Steuererhebung in Bengalen beanspruchte, für so lange freilich nur, als sich Bengalen nicht aus seinem drückenden Nothstande erhoben haben würde; dies hieß indessen: für immer.

Mittlerweile nahm das eigenmächtige Schalten und Walten der Majorität des Rathes seinen Fortgang. In rücksichtslosester Weise übte sie die erlangte Autorität über die untergeordneten Präsidentschaften aus, brachte dadurch alle Angelegenheiten der Provinz Bombay in Verwirrung und mischte sich ebenso unbesonnen wie unentschieden in die innern Streitigkeiten der Marattenstaaten ein: kurz, sie gab Veranlassung zu Reibereien und Feindseligkeiten aller Art. Zu gleicher Zeit schwächte sie die innere Verwaltung Bengalens sowol in Bezug auf Rechtspflege wie auf Finanzwesen. Die üble Wirkung aller dieser verkehrten Maßnahmen zeigte sich vornehmlich in der zunehmenden Unsicherheit; weit und breit standen Leben und Eigenthun in erhöhter Gefahr, ja es drangen Räuberschwärme ungestraft selbst in die Vorstädte Kalkutta's ein, plündernd und mordend. — Wie nothwendig der immer mehr zurückgedrängte General-Gouverneur den neuen Machthabern auch bei ihrer völligen Unkenntniß von Land und Leuten war, sie dachten, erfüllt von Haß gegen denselben, nur an seine Beseitigung. Die Eingeborenen dagegen, welche wohl bemerkten, daß Hastings, wiewol er noch den Vorsitz am Rathstische führte, doch die eigentliche Gewalt aus den Händen verloren, erblickten in ihm nur noch den gefallenen Mann. Wer aber im Orient gestürzt ist, hat keine Freunde mehr. Ueber den kranken Geier fallen die Raben her. Unverzüglich liefen eine Menge

Beschuldigungen gegen den bisherigen Allmächtigen ein und Schmeichler traten dort auf, wo die Gewalt geübt ward, immer bereit zu lügen und zu betrügen, Werkzeuge aller Art, falsche Zeugen und Komplottirer herbeizuschaffen, Dokumente zu fälschen, falsche Eide zu leisten und was sonst im Orient nöthig ist, um einen Feind zu verderben und sich selbst zu erheben. An solchen Helfershelfern fehlte es auch dem Manne nicht, der die Partei der Widersacher Warren Hastings zu der Zeit verstärkte, als ihm die Stunde der Rache gekommen schien. Nunkomar hatte vom Tage ihrer Ankunft an um die Gunst der drei neuen Räthe gebuhlt, und in ihre Hände legte er nun mit großer Förmlichkeit eine Menge Papiere nieder, durch welche der General-Statthalter sich beschuldigt sah, nicht nur Aemter verkauft, sondern auch Bestechungen angenommen und Uebelthäter in Freiheit gesetzt zu haben.

Insbesondere wurde ihm zur Last gelegt, daß er Mohammed Riza Khan wider Pflicht und Gewissen in Freiheit gesetzt, doch erst dann, nachdem dieser sich vermittelst einer hohen Summe losgekauft. Vergebens protestirte der Beschuldigte gegen diese Anklagen und die Art und Weise ihrer Einbringung, indem er zum Vornherein seinen Kollegen am Rathstisch das Recht bestritt, über ihn, den obersten Chef der Regierung, zu Gericht zu sitzen. — Die fest verbundene Mehrheit des Rathes beachtete diese Einsprache nicht, sondern beschloß auf die vorgebrachten Beschuldigungen einzugehen; ja, sie konstituirte sich, als Hastings und Barwell das Rathszimmer verließen, zu einem Sonder-Rathe, dessen Vorsitz Clavering übernahm.

Nunkomar's Stern schien im Aufgehen. Dem schlauen Brahmanen dünkte, er sei nahe daran, der angesehenste und mächtigste Hindu zu werden. Er beeilte sich daher, die Gunst der Verhältnisse wohl zu benutzen. In einem gewaltigen Aktenstoß neuer Beschwerden brachte er unter Anderem vor, Hastings habe eine große Summe dafür erhalten, daß der Radschah Gurdas, Nunkomar's Sohn, zum Hofschatzmeister des Nabob und die Prinzessin Munny Begum zur Vormünderin Sr. Hoheit ernannt worden. Die Sache schien unzweifelhaft nachgewiesen durch ein Schreiben, welchem das angeblich eigene Siegel jener Haremsfürsten beigedrückt war. Das Siegel, mochte es nun, wie Hastings versicherte, nachgemacht oder mochte es echt sein, bewies freilich nicht viel, da Jeder, der die Charakterlosigkeit der Inder kennt, bestätigen kann, wie leicht ein solches Dokument beschafft werden kann, wenn die angegangene Person weiß, daß ihr Zeugniß einem Mächtigeren angenehm oder gar nothwendig ist. Da es jetzt in erster Reihe darauf ankam, den gehaßten Mann zu beseitigen, so entschied die Mehrheit im Rathe ohne Rücksicht auf die Protestationen Hastings gegen denselben und legte ihm die Verpflichtung auf, die mißbräuchlicher Weise angenommenen 30- bis 40,000 £. zurückzuzahlen.

Dieser Spruch verursachte große Unruhe in der Präsidentschaft. Der Rath verurtheilte seinen eignen Vorsitzenden wegen Bestechung! Durfte er dies überhaupt? — und wenn ein solches Vorgehen gegen Jenen in Indien gestattet war, lag nicht die Rechtspflege in der Hand des obersten Gerichtshofes? Die allgemeine Stimmung der Engländer in Bengalen wandte sich entschieden dem thatkräftigen General-Gouverneur zu, dessen Geschäftserfahrung der seiner Verfolger

weit überlegen war und dessen Benehmen jedenfalls vor der Art und Weise, wie seine Verfolger auftraten, den Vorzug verdiente. Ungeachtet der Sympathien seiner Landsleute befand sich Hastings dennoch in einer höchst peinlichen Lage. Ihn beängstigte vornehmlich ein Gedanke: Welcher Art war die Stimmung seiner Vollmachtgeber im Ostindia-Hause? Durfte er annehmen, daß sie auf seine Seite traten? Wenn nicht, dann war es rathsam, an einen ehrenvollen Rückzug zu denken. In einer vorsorglichen Stunde beauftragte er daher den Oberst Maclean, seinen Agenten zu London, seinen Rücktritt vom Amte im Ostindia-Hause einzugeben, sobald sich die heimischen Autoritäten auf Seite seiner indischen Widersacher stellten. Der Oberst wurde indessen angewiesen, die Verzichtleistung nicht eher vorzubringen, bevor er nicht zur völligen Gewißheit gelangt sei, daß man in England entschlossen wäre, ihn, den General-Gouverneur, fallen zu lassen.

So leicht gab freilich Hastings seine Sache nicht verloren. Wollte er jedoch über seine Widersacher den Sieg davontragen, so mußte er den gefährlichsten seiner Gegner mit starker Hand fassen. Schon schien der Triumph des Nunkomar unzweifelhaft. Bei Gelegenheit eines feierlichen Empfangs im Palast desselben, zu welchem sich alle Landsleute des Siegesgewissen hindrängten, und wo sich selbst die Mehrheit des Rathes von Kalkutta einfand, ließ der sonst so vorsichtige Brahmane sich beifallen, mehrere aus der Provinz eingetroffene Vornehme aufzufordern, die Einsendung weiterer Beschwerden gegen den General-Gouverneur sich ja recht angelegen sein zu lassen. Wir dürfen uns für überzeugt halten, daß der gewissenlose Nunkomar ganz gewiß in Hastings' Stellung dasselbe gethan haben würde und wol noch viel Schlimmeres als dasjenige, was seine Landsleute etwa noch gegen seinen Feind vorbringen konnten. Doch der Haß machte den boshaften Hindu blind. Hätte er bedacht, welch' einen entschlossenen Gegner er zu bekämpfen unternommen, so mußte er sich mehr als einmal besinnen, ehe er sein gefährlich Spiel bis zur letzten Karte fortsetzte und dadurch einen Mann wie Hastings zu einem Kampf auf Leben und Tod herausforderte. Außerdem ging dem Brahmanen auch noch jegliches Verständniß hinsichtlich der Natur der Institutionen ab, unter denen er selbst seit Erlaß der Regulirungsakte lebte. Nunkomar sah in der Mehrheit des Kollegiums, welche Verträge schloß, Stellen vergab und Steuern erhob, die allein herrschende Macht. Daß es außerdem noch eine von der Regierungsgewalt völlig unabhängige Autorität im Lande gab, die Denjenigen, welchen der Rath zu vernichten meinte, beschützen und dafür seinen ärgsten Feind und Angeber an den Galgen bringen könnte, an diese Möglichkeit nur zu denken war dem Brahmanen niemals beigekommen. Und dennoch ereignete sich das für ihn völlig Unfaßbare.

Hastings hatte mit dem ihm angeborenen Scharfblick erkannt, welchen Nutzen er aus der wohlgepflegten Verbindung mit dem obersten Gerichtshofe ziehen könne. Impey und seine Gerichtsbeisitzer waren zudem der Mehrheit im Rathe nicht hold. Die Zeit, diese furchtbare Waffe zu benützen, sie war da. Hastings verlangte vom höchsten Tribunal nur, daß es dem Recht seinen Lauf lasse und einen Schuldigen strafe ohne Ansehen der Person. — Die Europäer in Kalkutta sahen sich plötzlich durch die Nachricht in Staunen, die Eingebornen in Schrecken gesetzt, daß Nunkomar auf die Anklage eines Eingeborenen hin, er

habe vor sechs Jahren eine Verschreibung gefälscht, gefangen genommen und in einen gemeinen Kerker geworfen worden sei. Der Maharadschah war nach unseren Begriffen ein ausgemachter Schurke, der nach europäischen Gesetzen für das, was er gesündigt und dessen er überführt worden, schon zehnmal das Gefängniß, Ketten, ja vielleicht den Tod verdient hatte. Aber seinen Landsleuten erschien er trotz seiner schlechten Eigenschaften als ein heiliger Mann, denn er verrichtete sorgsam die Gebete seiner Religion und that dies mit dem äußerlichen Eifer des Orientalen.

Natürlich protestirte die Mehrheit im Rathe energisch gegen ein solch' überraschendes Einschreiten. Vergebens. Ihre Verwahrung, ihre angebotene Bürgschaftsstellung, Alles blieb erfolglos. Was Hastings, den wir als Urheber dieser Vorgänge anzusehen haben, einmal beschlossen, das führte er auch rasch aus. Die Gerichtsverhandlungen begannen unverzüglich. Nunkomar, vor eine aus Engländern zusammengesetzte Jury gestellt, wurde nach langwierigen Gerichtsverhandlungen der Fälschung schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Ein Gesuch um Aufschub des Verfahrens, bis der Wille der Krone eingeholt wäre, ward verworfen, und der Oberrichter erklärte, weder von Gnade noch von Aufschub Etwas hören zu wollen. Francis und die wenigen englischen Anhänger des Brahmanen bezeichneten Hastings und Impey geradezu als Mörder. Doch was half's? — Clavering vermaß sich, den Nunkomar zu retten und wenn er bereits am Fuße des Galgens stünde. Er hielt nicht Wort! Viel stärker noch äußerten sich die Empfindungen der Hindus. Die Verurtheilung eines Glaubensgenossen, der zur vornehmsten und reinsten Kaste des Landes gehörte, erfüllte sie mit bangem Schrecken. War derselbe auch, selbst nach ihrem eigenen niedrigen Maßstabe der Sittlichkeit gemessen, ein schlechter Mensch, so sahen sie in ihm doch immerhin ein Haupt ihres Stammes, wie ihrer Religion. Sie empfanden daher ganz dasselbe, was ein frommer Katholik fühlen würde, wenn ein weltliches Tribunal einen Prälaten des höchsten Ranges an den Galgen schicken wollte. In Gemäßheit der Landesgesetze konnte ein Brahmane für keinerlei Verbrechen mit dem Tode bestraft werden, und nun sollte ihr höchster Brahmane sogar für ein Vergehen den Tod erleiden, welches nach dem Begriffsvermögen der Asiaten kaum strafbarer erschien, als wenn ein Roßkamm ein werthloses Pferd zu einem werthvollen Preise verkaufte! Aber von Reden und Klagen bis zu thatkräftigem Handeln ist ein gewaltiger Schritt. Es blieb bei ersterem. — Nur die Muselmänner frohlockten über den Fall des hochfahrenden Brahmanen und beeilten sich, seine Sache zu verschlimmern, indem sie dem gestürzten Manne nachsagten, er habe nicht nur diese eine Fälschung sich zu Schulden kommen lassen, sondern in seinem Hause sei ein Kästchen entdeckt worden, in welchem man Nachbildungen der Petschafte aller reichen und angesehenen Männer der Provinz vorgefunden habe.

Nunkomar's Schicksal war entschieden. Nachdem er seine Sache völlig verloren sah, bereitete er sich mit jener Standhaftigkeit zum Sterben vor, mit welcher selbst der feige Orientale das unabwendbar erscheinende Schicksal über sich ergehen läßt; er empfahl seinen Sohn, als zukünftiges Haupt der Brahmanen in Bengalen, der Mehrheit des Rathes, und benahm sich noch am Vorabend seiner Hinrichtung in größter Seelenruhe mit dem Sheriff über seine nächsten Angelegenheiten.

Noch immer mochte aber die Menge der Eingebornen nicht glauben, daß man es wagen würde, einem ihrer vornehmsten Priester das Leben zu nehmen. Sein Untergang war indeß unabwendbar. Der Brahmane ging dem Tode mit derselben ungetrübten Heiterkeit entgegen, die er schon beim Abschied von den ihm am nächsten Stehenden gezeigt hatte. In dem Augenblick, in welchem die Exekution vollzogen wurde, erhob sich weithin ein verzweiflungsvolles Geheul aus den Kehlen zahlloser Zuschauer. Tausende flohen unter Wehklagen dem Hugly zu und tauchten in dessen heilige Gewässer unter, als wollten sie sich von der Schuld reinigen, dem Vollzug einer so unerhörten Gewaltthat beigewohnt zu haben. Die gesammte Provinz gerieth in Aufregung, und die gleichen Zeichen von Schrecken und Verzweiflung durchzuckten die ganze benachbarte Hinduwelt.

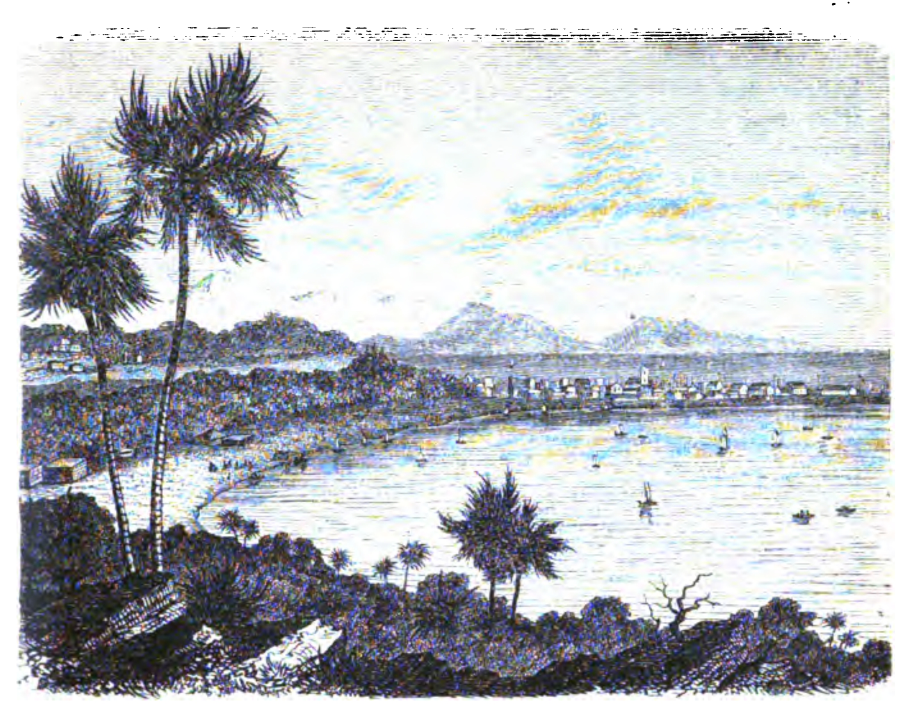
Es ist unmöglich, des Oberrichters Verfahren irgendwie zu rechtfertigen. Denn hätte man jeden Hindu eines überwiesenen ähnlichen Verbrechens willen hängen wollen, die Bäume Bengalens hätten dazu nicht ausgereicht. Ueberdies bezeichnet weder das Gesetzbuch der Hindu, noch die mohammedanische Gesetzgebung das Verbrechen, wegen dessen Nunkomar hingerichtet wurde, als ein todeswürdiges. Das englische Recht aber, das die Fälschung mit einem so harten Strafmaß ahnt, fand keine Anwendung auf Indien, da die Kolonien Englands nie mit eingeschlossen sind, wenn sie nicht in den bezüglichen Gesetzen ausdrücklich erwähnt werden. Dazu kam, daß die strafbare Handlung, welche Nunkomar zur Last gelegt wurde, von ihm bereits 1770 begangen worden war, während der oberste Gerichtshof mit seinen Vollmachten erst 1774 in's Leben trat. Hiernach schien die Verurtheilung Nunkomar's sowol dem Grundsatz, daß ein Gesetz an sich der rückwirkenden Kraft entbehre, als auch der Meinung zu widersprechen, daß ein Inder, der ein Verbrechen gegen einen anderen Inder begangen, nur vor einem aus Eingebornen zusammengesetzten Gerichte Rede zu stehen habe. Alle diese Bedenken suchte jedoch der Oberrichter mit der Erklärung niederzuschlagen, daß Nunkomar, der zu Kalkutta seinen Wohnsitz genommen, deshalb in gleicher Weise dem englischen Recht unterworfen sei, wie es bereits in früheren Fällen anderen Eingeborenen gegenüber gehalten worden, welche die Beamten der Compagnie nach englischen Gesetzen verurtheilt hätten. Ließe sich hiernach vielleicht auch das Verfahren des Gerichtshofes, welcher über Nunkomar Recht sprach, dem bloßen Buchstaben des Gesetzes nach weniger tadeln, so bleibt doch die absichtliche Härte verwerflich, mit welcher jedes Begnadigungsgesuch zurückgewiesen ward.

Unter allen Umständen mußte Impey Nunkomar wenigstens den nachgesuchten Aufschub bewilligen. Da dies nicht geschah, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er, um dem ihm befreundeten General-Gouverneur gefällig zu sein, sein heiliges Richteramt mißbrauchte. — In ganz anderem Lichte dagegen erscheint das Vorgehen von Hastings. Dieser kämpfte um Vermögen, Ehre und Freiheit, um Alles, was das Leben werthvoll macht; er sah sich von erbitterten, grundsatzlosen Feinden umgeben, von Kollegen, auf deren Einsehen und Friedfertigkeit er nicht mehr hoffen durfte. Vor Allem rechtfertigt er selbst sein Verfahren als eine politische Nothwendigkeit. Und in der That, wie hätte es um das Ansehen der höchsten Regierungsgewalt gestanden, wenn aus der eingeborenen Bevölkerung fortan ein Jeder sich an die Person des obersten Staatschefs hätte heranwagen dürfen, wenn

jeder Stellenjäger, jeder Staatspächter sich einbilden konnte, daß er, um mächtige Freunde zu gewinnen und seine Lage zu verbessern, nur das Mittel einer Verdächtigung des General-Gouverneurs anzuwenden brauche! Unter so bedrohlichen Umständen entschloß sich der Verfolgte, aus dem Haufen von Anklägern nicht etwa einen unbedeutenden Menschen herauszuholen, sondern gerade den Höchsten, und es damit Allen klar zu machen, daß, wenn er auch zeitweilig am Rathstische in der Minderzahl, er doch in Wirklichkeit der mächtigste Mann im Lande sei. Die Lektion, welche Hastings der braunen Bevölkerung des Landes gab, blieb unvergessen, und es nützte auch allen seinen Nachfolgern, daß er gerade den reichsten, klügsten, vornehmsten und in der höchsten Gunst stehenden Eingeborenen am hellen Tage an den Galgen schickte. Die ohnmächtige Wuth und das vergebliche Ankämpfen des Rathes machten seinen Triumph nur noch nachhaltiger. Von diesem Augenblick an hielten es die Schwankenden unter den Landeskindern für vortheilhaft, auf die Seite Desjenigen zu treten, welcher augenscheinlich die Macht besaß, alle Ankläger zu vernichten, die sich etwa noch hervorwagen konnten. Mit welchen unendlichen Schwierigkeiten Hastings auch fortan noch zu kämpfen gehabt, niemals ist er durch Anklagen von indischen Eingeborenen wieder belästigt worden.

Des Todfeindes war Hastings ledig geworden, aber andere, nicht minder bedenkliche Verwicklungen zogen sich zu einem unentwirrbar scheinenden Knäuel und endlich zu einer Wetterwolke zusammen, just zu einer Zeit, während welcher man in der Heimat selbst schwer unter den Folgen der äußersten Mißregierung seufzte, die im Verlaufe des siebenten Jahrzehnts das Vereinigte Königreich an den Rand des Verderbens gebracht hatte: eine furchtbare Krise war hereingebrochen. Hunderttausende von Blutsverwandten kämpften in Amerika mit den Waffen in der Hand gegen das unbillige Mutterland; dazu kamen die Beschwerden des übel behandelten Irland und die Bedrängnisse, welche England in Folge der feindseligen Stimmung von Frankreich, Spanien und Holland vor sich sah. Es schien eine Zeitlang sogar, als könnte die britische Uebermacht zur See in Frage gestellt, ja die Sicherheit der hochwichtigen Meerstraße, des Kanals, der Lebensader von England, ernstlich gefährdet sein. Wie groß auch Warren Hastings' Fehler und Vergehen gewesen sein mögen, England durfte sich glücklich schätzen, daß während jener gefahrvollen Zeiten ein Mann von höchstem Talent an der Spitze der Verwaltung Indiens stand. Der Umstand, daß dieser die in seine Hand gegebene Macht zu gebrauchen verstand, rettete und erhielt der britischen Krone die herrlichste Perle. Denn die englischen Besitzungen auf der indischen Halbinsel waren damals auf der einen Seite von den Maratten bedroht, auf der andern durch die Nachbarschaft der Franzosen, welche noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben hatten, das wieder zu gewinnen, was ihnen die Siege von Lord Robert Clive und Sir Eyre Coote entrissen, den überwiegenden Einfluß wenigstens im Süden von Indien.

Um die allgemeine Lage, sowie Hastings steigende Verlegenheiten besser würdigen zu können, müssen wir den Leser bitten, sich in die Zeit vor Nunkomar's Tod zurückzuversetzen.



Bombay.

5.

Die Nachricht über den Ausgang des Rohilla-Krieges und über die Streitigkeiten zwischen Hastings und seinen Kollegen war mittlerweile nach London gelangt. Die Direktoren stellten sich auf die Seite der Mehrheit, zumal auch der Wunsch der Minister dahin ging, daß Hastings abberufen werde. Der Sturz des General-Gouverneurs von Indien schien unvermeidlich. In der Versammlung des Direktoren-Hofes stimmten Elf gegen und Zehn für Hastings. Aber welche Anstrengungen man auch demnächst nicht scheute, um die Mehrzahl der Eigenthümer (Aktionäre) Hastings abgeneigt zu machen: das Resultat war, daß die Partei des General-Gouverneurs mit mehr als hundert Stimmen über die vereinigten Anstrengungen der Direktoren und des Kabinets triumphirte. Die Minister waren über diese Niederlage außerordentlich erbittert. Es ward davon gesprochen, der Compagnie alle politische Macht zu entziehen und sie auf ihr altes Geschäft, auf den Handel mit Seidenwaaren und Thee, zu beschränken. Jetzt glaubte der Oberst Maclean die Sache seines Klienten in äußerster Gefahr. Es schien ihm und andern Freunden Hastings', da sie letzteren nicht noch mit parlamentarischem Tadel gebrandmarkt oder gar in Anklagestand versetzt sehen wollten, hohe Zeit, an die Sicherung eines ehrenvollen Rückzugs für denselben zu denken. Deshalb brachte Maclean nunmehr die ihm anvertraute Verzichtleistung vor. Zwar entbehrte die bezügliche Eingabe der rechten Form, die Direktoren zeigten sich indeß nicht besonders skrupulös

und nahmen die Amtsentsagung ohne Weiteres an. Sie bestimmten einen Mr. Wheler zum Nachfolger von Hastings und erließen den Befehl, daß General Clavering bis zur Ankunft des neuen obersten Beamten die Funktionen des General-Statthalters versehen sollte.

Während sich dies in England ereignete, ging auch in Bengalen eine große Veränderung vor sich. Der Rath Monson war gestorben und in Folge dessen gaben Hastings und Barwell mit ihren Stimmen bei allen Berathungen den Ausschlag. Der General-Statthalter, zwei Jahre lang des entscheidenden Einflusses beraubt, wurde auf einmal allgebietender Herr und gebrauchte jetzt seine Macht. Alle Kreaturen seiner Gegner wurden von ihren Stellen entfernt und neue Schätzungen der Ländereien von Bengalen zum Zweck der Besteuerung unter Warren Hastings' eigener Leitung angeordnet. Gleichzeitig befaßte sich der unermüdliche Mann mit weitausschauenden politischen Entwürfen. Er dachte daran, mit den eingeborenen Fürsten Bündnisse zu Stande zu bringen, in der Art des späteren Rheinbundes, und dadurch England zur Oberherrlichkeit über ganz Indien zu verhelfen. Vermochte er selbst auch nicht diese hochfliegenden Pläne zur Ausführung zu bringen, so erlebte er doch noch das Gelingen derselben in Folge der Anstrengungen seiner Amtsnachfolger.

Während er sich noch mit solchen Ideen herumtrug, langte die Nachricht an, daß er aufgehört habe, General-Gouverneur zu sein, und daß sein Nachfolger Wheler unverzüglich sein Amt antreten werde. Hätte sich Hastings noch in der Minderzahl befunden, so würde er wahrscheinlich ohne Kampf zurückgetreten sein, aber wie jetzt die Sachen standen, war er nicht geneigt, seine hohe Stellung ohne Weiteres aufzugeben. Er wollte sich nicht erinnern können, daß er seinem Beauftragten in England bis zum Rücktritt gehende Instruktionen gegeben, wol aber versicherte er, den Direktoren wiederholt erklärt zu haben, daß er nicht daran denke, abzudanken. Er begreife daher gar nicht, wie der Hof, im Besitze seiner eigenhändigen Erklärungen, eine Verzichtleistung aus den Händen eines eingeschüchterten Agenten habe annehmen können.

Der langjährige Streit begann von Neuem mit aller Erbitterung. Denn nach Ankunft Wheler's gab es zwei höchste Beamte, welche sich General-Statthalter nannten. Hastings' Klugheit machte der Sache jedoch ein Ende, indem er erklärte, sich dem Spruch des obersten Gerichtshofes unterordnen zu wollen. Dieser sprach sich für ihn aus, und er behauptete sich um so leichter in seinem Amte, als kurze Zeit darauf eine gänzliche Umkehr in der Stimmung des Direktoren-Hofes zu London sowie der Minister eintrat. Diese Umwandlung ging in den folgenden Jahren so weit, daß der Premierminister Lord North den unentbehrlichen Statthalter, als dessen ursprüngliche Amtszeit ablief, in seiner hohen Stellung sogar auf weitere fünf Jahre bestätigte. Und wahrlich, Warren Hastings war damals der unumgänglich nöthige Mann für Englands hochwichtiges Ostreich. Jene schwarzen Wolken, welche, aus allen Theilen der Erde heranziehend, sich über Großbritannien lagerten, hatten sowol den obersten Minister als die Compagnie abgeneigt gemacht, einen Beamten fallen zu lassen, dessen ungewöhnliche Begabung und Erfahrung, dessen Thatkraft und Entschlossenheit selbst seine erklärtesten Feinde anerkennen mußten. Außer wenigen persönlichen Gegnern

hielt die Mehrzahl der einflußreichen Indier sowie der Europäer von Ansehen längst entschieden zu ihm. Hatten sich doch in der Zwischenzeit, als Niemand so recht wußte, in wessen Händen die oberste Gewalt eigentlich befindlich sei, alle Offiziere der Garnison von Fort William und die tüchtigsten Beamten der Compagnie um den verfolgten General-Gouverneur geschaart. An dem glänzenden Feste seiner Vermählung mit der geschiedenen Baronin Imhof nahm glückwünschend und huldigend Jeder Theil, der in Kalkutta Etwas zu gelten Anspruch erheben konnte. Den noch immer grollenden Clavering führte damals der hochbefriedigte Hastings selbst seinen zahlreichen Gästen zu. Der General, längst krank an Leib und Seele, konnte seinen Verdruß über das strahlende Glück seines alten Gegners nicht überwinden und soll aus Aerger darüber gestorben sein. Nach Clavering's Tode minderte sich die Zahl seiner früheren Gegner von Stunde zu Stunde. — Der Nebenbuhler Hascings', Wheler, war als Mitglied in den Rath eingetreten. Wiewol er in der Regel mit dem verbissenen Francis stimmte, so lag doch die Entscheidung stets in der Hand des Generalstatthalters, da dessen alter Bundesgenosse Barwell treu bei ihm aushielt.

Und dies war damals für England ein großes Glück.

Die Macht der Maratten hatte in dem Grade zugenommen, als das Haus Babur's seinem Untergange zueilte. Die von ihnen gegründeten Staaten umgaben ringsum die Präsidentschaft Bombay. Die Guikowar unterhielten in Boroda das beliebte Intriguenspiel der indischen Höfe; der Scindia trieb sein Wesen von Nagpur, der Holkar von Indore aus. Die Nachkommen des Nagudschi Bosla residirten mit königlichem Prunke zu Puna und übten dort ihre souveräne Gewalt. Alle Wandlungen, wodurch die Maratten zur gefürchteten ersten Macht Indiens sich erhoben, waren noch zur Zeit der Doppel-Herrschaft vor sich gegangen, während welcher überall die oberherrliche Würde und die Führung der Regierung von einander getrennt erschienen. Die muselmännischen Fürsten, welche sich zu Souveränen emporgeschwungen, der Nabob-Wesier von Audh wie der Nizam zu Hyderabad, nannten sich auch jetzt noch immer Vizekönige des Großmoguls, vergleichbar den Würdenträgern des heiligen römischen Reichs, die gleich jenen ebenfalls nur zu ihrem Kaiser hielten, wenn es ihr Vortheil erheischte. Just in derselben Weise behaupteten auch die Maratten-Radschahs Theilfürsten des von Sewadschi gegründeten Reiches zu sein, dessen Scheinoberhaupt zu Sattara thronte, während sein Majordomus unter dem Titel eines Peischwah die Würde des ersten Reichsstellvertreters, sowie die Regierung von Berar, in seinem Hause erblich gemacht hatte. In den siebenziger Jahren war jedoch die Regierungsgewalt in den weiten Provinzen von Aurengabad und Bedschapur keineswegs unbestritten, denn noch ein zweiter Prinz erhob Ansprüche.

Nach dem Tode des Peischwah Baladschi Rao hatten nämlich Thronstreitigkeiten stattgefunden, welche damit endigten, daß ein nachgeborener Sohn desselben als Regent anerkannt wurde. Ragoba (Ragonath Rao), welcher einige Zeit den Staat verwaltet, gedachte nun durch den Beistand der Engländer in Bombay seinen Neffen verdrängen zu können. Da den Behörden auf der westlichen Küste sehr viel daran lag, der Insel Salsette und einiger anderer wichtiger

Plätze der Nachbarschaft habhaft zu werden, welche die Maratten unlängst den Portugiesen abgenommen, so bemächtigten sie sich im Einverständniß mit ihren Bundesgenossen der für sie wichtigsten Punkte, deren Besitz ihnen später durch einen Vertrag im Jahre 1776 noch besonders zugestanden wurde, wogegen Ragoba im Namen des jungen Peischwah regieren sollte. Nicht lange dauerte indessen der Friede in den nachbarlichen Gebieten der Präsidentschaft von Bombay. — Die Feindseligkeiten, die bald eine ernstere Gestalt annahmen, begannen mit Anfang des Jahres 1779.

Einige Monate vor Ausbruch des Krieges zwischen England und seinem europäischen Feind erschien (1778) am Hofe zu Puna ein französischer Agent, St. Lubin, und sah sich daselbst mit Auszeichnung aufgenommen. Es hieß, er habe Briefe und Geschenke von Ludwig XVI. überbracht, und es sei in Folge dessen ein gegen England gerichteter Vertrag zwischen Frankreich und den Maratten abgeschlossen worden. Um dem Herannahen neuer Gefahren zu begegnen, faßte Hastings den Entschluß, alsobald den ersten Schlag zu führen. Er trat entschieden auf die Seite des Thronprätendenten, dessen Herrschaft vom Scindia und seiner Partei bestritten wurde. Englische Heere setzten sich in Bewegung, von Osten nach Westen die Halbinsel zu durchschreiten.

Um bei Eintritt der heranziehenden Gefahren als der geeignete Mann am rechten Platze zu stehen, begab sich der Sieger von Wandiwasch, zum Oberbefehlshaber der britischen Truppen und zum Rathe von Bengalen ernannt, zu wiederholtem Male nach Indien. Zwar stimmte Sir Eyre Coote nicht immer mit Warren Hastings, aber er war demselben nicht abgeneigt und immer zugänglicher geworden, je bereitwilliger der Statthalter stets seinen ausschweifenden Wünschen in pekuniärer Beziehung entgegenkam. Wheler, des Parteihasses müde, trat dem Regierungschef geflissentlich nicht mehr entgegen; selbst Philipp Francis, der mit seinem alten Gegner hart bis zum Zweikampf zusammengestoßen war, gefiel sich zuweilen nur noch in machtlosem Widerspruch gegen Warren Hastings' großgedachte Maßnahmen. Bedeutendere Schwierigkeiten galt es zu überwinden, als dem gewaltigen Manne ganz unerwartet neue Gegner in den Weg traten.

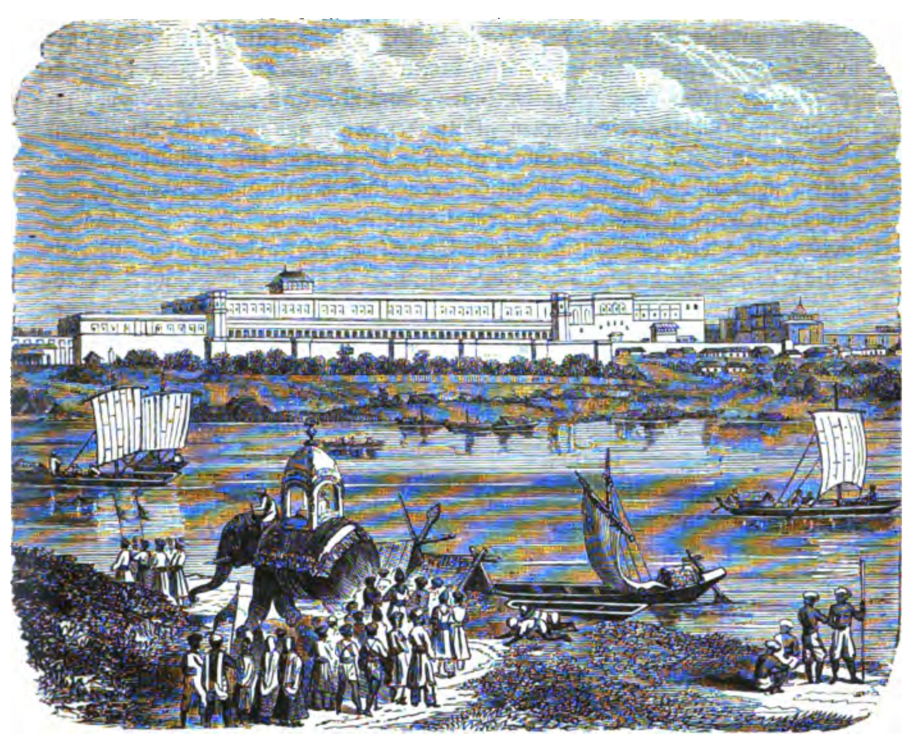
Die Parlaments-Akte von 1773 schuf für Indien zwei von einander völlig unabhängige Gewalten, eine politisch-administrative, den Rath, und eine richterliche, das Obergericht, ohne die Grenzen beider genauer zu bestimmen. — Impey und seine Beisitzer hatten in dem Falle mit Nunkomar gezeigt, welche Gewalt das höchste Tribunal auszuüben vermochte; sie nahmen keinen Anstand, ihre Autorität weiter auszudehnen, so weit als es nur möglich, sowol im Gebiet von Kalkutta wie im ganzen Bereich der Präsidentschaft von Fort Williams. Die Wohlthat, welche man durch den neuen Gerichtshof dem Lande erweisen wollte, durfte als eine sehr zweifelhafte gelten. Man denke zuvörderst an den schleppenden Gerichtsgang in jenen weiten Gebieten, wo jeder Richter, jeder englische Rechtsbeistand der Hülfe eines Dolmetschers bedarf; dazu die Kostspieligkeit des ganzen Verfahrens, das in dem entfernten Indien noch viel theurer sein mußte, als in England selbst. Denn Niemand wollte sich für dieselben Gebühren, wie er sie in der Heimat beziehen konnte, 15,000 englische Meilen weit nach einem

Lande verbannen lassen, wo unter der verderblichen heißen Zone ihm ein frühzeitiges Lebensende drohte. Wer nach Asien ging, wollte rasch und viel Geld verdienen. Es war daher ein entschiedener Mißgriff, die britische Rechtspflege so völlig unvermittelt nach Indien zu verpflanzen, und dazu Männer auszuwählen, welche als Muster engherziger, herrsch- und selbstsüchtiger englischer Juristen gelten konnten. In Folge dessen fand eine lange Reihe von Justizübergriffen statt, und es begann ein Schreckenssystem, das durch die Ungewißheit in Bezug auf die Befugnisse des obersten Gerichtshofes nur noch erhöht wurde. Mit Argwohn und Schaudern gedachten die Eingeborenen noch lange Zeit nachher jenes geheimnißvollen Tribunals, dessen Richter nicht einmal mit den Gebräuchen des Landes bekannt waren, dessen Akte in unbekannten Schriftzügen verkündet und dessen Urtheile in einer fremden Sprache abgefaßt waren. Schonte man doch bei Vollstreckung seiner Erlasse weder die Personen der höchsten Gesellschaft, ja nicht einmal die Harems edler Eingeborener und die Heiligthümer Indiens. Impey und seine Helfershelfer setzten sich über die natürlichen Abneigungen aller Religionsparteien ebenso hinweg, wie über die Jahrtausende alten Vorrechte einzelner Klassen. Kein Maratten-Einfall hatte jemals ein solches Entsetzen verbreitet, als der Einbruch englischer Rechtstyrannen in die Sitten und Anschauungen jenes eigenthümlichen Landes. Alle noch so schwer empfundenen Ungerechtigkeiten früherer Unterdrücker schienen mit einem Male vergessen. Die ganze Bevölkerung, die eingeborene wie die fremdländische, schrie auf gegen die unerträglich gewordene Justiz, wie sie das höchste Tribunal übte. Doch die Richter und das Heer von Sachwaltern, welche denselben gefolgt waren, sahen unerschüttert drein. Wenn die Gerichtsboten Widerstand fanden, so zog man behufs Vollstreckung der Befehle die bewaffnete Macht heran, die vermöge der den Engländern angeborenen Rechtsachtung nicht zu widersprechen wagte; leistete ja ein Beamter der Compagnie den Häschern Impey's Widerstand, so verschaffte man ihm Gelegenheit, im Gefängniß darüber nachzudenken, wohin die Mißachtung des höchsten Gerichtshofes führe. Sechzig Jahre besserer Rechtspflege und politischer Verwaltung haben nicht die Erinnerung an die grauenhaften Vorkommnisse jener bösen Tage verwischen können. Hastings hatte sich nicht besonnen, die Mitglieder des höchsten Gerichtes als nützliche Werkzeuge zu benutzen; zu Gebietern Indiens wollte er sie nicht emporwachsen lassen. Dem widerstrebte sein klarer Geist und die erlangte Kenntniß von den Bedürfnissen des Landes, sowie von dem Charakter seiner Bewohner. Er entschloß sich daher, dem Tribunale die Stirn zu bieten, sollte er deshalb auch das zwischen ihm und Impey bestehende gute Einvernehmen auf's Spiel setzen müssen. Der Oberrichter nahm den hingeworfenen Fehdehandschuh auf. Er lud den Statthalter und alle Mitglieder des Rathes vor den Richterstuhl des hohen Tribunals, um Rede zu stehen. Hastings weigerte sich jedoch, der Ladung Folge zu leisten; ja er befahl die von dem Gerichtshofe auf ärgerliche Weise in Gewahrsam gebrachten Personen in Freiheit zu setzen. Bei alledem wollte er es jedoch nicht auf's Aeußerste ankommen lassen und suchte nach einem Auskunftsmittel, wodurch dem gewaltthätigen Weiterschreiten des obersten Tribunals Einhalt geboten würde. Glücklicher Weise griff er in dieser schwierigen Lage nicht fehl; er kannte Impey

zu gut, um nicht zu wissen, was er bei demselben wagen durfte. Durch Geld, viel Geld ließ sich von ihm Alles erlangen. Hastings versuchte das Mittel der Bestechung in möglichst anstandsvoller Verhüllung. Er trug nämlich dem Oberrichter neben seiner Stellung noch das Amt eines nach Belieben der Regierung von Bengalen abberufbaren Richters im Dienste der Compagnie an. Bisher amtirte Impey kraft der Parlamentsakte als ein von der Regierung von Bengalen unabhängiger richterlicher Beamter mit einem Gehalte von 8000 £. Hastings gewährte ihm als Richter im Dienste der Compagnie weitere 8000 £., und Impey sah mit Rücksicht auf diese verdoppelte Werthschätzung davon ab, die Ansprüche des obersten Gerichtshofes noch weiter auszudehnen. — Die peinliche Gerichtsnoth hatte ausgerast. Fiel es dem weitherzigen Manne ja wieder ein, der Regierung von Bengalen neue Verlegenheiten zu bereiten, so konnte diese ihn sofort aus der Stellung treiben, die man zu seiner Beschwichtigung geschaffen.

Der Verantwortlichkeit für diesen Theil seiner Geschäftsführung in Indien darf Hastings entbunden werden; denn die Sorglosigkeit, mit welcher die Regulirungsakte abgefaßt war, die Unbesonnenheit, womit man einem einzigen richterlichen Beamten es anheim stellte, wie weit er ein ganzes Land in Verwirrung bringen wolle, fällt schließlich doch nur auf das Parlament selbst zurück. Der Art und Weise, wie sich Hastings und Impey abfanden, trat jedoch Francis mit äußerster Entschiedenheit entgegen, und es kam in Folge jenes ärgerlichen Handels zwischen den beiden alten Widersachern zu dem bereits oben erwähnten ernsten Zusammentreffen mit den Waffen, bei welchem Francis durch den Leib geschossen, indessen nicht tödtlich verletzt wurde.

Während Hastings in Kalkutta mit dem Rathe und dem höchsten Gerichtshof in Streit und Hader lag, fanden auch in Madras recht ärgerliche Differenzen zwischen dem obersten Chef der Verwaltung, Lord Pigot, und den Mitgliedern des Rathes von Madras statt, welche bis zur Verhaftung des Gouverneurs führten und in Folge der erlittenen Kränkung Ursache zu seinem Tode wurden. Eigenthümlicher Weise stellte sich bei jenen unerquicklichen Vorgängen Warren Hastings auf die Seite der Gegner Lord Pigot's, der nichts Anderes versucht, als was Clive gewollt, nämlich den Versuch gemacht hatte, eine Reform und Säuberung im Civildienst seiner Präsidentschaft durchzuführen, „um die Compagnie vor dem Untergange zu retten." Freilich benahm er sich weder mit der Entschiedenheit des Siegers von Plassey, noch mit der Klugheit Hastings', eine Eigenschaft, welche damals den Behörden von Madras überhaupt in ihren Beziehungen und auch bei ihren Händeln mit einem früheren Feinde und nachherigen Verbündeten gänzlich abging.



Palast des Schudscha-ul-Daulet.

6.

Die englischen Truppen hatten sich kaum gegen Ende des Jahres 1778 nach den Bergfesten, Schluchten und Pässen des Marattenlandes in Bewegung gesetzt, als die Nachricht von dem in Europa ausgebrochenen Kriege in Kalkutta anlangte. Jetzt galt es zu handeln und Warren Hastings war der Mann dazu. — Ohne Säumen bemächtigte er sich der französischen Niederlassungen in Bengalen; Kalkutta ward durch Errichtung weiterer Werke geschützt, neue Werbungen wurden in den drei Präsidentschaften angeordnet, Ponditschery bedroht, genommen und seine Werke geschleift. Die neuen Rüstungen kamen vornehmlich der Heerführung auf dem entfernten Kriegsschauplatz zu Gute, von wo mittlerweile Besorgniß erregende Nachrichten eingelaufen waren. Aus Mangel an hinreichenden Proviantvorräthen hatte nämlich der unentschlossene Kommandant der englischen Truppen, nachdem dieselben sich bereits Puna bis auf wenige Meilen genähert, den Rückzug unter Bedrängnissen aller Art angetreten. Auch ein folgender Befehlshaber zeigte sich seiner Aufgabe nicht gewachsen. Erst General Goddard gelang es, eine ansehnlichere Truppenmacht, trotz aller schwierigen Gebirgsübergänge und mancherlei Beunruhigungen durch die flüchtigen Schwärme der Maratten, quer durch die Halbinsel nach Surate zu führen und Bombay zu schützen. Er wandte sich nun gegen Scindia und Holkar, welche

er zu Anfang des Jahres 1780 arg in die Enge trieb, darauf in ihrem Lager überfiel und versprengte. Hierdurch kamen die Engländer in Besitz des ganzen Gebietes jener zwei Marattenclane. Auch Popham, der Goddard Verstärkungen zuführte, erfocht einen glänzenden Sieg und machte seinen Namen durch alle indischen Lande bekannt, indem er die bislang für uneinnehmbar gehaltene marattische Bergfeste Gwalior durch eine wagehalsige Besteigung des unzugänglich-steilen Felsen, auf dem sie liegt, gewann. Weiterhin brachte Goddard das wichtige Bassein in seine Gewalt, und Hartley schlug eine zum Entsatz heranrückende feindliche Armee von 25,000 Mann auf's Haupt. Endlich gelangen wiederholte Nachtangriffe auf das Lager des Scindia. So wurden die anfänglich gemachten Fehler durch glänzende Thaten auf einem Kriegsschauplatze wieder gutgemacht, wo noch nie eine englische Fahne geweht hatte.

Doch ging ein guter Theil aller Erfolge wieder verloren, durch Ereignisse und Verluste, welche die Besitzungen der Compagnie in Karnatik mit den größten Gefahren bedrohten, indem sich mit Beginn des Jahres 1781 in einem entfernten Theile Indiens von Südosten her jener verheerende Sturm erhob, dessen Wuth von Stunde zu Stunde wuchs und zu dessen Beschwörung die unerschütterliche Energie eines ganzen Mannes gehörte.

Als Hyder Ali, der Beherrscher von Mysore, 1772 in Streit mit seinen Nachbarn gerathen war, rief er auf Grund des früher erwähnten Vertrages die Engländer um Hülfe gegen die Maratten an, welche mit Ausnahme der Festungen sich zu Herren des ganzen offenen Landes von Mysore gemacht hatten. Im Stich gelassen von Denen, welche ihm hätten beistehen sollen, mußte er seinen Frieden mit den alten Feinden unter harten Bedingungen machen. Weitere Schwierigkeiten entstanden wegen Tandschore, des alten Zankapfels. Als im Kriege zwischen England und Frankreich den Franzosen in Indien nichts geblieben war, als Mahé an der Küste von Malabar, beschlossen die englischen Autoritäten, auch diesen Platz wegzunehmen, wiewol Hyder Ali gedroht, einen Angriff auf denselben alsobald rächen zu wollen. Der alte Groll erwachte von Neuem in ganzer Stärke, als sich die Engländer trotzdem jenes Ortes bemächtigten und außerdem das Gebiet von Mysore verletzten. In gleicher Zeit fanden Differenzen wegen Tributzahlung mit dem Nizam statt und hatten zu recht ärgerlichen Händeln geführt. Nur der gänzlichen Kopflosigkeit der Behörden von Madras ist es zuzuschreiben, wenn trotz aller solcher Reizungen und Uebergriffe sie noch Anfang des Jahres 1780 daran zweifelten, daß das Gerücht von einem zwischen Hyder Ali, dem Nizam und den Maratten abgeschlossenen Bündniß begründet sei. Der alte Löwe von Mysore rüstete sich in der That, den verhaßten Fremden von Neuem und mit aller Macht in den Weg zu treten. Das von ihm gegründete Reich schien damals Aussicht auf Bestand zu haben, denn auch sein Sohn, Tippo Sahib, des Vaters Stütze, galt als ein tapferer Soldat von bemerkenswerthen Gaben. Hyder Ali selbst befand sich zu der Zeit, die wir schildern, im höchsten Alter, aber sein Geist war noch klar und sein Muth so unerschütterlich wie in seinen besten Jugendtagen. Als er sich gegen England erhob, gab es mehr als ein muthiges Herz, das für die britischen Besitzungen auf dem indischen Festlande erzitterte.

Und in der That, die Sultane von Mysore sind die furchtbarsten Gegner, welche die englischen Eroberer in Indien jemals zu bekämpfen hatten.

Wäre Hastings Gouverneur von Madras gewesen, so würde er gesucht haben, sich Hyder Ali entweder zum Freunde zu machen, oder er würde ihm gleich von vornherein kräftig entgegengetreten sein. Beides geschah nicht. — Die englischen Behörden im Süden mißachteten vielmehr ihren Nachbar, wiewol derselbe ihnen vor zehn Jahren bereits Verlegenheiten bereitet. Eingewiegt in sträfliche Sicherheit, unterließen sie es, als das Ungewitter schon heranzog, ernstliche und genügende Anstalten zu treffen, um dem Sturme zu begegnen.



Hyder Ali.

So erschien denn, allen Herren am Rathstisch unerwartet, Hyder Ali Khan urplötzlich mit 100,000 Mann im Felde, einer Armee, die unzweifelhaft an Kriegsausrüstung und Tüchtigkeit jeder anderen eingeborenen Truppe weit überlegen war. Herabströmend durch die Schluchten der Höhen von Mysore, überschwemmte der Sultan das Seeland und die Ebenen von Karnatik. Ein trefflicher Park von 100 Stück Geschützen sowie 10,000 von den Engländern selbst einexercirte Reiter aus Karnatik unterstützten Hyder Ali's Legionen; französische Offiziere, in den besten Kriegsschulen Europa's gebildet, leiteten die Bewegungen seines Heeres. Der Krieg begann mit allen seinen Schrecken. Wo der unwiderstehliche Herr von Mysore erschien, streckten die Sepoys ihre Waffen. In wenigen Tagen befand sich das ganze offene Land in seiner Gewalt.

Um das Unglück voll zu machen, stand die Landung einer großen französischen Expedition an der Küste von Koromandel zu befürchten. Dazu trat die bange Sorge, daß das auf allen Seiten angegriffene und bedrängte Mutterland sich kaum in der Lage befinden dürfte, seine entfernten Tochterstaaten wirksam zu schützen. In dieser verhängnißvollen Zeit zeigte sich nun Warren Hastings' ganzes Genie. Ein Schnellsegler hatte die schlimmen Botschaften in wenigen Tagen nach Kalkutta gebracht. Der unerschöpfliche Geist des General-Statthalters brauchte nur 24 Stunden, um mit einem den veränderten

Umständen wohl angemessenen Plane fertig zu werden. Alle verfügbaren und zerstreuten militärischen Kräfte, Alles, was an Geldmitteln sich zusammenbringen ließ, ward nach Madras dirigirt, die Streitigkeiten mit den Maratten schleunigst beigelegt und alle geringeren Sorgen zurückgedrängt. Vor Allem kam es darauf an, Karnatik zu schützen und zu erhalten, denn bereits zeigten sich einzelne Abtheilungen der wilden Reiter Hyder Ali's unter den Tulpenbäumen von Madras. Die Stadt galt nicht mehr für sicher; die Kaufleute und britischen Beamten beeilten sich, unter die Kanonen des Fort George zu fliehen.

Es war höchste Zeit, daß der Retter erschien. Sir Hektor Munro, der englische Befehlshaber in der Präsidentschaft Madras, hatte den rechten Augenblick versäumt, sich mit seinem Waffengefährten Baillie, der den Mysorern mit einem Detachement entgegengerückt war, zu vereinigen. Letzterer, von Hyder Ali mit Uebermacht angegriffen, ward geschlagen und vernichtet. Nur 16 englische Offiziere entrannen unverletzt dem Gemetzel. In Folge dessen sah sich auch Sir Hektor genöthigt, unter Hinterlassung seiner Bagage und Geschütze eiligst den Rückzug anzutreten. Noch nicht drei Wochen waren in's Land gegangen und die britische Macht im südlichen Indien schien dem Untergange nahe. Nur wenige Plätze hielten sich noch. Indessen der gewaltige Geist, der in Indien bis dahin gebot, war so leicht nicht zu erschüttern. Unbekümmert um die Folgen, schaltete und waltete Hastings mit der Entschiedenheit eines Diktators. Er entsetzte den unfähigen Gouverneur von St. Georg und schickte alsobald einen bewährten Kriegsmeister auf den Schauplatz der Gefahr, indem er dem alten Helden Sir Eyre Coote die Bekämpfung des „Löwen von Mysore" anvertraute.

In der That war die Wahl der heimischen Behörden hinsichtlich eines Obergenerals für Indien die beste, welche sie hätten treffen können.

Sir Eyre Coote, welchem unter den militärischen Begründern des britischen Reiches im Osten ein hervorragender Platz gebührt, hatte, wie wir wissen, durch seine Kriegserfolge dazu beigetragen, die englische Macht zur Ausschlag gebenden in Karnatik zu erheben. Seitdem waren freilich zwanzig Jahre verstrichen, und Sir Eyre war etwas mürrisch, aber mit dem zunehmenden Alter für den verführerischen Glanz des Goldes nicht unempfänglicher geworden. Hastings wußte sich mit dem ergrauten Kriegsmanne zu vertragen und sah in demselben beim Eintritt der Gefahr sogleich den Mann, welchen man brauchte. Sein Name hatte bei den eingebornen Soldaten noch den besten Klang. Beugte doch noch manche kriegerische Gestalt ihr Haupt und brachte mit Ehrfurcht den militärischen Gruß selbst dem Konterfei des britischen Feldherrn dar, sobald nur der Blick des Veteranen auf einen Kupferstich fiel, welcher den Sieger von Wandiwasch darstellte.

Sir Eyre Coote landete mit allen zur Hand befindlich gewesenen Truppen zu Anfang November in Madras, bevor noch die im Anzug begriffene französische Flotte in den indischen Meeren erschienen war. Nach und nach trafen auch die sehnlichst erwarteten Verstärkungen am Sammelplatze ein, doch im Januar 1781 gebot der Feldherr noch über keine größere Truppenmacht als etwa 7000 Mann, darunter 1500 Europäer. Dennoch wurden in demselben Monat noch Tschlingleput und Arkot entsetzt, Karangoly im Sturme genommen, Wandiwasch besetzt und dem Vordringen Hyder Ali's an andern Orten Einhalt geboten.

Nach wenig Monaten, am 1. Juli, hatte Sir Eyre Coote durch seine glänzenden, gegen eine zehnfache Uebermacht errungenen Siege bei Porto-Novo sowie später im September bei Sholingur seinem Ruhme weitere Lorbeerzweige hinzugefügt und auf der östlichen Küste die Achtung vor den britischen Waffen wieder hergestellt. Auch die Holländer, welche sich gleichfalls im Kriege mit England befanden, erlitten empfindliche Einbußen an Ehre sowie an Hab und Gut. Pulicat öffnete seine Thore und Negapatam kapitulirte kurze Zeit nachher. Unterdessen bezwang Abingdon im Februar des nächsten Jahres Calicut; Tippu Sahib, der Sohn Hyder Ali's, dagegen vernichtete bei Tandschore eine englische Division und auch die englische Flotte konnte sich gegenüber der französischen keiner Triumphe rühmen. Der Krieg zog sich wie immer in die Länge und fand schließlich einen unerwarteten Ruhepunkt — in Folge des Todes des alten „Löwen von Mysore". Hyder Ali starb im Dezember 1782 über 80 Jahre alt. Der Sieger von Wandiwasch und Porto-Novo überlebte seinen alten Gegner nur um wenige Monate. Sir Eyre Coote verschied am 26. April 1783, gleichfalls hoch betagt. — Dem Frieden zwischen Frankreich und England schloß sich nach mancherlei Wandlungen, theilweise zu Ungunsten der Engländer, auch die Ostindische Compagnie und Tippu Sahib auf Grundlage gegenseitiger Herausgabe der Eroberungen am 11. Mai 1784 an.

Wie ein Held hatte Warren Hastings die härteste Prüfungszeit als Staatslenker Indiens überwunden. Es zeugt für seine hohe politische Befähigung, daß es ihm gelang, während der letzten schlimmen Jahre den Nizam und die Maratten nicht nur von einem Bündniß mit dem gefürchteten Sultan von Mysore abzuhalten, sondern letztern sogar zu verpflichten, darauf zu dringen, daß Hyder Ali seine in Karnatik gemachten Eroberungen den Engländern wieder zurückgäbe. Gerade in Mitten immer neuer Verlegenheiten wußte der an Auffindung von Hülfsquellen so fruchtbare Geist des wunderbaren Mannes auch noch in den Bedrängnissen der untergeordneten Präsidentschaften Rath zu schaffen! Die Allgewalt seines Genies ward jetzt allwärts anerkannt. Seine Macht und sein Ansehen befanden sich auf dem Höhepunkte. Nach Rückkehr des krittlichen Philipp Francis in seine Heimat wirkte der in Kalkutta verbliebene Wheler in allen Hauptsachen einmüthig mit dem Generalstatthalter zusammen. Der Streit der Parteien im Rathe verstummte; aber andere Schwierigkeiten, drängender denn je, erstanden. Die finanziellen Verlegenheiten hatten von Tag zu Tag zugenommen. Sie erreichten ihren höchsten Grad, als es galt, nicht allein Mittel ausfindig zu machen, die Verwaltung Bengalens im Gange zu erhalten und ebenso ungerechte wie kostspielige Kriege zu führen, welche die Präsidentschaften von Bombay und Madras hervorgerufen, sondern auch noch Rimessen nach London zu schicken. Wo ließen sich noch neue Hülfsquellen erschließen? — Ein unerschöpflicher Geist findet jedoch, was er sucht. Aber die Art und Weise, wie sich Hastings aus den ihn bestürmenden Verlegenheiten zog, bietet eine neue dunkle Seite in dem Lebensbuche jenes denkwürdigen Mannes. — Gewiß haben unsere Leser schon von Benares, der heiligen Stadt am Ganges, gehört, welche an Alter, Reichthum, Ansehen und Volkszahl sich den angesehensten Plätzen Asiens anreiht. Dorthin pilgern Tag für Tag viele Hunderte von Andächtigen,

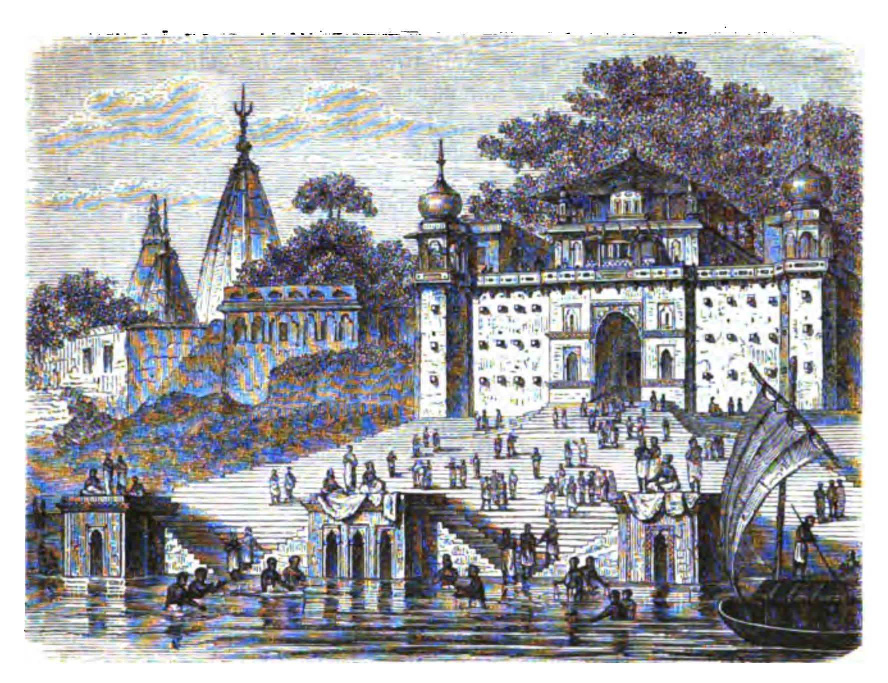
um ihr geistiges Leben zu erfrischen, und keine geringere Anzahl erscheint hier allmonatlich, um in der Nähe der allverehrten Gewässer ihr Leben zu beschließen.

Längs den Küsten des heiligen Stromes ankerten zu jener Zeit ansehnliche Flotten von Fahrzeugen, beladen mit den werthvollsten Erzeugnissen des Orients. Die Webstühle des indischen Jerusalems lieferten köstliche Seidenstoffe und Musseline; in den Bazars lagerten die prachtvollsten Schals aus Kaschmir neben den glänzenden Geschmeiden von Golkonda und den vielbegehrten Waffen und Stahlwaaren von Audh. Diese wichtige Stadt und ihre Umgebung hatte längere Zeit unter der Herrschaft von Hindufürsten gestanden, welche sich von dem Hofe zu Delhi unabhängig gemacht und der Autorität des Nabob-Wesiers von Audh unterworfen hatten. Von diesem bedrückt, gelangten die Herren von Benares unter den Schutz der Engländer, denen gegenüber sie sich zu einer jährlichen Tributzahlung verpflichteten. Letztere hatte der Radschah oder Semindar Scheyde-Sing bis zum Jahre 1776 mit größter Pünktlichkeit entrichtet. — Gerade dieser Umstand mag dazu beigetragen haben, unverhältnißmäßige Vorstellungen wegen der Leistungsfähigkeit des Radschah von Benares rege zu machen.

Es handelte sich in dem nachfolgenden Falle wiederum um eine der fortan so oft eingetretenen eklatanten Verletzungen oder Vernichtungen der souveränen Macht indischer Fürsten durch die Engländer. Nach der Anschauung der englischen Eroberer beruhte freilich die Souveränetät derselben auf einem leicht angreifbaren Rechtsboden; für die britischen Gebieter Indiens waren die eingeborenen Fürsten keineswegs unantastbare Machthaber von „Gottes Gnaden.“

Alle erobernde Europäer: Engländer, Franzosen und Niederländer, betrachteten jene Moguls, Nabobs und Sultane von Indien aus einem verwandten Gesichtspunkte, von welchem aus Ferdinand Cortez es wagte, sich an der Person des Herrschers der Azteken zu vergreifen. Weiterhin trug die Sittenlosigkeit und geistige Versunkenheit der orientalischen Potentaten wesentlich dazu bei, ein schonungsloses Vorgehen gegen diese Scheinfürsten in den Augen eines Mannes für entschuldbar gelten zu lassen, dem man keineswegs tyrannisches Wohlbehagen zur Last legen, sondern gegen welchen man nur den Vorwurf beibringen kann, daß sein hochstrebender Geist sich eher in der Herrscherweise eines Richelieu zurechtfand, als in der Denkungsart eines Las Casas.

Auf unanfechtbarem Fundamente stand in ganz Asien kaum eine Regierung. Kein Wunder, wenn einem Regenten von der Gewissensbeschaffenheit des britischen Generalgouverneurs die englische ebensowol berechtigt erschien wie jede andere, die ihr Recht durch das Schwert oder sonstwie zu behaupten vermochte. Von diesem Standpunkte aus ergaben sich nun alle weiteren Folgerungen. Damals kam es vor Allem darauf an, Geld herbeizuschaffen. Man glaubte allgemein, der Radschah von Benares habe über einen bedeutenden Schatz zu verfügen; zudem konnte derselbe sich keineswegs rühmen, als Günstling im Regierungspalast zu Kalkutta zu gelten, da er sich vormals um Francis' und Clavering's Gunst vielfach beworben. Als die Verlegenheiten des englischen Gouvernements geboten, Mittel herbeizuschaffen, wo sie zu finden, war beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich im Jahre 1778 der Radschah angegangen worden, dem festgesetzten Tribut weitere 50,000 Pfund zuzulegen.



Benares.

Schehde-Sing bot nun insgeheim dem Generalgouverneur 20,000 £. als Bestechung, in der Hoffnung, denselben damit beschwichtigen zu können. Hastings verweigerte die Annahme nicht und dachte, wie seine Feinde behaupten, anfänglich wol auch an Verwendung des Geldes zu seinem eignen Nutzen. Doch kann ihm schließlich nichts weiter zur Last gelegt werden, als daß er den Empfang dieser Summe eine Zeit lang seinen Kollegen im Rathe verheimlichte. So viel steht jedoch fest, daß er den ganzen genannten Betrag an den Schatz der Compagnie abgeführt, aber auch um so fester darauf bestanden hat, daß der Radschah den Forderungen der Regierung zu Kalkutta willfahre. Als letzterer jedoch neue Ausflüchte vorbrachte, erhöhte der unerbittliche Hastings seine Forderung um 10,000 Pfund. Daß er es ernstlich meinte, zeigte sich bald nachher, als er behufs Eintreibung des Geldes Truppen marschiren ließ. Der Radschah bezahlte. Doch hiermit nicht zufrieden, ward nunmehr von ihm ein Reiter-Hülfscorps für den Dienst der Regierung verlangt. Neue Einwendungen und Ausflüchte, neues Bedrängen und Bedrohen. Die Sache verlief genau so, wie der Generalgouverneur es gemeint. Suchte er doch nur nach einem Vorwande, um gegen einen seiner reichsten Vasallen bei passender Gelegenheit einzuschreiten. Sein Plan ging dahin, durch immer größere Zumuthungen von der einen Seite immer energischere Gegenvorstellungen von der andern hervorzurufen, diese aber als Vergehen zu bezeichnen und, wenn es sich machen ließ, durch Einziehung der gesammten Besitzungen des Radschah zu ahnden. Schehde-

Sing bemerkte zeitig das heraufziehende finstere Gewölk. Er offerirte 200,000 Pfund, worauf Hastings mit der Forderung einer halben Million hervortrat. Die Angelegenheit zog sich mehr und mehr in die Länge, und Hastings beschloß deshalb, dieselbe durch persönliches Erscheinen zu Benares in den rechten Gang zu bringen. Der Radschah empfing seinen Lehnsherrn mit allen Zeichen orientalischer Ergebenheit. Er kam ihm mit seinen Garden meilenweit entgegen und zeigte sich tief bekümmert ob des Mißfallens seines Gebieters. Ja, er ging so weit, seinen Turban abzunehmen und in des Statthalters Schoß niederzulegen, das Zeichen tiefster Unterwerfung im fernen Asien. Hastings nahm alle Ehrenbezeigungen kalt und verdrossen entgegen. In Benares angelangt, legte er Scheyde-Sing seine Forderungen vor, und als dieser nicht gleich willfährig schien, beraubte er denselben seiner Freiheit. Diesmal aber wurde Hastings von seinem sonst so richtigen Urtheil grausam im Stich gelassen.

Der Fürst von Benares war beliebt bei seinen Unterthanen. Und in der That, seine Verwaltung konnte für mild gelten im Gegensatze zu dem Regiment anderer eingeborenen Potentaten. Dazu trat der Umstand, daß die nationalen und religiösen Vorurtheile des Landes ihren Höhepunkt in der Metropole des brahmanischen Glaubens fanden. Um zu einer solch' unerhörten Gewaltthat in einer von so vielen fremden Elementen bewegten volkreichen Stadt zu schreiten, hätte der Statthalter eine Macht bei der Hand haben sollen, stark genug zur Unterdrückung jedes etwa versuchten gewaltsamen Widerstandes. Dies war jedoch nicht der Fall. Die Hand voll Sepoys, welche er mitgebracht, war kaum zum Schutz seiner bedrohten Person genügend, geschweige die hochflutende Aufregung unter den Bewohnern der heiligen Stadt in Schranken zu halten. Die Unruhe nahm stündlich zu. In dichten Massen rottete sich die Bevölkerung in den nach dem Palaste laufenden Straßen zusammen. Sie waren bewaffnet; von Aufregung kam es zu Tumult, von Handgreiflichkeiten zum Straßenkampf, von geringfügigen Gefechten zu Gemetzel und Empörung. Die Sache ward ernst.

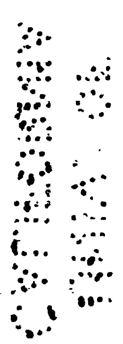
Die englischen Offiziere vertheidigten sich mit verzweifeltem Muthe gegen die erdrückende Mehrzahl und fielen zum größten Theile, das Schwert in der Hand; die Sepoys, welche den Fürsten in Gewahrsam hielten, unterlagen der Uebermacht. Nach ihrer Niedermetzelung wurden die Thore gesprengt und dem Radschah die Möglichkeit geboten, sich an einer aus den Turbanen seiner Begleiter gedrehten Leine zu dem Flusse hinab zu lassen und auf einem Boote zu entkommen.

Hastings' Lage verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde. Das Gebäude, in welchem er seine Residenz aufgeschlagen, schlossen von allen Seiten die Aufständischen ein. Er konnte zu seinem Schutze nur noch über 50 Krieger gebieten, Um indessen den eisernen Mann zu erschüttern, mußten die Gefahren sich noch bedrohlicher aufthürmen. Furchtlos und unversöhnlich wies er alle vom Radschah einlaufenden Entschuldigungen und freiwilligen Anerbietungen kurz und gemessen zurück. Auch in diesen schlimmen Tagen fand sein erfinderischer Geist die Mittel, um als Sieger aus der augenblicklichen Drangsal hervorzugehen. Vor Allem galt es, durch die Feindesscharen an den nächstgelegenen britischen Posten Nachricht von der bedenklichen Lage der Engländer zu Benares gelangen zu lassen.



Zusammenkunft mit Schende-Sing.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Dies geschah vermittelst Briefen, zum kleinsten Umfange zusammengerollt und in den weitbauchigen Ohrringen zuverlässiger Bengalesen verborgen. Ja, die Kaltblütigkeit des Unerschütterlichen ging so weit, daß er es inmitten der höchsten Gefahren nicht unterließ, auf demselben Wege Instruktionen in Betreff der Verhandlungen zu ertheilen, welche man zu jener Zeit gerade mit den Maratten pflog. Kurz, Warren Hastings benahm sich während seiner Gefangenschaft mit derselben Gelassenheit, als befände er sich im Regierungspalast zu Kalkutta. Die Gefahr hatte jedoch noch nicht ihren höchsten Grad erreicht. Ein englischer Offizier, mit mehr Muth als Einsicht, versuchte einen unnöthigen Ausfall gegen die Aufständischen jenseits des Flusses. Er fiel mit einer beträchtlichen Anzahl seiner Leute, und die Ueberlebenden vermochten sich nur mit Mühe zurückzuziehen. Schnell verbreitete sich das Gerücht, daß das ganze Gefolge des Statthalters aufgerieben worden sei, und durch diese Uebertreibung fehlte dem im Grunde unwichtigen Scharmützel die Wirkung nicht, die den unbedeutendsten Niederlagen der englischen Waffen in Indien stets auf dem Fuße gefolgt ist. Auf Hunderte von Meilen gerieth das Volk in fieberhafte Aufregung. Die sonst so sanftmüthige Bevölkerung von Bihar griff zu den Waffen und strömte nach der heiligen Stadt, um deren bedrohten Fürsten zu vertheidigen. Das Fieber des Fanatismus verbreitete sich von Benares nach Audh, und das schwer bedrückte Volk dieser Provinz erhob sich gegen den Nabob-Wesier. An verschiedenen Orten verjagte es dessen blutsaugende Gerichts- und Steuerbeamten. Jetzt fing Scheyde-Sing an, übermüthige Hoffnungen zu hegen und die Sprache eines Siegers zu führen; aber die englischen Truppen waren bereits im Anrücken. Offiziere wie Gemeine schauten längst mit begeisterter Anhänglichkeit auf den Mann, der mit der Schlauheit eines Diplomaten die Kühnheit eines Helden vereinigte. Das zusammengelaufene, ungeordnete Heer des Fürsten von Benares hielt nicht lange Stand; die Wälle, hinter die der Radschah sich zurückgezogen, schützten ihn nur kurze Zeit. Der Unglückliche sah sich genöthigt, auf immer seinem Lande den Rücken zu kehren. Sein Gebiet ward den britischen Besitzungen hinzugefügt. Zwar bestellte man einen Verwandten des bisherigen Fürsten zum Radschah, aber der neue Gebieter von Benares war gleich dem Nabob von Bengalen nur noch ein Pensionär der Compagnie. — Durch diesen Staatsstreich wurden die Einkünfte der Compagnie um 200,000 £. jährlich vermehrt. Die Aushülfe war indeß lange nicht so groß, als man glaubte erwarten zu dürfen, denn der Schatz des Scheyde-Sing betrug kaum den vierten Theil der veranschlagten Million. Er fiel den Siegern als Beute anheim.

Getäuscht in seinen Erwartungen, dachte Hastings nun zu Lucknau die Hülfsmittel zu finden, deren er so dringend bedurfte. Der Nachfolger des Schudscha-ul-Daulet, in der Regierung von Audh und dem hohen Amte eines Wesiers, war selbst unter den orientalischen Potentaten einer der verabscheuungswürdigsten und schwächsten. Asof-ul-Daulet theilte sein Leben zwischen Müßiggang und den gehässigsten Auswüchsen der Sinnenlust. Und während an seinem glänzenden Hofe eine grenzenlose Verschwendung herrschte, bot sein Land das traurige Bild des Zerfalles, des höchsten Elendes und unverbesserlicher Unordnung dar. Nur mit Hülfe einer, wie wir wissen, ihm vertragsmäßig überlassenen

britischen Brigade, zu der später noch eine zweite sowie verschiedene kleine Corps traten, vermochte er sich gegen die Angriffe seiner Nachbarn zu schützen. Indeß von dem Augenblick an, wo er sich verpflichtet hatte, den Aufwand der an ihn vermietheten Armee zu übernehmen, schwand auch seine Unabhängigkeit dahin. Bald ward die übernommene Last dem Nabob-Wesier allzu drückend; wiederholt klagte er, den Sold für die Menge Truppen, die Kosten seines beträchtlichen Civilstaates, sowie jene des Unterhalts des englischen Residenten u. s. w., nicht länger erschwingen zu können. Hastings stellte ihm ernstlich vor, daß sein Land, sobald der englische Beistand ihm fehle, zuverlässig eine Beute der Anarchie oder der lauernden Maratten werde. Schließlich sprach er als Ermahnung aus, daß die Bedrängnisse des unfähigen Fürsten sicher aufhören würden, sobald dieser es sich nur angelegen sein lasse, sein Land besser zu verwalten.

Damit ward Asof-ul-Daulet jedoch nicht zahlungsfähiger. Hastings beschloß nun, einen Besuch in Lucknau abzustatten und die dringende und wichtige Angelegenheit wegen der bereits über eine Mill. £. betragenden Rückstände persönlich in Ordnung zu bringen. Solch' freundnachbarliche Besuche führten nicht selten zu ganz unerwarteten Folgen. Der Nabob eilte daher dem General-Gouverneur bis an die Grenze seines Gebietes entgegen und geleitete den Gefürchteten auf eine seiner prächtigen Felsenburgen am Ganges.

Aber so sehr er auch seinen Gast bestürmte, Warren Hastings wollte ihm nicht mehr abnehmen, als die, über die ursprünglich vermiethete Hülfsbrigade und ein Regiment Sepoys, weiterhin gesandten Truppen, und zwar auch diese nur unter Voraussetzung einer von dem Nabob zu beschaffenden außerordentlichen Geldentschädigung. Die Einigung hielt schwer. Gegenüber dem Zwiespalt der Interessen und der wirklich bedrängten Lage des Herrn von Audh verständigten sich endlich Beide über ein echt orientalisches Auskunftsmittel, darin bestehend, eine dritte ganz unbetheiligte Partei zahlen zu lassen, welche — schmachvoll genug — mit dem indischen Plünderer noch blutsverwandt war.

Die Mutter des vorigen Nabob und dessen Frau, die Mutter des gegenwärtigen Fürsten, waren als die reichen Begums oder Prinzessinnen von Audh bekannt. Man schätzte sie im Besitze eines Schatzes von nahezu drei Mill. £. Rechtsdüftler kamen den schlauen Absichten der Verbündeten mit der Behauptung zu Hülfe, daß die Begums eigentlich gar kein Recht auf das ererbte große Vermögen hätten, indem nach mohammedanischem Rechte eine Wittwe überhaupt nur ein Achtel erben könne. Dagegen sprach unzweifelhaft ein langjähriger, von keiner Seite angefochtener, vielmehr bei einer sogleich zu erwähnenden Gelegenheit von dem englischen Gouvernement selbst ausdrücklich garantirter Besitzstand. Asof-ul-Daulet hatte nämlich seiner Mutter bereits zu verschiedenen Zeiten beträchtliche Summen abgepreßt. Da nun die Prinzessin des Nimmersatten sich entledigen wollte, so schloß sie mit demselben, unter Vermittelung der englischen Behörden, einen besonderen Vertrag ab, in welchem Asof-ul-Daulet ausdrücklich erklärte, gegen eine Pensionszahlung die beiden Frauen hinfort unbehelligt zu lassen. Das Gouvernement in Kalkutta trat bei zwei Veranlassungen als Garant für dieses Abkommen ein und nahm für seine Intervention ein schönes Stück Geld entgegen.



Im Harem vornehmer indischer Frauen.

Mittlerweile hatten sich die Zeiten geändert, und ehe er es auf sich nahm, aus eigenen Mitteln bedeutende Summen herbeizuschaffen, hielt es der Nabob-Wesier für rathsamer, die Einziehung der Ländereien und des Vermögens-Ueberflusses der Begums gutzuheißen. Die Güter derselben wurden demnach mit Beschlag belegt (später, freilich jedoch zum Theil nur, wieder zurückgegeben). Den Schätzen war allerdings nicht so leicht beizukommen. Zureden half bei den bereits so stark ausgeraubten Weibern nicht viel. Doch man schreckte auch vor empfindlicheren Maßregeln nicht zurück. Vergeblich lehnte der englische Resident zu Lucknau, welchem jene widerwärtige Aufgabe zufiel, den Auftrag zur Beraubung der Prinzessinnen ab. Was er allein nicht auszurichten vermochte, das brachte eine Exekutionstruppe fertig, die den fürstlichen Palast in der ehemaligen Residentstadt Fysabad besetzte. Jetzt befanden sich die Prinzessinnen als Gefangene in ihren eigenen Gemächern. Trotz aller Bedrohungen weigerten sie sich aber standhaft, den werthvollsten Theil ihrer Habe auszuliefern. Doch nur die jüngere ließ es so weit kommen, daß man zwei der ältesten und vertrautesten Diener des verstorbenen Schudscha-ul-Daulet, welche eingeweiht waren in alle Geheimnisse der Politik, des Harems und der Vermögensverhältnisse des fürst-

lichen Hofes, in Fesseln schlug und auf's Unbarmherzigste quälte. Die älteste Prinzessin zahlte lieber eine beträchtliche Summe; doch ward dieselbe nicht für ausreichend erachtet, um die armen Verschnittenen wieder in Freiheit zu setzen. Vielmehr ließ man dieselben fast zu Tode hungern und verabscheuungswürdigen Greueln preisgeben, welche in einem Briefe des britischen Residenten an einen englischen Kriegshauptmann angedeutet sind. „Der Nabob", so heißt es dort, „habe beschlossen, gegen die Gefangenen jede körperliche Züchtigung zu verhängen, und deshalb werde befohlen, daß die fürstlichen Schergen freien Zutritt zu den Gefangenen haben sollten, um mit denselben zu beginnen, was sie für zweckentsprechend hielten." Es fehlte nur noch, daß die Engländer selbst Folterknechte geworden! Auch in Rücksicht auf die Begums selbst nahm die Behandlung einen härteren Charakter an, sodaß die schutzlosen Frauen beinahe in Gefahr geriethen, vor Entbehrungen umzukommen. Und dieses Quälen und Bedrängen dauerte nicht etwa wenige Tage, sondern Monate lang, bis man den Prinzessinnen eine Summe von 1,200,000 £. abgepreßt hatte und nun endlich zu glauben anfing, daß auch der letzte Grad der Unbarmherzigkeit nicht viel mehr herauszupressen vermöchte. Als die unglücklichen Frauen ihre Freiheit wiedererlangten, liefen ihnen heiße Thränen an den Wangen herab und die Dankesworte, welche sie an den gemeinsamen Vater der Muselmänner wie Christen richteten, brachte selbst die festesten Herzen der sie umstehenden englischen Kriegsleute in Bewegung.

Die Rechtfertigung dieser ganz entsetzlichen Vorgänge lag einem an Auskunftsmitteln so unerschöpflichen Manne, wie Warren Hastings, sehr nahe. Er behauptete, die Unruhen, welche aus Anlaß des Aufstandes zu Benares auch in Audh stattgefunden, und die für die Besitzungen der Compagnie bedrohlich geworden, seien durch den Einfluß der Prinzessinnen hervorgerufen worden. Aber den hierdurch so arg Beschuldigten entzog man jede Gelegenheit, sich wirksam zu vertheidigen. Ganz natürlich! Wäre der angestrengte Prozeß zu ihren Gunsten ausgefallen, — unter welchem Vorwande konnte man dann noch Geld von ihnen verlangen? — Als die nöthigen Gelder erpreßt waren, verursachte die rechtliche Beschönigung dieser Gewaltthat dem General-Gouverneur keine große Sorge mehr. Für Einkleidung in die Form Rechtens sorgte schon der raffinirte und weitherzige Impey, oberster Richter am höchsten Tribunal. Wie angelockt vom Geruch der Folter und der begangenen Brutalitäten, eilte derselbe nach Audh, mit sich führend einen ganzen Ballast bestens vorgerichteter Beweisstücke und Aussagen gegen die zum Vornherein verurtheilten Prinzessinnen. Alle diese Zeugnisse konnte er selbst freilich nicht einmal lesen, denn er verstand die Dialekte des nördlichen Indiens nicht. Doch was schadete dies ihm?

Es konnte nicht ausbleiben, daß die während dieses Rechtsfalles vorgekommenen Grausamkeiten in ganz England gerechtes Aufsehen erregten. Der große amerikanische Freiheitskampf ging seinem Ende zu, und das Parlament gewann wieder Zeit, sich eingehender mit den Zuständen Indiens zu beschäftigen. Es erwählte in Folge dessen einen Ausschuß behufs Berichterstattung über die orientalischen Angelegenheiten. Die Minister hatten keinen Grund, die ostindischen Mißbräuche zu vertheidigen; im Gegentheil, es lag in ihrem Interesse,

die Möglichkeit anzubahnen, das im Anwachsen begriffene große Reich im Osten immer mehr unter ihre eigene Kontrole zu bringen. Und so ging am 13. Aug. 1784 eine von Pitt eingebrachte Akte zur Beschränkung der Kompetenz des obersten Gerichtshofes zu Kalkutta in beiden Häusern durch; außerdem wurden mehrere Erklärungen im Geiste strenger Gerechtigkeit abgegeben. Hierdurch mißbilligte das Parlament den Rohilla-Krieg, sowie den Handel, den Hastings mit dem Oberrichter abgeschlossen, in den stärksten Ausdrücken. Nächste Folge davon war die Abberufung Impey's.

Auch Hastings' thatenreiche Laufbahn nahte ihrem Ende. Indessen erlebte der in seinem Vaterlande arg Angegriffene noch die Genugthuung, daß die Versammlung der Aktionäre des Ostindia-Hauses an ihrem Beschlusse festhielt, dahin gehend, den unentbehrlichen General-Gouverneur Indiens vorerst nicht zu entlassen. Und so verblieb derselbe bis zum Frühjahre 1785 an der Spitze der Regierung von Ostindien.—Die Verwaltung Warren Hastings' schloß gerade so friedlich, als sie bedrohlich begonnen hatte. Ruhe herrschte in ganz Indien. Die Zerwürfnisse mit den Maratten durften als beigelegt gelten, wenigstens hatte der Krieg mit ihnen, sowie mit dem Nachfolger Hyder Ali's, aufgehört. Seit Beendigung des amerikanischen Krieges hatte England keinen Feind in Europa und keinen Nebenbuhler in Ostindien mehr.

Ueberblicken wir die lange Verwaltung des ersten General-Statthalters des indo-britischen Reiches, so ist es nur billig, den tadelnswürdigen Verbrechen, mit welchen derselbe seine glänzende Laufbahn befleckte, seine folgenreichen Thaten und die seinem Vaterlande hierdurch geleisteten großen Dienste gegenüber zu stellen. Inmitten einer Krisis von unberechenbarer Tragweite wußte er das sturmbewegte Staatsschiff mit der Hand des Meisters aus den hochgehenden Wogen herauszusteuern. Die Art und Weise, wie er sich gegen furchtbare Feinde von unbestreitbarer Uebermacht behauptete, erfüllte die benachbarten Völker zuerst mit einer stummen Bewunderung vor solchem Muth, dann mit Bangen vor seinem unerschöpflichen Geiste. Großbritannien erlitt in jener Periode in allen Theilen der Welt Verluste, nur in Indien nicht. Nach allen Seiten hatte sich dort der englische Einfluß erweitert, die eingeborenen Fürsten sahen sich zu Vasallen herabgedrückt, und England war an Frankreichs Stelle zur entscheidenden Macht in den indischen Meeren emporgehoben. Weiterhin gelang es Hastings, der verderblichen Doppelregierung in Indien ein Ende zu machen; er durfte sich rühmen, daß bei seiner Rückkehr aus Bengalen jede Verwaltungs- und Justizeinrichtung daselbst ohne Ausnahme sein Werk und ein besseres Werk war, als dasjenige, welches er vorgefunden. Er ist's, von dem der erste Plan der noch jetzt bestehenden Gerichts- und Steuerverfassung herrührt. Jeder, der erwägt, was es bedeuten will, eine so große und verwickelte Regierungs-Maschinerie, gleich der Indiens gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, von Grund aus umzugestalten, wird zugestehen müssen, daß Warren Hastings Schöpfungen ungewöhnlicher Art zurückließ. Und der Ruhmeskranz, welcher diesem Staatsmann später nicht verweigert worden ist, verliert kein Reis, wenn wir uns erinnern, daß Hastings nicht zur politischen Carrière erzogen, daß er vielmehr, kaum der Schule entwachsen, in die geschäftlichen Räume der indischen Comptoirs versetzt wurde und

sich damals nicht höher als jeder einfache Handelscommis dünken durfte, als bereits die schwierigsten Aufgaben an ihn herantraten. — Wenn auch gerade nicht weich von Gemüth, so kann man Hastings doch nicht grausam nennen; er ging nie auf bösen Wegen, wenn er es nicht für Staatsnothwendigkeit hielt. Er gehörte zu jener Gattung unbedenklicher Politiker, deren unerbittliche Logik alle Einwendungen des Gefühls und die Regungen des Gemüthes zurückdrängt. Ein Umstand ist es, der immer wieder unser Interesse für diesen merkwürdigen Menschen rege macht: Alles, was er beabsichtigt, und gerade die achtungswerthesten seiner Schöpfungen, vollführt er im steten Kampfe mit einem Heer von Widerwärtigkeiten und Feinden gegenüber, die nicht unser Herz gewinnen.

Seine unbestrittene Begabung für Staatsgeschäfte wurde noch durch ein außerordentliches Talent zu Abfassung amtlicher Schriftstücke erhöht. Selbst sein Gegner Francis hat, freilich widerwillig, anerkannt, daß gegen Hastings' meisterhafte Federführung nicht aufzukommen sei. Dabei fehlte es dem General-Statthalter auch nicht an feinem Geschmacke und literarischem Verständnisse; er förderte mit Vorliebe die klassischen und orientalischen Studien und dehnte mit kluger Großmuth sein viel gesuchtes Patronat auf alle wissenschaftlichen Bestrebungen aus. Er war der Erste, welcher Beamte der Compagnie bewog, sich Kenntnisse in Bezug auf die Rechtsanschauungen der Eingebornen zu verschaffen; er unterstützte Land- und Seereisen und wußte selbst in der hochgehenden Flut der öffentlichen Geschäfte zuweilen einen Ruhepunkt zu gewinnen, von welchem aus er es sich selbst vergönnte, seine Neigung zu wissenschaftlicher Beschäftigung zu pflegen. In persischer und arabischer Literatur war er wohl bewandert, in dem Sanskrit nicht, jedoch förderte er Jene, welche diese Sprache zum Gegenstand ihrer Studien machten; unter seinem mächtigen Schutze begann die berühmte „Asiatische Gesellschaft" zu Kalkutta ihr ehrenvolles Dasein. Er war der erste auswärtige Regierungs-Chef, welchem es gelang, sich die Liebe der Eingeborenen, deren heimische Dialekte er mit Leichtigkeit redete, sowie die erblichen Priester Indiens dafür zu gewinnen, daß sie den wißbegierigen Fremden die Geheimnisse der alten brahmanischen Weisheit und indischen Rechtsgelahrtheit erschlossen. Popularität mögen andere Statthalter, ihrer Leistungen und Tugenden willen, in höherem Grade, als er, verdient haben; aber Keiner, weder sein verdienter Namensvetter, der thätige Marquis Hastings (früher Lord Moira), noch der treffliche Marquis Wellesley und späterhin der edle Lord William Bentink waren in Bengalen wirklich in dem Grade beliebt, als Warren Hastings. Ganz natürlich. Die Uebergriffe, die der gewaltthätige Mann sich zu Schulden kommen ließ, betrafen weniger Personen und Verhältnisse seiner Präsidentschaft. Bis zur Stunde halten die Bengalesen den „Sahib Warren Hostein" für den mächtigsten und größten aller Engländer, und von seinen fliegenden Rossen und goldgezäumten Elephanten singen jetzt noch die Ammen ihren braunen Säuglingen vor. Nicht minder bemerkenswerth ist die Zuneigung, welche die Angestellten des Civildienstes für ihn hegten. Seine Unterbeamten hielten mit unverbrüchlicher Treue zu ihm, nicht minder die Armee, welche mit abgöttischer Verehrung zu ihm emporschaute, wie es selten ein Heer gethan haben mag, mit Ausnahme der Fälle, wo die größten Feldherren ihre

Getreuen von Sieg zu Sieg führten. Und so wird die Verwaltung Warren Hastings', welche, vom europäischen Gesichtspunkt der Ehrenhaftigkeit aus betrachtet, gar mancherlei Angriffspunkte darbietet, dennoch gemäß den Begriffen der Hindu für eine der trefflichsten angesehen. Wie beliebt er aber auch in seinem Wirkungskreise gewesen sein mag, und so sehr unser Verstand die Geistesgröße dieses wunderbaren Menschen zu bewundern geneigt ist, sein Charakter gewinnt nicht unser Herz, wie der seines hochsinnigen Vorgängers Clive. — Hastings liebte das Geld, jedoch nur als Mittel zum Zweck, nicht um es zu besitzen. Wäre er der habgierige Mann gewesen, als welchen ihn seine Feinde erscheinen ließen, er hätte im Laufe der 13 Jahre seiner Verwaltung leicht drei Mill. £. für sich erübrigen und damit den Glanz des königlichen Hofhalts von England und Frankreich verdunkeln können. Aber er brachte nur ein mäßiges Vermögen mit nach Hause; denn Sparen war nicht gerade seine Sache. Vielmehr liebte er es, sich oft mit einem Prunk zu umgeben, wie kein englischer König ihn kannte. Wie weit hierin und bei anderen Vorkommnissen der Einfluß seiner Gattin, die ohne Beithun ihres Gemahls einen Privatschatz zu sammeln wußte, mitgewirkt haben mag, wissen wir nicht. Doch ging das Gerücht, daß Frau Hastings in Geldangelegenheiten weniger skrupulös sich gezeigt, als ihr Gemahl. — Warren Hastings war seiner Lebensgefährtin mit jener Liebe zugethan, wie sie Männer von starkem Geiste zu empfinden pflegen, und als ihre Gesundheit zu wanken begann, sorgte er für ihre Rückkehr nach Europa. Er trennte sich jedoch sehr ungern von seiner Lebensgefährtin. Sie begab sich nach England auf einem prachtvoll ausgerüsteten Ostindienfahrer, von dessen geschmackvoller Ausschmückung in Sandelholz und geschnitztem Elfenbein man lange Zeit nachher noch zu erzählen wußte. Nur wenige Monate später schickte sich der Regent Indiens selbst an, seiner Gattin nach Europa zu folgen. Als seine Absicht, das Land zu verlassen, ruchbar ward, sprachen zahlreiche Adressen von Europäern und Asiaten, von Beamten, Kriegsleuten und Handelsherren ihm den Dank des Landes für sein erfolgreiches Schalten und Walten aus; eine Anzahl Barken gab dem Scheidenden weit den Fluß hinunter das Geleit, und ergebene Freunde verließen ihn nicht eher, bevor nicht die Küste Bengalens entschwunden war.

Im Jahre 1785 landete Warren Hastings zu Plymouth in England. Er befand sich damals in den fünfziger Jahren und im vollen Besitze seiner körperlichen und geistigen Kräfte. Er hatte sich einen glänzenden Namen und so viel Vermögen errungen, um mit Anstand zu leben, — konnten eine glänzende Zukunft, Auszeichnungen aller Art, Aufnahme in die Pairie des Königreiches und Eintritt in den Rath des Königs ausbleiben?! Und in der That, sein Empfang am königlichen Hofe ließ nichts zu wünschen übrig. Im Ostindia-Hause feierlichst begrüßt, widmeten ihm die Direktoren ein Dankesvotum. Er glaubte auch die öffentliche Meinung für sich zu haben und höchlichst befriedigt zog er sich mit seiner Frau vorerst nach Cheltenham zurück.



Abfahrt von Kalkutta.

7.

Ganz anders, als Hastings erwartet, gestaltete sich seine Zukunft! Er war erst acht Tage gelandet, und Burke verkündigte bereits im Unterhause, daß er einen Antrag beabsichtige in Betreff eines kürzlich aus Indien zurückgekehrten Gentleman. Von nun an erscheint das Leben unseres Helden als ein durch öffentliche Kämpfe und damit zusammenhängende Kränkungen trostlos verbittertes. Doch wer kann sagen, ob der Name Warren Hastings in seinem Vaterlande und auswärts eine solche Berühmtheit erlangt hätte, wenn sich nicht an ihn jener welthistorische Staatsprozeß geknüpft hätte, bei welchem alles Talent des damaligen England in den Kampf geführt wurde, die funkelnde Beredsamkeit eines Sheridan, die unübertreffliche Gewandtheit eines Fox und die erschütternden Beweisführungen eines Burke, eben so viel glänzende Siege parlamentarischer als gerichtlicher Beredsamkeit.

Es ist bemerkenswerth, wie das richtige Urtheil und jene Fertigkeit im Ersinnen immer neuer Auskunftsmittel, wodurch sich Hastings in der Ferne so hervorgethan, ihn daheim fast gänzlich verließen. Der Baum paßte nicht mehr in das Erdreich, dem er als junge Pflanze entrissen worden. Nachdem er sich während 30 Jahren seinem Vaterlande mehr und mehr entfremdet, fand er sich zu Hause nicht mehr zurecht. Meister in allen Schlichen orientalischer Staatsklugheit, zeigte er sich in der That den Vorbildern parlamentarischer Staatskunst im Heimatlande nicht gewachsen. Schon als es galt, den im Parlamente drohen-

den Feindseligkeiten zu begegnen, bewies er geringe Menschenkenntniß und wenig Scharfblick. Er wählte zu besonderer Vertretung seiner Interessen gegenüber seinen wohlorganisirten Widersachern einen hierzu nur wenig geeigneten Mann. Scott, Major in der bengalischen Armee, brachte seine Angelegenheiten mehr in Gefahr, als daß er ihnen nützte, indem er auch verwerfliche Handlungen seines Klienten mit einer fast widerwärtigen Aufdringlichkeit vertheidigte. Anfänglich zwar schien die Sache Hastings' keineswegs schlecht zu stehen, denn der König blieb ihm gnädig gesinnt; die Compagnie und deren Beamte, ebenso eine Menge anderer angesehener Männer, standen auf seiner Seite. Aber seine Gegner, voran der eifrige Burke und dessen Freunde Fox, Sheridan u. a., später selbst der vielbewunderte Pitt, welcher in der ersten Zeit sich Hastings gerade nicht abgeneigt zeigte, wußten nach und nach das Publikum in seiner Mehrheit gegen ihn zu stimmen.

Burke, dessen Bekanntschaft mit dem Lande brahmanischer Weisheit bei Weitem das Wissen mancher Anglo-Inder überragte, die Jahrzehnte zwischen dem Himalaya und Kap Comorin verbrachten, erachtete es als eine Lebensaufgabe, in der Person des General-Gouverneurs alle Mißgriffe in Bezug auf die Verwaltung Indiens anzugreifen, insbesondere aber jene Barbareien, wodurch, nach seinen mit übertriebenem Pathos gesprochenen Worten, „unter Warren Hastings das ferne Wunderland in eine Wüste verwandelt worden sei.“ Deswegen klagte er in der Session von 1786 den Urheber von so viel Uebeln im Namen der Menschheit, „im Namen jedes Standes und Alters als den gemeinsamen Feind und Unterdrücker Aller an.“

Major Scott hatte diesen Angriff gewissermaßen provozirt. Es war jedenfalls eine arge Uebereilung, als Warren Hastings' Agent schon am Tage nach der Eröffnung des Parlaments die dem General-Gouverneur durchaus abholde Opposition herausforderte, als Klägerin gegen Letzteren aufzutreten oder sich als Verleumderin zu bekennen. Hastings' Feinde hatten bis dahin trotz aller Abneigung keine große Lust bezeigt, ihn vor Gericht zu ziehen. Sie würden sich wol mit einem Tadelsvotum begnügt haben. In Folge dieser Herausforderung erhob sich jedoch Burke sofort und verlangte die Mittheilung der bezüglichen Papiere und Aktenstücke. Hierauf legte er noch im April die Anklage gegen Warren Hastings auf den Tisch des Hauses nieder. Statt nun die Beschwerden durch eine eindringliche Rede zu entkräften, verfaßte der Beschuldigte eine Schrift von außerordentlichem Umfang, deren Lesung vollständig anzuhören kaum den Schreibern und Stabträgern des Hauses zugemuthet werden konnte. Dennoch rechnete Hastings zuversichtlich auf einen siegreichen Ausgang seiner Sache. Denn als in der vorhergegangenen Parlamentssession Burke die Rohilla-Affaire zur Sprache brachte, war dieser bezüglich des damals beantragten Tadels vollständig geschlagen worden. Und wie sehr mußten die nächstdem gerügten Vorgänge in Benares und Audh zurücktreten gegen jenen abscheulichen Unterjochungskrieg!

Binnen Kurzem verdüsterten sich jedoch die Aussichten Warren Hastings' mehr und mehr. Bereits einige Wochen später, am 13. Juni, brachte Fox mit großer Geschicklichkeit und Beredsamkeit die Beschwerden in Betreff der Behandlung des Scheyde-Sing auf die Tagesordnung. Ihm sekundirte der alte Feind

Hastings', Philipp Francis, der, wiewol erst vor Kurzem in das Haus der Gemeinen eingetreten, dennoch sich bald den Ruf eines thätigen und talentvollen Mitgliedes erworben hatte. William Pitt, der Leiter des Unterhauses, konnte Hastings' Sache noch retten. Und in der That gab der Minister seine Meinung über den Fall dahin ab, daß er zugestand, der General-Gouverneur sei in seinem Rechte gewesen, als er den Radschah von Benares wegen Geldleistungen in Anspruch genommen; mit großer Bitterkeit tadelte er fernerhin das Verhalten des Francis, sowol in Indien als im Parlamente, und nichts schien natürlicher, als daß sein zu erwartender Antrag auf ehrenvolle Freisprechung des ehemaligen Statthalters hinauslaufe. Zum Erstaunen aller Parteien schloß der Redner indessen damit, daß Warren Hastings wegen der Höhe der verlangten Summen doch einen Tadel verdiene und daß er, Pitt, sich deshalb dem Antrage von Fox anschließe! Das Haus war wie vom Donner gerührt. Der Minister hatte früher dafür gestimmt, Hastings von der Rohilla-Beschwerde zu entlasten, hierauf die Benares-Klage bis zu einem Grade, wo sie zu keiner Beschwerde mehr Veranlassung bieten konnte, abgeschwächt, und dennoch hatte er erklärt, daß letztere Stoff genug zu einem Tadel enthalte. Um sich dieses wunderliche Vorgehen zu erklären, behauptet man, des Ministers Votum sei Wirkung eines Kompromisses zwischen den politischen Parteien gewesen, dem zu Folge Pitt sich dazu verstanden hätte, den ehemaligen Regenten von Indien der Rache der Opposition preiszugeben.



Edmund Burke.

Diese Gerüchte erhalten dadurch eine gewisse Glaubwürdigkeit, daß die Mitglieder der Regierungspartei Tags vorher die übliche Einladung erhalten hatten, an ihrem Platze zu sein und gegen Fox zu stimmen. Und in Wirklichkeit stimmten mehrere unabhängige Kollegen Pitt's, sowie verschiedene Personen in hohen Aemtern, ebenso nicht wenige angesehene Mitglieder des Hauses, welche sonst stets auf Seiten der Regierung sich befanden, gegen den ministeriellen Antrag. Lord Thurlow hatte schon Monate vorher mit Geringschätzung von den Bedenken gesprochen, welche Pitt bisher abgehalten, dem indischen Staatsmann einen Sitz im Hause der Lords einzuräumen, und hinzugefügt, daß wenn dem Kanzler der Schatzkammer vor dem Schmollen der Gemeinen bange, dies doch keinen Grund für den Großsiegelbewahrer abgebe, den Willen des Königs in Betreff eines Peers-Patentes zu Gunsten Hastings' einzuholen. Die Sache schien so gut wie abgemacht. Warren Hastings sollte, und, wie man glauben darf, im Sinne des Auszuzeichnenden, Lord Hastings von Daylesford werden. Es ist wunderbar, daß auch hier wieder das alte Herrenhaus der Hastings es ist, dem sich die Gedanken und Wünsche eines späten

Nachkommen zuwendeten, jener Stelle, welche einst Zeuge der Größe der Ahnen Warren Hastings' und der Träume seines jugendlichen Ehrgeizes gewesen war.

Mittlerweile hatte man keine Gelegenheit vorübergehen lassen, den Namen Hastings' neben diejenigen der verhaßtesten Tyrannen zu stellen. Die schärfsten Sarkasmen ergingen gegen sein öffentliches wie gegen sein häusliches Leben. Eine Zeitlang boten die prächtigen Diamanten, welche die schöne Mariane, seine Gattin, trug, einen Anknüpfungspunkt für die Medisance, noch mehr die Letztere selbst, in und außerhalb der Gesellschaft, die sich vorzugsweise gern mit der geschiedenen deutschen Baronesse beschäftigte, doch derselben, wo sie erschien, mit kühler Zurückhaltung oder vornehmem Lächeln begegnete. — Von einer Erhebung des ehemaligen Statthalters konnte nach Pitt's verurtheilendem Votum natürlich nicht mehr die Rede sein. Der Minister mag, abgesehen von dem obigen zwingenden Motiv, auch für seine Person gute Gründe gehabt haben, Hastings nicht aufkommen zu lassen. Die indischen Angelegenheiten standen damals im Vordergrund, nachdem die englischen Kolonien in Amerika ihre Unabhängigkeit errungen hatten. Pitt sah in dem Abgott der Ostindischen Compagnie, dessen voraussichtlicher Eintritt in den Kontrolhof außer allem Zweifel stand, einen höchst gefährlichen Nebenbuhler. Einem Staatsmanne, wie Hastings, im Besitz ganz ungewöhnlicher Geschäftserfahrungen und von dem gewandtesten Geiste, mußte die Leitung der orientalischen und damit ein guter Theil der auswärtigen Angelegenheiten zufallen. Daher die Frontveränderung des ehrgeizigen Ministers und allmächtigen Führers des Unterhauses.

Nachdem die eine Beschwerde zum Nachtheil Warren Hastings' entschieden, brachte in der folgenden Session Sheridan die Beraubung der Begums zur Sprache, in einer Rede, welche als die glänzendste aller Geistesthaten jenes hochbegabten Mannes angesehen wird. Der Eindruck, welchen sie hervorrief, muß ein ganz außerordentlicher gewesen sein. Der Beifallssturm im ganzen Hause wollte kein Ende nehmen; die Aufregung unter den Gemeinen war so überwältigend, daß kein anderer Redner mehr Gehör fand. Fox erklärte jene Rede für die schönste, die seit Menschengedenken gehalten. Nach Wiederbeginn der Debatten ging die Flut der Parteiströmung so stark gegen den Beschuldigten, daß dessen Freunde nicht wieder aufkommen konnten. Das Haus der Gemeinen genehmigte zwanzig Anklagepunkte und beauftragte Burke, den ehemaligen Gebieter Indiens wegen schwerer Verbrechen und wegen Mißverhaltens vor den Lords anzuklagen. Hastings, verhaftet, wurde gegen Bürgschaftsstellung wieder freigelassen und das fernere Verfahren gegen ihn bis zum Wiederzusammentritt des Parlamentes verschoben.



Aufnahme Warren Hastings' und seiner Gemahlin in der vornehmen Gesellschaft Englands.

8.

William Pitt brauchte in der That für sich und seine Pläne von Seiten des ehemaligen Regenten Indiens nichts mehr zu fürchten, nachdem dieser sich in die Lage versetzt sah, vor dem höchsten Gerichtshof Großbritanniens seinen Anklägern Rede zu stehen.

Der 13. Februar 1788 war der denkwürdige Tag, an welchem einer der bedeutendsten Staatsmänner Englands vor seinen Richtern erscheinen sollte, um die Mittel zu rechtfertigen, deren er sich bedient, seinem Lande das schönste und größte Königreich zu erhalten. Die altersgrauen Mauern von Westminster, in welchem der oberste Gerichtshof

Platz genommen, konnten für einen Theil der Geschichte Englands gelten. Hier wurden 30 englische Könige ausgerufen; die Halle des William Rufus war Zeuge von der gerechten Verurtheilung des gelehrten Bacon; in ihr hatte die Beredsamkeit Strafford's einen Augenblick die von Rache entflammte Partei seiner Feinde mit Scheu und einer Regung von Mitleid erfüllt; hier stand ein König, der die Rechte seines Landes mißachtete, vor dem Richterstuhl seines zürnenden Volkes; — an jenem 13. Februar hatte sich wiederum eine hochansehnliche, noch glänzendere Versammlung eingefunden. Drei Viertel sämmtlicher Peers des Vereinigten Königsreiches in Hermelinmänteln, mit Gold verbrämt und durch Herolde auf ihre Sitze geleitet, ihrer 170, waren erschienen; die gelehrtesten und angesehensten Rechtskundigen als Richter in ihren Staatsgewändern. Dieser vornehmen Versammlung voran schritt der jüngste Baron Elliot, der kühne Vertheidiger Gibraltars, ihm folgte der Herzog von Norfolk, Großmarschall des Reiches, dem sich zahlreiche Großwürdenträger sowie die Brüder und Söhne des Königs anschlossen. Auf den Galerien drängte sich eine Zuhörerschaft, bestehend aus den vornehmsten Mitgliedern der höchsten Gesellschaftskreise, aus den ersten Vertretern der Gelehrsamkeit und Kunst eines hochkultivirten Reiches. Um die Königin saßen die schönhaarigen, jugendfrischen Töchter des Hauses Braunschweig; die Gesandten einer Reihe von Königreichen und Republiken schauten mit Bewunderung auf ein Schauspiel, wie es kein anderes Volk der Welt vorführen konnte.

Hastings verfügte sich an die Schranke des Hauses und beugte seine Kniee. Er sah wol aus wie ein bedeutender, ja wie ein großer Staatsbürger, keineswegs jedoch wie ein Verbrecher. Obschon seine Gestalt klein und abgemagert erschien, so lag doch in seiner Haltung eine Würde, die verkündete, daß der ehemalige Statthalter Indiens gewohnt sei, mit Königen umzugehen. In der That, der Mann vor den Schranken des hohen Senates, welcher sich anschickte, über einen der gewaltigsten Prokonsuln seiner Nation zu Gericht zu sitzen, war dieses erlauchten Hofes von Notabeln nicht unwerth. Der Angeklagte richtete sein blasses, durch geistige Arbeit wie durch die Tropensonne Indiens gefurchtes Antlitz mit der gedankenvollen Stirne der Versammlung zu, und in diesem Augenblick zeigte seine Miene jenen Zug unbeugsamer Willenskraft, die seinem Auftreten einen ureignen Charakter verlieh.

Aber sicher lenkte sich weder auf Warren Hastings noch auf seine allbekannten Vertheidiger in demselben Maße die allgemeine Aufmerksamkeit, als auf die illustre Reihe seiner Ankläger: Burke, Fox, Sheridan, Grey, Windham u. s. w., glänzende Repräsentanten der englischen Parlamentsverfassung.

Am dritten Tage, nachdem die Anklage verlesen, erhob sich Burke. Seine Eröffnungsrede erforderte vier Sitzungen. Aber man fand dies nicht zu viel. Mit einem Gedankenreichthum und in einer Darstellungsweise, welche die hochgespanntesten Erwartungen der Zuhörer befriedigen mußte, schilderte er den Charakter und die Institutionen des indischen Landes, die Verfassung der Compagnie, sowie das Gebahren der englischen Präsidentschaften; dann ging er zur Verwaltung Hastings' über und stellte sie als von Anfang an aller Würde und alles Rechtsgefühles entbehrend dar. Das gewaltige Pathos des großen Volks-Tri-

bunen schien selbst einen Augenblick lang das verschlossene Herz des Angeklagten zu durchbrechen. Taschentücher wurden herausgezogen, Riechfläschchen herumgegeben, Mrs. Sheridan ohnmächtig hinausgetragen. Endlich schloß der Redner, wie schon früher erwähnt, damit, daß er Hastings als den erklärten Feind und Unterdrücker Indiens anklagte. Nach ihm erhob sich Fox und brachte den bei diesem Staatsprozeß zu befolgenden Geschäftsgang zur Sprache. Die Lords entschieden in diesem Punkte zu Gunsten des Verfahrens, für welches Hastings stritt.

Auch der Tag, an welchem Sheridan den Fall in Betreff der Prinzessinnen von Audh erörterte, ist für immer in die Annalen der englischen Beredsamkeit eingezeichnet. Es heißt, ein Billet für den Eintritt in die bis zum Erdrücken angefüllten Säle sei mit 50 Guineen bezahlt worden. Als Sheridan seine vielbewunderte Rede geschlossen, wußte er mit einer Kenntniß des Bühneneffektes, um die ihn sein Vater beneidet haben würde, wie erschöpft in die Arme Burke's zurückzusinken, der ihn mit liebevoller Bewunderung umschloß.



Ch. J. Fox.

Mittlerweile ging der Monat Juni und die Session damit ihrem Ende zu, der Fortschritt aber, welchen der Prozeß gemacht, konnte Niemand befriedigen. Von 20 Anklage-Paragraphen hatte man bis dahin nur zwei gehört, und schon war ein Jahr verstrichen, seitdem man Hastings zur Bürgschaftsstellung zugelassen. Die Aufregung nahm eben so schnell ab, als sie ihren Höhepunkt erreichte; das überraschende Schauspiel hatte den Reiz der Neuheit verloren, die glänzendsten Redner sich selbst übertroffen. Der langen Reihenfolge von Zeugenvernehmungen, Verhören und Gegenverhören, Rechnungslegungen, dem endlosen Vorlesen mehr oder weniger wichtiger, erst mühsam von weither beigebrachter Dokumente wollte Niemand beiwohnen, der es nicht mußte. — Auch das Jahr 1789 verfloß, und die Verhandlungen kamen nicht vom Flecke. Schon die Nothwendigkeit, eine Menge Zeugen aus Indien heranzuziehen, verzögerte den Ausgang. Kurz, die Lords brauchten sieben volle Jahre, um mit diesem merkwürdigen Staatsprozeß einigermaßen zum Abschluß zu gelangen. Ganz spruchreif war die Sache freilich noch immer nicht.

Mittlerweile war indessen ein anderer, viel höherer Gerichtshof mit seinem Spruche fertig geworden. Was hatte sich in der Zwischenzeit nicht Alles begeben! War doch sogar ein Mißbilligungsvotum gegen den unermüdlichen Burke wegen einiger heftigen Aeußerungen in Betreff der Verurtheilung des Nunkomar im Hause durchgegangen! Ferner mußte man sich entschließen, um das ungeheure Material überhaupt bewältigen zu können, einen großen Theil der Anklageartikel zurückzuziehen. Wäre dies nicht geschehen, so hätte der Beschuldigte den Ausgang des Prozesses gar nicht mehr erlebt.

Endlich, im Frühjahre 1795, fast acht Jahre nach dem ersten Erscheinen Hastings' vor den Schranken der Lords, nahete die Stunde der Entscheidung.

„Die eine Generation hat mich vor Gericht gezogen, die nachfolgende den Spruch gethan!" so klagte Warren Hastings. Er hätte sagen können, die ganze alte Welt ist mittlerweile zusammengestürzt, eine neue befindet sich im Kreißen. Fürwahr, welche erschütternde Veränderungen waren in zehn Jahren vor sich gegangen. Von den am Tage der Anklage erschienenen 170 Reichsbaronen und Großwürdenträgern waren bereits 60 in ihre Familiengrüfte hinabgestiegen. Und wie stand es erst um jene hervorragende, durch gleiche Bestrebungen und persönliche Bande so eng verknüpfte, durch Talent sowie durch Einfluß so überaus glänzende Genossenschaft? Sie ward im Strudel des öffentlichen Lebens auseinander gerissen..... Die alten Parteien hatten aufgehört; um die bisherigen Streitpunkte kümmerte sich Niemand mehr; die nächsten Freunde standen sich als erbitterte Feinde gegenüber: Der edle Burke, der langjährige Vertheidiger der Freiheit und Menschenrechte, hatte den Idealen des Jünglings und Mannes den Rücken gekehrt, nachdem er zur Ueberzeugung gelangt, daß der Sieg der Revolution nichts als Teufelswerk sei. Vor seinen Augen war das alte Frankreich mit seinem Königthum, seinem Adel, seiner Kirche, unter Strömen von Blut untergegangen. Was wollte das gegen einen Hindupriester im fernen Indien vollzogene Urtheil bedeuten gegen die Schaffotte, auf welchen ein altes europäisches Königshaus, christliche Kirchenfürsten, der hohe wie niedere Adel eines hochkultivirten Landes, Royalisten und Republikaner ihr Haupt niederlegten? Wie geringfügig erschienen die Beraubungen der Begums gegen die Einverleibungsdekrete der siegreichen französischen Republik! Die Welt war eine ganz andere geworden!....



Richard Brinsley Sheridan.

Nur 29 Lords stimmten, und von diesen fanden blos sechs den Angeklagten in Betreff der Benares- und Begum-Klage schuldig. Bei verschiedenen anderen Punkten zeigte sich die Mehrheit zu seinen Gunsten noch größer, bei noch mehrern folgte eine einstimmige Freisprechung, kurz, der ganze Prozeß endigte mit der feierlichen Strafloserklärung Warren Hastings'. Die Kosten einer zehnjährigen Prozeßführung verblieben jedoch zu Lasten desselben.

Im Allgemeinen billigte man die Entscheidung des höchsten Gerichtshofes; denn die Ansichten hatten sich während eines Jahrzehnts vielfach geklärt. Man begriff, daß tadelnswürdige Vergehen eines Staatsmannes in überaus verantwortlicher Stellung nicht mit dem gewöhnlichen Rechtsmaßstab gemessen werden dürften, wenn ihnen verdienstliche Thaten gegenübergestellt werden könnten. Keinem Engländer fiel es ein, das Reich, welches Warren Hastings gründen half, wieder aufzu-

geben, weil die Mittel, durch welche er die britische Macht erweitert, nicht allemal vor den Richterstuhl der Moral bestehen konnten. Man hörte vielfach die Meinung aussprechen, daß einem Manne, welcher 13 Jahre lang ein unermeßliches Reich unter den außerordentlichsten Schwierigkeiten regiert und zusammengehalten, und wenn er auch sehr tadelnswerthe Dinge begangen hätte, doch im Ganzen eher Belohnungen und Ehrenauszeichnungen, als Geldstrafe und Haft gebührten. Zudem machte die Dauer der Untersuchung Hastings zu einem Gegenstand des Mitleids. Nachdem der Verfolgte inzwischen auch sein Vermögen eingebüßt, hielt man ihn sogar, nach einem Anklagestand von acht Jahren, für einen recht übel behandelten Mann. Außerdem brachte jegliches Schiff, welches innerhalb dieser 18 Jahre aus Bengalen oder Madras heimkehrte, viel mehr Bewunderer als Ankläger des ehemaligen General-Gouverneurs in ihr Vaterland zurück. Beinahe Alle, unter ihnen der glaubwürdige Lord Cornwallis, bestätigten, daß der Mann, welcher von seinen Mitbürgern so hart behandelt worden sei, in Indien noch im besten Andenken stehe. Solche Zeugen seiner Amtsführung befanden sich in allen Theilen des Königreichs, und jeder derselben galt für ein Orakel in Bezug auf die Zustände des fernen Wunderlandes. Was die Anglo-Ostindier behaupteten, bestätigten zahlreiche aus Indien eingegangene Adressen, von Eingeborenen sowol als von Fremden. Kurz, Warren's Angelegenheit konnte schon vor dem Spruche des Oberhauses als entschieden angesehen werden.

Durch die Strafloserklärung Seitens der Lords war der Ruf des ehemaligen Statthalters wol gerettet, nicht aber seine Ehre völlig wiederhergestellt, noch weniger sein Vermögen. Letzteres war und blieb verloren. Und so möchte es fast für ihn vortheilhafter gewesen sein, wenn er den Tadel seiner Widersacher auf sich genommen und eine Buße von 50,000 £. erlegt hätte. Denn die Lossprechung durch den höchsten Gerichtshof bezahlte er mit seinem ganzen Hab und Gut. Unglaubliche Summen wurden daran gewendet, theils um Journale und Verfasser von Flugschriften, theils käufliche Vertreter im Hause der Gemeinen für sich zu gewinnen. Viel mehr noch kostete ihn die Besoldung seiner Sachwalter und Agenten. In Folge dessen mußte er den bald nach seiner Rückkehr aus Indien begonnenen Ausbau des zurückerworbenen Herrenhauses von Daylesford eine Zeitlang einstellen, ja sich dazu bequemen, seine ehemaligen Prinzipale um Beihülfe anzugehen. In der That gewährten ihm dieselben eine Leibrente von jährlich 4000 £. und ließen ihm dieselbe für zehn Jahre vorauszahlen; außerdem streckte die Compagnie ihm 50,000 £. als ein unverzinsliches und terminweise zurückzuzahlendes Darlehen vor. Eine so ansehnliche Unterstützung würde wol hinreichend gewesen sein, ihn in den Stand zu setzen, behaglich und selbst im Ueberfluß zu leben, wenn der ehemalige Statthalter von Indien jemals die Eigenschaft eines guten Wirthes besessen hätte. Aber sorglos wie er war, sah er sich noch mehr als ein Mal genöthigt, sich an das Ostindia-Haus um eine Beisteuer zu wenden, die ihm übrigens niemals verweigert wurde.

Ein so bereitwilliges Entgegenkommen ermöglichte ihm die Ausführung seines alten Herzenswunsches, den ehemaligen Glanz des Herrenhauses von Daylesford wieder herzustellen. Hier brachte er in Stille und Zurückgezogenheit die letzten 24 Jahre seines Lebens damit zu, seine Ländereien zu ver-

bessern, seine Gartenanlagen zu verschönern, prächtige Pferde zu unterhalten und Mastvieh für Preisschaustellungen zu ziehen, endlich Versuche anzustellen, indische Thiere und Pflanzen in England heimisch zu machen. — Hastings war stets ein Freund der Literatur gewesen, und jetzt wurden ihm Bücher ein liebes und unentbehrliches Bedürfniß. So unter literarischen Arbeiten und der Fürsorge für seine Gewächshäuser, Stallungen und Thiergärten verging Jahr für Jahr. Die Lebenssorgen waren einem wohlthuenden Ueberfluß gewichen, aber der ersehnte Rang in der Gesellschaft, zu dem er in Folge seiner Thaten sich berechtigt hielt, die sicher erwartete Grafenkrone, der Platz am Tische des Geheimen Rathes, waren ihm nicht zu Theil geworden. Er hatte sich jeder Hoffnung auf Rangerhöhung oder einer sonstigen königlichen Gunstbezeigung entschlagen müssen, so lange William Pitt am Ruder blieb. Und als dieser aufhörte allmächtiger Minister zu sein, näherte sich Hastings seinem siebenzigsten Lebensjahre. Wie sehr er übrigens in seiner Zurückgezogenheit einem großen Theil seiner Zeitgenossen bereits gänzlich aus dem Gedächtniß gekommen sein mußte, so wurde er doch, nachdem er das gewöhnliche Alter der Menschen längst überschritten, noch einmal der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit.

Im Jahre 1813, als der Freibrief der Ostindischen Compagnie erneuert werden sollte, fanden im Parlament wichtige und tief eingreifende Verhandlungen in Bezug auf Regierung und Verwaltung von Indien Statt. Es handelte sich darum, dem Jahrhunderte alten Handels-Monopol der Ostindischen Compagnie die erste Bresche beizubringen. In Folge eines Beschlusses, zuverlässige Zeugen vor der Schranke des Hauses zu vernehmen, erging auch an den ersten General-Statthalter von Indien eine Vorladung. Seit dem Tage, an welchem der jetzt Achtzigjährige seinen früheren Anklägern an derselben Stelle Rede stehen mußte, waren Jahre vergangen, 27 lange Jahre voller Demüthigungen und herber Enttäuschungen. Welch' unermeßlicher Umschlag hatte sich während dieser Jahrzehnte vollzogen! Die öffentliche Meinung schaute nunmehr auf die Tage der Gründung und Befestigung der englischen Macht in Indien mit Stolz und Hochgefühl. Völlig anderer Natur waren die Betrachtungen der jetzt versammelten Vertreter des Volks als jene der Zeitgenossen eines Clive, Hastings, welche nicht ohne Vorurtheil auf die unter ihren Augen vor sich gegangenen, noch unübersehbaren Erfolge blickten. Die Nation hatte die Fehler, Irrthümer und Vergehen jener großen Männer vergessen; sie erinnerte sich nur noch der ewig denkwürdigen Thaten derselben. „Das Wiedererscheinen eines Mannes," äußert Macaulay, „der zu den Ausgezeichnetsten einer vergangenen Generation gehörte, der, längst der Geschichte anheimgefallen, mit einem Male wieder von den Todten erstanden zu sein schien, konnte nicht verfehlen, einen ebenso feierlichen wie rührenden Eindruck zu machen." Die Gemeinen empfingen den ehemaligen Regenten von Indien unter anhaltendem Beifallrufen, ließen für den ehrwürdigen Greis einen Sessel herbeibringen und nahmen ehrfurchtsvoll seine Bedenken beziehentlich der Gefährlichkeit der in Vorschlag gebrachten Maßregeln entgegen. Als er seine Aussagen beendet und sich entfernte, erhoben sich beinahe sämmtliche Anwesende und entblößten ihr Haupt. Auch die Lords empfingen den alten Herrn mit unzweifelhaften Beweisen ihrer Achtung. Jetzt, nach mehr

als einem Vierteljahrhundert, erfolgte die wirkliche Freisprechung eines großen Schuldigen durch die Nation. Die Universität Oxford verlieh Hastings noch den juristischen Doktorgrad; er wurde in den Geheimrath eingeschworen und sowol eine Privataudienz bei dem Prinzregenten, als auch die kommenden Tage offenbarten so recht den Wechsel der Dinge. Als nach der Einnahme von Paris Kaiser Alexander von Rußland und König Friedrich Wilhelm III. von Preußen England besuchten, erschien auch Hastings in ihrem Gefolge und überall, wo er im Gedränge der Fürsten, inmitten der größten Feldherren und Staatsmänner der damaligen Zeit, sich zeigte, empfing ihn ein neues Geschlecht mit Beweisen der Bewunderung. Endlich, am 22. August 1818, im 86. Jahre seines Alters, trat er dem Tode mit derselben ruhigen Festigkeit entgegen, die er unter allen Stürmen und Prüfungen eines langen Lebens stets an den Tag gelegt hatte.

Wie romanhaft die Träumereien seiner Jugend gewesen sein mochten, schwerlich waren sie seltsamer und abenteuerlicher als die Wirklichkeit selbst. Der arme verwaiste Knabe, als ein kaum beachteter Kaufmannsdiener in die Welt getreten, hatte nicht allein die ehemaligen Besitzungen seiner Familie zurückerworben, das alte Herrenhaus neu aufgerichtet und wieder zu Ehren gebracht, sondern noch viel Größeres vollführt: er hatte seinem Vaterlande unvergeßliche Dienste geleistet, ihm ein Reich erhalten und dasselbe bedeutend erweitert. Als Gebieter von Indien schuf seine Energie ein neues Staatswesen und mit der Befähigung eines Richelieu führte er die Regierung dieses Landes. Hochbejahrt war er zuletzt, nach unendlichen Wirren in Frieden, und nach grausamen Schmähungen mit Ehren, jedoch ohne einen Erben seines Namens zurückzulassen, in sein Grab gestiegen.

Die sterblichen Ueberreste Warren Hastings' liegen nicht im Ehrentempel seiner Nation. Hinter dem Altarplatz der Pfarrkirche von Daylesford, in der Erde, welche die Gebeine vieler Häupter seines Hauses umschließt, auf derselben Stelle, wo er 80 Jahre vorher als Knabe, dürftig gekleidet und spärlich gesättigt, mit den Nachbarskindern sich herumgetummelt, wo sich sein junger Geist mit den phantastischsten Plänen herumgetragen, dort ward der Sarg des größten Mannes versenkt, der jemals den alten und einst weitverbreiteten Namen der Hastings getragen.



Wappen der Ostindia-Gesellschaft.



Peter Hasenclever. (Nach einem Schattenriß.)

Peter Hasenclever.

Ein deutscher Kaufmann des achtzehnten Jahrhunderts.

(1716—1794.)

Wir haben in einem der vorhergegangenen Abschnitte unseren Lesern eine kurze Darstellung der schwindelhaften Unternehmungen des Schotten Law vorgeführt: jenes merkwürdigen Abenteurers, der, weil er keinen Begriff davon hatte, daß die einzig wahre Grundlage alles gedeihlichen Handels- und Geschäftsverkehrs in zweckentsprechender Befriedigung des vorhandenen Konsumtions-Bedürfnisses der Völker beruht, seine verwegenen Operationen ins Maßlose ausdehnte, dann aber eben so schnell, wie er gestiegen war, rath- und hülflos, an seinen eigenen Schöpfungen verzweifelnd, wie ein unheilvolles Meteor unter deren Trümmern verschwand. Als wohlthuendes Gegenbild schildern die nachfolgenden Blätter den Lebenslauf eines echten deutschen Kaufmanns, theils nach seinen hinterlassenen handschriftlichen Papieren, theils nach den in kommerziellen Zeitschriften des vorigen Jahrhunderts von ihm veröffentlichten Aufsätzen. Zur vergleichenden Gegenüberstellung der Lebensthätigkeit zweier, wie wir sehen werden, so von Grund aus verschiedener Charaktere giebt auch der zufällige Umstand Anlaß, daß Peter Hasenclever in demselben Jahre 1716 geboren wurde, in welchem Law durch Gründung der privilegirten Aktien- und Zettelbank zu Paris seine gemeinschädlichen Entwürfe zu verwirklichen begann.

Peter Hasenclever stammte aus einer noch heute blühenden und schon zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts weit verzweigten Kaufmannsfamilie. Der Vater Peter's, Luther Hasenclever, besaß Eisen- und Stahlfabriken zu Remscheid im ehemaligen Herzogthum Berg. Er bestimmte den Sohn zum einstigen Mitarbeiter in seinem Geschäft. Als erfahrener, praktischer Mann war er der Ansicht, daß zu einem tüchtigen Geschäftsmanne vor Allem selbständiges, entschlossenes Wesen und ein gesunder, kräftiger Körper gehöre; ferner, daß ein Fabrikant neben allgemeiner kaufmännischer Bildung sich gründliche Kenntnisse von allen in seinem Fache vorkommenden Arbeiten durch eigene Hantierung in denselben erwerben müsse. In diesem Sinne leitete er die Erziehung des Knaben von frühester Jugend an, dessen Anlagen und Neigungen übrigens mit den väterlichen Plänen auf's Glücklichste zusammentrafen.

Schon im siebenten Jahre kam Peter aus dem Elternhause zu seinem Großvater mütterlicherseits, Peter Moll in Lennep, dem Besitzer einer in schwunghaftem Betriebe stehenden Tuchfabrik. Hier besuchte er fleißig die öffentliche Schule; Arithmetik, Geographie und Sprachen waren seine Lieblingslektionen. Alle Freistunden aber brachte er in der Fabrik zu, aufmerksam den Spinnern und Webern, den Tuchscherern und Appreteuren ihre Handgriffe absehend.

Mit vierzehn Jahren ließ ihn der Vater als Lehrling in ein Stahlhammer-Werk zu Solingen eintreten, damit er die Metallfabrikation praktisch erlerne. Die Arbeit war hier, zumal für einen Knaben so zarten Alters, außerordentlich hart und anstrengend; sie dauerte von Morgens fünf bis Abends neun Uhr fast ohne Unterbrechung. Dazu gab es geringe Kost und schlechtes Lager; Frühstück und Mittagbrod mußten stehend und aus der Hand genossen werden. Allein so sauer es dem kleinen Burschen anfangs werden mochte: er hämmerte wacker mit den Werkleuten um die Wette und bestand die dreijährige Lehrzeit zum großen Nutzen für die Kräftigung seines von Natur ziemlich schwächlichen Körpers. Ja, es ging etwas von der biegsamen Härte des Stahls auf seine Sehnen und Muskeln über, das ihn geschickt machte, den Strapazen eines rastlos thätigen Lebens, namentlich den nicht geringen Beschwerlichkeiten auf weiten Land- und Seereisen, bis ins hohe Alter ohne Nachtheil für seine Gesundheit Trotz zu bieten.

Um sich in der französischen Sprache zu vervollkommnen, nahm er noch einen sechsmonatlichen Aufenthalt in Lüttich. Dann kehrte er in die Heimat zurück und widmete sich voll Eifer den Geschäften seines Vaters. Dieser erkannte bald mit freudigem Stolze die bedeutenden, ungewöhnlich früh entwickelten kaufmännischen Talente des Sohnes. Er schenkte ihm sein volles Vertrauen, ja er trug kein Bedenken, den noch nicht 19jährigen Jüngling in Geschäften nach Paris zu schicken, in jenes moderne Babel, dessen verführerische Reize schon manchen älteren und erfahrneren Mann in ihren Strudel gezogen. Wenn Peter in späteren Jahren von dieser ersten Pariser Reise erzählte, erinnerte er sich stets mit besonderer Vorliebe, wie er in der Postkutsche die Bekanntschaft eines alten Herrn gemacht, eines ehemaligen praktischen Arztes, der ihn als Neuling vor den Gefahren der Weltstadt warnte und seine wohlmeinenden Lehren mit den Worten schloß: „Wer sich einer guten Gesundheit erfreuen und glücklich leben will, der muß sich vor drei Stücken in Acht nehmen: vor Trunkenheit, vor dem

Spiele und vor dem Umgange mit unzüchtigen Frauenspersonen." Die Warnung des freundlichen Greises, fügte er dann gern hinzu, sei tief in sein Herz gedrungen; sie sei ihm ein Talisman geblieben gegen die Verlockungen und Laster der großen Städte; und bereits habe er fast ganz Europa durchreist gehabt, ehe er nur ein Kartenspiel kennen gelernt.

Das gewandte, einnehmende Wesen des jungen Mannes, der gewissenhafte Ernst, womit er alle geschäftlichen Angelegenheiten besorgte, seine Umsicht und Thätigkeit verschafften ihm die Gunst der Geschäftsfreunde und seinen Bemühungen guten Erfolg. Der Vater war so zufrieden mit den Ergebnissen der Reise, daß er ihn von da ab alljährlich die Kundschaft in Frankreich besuchen ließ.



Remscheid.

Die zweite Reise machte Peter zu Fuß; er durchwanderte Frankreich bis zur spanischen Grenze und nahm den Rückweg durch Brabant — eine Strecke von 400 deutschen Meilen. Bis zum Jahre 1740 war er fünfmal in Paris gewesen. Was dort für den Betrieb der zu Remscheid fabrizirten Stahlwaaren geschehen konnte, hatte er redlich gethan. Allein das genügte seinem vorwärts strebenden Geiste nicht. Das väterliche Geschäft mußte sich in bestimmten, enggezogenen Schranken bewegen, weil es dem alten Hasenclever zur Vergrößerung seiner Fabrikanlagen an dem nöthigen Kapital gebrach; er hatte zwar bei dem Law'schen Aktienschwindel, der seine verderblichen Wellen auch nach Deutschland hinüberschlug, nicht unmittelbar sich betheiligt, aber durch die zahlreichen, in Folge dessen ausgebrochenen Bankerotte empfindliche Verluste erlitten, von denen sich das Geschäft nur sehr langsam wieder zu erholen vermochte. Peter fühlte die Kraft in sich, auf eigenen Wegen sein Glück zu suchen, und der Vater willigte in seine Bitte, das Remscheider Etablissement verlassen zu dürfen.

Mit leeren Händen, aber voll Vertrauen auf die erworbene Geschicklichkeit und den Beistand des Himmels, ging er der Zukunft entgegen.

Ein reicher Verwandter zu Burtscheid bei Aachen war Besitzer einer Tuch- und einer Nähnadelfabrik. Diesem bot er seine Dienste an. Man kam überein, daß Peter drei Jahre lang gegen einen bestimmten Gewinnantheil an den durch ihn herbeigeführten Geschäften für Rechnung des Hauses thätig sein, nach Ablauf dieser Zeit aber als Associé in dasselbe eintreten solle.

Zunächst wandte er seine Aufmerksamkeit dem Betriebe der Nähnadeln zu. Es kostete ihn eine einzige Reise nach Frankreich, um mit Benutzung seiner früheren Bekanntschaften sowie durch Anknüpfung neuer Verbindungen es in kurzer Zeit dahin zu bringen, daß der wöchentliche Absatz der Fabrik von 200,000 Stück auf 2,400,000 Stück, also auf das Zwölffache sich steigerte. Hierauf galt es, auch für die feinen Tuche, welche das Haus fabrizirte, ergiebige und lohnende Absatzwege zu eröffnen. Zu diesem Behuf richtete Hasenclever seine Blicke nach dem Osten Europa's. Er bereiste Sachsen, Schlesien, Polen und Rußland und kehrte mit zahlreichen Aufträgen versehen von da zurück. Bei dieser Gelegenheit hatte er auch an Ort und Stelle von der schlesischen Leinwand- und Schleierfabrikation nähere Kenntniß genommen. Der Handel mit schlesischen Leinenwaaren nach Spanien und Portugal, aus deren Häfen sie nach Südamerika verschifft wurden, stand damals in großem Flor. Hasenclever's spekulative Unternehmungslust, nach allen Seiten ihre Fühlhörner ausstreckend, konnte sich's nicht versagen, in diesem Artikel für eigene Rechnung einen Versuch zu machen. In Hirschberg kaufte er ein Sortiment der verschiedenen Qualitäten ein und schickte es an seinen Vetter Anton Hasenclever, der in Lissabon etablirt war, zum Verkauf. Er ahnte nicht, daß dieses kleine Geschäft von bestimmendem Einfluß auf seine spätere kaufmännische Laufbahn werden sollte.

Zur Ausführung der von seiner östlichen Reise heimgebrachten Bestellungen auf feine Tuche brauchte die Fabrik eine größere Menge Rohmaterial, als sie bisher verarbeitet hatte. Deutsche Wolle konnte man aber im vorigen Jahrhundert nur zu ganz ordinären Stoffen verwenden, da bekanntlich erst seit dem ersten Dezennium unsers Jahrhunderts durch Kreuzung mit spanischen Merinos die Rasse unserer einheimischen Schafherden allmälig derart veredelt worden ist, daß sächsische und schlesische Wolle jetzt zu dem geschätztesten Rohstoff des europäischen Kontinents gehört. Damals wurden feine Tuche noch allein aus spanischer oder portugiesischer Wolle gefertigt, die durch Zwischenhändler über England oder Frankreich nach Deutschland gebracht wurde. Hasenclever schlug nun seinem Hause vor, den vermehrten Bedarf von diesem Produkt unmittelbar an den Erzeugungsorten durch ihn persönlich einkaufen zu lassen. Gesagt, gethan. Ueber Brüssel, Paris, Marseille begab er sich nach San Sebastian und Bilbao, deren Umgegend vorzüglich als Sitz der Merinozucht bekannt war. Nachdem er hier seine Einkäufe beendet hatte, setzte er die Reise fort nach Madrid und von da nach Cadix. An letzterem Orte interessirte ihn lebhaft der damals sehr umfangreiche und schwunghafte Exporthandel nach den südamerikanischen Kolonien. Der Wunsch, sich in Cadix etabliren zu können, stieg in ihm auf, freilich in seinen damaligen Verhältnissen ohne alle Aussicht auf Verwirklichung. Mit schwerem Herzen trennte er sich von dem großartigen Hafen- und Handelsplatze, um seinem Vetter Anton in Lissabon einen Besuch abzustatten. Er verweilte

sechs volle Monate länger, als seine Absicht gewesen, in der Hauptstadt Portugals, theils durch Geschäfte zurückgehalten, indem er auch hier für den Absatz der heimischen Fabrikate thätig war, theils durch die Liebe zu Miß Katharine Wilds gefesselt, der Tochter eines englischen Schiffskapitäns, die seine Neigung erwiderte und ihn im folgenden Jahre mit ihrer Hand beglückte.

Unterdessen war der Termin herangekommen, an welchem der Uebereinkunft gemäß seine Aufnahme als Theilhaber in die Burtscheider Firma stattfinden sollte. Allein obgleich er seinerseits alle eingegangenen Verpflichtungen auf's Pünktlichste erfüllt und drei Jahre lang auf fortwährenden beschwerlichen Reisen die Interessen des Hauses nach jeder Richtung hin mit glänzendem Erfolge gefördert hatte, ward ihm bei seiner Rückkehr nach Burtscheid nicht nur das verpfändete Wort gebrochen, sondern auch der ihm gebührende Gewinnantheil durch Anrechnung der bedeutenden Reisekosten dermaßen verkürzt, daß er sich fast gänzlich um die Frucht seiner dreijährigen Anstrengungen betrogen sah. Empört über solchen Undank, kündigte er sofort seine bisherige Stellung.

Was nun beginnen? Es zog ihn nach Lissabon zu seiner verlobten Braut. Deshalb schrieb er an Anton Hasenclever und bot sich ihm als Compagnon an, wogegen er sich anheischig machte, dem Geschäft bedeutende Wollaufträge so wie Konsignationen feiner Tuche aus Deutschland zuzuführen. Des Vetters Antwort lautete zustimmend; doch wurde eine Kapitaleinlage von 8000 Gulden als Bedingung des Eintritts verlangt, eine Summe, welche das, was Peter besaß, um mehr als das Doppelte überstieg. Er offenbarte seinen Plan und seine Verhältnisse einem intimen Freunde und erhielt von dessen Vater, dem Kaufmann Franz Franquinet in Verviers, dem die bekannte Redlichkeit und Geschäftskenntniß des jungen Mannes für genügende Sicherheit galt, bereitwillig das Fehlende vorgeschossen. Der gütige Helfer in der Noth fragte ihn nur: „Wollen Sie das Geld in Dukaten oder in Louisd'or haben?", indem er weiter hinzufügte: „Eine Kommission auf portugiesische Wolle, im Betrage von 20,000 Gulden, welche ich Ihnen hiermit gleichzeitig ertheile, wird Ihnen wohl willkommen sein. Die Gelder werde ich gleich nach Lissabon an Hasenclever & Comp. übermachen."

Nie, bis an das Ende seiner Tage, hat Hasenclever aufgehört, diese uneigennützige That des alten Franquinet voll dankbarer Erkenntlichkeit zu preisen; sie beweist aber auch, welch' großes Zutrauen er sich durch seinen Charakter und seine Tüchtigkeit bei Allen, die ihn kannten, bereits erworben haben mußte.

Auf der Reise nach Lissabon begriffen, empfing er in Amsterdam die betrübende Nachricht von dem plötzlich erfolgten Tode seines Vetters Anton. Nach dem letzten Willen des Verstorbenen waren zwei Neffen zu Erben seines Vermögens eingesetzt. Peter half nach seiner glücklichen Ankunft in Lissabon die Hinterlassenschaft ordnen und verband sich dann mit den beiden Neffen zur gemeinschaftlichen Fortführung des Geschäfts unter der Firma Lang & Hasenclever. Einige Monate später, nun im Besitze einer gesicherten Existenz, heirathete er seine geliebte Braut Katharina Wilds.

Vier Jahre lang genoß er hier das ruhige Glück der Häuslichkeit. Auch das Geschäft erfreute sich unter seiner Leitung eines guten Fortgangs; dennoch entsprachen die Erfolge nicht ganz den gehegten Erwartungen.

Durch Staatsverträge war Portugal in völlige Abhängigkeit von England gerathen; die Engländer bemächtigten sich nach und nach des ganzen portugiesischen Exporthandels, und Hasenclever fürchtete, auf die Länge diese empfindliche Konkurrenz auf den Kolonialmärkten Portugals nicht bestehen zu können. Spanien schien ihm, namentlich in Bezug auf die Ausfuhr deutscher Leinwand nach Südamerika, größere Vortheile zu bieten. Rasch entschlossen trennte er sich deshalb in Freundschaft von seinen Compagnons, ließ sich sein ansehnlich vermehrtes Kapital herauszahlen und siedelte nach Cadix über, wo er im Jahre 1750 mit Peter Timmermann unter der Firma Hasenclever & Timmermann, die im folgenden Jahre nach Eintritt eines dritten Theilhabers, Johann Bewicke aus London, in Hasenclever, Bewicke & Timmermann geändert wurde, ein neues Handlungshaus etablirte. Cadix galt, nachdem Sevilla in Folge der Versandung des Guadalquivir an Bedeutung verloren hatte, als erster Hafenplatz Spaniens für den amerikanischen Handel. Seit geraumer Zeit liefen von hier die Galeonen-Flotten einmal jährlich nach Südamerika sowie in größeren Zwischenräumen nach Mexiko und den übrigen spanischen Kolonien aus, um die Silber- und Gold-Ausbeute von Mexiko und Peru heimzubringen; tausend Schiffe vermittelten das ausgedehnte überseeische Geschäft, dessen Umfang noch außerordentlich gestiegen war, seitdem die Kultur des Zuckerrohrs auf Cuba Eingang gefunden.

Anfangs schienen die Konjunkturen den Unternehmungen des neuen Hauses keineswegs günstig. Eine falsche Politik der spanischen Regierung legte dem überseeischen Handel mannichfache, äußerst drückende Beschränkungen auf. In Folge dessen begann die europäische Kundschaft sich zurückzuziehen und andere Häfen für die Ausfuhr ihrer Manufaktur-Erzeugnisse zu benutzen. Dazu trat eine durch Ueberfüllung des amerikanischen Marktes entstandene Handelskrisis; genug, in den ersten vier Jahren hatte Hasenclever ein Drittheil seines von Lissabon mitgebrachten Kapitals eingebüßt. Er ließ sich indeß durch die anfänglichen Verluste nicht entmuthigen, sondern betrachtete sie als ein nicht zu theures Lehrgeld für die gesammelten Erfahrungen, überzeugt, daß sich die Umstände wieder vortheilhafter gestalten und er bei gehöriger Ausdauer mit seinen wohldurchdachten Plänen schließlich doch reussiren werde. Schon die nächste Zukunft sollte die Richtigkeit seiner kaufmännischen Ansichten auf's Glänzendste bewähren.

Während all' dieser Mühen und Sorgen, sich im fremden Lande emporzubringen, vergaß jedoch Hasenclever der Seinigen in der Heimat nicht. Sobald die eigene finanzielle Lage es nur irgend gestattete, war er darauf bedacht gewesen, seinem hochbetagten Vater in der Ausbildung und Versorgung der jüngeren Brüder beizustehen. Den ältesten, Engelbrecht, schickte er erst nach England und etablirte ihn später zu Schmiedeberg in Schlesien, den zweiten nahm er zu sich ins Geschäft, dem dritten verschaffte er auf einem Hamburger Comptoir eine Anstellung, den jüngsten endlich brachte er zu Sedan in Frankreich unter.

Im Jahre 1754 glaubte er nun den Zeitpunkt für einen lebhafteren Betrieb der Geschäfte gekommen. Um die locker gewordenen Verbindungen im Auslande wieder zu befestigen und neue Handelsfreunde zu erwerben, unternahm er eine Rundreise durch Frankreich, Brabant, England, Holland und Deutschland.

Da er in seltenem Grade die Gabe besaß, durch eben so klare als beredte Auseinandersetzungen auf die Ueberzeugung der Menschen zu wirken, und sein persönliches Auftreten überhaupt bei Niemand eines gewinnenden Eindrucks verfehlte, ward dieser Zweck seiner Reise vollständig erreicht. Nächstdem verlor er nichts aus dem Auge, was seine Kenntniß von den kommerziellen Zuständen der verschiedenen Länder bereichern konnte. Mit scharfem Blick und gediegener Sachkunde stellte er fortwährend Beobachtungen und Vergleiche an über die Güte und den Preis der Rohstoffe, über ihre Verwendung in den Fabriken, über neue oder abweichende Methoden bei der Fabrikation, endlich über die Qualität der zum Export bestimmten Waaren. Dabei waren es vorzugsweise immer die Interessen der deutschen Industrie, welchen er, obgleich ihn Undank und Wortbrüchigkeit aus der Heimat in die Fremde getrieben, bei jeder Gelegenheit mit Rath und That zu dienen bemüht war. So schickte er von Frankreich aus ein paar Ballen der dort gefertigten und in Amerika sehr beliebten Leinwandsorten Bretagnes und Creas an seinen Bruder in Schmiedeberg, damit er sie unter die schlesischen Fabrikanten unentgeltlich vertheile und dieselben zur Fabrikation ähnlicher Sorten veranlasse. — Seine transatlantischen Kunden hatten häufig über die schlechte Qualität der westfälischen Leinwand Klage geführt. Er hielt sich deshalb bei der Durchreise mehrere Tage in Osnabrück auf und empfahl seinen dortigen Kommittenten, durch Einführung der in Frankreich gebräuchlichen Leinwandschau eine schärfere Kontrole über die Weber bei Ablieferung ihrer Arbeiten zu üben. Wirklich gewann mittels dieser Maßregel, wie er bei einem späteren Besuche zu seiner Freude wahrnahm, das westfälische Fabrikat um fast 25 % an Werth.

Die preußische Regierung war damals gerade im Begriff, einen Handelstraktat mit Spanien abzuschließen; sie hatte bereits einen Bevollmächtigten zu diesem Zweck nach Madrid gesandt. Hasenclever, bei seiner Anwesenheit in Potsdam von dem Kabinetsrath von Eichel um seine Meinung befragt, antwortete demselben mit Freimuth: „Der Traktat ist unmöglich.“ — „Warum?“ — „Weil die preußischen Erzeugnisse: Holz, Wachs und Leinwand, in Spanien 12 bis 30 % Eingangszoll bezahlen müssen, während andererseits die hier zu Lande gebrauchten spanischen Produkte: Wolle, Wein, Früchte, Indigo, Cochenille, daselbst mit einem Ausgangszoll von 8 bis 32 % belegt sind.“ — „Sie erzählen uns da in einer Viertelstunde mehr, als wir in sieben Jahren haben erfahren können,“ gestand ihm der Kabinetsrath. Der Bevollmächtigte Preußens wurde von Madrid abberufen, und der Traktat unterblieb.

Bis zu den Ohren des Königs drang der Ruf des kenntnißreichen, einsichtigen Kaufmanns. Friedrich der Große, bekanntlich wie kaum ein zweiter Monarch für Hebung des Handels und der Fabrikthätigkeit in seinen Staaten besorgt und jede Gelegenheit ergreifend, wo er sich persönlich von den Verhältnissen unterrichten konnte, ließ Hasenclever zu sich bescheiden, unterhielt sich lange und angelegentlich mit ihm, und als er hörte, daß Schlesien das nächste Ziel seiner Reise sei, schrieb er einen Brief an den Minister von Massow zu Breslau, worin er demselben auftrug, gemeinschaftlich mit Hasenclever die geeignetsten Mittel zur Förderung des schlesischen Leinwandhandels in Berathung zu ziehen.

Dieser theilte unter Anderm dem Minister mit, die unregelmäßige Breite der schlesischen Leinwand errege, weil 5½ Viertel und 6 Viertel breite Stücke unter einander gemischt würden, die Unzufriedenheit der spanischen Exporteure. Darauf erging ein königlicher Befehl, daß künftig gar keine 5½ Viertel, sondern nur 6, 7 und 8 Viertel breite Stücke gefertigt werden sollten.

Im Sommer 1755 traf Hasenclever über Amsterdam und London wieder in Cadix ein. Leider fand er das Geschäft hier nicht in der besten Ordnung. Seine Associés hatten es an Vorsicht und Sorgfalt fehlen lassen, insbesondere durch leichtsinniges Kreditgeben viele unsichere Außenstände verschuldet. Als daher zum Schluß des Jahres der Sozietätsvertrag mit ihnen zu Ende ging, erneuerte er denselben nicht, sondern wählte sich in den Herren Weerkamp und Böhl zwei zwar minder bemittelte, aber geschickte, thätige und zuverlässige Compagnons. Das Geschäft nahm jetzt einen raschen, großartigen Aufschwung; es erhob sich zu einem Handelshause ersten Ranges. Binnen zwanzig Monaten, in den Jahren 1759 und 1760, expedirte es allein nach der Südsee Waaren im Werthe von 2,700,000 Piaster, darunter Leinwand von allen Sorten: schlesische, sächsische, pommersche, westfälische, holländische, russische und französische. Von 1756 bis 1779 ergab die Bilanz durchschnittlich einen jährlichen Reingewinn von über 40,000 Thaler. Weerkamp pflegte von Hamburg aus den Verkehr mit der deutschen Kundschaft; Böhl, unterstützt von Hasenclever's Bruder Franz, der 1761 als Theilhaber eintrat, stand den Comptoir- und Platzgeschäften vor, während Peter Hasenclever die obere Leitung des Etablissements behielt und die Seele des Ganzen war. Von ihm gingen nicht nur alle Dispositionen aus, er unterhielt auch auf wiederholten Reisen durch persönliche Repräsentation die Beziehungen zu den zahlreichen Geschäftsfreunden, deren das Haus in allen Ländern Europa's besaß.

Mit dem wachsenden Gedeihen seiner Unternehmungen klärte und erweiterte sich Hasenclever's Blick zu immer großartigeren Anschauungen. Neue Entwürfe von umfassendster Tragweite beschäftigten seinen Geist, der nur in gesteigerter Thätigkeit Genuß und Befriedigung fand. Von amerikanischen Schiffskapitänen und Kaufleuten hatte er gehört, daß in Nordamerika eine Menge Eisenerze lägen, meist in der Nähe großer Waldungen, ferner, daß sich der Boden zum Anbau von Hanf, Flachs und Röthe vorzüglich eigne. Nun war ihm bekannt, daß England, dessen heute so gewaltig entwickelte Eisen- und Stahlfabrikation zu jener Zeit noch in tiefem Schlummer lag, jährlich 40,000 Tonnen Stabeisen, eben so seinen großen Bedarf an Hanf, Flachs, Holz, Röthe und Potasche vom Auslande bezog. Auf diese Umstände, welche er in allen ihren Details auf das Gründlichste zu erforschen sich angelegen sein ließ, baute er den kühnen, vielleicht allzukühnen Plan, in den nordamerikanischen Kolonien Englands den ganzen Bedarf des Mutterlandes an Stangeneisen, Stahl und Potasche, desgleichen an Hanf, Flachs, Röthe 2c. zu erzeugen und von da nach Europa zu liefern.

Nur von England aus — das sah er ein — war es möglich, diese Idee ins Leben zu rufen. Deshalb that er im Jahre 1763 den ersten Schritt zur Annäherung an das ihm vorschwebende Ziel, indem er einen Theil seines Vermögens aus

dem Cadixer Geschäft zurückzog und damit zu London in Verbindung mit Andreas Seton und Karl Crofts, beide den respektabelsten Familien Englands angehörend, ein Handelshaus errichtete. Die Firma lautete Hasenclever, Seton & Crofts; das Anlagekapital betrug 24,000 £., wozu jeder der drei Theilhaber ein Drittheil beisteuerte. Hasenclever war dadurch in England naturalisirt, d. h. er hatte das Recht erworben, nach allen britischen Kolonien in Amerika und Westindien Handel zu treiben, Plantagen und Ländereien daselbst zu besitzen und Schiffe für eigene Rechnung zu halten.

Alle seine Gedanken wandten sich nun dem beabsichtigten Unternehmen zu. Auf einer Reise durch Schweden nahm er die dortigen berühmten Eisenwerke in Augenschein. Dann arbeitete er eine Denkschrift aus, in der er seinen Plan mit ausführlicher Klarheit entwickelte, legte sie seinen Freunden in England und Holland vor, um zur Betheiligung durch Kapitalbeiträge einzuladen, und überreichte sie auch den Lords vom britischen Kolonialamte, welche ihm in einem offiziellen Dokument den Beifall der Regierung mit seinen Entwürfen kundgaben.

So von allen Seiten ausreichender Unterstützung versichert, und nachdem er zuvor mit seinen Handlungs-Gesellschaftern Seton und Crofts wegen Fortführung des Geschäfts die nöthigen Verabredungen getroffen, schiffte er sich im April 1764 zu Falmouth mit dem Packetboote nach New-York ein. Kaum auf amerikanischem Boden angelangt, schritt er unverzüglich zum Werke. Er reiste im Lande umher, kaufte Waldungen und Minen zur Anlage von Potaschesiedereien und Eisenwerken, Ländereien zum Anbau von Hanf, Flachs und Röthe, zusammen ein Areal von 52,000 Morgen, und bildete aus dem ganzen Erwerb fünf Etablissements, wovon drei in der Provinz New-Jersey und zwei im Staate New-York gelegen waren. Inzwischen ließ er Arbeiter aus Deutschland kommen: Bergleute, Schmiede, Köhler, Zimmerleute rc., mit Weibern und Kindern 535 Personen, nebst den erforderlichen Werkzeugen und Geräthschaften. Seine Betriebsamkeit war wahrhaft Staunen erregend. Binnen anderthalb Jahren errichtete er nicht weniger als 217 Gebäude: Wohnhäuser, Schuppen, Magazine, Schmelzöfen, Schmieden, Säge-, Stampf- und andere Mühlen, Ställe rc. Zur Erleichterung des Transports wurden Brücken geschlagen und Wege in der Länge von 3 bis 8 englischen Meilen fahrbar gemacht, 122 Pferde, 214 Züge Ochsen und 51 Kühe angeschafft. Vier große Wasserbehälter, $1^1/_2$ bis 5 engl. Meilen lang und $^3/_4$ bis 2 engl. Meilen breit, erhielten die Mühlen- und anderen Werke in der trockenen Jahreszeit wie beim stärksten Winterfrost im Gange. Schon Anfangs 1765 konnte eine Partie Stangeneisen nach London geschickt werden, dessen Qualität man dort vorzüglich befand. Welche Spannkraft des Geistes, welch' bewundernswerthes Organisationstalent gehörte dazu, so verschiedene, umfangreiche Etablissements in einem fremden Lande aus dem Nichts zu schaffen, das ganze ungeheure Getriebe zu überschauen und mit sicherer Hand zu leiten! Aber Hasenclever fühlte sich hier so recht in seinem Elemente; vor keiner Schwierigkeit schreckte der muthige, seinem Genie vertrauende Mann zurück.

In England hatten unterdeß die Berichte von den rasch emporblühenden Schöpfungen des deutschen Gründers und Leiters derselben die allgemeine Aufmerksamkeit der industriellen Welt auf sein Unternehmen gelenkt. Sogar hoch-

stehende Personen aus den Regierungs- und Adelskreisen wünschten sich daran zu betheiligen; das Kapital der Compagnie sollte vergrößert und ein neues Gesellschafts-Statut entworfen werden. Dies machte aber Hasenclever's persönliche Anwesenheit in London nothwendig. Er übergab daher die Aufsicht über sämmtliche Etablissements den Werkführern, die er theils aus England mitgebracht, theils aus Deutschland hatte kommen lassen, Männern, auf die er sich verlassen zu können glaubte, und ging im November 1766 nach Europa ab.

Das Erste, was er bei seiner Landung an der englischen Küste erfuhr, war, daß sein Londoner Haus die Zahlungen eingestellt und sich bankerott erklärt habe. Um so überraschender kam ihm diese, seine kaufmännische Ehre kompromittirende Nachricht, da in den erst vor Kurzem empfangenen Extrakten aus den Geschäftsbüchern der Firma nur von bedeutenden Gewinnen die Rede gewesen. Er eilte nach London. Die Untersuchung der Bücher ergab, daß er von Seton und Crofts auf's Schändlichste hintergangen worden. Sie hatten nicht nur ihr Einlagekapital zurückgezogen, sondern auch durch unsinnige Verschwendung das Geschäft mit einer Schuldenmasse belastet, welche die Aktiva weit überstieg und nun von Hasenclever aus seinem Privatvermögen gedeckt werden mußte. Mit der Seelenruhe des Weisen ertrug er den großen, unverschuldeten Verlust. Ach, es war nur der Anfang einer langen Reihe von Widerwärtigkeiten und Leiden, die nun Schlag auf Schlag folgten und jeden minder standhaften Charakter unter ihrer Wucht zu Boden gedrückt hätten!

Die Interessenten der amerikanischen Unternehmung traten zusammen. Zu Ober-Direktoren wurden der General Greem, der Admiralitätssekretär Jackson, der Commodore Forrest und zwei Kaufleute gewählt. Ihnen legte Hasenclever Generalrechnung ab über alle für die Gesellschaft gemachten Anlagen und Käufe. Man bezeigte ihm völlige Zufriedenheit mit dem, was er bisher gethan, und ersuchte ihn, nach Amerika zurückzukehren, um die fernere Ausbeutung der von ihm errichteten Eisenwerke und Potaschesiedereien zu leiten. Ein besonderer, von allen Interessenten unterzeichneter Kontrakt, worin ihm unbeschränkte Vollmacht ertheilt ward, regelte sein Verhältniß zur Gesellschaft als technischer und vollziehender Direktor.

Im August 1767 wieder in New-York angekommen, nahm er zu seinem Schrecken wahr, daß auch Diejenigen, in deren Hände er bei seiner Abreise die Verwaltung der amerikanischen Geschäfte gelegt, sein Vertrauen bitter getäuscht hatten. Durch ihre eben so nachlässige wie gewissenlose Wirthschaft waren die meisten Anlagen dem Verfall nahe gebracht, während die Kosten ins Unerschwingliche gestiegen waren. Als er die Stätte betrat, wo er zwei Jahre zuvor tausend fleißige Hände in Bewegung gesetzt, fand er sich kaum wieder zurecht. Die Etablissements standen zum Theil leer. Die Mehrzahl der deutschen Arbeiter hatten ihnen bereits den Rücken gewandt. Ueberall trat ihm das Bild der Zerrüttung entgegen. Die Angelegenheiten standen so schlecht, daß er einen Augenblick überlegte, ob er nicht lieber die gesammten Werke und Ländereien preisgeben solle. Allein sein Pflichtgefühl gebot ihm, mit Aufbietung aller Kräfte zu retten, was noch zu retten sei. Wirklich gelang es ihm durch beispiellose Energie, binnen Monatsfrist wieder einigermaßen Ordnung herzustellen und die laufenden Aus-

gaben um ein Drittel zu beschränken. Den Direktoren in London hatte er sogleich von der Lage der Sache Meldung gemacht. Diese Männer aber waren, wie ihr nachheriges Verfahren deutlich bewies, von Anfang an mit der Absicht umgegangen, den Fremden nur ins Feuer zu schicken, ihn mit der Zeit zu beseitigen und dann den ganzen Besitz allein an sich zu bringen. Ohne die oben berichteten Umstände würden sie wahrscheinlich nicht so bald die Maske abgeworfen haben; jetzt glaubten sie die Gelegenheit zu seinem Sturze gekommen. Zur Bestreitung der enormen Ausgaben, welche seine Stellvertreter den Etablissements aufgebürdet, hatte nämlich Hasenclever von seinem persönlichen Kredit Gebrauch machen müssen. Die auf solche Weise der Compagnie geleisteten Vorschüsse beliefen sich bereits auf 11,000 £. Als er nun die verauslagten Summen auf die Direktoren trassirte, ließen sie seine Wechsel mit Protest zurückgehen, wodurch ihm außerdem noch 20% Retourkosten zur Last fielen. Gleichzeitig widerriefen sie, den klaren Bestimmungen des Kontrakts zuwider, die ihm ertheilte Vollmacht und schickten einen Nachfolger, Namens Humphrey, ab, einen eingebildeten und gänzlich unfähigen Menschen, der in kurzer Zeit Alles wieder verdarb, was Hasenclever's Klugheit und Sachkenntniß kaum erst ins richtige Geleis gebracht hatte.

Seine Lage war jetzt eine überaus bedauernswerthe. Zu dem Schmerze, das Jahre lang im Geiste vorbereitete und mit unsäglicher Mühe aufgeführte Werk, das einst der Welt von seiner schöpferischen Thätigkeit Zeugniß ablegen sollte, in den Händen unwissender Menschen dem gänzlichen, sicheren Untergange zueilen zu sehen, gesellten sich Verlegenheiten ernstester Art. Da die Compagnie sich hartnäckig weigerte, ihm die für ihre Rechnung gemachten baaren Auslagen, im Betrage von mehr als 20,000 £., zurückzuerstatten, sah er sich außer Stande, seinen amerikanischen Gläubigern für ihre Wechselforderungen auf der Stelle gerecht zu werden. Nach dem Gesetz waren sie befugt, ihn einkerkern zu lassen. Das thaten sie zwar nicht, da sie von seiner Unschuld und Ehrenhaftigkeit überzeugt waren; denn er stand in hoher Achtung bei den angesehensten Männern Amerika's, die sich sogar in wichtigen politischen Angelegenheiten seines Rathes bedienten. Die Streitigkeiten mit der englischen Regierung, welche später in offenen Krieg ausbrachen und mit der Losreißung der Vereinigten Staaten vom Mutterlande endigten, waren damals bereits im vollen Gange. Hasenclever entwickelte auch auf diesem Gebiete, wie aus seinen Briefen nach Europa hervorgeht, einen wunderbaren Scharfblick. Er sagte den Engländern voraus, daß ihre Maßregeln unfehlbar den Verlust der nordamerikanischen Kolonien zur Folge haben würden, sowie er andererseits auch, im Widerspruch mit den weitblickendsten Staatsmännern jener Zeit, die von der Zukunft bestätigte Ansicht aussprach, daß Englands Handel mit Nordamerika durch Trennung des politischen Bandes keine Einbuße erleiden werde.

Indem man ihm Zeit ließ, sein Privateigenthum in Amerika: die Ländereien, welche er für eigene Rechnung gekauft und urbar gemacht, große Vorräthe von Schiffsbauholz am Champlain-See sowie den Antheil an einem ergiebigen Silberbergwerke 2c., zu veräußern, konnte er zuletzt alle auf seinen Namen eingegangenen Verbindlichkeiten bei Heller und Pfennig tilgen. Freilich behielt er aber von 300,000 Thalern Vermögen, die er vor Beginn der amerikanischen

Unternehmung besessen, fast nichts mehr übrig, als seine Forderungen an die Compagnie. Diese nöthigenfalls auf gerichtlichem Wege geltend zu machen, mußte seine nächste Aufgabe sein.

Der Sicherheit wegen schickte er seinen Buchhalter mit den Handlungsbüchern, Quittungen, Belegen und sonstigen Beweisstücken direkt nach London voraus. Er selbst machte noch einen Abstecher nach den südlichen Staaten und bestieg im Mai 1769 zu Charleston in Südcarolina ein nach England segelndes Schiff. In London erwartete ihn neues Ungemach. Es kamen immer mehr Schulden zum Vorschein, welche Seton und Crofts ohne sein Wissen im Namen der gemeinschaftlichen Firma kontrahirt hatten. Beide aber waren bereits im Besitz eines durch den Einfluß ihrer Familienverbindungen erschlichenen „Certifikats", d. h. eines Freibriefes, wonach sie ungehindert wieder Geschäfte treiben und von keinem Gläubiger ihrer früheren Firma zur Bezahlung angehalten werden konnten. Für die sämmtlichen Passiva blieb also, nach englischen Gesetzen, Hasenclever als der dritte Theilhaber allein mit Gut und Blut verhaftet. Willig opferte er den kargen Rest seines Vermögens; es reichte jedoch nicht hin, die Gläubiger nur zum kleinsten Theil zu befriedigen, und jede Aussicht zur Erlangung eines Certifikats blieb ihm verschlossen, so lange sein Anspruch an die Direktoren der amerikanischen Compagnie nicht realisirt war. Im Bewußtsein seines guten und klaren Rechts und ausgerüstet mit den unwiderleglichsten Beweisen, glaubte er nicht an einem nahen günstigen Ausgang des Prozesses zweifeln zu dürfen, den er nun gegen seine böswilligen Schuldner anhängig machte.

Wer indeß von dem schleppenden Gange des englischen Gerichtsverfahrens in Civilsachen gehört hat, wie er heute noch unverändert besteht und von Dickens in seinem Romane „Bleakhouse" so drastisch geschildert worden ist, den wird es kaum Wunder nehmen, daß unser Freund auch auf diesem Wege nicht zum Ziele kam, zumal er es mit Gegnern zu thun hatte, welchen kein Mittel zu schlecht war, weder Bestechung noch die elendesten Ausflüchte und Intriguen, selbst Meineid nicht, um den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen. Sie reichten eine verleumderische Gegenklage ein, in der sie nicht nur die Zweckmäßigkeit, sondern auch die Ehrlichkeit der Hasenclever'schen Geschäftsführung in schamloser Weise angriffen. Mannhaft vertheidigte der Gekränkte seine Unschuld; zahlreiche Freunde von Nah und Fern gaben ihm Beweise ihrer unverminderten Achtung und Theilnahme; der preußische und holländische Gesandte intervenirten im Auftrage ihrer Kabinette zu seinen Gunsten. Alles umsonst. Nach vier kummervollen Jahren, im Frühjahr 1773, sah er sich zu dem Entschlusse genöthigt, das Land zu verlassen, dessen Gesetze ihm den Wiederaufbau seines zertrümmerten Wohlstandes verwehrten. Er cedirte seine Forderung an die Masse-Kuratoren der Firma Hasenclever, Seton & Crofts, ließ aber vor seiner Abreise eine sechs Bogen umfassende Klage- und Rechtfertigungsschrift in englischer Sprache drucken, eine Appellation an den König, das Parlament und die öffentliche Meinung, worin er den ganzen Rechtsfall im Zusammenhange und unter Hinzufügung aller Belege und Zeugnisse wahrheitsgetreu erzählte. Wir theilen aus der merkwürdigen und interessanten Schrift folgende Stellen mit:

„Es schmerzt mich unaussprechlich, daß die genannten Direktoren mich

durch ihr unmenschliches Verfahren, ihrem lange vorher angelegten Plane gemäß, um ein Vermögen von mehr als 40,000 £. gebracht und dadurch in die unglückliche Lage versetzt haben, die Gläubiger von Hasenclever, Seton & Crofts nicht befriedigen zu können. Ich bin im Stande zu beweisen, daß ein solches Vermögen vorhanden war; ja es würde die angegebene Summe wahrscheinlich noch überstiegen haben, wenn man mich nicht so unverantwortlich mitten in meiner Thätigkeit gestört hätte. Es wäre mir möglich gewesen, die Schulden, welche meine Compagnons in meiner Abwesenheit und ohne mein Wissen gemacht, völlig zu bezahlen, und ich hätte doch noch als ein unabhängiger Mann glücklich und geachtet hier oder in Amerika leben können. Der drückendste, nie zu ersetzende Verlust für mich ist der, daß ich sechs Jahre meines Lebens dabei verloren habe, die ich zu meinem und der Meinigen Glück und zum Besten des Staats hätte anwenden können. — Meine Feinde mögen immerhin einwenden, daß die Eisenwerke und Potaschesiedereien oder die erkauften fruchtbaren Ländereien keinen Gewinn bringen. Freilich, wenn solche Anlagen durch unwissende Leute verwaltet werden, so ist sicherer Verlust die Folge davon, sowie das beste Land, wenn es unbebaut bleibt, in keinem Theile der Welt Nutzen tragen wird. Ich meldete den Direktoren, daß bei derartigem Betriebe ein jährlicher Verlust von 10,000 Pfd. entstehen müsse. Aber meine Anzeige ward nicht beachtet; sie hatten einmal meinen Ruin beschlossen. Der hier beigefügte Bericht über meine Anlagen, von unparteiischen Kommissarien dem Gouverneur Franklin abgestattet, besagt, daß die besten Erfolge mit Wahrscheinlichkeit in Aussicht standen. Ich hatte den ganzen Plan gemacht, ich hatte die nöthigen Gebäude errichtet, Ländereien erkauft, Eisenminen entdeckt und geschickte Arbeiter aus Deutschland kommen lassen. Aber nachdem ich alles Dieses mit vieler Mühe zu Stande gebracht, beraubte man mich der Mittel und der Gelegenheit, die begonnenen Unternehmungen auszubilden und einträglich zu machen.

„Und nun erkläre ich auf meine Ehre, daß ich, nach meinem besten Wissen, in dieser Erzählung nichts als die reine Wahrheit vorgetragen habe. Ich bin ein Mensch, folglich kann ich irren. Aber das weiß ich gewiß, daß ich mich nicht irre, wenn ich sage, daß es immer meine Absicht war, das allgemeine und besondere Beste zu befördern, woran mich allein meine gewissenlosen Feinde gehindert haben. Es befinden sich Personen von Rang und Ansehen darunter. Einige sitzen im Parlament, andere stehen in königlichen Diensten, ein Theil sind Kaufleute; Alle haben eigene Kräfte und mächtige Beschützer. Ich aber besitze keinen dieser Vortheile. Ich stehe in meinen gegenwärtigen Umständen als ein Fremder auf meinem eigenen Grunde, und dieser Grund ist allein die Wahrheit. Als ein Ausländer vermag ich's zwar nicht, meine Vertheidigung und die Darstellung meiner unzähligen Leiden, die ich hier lange nicht alle aufführen konnte, so einleuchtend und rührend vorzutragen, als der geborene Engländer es durch die Kraft seiner Muttersprache thun kann. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, einst Gerechtigkeit zu erlangen. Gott und mein Recht (Dieu et mon droit), das Motto im britischen Wappen, ist auch mein Wahlspruch. Dieses Recht will ich standhaft behaupten und bis an mein Ende mit Muth vertheidigen."

In noch freimüthigerem Tone war ein Schreiben abgefaßt, das er an den Premierminister Lord North richtete und ebenfalls durch den Druck veröffentlichen ließ. Es heißt darin: „Ein Fremder, der gewöhnlich so hohe Begriffe von der englischen Gerechtigkeitspflege hat, kann sich unmöglich vorstellen oder glauben, daß im Lande der Freiheit und der Sicherheit des Eigenthums solche Räubereien stattfinden; daß der Unschuldige als ein Opfer gottvergessener Leute, die auf ihr Geld, ihre Protektionen, ihre Meineide pochen, fallen muß, weil die Prozeßkosten so ungeheuer groß und der Rechtsgang so langsam ist, daß man Salomo's Schätze und Hiob's Geduld besitzen, dazu Methusalem's Alter erreichen müßte, um die Hülfe der Gerechtigkeit abzuwarten."

Daß er sich mit diesem Ausspruche keiner Uebertreibung schuldig gemacht, lehrte die Folgezeit. Denn erst 20 Jahre nach Beginn des Prozesses, im Jahre 1787, und nachdem des Klägers Auslagen für Gebühren und Sporteln das artige Sümmchen von 6000 Thalern erreicht hatten, erhielt er sein Certifikat, also die Erlaubniß, wieder in England Geschäfte treiben zu dürfen, zurück. Und abermals sieben Jahre verflossen, ehe das Urtheil letzter Instanz vom Londoner Kanzlei-Gerichtshofe gefällt ward. Dies geschah endlich im Jahre 1794 — ein halbes Jahr nach dem Tode des Klägers. Die verklagte Partei wurde rechtskräftig verurtheilt, an die Masse von Hasenclever, Seton & Crofts 72,000 £. nebst den Zinsen seit 24 Jahren, im Ganzen die Summe von 158,400 £. — über eine Million Thaler! — zu bezahlen.

Wol hatten die harten Schicksalsschläge der letzten Jahre den so schwer an Ehre und Vermögen Geschädigten tief gebeugt; aber seine Thatkraft vermochten sie nicht zu brechen. Den Boden für erneuerte kaufmännische Wirksamkeit suchte und fand er in Deutschland, in Schlesiens anmuthiger und industriereicher Gebirgsgegend, wo Land und Leute schon bei früheren flüchtigen Besuchen sein Wohlgefallen erregt. Hierher wandte Hasenclever nach der Abreise aus England seine Schritte. Ein paar Monate verweilte er als Gast im Hause seines Bruders Franz in Schmiedeberg, dann etablirte er, im Anfange des Jahres 1774, mit Joh. Georg Ruck, welcher seine einzige geliebte Tochter zur Gattin nahm, in dem benachbarten Städtchen Landshut ein Leinen-Exportgeschäft. Einige in Spanien verbliebene Außenstände, die um diese Zeit liquid wurden, gewährten ihm die Mittel zur ersten Einrichtung; sein Fleiß, der Takt, womit er sich rasch in neuen Verhältnissen zurechtzufinden wußte, seine Kenntniß von der Fabrikation sowol als von den vortheilhaftesten Absatzwegen leinener Waare thaten das Uebrige — und bald hatte er sich wieder mit eigener Hand eine behagliche, sorgenfreie Lage verschafft.

Hasenclever's Ruf als eines Industriellen von schöpferischem Geist und energischer Thatkraft drang in immer weitere Kreise. Aus beiden Hemisphären gingen ihm noch, obgleich sein Leben bereits dem Greisenalter nahte, glänzende und schmeichelhafte Anerbietungen zu. So erhielt er gegen Ende des amerikanischen Unabhängigkeitskriegs eine dringende Einladung, nach Amerika zurückzukommen, von dem Versprechen begleitet, die großen Eisenwerke, die er dort angelegt, sollten ihm nebst allen dazu gehörigen Gebäuden und Ländereien zum

Eigenthum übergeben werden; Kaiser Joseph II. ließ ihn 1781 unter den lockendsten Bedingungen auffordern, sein Etablissement nach Böhmen zu verlegen; auch der dänische Hof bemühte sich, ihn für die Errichtung von Leinwand-Fabriken in Holstein oder Jütland zu gewinnen. Allein die freundlichen Umgebungen von Landshut, welches dem von langen Stürmen Umhergetriebenen endlich ein ruhiges Asyl bot, waren ihm so lieb geworden, daß er sich für den Rest seiner Tage nicht mehr davon trennen mochte.



Landshut.

Dazu nahm das neu gegründete Geschäft einen guten Fortgang, und in den Bestrebungen zur Erhaltung des bereits mit Verfall bedrohten schlesischen Leinwandhandels, denen er nun mit verdienstlichstem Eifer sich hingab, fand sein stets reger, nach gemeinnütziger Thätigkeit verlangender Geist hinlängliche Nahrung. Er schrieb darüber an einen Freund in Hamburg die goldenen Worte: „Es ist immer meine Denk- und Handlungsart gewesen, in dem Lande, wo ich wohne, und unter dem Regenten, dessen Schutz ich genieße, zum Wohle des Staats und meiner Mitbürger mich so wirksam zu beweisen, als mir der Himmel Fähigkeit zur Ausübung dieser Pflicht verliehen hat."

Was er in den 20 Jahren, die ihm noch zu leben vergönnt waren, im Interesse der schlesischen Leinenfabrikation gethan und durch verschiedene Zeitschriften, namentlich in dem damals sehr geschätzten Hamburger „Politischen Journal", veröffentlicht hat, bildet einen wichtigen Beitrag zur Geschichte jenes vaterländischen Erwerbszweiges. Wir begegnen in diesen Aufsätzen überall den gewiegten Ansichten eines Mannes, der mit weitem Blick den Handel zweier

Welttheile überschaut und, von aufrichtigem Patriotismus beseelt, seine reichen Erfahrungsschätze zum Besten der heimischen Industrie zu verwerthen sucht. Er sah lange vorher, daß das deutsche Fabrikat, gegenüber der zunehmenden Produktion in Irland, Schottland, Frankreich, Brabant und Flandern, welche Länder überdies durch billigere Frachten und direkten Verkehr mit den transatlantischen Kolonien gegen Deutschland bedeutend im Vortheil waren, sich auf den auswärtigen Märkten nicht werde behaupten können, wenn man nicht mit allen Mitteln einerseits auf vermehrte Güte der Waare und andererseits auf wohlfeilere Erzeugung hinarbeite. Deshalb forschte er bis ins kleinste Detail nach allen Mängeln und Fehlern bei der schlesischen Fabrikation, deckte deren Ursachen auf und war unerschöpflich in Vorschlägen zu gründlicher Abhülfe. Einzelne Verbesserungen und Erleichterungen setzte er auch durch. Die Weber wurden genöthigt, ihre fertigen Stücke in anderer Weise zusammenzufalten, als es bis dahin Brauch gewesen, indem man darauf ausgegangen war, fehlerhafte Stellen dem Auge des Käufers zu verbergen. In den Bleichöfen führte er die billigere Heizung durch Steinkohlen ein. Als das englische Parlament die Aufhebung der Zoll-Bonifikation für ausgehende deutsche Leinwand beschlossen hatte, machte er dem Lordkanzler klar, daß England sich dadurch nur selber Schaden zufüge, worauf die Bill zurückgenommen wurde. Von der spanischen Regierung war der Eingangszoll für schlesische Bretagnes auf 35 Maravedi erhöht worden, während die französischen nur 25 zahlten, und zwar als Repressalie dafür, daß Preußen von spanischen Weinen einen höheren Zoll erhob als Frankreich; Hasenclever gelang es, durch Besprechungen mit den preußischen Ministern und dem spanischen Gesandten in Berlin die Ausgleichung dieses Mißverhältnisses zu bewirken.

Wo es sich hingegen um große, durchgreifende Maßregeln handelte, da stieß er sowol seitens der Regierung wie des Fabrikanten- und Kaufmannsstandes auf jenen unbesiegbaren passiven Widerstand der Indolenz und Beschränktheit, den schlimmsten Feind neuer schöpferischer Ideen. Nach reiflichster Erwägung aller Umstände war er nämlich bei dem Satze stehen geblieben: Sollen die Spinner und Weber gute Waare zu billigem Preise liefern, so muß Jeder, auch der Unbemitteltste, die Materialien und Rohstoffe zur Arbeit möglichst gut und billig beziehen können, unverfälscht, aus erster Hand, ohne Vertheuerung durch Zwischenhändler oder kostspielige Umwege. Diesen Gedanken weiter ausbildend, gelangte er zu dem Vorschlage: es möchten in den Hauptdistrikten des schlesischen Spinnerei- und Webereibetriebs gemeinsame Flachs- und Garnmagazine errichtet werden, welche Leinsamen, Flachs, Garn, kurz alle zur Fabrikation gehörigen Rohstoffe und Halbfabrikate im Ganzen anschafften, um sie nach Bedarf in kleinen Quantitäten zum Einkaufspreise an die Spinner und Weber abzulassen. Man sieht, wie weit der geniale Mann seiner Zeit voraus war. *Sein Entwurf gründete sich auf ganz dasselbe Prinzip, welches die heute so segensreich wirkenden Vorschuß- und Kredit-Vereine ins Leben gerufen hat.* Bereits im Jahre 1776 trat er mit dem fertigen Plane hervor. Er sandte ein Exposé, mit detaillirten Kostenanschlägen versehen, gleichzeitig an die Kaufmanns-Aeltesten zu Breslau und an den Grafen Hoym, den dirigirenden Minister von Schlesien. Das erforderliche Anlage-Kapital war von ihm

auf 2,700,000 Thaler berechnet: gewiß eine verhältnißmäßig unbedeutende Summe, wo es die Erhaltung eines Industriezweiges galt, der vielen Tausend Menschen Beschäftigung und Unterhalt gewährte und dem Staate über zwei Millionen Thaler jährlich eintrug. Aber, wie gesagt, die kleinmüthige Kurzsichtigkeit der Zeitgenossen konnte sich zur Höhe seiner Anschauungen nicht erheben. Mit Recht klagt er in den „Historisch-politischen Beiträgen zur Kenntniß unserer Zeit": „Kein einziger meiner Mitbürger hatte den Muth, mir, als rechtschaffenem, unerschrockenem Patrioten seine Hülfe zu der Ausführung eines so nützlichen Werkes anzubieten. Ein Mann, welcher Handlungskenntnisse besitzt, wird sich eben so wenig vor der Verwaltung einer Summe von 2,700,000 Thalern fürchten, als vor der einer Summe von 270 Thalern. Aber freilich, Männern, die in ihrem ganzen Leben nur mit einer Sorte von Waaren gehandelt und nicht das große Handlungsgewühl in einer Menge von verschiedenen Waaren in Seestädten getrieben oder wenigstens gesehen haben, fehlt es an Erfahrung, und es geht ihnen bei großen Handlungs-Veränderungen wie dem Landbewohner, wenn er zum ersten Mal an die offene See kommt. Er erschrickt, wenn er sieht, daß sich Menschen in einigen zusammengenagelten Brettern auf das schäumende, tobende Element wagen, und glaubt, sie müßten augenblicklich von den Wellen verschlungen werden. Der erfahrene Seemann aber besteigt unerschrocken sein Schiff, zieht die Segel auf und läuft mit einem guten Winde durch die wüthendste Brandung in den Hafen seiner Bestimmung ein." — Trotz der geringen Aussicht auf Erfolg kämpfte der weit ausschauende Weltkaufmann achtzehn Jahre lang, bis der Tod seinem verdienstvollen Wirken ein Ziel setzte, unermüdlich für die Verwirklichung dieses Lieblingsprojekts, worin er das einzige Mittel sah, Schlesien seinen sinkenden Leinwandhandel ins Ausland zu erhalten. Die Freude blieb ihm versagt, seine patriotischen Wünsche erfüllt zu sehen. Denn als man endlich, von der Noth gedrungen, sich zur Ausführung des Entwurfs bequemte, da geschah es in so ängstlicher, ungenügender Weise, daß der Zweck nicht hätte erreicht werden können, auch wenn es nicht ohnedies — zu spät gewesen wäre.

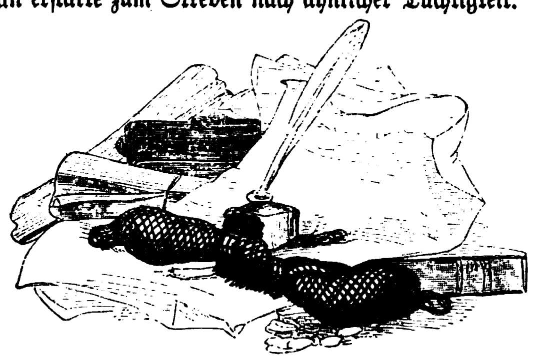
Die Umstände abzuwenden, welche Deutschlands Leinen-Industrie seit dem Beginn dieses Jahrhunderts vom Weltmarkte verdrängten, lag in der That außer menschlichem Vermögen. Schon der große Aufschwung, den eben damals die Verarbeitung der amerikanischen Baumwolle nahm, hatte dem Flachsgespinnst eine sehr gefährliche Konkurrenz bereitet; denn während jener bald ein ausgedehntes Maschinen- und Fabriksystem zu Gebote stand, blieb dieses nach wie vor Erzeugniß der Handarbeit, entbehrte somit die Vortheile des fabrikmäßigen Betriebes. Nun brausten die Napoleonischen Kriege über Europa und veranlaßten eine vollständige Umwälzung der gegenseitigen Handelslage der Völker. Durch die Kontinentalsperre, welche England vom Verkehr mit dem Festlande ausschloß, gedachte Napoleon der britischen Industrie einen tödtlichen Streich zu versetzen; aber es wurde das Gegentheil bewirkt: England benutzte die Maßregel als den kräftigsten Sporn zur Entwickelung seiner heimischen Fabrikation. Es erfand und vervollkommnete Maschinen für die Flachsspinnerei, konstruirte Dampfwebstühle für die Leinenweberei, verbesserte die Appretur u. s. w., und als der wieder hergestellte

Frieden den Handel seiner Fesseln entledigte, da war es Großbritannien, welches fortan leinene Garne und Gewebe, statt wie früher aus Deutschland zu beziehen, in großen Quantitäten ausführte. Englische Gespinnste beherrschen seitdem die Märkte sowol in Spanien wie in Westindien und in Nord- und Süd-Amerika. Etwa vom Jahre 1830 an hat zwar die deutsche Leinen-Spinnerei und Weberei durch vermehrte Anwendung der neuern englischen Maschinensysteme sich wieder gehoben, allein den mächtigen Vorsprung, den ihr Großbritannien abgewonnen, vermochte sie bis heutigen Tages noch nicht wieder einzuholen.

Auch der von Hasenclever angeregte Plan zur Errichtung einer Handelsgesellschaft in Stettin behufs direkten Verkehrs mit Nord-Amerika, den er im Jahre 1785, nachdem Preußen mit den unabhängig gewordenen Vereinigten Staaten einen Handelstraktat geschlossen, der Regierung überreichte, hatte sich keines günstigen Schicksals zu erfreuen. Friedrich dem Großen, dessen Aeußerung „Meine Kaufleute sind nur die Buchhalter der Engländer“ bekannt ist, leuchteten allerdings die wichtigen Vortheile eines unmittelbaren preußischen Handels mit Amerika sofort ein, und bereits waren einleitende Schritte angeordnet, als im folgenden Jahre der große Monarch starb; unter seinem unfähigen Nachfolger aber ließ man die Sache wieder fallen. Indessen durfte sich Hasenclever auch hier mit dem Bewußtsein trösten, das Beste gewollt und mit Anwendung aller ihm von Gott verliehenen Kräfte erstrebt zu haben.

Bei dieser ausgebreiteten, vielseitigen Thätigkeit für das Gemeinwohl, bei der Menge schriftlicher Arbeiten und Korrespondenzen, vernachlässigte jedoch der merkwürdige Mann keineswegs das eigene Geschäft, ja er erübrigte daneben immer noch Muße für die Pflege gastlicher Geselligkeit. Wie er als der Aelteste von eilf Geschwistern sich deren Erziehung angelegen sein ließ, haben wir oben gezeigt; nach des Vaters Tode ward er ihrer Aller Versorger. Einen Neffen, Johann Peter Flügel aus Utrecht, nahm er als Compagnon in die Landshuter Handlung auf, die er bei seinem im Jahre 1794 erfolgenden Tode in blühendem Zustande hinterließ.

Das inhaltreiche Leben eines solchen Mannes — lernbegierig in der Jugend, unternehmend, muthig und ausdauernd in den Jahren der Kraft, unverzagt im Unglück, rastlos schaffend und wirkend für die Seinigen wie für das gemeine Beste bis ins höchste Greisenalter — verdient wol von Neuem an's Licht gezogen zu werden, damit das jüngere Geschlecht ihm seine Verehrung zolle und daran erstarke zum Streben nach ähnlicher Tüchtigkeit.





Johann Jakob Astor.

Johann Jakob Astor,

der große Pelzhändler, der Gründer von Astoria, ein Pionier des Weltverkehrs.

1.

Die hervorragende Stellung, welche Großbritannien unter den Handelsvölkern einnimmt, verdankt es, wie wir im Verlaufe früherer Betrachtungen gesehen haben, der durch seine insulare Lage vielfach begünstigten Ausbildung seiner Seemacht, der frühzeitig begonnenen Entwickelung seiner Schifffahrt. Als Mitbewerberin auf demselben Gebiete ist innerhalb der letzten Jahrzehnte am energischsten in die Arena des Weltverkehrs eingetreten die Nordamerikanische Staaten-Union, gleichfalls eine üppige Blüte anglo-germanischen Kolonisationsgeistes und praktischer Lebenstüchtigkeit. Dort, innerhalb des ausgedehnten Gebietes der großen, 165,000 deutsche □Meilen umfassenden Republik, vermag noch ein Jeder, der Muth und Ausdauer hat, seine besten Kräfte ungehindert zu lohnender Anwendung zu bringen, leichter als in unserem durch Ueberkommnisse und Schranken aller Art zerstückten und eingeengten alten Welttheil. Weder engherzige Abschließung noch Vorurtheile hemmen in der Neuen Welt jene der germanischen Rasse ureigene Unternehmungsluft, die einen Jeden ergreift, der in der Union sein Glück sucht. Der Sohn aus deutscher Bauernhütte, welcher, so lange er in dem heimischen Dorfe weilt, nur schüchtern seinem Gutsherrn naht, tritt fest und seines Menschenwerthes viel bewußter auf, sobald er den freien Boden Amerika's unter seinen Füßen weiß. Der Europamüde, kaum drüben angekommen, schüttelt den Staub jahrhundertalter Rücksichtsablagerungen von seinen Füßen, fest entschlossen, in ganz anderer und zweckentsprechenderer Weise die Gunst der Umstände sich zu Gute kommen zu lassen, als in der Heimat.

Für selbstverständlich hält er das Streben, in der Neuen Welt nicht Sklave der Verhältnisse zu bleiben, sondern Herr derselben zu werden, während es ihm unter dem beengenden Druck kleinstaatlicher Zustände, kurzsichtiger und angestammter Anschauungen bei sich zu Hause gar nicht eingefallen wäre zu glauben, daß die Gunst von Licht und Sonne, Wind und Wetter für Jeden da sei. Der überlieferte, hier so festgewurzelte Zopf fällt drüben über'm Meere von selbst aus. Andererseits gehört freilich nicht allzu viel Lebenserfahrung dazu, um zur Erkenntniß zu gelangen, daß es heut zu Tage mit dem Emporkommen in dem bisweilen zu laut gepriesenen Yankee-Lande doch nicht immer so rasch von Statten geht. Wer etwas Tüchtiges gelernt hat und dies darzuthun weiß, dem braucht wegen des täglichen Brodes bei uns gerade auch nicht bange zu werden. Außerdem kennen wir, Gott sei Dank, in Deutschland noch etwas Anderes als nur „Business". In Amerika hingegen heißt die fortwährende Tageslosung „Geschäft und Arbeit". Und schließlich sind es dort ebenfalls stets nur Wenige, welche aus der Glücksurne ein großes Loos herausfischen. Der Mensch hat indessen überall den Werth, welchen er selbst sich zu geben im Stande ist. Im Lichte unbeschränkter Oeffentlichkeit tritt auf der westlichen Hemisphäre der tüchtige und von Erfolgen gehobene Mann in unendlich bedeutenderer Weise hervor als bei uns, zumal wenn sein öffentliches Wirken seiner geschäftlichen Stellung nur einigermaßen entspricht. Hiernach wird er für die tausendfältigen Beziehungen der mächtig strebenden Fortentwickelung von Stadt und Gemeinde, Land und Staat beurtheilt. Deswegen das ungescheute Hinaustreten auf den Markt des öffentlichen Lebens, was freilich gar Manchem die Annehmlichkeiten des Hauses und der Familie ersetzen muß. Daher beruht in der großen transatlantischen Republik die Achtung und das Ansehen eines Staatsbürgers in dem Umfang seines öffentlichen Wirkens. Viel bereitwilliger als bei uns spendet deshalb in der Union der emporgekommene Bürger mit vollen Händen, wo es gilt, staatliche oder gemeindliche, korporative oder sonstige gemeinnützige Zwecke, kurz alles Das zu fördern, was der Nordamerikaner unter Bildung, Gemeinwohl, Wissenschaft und Kunst versteht. In Folge dessen herrscht unter den nordamerikanischen Mäcenen und Kulturförderern ein fruchtbringender Ehrgeiz. Es giebt dort freilich keine fürstlichen Albertinen, keine Friedrich-Wilhelm's-Hochschulen, wol aber Collegien, Bibliotheken und andere Stiftungen in Menge, welche den Namen freigebiger Bürger verewigen.

Ueber die Munifizenz der Amerikaner schrieb erst kürzlich ein Korrespondent der „Weser-Zeitung" aus New-York: Welch ein leuchtendes Beispiel wird hier in dieser Beziehung tagtäglich gegeben. Glaube man nur nicht, daß der treffliche Peabody, der jetzt binnen wenigen Jahren allein für öffentliche Zwecke, seiner Freigebigkeit gegen Private nicht zu gedenken, 4,675,000 Dollars hergegeben hat, allein dastehe. Es vergeht kein Jahr, in welchem nicht im weiten Bereiche der Vereinigten Staaten mindestens der gleiche Betrag für Bildungsanstalten, wie Schulen, Kollegien, Seminare, Sternwarten, Bibliotheken, wissenschaftliche Sammlungen, Hospitäler 2c., von Privatleuten geschenkt würde. Und das gilt für so natürlich und selbstverständlich, daß die Zeitungen die einzelnen Fälle höchstens unter ihren „Vermischten Nachrichten" erwähnen, wie z. B. in einem mir zufällig

vorliegenden Blatte: „Ein Bostoner, der nicht genannt sein will, hat 100,000 Dollars zur Errichtung eines theologischen Collegs in Cambridge gegeben."

Der Fremde, welcher New-York durchwandert und den Broadway hinaufgeht, wird auf sein Befragen nach dem Namen dieses oder jenes hervorragenden Gebäudes oder Platzes wiederholt den Namen eines und desselben Mannes aussprechen hören. Bald ist es das Astor-Haus, das Astor- oder Park-Theater, bald der Astor-Platz, worauf er aufmerksam wird. Wendet er sich dann von dem Astor-Platz zu dem Lafayette-Platz, so wird sein Blick von einem großartigen, langgestreckten Bauwerk angezogen, welches die Ostseite des Lafayette-Platzes einnimmt. Erkundigt er sich nach dessen Namen und Bestimmung, so sagt man ihm: das ist die öffentliche Bibliothek, die „Astor-Library", zu deren Errichtung Johann Jakob Astor die ansehnliche Summe von 400,000 Dollars in seinem Testamente aussetzte. Gewiß ein Denkmal, wie es sich schöner und ehrenvoller nicht denken läßt, und dem wir in Amerika nur noch an die Seite zu stellen wüßten: das prächtige Girard-College in Philadelphia und das Smithsonian-Institut in Washington.

Sonderbar, daß die zwei bedeutendsten und glücklichsten Kaufleute Amerika's Ausländer waren: Stephan Girard ein Franzose, Johann Jakob Astor ein Deutscher. Die Amerikaner selbst haben mehrmals die Frage aufgeworfen, wie dies komme, und sind verständig genug gewesen, die Ursache darin zu finden, daß es Zweierlei sei, ein Vermögen zu erwerben, und eines zu erhalten; daß der kühne, unternehmende, vor keinem Wagniß zurückschreckende Sinn des Amerikaners leicht zu großen Gewinnen führe, daß aber eine ruhigere, überlegtere, sparsamere Geschäftsführung, wie sie sich vorzugsweise bei Deutschen findet, die einzige Bürgschaft gegen den eben so oft und nicht selten urplötzlich eintretenden Glückswechsel biete. Dieser Satz findet denn auch seine volle Bestätigung in dem Leben Johann Jakob Astor's. Glänzendere, krisenreichere, unruhigere und deshalb spannendere Schicksale mag manches andere Haus erlebt haben als das, welches er gründete; wenige aber geben ein so schlagendes Beispiel, daß auch im Geschäftsleben, selbst bei kühnerem, auf's Große gerichtetem Blicke, nur ein überlegtes, langsames Vorschreiten auf sicherem, festem Boden zum Ziele führt.

Johann Jakob Astor, geboren im Juli 1763, stammt aus Walldorf, einem unansehnlichen badischen Flecken zwischen Rhein und Neckar gelegen. Sein Vater war Metzger und nebenbei, wie auf dem Lande selbstverständlich, im Besitze eines kleinen Ackers. Die Vermögensverhältnisse scheinen nicht die glänzendsten gewesen zu sein, denn gleichzeitig verließen von den vier Söhnen, deren jüngster unser Johann Jakob war, zwei das väterliche Haus, der eine um nach England, der andere um nach Amerika auszuwandern. Jener, welcher sich als Instrumentenmacher in London niederließ, wurde vom Glück begünstigt und lud in Folge dessen einen seiner Brüder ein, zu ihm zu kommen. Der ältere zeigte keine Lust, die Heimat zu verlassen. Da erbot sich der sechszehnjährige Johann Jakob, welchen es aus den engen Schranken, die ihn umgaben, hinaustrieb in die weite Welt, dem ergangenen Rufe zu folgen. Er nahm kurzen Abschied von den Eltern und machte sich auf den Weg nach Holland, um von da nach England überzusetzen. In London angekommen, trat er als Gehülfe in das Geschäft seines Bruders und arbeitete hier vier Jahre hindurch zur vollsten Zufriedenheit desselben.

Für selbstverständlich hält er das Streben, in der Neuen Welt nicht Sklave der Verhältnisse zu bleiben, sondern Herr derselben zu werden, während es ihm unter dem beengenden Druck kleinstaatlicher Zustände, kurzsichtiger und angestammter Anschauungen bei sich zu Hause gar nicht eingefallen wäre zu glauben, daß die Gunst von Licht und Sonne, Wind und Wetter für Jeden da sei. Der überlieferte, hier so festgewurzelte Zopf fällt drüben über'm Meere von selbst aus. Andererseits gehört freilich nicht allzu viel Lebenserfahrung dazu, um zur Erkenntniß zu gelangen, daß es heut zu Tage mit dem Emporkommen in dem bisweilen zu laut gepriesenen Yankee-Lande doch nicht immer so rasch von Statten geht. Wer etwas Tüchtiges gelernt hat und dies darzuthun weiß, dem braucht wegen des täglichen Brodes bei uns gerade auch nicht bange zu werden. Außerdem kennen wir, Gott sei Dank, in Deutschland noch etwas Anderes als nur „Business". In Amerika hingegen heißt die fortwährende Tageslosung „Geschäft und Arbeit". Und schließlich sind es dort ebenfalls stets nur Wenige, welche aus der Glücksurne ein großes Loos herausfischen. Der Mensch hat indessen überall den Werth, welchen er selbst sich zu geben im Stande ist. Im Lichte unbeschränkter Oeffentlichkeit tritt auf der westlichen Hemisphäre der tüchtige und von Erfolgen gehobene Mann in unendlich bedeutenderer Weise hervor als bei uns, zumal wenn sein öffentliches Wirken seiner geschäftlichen Stellung nur einigermaßen entspricht. Hiernach wird er für die tausendfältigen Beziehungen der mächtig strebenden Fortentwickelung von Stadt und Gemeinde, Land und Staat beurtheilt. Deswegen das ungescheute Hinaustreten auf den Markt des öffentlichen Lebens, was freilich gar Manchem die Annehmlichkeiten des Hauses und der Familie ersetzen muß. Daher beruht in der großen transatlantischen Republik die Achtung und das Ansehen eines Staatsbürgers in dem Umfang seines öffentlichen Wirkens. Viel bereitwilliger als bei uns spendet deshalb in der Union der emporgekommene Bürger mit vollen Händen, wo es gilt, staatliche oder gemeindliche, korporative oder sonstige gemeinnützige Zwecke, kurz alles Das zu fördern, was der Nordamerikaner unter Bildung, Gemeinwohl, Wissenschaft und Kunst versteht. In Folge dessen herrscht unter den nordamerikanischen Mäcenen und Kulturförderern ein fruchtbringender Ehrgeiz. Es giebt dort freilich keine fürstlichen Albertinen, keine Friedrich-Wilhelm's-Hochschulen, wol aber Collegien, Bibliotheken und andere Stiftungen in Menge, welche den Namen freigebiger Bürger verewigen.

Ueber die Munifizenz der Amerikaner schrieb erst kürzlich ein Korrespondent der „Weser-Zeitung" aus New-York: Welch ein leuchtendes Beispiel wird hier in dieser Beziehung tagtäglich gegeben. Glaube man nur nicht, daß der treffliche Peabody, der jetzt binnen wenigen Jahren allein für öffentliche Zwecke, seiner Freigebigkeit gegen Private nicht zu gedenken, 4,675,000 Dollars hergegeben hat, allein dastehe. Es vergeht kein Jahr, in welchem nicht im weiten Bereiche der Vereinigten Staaten mindestens der gleiche Betrag für Bildungsanstalten, wie Schulen, Kollegien, Seminare, Sternwarten, Bibliotheken, wissenschaftliche Sammlungen, Hospitäler ꝛc., von Privatleuten geschenkt würde. Und das gilt für so natürlich und selbstverständlich, daß die Zeitungen die einzelnen Fälle höchstens unter ihren „Vermischten Nachrichten" erwähnen, wie z. B. in einem mir zufällig

vorliegenden Blatte: „Ein Bostoner, der nicht genannt sein will, hat 100,000 Dollars zur Errichtung eines theologischen Collegs in Cambridge gegeben.“

Der Fremde, welcher New-York durchwandert und den Broadway hinaufgeht, wird auf sein Befragen nach dem Namen dieses oder jenes hervorragenden Gebäudes oder Platzes wiederholt den Namen eines und desselben Mannes aussprechen hören. Bald ist es das Astor-Haus, das Astor- oder Park-Theater, bald der Astor-Platz, worauf er aufmerksam wird. Wendet er sich dann von dem Astor-Platz zu dem Lafayette-Platz, so wird sein Blick von einem großartigen, langgestreckten Bauwerk angezogen, welches die Ostseite des Lafayette-Platzes einnimmt. Erkundigt er sich nach dessen Namen und Bestimmung, so sagt man ihm: das ist die öffentliche Bibliothek, die „Astor-Library“, zu deren Errichtung Johann Jakob Astor die ansehnliche Summe von 400,000 Dollars in seinem Testamente aussetzte. Gewiß ein Denkmal, wie es sich schöner und ehrenvoller nicht denken läßt, und dem wir in Amerika nur noch an die Seite zu stellen wüßten: das prächtige Girard-College in Philadelphia und das Smithsonian-Institut in Washington.

Sonderbar, daß die zwei bedeutendsten und glücklichsten Kaufleute Amerika's Ausländer waren: Stephan Girard ein Franzose, Johann Jakob Astor ein Deutscher. Die Amerikaner selbst haben mehrmals die Frage aufgeworfen, wie dies komme, und sind verständig genug gewesen, die Ursache darin zu finden, daß es Zweierlei sei, ein Vermögen zu erwerben, und eines zu erhalten; daß der kühne, unternehmende, vor keinem Wagniß zurückschreckende Sinn des Amerikaners leicht zu großen Gewinnen führe, daß aber eine ruhigere, überlegtere, sparsamere Geschäftsführung, wie sie sich vorzugsweise bei Deutschen findet, die einzige Bürgschaft gegen den eben so oft und nicht selten urplötzlich eintretenden Glückswechsel biete. Dieser Satz findet denn auch seine volle Bestätigung in dem Leben Johann Jakob Astor's. Glänzendere, krisenreichere, unruhigere und deshalb spannendere Schicksale mag manches andere Haus erlebt haben als das, welches er gründete; wenige aber geben ein so schlagendes Beispiel, daß auch im Geschäftsleben, selbst bei kühnerem, auf's Große gerichtetem Blicke, nur ein überlegtes, langsames Vorschreiten auf sicherem, festem Boden zum Ziele führt.

Johann Jakob Astor, geboren im Juli 1763, stammt aus Walldorf, einem unansehnlichen badischen Flecken zwischen Rhein und Neckar gelegen. Sein Vater war Metzger und nebenbei, wie auf dem Lande selbstverständlich, im Besitze eines kleinen Ackers. Die Vermögensverhältnisse scheinen nicht die glänzendsten gewesen zu sein, denn gleichzeitig verließen von den vier Söhnen, deren jüngster unser Johann Jakob war, zwei das väterliche Haus, der eine um nach England, der andere um nach Amerika auszuwandern. Jener, welcher sich als Instrumentenmacher in London niederließ, wurde vom Glück begünstigt und lud in Folge dessen einen seiner Brüder ein, zu ihm zu kommen. Der ältere zeigte keine Lust, die Heimat zu verlassen. Da erbot sich der sechszehnjährige Johann Jakob, welchen es aus den engen Schranken, die ihn umgaben, hinaustrieb in die weite Welt, dem ergangenen Rufe zu folgen. Er nahm kurzen Abschied von den Eltern und machte sich auf den Weg nach Holland, um von da nach England überzusetzen. In London angekommen, trat er als Gehülfe in das Geschäft seines Bruders und arbeitete hier vier Jahre hindurch zur vollsten Zufriedenheit desselben.

Alle Augen Europa's waren zu dieser Zeit auf Amerika gerichtet, wo sich die Töchterstaaten Englands mit Heldenmuth gegen das unbillige Mutterland vertheidigten, bis sie schließlich 1783 im Frieden von Versailles ihre Unabhängigkeit erlangten. Daß sich dort, wo trotz Beschränkungen und Fesseln aller Art Handel und Verkehr in kurzer Zeit eine überraschende Entwickelung genommen hatten, nachdem nun jene Hindernisse beseitigt waren, für junge, unermüdliche Kräfte ein kaum übersehbares Feld der Thätigkeit eröffnen müsse, leuchtete auch unserem Johann Jakob ein, denn wir finden ihn zwei Monate nach dem Friedensschluß, im November 1783, an Bord eines nach Baltimore ausgelaufenen Fahrzeuges, versehen mit einer kleinen Ladung musikalischer Instrumente im Werthe von etlichen Hundert Dollars, welche ihm sein Bruder zum Verkauf übergeben hatte.

Die Reise war nicht günstig. Erst nach langer, stürmischer Fahrt während empfindlicher Kälte gelangte das Schiff Ende Januar 1784 in die Chesapeake-Bai. Die Passagiere hofften hier erlöst zu sein, sahen sich aber bitter getäuscht. Die ganze Bai war mit mächtigem Treibeis angefüllt; die Landung war unmöglich. Es blieb dem Kapitän nichts übrig, als Anker zu werfen, um mildere Witterung abzuwarten: ein Loos, welches übrigens noch mehrere andere Schiffe theilten. Bis in den März hinein dauerte diese winterliche Quarantäne. Sie erschien ganz dazu angethan, einem jungen, zwanzigjährigen Manne das neue Land zu verleiden. Doch Astor besaß unter andern zwei treffliche Eigenschaften, und sie sind ihm bis an sein Ende treu geblieben: Geduld und Ruhe. „Keep quiet, keep cool!“ darin bestand später seine hauptsächlichste Ermahnung an alle seine Untergebenen. Während Andere verzweiflungsvoll die Hände rangen oder düster und gedankenlos vor sich hinbrüteten, verbrachte Astor diese Tage in lebhaftem, belehrendem Gespräche mit einem Landsmann, Passagier eines anderen benachbarten Schiffes. Dieser, ein amerikanischer Pelzhändler, kehrte gerade zu derselben Zeit von England zurück, wohin er eine Ladung Pelzwaaren verkauft hatte. Astor eröffnete demselben seine Pläne und Aussichten, wurde aber von dem Reisegefährten auf den Pelzhandel als das augenblicklich sicherste und einträglichste Geschäft hingewiesen. Außerdem ließ der gefällige Landsmann es nicht an mancherlei schätzbaren Lehren und praktischen Anweisungen fehlen und empfahl dem aufmerksam Lauschenden, gleich nach seiner Ankunft in New-York zu einem Kürschner in die Lehre zu treten, damit er die Behandlung der Pelze, das Sortiren derselben und ihren Werth kennen lerne.

Als endlich die Prüfung überstanden war, beeilte sich Astor, den empfangenen Winken nachzukommen. Mit Hülfe seines älteren Bruders, den er in New-York aufsuchte, gelang es ihm, ein Unterkommen bei einem Kürschner zu finden, und die ihm hier gebotene Gelegenheit machte er sich wohl zu Nutze. Nach wenig Jahren war unser Johann Jakob nicht nur vollständig vertraut mit allen in das Kürschnerfach und den Pelzhandel einschlagenden Verhältnissen, sondern er hatte auch eine Menge Bekanntschaften mit canadischen Pelzhändlern, Trappern und Jägern angeknüpft, welche von Montreal und andern canadischen Plätzen nach New-York verkehrten.

Klein war freilich der Anfang des eigenen Geschäfts. Denn was Astor bei aller Mäßigkeit und Sparsamkeit zu erübrigen vermochte, war nur wenig. Damit kaufte er in einem Augenblicke, in welchem der Markt in New-York überfüllt war, so

viel als möglich gute Waare und schiffte sich mit derselben nach England ein. Das Glück begünstigte ihn. Es bot sich eine gute Konjunktur zum Verkauf, und er kehrte mit ansehnlichem Gewinne nach New-York zurück zur Wiederholung dieser Operation. Seine Waarenkenntniß und Zuverlässigkeit, nicht minder sein einfaches, schlichtes Benehmen, unterstützten ihn gleich sehr, und mit jeder neuen Reise mehrten sich Kapital und Vertrauen. Was aber noch mehr werth war als dies: auch seine Kenntnisse und seine kaufmännische Bildung gewannen mit jedem Jahre. Wie er in Amerika den Ursprungsquellen des Pelzhandels bis in die entlegensten Wildnisse im Westen und Norden nachspürte, welche außer dem Mokkasin des Indianers nur der Fuß des abgehärteten Biber- und Bärenjägers betritt, so studirte er während seiner Anwesenheit in London die Absatzbedingungen für Pelzwerk in Europa, unterrichtete sich über den Stand der Kontinentalmärkte und deren besondere Verhältnisse, ja wandte noch verschiedenen andern Branchen des Waarenhandels, welche vortheilhafte Geschäfte versprachen, Aufmerksamkeit zu. Und nun begann er, statt baaren Geldes zuweilen andere Artikel mit nach New-York zurückzuführen. Von seinem Bruder in London erhielt er ohnehin regelmäßige Konsignationen von musikalischen Instrumenten, deren Absatz den Gewinn mehrte.

Doch waren dies nur untergeordnete geschäftliche Versuche. Unverrückbar behielt er als großes Ziel die Ausdehnung des Pelzhandels im Auge, und hier galt es namentlich, sich nach und nach von den Zwischenhändlern zu befreien und so viel als möglich aus erster Hand zu kaufen. — Um die Thätigkeit Astor's besser würdigen zu können, wird es nothwendig sein, einen Rückblick auf die Entwickelung des nordamerikanischen Pelzhandels zu werfen.



Indianer vom Lorenzo in ihren Birkenkanoes.

2.

Die ersten Pelzhändler waren die aus Untercanada in die Indianergebiete eingedrungenen Franzosen. Neben ihnen durchstreiften die Wälder noch die sogenannten Halbblutjäger (coureurs de bois), jene von Weißen und Indianern herstammenden Mischlinge, welche mit der Abhärtung und Sinnesschärfe der letzteren die höhere geistige Begabung der Europäer verbanden. Gewöhnlich unternahmen drei bis vier zusammen eine Expedition, weil mindestens eine solche Zahl nöthig schien, um den außerordentlich großen Gefahren der oft mehrere Jahre dauernden Reise zu begegnen. Von den Kaufleuten Montreal's und Quebek's entnahmen sie auf Kredit: Messer, Frauenschmucksachen, Pferdesättel und ähnliche Dinge, welche sie in den Indianerlagern gegen Felle zu vertauschen hoffen konnten. Zur Fahrt auf See und Fluß bedienten sie sich der jetzt noch in jener Gegend gebräuchlichen Kanoes aus Birkenrinde, weil selbige leicht fortzuschaffen und auszubessern sind, auch wegen ihrer Zähigkeit und Elastizität beim Anstoßen auf Stein- und Felsenklippen nicht sogleich Schaden erleiden. — Nachdem der Franzose Grosseliez um 1660 zuerst unter allen weißen Jägern bis an die Hudsonsbai vorgedrungen war, machte er in Erwägung des Nutzens, den er sich von einer Niederlassung in jener Gegend versprach, Ludwig XIV. persönlich den Vorschlag, eine Kolonie an der erwähnten Bai zu gründen und zu ihrem Schutze Forts zu errichten. Allein der König ging auf diesen Plan nicht ein. Dadurch aber nicht abgeschreckt, wandte sich Grosseliez nun an den König Karl II. von England; er wäre aber jedenfalls auch hier abschlägig beschieden worden, wenn er nicht einestheils Londoner Kaufleute gefunden hätte, welche die Tragweite seines Vorschlags zu würdigen verstanden, und wenn nicht anderntheils Prinz Ruprecht von der Pfalz, ein verständiger, für derlei Dinge sich lebhaft interessirender Herr, gerade am englischen Hofe gelebt hätte. So entstand die Hudsonsbai-Gesellschaft, welcher der König von England unterm 2. Mai 1670 in einem Freibriefe den Besitz aller Landstrecken an der Hudsonsbai, das Pelzhandels-Monopol in jenen Gegenden, sowie alle von der Gesellschaft später noch zu erwerbenden Länder als Eigenthum unter britischer Oberhoheit



Jäger von der Hudsonsbai-Gesellschaft zu Anfang d. XVIII. Jahrhunderts.

verlieh. Das Kapital der Gesellschaft betrug anfänglich nur 10,500 £., hatte sich jedoch nach Verlauf von zwanzig Jahren schon mehr als verdreifacht. Die am Rupertsstrome, am Moose-River, am Severn und Albany gegründeten Niederlassungen unterhielten mit den Indianerstämmen daselbst einen sehr ansehnlichen Tauschhandel.

Indessen sahen sich die Engländer durch die canadischen Franzosen und die coureurs de bois vielfach beeinträchtigt, weil diese sich an das der Gesellschaft verliehene britische Privilegium nicht kehrten, ihr vielmehr überall beim Ein- und Verkauf als Konkurrenten entgegentraten. Nicht minder wurden die Unternehmungen der Gesellschaft geschädigt durch die Nachwehen des lange andauernden spanischen Erbfolgekriegs. Während desselben standen Großbritannien und Frankreich einander feindlich gegenüber, und es wurden daher auch die unter der englischen und französischen Krone stehenden amerikanischen Kolonien in die Kriegswirren, wenn auch deren Hauptschauplatz Europa war, hineingezogen. Die an der Hudsonsbai angelegten Forts fielen in die Hände der Franzosen; jedoch verblieben in Folge der Bestimmungen des Utrechter Friedens vom Jahre 1713 Labrador und New-Wales im Besitz der Engländer.



Pelzjäger aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts.

Nach Beendigung des Krieges konnte die Hudsonsbai-Compagnie die eine Zeitlang in's Stocken gerathenen Handelsgeschäfte wieder mit erneutem Eifer aufnehmen. Um dies in erweitertem Maßstabe zu vermögen, erhöhte sie ihr Aktienkapital auf 60,000 £., ordnete 1751 eine Durchforschungsreise nach dem Innern an und fügte den schon vorhandenen vier festen Punkten eine fünfte Niederlassung hinzu. Zu gleicher Zeit nahm der Pelzhandel dadurch einen neuen Aufschwung, daß der britische Weltumsegler Cook während seiner letzten Reise große Mengen von Seeottern, deren sammtweiche, tiefschwarze Felle 1725 zum ersten Male in den Handel gekommen und ungemein gesucht waren, an der Nordwestküste Amerika's entdeckte. Auch brachen unter den rivalisirenden canadischen Händlern und coureurs de bois Streitigkeiten aus, welche begreiflicherweise dem Gewinn der englischen Compagnie wesentlichen Vorschub leisteten. Noch mehr aber wurde selbige vom Glück begünstigt, als das 1759 von den Engländern eroberte

Canada beim Friedensschluß von 1762 definitiv an die britische Krone abgetreten ward. Denn nunmehr sahen sich die wilden coureurs de bois genöthigt, als „voyageurs" in den Sold der englischen Kaufleute zu treten.

Indeß gaben darum die canadischen Konkurrenten ihre Sache noch nicht verloren. Im Gegentheil nahmen sie einen energischen neuen Anlauf und waren dabei auch so glücklich, die Indianer am Athabasco und Churchill, die bisher ihr Pelzwerk bei den Posten der Hudsonsbai ausgetauscht hatten, sich geneigt zu machen. Hierdurch erwuchs der englischen Gesellschaft beträchtlicher Schaden. Um diese Scharte auszuwetzen, vermehrte die Compagnie 1769 ihr Aktienkapital um 20,000 £., schickte einen thätigen Agenten, Hearne, auf eine Erforschungsreise an die Mündung des Kupferminenflusses und errichtete 1774 ein großes Etablissement am östlichen Gestade des Sturgeonsee's. Kurze Zeit darauf brachte sie vermittelst einer neuen Notenemission ihr Aktienkapital auf 100,000 £.

Diese energischen Anstrengungen der Gesellschaft würden unfehlbar die canadischen Händler zu Grunde gerichtet haben, wären dieselben in der seitherigen Vereinzelung geblieben. Da sie jedoch zur Einsicht gelangt waren, daß sie der Hudsonsbai-Gesellschaft nur mit vereinter Kraft die Spitze zu bieten vermochten, so gründeten sie 1783 mit einer Anzahl schottischer Kaufleute, welche im Gefolge der britischen Erwerbung Canada's nach Amerika gekommen waren, die aus zwanzig Theilnehmern bestehende Nordwest-Compagnie zu Montreal. Die neue Gesellschaft erhielt gleichermaßen (1784) von der britischen Regierung einen Freibrief, durch welchen sie ermächtigt wurde, Etablissements und Forts zu errichten und unter englischer Oberhoheit alle von der Hudsonsbai-Compagnie noch nicht in Beschlag genommenen, südlich vom 60. Breitengrade und westlich vom 90. Längengrade (westwärts von Ferro) gelegenen Landstrecken als ihr Eigenthum zu okkupiren. Ihr Gründungskapital belief sich auf 40,000 £.

Mehrere Theilhaber nahmen in Montreal die Interessen der Gesellschaft wahr, als deren Agenten sie thätig waren, während andere im Innern auf den verschiedenen Handelsstationen verblieben. Der Haupthandelssitz befand sich im Fort William am Oberen See und hier versammelten sich von Zeit zu Zeit die Agenten nebst den im Dienste der Gesellschaft stehenden Jägern und Händlern.

Einige Jahre später entstand noch eine dritte Gesellschaft, die Mackinaw-Compagnie, deren Hauptoperationsfeld die Region am Oberen See und die weiten Kreise westlich vom Mississippi bis zu den Rocky-Mountains war, obgleich letztere seit dem Friedensschlusse zum Gebiet der Vereinigten Staaten gehörten. Der Erste, welcher im Dienste der Compagnie die Felsengebirge betrat, war ein Deutscher, Namens Fiedler.

Mit Ausnahme einiger französischen Häuser in St. Louis, welche Handelsverbindungen mit den Indianern unterhielten und später, im Jahre 1807, zu der Missouri-Compagnie zusammentraten, befand sich also der gesammte Pelzhandel in englischen Händen: die Hudsons-Bai-Gesellschaft im Norden, die Nord-West-Gesellschaft in Canada und die Mackinaw-Gesellschaft in den westlichen Territorien der Vereinigten Staaten. Die wenigen amerikanischen Händler sahen sich auf ihre persönlichen Hülfsquellen angewiesen, denn die kaum erst eingesetzte Regierung war noch zu schwach, um mehr thun zu können,

als einige Posten unter den Indianern zu gründen und ihren Landsleuten den Bezug der Biber=, Bären=, Fuchs= und Wolfsfelle etwas zu erleichtern.

So fand Astor die Lage der Dinge, als er über die ersten Anfänge hinweg war und den Blick freier um sich werfen konnte. Scharfen Auges erkannte er alsbald das Haupthinderniß, welches sich einer größeren und lohnenderen Theilnahme der Amerikaner am Pelzhandel entgegenstellte. Es war dies das Vorhandensein der ehemals englischen befestigten Grenzposten in Detroit, Niagara, Oswego und an andern Orten, welche nun innerhalb des Territoriums der Vereinigten Staaten lagen, aber nicht aufgegeben worden waren und mittels des Einflusses, welcher dadurch auf die umwohnenden Indianer ausgeübt wurde, dem Pelzhandel der Amerikaner die Adern unterbanden. „Wenn diese Grenzposten fallen, werde ich mein Glück im Pelzhandel machen“ — erklärte Astor, und seine Zuversicht hat sich glänzend bewahrheitet.

Denn schon durch den im Jahre 1794 zwischen der Union und England geschlossenen Vertrag erlangten die amerikanischen Pelzhändler zwei große Vortheile: England zog nicht blos die alten Grenzposten zurück, sondern es traten auch anderweitige Erleichterungen in Bezug auf den Handelsverkehr beider Länder ein.

Nun hatte Astor nicht mehr nöthig, alljährlich nach Montreal und andern canadischen Plätzen zu reisen, um dort die Pelze zusammenzukaufen und selbst über Canada nach London und andern Märkten zu führen. Die lange angebahnten direkten Verbindungen mit den Händlern, Jägern und Trappern Canada's wurden rasch festgeknüpft und nach allen Seiten hin erweitert. In den Hudsonsbai=Ländern, in den Regionen des Oberen Sees wie in den Jagdgründen zwischen dem Mississippi und den Rocky=Mountains, nicht minder am Columbiafluß an der Nordwestküste Amerika's etablirte der thätige Mann Agenturen, und bald ward der Name Astor in allen Theilen dieser unermeßlichen Strecken bekannt und geachtet. Von allen Seiten her sammelte sich das Pelzwerk in seinen immer großartiger anwachsenden Lagern zu New=York, von wo aus es nach Europa und Asien versandt wurde. Anfangs befrachtete er fremde Schiffe. Als seine Mittel sich mehrten, wurde er selbst Rheder, und neben dem Geschäfte des Exporteurs trieb er auch das des Importeurs in immer steigendem Maaßstabe. Seine mit Pelzwerk ausklarirten Schiffe kehrten heim mit Seide und Thee, Weinen und ostindischen Waaren, sämmtlich für eigene Rechnung als Rückfracht von seinen Superkargos in Europa und Asien eingekauft.

Das Glück war mit dem thätigen Manne; aber was hilft Glück allein ohne scharfen Blick und ausreichende Kenntnisse? Freilich fielen Astor's Unternehmungen in die günstige Zeit, als die Arena noch weit geöffnet war und nur wenige Mitbewerber sich einfanden. Aber diese Gunst der Zeit richtig gewürdigt und wohl benutzt zu haben, darin bestand Astor's große, unleugbare Geschicklichkeit. Denke man sich den Mann, welchen wir vor kaum 15 Jahren als unwissenden sechszehnjährigen Bauerburschen sein heimatliches Dorf verlassen sahen, an seinem Arbeitspult zu New=York sitzend, die Marktpreise von New=York, London, Kalkutta und Kanton vergleichend und detaillirte Vorschriften für die Superkargos und Kapitäne seiner nach allen Theilen der Erde segelnden Schiffe entwerfend, wie er Ordres nach den chinesischen Meeren und gleichzeitig an seine Agenten in den Wildnissen

der Rocky-Mountains und am Columbiaflusse sendet, wie da sein Blick beide Hemisphären zugleich überschaute!

Und bei all' seinen riesigen Unternehmungen bleibt Astor allezeit der einfache, bescheidene Geschäftsmann, der er bei Beginn seiner Laufbahn gewesen ist. Er schämt sich nicht, angethan mit dem Schurzfell des gewöhnlichen Arbeiters zu hantieren und selbst mit Hand an's Werk zu legen, wenn es erforderlich scheint, und zwar zu einer Zeit, als sein Vermögen sich schon auf Hunderttausende von Dollars beläuft. Morgens trifft er vor 7 Uhr im Comptoir ein und harrt daselbst aus bis 2 Uhr Nachmittags, seinem Personal ein Vorbild ausdauernden Fleißes.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts, im Alter von 37 Jahren, besaß Astor nach sechszehnjähriger Thätigkeit schon ein Vermögen von einer Viertel-Million Dollars. Im Laufe der nächsten zehn Jahre zählte seine Firma zu den ersten Amerika's. Sein Reichthum und sein Einfluß hoben sich in gleichen Verhältnissen. Die Regierung wandte sich in allen Angelegenheiten, welche den Pelzhandel oder die Verhältnisse mit den Indianern betrafen, an den kenntnißreichen Mann, und seine Rathschläge wurden maßgebend für ihre Entschlüsse. Astor verstand es, diesen Einfluß auch zur Förderung seiner großen Pläne zu benutzen.

Die russische Regierung hatte sich oft beklagt, daß die an der Nordwestküste Amerika's handelnden amerikanischen Schiffe die dortigen Indianer mit Feuerwaffen versorgten und dadurch die Sicherheit der ohnehin ungeschützten russischen Niederlassung daselbst gefährdeten. Astor schlug nun vor, einen regelmäßigen Schiffsdienst nach der Nordwestküste zu unterhalten und die russischen Niederlassungen dort mit Lebensmitteln, Waffen und dergleichen zu versorgen. Die Regierung in Washington billigte den Plan, eben so der russische Gesandte daselbst, und Astor sandte im März 1811 einen besondern Agenten nach Petersburg, um die Genehmigung der russischen Regierung dafür zu erhalten.

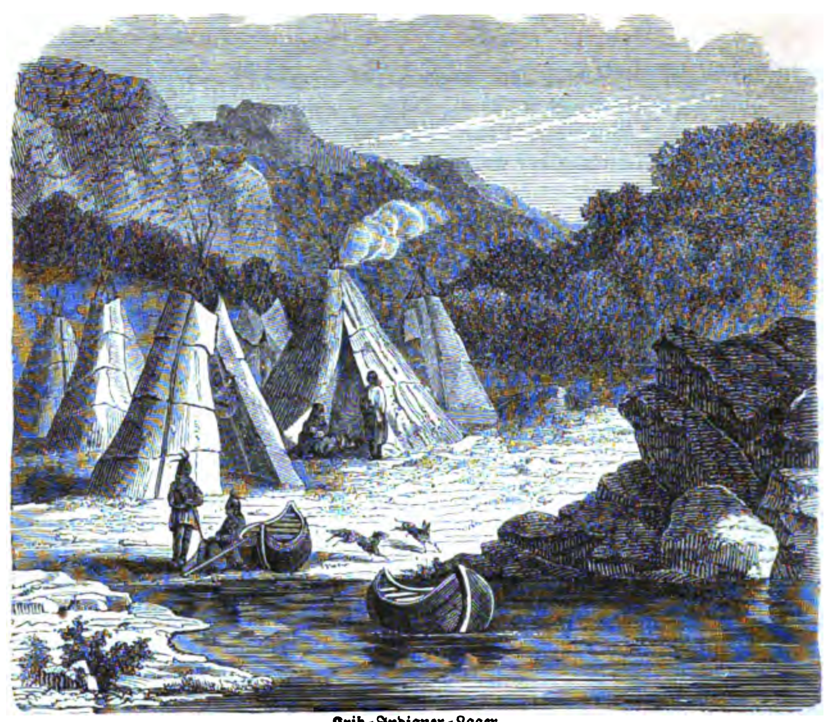
Der Grundgedanke dieses Vorschlags war indeß für Astor ein anderer, als der erkennbar daliegende. Er hatte den großen Plan gefaßt, die englischen Handelsgesellschaften, welche sich nicht darauf beschränkten, innerhalb der amerikanischen Territorien das Pelzwerk aufzukaufen, sondern ihre Operationen bereits bis in das Stille Meer ausdehnten, aus diesen Positionen zu verdrängen: fürwahr eine ungeheure Aufgabe für den einzelnen Mann, welchem drei große, mächtige, von einer starken Regierung unterstützte Gesellschaften gegenüberstanden. Schritt für Schritt trat er derselben näher. Zuerst erlangte er vom Staate New-York die Genehmigung zur Bildung einer Amerikanischen Pelzhandels-Gesellschaft, gegründet mit einem Kapitale von 1 Million Dollars. Diese Gesellschaft war er eigentlich selbst, denn das Kapital schoß er allein ein. Die Direktoren waren von ihm ernannt. Hierauf kaufte er die dritte der englischen Gesellschaften, die Mackinaw-Compagnie, aus und verschmolz sie mit der erstgenannten Gesellschaft zu einer neuen: der Südwest-Compagnie. Auf diese Weise erlangte er die Kontrole über die Hälfte der indianischen Posten, welche die Mackinaw-Compagnie in den Vereinigten Staaten besaß; die andere Hälfte sollte nach fünf Jahren übergeben werden.—Jetzt hielt er es an der Zeit, mit seinen Entwürfen offener hervorzutreten. Dieselben bestanden zunächst darin, den Pelzhandel von den amerikanischen Seen bis zum Stillen Meer zu organisiren und zu centralisiren mittels einer Reihe

von Handelsniederlassungen den Missouri hinauf, von da zum Columbia, und diesen hinunter bis zu dessen Mündung in das Stille Meer. Regelmäßige Schiffssendungen um das Kap Horn sollten die Niederlassungen an der Nordwest-Küste und das an der Mündung des Columbia zu errichtende Haupt-Depot mit allem Nöthigen versehen, eben so die nahen russischen Niederlassungen. Die Schiffe sollten alsdann mit den aufgesammelten Pelzvorräthen quer durch das Stille Meer nach China segeln, dort die Waaren, welche bisher von New-York dahin verladen wurden, verkaufen und als Rückfracht chinesische Artikel zurückführen. Wenn möglich, beabsichtigte Astor, eine der Sandwichs-Inseln als Station für die zwischen Nordwest-Amerika und China segelnden Schiffe zu erwerben. Als Astor diesen großartigen Plan dem Präsidenten Jefferson vorlegte, fand er bei diesem sonst weitblickenden Staatsmanne nicht das zu erwartende Verständniß. Er war somit auf seine eigenen Kräfte angewiesen, scheute aber vor dem nun doppelt schwierigen Werke nicht zurück und unternahm es auf eigene Gefahr.

Astor baute seinen Plan auf die zwischen den englischen Pelzhandels-Gesellschaften fortwährend herrschenden Zerwürfnisse. Am gefährlichsten blieb seinem Vorhaben ohne Zweifel die Hudsonsbai-Compagnie. Aber dieser machte nicht ohne Erfolg die rührige Nordwest-Gesellschaft den Vorrang streitig. Letztere hatte nicht nur bald nach ihrem Entstehen zahlreiche Handelsposten angelegt, sondern auch seit 1789 durch die Erforschung der Gegenden des nach seinem Auffinder benannten Mackenzie-Flusses ihre Herrschaft bis zum Polarmeere nordwärts und bis zum Felsengebirge in westlicher Richtung ausgedehnt. Ihre Agenten und Jäger, bestehend aus schottischen Hochländern und Eingeborenen der Orkney-Inseln, überflügelten durch Kühnheit, Thätigkeit und Ausdauer bei weitem die Reisenden der mit größern Geldmitteln ausgestatteten Hudsonsbai-Compagnie. Zwar war das Aktienkapital der Nordwest-Gesellschaft 1799 auf 120,000 £. angewachsen, allein die Gegner verfügten, wie der Rechnungsabschluß aus dem Jahre 1800 nachweist, schon über mehr als 150,000 £. Nachdem die Agenten der Nordwest-Gesellschaft 1806 auch das Felsengebirge überschritten hatten, wurden noch Handelsforts an den nördlichen Gewässern des Oregon oder Columbia gegründet. Da nun die beiden feindlichen englischen Kolonien Alles aufboten, um sich gegenseitig zu vernichten, so vertheuerten sie nicht nur bei den Indianern, deren Gunst sie durch reichliche Spenden des beliebten „Feuerwassers“ zu erwerben suchten, die Pelzwaaren, sondern drückten auch auf den europäischen Märkten die Preise durch maßlose Konkurrenz nieder.

Astor richtete sein Auge auf die Nordwest-Compagnie, indem er derselben ein Drittel Antheil bei seinem Unternehmen anbot. Allein sie kam ihm nicht mit Offenheit entgegen. Denn während sie sich Bedenkzeit ausbat, sandte sie heimlich eine Abtheilung ihrer Leute nach dem Stillen Meere ab, um die Mündung des Columbia in Besitz zu nehmen, und lehnte dann seine Vorschläge ab. Hierauf lud Astor mehrere Männer im Dienste der Nordwest-Compagnie, welche Erfahrung im Pelzhandel besaßen und das indianische Leben kannten, ein, sich mit ihm zu vereinigen, und so kam im Juni 1811 die Pelz-Compagnie vom Stillen Meere (Pacific Fur Company) zu Stande, bestehend aus J. J. Astor und den Herren Mc. Kay, M. Dougal, Mc. Kenzie und Price Hunt aus St. Louis, welcher zum Oberaufseher der Niederlassung am Columbia auserkoren ward.

———————



Krih-Indianer-Lager.

3.

Astor hatte die vollständige Ausrüstung der Expedition sowie die sämmtlichen Kosten während der ersten fünf Jahre bis zum Betrage von 400,000 Dollars übernommen. Dagegen sollte auch der Gewinn zur Hälfte ihm, zur andern Hälfte seinen Partnern und deren Associés zufallen.

Offenbar dachte Astor nicht an unmittelbaren Nutzen, als er das ganze Risiko für die fünf ersten Jahre übernahm. Er war nach zuverlässigen Mittheilungen darauf gefaßt, zehn Jahre lang nur Auslagen zu machen, und hoffte erst in dem folgenden Decennium einen Ertrag; nach zwanzig Jahren aber sollte sich der Gewinn auf jährlich 1 Million Dollars belaufen.

Daß das Unternehmen fehl schlug und in seinem Verlaufe den Theilnehmern eine Reihe der fürchterlichsten Leiden und Entbehrungen auferlegte, daß Hunderttausende von Dollars und eine Menge Menschenleben nutzlos geopfert wurden, war nicht die Schuld des genialen Urhebers, sondern die Folge unglücklicher Umstände, Fehler und Täuschungen, welche wir kennen lernen werden, indem wir die Geschichte der Kolonie Astoria in's Auge fassen.

Im September 1810 verließ die eine Hälfte der Expedition den Hafen von New-York. Sie bestand zum größten Theile aus Canadiern, nämlich den schon genannten Gesellschaftsmitgliedern Mc. Kay und M. Dougal und den Herren David und Robert Stuart nebst 11 kaufmännischen Gehülfen, 13 Bootsleuten und 4 Handwerkern. Das Schiff, in welchem sie die Reise um Kap Horn antraten, hieß der „Tonquin“ und wurde von Kapitän J. Thorn, einem beurlaubten Offizier

der Vereinigten Staaten-Marine, befehligt. Bei ihrer Abreise empfahl Astor seinen Pionieren vor Allem Eintracht und gab ihnen schriftliche Instructionen mit, wie sie sich den Indianern gegenüber zu verhalten hätten. „Findet Ihr sie freundlich gesinnt, wie ich hoffe, so benehmt Euch eben so gegen sie; wenn nicht, so handelt vorsichtig und sucht sie von Euren freundlichen Absichten zu überzeugen."

Dem Kapitän Thorn schärfte er besonders ein, beim Aufenthalt an der Küste wachsam zu sein und sich nicht zu sehr auf die Freundschaftsversicherungen der Rothhäute zu verlassen. „Alle Unglücksfälle, welche sich in jenen Gegenden ereigneten", warnte er, „entsprangen aus zu großem Vertrauen in die Indianer."

Die nächste Bestimmung des „Tonquin" waren die Sandwichs-Inseln, wo Astor eine ständige Niederlassung zu errichten gedachte. An der Mündung des Columbia sollte die Expedition ausgeschifft werden, und der „Tonquin" dann den russischen Ansiedelungen im Norden von Columbia einen Besuch machen.

Die andere Hälfte der Expedition, hauptsächlich aus Bootsleuten und Trappern bestehend und von Hunt befehligt, welchem sich noch der Pelzhändler Crooks und die Engländer Nutall und Bradbury zugesellten, verließ St. Louis im Januar 1811, um auf dem Landwege durch die Prärien nach Columbia zu gelangen.

Dem unermüdlichen Fleiße, womit Astor alle Einzelheiten des großartigen Unternehmens geordnet hatte, entsprach die Ruhe und Geduld, mit welcher sein rastloser Geist die Erfolge seiner Thätigkeit abwartete. Vom 10. September 1810, an welchem Tage der „Tonquin" absegelte, bis zum Oktober 1811 war von der Expedition keine Nachricht eingetroffen. Unbeirrt expedirte Astor dennoch am 10. genannten Monats sein erstes mit Vorräthen für die Niederlassung beladenes Schiff, den „Biber", und mit diesem eine Anzahl amerikanischer Arbeiter, welche die bei der Expedition befindlichen Engländer ersetzen sollten. Abermals vergingen Monate und noch entbehrte Astor aller Nachrichten. Endlich brachte ein Schiff, welches von der Nordwestküste heimkehrte, die Schreckenspost: Kapitän Thorn, M. Kay und die Schiffsmannschaft seien nach verzweifeltem Widerstande von den Indianern der Vancouver-Insel ermordet, der „Tonquin" selbst aber von einem der Mannschaft mit sämmtlichen Eingebornen, die der Kapitän unvorsichtiger Weise habe an Bord kommen lassen, in die Luft gesprengt worden. Astor fühlte diesen Schlag tief. „Das ist ein Unglück, dessen Tragweite nicht abzusehen ist," äußerte er; doch erging er sich nicht in nutzlosen Klagen.

Noch denselben Abend erschien er im Theater, wie gewöhnlich ruhig, selbst heiter. Als ihn ein Freund, welcher die unglückliche Nachricht kannte, frug, wie er heute am Theater Gefallen finden könne, antwortete er: „Was kann ich thun? Soll ich vielleicht zu Hause sitzen und wie ein Kind über das weinen, was nicht zu ändern ist?"

Und wiederum verflossen Monde, ein Jahr verging, noch immer fehlten zuverlässige Nachrichten von der Nordwestküste. Das Jahr 1813 brachte den Krieg mit England und vervielfältigte damit noch die Gefahren der Unternehmung. In Folge der Blokade von New-York konnten Schiffe nicht gefahrlos auslaufen, um neue Vorräthe nach dem Columbia zu bringen. Außerdem stand die Wegnahme der Niederlassung durch die Engländer zu befürchten, und es war sehr fraglich, ob die Gesellschafter und Diener, in ihrer Mehrzahl englische Unterthanen, dem amerikanischen Unternehmer treu bleiben würden. Zum Ueberfluß endlich traf die Meldung ein, daß die Nordwest-Compagnie im Begriff stehe,

ein Schiff mit 20 Kanonen abzusenden, um eine Niederlassung an der Mündung des Columbia zu errichten. — Astor wandte sich nunmehr an den Staatssekretär, um eine Besatzung von 40 oder 50 Mann für die Kolonie zu erbitten, deren Bedeutung ja nicht blos eine kommerzielle, sondern auch eine politische sei. Er fand leider kein Gehör in Washington. Dennoch entschloß er sich, ein drittes Schiff nach dem Stillen Meere auszurüsten, und bereits am 6. März ging die „Lark" mit einem Superkargo unter Segel. Astor zweifelte nicht, daß Hunt die Mündung des Columbia erreicht habe, und schrieb ihm: „Wäre ich an Ort und Stelle, ich würde allen Gefahren zu begegnen wissen. So aber hängt Alles von Ihnen und Ihren Freunden ab. Unser Unternehmen ist großartig und verdient Erfolge. Wäre meine Absicht nur Geldgewinn, so würde ich sagen: Retten Sie, was noch zu retten ist, und kehren Sie zurück! Aber der bloße Gedanke daran ist wie ein Dolchstoß in mein Herz."

Ehe wir uns nun den Schicksalen zuwenden, welche den von Astor abgesandten Expeditionen widerfuhren, wollen wir kurz das Gebiet überblicken, das seine Handelskarawane zu durchreisen hatte. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß die lang fortgesetzten großen Gebirgsketten, welche die Thallandschaften des Mississippi und die Prärien des Westens von den Gestaden des Stillen Weltmeers trennen, wesentlich von Norden nach Süden verlaufen. So die Sierra Nevada von Californien und Oregon und die Rocky-Mountains. In der nördlichen Fortsetzung des Felsengebirges, welche die Astor'sche Expedition überschritt, und in der sich Gipfel von 15,000, ja 16,000 Fuß erheben, liegt eine Reihe Pässe, die der Mehrzahl der Pelzhändler wohlbekannt sind; namentlich die berühmte „Punschbowle", eine etwa 7500 Fuß hoch liegende Einsenkung zwischen dem Mount Hooker und dem Mount Brown; sie bildet den sogenannten Athabaska-Tragplatz, einen Ruheort für die Karawanen, welche von den Pelzstationen am Friedensflusse nach jenen am Fraserfluß ziehen. In diesem wichtigen Passe liegt ein kleiner See, aus welchem der nördliche Arm des Columbiastroms abläuft, dem entlang die Pelzhändler nach dem Stillen Ozean vordringen.

Zu beiden Seiten dieses Gebietes hausen noch heute Indianerstämme, deren wesentliche Beschäftigung die Jagd der Pelzthiere bildet, die recht eigentlich ihre Heimat hier haben und — hatten. So weit diese Jagdgründe reichen, fehlt es nicht an schwarzen Bären, Füchsen, Luchsen, Bibern, Elens und amerikanischen Hasen. Weiter nach Norden hin kommen das Wolverene (der Vielfraß), das Hermelin, Marder, Fischotter und Pekane (eine Art Iltis) vor. Der Luchs wird dort als „Katze" bezeichnet. Eine amerikanische, stark beim Pelzhandel betheiligte Bank, welche auf ihren Noten denselben abgebildet hatte, machte Bankerott und ihre Noten erhielten damals den Namen „wildes Katzengeld". Seitdem heißt in Amerika jede unsichere Bank „wilde Katzen-Bank" (wild cat bank).

Im Osten der Felsengebirge sind namentlich die Krih-Indianer, die Schwarzfüße, Sörsis, Dickbäuche, Poyagans und Blutindianer mit dem Pelzhandel beschäftigt, während an der westlichen Absenkung Völker der Oregon-Familie, die Flachbogen, welche am Columbiaflusse hausen, die Krähen-Gebirgs-Indianer und weiter nördlich verschiedene Koloschenstämme den Bleichgesichtern die diesen werthvolle Waare zuführen, um dafür grobes Wollentuch, Kessel, Eisenplatten, Gewehre, Schießbedarf, Tabak und Branntwein einzutauschen.

Erst nach jahrelanger Ungewißheit und Sorge erfreute ein Lichtstrahl die Seele Astor's. In Gedanken über das Schicksal des „Tonquin" versunken saß er einige Wochen nach der Abreise des „Lark" in seinem Zimmer, als ihm die Abendzeitungen gebracht wurden. Der erste Blick fiel auf eine Notiz aus St. Louis, daß dort Stuart mit Nachrichten von Hunt angekommen sei. Im Juni endlich empfing er selbst einen aus St. Louis datirten Brief Stuart's, welcher die glückliche Ankunft der Abtheilung unter Hunt am Columbia meldete und günstige Mittheilungen über den dortigen Stand der Dinge machte.



Vorposten und Nachtwachen reisender Pelzjäger.

Die baumlosen Ebenen, welche sich vom Mississippi bis zum Fuße der Rocky-Mountains erstrecken, waren ohne Unfälle durchzogen worden, trotz der Feindseligkeiten der Schwarzfuß- und Sioux-Indianer, welche von der Missouri-Gesellschaft aufgereizt worden waren. Von da ab aber konnte die Reise nur unter unglaublichen Beschwerden, Entbehrungen und Gefahren fortgesetzt werden. Die Karawane verlor den Weg und trennte sich schließlich in drei Abtheilungen, um nach verschiedenen Richtungen hin weiter zu wandern. Ende Januar 1812 erreichte man endlich die Fälle des Columbia, fuhr in Kanoes stromab und erblickte nach vierzehntägiger Fahrt, am 15. Februar, die so lange gesuchte Mündung.

Hier fanden sie bereits eine Niederlassung vor, errichtet von einer unter M. Dougal's Befehl stehenden, 16 Mann starken Abtheilung der Bemannung des „Tonquin", die vor dem unglücklichen Ende dieses Schiffes hier ausgesetzt worden war. Zehn Monate hatten die Ansiedler bereits hier zugebracht, schon war der Bau eines Forts und Waarenmagazins begonnen. So weit Stuart's Bericht. Leider verwirklichten sich jedoch die hierdurch erweckten Hoffnungen auf glücklichen Erfolg nicht.

Im Mai kam der „Biber" mit den nöthigen Vorräthen und Waffen vor der Mündung des Columbia an. Nach kurzem Aufenthalte segelte das Schiff nach den russischen Niederlassungen, um dort eine Ladung Pelze für Kanton einzuhandeln. Zum Verderben der Kolonie entschloß sich Hunt, das Haupt der ganzen Niederlassung, mit dem „Biber" nach Neu-Archangel zu gehen und von dort, statt geraden Weges nach „Astoria" — so war die Kolonie genannt worden — zurückzukehren, nach den Sandwichs-Inseln zu fahren. Nach monatelangem, vergeblichem Warten auf das dritte Schiff, den „Lark", welches im Stillen Meere gescheitert war, mußte er endlich ein Schiff blos für die Rückfahrt miethen und gelangte auf solche Weise erst im August 1813 nach Astoria zurück, wo mittlerweile die Nachricht von dem zwischen England und Amerika ausgebrochenen Kriege die größte Verwirrung hervorgerufen hatte. Wie schon früher erwähnt, bestand der größte Theil der Gesellschaft aus englischen Unterthanen. Diese hielten einen sogenannten Kriegsrath und beschlossen, Angesichts der Verhältnisse, welche eine fernere Verproviantirung der Kolonie von New-York aus unmöglich machten, die Kolonie im nächstfolgenden Frühjahr zu verlassen. Der Hauptanstifter dieses Beschlusses war das Gesellschaftsmitglied M. Dougal. Er bewog die übrigen Theilnehmer am 1. Juli 1813, eine Erklärung zu unterzeichnen, worin sie sich verpflichteten, das Etablissement mit dem 1. Juni 1814 aufzugeben, falls bis dahin keine weitern Vorräthe angekommen wären. Als Hunt sieben Wochen später zurückkehrte, vernahm er mit Schrecken das Geschehene. Er beschloß, so viel als möglich von den Pelzvorräthen zu retten, und segelte mit dem „Albatros", auf dem er die Fahrt von den Sandwichs-Inseln gemacht hatte, nach den Marquesas-Inseln, um dort ein Schiff zu miethen oder zu kaufen. Doch auch dieses gelang ihm nicht. Erst auf den Sandwichs-Inseln wurde es möglich, eine Brigg zu erwerben, und mit dieser ging er am 22. Januar 1814 nach der Mündung des Columbia unter Segel. Leider kam er zu spät an.

Es war zu Anfang Oktober 1813, als sich drei Boote der Niederlassung näherten, zwei unter englischer Flagge, eins unter amerikanischer. Sie brachten eine Abtheilung Leute der englischen Nordwest-Compagnie, auf welche Mac Kenzie von der „Astoria" auf seiner Rückkehr aus dem Innern gestoßen war. Bald folgten acht weitere mit Pelzen beladene Boote, nebst 75 Mann, unter der Führung von Mac Tavish. Diese behändigten M. Dougal einen Brief, worin ihm seitens der Nordwest-Compagnie die Anzeige gemacht wurde, zwei englische Kriegsschiffe seien im März mit der Ordre abgesegelt, die Faktorei Astoria in Besitz zu nehmen. Es wäre nicht schwer gewesen, diese Absichten zu vereiteln. M. Dougal verfügte über 60 Mann mit Waffen und Munition und befand sich hinter seinen Befestigungen in Sicherheit; die Engländer dagegen waren unbewaffnet. Aeußersten Falls, d. h. bei der Ankunft der englischen Schiffe, konnten die Pelzvorräthe auf den Booten stromauf in's Innere gebracht werden. Doch

M. Dougal, längst heimlich im Bunde mit der Nordwest-Compagnie, ließ sich in Unterhandlungen ein. Endlich am 22. Oktober 1813 unterzeichnete er die Abtretung von „Astoria" an die Nordwest-Compagnie und überließ derselben sämmtliche Pelzvorräthe für den Ankaufspreis, d. h. für den dritten Theil ihres Werthes, ebenso alle übrigen Waarenbestände. Die Bediensteten der Gesellschaft erhielten ihre rückständigen Löhne und freie Rückreise zu Lande nach Canada. Dann wurde die englische Flagge aufgezogen — und „Astoria" war übergeben.



Winterquartier der Pelzjäger.

Trotz dieses mißlichen Ausgangs seiner Unternehmung gab Astor nicht jegliche Hoffnung auf. Der Friede gab „Astoria" an die Vereinigten Staaten zurück. Er machte nunmehr der Regierung zu Washington den Antrag, sein Unternehmen unter dem Schutze einer Garnison zu erneuern. Man versprach ihm auch Unterstützung seitens des Gouvernements, es geschah aber Nichts. Und so verblieb die Nordwest-Compagnie im Besitz des Pelzhandels an der Küste des Stillen Meers.

Uebrigens gingen um diese Zeit die Geschäfte der englischen Pelzhandels-Gesellschaften eben nicht glänzend. Denn die von Napoleon verhängte Kontinentalsperre hatte zur Folge gehabt, daß die Hudsonsbai-Compagnie in den Jahren 1808 — 1813 ihren Aktionären keinen Pfennig Zinsen zu zahlen vermochte,

und daß die Zinsen der Nordwest-Gesellschaft, welche unter gewöhnlichen Verhältnissen 25 % und in günstigen Jahren sogar 40 % Dividende gewährte, auf 1—1½ Prozent herabsanken. Ferner machte sich 1814 der lange genährte Groll der beiden englischen Gesellschaften, der sich bis dahin in Schmähschriften und im Herabdrücken der Preise geäußert hatte, in offenen Feindseligkeiten Luft, so daß während zweier Jahre, bis endlich die englische Regierung zur Herstellung des Landfriedens einschritt, ein förmlicher Krieg zwischen den britischen Pelzhandels-Compagnien — die sich erst 1821 zu einer einzigen Gesellschaft, zur Neuen Hudsonsbai-Compagnie, verschmolzen — mit größter Erbitterung geführt wurde. Hierdurch ward Astor wenigstens die Genugthuung zu Theil, daß, wennschon sein großartiger Entwurf mißglückt war, doch auch seine englischen Widersacher über herbe Verluste zu klagen hatten.

Bis in die jüngste Zeit hinein ist die Ausfuhr von Pelzwaaren an den Küsten des Stillen Meeres von Bedeutung gewesen. Das Monopol, welches die Hudsonsbai-Compagnie besaß, ist jedoch seit 1859 abgeschafft und der Pelzhandel freigegeben worden. Vermöge der dadurch eingetretenen Konkurrenz zahlreicher Einkäufer erhalten die Rothhäute höhere Preise als früher für die Pelze. Aber sie bekommen nun auch Branntwein, so viel sie wollen, was zur Zeit des Monopols nicht der Fall war; und seitdem sind die Fehden unter den rothen Jägerstämmen so häufig und blutig geworden, daß die Söhne des Waldes, durch das Feuerwasser bethört, sich gegenseitig ausrotten. Auch die Pelzthiere vermindern sich bei der zunehmenden Verfolgung, doch werden sie immer noch durch die Gebirge am Columbia streifen, wenn längst die letzte Rothhaut zum „großen Geiste" eingegangen ist. Ein neues Geschlecht tritt an ihre Stelle — Columbia ist seit 1858 eines der ersten Goldländer der Welt; der Golddigger hat den Pelzjäger verdrängt.

Auch der Pelzhandel selbst hat mittlerweile mancherlei Wandelungen erfahren. Fassen wir dessen Bewegung auf dem europäischen Kontinent ins Auge, so hat sich neben London in jüngster Zeit Leipzig für den Handel mit Rauchwaaren zum ersten Verkehrsplatz der Welt erhoben. Zur Ostermesse werden dorthin alle Pelzfelle aus ganz Deutschland und den angrenzenden Ländern gebracht, die der vorhergegangene Winter geliefert hat, also: Füchse, Edelmarder, Steinmarder, Iltis, Ottern, Dachse und Hasenfelle; sodann Kaninchen, Katzen aller Art und Lammfelle. Weiterhin findet man dort die auf den großen russischen Märkten, sowie auf denen des skandinavischen Nordens für das Ausland gekauften Felle, als: Veh (Eichhörnchen), Hermeline, Zobel, weiße und blaue Füchse, Hasenfelle, persische, astrachanische und russische Lammfelle. Alle Länder senden ihre Kontingente an Rauchwaaren ein, und dieselbe Waarenzufuhr wiederholt sich zur Michaelismesse in ähnlicher Weise, mit Ausnahme der deutschen Wildwaaren, die in der Regel zur Ostermesse so ziemlich geräumt werden. Um die Großartigkeit dieses Handelszweiges schlagend nachzuweisen, führen wir hier an, daß nach Leipzig jährlich 4,000,000 Hasen- u. Kaninchen-, 400,000 Waschbären-, 70,000 Biber-, 450,000 Marder- u. Iltis-, 160,000 Hermelin-, 40,000 Zobel-, 2,000,000 Bisam-, 50,000 Seehunds- u. 6000 Bärenfelle zu Markte gebracht werden. Die Zufuhren haben einen Gesammtwerth von sechs bis sieben Millionen Thaler,

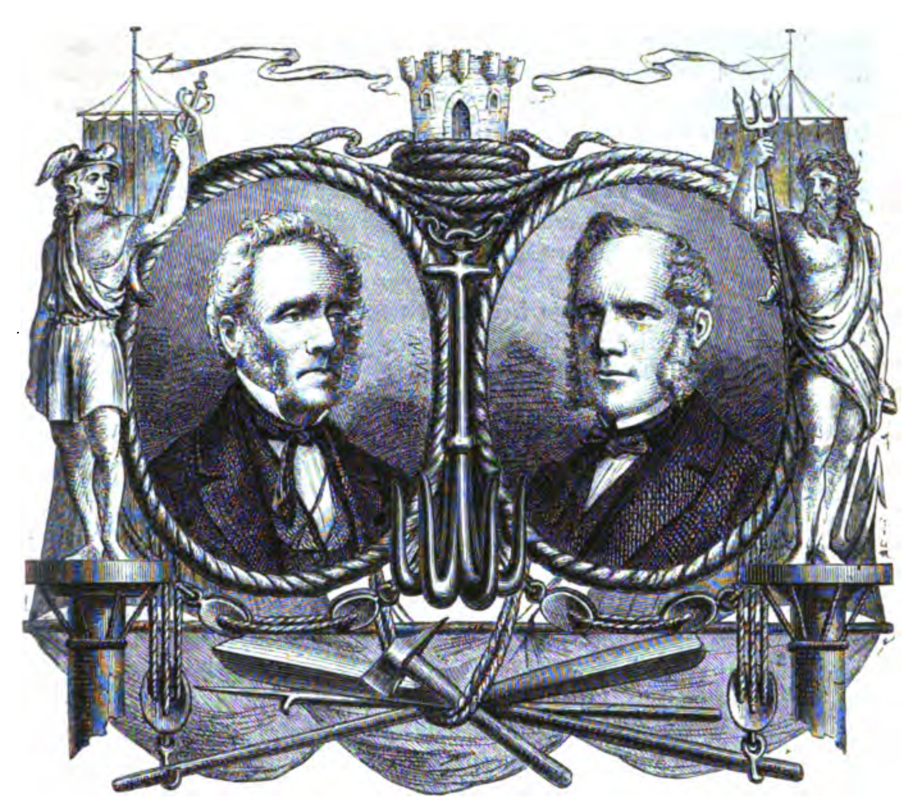
und dieser Werth repräsentirt ungefähr den dritten Theil der jährlichen Ausbeute der ganzen Erde, soweit diese auf auswärtige Märkte verführt wird. Was nun insbesondere die aus Amerika dem deutschen Meßplatz zugeführten Rauchwaaren und deren Werth im Einzelnen betrifft, so werden die höchsten Preise, welche sich bis zu 300 bis 400 Thlrn. für das Stück stellen, für die Pelze von Silberfüchsen und Seeottern gezahlt. Der verhältnißmäßig hohe Werth dieser Pelzwaaren entspricht natürlich ihrem seltenen Vorkommen, denn sie erscheinen nur in wenigen Hunderten von Exemplaren (Silberfüchse gegen 500, Seeottern gegen 200) auf dem Leipziger Markte. Weit geringer stellen sich dagegen die Durchschnittspreise für fast alle anderen amerikanischen Pelzwerke. Während nämlich die Felle von Kreuzfüchsen, deren jährliche Einfuhr etwa 2500 Stück beträgt, mit 12 Thlrn. das Stück, gewöhnliche Bärenfelle, von denen, wie schon oben bemerkt, ca. 6000 auf dem Markt erscheinen, mit 10 Thlrn. bezahlt werden, kommen letzteren im Werthe am nächsten die Felle von gemeinen Ottern (12,500 à ca. 9½ Thlr.), von Zobeln (30,000 à 8⅓ Thlr.), virginischen Iltissen (8000 à 8⅛ Thlr.) und Pelzseehunden (20,000 à 6 Thlr.). Ferner erreichen Biberfelle, wovon etwa 70,000 auf den Markt gelangen, einen Durchschnittspreis von beinahe 4⅓ Thlr., Nörze (25,000) von 4 Thlrn., Vielfraße (2000) und Luchse (15,000) 3 Thlr., Wölfe (3000) und Rothfüchse (40,000) 2—2½ Thlr. Dagegen fallen die Werthe bei den meisten übrigen Pelzwerken auf 1 bis unter 1 Thlr. für das Stück. Zwar kommt das Fell des Weißfuchses, wovon jährlich etwa 8000 eingeführt werden, noch bis auf 1⅞ Thlr., dagegen wird für die Felle von Waschbären (50,000), Seehunden, Coipus (50,000), Grisfüchsen (12,000) und Kittfüchsen (7000) selten mehr als 1 Thlr. à Stück bezahlt, und die Felle des Skunks, die in 75,000 Stück auf den Markt kommen, werden durchschnittlich mit 24 Sgr., sowie die des Chinchilla, von denen 30,000 Stück in den Handel gebracht werden, mit 2 bis 3½ Thaler bezahlt. Bei dem Bisam, das in der großen Zahl von 2 Millionen zum Verkaufe gelangt, sinkt der Preis bis auf 11¼ Sgr., ja bei dem Opossum (10,000) sogar bis auf 7½ Sgr. das Stück.

So schmerzliche Verluste auch Astor bei seiner denkwürdigen Expedition nach dem Stillen Ozean erlitt, auf seine Vermögensverhältnisse und die Ausdehnung seiner Geschäfte übten jene Einbußen keinen merklichen Einfluß. Seine wohlangelegten Operationen im Pelzhandel in Verbindung mit der von ihm abhängigen Amerikanischen Gesellschaft gingen ungestört fort und brachten ihm Gewinne, welche die Kosten der Astoria-Unternehmung bei Weitem aufwogen. Weiterhin hatte Astor sein Vermögen durch eine andere glückliche Spekulation in's Ungemessene vermehrt. Mit richtiger Voraussicht des riesigen Wachsthums von New-York — dessen Einwohnerzahl im Jahre 1790 erst 30,000 betrug und im Jahre 1825 bereits auf 166,000 gewachsen war — legte er schon frühzeitig jedes Jahr einen bedeutenden Theil seines Gewinnes in Bauplätzen in und um New-York an. Man wird heute kaum einen der neuen Theile der großen Handelsmetropole betreten, in welchem nicht eine Anzahl Gebäude den Astors gehörten. Wie sicher und ruhig dabei der weitausschauende Mann zu Werke ging, wie er selbst bei den kühnsten Spekulationen nie seine Kräfte überstieg, erhellt am

Besten daraus, daß nie auch nur ein Fußbreit seiner Besitzungen mit fremdem Gelde belastet war. Das Vermögen, welches Astor im Laufe eines halben Jahrhunderts angesammelt hatte, belief sich auf wenigstens 20 Mill. Dollars. Nach dem Zeugnisse Aller, welche ihn näher kannten, machte er von seinem Reichthume den besten Gebrauch. Freigebig zeigte er sich freilich nicht in dem Sinne, daß er Jedem gab, der da forderte. Dazu war er zu sehr Kaufmann; er wollte wissen, wem er gab. Wußte er aber eine Gabe gut angebracht, dann schenkte er gern und reichlich.

Schon bei Lebzeiten dotirte er eine Anzahl öffentlicher Anstalten, wie die German Society und die Gesellschaft zur Unterstützung alter bedürftiger Frauen. In seinem Testamente vermachte er beiden weitere 25,000 resp. 20,000 Dollars. Den Armen seines Geburtsortes Walldorf hinterließ er 50,000 Dollars. Die ansehnlichste Gabe erhielt jedoch die Stadt selbst, in welcher er der Reichste geworden war, durch ein Vermächtniß von 400,000 Dollars zum Bau einer Bibliothek, die, wie wir schon im Eingange sahen, eine der größten Zierden New-Yorks geworden ist. Sein unterm 4. Juli 1836 niedergelegter Wille erklärt, daß diese Schenkung dem Wunsche entsprungen sei, dem Gemeinwohl der Stadt New-York zu dienen und zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse wie zum allgemeinen Besten der Gemeinde beizutragen. Der Sohn und Erbe Astor's machte der Bibliothek später noch ein Geschenk, bestehend aus einer Sammlung von Werken technischen und gewerblichen Inhalts, und erbaute außerdem auf eigene Kosten neben der Bibliothek ein gleich großes Gebäude zu verwandtem Zwecke.

Die letzten 20 Jahre seines Lebens verbrachte Johann Jakob Astor zurückgezogen im Kreise seiner Kinder und Enkel und in der Gesellschaft gebildeter Männer. Zu seinen besten Freunden zählte der treffliche Washington Irving, sein Testamentsvollstrecker, welcher auch sein Biograph geworden ist Wie ihn das Glück bei seinen Unternehmungen mehr als andere Sterbliche begünstigt hatte, so war ihm auch das ungewöhnliche Alter von nahezu 85 Jahren beschieden. In den letzten Jahren vor seinem Tode, welcher am 29. März 1848 erfolgte, erschien wol seine Gestalt etwas von der Last der Jahre niedergebeugt und seine Körperkräfte waren dahingeschwunden, aber der Geist des seltenen Mannes war ungewöhnlich frisch geblieben. So erhielt er sich einen guten Theil der ehemaligen Originalität und Heiterkeit. In Anbetracht der gewohnten vormaligen Thätigkeit bis zur letzten Periode seines Lebens legte er eine seltene Resignation an den Tag, als die Hülflosigkeit des Alters sich immer mehr einstellte. Als ihm das Licht der Augen den Dienst zu versagen anfing und er somit der Lektüre entsagen mußte, bestand seine liebste Erholung im Gespräch mit lieben Freunden und Verwandten. Die Gesellschaft mußte ihn für den Mangel anderer Zerstreuungen entschädigen. Und man plauderte gern mit ihm, denn Alle, die den alten Herrn näher kannten, waren ihm in hohem Grade zugethan. Nur Jene, welchen sein eigenthümlicher Charakter fremd geblieben, hielten ihn für abstoßend. Sein Ende war sanft und schmerzlos. Das Andenken an diesen berühmten Pionier des Welthandels wird auf beiden Küsten Amerika's lebendig erhalten: im Osten durch seine Stiftungen, im Westen durch den Namen Astoria, der für immer mit der Mündung des Columbia verbunden ist.



Robert Miles Sloman und Konsul Hermann Heinrich Meier.

Cornelius Vanderbilt,

der große New-Yorker Unternehmer, Rheder und Schiffbaumeister.

1.

Blick auf die Entwickelung der Schifffahrt und den heutigen Stand der Hamburger und Bremer Rhederei.

Eine Sage erzählt: in alter grauer Zeit hätte ein Mann sinnend am Ufer des Flusses gestanden, als ein Baumstamm dahertrieb und auf diesem ein Eichhörnchen, das von demselben getragen, glücklich den trockenen Boden erreicht habe. Der Mann sah es; was der kleine Springer aus Instinkt, that er nun aus Ueberlegung, er ward — der erste Schiffer. Wol ist's nur eine Sage, aber eine Sage voll Wahrheit: die Vorsehung gab dem am Gestade der Flüsse und Meere wohnenden Menschen einen Fingerzeig und denselben verstehend, höhlte dieser Baumstämme aus und vertraute sich in denselben den Wogen an.

Kein Geschichtschreiber meldet den Namen des Kühnen, welcher es zuerst wagte, sich den Wellen des tückischen Meeres anzuvertrauen. Vielleicht gab gleichfalls ein auf den Fluten dahin schwimmender Baumstamm zu dem Gedanken Veranlassung, mehrere Holzstücke zu einem Flosse zu vereinigen, oder einen größeren Stamm zu einem Boot auszuhöhlen, wie dies heut zu Tage die Indianer Amerika's und manche afrikanische Negervölker immer noch nicht anders wissen. Freilich durften sich die ersten Seeleute mit solch' unvollkommenen Fahrzeugen nicht weit in den Ozean hinauswagen, und die ältesten Schiffer konnten daher nur Küstenfahrer sein.

Wiewol der Schiffer es so leicht nicht wagte, sich weit von der Küste zu entfernen, und nur bei Tage im hellen Sonnenschein fahren konnte, und so unbedeutend auch diese Küstenfahrten unsern Augen erscheinen mögen, so waren sie doch von dem tiefgreifendsten Einfluß auf Kultur und Handel. Man rückte sich näher, gelangte auf eine bequemere Weise zu einem Austausch der Mittel, zur Befriedigung wachsender Bedürfnisse, — und vermochte dieses in demselben Grade leichter und bequemer auszuführen, als sich die Fahrten ausdehnten. Damit war der erste Schritt gethan, den mächtigen Meeresriesen dem Dienste des Menschen unterthänig zu machen. Freilich vergingen darüber Jahrtausende, Jahrtausende harter Kämpfe mit der Uebermacht der Naturkräfte. Blicken wir heute auf die Entwickelung zurück, welche während dieser langen Zeit unser Geschlecht genommen, so läßt sich mit Fug und Recht behaupten, daß die Geschichte der Schifffahrt zugleich die Geschichte des Handels wie der Menschheit selbst ist. Wir leiten daher diesen Abschnitt, welcher der Vorführung eines der verdienstvollsten Förderer der Handels-Schifffahrt gilt, naturgemäß dadurch ein, daß wir uns die hauptsächlichsten Momente aus der Entwickelung der Schifffahrt in's Gedächtniß zurückrufen.

In grauer Vorzeit, als die Bedürfnisse der Menschen noch geringfügiger Natur waren und die Unbeholfenheit der ersten Fahrzeuge weitere Reisen verbot, bestand der ganze Handelsverkehr in dem Austausche weniger Natur- und gewerblicher Produkte zwischen den Nachbarländern, und zwar wurde derselbe meist zu Lande durch karawanenartige Transporte vermittelt. Einzelne Küstenstrecken, durch ihre die Schifffahrt erleichternde Lage begünstigt, machten jedoch schon früh eine Ausnahme, und vor Allem fällt in der Geschichte des Weltverkehrs die indisch-arabische Verkehrsbewegung auf, die älteste zu Wasser unterhaltene Handelsverbindung, über welche unsere Geschichtsquellen Nachricht geben. Hiermit trat die Küstenschifffahrt immer mehr aus ihren bisherigen engen Grenzen. Doch erst dann gelangten die Völker über das Stadium des Küstenverkehrs hinaus, als aus dem leichten Kahn nach und nach ein festeres, ein seetüchtiges Schiff geworden war.

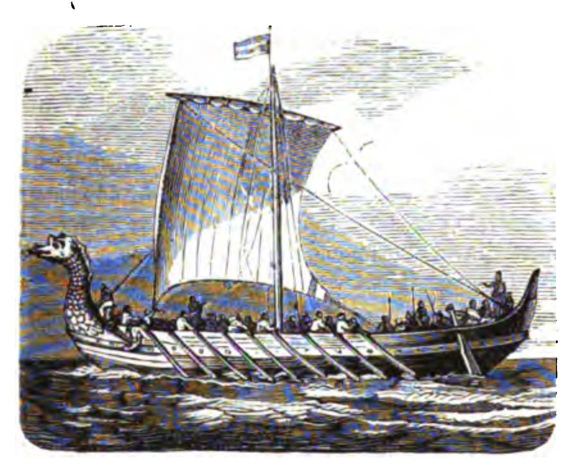
Mit jeder Erweiterung des Gesichtskreises der Nationen des Alterthums gewann auch das Schiffswesen an Vervollkommnung und der Küstenbewohner und Handeltreibende an Kühnheit. Immer weiter wagte er sich hinaus auf die wogende See, und als die Phönizier, freundlich blinkenden Sternen trauend, mit dem Kiel die purpurnen Fluten des Mittelmeeres durchfurchten, wurden bald auch entlegenere Länder in das Gebiet des Verkehrs gezogen. Heute noch

staunen wir über die Kühnheit dieser geborenen See- und Handelsleute, die sich nicht damit begnügten, nur das Mittelmeer zu durchkreuzen, sondern auch tief hinein in den Atlantischen Ozean zu steuern und die Nord- und Ostsee zu befahren wagten, ja welche schon den Plan verfolgten, Afrika zu umsegeln. Unser Staunen wächst, wenn wir bedenken, wie mangelhaft ihre nautischen Kenntnisse, wie unausgebildet die Schiffsbaukunst jener Tage war, obschon die Schiffer von Tyrus und Karthago Fahrzeuge verschiedener Konstruktion gehabt haben müssen, da uns von tiefgehenden und ganz flachen berichtet wird. Ein bedeutender Fortschritt im Schiffsbau war es, als die Bewohner der unfern der makedonischen Küste gelegenen Insel Tarsos ihren Fahrzeugen eine Art Verdeck gaben, das bald allgemeine Aufnahme fand. Die beiden genannten Völkerschaften sind es übrigens nicht allein, die im Alterthum zur Vervollkommnung der Schifffahrt und damit zur Ausbreitung des Handels thätig waren; jede Schifffahrt treibende Nation trug ihr Theil dazu bei. Jene Entwickelung der Schiffsbaukunst und des Seewesens fand aber nicht nur an den Ufern des Mittelländischen Meeres statt, sondern es schritten auch weit von einander entfernte Völker darin in ihrer Weise vorwärts. Die Chinesen und Japanesen sind von Alters her nicht zu verachtende Schiffsbauer und Schiffer gewesen, die Malayen nicht minder, welche, von Insel zu Insel fortschreitend, einen großen Theil der südlichen Erdhälfte bevölkerten. Ihre muthmaßlichen Nachkommen, die Bewohner der Südsee-Inseln, sind der Kunst ihrer Väter eingedenk geblieben, denn auch sie machten, lange bevor ein Europäer in ihre Gewässer kam, wochenlange Reisen zwischen den größeren Inseln in ihren Segelbooten durch weite Meeresstrecken, nur von Sonne und Sternen geleitet.

Die vorhin erwähnten zwei Arten von Schiffen scheinen durch die Phönizier auch bei den übrigen Völkern des Alterthums Eingang gefunden zu haben. Die vorn und hinten spitz zulaufenden Ruderschiffe erhielten mit der Zeit nach der Zahl der Schiffsmannschaft verschiedene Namen. Anfangs hatte man deren mit nur einer, später mit zwei, drei und mehr Reihen Ruderer; bei den Karthagern und Römern fünf, bei den Schiffen Alexander's des Großen zehn, Ptolemäus Soter zwölf und bei dem größten bekannten Schiffe der Alten, das Ptolemäus Philopator um 200 v. Chr. hatte bauen lassen, gar vierzig Ruderbänke. Diese Ruderschiffe sind bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Mittelmeer vorherrschend geblieben; was ihnen an Bequemlichkeit abging, suchte man vielfach durch Pracht zu ersetzen. Die Geschichte des Schiffbaues erwähnt ganz besonders Hiero's zwanzigreihiges Ruderschiff, dessen Ausstattung in späteren Jahrhunderten die Venetianer durch ihren majestätischen „Bucentaur“ (vergl. S. 7), auf dem der Doge seine Vermählung mit dem Meere feierte, nicht zu übertreffen vermochten.

Bedeutendes für die Entwickelung des Seewesens geschah im Norden Europa's. Mit der ihnen angebornen Kühnheit wagten sich die germanischen Küstenbewohner, namentlich die Friesen und Sachsen, anfangs nur mit aus Weiden geflochtenen Fahrzeugen, hinaus auf die See. Später erst benutzte man Segel und Masten, vervollkommnete Steuerruder und Anker, gab dem Schiffe breite Flanken und einen großen Spiegel, plattern Boden und geringern Tiefgang, und so konnten vom 9. bis 12. Jahrhundert die beutegierigen Nor-

mannen mit ihren Drakars (Seedrachen, von denen die nachstehende Abbildung eine Anschauung giebt) die Herren der nördlichen Meere, die Schrecken der Küstenbewohner werden. Diese Drakars, von verschiedener Größe, waren Fahrzeuge, deren Bauweise an die Gestalt jener fabelhaften Seeungethüme erinnerte, und sie trugen meist auch als Wahrzeichen das aus Holz geschnitzte Bild eines Drachen an der Spitze des Schiffsschnabels. In den Chroniken jener Zeit wird Olaf Trygväson's Drakar als besonders stark, überaus geräumig und prachtvoll geschildert.



Normannisches Schiff aus dem X. Jahrhundert.

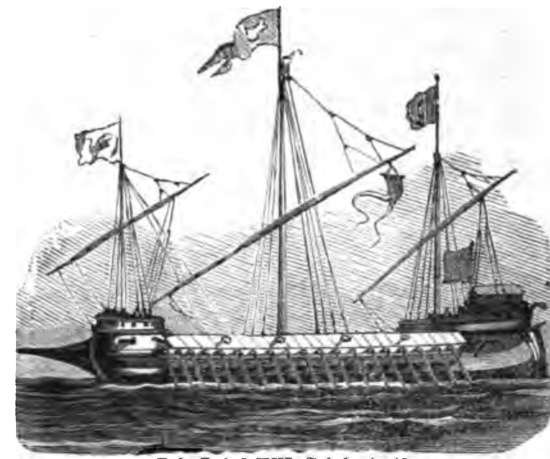
Aehnlich den Drakars waren die Sekkars, die Schlangenschiffe, die, weniger lang, breit und hoch, meist nur einen Mast hatten, dennoch aber vor andern den Vortheil des schnellern Segelns boten. Auch ihr Vordertheil war mit aus Holz geschnitzten Figuren verziert, eine Gewohnheit, die bei den verschiedensten Nationen Platz griff und nach und nach ein Mittel abgab, um die Schiffe zu unterscheiden.

Wie schon die Normannen für Schnellfahrten ihre Sekkars, so baute man im XII. Jahrhundert zu demselben Zweck die oft genannten Galeeren, zuerst einmastige Schiffe mit nur einer Ruderbank. Die in dieser Zeit ebenfalls gebräuchliche, schnellsegelnde Galione war nur kürzer gebaut, die Galea grossa dagegen breiter und bauchiger, mit zwei, drei und mehr Ruderbänken. Schon diese verschiedenen Namen zeigen, daß man im Schiffsbau recht rührig war, und als erst die Kreuzzüge eine Menge Fahrzeuge in Anspruch nahmen, geschah noch bedeutend mehr. Urkunden aus damaliger Zeit geben Einzelnheiten über Einrichtung und damalige Form der Schiffe. So besaß das Schiff „Santa Maria“, das von dem Kreuzheer Ludwig's



Kreuzfahrer-Schiff (Schiff Ludwig's des Heiligen) aus dem 13. Jahrhundert.

des Heiligen mit zur Ueberfahrt benutzt wurde, eine Länge von 108 Fuß, zwei Verdecke und zwei Masten, zwei Kampanjen über einander, zwei Oberläufe, eine Galerie von 4—5 Fuß zum Kampfe und war mit 110 Matrosen bemannt. In demselben Jahrhundert bauten die Skandinavier bereits dreimastige Fahrzeuge (vergl. S. 185).


Galeasse des XVI. Jahrhunderts.

Daß mit jedem Fortschritte im Schiffswesen Handel und Verkehr an Ausdehnung gewannen, bedarf kaum einer Andeutung. Die Normannen zwar erwarben sich in dieser Beziehung kein sonderliches Verdienst, denn die von ihnen ersonnenen Verbesserungen liefen zumeist nur darauf hinaus, ihnen bei ihren Raub- und Eroberungszügen förderlich zu sein. Was sie nicht leisteten, versuchten skandinavische und isländische Seefahrer, die mit ihren unzureichenden Fahrzeugen über das Atlantische Meer bis zur Küste von Amerika gelangten. Dennoch kann man die waghalsigsten der im Mittelalter aufgetretenen Schifffahrer nicht eher Seefahrer nennen, bevor sie nicht des Gebrauchs des Kompasses, dessen allgemeinere Anwendung erst nach dem XI. Jahrhundert Platz greift, kundig waren. — Ganz natürlich! Was wir heute unter Schifffahrtskunde verstehen, darin war man damals ja noch nicht über die nöthigsten Anfangsgründe hinausgekommen! Wie schwer hielt es nur, die Rückkehr zur Heimat zu finden oder sich auf der unendlichen Wasserwüste zurecht zu finden, sobald man die Richtung aus dem Auge verloren. Allerdings richtete man sich nach der Sonne und kannte feststehende Sterne; aber wie dann, wenn die erstere nicht schien und Wolkenschleier die letzteren verhüllten? Erst nach Erfindung des Kompasses war es


Der „Great Harry“ aus dem XVI. Jahrhundert.

möglich, daß die Schifffahrt zur Seefahrt, daß das Schiff das großartigste Verkehrsmittel, der Vermittler zwischen Welttheil und Welttheil wurde.

Nach allgemeiner Aufnahme des Kompasses, und in Folge einer ganzen Reihe von Fortschritten im Seewesen, gewannen nach und nach vornehmlich die Nationen und Staaten an Bedeutung und gelangten zu Uebergewicht, welche die seetüchtigsten waren. Und so treten eben so oft in friedlichem als in blutigem Ringen unter einander in den Vordergrund Venetianer (vergl. Abbildg. S. 10), Genuesen und Italiener überhaupt, Araber, Portugiesen und Spanier, Franzosen und Engländer, Niederländer und Deutsche (Hansabund, vergl. S. 201).

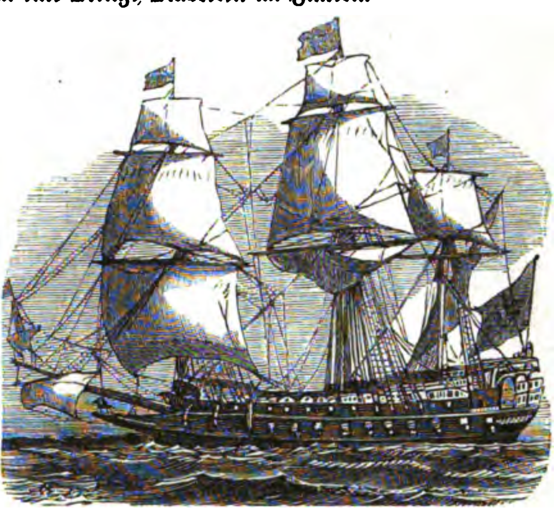


Die Caravellen des Columbus aus dem XV. Jahrhundert.

Während des XIV., XV. und XVI. Jahrhunderts spielten eine große Rolle die Carrequen, die anfangs zwei, dann drei und vier Masten, im XVI. Jahrhundert drei, zuletzt sieben Verdecke hatten und eine Tragfähigkeit bis zu 1400 Tonnen besaßen. Neben ihnen waren die Galeassen im Gebrauch, Ruderschiffe mit 32 Bänken, deren historisch berühmtestes der schon oben erwähnte Bucentaur Venedigs ist, und die noch bis auf die neuere Zeit herab in Ansehen blieben. Unbedeutender waren die Caravellen, ursprünglich bloße Barken, später viermastige Schiffe mit einem Verdeck. Drei derselben haben sich jedoch einen unsterblichen Namen erworben: „Santa Maria", „La Pinta" und „La Niña", die Schiffe, mit denen Christoph Columbus vom Hafen Palos aus seine Entdeckungsreise antrat, durch deren glückliches Gelingen die Schifffahrt den riesigsten Aufschwung und der Handel eine ungeahnte Ausdehnung nahm. Spaniens Marine blühte neben jener Portugals schnell empor, Holland, Frankreich und England wetteiferten mit einander. Eine Verbesserung im Schiffsbau folgte der andern; der im Jahre 1503 in Portsmouth gebaute „Great Harry" war ein mächtiges, Ehrfurcht gebietendes Kriegsschiff (vergl. Abbildg. S. 493), der 1637 in Woolwich-Kent „zum Ruhme der britischen Ma-

jestät" erbaute „König der Meere" der Stolz des XVII. Jahrhunderts. Dieses Schiff hatte zwei Galerien auf beiden Seiten, drei Verdecke und eine Länge von 232 Fuß. Seine Ausstattung und Verzierung war eine echt königliche. An dem Hintersteven entfaltete eine Viktoria ihre Flügel, die Galerien waren mit Trophäen, Emblemen und Schildern aller Art bedeckt; aber der „König der Meere" zeigte nicht blos königlichen Glanz, sondern auch königliche Macht. Seine Ausrüstung bestand aus Kanonen und Halbkanonen auf der untern Batterie, 30 Stückpforten mit Feldschlangen auf der zweiten, 36 Stückpforten für Geschütze kleinern Kalibers auf der dritten Galerie und 13 aufgeprotzte Geschütze, außerdem eine Menge Musketen im Innern.

Mit solchen Schiffen ließ sich schon Etwas leisten, und an kühnen Unternehmungen hat es denn auch im Zeitalter der Entdeckungen und im Verlaufe der nächsten Jahrhunderte, der dritten Periode der Entwicklung der Segelschifffahrt, nicht gefehlt.



Der „König der Meere" (aus dem XVII. Jahrhundert).

Innerhalb dieses Zeitraums hatten Europa's bisherige Verhältnisse eine gänzliche Umgestaltung erfahren. Die Reihefolge großer, weltbewegender Entdeckungen haben wir früher bereits (S. 142) in's Auge gefaßt. Der Auffindung des Seewegs nach Ostindien und nach Amerika schlossen sich Entdeckungen auf Entdeckungen an; eine ganze Reihe kühner Seefahrer fanden und erforschten nach und nach eine Menge Inseln und unbekannte Erdstrecken. Alle diese Fahrten bilden Epochen in der Geschichte des Seewesens und des Handels, der sich immer mehr zum Welthandel gestaltete. Eine Zeitlang schien es, als solle die Oberherrschaft zur See einen Anspruch auf Weltherrschaft begründen können. Aus den Händen der Spanier ging das Uebergewicht auf dem Meere auf die Holländer und später, nach Jahrhunderte langen Kämpfen mit seinen Rivalen, auf Großbritannien über.

Bedeutendes im Schiffsbau leistete auch das XVIII. Jahrhundert. Seine Fahrzeuge zeichnen sich durch eine ansehnliche Vermehrung und Verbesserung des Segelwerks aus und waren so tüchtig und solid gebaut, daß der „Ozean", eines der stattlichsten Schiffe seiner Zeit — er wurde 1760 erbaut und später nach neueren Grundsätzen zum Theil umgebaut — noch heute auf dem Meere schwimmt. Aber nicht nur der Schiffsbau wurde vervollkommnet, sondern man suchte auch für Handel und Verkehr neue Gebiete zu erschließen. Besondere Ver-

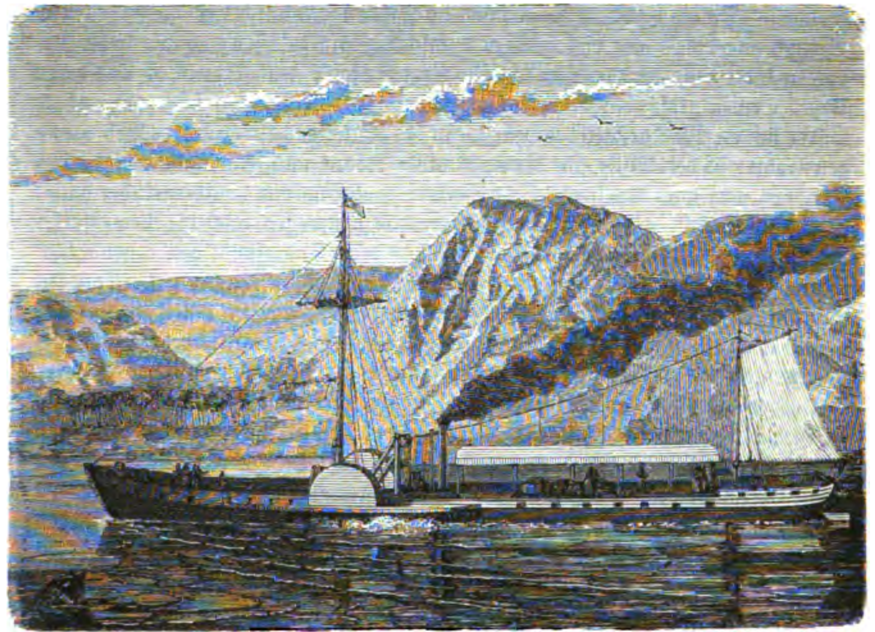
dienste um Schifffahrt und Weltverkehr erwarb sich vornehmlich James Cook, dessen Name in der Reihe der Seefahrer stets mit Ruhm genannt werden wird (geboren 1728 und am 14. Februar 1779 von den Wilden auf Owaihi erschlagen). Seine Entdeckungen dehnten Englands Handel bis auf die Westküste Nordamerika's und nach der bis dahin unbekannten Südsee aus; den Seefahrern gab er die genauesten Bestimmungen über Längen und Breiten, der ganzen gebildeten Welt großartige Erweiterungen ihrer geographischen und naturgeschichtlichen Kenntnisse.



Dampfer und Segel-Linienschiffe bei Spithead.

Die durchgreifendsten und einflußreichsten Fortschritte im Schiffswesen — sie sind durch die preiswürdigen Anstrengungen während der letzten vierzig Jahre gemacht worden — Größe, Tragfähigkeit, Schnelligkeit, verbunden mit Eleganz, zeichnen die jetzigen Fahrzeuge aus; sind diese auch nicht mit äußerer Pracht überladen, wie vormals der oben geschilderte „König der Meere", so bietet doch ein heutiges Kriegsschiff, insbesondere bei festlichen Gelegenheiten eine Escadre derselben, einen Anblick dar, gegen den die Erscheinung einer Flottille jener einst so gepriesenen Schiffe aus den vergangenen Jahrhunderten ganz und gar in den Hintergrund tritt. — Und doch, was ist dies Alles gegen die Erfindung des Dampfschiffes, wodurch die ganze bisherige Schifffahrt umgestaltet ward!

Die Anwendung des Dampfes als Triebkraft bei Fahrzeugen war ein Problem, womit sich Jahrhunderte lang eine ganze Anzahl erfindungslustiger Köpfe beschäftigte. Schon hundert Jahre vor Fulton's folgenreichem Vorgehen fuhr Papin mit einem durch Dampf bewegten Räderschiff von Kassel nach Münden, während nach Watt's denkwürdigen Verbesserungen der Dampfmaschine 1775 Perier in Frankreich das erste Dampfschiff konstruirte, mit dem man aber noch nicht stromaufwärts zu fahren vermochte. Auch Jonathan Fitch, ein Uhrmacher in Philadelphia, ließ 1788 ein Dampfboot vom Stapel, dessen Kessel jedoch sprang. Denselben unbefriedigenden Erfolg erlebten eine Reihe anderer Versuche, wie beispielsweise jene von Livingstone, Stevens, Jouffroi, Kingsley u. A.



Fulton's erstes Dampfschiff, der „Clermont".

Das erste wirklich brauchbare Dampfboot hat auf Patrik Miller's Veranlassung der Montan-Techniker Symington erbaut. Die „Charlotte Dundas", durch eine doppelt wirkende Watt'sche Dampfmaschine in Bewegung gesetzt, diente dem Schleppdienste auf dem Forth-Clyde-Kanal. Eigenthümlicher Weise trug der im Ganzen befriedigende Erfolg nicht zur Aufmunterung bei. Endlich, im Jahre 1807, gelang es Robert Fulton, ein Dampfboot, den mit einer Boulton-Watt'schen Maschine von 20 Pferdekraft ausgerüsteten „Clermont", herzustellen, dessen erster Versuch, von New-York aus den Hudson zu befahren, im August des genannten Jahres so wohl gelang, daß mit dem darauf folgenden 4. September die ersten regelmäßigen Fahrten beginnen konnten. Doch bedurfte der „Clermont" noch immer, um den Weg von New-York nach Albany (150 Meilen stromaufwärts) zurückzulegen, 32 Stunden, während das Dampfschiff „Champlain" 25 Jahre später hierzu nur noch $8^3/_4$ Stunden gebrauchte.

Der Erfinder des Dampfschiffes, Robert Fulton, geboren im Jahre 1765 in Little-Britain (Pennsylvanien), war von Haus aus seines Zeichens ein Goldschmied, der später zum Porträt-Maler avancirte. James Watt's vielbesprochene Verbesserungen der Dampfmaschine und dessen Erfolge reizten den sinnreichen Amerikaner zur Nachahmung. Schon im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts beschäftigte er sich mit Herstellung eines submarinen Bootes, sowie eines Torpedo's. Durch Ausführung des Problems der Dampfschifffahrt hat er jedoch seinem Namen den unvergänglichsten Ruhm erworben. Aber auch bei ihm bewährte sich der alte Erfahrungssatz, daß es sogar dem erfinderisch'sten Kopfe überaus schwer fällt, sich zur verdienten Anerkennung durchzuringen. Da ein von dem Amerikaner im Jahre 1803 auf der Seine angestellter Versuch allerdings gar viel noch zu wünschen übrig gelassen, nannte selbst Napoleon I. die neue, weltbewegende Erfindung Fulton's „eine Spielerei" und deren Urheber einen großsprecherischen Schwindler. Und dennoch — wie ganz anders würde sich die Welt gestaltet haben, wenn der Kaiser des Amerikaners Bedeutung gewürdigt, in der Stille eine Dampfflottille erbaut und seine unüberwindlichen Legionen statt nach Rußlands Schneefeldern nach England hinübergeführt hätte!

Mit derselben Geringschätzung betrachteten indessen auch die New-Yorker die sogenannte „Fulton-Thorheit", wie das erste Dampfboot von den ungläubigen Zeitgenossen genannt wurde. Kaum daß sich die nächsten Verwandten und Freunde des Erfinders dazu bestimmen ließen, an der ersten Probefahrt desselben Theil zu nehmen. Die an Bord Anwesenden zeigten verdrießliche Gesichter, und als gar eine momentane Stockung in der Bewegung des Schiffes eintrat, demüthigte tausendstimmiges Hohngelächter vom Ufer her den trotzdem gelassen dreinblickenden Fulton. Befriedigender ließ sich dagegen die erste regelmäßige, mit 12 Passagieren angetretene Fahrt auf dem Hudson an, welche mit dem „Clermont" ausgeführt wurde, der, ursprünglich nur 100 Fuß lang, 12 Fuß breit und 7 Fuß tief, im nächsten Jahre schon verlängert und breiter gebaut werden mußte. Indessen immer nur — eine Nußschale gegen die jetzigen Dampfriesen! — Fulton erlebte es noch, daß statt seines „Clermont" regelmäßig sieben Dampfer den Hudson befuhren.

Die Lebensfähigkeit der neuen Erfindung war erwiesen und das Gelingen seines Unternehmens verschaffte Fulton ein Patent zum alleinigen Betrieb der Dampfschifffahrt auf den bedeutendsten Flüssen der Union. Das Monopol wurde jedoch von mehreren Staaten heftig bestritten und gab Veranlassung zu kostspieligen und langwierigen Prozessen, so daß dem Erfinder zuletzt nur zwei Flüsse zur Ausübung seines Vorrechts übrig blieben. Noth und Sorge verbitterten seine Tage. In Folge einer Erkältung bei einer Fahrt über den Hudson heftig erkrankt, starb Fulton in höchst bedrängten Umständen am 24. Februar 1815, mit Zurücklassung von mehr als 100,000 Dollars Schulden. Noch kurz vor seinem Tode beschäftigte ihn die Anwendung der Dampfmaschine bei den Kriegsschiffen, nachdem der Kongreß während des Kriegs mit England den Beschluß gefaßt, nach Fulton's Angaben eine Dampffregatte, welche den Namen des Erfinders des Dampfschiffes tragen sollte, erbauen zu lassen. Dieselbe, ein Doppelschiff von 152 Fuß Länge, 57 Fuß Breite und mit 32 Kanonen ausge-

rüstet, lief jedoch erst nach erfolgtem Friedensschluß vom Stapel. Sie war mit einem Schaufelrade versehen, welches durch eine Dampfmaschine von 120 Pferdekraft in Bewegung gesetzt wurde und seinen Platz inmitten zwischen den beiden Schiffskörpern hatte. — Fulton's Verdienste kamen — spät genug — erst seinen Hinterlassenen zu Gute. Vierzehn Jahre nach dem Tode des Vaters ließ der Kongreß der Vereinigten Staaten dessen Kindern 5000 Dollars und nach 32 Jahren (1847!) denselben weitere 76,300 Dollars auszahlen.

Schnell verbreitete sich die Dampfschifffahrt in Amerika; im Jahre 1810 gelangte das erste Schiff den Ohio hinab nach New-Orleans, 1822 durchfurchten schon 70 Dampfer die Fluten des Mississippi. Die Fahrt von New-Orleans bis zum Ohiofall, wozu man vormals drei bis vier Monate gebrauchte, wurde nun in 12—14 Tagen zurückgelegt; 1838 zählte man in Nordamerika bereits 800 Dampfschiffe. — Fünf Jahre nach dem Gelingen der ersten Fulton'schen Unternehmung fand seine Erfindung auch in Europa Eingang. Der Engländer Henry Bell führte Fulton's Werk in seinem Vaterlande weiter aus, indeß erschien erst 1813 das erste, im darauf folgenden nächsten Jahre (1815) das zweite Dampfschiff auf der Themse, doch war 1824 die Zahl der englischen Dampfer schon auf 160 und im Jahre 1832 auf 500 gestiegen. Ogden's Versuch, mit einem kleinen Dampfer das Weltmeer zu befahren, folgte 1821 die Reise der „Savannah" von New-York nach Liverpool (in 20 Tagen) sowie nach Petersburg; 1825 begab sich das erste Dampfschiff von London nach Kalkutta und langte daselbst nach 100 Tagen an.

Auf dem Rhein erschien das erste Dampfschiff am 12. Juli 1816 bei Köln, in demselben Jahre in Frankreich (18. März in Havre, 28. März in Paris) sowie im Mittelländischen Meere. Weitere vier Jahre vergingen jedoch, ehe die neue Erfindung im Adriatischen und Bottnischen Meerbusen Zutritt gewann. Erst im Jahre 1822 erhielten der Bodensee sowie der Genfersee je ein Boot, zwischen Wien und Pest fuhr im Jahre 1823 auch eines, ebenso 1825 eines zwischen Rotterdam, Köln und Mannheim. 1830 gelangte der erste europäische Dampfer nach China, 1833 befuhr ein solcher den Niger. Der erste Dampfer, welcher die Welt umsegelte, war das britische Regierungs-Dampfschiff, der „Driver", welches 1842 England verließ, jedoch erst nach mehreren Jahren dahin zurückkehrte. — Seit Erscheinen des „Clermont" auf dem Hudson, 4. September 1807, welche Ausbreitung hat nicht in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von 60 Jahren die Dampfschifffahrt gewonnen! Fünfhundert Dampfer allein befahren die Flüsse Amerika's. Fast alle Meere und Seen, selbst die kleinen schottischen, schweizerischen und bayrischen Seen, sowie die großen und mittleren Ströme Europa's, werden von Dampfern durchfurcht, bei schönem und schlechtem Wetter, bei Windstille und Sturm, mit und gegen den Strom. Die nordamerikanische Union, das Vaterland der Dampfschifffahrt, hat sich bisher in Bezug auf Zweckmäßigkeit der Bauweise, Leistungsfähigkeit und Schnelligkeit ihrer Schiffe von keiner mitbewerbenden Nation überholen lassen. Was ihre Etablissements zu schaffen vermögen, haben die erstaunlichen Leistungen derselben während des großen vierjährigen Bürgerkrieges dargethan. Vornehmlich an Schnelligkeit übertreffen die großen amerikanischen Flußdampfer alle

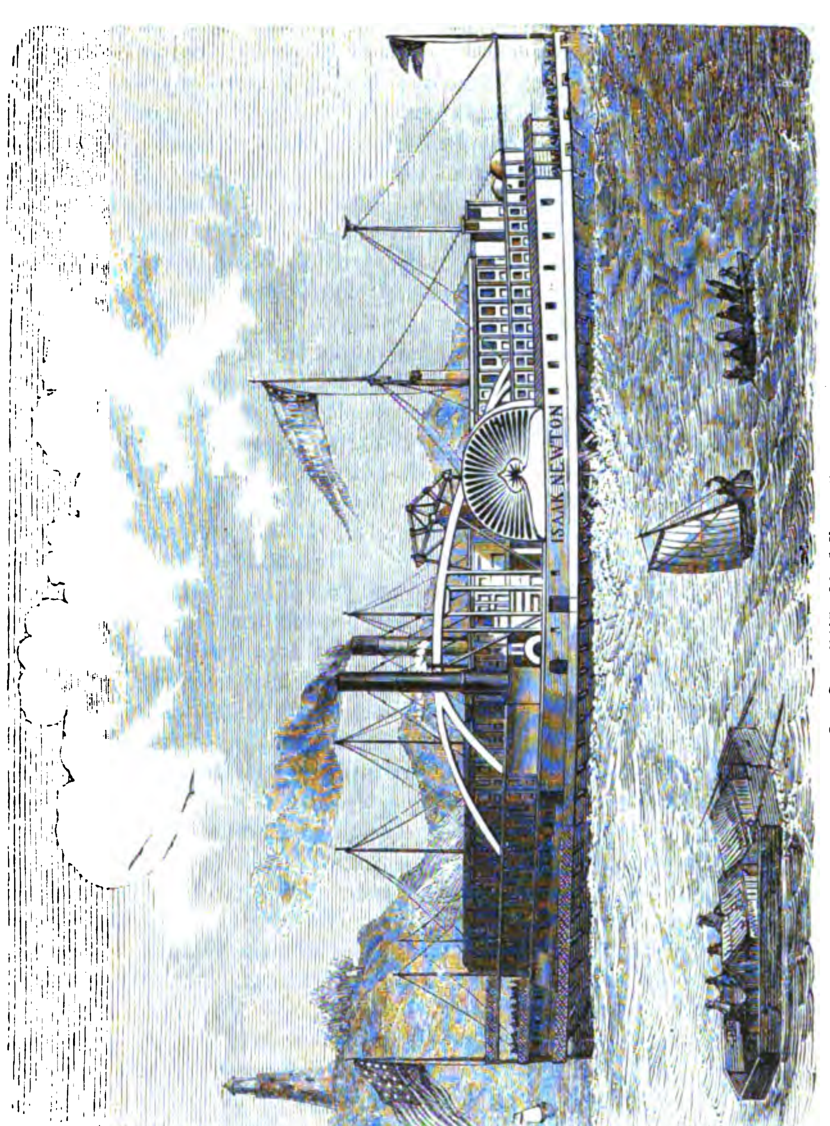
Konkurrenten. Sie durcheilen mehr als 20 englische Meilen in der Stunde, während die Engländer es nicht viel über 16 englische Meilen gebracht haben. Indessen liegt der amerikanische Schiffsbau seit Wiedereintritt des Friedens ersichtlich darnieder. — Das neben abgebildete prächtige Flußdampfboot „Isaak Newton“ zeigt die hohe Stufe, zu welcher in unserer Zeit die Dampfschifffahrt sich emporgeschwungen. Das Fahrzeug hat seinen Namen, der an Englands größten Mathematiker erinnert, von seinem Erbauer, einem Manne, der sich aus den ärmlichsten Verhältnissen — er war Handarbeiter, dann Drucker und Soldat — zu einer der glänzendsten Stellungen in seinem Vaterlande emporgeschwungen hat.

Dieser Dampfer, welcher die Strecke zwischen New-York und Albany in der Regel in $6\frac{1}{2}$ Stunden durchfährt (während Fulton mit dem „Clermont“ beinahe 29 Stunden brauchte), ist 405 Fuß lang, 78 Fuß breit, 47 Fuß hoch und trägt 1945 Tonnen Last. Die Maschine wird durch zwei 43 Fuß lange Kessel gespeist, und die Schaufelräder haben einen Durchmesser von 40 Fuß. Das Schiff enthält 220 Familien- und Staatszimmer und überdies noch 250 Kojen für Passagiere. Die Mannschaft mit den Offizieren zählt 75 Köpfe. Im Ganzen gewährt der „Isaak Newton“ Schlafstätten für 900 Personen. Er kann also die Bewohner einer kleinen Stadt auf einmal transportiren.

Der hintere Theil des Hauptdecks ist der Damensalon, 90 Fuß lang. An jeder Seite sind Zimmer und Lagerstätten, und in Bezug auf Meublement und Schmuck ist Alles gethan, was Damen nur immer wünschen können. In dem über den eigentlichen Schiffsraum an beiden Seiten hinausreichenden Deck liegen die Dampfkessel, die Kohlenräume, die Küche, die Gasbereitungs-Anstalt, die Löschanstalten, die Pumpen und die Zimmer für die Offiziere. Der hier noch übrige Raum ist zur Aufnahme leichter Frachtstücke, des Passagiergutes u. s. w. bestimmt. Das dritte oder Promenadendeck ist in drei große Salons getheilt, deren Decke das vierte Deck bildet. Der letztere oder große Salon ist viel bewundert worden, wegen seiner prachtvollen Malereien, seiner Beleuchtung, seinem Meublement u. s. w. In allen diesen Zimmern, desgleichen in den Ankleidezimmern, in der Küche u. s. w., befinden sich dieselben Vorrichtungen wie in den Gemächern eines komfortabel eingerichteten Hauses. Auch hat der „Isaak Newton“ einen eigenen Apparat, in welchem das Gas zur Erleuchtung des Schiffes erzeugt wird, und zwar aus Harz und Sägespänen. Man braucht etwa vier Stunden, um so viel Gas zu erzeugen, daß man 120 Flammen auf dem Schiffe speisen kann. Vortrefflich sind ferner die Einrichtungen und Anstalten auf diesem Musterschiffe gegen Feuersgefahr. Es findet sich darauf eine große Dampffeuerspritze nebst drei Handspritzen; kupferne Röhren leiten das Wasser nach allen Theilen. Mittelst dieser Vorrichtungen können die oberen Decks binnen drei Minuten unter Wasser gesetzt werden.

Wie ganz anderes erscheint daneben das erste Dampfschiff! Man traute ihm keineswegs die Fähigkeit zu, eine hervorragende Rolle im Weltverkehr zu spielen, ja man hielt es höchsten Falls für den Fluß- und Küstenverkehr, nicht aber geeignet zur Befahrung des weiten Ozeans.

Begreiflich! Wie sollte man die Kohlenmasse, die fast allen Raum des Schiffes für sich in Anspruch nahm, unterbringen und weitere Vorräthe für weite Fahrten beschaffen?



Das Dampfschiff „Isaak Newton“.

Unterwegs Stationen anzulegen, wo neue Vorräthe eingenommen werden konnten, das schien doch gar zu weitläufig und unpraktisch zu sein. Man versuchte und untersuchte und — das schwierigste Problem wurde gelöst, indem man den Schiffen einen ungewöhnlich hohen Tonnengehalt gab. Es verbraucht nämlich ein Dampfer von beispielsweise 2000 Tonnen für gleiche Entfernung relativ weniger Kohlen als ein Dampfer von 200 Tonnen; er fährt also wohlfeiler und vermag, wenn er nur groß genug ist, die längsten Strecken

zurückzulegen, ohne Kohlen einzunehmen. Darauf fußend, erbaute 1838 eine englische Handelscompagnie den „Great Western“, einen eisernen Dampfer von 128 englischen Fuß Länge und 35½ Fuß Breite mit Maschinen von 500 Pferdekraft, der in 16 Tagen von Bristol nach New-York fuhr und so glänzende Resultate lieferte, daß nach wenig Jahren schon noch großartigere Unternehmungen ins Leben traten. Im Jahre 1844 wurde der „Great Britain“ erbaut, 322 Fuß lang und 51 Fuß breit, der nur nach Amerika schifft; 1853 das eiserne Dampfschiff „Himalaya“, 370 Fuß lang und 43 Fuß breit, für das Mittelmeer, 1856 die „Persia“ mit einer Länge von 390 und einer Breite von 45 Fuß. Sie verbraucht täglich 120 Tonnen Kohlen, bedarf also für ihre transatlantische Fahrt, um auf alle Fälle gerüstet zu sein, 1400 Tonnen Kohlenvorrath. Ihre Tragfähigkeit beläuft sich auf 5400 Tonnen, so daß, abgesehen vom Gewicht der Maschinen und nautischen Instrumente, 4000 Tonnen für Fracht übrig bleiben. Für längere Reisen würden aber selbst diese Schiffe nicht geeignet erscheinen, wenn nicht Gelegenheit geboten wäre, den Kohlenvorrath zu ergänzen. Deshalb hat man einen Dampfer von noch kolossaleren Dimensionen gebaut, den „Great Eastern“ (vormals „Leviathan“), der eine Länge von 680 englischen Fuß und eine Breite von 83 Fuß besitzt. Nicht minder oft sind wir den Namen der „Arabia“, des „Atlantic“ begegnet.

Der „Great Eastern“ ist ein Werk des Ingenieurs Brunel, des „Vaters der transatlantischen Dampfschifffahrt“, auf den Werften von Scott Russell and Compagnie in Millwall an der Themse aus Eisen erbaut, und im Februar 1858 nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten vom Stapel gelassen worden. Der Schiffsraum des Riesen wird durch zehn wasserdichte Wände in die Quere und durch zwei, je 350 Fuß lange Wände in der Richtung der großen Achse in 24 völlig geschlossene Abtheilungen zerlegt, sodaß die Beschädigung einer einzelnen die übrigen nicht berühren kann. Die für Passagiere eingerichteten Räume fassen 4000 Insassen, ungerechnet die Bemannung. Für die Bequemlichkeit der Reisenden ist auf's Beste gesorgt worden. Die Salons und Schlafstellen befinden sich in der Mitte des Schiffes, wo die Schwankung am geringsten ist, die ohnehin mit der Größe des Fahrzeuges abnimmt. Der „Great Eastern“ wird bewegt durch eine Dampfgewalt von 11,500 Pferdekräften und durch Schaufelräder von 56 Fuß Durchmesser. Neben ihnen ist zugleich eine Schraube thätig, die größte, die bisher zur Schifffahrt angewendet wurde, im Schaft 160 Fuß lang, 24 Fuß im Durchmesser und 60 Tonnen schwer. Und damit Alles vereinigt ist, was je zur Vervollkommnung der Schifffahrt ersonnen wurde, sind auch sieben Masten vorhanden, die 6500 Geviert-Ellen Segeltuch ausspannen lassen. Und doch braucht dieses Riesenschiff nur 400 Matrosen, da die schwersten Arbeiten durch Maschinen verrichtet werden. Ohne „Dampfmatrosen“ würde es auch schlimm aussehen, da die zehn Anker des Schiffes nicht weniger als 50 Tonnen, die 800 Faden langen Ankerketten 98 und die großen Winden gar 100 Tonnen wiegen. — Selbstverständlich erleiden die sonst gewöhnlichen Einrichtungen beim „Great Eastern“ wesentliche Modifikationen. Hängt doch eine förmliche Flottille, aus zwei Schraubendampfern von je 100 Fuß Länge und weiterhin aus 21 Booten bestehend, als Zugabe hinter den mächtigen Rädern des Kolosses!

Um Befehle an den Mann am Steuer oder den Maschinenmeister auszurichten, reicht bei der, eine englische Achtelmeile betragenden Länge des Schiffes



Der „Great Eastern". Rüstung zur Abfahrt nach Deptford

das Sprachrohr nicht aus, da muß zum Telegraphiren die Zuflucht genommen werden, und so überbringt am Tage ein Gliedertelegraph die Befehle des Kapitäns, bei Nacht übernimmt ein System bunter Lichter diesen Dienst.

Das Wichtigste an dem Schiffe bleiben die Kohlenräume. Die seitherigen Dampfschiffe verbrauchten auf einer Reise nach und von Indien oder Australien durchschnittlich 4—6000 Tonnen Kohlen, die sie nur zum kleinsten Theil in England, vielmehr meist auf Zwischenstationen und dort natürlich zu zwei- und dreimal höherem Preise aufnehmen mußten, wobei sie auf ihrer Fahrt jedesmal 10—12 Tage verloren. Der „Great Eastern" würde seinen Kohlenbedarf für die Hin- und Rückreise in England laden, was er bei einer Tragfähigkeit von 27,000 Tonnen leicht vermöchte. Dadurch sparte er nicht nur an Zeit, so daß er von England um das Kap der guten Hoffnung nach Indien in 30—33, nach Australien in 33—36 Tagen überfahren könnte, sondern auch bedeutend an Kosten, weil er in England seinen Kohlenbedarf um ein Drittel wohlfeiler bezieht als auf den Zwischenstationen. Für 5000 Tonnen Güterfracht bleibt immerhin noch Raum übrig, und so würde er auf jährlich vier Touren 16,000 Personen und 20,000 Tonnen Fracht hin und zurück befördern können, wäre also für sich allein im Stande gewesen, sämmtliche Passagiere und Truppentransporte nach den ostindischen Kolonien, sowie alle Waaren Indiens, Gewürze, Farbestoffe, Seide u. s. w., nach Europa zu bringen, hätten ihn nicht Unfälle auf Unfälle betroffen und zöge man es nicht vor, den „großen Ostenfahrer" gar nicht nach Osten zu senden, vielmehr zwischen Europa und Amerika für ihn gelegentlich Verwendung zu suchen, wie die Legung des atlantischen Kabels im vorigen Jahr, der Omnibusdienst zur Pariser Weltausstellung von 1867 u. s. w.

Das erste und noch jetzt viel angewandte System beim Bau der Dampfschiffe war das der Räderschiffe; man legte die Welle quer durch's Schiff und versah ihre Enden mit Schaufelrädern. Da die letzteren mit ihren Gehäusen einen bedeutenden Raum wegnehmen und bei Kriegsschiffen dem Feinde einen allzu bequemen Zielpunkt für die Kugel darbieten, so sann man lange darüber nach, wie der forttreibende Apparat so klein und gegen feindliches Geschütz so gesichert als möglich anzulegen sei. Schon zu Anfang unseres Jahrhunderts war für Segelschiffe bei Windstillen die Anwendung der archimedischen Schraube, der sogenannten Wasserschnecke, empfohlen worden, aber ohne Erfolg; jetzt kam man darauf zurück. Die Ehre der Erfindung der Propellerschraube wird von mehreren Nationen, u. A. auch von Deutschland beansprucht. Und in der That, das Problem hatte der Oesterreicher Ressel längst schon durch Anwendung der Schraube bei einem Triester Fahrzeug gelöst, freilich ohne dafür die rechte Anerkennung gefunden zu haben, als in Folge eines in England ausgesetzten Preises sich auch ein gewisser Samuel Brown die Lösung der Aufgabe angelegen sein ließ und in der That auch den Preis verdiente, indem er ein Themseschiff mit Hülfe der Schraube mit größerer Schnelligkeit fortbewegte, als durch die bisherigen Schaufelräder möglich war; 1836 nahm ein anderer Engländer, Namens Smith, mit Hülfe des Schweden Ericsson die Sache von Neuem auf und nach dessen Angaben wurde das erste Schraubenschiff sowie später ein größeres, der „Archimedes" von 232 Tonnen und 80 Pferdekraft, erbaut, welches sich in jeder Hinsicht als so zweckmäßig erwies, daß von nun an die Schraube gar bald in allgemeine Aufnahme kam. Unterdessen hatte Sauvage in Frankreich gleichfalls die Schraube in Anwendung gebracht, und bereits im

Jahre 1842 lief das französische Schraubenschiff „Napoleon" zu Havre vom Stapel; auch das eben geschilderte Riesenschiff „Great Eastern" wird, wie wir schon bemerkten, durch die Schraube mit bewegt. Die Schraubenmaschinen besitzen den großen Vortheil, daß sie den Schiffen gestatten, die vollständige Takelage eines Segelschiffes zu führen und daher jeden günstigen Wind auf's Beste auszunutzen, wodurch viel Feuerungsmaterial erspart und bei langen Reisen viel billiger gefahren wird, als dies Radschiffen möglich ist.


Schiffsschraube.

Doch ist man nicht bei Anwendung der Schrauben stehen geblieben. Man hatte schon längst die Beobachtung gemacht, daß das unten auf einer Seite eines Gefäßes ausströmende Wasser, weil es einen Druck in entgegengesetzter Richtung ausübte, zum Vorwärtstreiben der Fahrzeuge benutzt werden könnte. Besitzt nämlich ein mit Wasser gefülltes Gefäß keine Seitenöffnung, so drückt ersteres auf letzteres mit einem seiner Schwere entsprechenden Drucke gleichmäßig nach allen Seiten hin. Da in diesem Falle stets zwei gedrückte Theile der Seitenwände in der nämlichen Höhe sich einander gegenüber befinden, haben alle Seiten einen gleich starken Druck auszuhalten, dessen Wirkung wegen der entgegengesetzten, einander das Gegengewicht haltenden Lagen sich selbst aufhebt. Ist dagegen in einer Seitenwand eine Oeffnung, so strömt das Wasser durch dieselbe mit einer Schnelligkeit, die dem auf ihm liegenden Drucke entspricht, wobei dann der der Oeffnung gerade gegenüber befindliche Punkt eine der Wasserschwere gleichkommende Pression erleidet, die, weil kein Gegendruck sie aufhebt, das Gefäß in der der Wasserausströmung entgegengesetzten Richtung treibt. Dies Naturgesetz ist maßgebend geworden bei der Anwendung der Reaktionskraft des Wassers für Dampfschiffe. Nachdem schon 1661 ein gewisser Togood in England ein Patent auf eine Erfindung genommen hatte, der zu Folge er mittels des Wasserausströmens Fahrzeuge in Bewegung setzen wollte, folgten ihm im Laufe der Zeit ein halbes Hundert verwandte Erfinder nach, ohne daß es denselben jedoch gelungen wäre, eine große Anerkennung einzuernten. Erst der Ingenieur R. W. Ruthven in Edinburg, welcher nach dem sogenannten Reaktions-Propellersysteme 1851 mit einem 30 Fuß langen, 5 Fuß breiten und 13 Zoll Wassertiefe besitzenden eisernen Dampfer auf der „Firth of Forth" glückliche Versuche anstellte, erregte die allgemeine Aufmerksamkeit. Indem er mittels einer eigenen, von ihm erfundenen Vorrichtung das zur Bewegung dienende Wasser durch zwei nach beiden Seiten des Schiffes laufende Röhren aus rechtwinkelig angebrachten, drei Zoll weiten Mundstücken ausströmen ließ, war er im Stande, dem Fahrzeuge, je nach der Stellung der

Mundstücke, entweder eine beliebige Richtung zu geben oder auch Stillstand zu gebieten. Ruthven's System wurde nun mehrfach in Anwendung gebracht. So wurde zu Anfang 1856 von Seydel in Grabow bei Stettin unter Beihülfe der preußischen Regierung das Schiff „Albert", im Sommer 1862 von der Gewerkschaft John Cockerill zu Seraing ein 140 Fuß langer, 13 Fuß breiter und 27 Zoll (englisch) tiefgehender Reaktionsdampfer zum Befahren der Maas zwischen Seraing und Lüttich, endlich in noch größerem Maßstabe das englische Kanonenboot „Waterwitch" (162 Fuß lang, 32 Fuß breit und 13 Fuß 9 Zoll tief mit 778 Tonnen Gehalt) in neuester Zeit nach dem Reaktions-Propellerprinzip hergestellt.

Der neuesten Zeit gehört der Schiffbau aus lauter Eisen an. Hierdurch ist wiederum ein bedeutsamer augenfälliger Fortschritt erfolgt. Es würde hier zu weit führen, wollten wir alle Vortheile und Nachtheile der Holz- und der Eisenkonstruktion in Rücksicht auf Schiffbau gegen einander abwägen. Das Eisen, um nur Etwas hervorzuheben, bietet einen beträchtlichen Gewinn an innerem Raum und die Möglichkeit zur Konstruktion jener schwimmenden Kolosse, die wir als eine bedeutsame Erscheinung schon früher gewürdigt haben.

So ist denn seit Einführung des Kompasses und in Folge der Vervollkommnung der nautischen Instrumente für die Hebung unendlich Vieles durch Erbauung von Leuchtthürmen, Anwendung der Taucherglocken sowie durch Einrichtung von Rettungsstationen ganz Außerordentliches für die Sicherung der Schifffahrt geschehen; aber die Herrschaft über die widerstrebenden Naturgewalten war damit noch nicht errungen. Diese läßt sich nur gewinnen durch sorgfältige Beobachtung, gründliches Studium der eintretenden Erscheinungen, die, so regellos sie auch zu sein scheinen, doch bestimmten Gesetzen unterliegen. Und hier begegnen wir einer ganzen Reihe der ausgezeichnetsten Gelehrten, welche diesem hochwichtigen Gegenstand ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben und zum Theil noch zuwenden, obenan der verdienstvolle Deutsche, Professor Dove, gleichzeitig der Engländer Oberst Read, der Amerikaner Kapitän Maury, weiterhin Benchey, Delamanche, Lahure, H. James, Pidington, Quetelet u. v. A. Durch diese ist das Gesetz der Winde und Stürme erforscht und dann der praktischen Schifffahrtskunde zur Ausbeutung überlassen worden. Noch können wir kaum die Tragweite dieser großartigen Fortschritte übersehen; daß sie aber von der höchsten Wichtigkeit sind, ist augenfällig.

Ehedem hielt man das gewaltige Meer für eine ruhende Wassermasse, welche nur durch den Einfluß der Winde im Wogenschlag und durch den Einfluß von Mond und Sonne in Flut und Ebbe sich bewege. Erst während des letzten Jahrzehnts hat man die durch andere Ursachen veranlaßten Strömungen desselben genauer verfolgt und verzeichnet. Die Meeresströmungen sind für die Schifffahrt von gleicher Wichtigkeit wie die regelmäßigen Winde, und ihre Kenntniß ist für den Schiffer Dasselbe, was für den Landreisenden die Kenntniß der Wege. Die genaue Erforschung derselben hat in neuester Zeit in der Schifffahrt einen Umschwung hervorgebracht, wie kaum die Einführung der Dampfmaschine ihn stärker hervorzurufen vermochte. Durch die erfolgreichen Bemühungen praktischer Seemänner und gelehrter Denker ist man jetzt in den Stand gesetzt, vom Studirtische aus dem Seefahrer praktische Regeln für die

Leitung des Schiffes vorzuzeichnen, um in der nördlichen gemäßigten Zone ein Fahrzeug so viel als möglich dem Bereich eines dasselbe treffenden Wirbelsturmes entgehen zu lassen. Dove lehrt: „Wenn bei stark fallendem Barometer der Wind als Südost einsetzt und sich durch Süd nach West hindreht, so muß das Schiff nach Südost hinsteuern; setzt hingegen der Wind in östlicher Richtung ein, um nach Nord hin umzuschlagen, so muß das Schiff nach Nordosten steuern." — Kapitän Maury's Verdienst ist es, mit Hülfe genauer Rücksichtnahme auf die zu bestimmten Jahreszeiten regelmäßig eintreffenden Winde und die Strömungen des Ozeans den Schiffsführern zutreffende Regeln an die Hand gegeben zu haben, durch deren Befolgung die bisherigen Wege bedeutend abgekürzt, viel Zeit und viel Geld erspart werden kann. So ist z. B. der Weg von New-York nach San-Francisco einer der schwierigsten und längsten, die der Welthandel kennt, und doch ist er bereits in Folge der Arbeiten des oben genannten unermüdlichen Amerikaners eine in allen ihren Chancen, ihren Vortheilen und Hindernissen bekannte Route geworden, so daß man sich nicht scheut, ein „Wettrennen" darauf einzugehen.

Ein wesentlicher Vorzug unseres heutigen Seewesens besteht in der vorzüglichen Beschaffenheit der nautischen Instrumente, von denen ja nicht selten Wohl und Wehe eines Schiffes abhängt. So exakt gearbeitete Beobachtungs-Instrumente und Seeuhren, wie wir sie jetzt haben, kannten freilich die älteren Seefahrer nicht. Mit ihrer Hülfe ist der Schiffer jetzt im Stande, mit größter Genauigkeit den Punkt im weiten Ozean zu bestimmen, wo er sich eben befindet, und seine Seekarte, das Produkt unzähliger fleißiger Untersuchungen der befahrensten Gewässer, sagt ihm dann, ob ihm Klippen oder Untiefen in der Nähe drohen, oder ob er freies Wasser hat zu ungefährdeter Weiterfahrt.

Verlassen wir jetzt die Einzelheiten, mit denen wir uns beschäftigt haben, um den Höhepunkt, welchen der Schiffbau heut zu Tage gewonnen, zu bestimmen, so laden wir nunmehr den Leser ein, sein Auge noch über das großartige Treiben, die wunderbare Verkettung der Interessen aller Länder und Nationen, schweifen zu lassen. Jeder dient nur dem eigenen Interesse, jedes einzelne Glied hat meist nichts als den eigenen Vortheil im Auge, und doch arbeiten Alle, wenn auch unbewußt, an einem großen Zwecke der Menschheit: Ausgleichung der räumlichen und zeitlichen Verschiedenheiten der Erde sammt derjenigen ihrer Bewohner. Was die glühende Sonne der Tropen erzeugt und reift, was die gemäßigte Wärme mittlerer Breiten hervorruft, was die gütige Natur noch in den eisigen Gefilden des Nordens den Menschen giebt, Alles kommt der ganzen Welt zu Gute oder wird ihr Eigenthum. Wir laben uns an dem erquickenden Safte der Orange, wir nähren uns mit dem Reis, den der Bewohner Amerika's in den Sümpfen zieht, ohne der Miasmen zu achten, die der Boden aushaucht, und wir wärmen uns mit dem Pelze, den der Jäger in den Schneefeldern Siberiens erjagte. Daheim fabriziren wir Tuche und baumwollene Gewänder, Werkzeuge und Waffen, Cigarren und Spielwaaren und tauschen diese Erzeugnisse gegen die Produkte ferner Zonen und Länder ein. Mit Bewunderung erfüllt uns diese zauberische Macht des Welthandels, der die Verbrüderung der

Menschheit über die unermeßliche Meeresfläche hinweg geschaffen hat. Rußland sendet uns sein Getreide und seine Pelze, Hanf und Flachs, Talg, Potasche, Kupfer und Holz; Frankreich giebt Wein und Oel, Seide und Modewaaren; von Spanien empfangen wir Seesalz und Orangen, Quecksilber und Kork; von Italien Südfrüchte, Seide und Oel; von Griechenland Korinthen, Feigen, Oel und Seide; von der Türkei Teppiche und Oelfrüchte, Seide und Getreide, Gerbstoffe und Blutegel; England versieht uns mit Steinkohlen, Eisen, Garnen, Geweben und den unzähligen Erzeugnissen seiner industriellen Bevölkerung.

Die Schiffe, welche den Ozean durchschneiden, sind beladen mit den Reichthümern ferner Welttheile, mit Baumwolle, Tabak, Mehl, Reis, Harz und Erdöl von Nordamerika, mit Silber, Kakao, Cochenille, Indigo, Mahagony und andern Hölzern von Centralamerika, mit Kaffee und Zucker, Farbe- und Nutzhölzern von Westindien und Brasilien. Die weiten Ebenen Südamerika's sind der Tummelplatz der Herden, welche in den Saladeros von Buenos-Ayres, Montevideo und Riogrande geschlachtet werden, damit wir Häute und Felle für unsere Lederfabriken bekommen. Die Ueberreste von Millionen und abermals Millionen Seevögeln, die seit dem Auftauchen Amerika's aus den Wellen auf den Inseln an der Küste Peru's sich ansammelten, werden in Schiffe geladen und über das weite Meer zu uns gebracht, damit unsere erschöpften Felder neue Fruchtbarkeit erlangen. Die mächtigen Lager von salpetersaurem Natron in Peru und Chili liefern unsern chemischen Fabriken das Rohmaterial. Ostindiens Gewürze und Harze, seine Baumwolle und sein Reis, sein Indigo und Lackdye, sein Lein- und Rapssamen, sein Zucker und Oel, Java's Kaffee und Tabak, Thee, Zucker und Indigo, China's Seide und Thee, Afrika's Elfenbein und Palmöl — Alles fließt in den Lagern und Magazinen von Liverpool und London, Marseille und Havre, Rotterdam, Amsterdam und Antwerpen, Hamburg, Bremen, Danzig und Stettin, Genua, Livorno und Triest zusammen, um von da in die Hände der Konsumenten, vornehmlich in die der Fabrikanten zu gelangen.

Dank der zunehmenden Pflege aller Einrichtungen, welche ebenso der Verbindung der Welttheile und Völker unter sich, also dem Weltverkehr dienen, als sie den Binnenverkehr und die Wohlfahrt kleinerer Kreise heben und ihnen neue Kräfte zuführen, thut sich auf dem Gebiete der völkerverbindenden Schifffahrt fort und fort eine fast unübersehbare Thätigkeit kund. Sie steigert sich mit jedem Augenblick, in welchem Länder und Menschen durch Telegraphen, Eisenbahnen und Schifffahrtslinien einander näher gerückt werden. Welchen Nutzen zieht nur die deutsche Schifffahrt aus dem Wetteifer, der hinsichtlich ihrer transatlantischen Verbindungen zwischen unseren Handelsmetropolen Bremen und Hamburg herrscht! Diese beiden Hansastädte sind an der Nordsee die Ausgangspforten für den großen atlantischen Verkehr Deutschlands. Beide haben sich in ihrer Art als rivalisirende Schwestern mächtig entwickelt und jede hat Vorzüge vor der andern, aber auf beide kann das Vaterland mit gerechtem Stolz blicken. Bald ist Bremen, bald Hamburg im Vorsprung. Im Jahre 1865 beförderte Bremen 17,800 Tonnen Waaren, Hamburg 20,400. Von über 50,000 Passagieren, welche den Weg nach der Neuen Welt einschlugen, kommen auf Bremen 21,756, auf Hamburg 29,902. Der Hamburger Rhederei dienten zu Ende des

Jahres 1865 eine Zahl von 539 Schiffen, zusammen 125,565 Lasten à 4000 Pfund führend, darunter 22 Seedampfschiffe, sämmtlich von Eisen. Diese Hamburger Dampfer gelten als ausgezeichnete Schiffe, die, geführt von wettererprobten Seeleuten, es vollkommen mit den besten englischen Fahrzeugen aufnehmen. Ihre regelmäßigen Touren richten sich nach England, Holland, Belgien, Frankreich. Außerdem geht wöchentlich ein großer Dampfer von 1500 Last nach New-York ab. Solcher Dampfer besitzt die „Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Aktien-Gesellschaft" gegenwärtig nicht weniger als neun.



Hamburger Auswanderer-Schiff. Zwischendeck.

Sie sind erfolgreiche Konkurrenten des „Norddeutschen Lloyd" in Bremen und schlagen dieselbe Fahrbahn wie dessen Schiffe ein. Hamburg's Hafen suchten aus überseeischen Häfen 503 Schiffe, aus europäischen 4683 Schiffe auf. Diese 5186 Schiffe führten heran eine Gütermasse von 815,602 Lasten, während 5000 auslaufende Schiffe 811,000 Lasten weitertrugen. In Bremen kamen an 2608 Schiffe von 318,260 Lasten und es gingen ab 2,951 Schiffe mit 339,244 Lasten. Hiernach ergiebt sich, daß der Seeverkehr beider Hansastädte der Gütermasse nach bedeutender ist als jener der gesammten preußischen Monarchie, denn in den preußischen Häfen liefen allerdings ein 10,427 Schiffe, welche jedoch nur 852,089 Lasten faßten, während 10,368 Schiffe 847,537 Lasten ausführten.

Wenn in dem nachfolgenden Abschnitt einem der unternehmendsten unter den

transatlantischen Großhandels-Herren und Schiffsrhedern der verdiente Tribut unserer Achtung uneingeschränkt gezollt wird, so wollen wir auch nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit besonders zu betonen, wie viel leichter es den aufstrebenden Geistern in der Republik des Sternenbanners fällt, sich emporzuarbeiten und allseitige Geltung zu erringen, als in unserem unfertigen, lieben, deutschen Vaterlande, der Heimat philosophischer Träumereien und angestammter Vorurtheile. Doch fehlt es auch uns nicht an tüchtigen „Männern der Selbsthülfe", welche, herausgewachsen aus einem viel beengenderen Gemeinleben, sich dennoch durch anerkennungswerthe Leistungen einen Namen gemacht haben. Zu verdienter Würdigung fordert uns die bemerkenswerthe Thätigkeit eines deutschen Schiffsunternehmers auf: wir meinen die Wirksamkeit des vielgenannten, kürzlich verstorbenen Sloman, des bedeutendsten deutschen Schiffsrheders, dessen Wort und Meinung manche Jahrzehnte hindurch in der Elbstadt bei allen Fragen in Bezug auf Schifffahrt und Rhederei als ausschlaggebend galten.

Bei dem nachfolgenden Rückblick auf die Thätigkeit dieses tüchtigen Geschäftsmannes folgen wir einem Nekrolog, welchen vor Kurzem die Leipziger Illustrirte Zeitung veröffentlicht hat. „Was ich bin und was ich habe, wurde mir durch die Gnade Gottes und durch meiner eigenen Hände Kraft zu Theil", heißt es in dem Testamente Sloman's. Wenige können dasselbe sagen, um so unbedenklicher aber unser Mann.

Robert Miles Sloman, im Jahre 1784 in England geboren, kam mit seinem Vater, einem Schiffsmakler, als Knabe von 7 Jahren nach Hamburg. Hier besuchte er die Volksschule, genoß einen nur dürftigen Elementarunterricht und trat nach vollendeter Schulzeit in des Vaters Geschäft. Doch mit sechszehn Jahren versuchte der regsame Jüngling sein Lebensglück auf „eigene Rechnung und Gefahr" zu gründen. Er begab sich nach Antwerpen und gründete daselbst auf gut Glück ein Agenturgeschäft. Nach etwa fünf Jahren zog es ihn jedoch wieder in die Heimat, als ihn hier wie ein Donnerschlag die Kunde berührte: „Hamburg ist blokirt, die Kontinentalsperre in Kraft!" Rasch entschlossen wandte er sich nun dem damals dänischen Orte Tönning zu, und begann hier ein Agenturgeschäft, welches trotz aller damit verbundenen Gefahren (der damals allmächtige Napoleon hatte auf Einschmuggeln englischer Waaren die Todesstrafe gesetzt) fortwährend einen geheimen Handelsverkehr mit Großbritannien unterhielt. Es galt hier große Schlauheit anzuwenden, eine Gabe, welche Mutter Natur Sloman glücklicherweise nicht versagt hatte. So kam es, daß er sich gerade in der Zeit, als alle Geschäfte stillstanden und viele Hamburger Kaufleute dadurch, daß ihnen die Commissaires de police die englischen Waaren wegnahmen, ins größte Unglück geriethen, ein ansehnliches Vermögen zu erwerben vermochte, das ihn in den Stand setzte, nach Aufhebung der Kontinentalsperre nach Hamburg zu übersiedeln und dort ein großes Schiffsmaklergeschäft zu etabliren. Dies fand im Jahre 1814 statt. Im Laufe des dritten Jahrzehnts schuf der gewandte Mann die erste direkte Packetschifffahrt zwischen Hamburg und New-York. Bisher gingen die Auswanderer nur über Bremen nach Amerika, fortan konnten sie ihr Reiseziel auch von Hamburg aus erreichen. Freilich fuhren anfänglich die

Sloman'schen Schiffe halb leer nach New-York, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe das Publikum Vertrauen zu dem neuen Unternehmen gewann. Es war damals nämlich überall das Gerücht verbreitet worden, die Auswanderer würden auf den Schiffen und nach ihrer Ankunft in Amerika wie „weiße Sklaven" behandelt, und so standen die Sloman'schen Auswandererschiffe nicht im besten Rufe. Dieses Mißtrauen, das selbst die Behörden theilten, zu bekämpfen, kostete unserm Rheder viel Geld, große Aufopferung und Mühe. Mit der Zeit verschwand jedoch der Argwohn von selbst.

Im Jahre 1840 befand sich Sloman's Rhederei in solchem Aufschwunge, daß er mehrere Dampfschiffe auf eigene Kosten für regelmäßige Fahrten von Hamburg nach Amerika ausrüsten konnte. Es waren die ersten Dampfer in Deutschland, welche überseeisch unter deutscher Flagge fuhren. Bald darauf ließ er Schraubendampfer für den Verkehr zwischen Hamburg und London bauen. Im Jahre 1848 war er einer der Ersten, welche die Herstellung einer Bundesmarine betrieben, um den Dänen auf dem Meere die Spitze bieten zu können; er erklärte sich bereit, zu diesem Zwecke eines seiner Schiffe unentgeltlich herzugeben.

Immer nur das eine Ziel: die Ausbreitung des Seeverkehrs Hamburgs vor Augen, wirkte Sloman fortan unermüdlich für Alles, was derselben förderlich sein konnte. Er ließ ein Trocken-Dock bei Steinwärder anlegen; ward eine neue Erfindung auf nautischem Gebiete bekannt, an seinen Schiffen wurde sie sicherlich erprobt, — nach allen Seiten hin blieb sein Auge dem Fortschritt zugewandt, er verschloß keiner Neuerung seinen Beutel, sobald sich Dasjenige, wofür er Klingendes hergeben sollte, bewährte. „Nur praktisch" — so lautete sein Wahlspruch sein Leben lang. Bei aller auf's Praktische gerichteten Lebensanschauung fehlte ihm ein Herz für Hülfsbedürftige doch nicht. Wie manchen politischen Flüchtling expedirte er kostenfrei mit Frau und Kind nach Amerika und gab ihnen noch den Lebensunterhalt während der Ueberfahrt! Viele Arbeiter, die sich in Hamburg nicht zu ernähren wußten, die aber hoffen durften, Erwerbsquellen in der Neuen Welt zu finden, schaffte er ohne Vergütung hinüber. Schwache und kranke Arme zu befördern, dazu war er niemals zu bewegen, wenn er es umsonst thun sollte, „denn", meinte er, „ich würde den Leuten und würde Amerika einen schlechten Dienst erweisen, wollte ich Menschen drüben absetzen, die dort nicht fortzukommen vermögen!"

Auch jungen, strebsamen Künstlern ließ Sloman seine Unterstützung zu Theil werden, und mehr als einen Musiker zählt Deutschland zu seinen Talenten, dem Sloman die Ausbildung erst möglich gemacht hat. Musik war seine einzige Leidenschaft. Er, der nüchterne Geschäftsmensch, konnte stundenlang an den Feierabenden im trauten Kreise seiner Familie auf der Violine sich versuchen; er fühlte sich als ein Anderer, glücklich, heiter, sobald er mit seinem Lieblingsinstrument in der Hand, mitten unter Frau und Kindern sich befand. Die Politik war ihm ein ziemlich entlegenes Gebiet, dennoch begegnen wir ihm in der Constituirenden Versammlung von 1848 unter den „stillen" Abgeordneten, und später in der 1859 geschaffenen „Bürgerschaft", dem Hamburger Parlamente. Mitglied der letzteren blieb er bis wenige Jahre vor seinem Tode. Trotz seiner in dem letzten Jahrzehnt oft schwankenden Gesundheit blieb er unermüdlich thätig in seinem

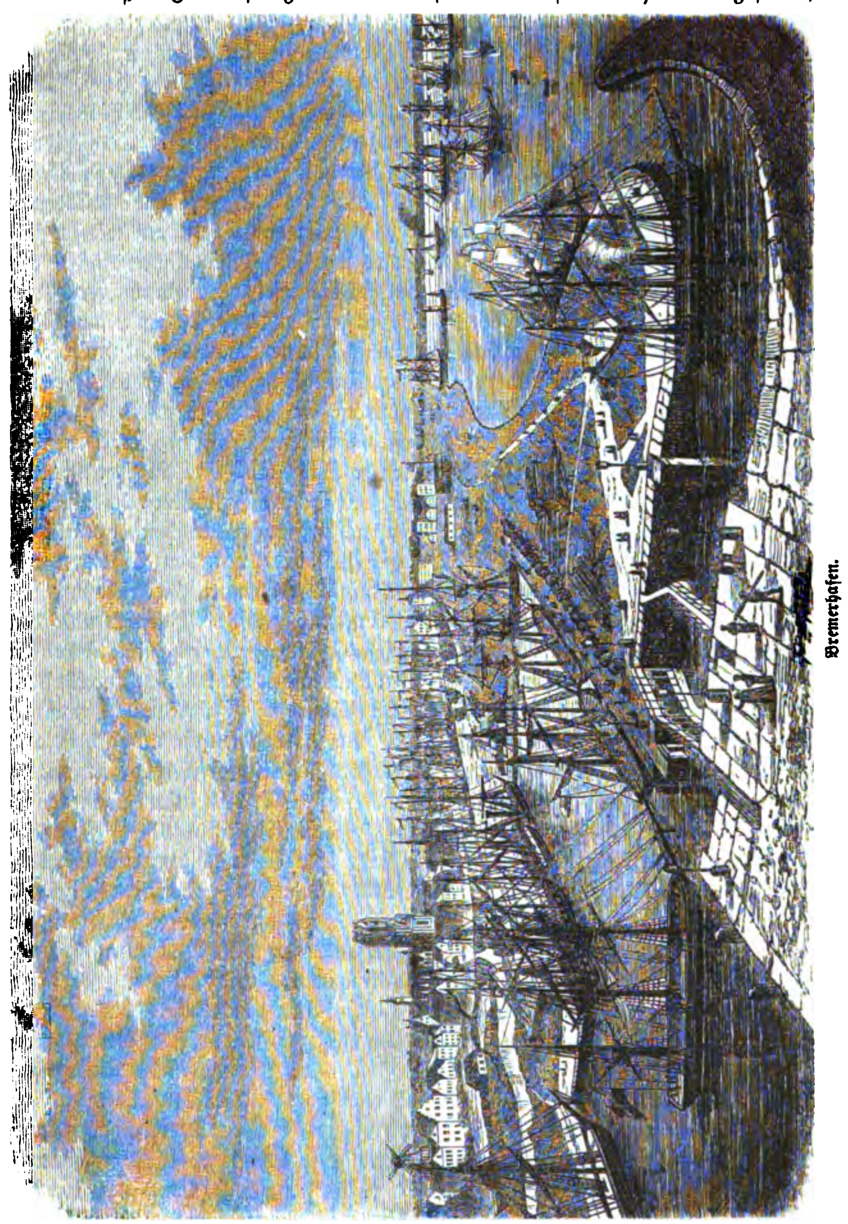
Geschäft, voll Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten. Als 1850 das Stadttheater versteigert werden sollte, kaufte er dasselbe mit sämmtlichem Inventar an und ermöglichte hierdurch, daß das berühmte Kunstinstitut auch fernerhin fortbestehen konnte. Der Ankauf geschah freilich weniger aus Interesse für das Theater selbst, als eben nur darum, weil das Gebäude ein — werthvolles Grundstück war. Aber dies schadete den Hamburgern nicht, denn ihnen entging der Vortheil nicht, ihre Bühne bald wieder eröffnet zu sehen.

Am 16. Dezember 1866 erlebte der Achtzigjährige das seltene Glück und die Freude, seine diamantene Hochzeit begehen zu können, — es war zum letzten Mal, daß er fröhlich unter seinen Freunden weilte; bereits der 2. Januar 1867 rief ihn von dieser Welt hinweg. Er starb auf seinem Landhaus bei Hamburg.

Sein Tod setzte seine Kinder, unter denen der jetzige Chef der Firma, der Abgeordnete des Norddeutschen Reichstags Sloman zu nennen ist, in den Besitz eines Vermögens von nicht weniger als 4 Mill. M. Bco. — die Frucht eines eisernen Fleißes vom 17 ten Jahre an! Achtzehn erworbene Schiffe tragen den Namen Sloman nach allen Gegenden der Windrose. Von den 1848 bis 1866 nach Amerika beförderten 382,000 Auswanderern sind allein 132,800 auf Sloman'schen Schiffen expedirt worden. — Was Ausdauer, eiserne Willenskraft zu leisten vermögen, hat Sloman sein ganzes Leben bewiesen; er steht als Beispiel für Alle da, welche durch „eigne Kraft“ ihr Fortkommen suchen.

Nicht minder verdient, wie Sloman um die Rhederei der Elb-Metropole, hat sich ein benachbarter ausgezeichneter Handelsherr um die Schifffahrt der eifrigen Konkurrentin Hamburgs, um seine Vaterstadt Bremen, gemacht. Es mußte jedes patriotische Herz mit Stolz erfüllen, als Konsul H. H. Meier, Abgeordneter der alten ehrwürdigen Hansastadt für den ersten Reichstag des Norddeutschen Bundes, in Angelegenheiten der Errichtung einer künftigen Bundesmarine das Wort ergreifend und seine Stimme zu Gunsten derselben abgebend, mit edlem Selbstgefühl versichern durfte, daß er selbst allein so viel Schiffe erbaut habe, als die gegenwärtige preußische Kriegs-Marine Fahrzeuge zähle. Und hiermit hat der wackere Bremer, für dessen Wirken wir sympathische Verehrung fühlen, nur die Wahrheit gesagt. Konsul Hermann Heinrich Meier wurde den 16. Oktober 1809 in Bremen geboren, wo er den ersten Schulunterricht empfing. Nachdem er auf dem Gymnasium zu Stuttgart seine Kenntnisse erweitert, arbeitete er eifrig an seiner Fortbildung während eines längeren Aufenthaltes in der französischen Schweiz und vertrat hierauf mit vorzüglichem Geschick und Erfolg in England wie Amerika sieben Jahre lang die geschäftlichen Angelegenheiten seines väterlichen Handlungshauses. Obgleich noch ziemlich jung, verstand er bei seiner Anwesenheit in Washington doch auch das bremische Staatsinteresse hin und wieder ganz trefflich wahrzunehmen. Den Winter 1838 auf 1839 verlebte er in Paris und dieselbe Zeit von 1840 auf 1841 in Italien, wo ihn Wissenschaft und Künste mächtig anzogen. Die zwischen diesen beiden Wintern liegende Pause hat er in handelsgeschäftlicher Thätigkeit in Bremen zugebracht, wohin er auch von Italien zurückkehrte. Seit 1843 mit der Tochter des Bremer Aeltermann Quentell vermählt, widmet er seine Zeit ebenso fürsorglich seiner Familie und seinen ausgebreiteten Beziehungen, als er

bei allen öffentlichen Vorkommnissen den guten Bürger und deutschen Patrioten erkennen läßt. Im Auftrage des Senats seiner Vaterstadt nach Berlin gesandt,



Bremerhafen.

vermittelte sein taktvolles Dazwischentreten die Betheiligung der preußischen Regierung bei der Steam-Navigation-Comp., wodurch das Zustandekommen der ersten

transatlantisch-europäischen Dampfschifffahrt gesichert wurde (1846). In den Jahren 1864 und 1865 sehen wir den thätigen Mann im ständigen Ausschusse der Deutschen Handelskammer den Vorsitz führen; ebenso erspießlich fungirte er als dritter Präsident des „Deutschen Handelstags" in München, sowie als erster Präsident desselben in Frankfurt a. M. Gegenwärtig steht H. H. Meier an der Spitze der „Bremer Bank", der „Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" und des „Norddeutschen Lloyd." Neben seinem kaufmännischen Geschäft verlangen auch die bei seiner Villa in der Nähe von Harzburg angelegten Eisenhütten seine Fürsorge und lohnen seine Thätigkeit durch reichliche Ausbeute.

Dieser achtungswerthe Handelsherr, so recht ein Kaufmann wie er sein soll, kann auch außerhalb seiner Comptoire und seines häuslichen Kreises als nachahmungswerthes Vorbild gelten. Er hat eine Reihe gemeinnütziger Werke unterstützt, ermöglicht oder zum Theil ins Leben gerufen, wie z. B. den Leuchtthurm an der Wesermündung, die neue Börse Bremens, das neue Hafenbassin zu Bremerhafen, er ist ein lebhafter Fürsprecher der Einführung der Gewerbefreiheit in seiner Vaterstadt gewesen und hat die Hamburg-Bremer-Feuerassekuranz-Compagnie, vornehmlich aber den mit 30 großen Schiffen fahrenden „Norddeutschen Lloyd" mitbegründet. Nicht blos in seiner Vaterstadt und in Deutschland, sondern in ganz Europa und weit über die Schranken unseres Kontinentes hinaus gilt Konsul Meier für eine der bedeutendsten kaufmännischen Kapazitäten.

Vornehmlich jedoch ist der Name H. H. Meier mit den Erfolgen des „Norddeutschen Lloyd" verknüpft, jener mächtig aufblühenden Gesellschaft, deren treffliche Fahrzeuge eine regelmäßige Verbindung zwischen Europa und den transatlantischen Haupthandelsplätzen hergestellt haben, weiterhin mit den ersten Häfen Englands wie nicht minder nach allen Richtungen der Nordsee unterhalten. Auch der von den Schiffen des Lloyd besorgte Schleppschifffahrts-Dienst zwischen Bremen und Hamburg ist bemerkenswerth. Der „Norddeutsche Lloyd", ist aus der Vereinigung von vier kleineren Schifffahrts-Gesellschaften hervorgegangen, welche sich vor einem Jahrzehnt zu einem einzigen Aktienunternehmen konstituirten. Gegenwärtig geht allwöchentlich einer der acht 350—370 Fuß langen Riesendampfer, welche nach und nach gebaut worden, nach Amerika und legt die Reise nach Verlauf von 11 Tagen zurück. Abgang und Ankunft erfolgt mit der Pünktlichkeit der Eisenbahnschnellzüge. Sechs andere Schiffe vermitteln den Verkehr zwischen Bremen und London und zwischen Bremen und Hull. Die Eröffnung einer Linie zwischen Baltimore und Bremen steht bevor. Bei der trefflichen Einrichtung sämmtlicher Packetboote des „Norddeutschen Lloyd", in Verbindung mit überaus mäßigem Tarife, steht dieser Unternehmung eine glänzende Zukunft bevor. Der verständige Geist seiner Verwaltung, zu deren Vorstand außer H. H. Meier noch F. Dirk Crusemann gehört, hat wohl erkannt, woran die unter so vielversprechenden Auspizien ins Leben getretene Gesellschaft des Triester „Oesterreichischen Lloyd", die nur noch durch Unterstützung aus Staatsmitteln aufrecht zu halten ist, krankt. Der Bremer Dampfschifffahrt, welche die neue Norddeutsche Bundesflagge mit Ehren im Westen wehen läßt, rufen wir ein freudiges „Glück auf!" zu.

Diese Entwickelung der Bremer Schifffahrt und des Norddeutschen Lloyd

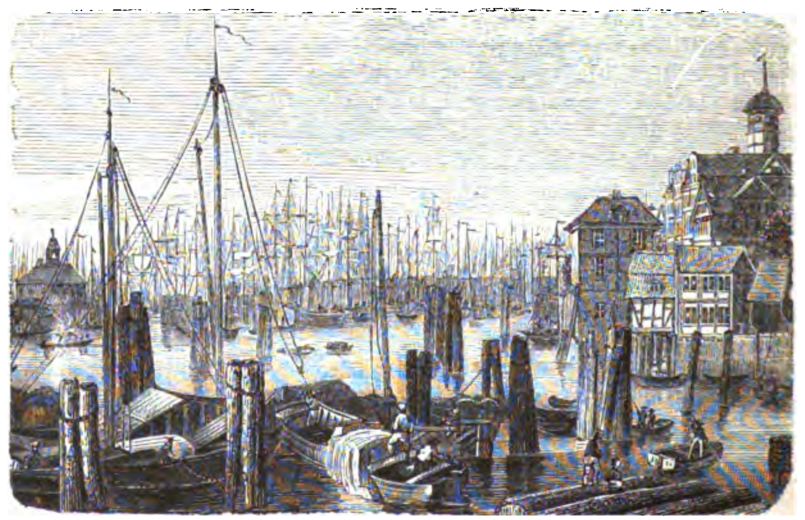
würde jedoch keineswegs möglich gewesen sein, wenn Bremen nicht in den Besitz eines ordentlichen Hafens gelangt wäre. Da die alte Stadt, der Sitz der Kaufleute, $8^1/_2$ Meile von der Wesermündung liegt, und Ebbe und Flut bis dahin nicht gelangen, so kam es vor Allem darauf an, einen eigenen Seehafen zu gründen. Dies geschah auf Betreiben des Bürgermeisters Smidt im Jahre 1827, als auf einem von Hannover abgetretenen kleinen Flecken Landes an der Mündung der Geeste in die Weser das Städtchen Bremerhafen angelegt wurde, welches, mit trefflichen Hafenanlagen versehen, bald aufblühte und gegenwärtig 8000 Einwohner zählt. Außer zwei Hafenbassins, welche die größten Schiffe aufnehmen können, befinden sich dort Schiffswerfte, geräumige Trockendocks und zwei Leuchtthürme. Ein großes Auswandererhaus bietet 2500 Europamüden Unterkunft, denn über Bremen werden die meisten deutschen Auswanderer nach Nordamerika expedirt. Ihre Zahl betrug in manchen Jahren schon gegen 90,000.

Gleichen Schritt mit dem Wachsthum der Gütermasse, welche der Welthandel bewegt, muß natürlich auch allüberall die Zunahme der Handelsflotten halten. Eine Vergleichung der Größe derselben in unsern Tagen mit der Größe der Flotten im Alterthum und Mittelalter ergiebt staunenswürdige Resultate. Wenn wir uns freilich nur an die Zahl der Fahrzeuge halten wollen, welche die bedeutendsten Handelsnationen früherer Zeit nach den uns überlieferten Angaben besaßen, so würde der Unterschied zwischen Sonst und Jetzt nicht so bedeutend sein. In der Blütezeit der Republik Venedig soll dieser Staat, wie schon erwähnt, eine Seemacht von 3000 Schiffen gehabt haben. Die heutige Handelsmarine von Hamburg, einer Handelsstadt, welche, wie das ehemalige Venedig, ein großes Hinterland entbehrt und rein auf die See angewiesen ist, verschwindet dagegen, da die hamburgische Rhederei, wie wir weiter oben erfuhren, gegenwärtig zwischen 500—600 Schiffe in Bewegung setzt, von denen nicht einmal sämmtliche Seeschiffe sind. Anders aber erscheint die Bedeutung dieser Handelsflotte, wenn wir die Größe der Fahrzeuge und die Ladungsfähigkeit derselben ins Auge fassen. Die größten Galeeren der venezianischen Marine faßten nicht viel über 300 Lasten (1 Last = 40 Ctr.). Drei Viertheile der Fahrzeuge vermochten nur zwischen 5—50 Lasten aufzunehmen, so daß die ganze Flotte von 3000 Schiffen schwerlich viel über 75,000 Lasten Ladungsfähigkeit besaß. Die hamburgische Handelsflotte allein vermag aber in ihren 539 Schiffen 125,565 Lasten zu bewältigen. Und dennoch — wie verschwindet heute die Rhederei dieser einen Stadt gegen die Handelsmarine großer Staaten, wie Nordamerika, England 2c.

Gegenwärtig sind Schiffe von 4—5000 Tonnen (1 Tonne = 20 Ctr.) Gehalt durchaus keine Seltenheit, und die Schiffsbaukunst beschäftigt sich fortwährend mit der Lösung neuer, außerordentlicher Aufgaben, wohin die schrecklichen Zerstörungs-Fahrzeuge, die Monitors und ähnliche Erscheinungen des amerikanischen Krieges, zu rechnen sind. Doch haben wir es hier nur mit den Segnungen der Schifffahrts- und Handelsentwickelung zu thun. Je größer im Durchschnitte die Tragfähigkeit der Schiffe eines Landes ist, desto mehr betheiligt sich die Rhederei desselben am überseeischen und besonders am transatlantischen Verkehr und mit desto größerem Gewinn arbeitet sie auch. Unter allen Staaten hat Mecklenburg die größten Schiffe, durchschnittlich jedes zu 375 Tonnen, dann Holland

235 Tonnen), Preußen (202 Tonnen), England (118 Tonnen); die französischen Schiffe haben dagegen nur 62 Tonnen durchschnittliche Tragfähigkeit. Man kann annähernd behaupten, daß gegenwärtig etwa 150,000 Schiffe mit einer Tragfähigkeit von etwa 17 Millionen Tonnen auf dem Meere und im Ebbe- und Flutbereich der großen Ströme schwimmen. Davon kommen mehr als drei Viertheile, das heißt über 14 Millionen Tonnen, auf die Völker germanischer Abstammung: Engländer, Nordamerikaner, Deutsche, Holländer, Skandinavier. Nach den neuesten von Dr. Karl von Scherzer aufgestellten Tabellen entfielen (abgesehen von den Küstenschiffen) auf die Rhederei Großbritanniens 5,330,000 Tonnen, auf die Nordamerika's 5,126,000 und auf die Deutschlands 2,580,000. Diese drei Nationen stehen als die ersten in der Schifffahrt da. Dann erst folgt Frankreich mit 1,000,000, Italien mit 680,000, die drei skandinavischen Reiche mit 1,235,000, Holland mit 540,000, Spanien mit 370,000, Rußland gleichfalls mit 370,000, Oesterreich mit nur 93,000 Tonnen.

Wer möchte in Bezug auf solche Zahlen läugnen, daß der Welthandel, Dank den bewundernswürdigen Leistungen der Schifffahrt, in der That das festeste Band ist, welches die Millionen Erdbewohner umschließt? Die sichtbare Wechselwirkung beider ist eine natürliche. — So groß ist in unseren Tagen die Macht des allgemeinen Fortschrittsbedürfnisses auch in der in Rede stehenden Richtung, daß sie sogar den Widerstand zu überwältigen vermochte, welchen die großen Seemächte stets den Bemühungen entgegengesetzt haben, die harten, oft willkürlichen Grundsätze des Völkerrechts, namentlich des Seerechts, im Geiste der Humanität zu mildern. Seit den letzten Pariser Konferenzen ist der Satz: „Frei Schiff, frei Gut“, seit Jahrhunderten von den Neutralen vergeblich vertheidigt, in das Völkerrecht aufgenommen worden! Solche Ergebnisse beweisen vor Allem den veredelnden, kulturfördernden Einfluß der Handelsvölker und bezeichnen die Stellung, welche ihnen in der Geschichte der Menschheit gebührt.



Hafen von Hamburg.



New-Yorker Bürger vor hundert Jahren.

2. Commodore Cornelius Vanderbilt.

Zieht das Leben und Wirken eines rastlos schaffenden Menschen nicht von vornherein durch offenkundige oder besonders auffällige Erscheinungen und Schicksale die Blicke Aller auf sich, so entgeht dem Biographen nicht selten eine Menge interessanter und bestimmender Einzelnheiten und die weittragende Bedeutung eines hervorragenden Zeitgenossen für die Gegenwart und Zukunft wird dann nicht verdientermaßen, wenigstens gar oft nicht, allseitig und richtig gewürdigt.

In diesem Sinne hält es schwer, bei Biographien vorliegender Art die Darlegung der Fäden, den Zusammenhang zwischen den innern Beweggründen und den erkennbaren äußern Ursachen für das sichtbare Wirken und Schaffen herauszufinden. Treten jedoch, und sei es auch wirklich nur unvollständig, die wichtigsten Handlungen eines Zeitgenossen unmittelbar in die Oeffentlichkeit, wie es hinsichtlich einer ganzen Reihe von Jahren bei dem Gegenstande dieser Lebensbeschreibung der Fall ist, so ergänzt die allgemeine Stimme leichter schon die Lücke im Gesammtumriß, und es gestaltet sich dann ohne Zwang für den Biographen der Lebensgang eines Erfinders oder Künstlers, oder eines Mannes eigener Kraft, den man hat werden sehen, von selbst zum leuchtenden Vorbild für Andere.

Hauptsächlich lassen sich die oben ausgesprochenen Wahrheiten auf die Größen der geschäftlichen Welt anwenden. Ist nicht das Aufblühen unserer Großstädte auf das Engste mit dem Wirken und der rüstigen Strebsamkeit ihrer Kaufleute und Gewerbetreibenden verwoben? Wie oft wären nicht, ohne die

von ihnen und ihresgleichen angestrebten Erfolge, Industrie und Gewerbe noch unentwickelt geblieben! Große Rechtsgelehrte, oftgenannte Kriegs- und Staatsmänner oder Jünger der Wissenschaft mögen vielgesuchte und gewährte Ehren und Auszeichnungen verdienen und erhalten, aber wo sich allgemeiner Wohlstand ringsum im Lande verbreitet, da rührt die treibende und fortbelebende Kraft meist von den Vertretern des Handels, der Industrie, der Arbeit her.

Der Mann, dessen Name als Ueberschrift vor unserem Aufsatze steht, hat ein gutes Theil zum wirthschaftlichen Gedeihen seines Vaterlandes beigetragen. Sein Name ist unzertrennlich von der Geschichte des transatlantischen Seeverkehrs und eng verwachsen mit dem Emporblühen der amerikanischen Handelsflotte. Aber über die Grenzen seiner Heimat hinaus sind die Unternehmungen, der Genius und der Erfolg Cornelius Vanderbilt's der ganzen Welt zu Gute gekommen! Indem wir seinen Lebenslauf hier schildern, verfehlen wir nicht, wo es uns möglich ist, auf die Beweggründe zu seinem Thun zurückzugehen, und gewinnen dergestalt hier und dort der Handelsgeschichte eine beachtenswerthe Seite, während wir durch das Vorbild, das wir liefern, unsere jüngeren Leser zur Nacheiferung anspornen möchten.

Auf, also nach Newyork, das zu sehen schon so Viele gelüstet! Schon in weiter Ferne erblickt man den Leuchtthurm von Sandy-Hook; bald erhebt sich im Hintergrunde und hinter einem Walde von Masten die Handelsmetropole mit ihren Kirchen, Palästen, Waarenlagern und hohen Gebäuden. Sie liegt auf einer Insel zwischen Inseln, zwei Flüssen und dem Meere. Zahllose Landhäuser, Gärten und Fabriken bedecken die Fluß- und Meeresufer, und hinter zahllosen Schiffen lassen sich kaum die Ufer sehen. Das kommt und geht, zieht Segel ein, spannt Segel aus, ladet ein und aus. Da sieht man gewaltige Klipperschiffe, zweimastige Lootsenboote, haushohe Fluß- und Seedampfer, Dampffähren, Schleppschiffe, Ruderboote, Gondeln und ganze Reihen Postdampfer; denn Amerika und Europa geben sich hier ein Rendezvous. Am Ufer stehen Scharen von Lastträgern und Fremdenführern, lauernden Gaunern und Betrügern; am Landungsdamme aber knarren die Taue und Ketten, welche die Schiffe festhalten, die in langer Reihe und unabsehbarer Menge hier liegen. Endlos scheinende Straßen ziehen sich in die Stadt hinein, Haus steht dicht an Haus, hoch, elegant und stattlich; die geraden Straßen theilen die Masse in Rechtecke ab und fast jedes Haus dient dem Handel. Mitten durch die Stadt dehnt sich der 70 Fuß breite Broadway mit seinen palastartigen Kaufläden, an denen hin Trottoirs laufen, auf welchen Yankees, Europäer aller Nationen und Farbige aller Nüancen hineilen, wogegen auf der Fahrstraße sich Wagen an Wagen drängt.

Hier ist der Schauplatz nimmer rastenden Drängens und Stoßens, ewigen Auf- und Niederwogens, zudringlichen Gaffens und Erraffens: das Ergebniß der letzten vierzig Jahre amerikanisch-großstädtischer Entwickelung. Zur Zeit, als der Mann in die Oeffentlichkeit hinaustrat, dessen Schicksale uns jetzt beschäftigen sollen, nahm man sich mehr Zeit zum Leben, und was man that, that man noch mit mehr Behagen und Genuß. Cornelius Vanderbilt steht auf der Schwelle des Uebergangs vom gemessenen Fortschreiten zum sinnenverwirrenden Fortschrittstrubel.

Den allen Holländern eigenthümlichen, unwiderstehlichen Thätigkeitstrieb, der sich bei Commodore Vanderbilt so frühzeitig entwickelt zeigt und welcher den Grundzug seines Charakters bildet, mag er als Erbtheil von seinen Vorfahren überkommen haben, die kurz nach der Gründung New-Yorks von Holland nach Amerika übergesiedelt waren. Sein Vater, der gleich ihm den Namen Cornelius führte, hatte sich in Staten-Island niedergelassen und lebte hier behaglich und beschaulich auf seiner Farm. Um jene Zeit war die Insel in größere Grundstücke abgetheilt, welche, von den Einwohnern fleißig bebaut, ansehnliche Proviantvorräthe für die nahe Stadt lieferten. Fortwährender Verkehr mit den New-Yorkern wurde den Inselbewohnern demnach zum Bedürfniß; viele unter ihnen besaßen kleine Segelboote, in denen sie ihre Erzeugnisse nach dem unfernen Markte brachten. Als die Bewohnerzahl von Staten-Island sich jedoch mit der Zeit stark vermehrt hatte, machte sich die Nothwendigkeit anderer Verkehrsmittel geltend. Vanderbilt, der Aeltere, nachdem er sein Boot eine Zeitlang auch zur Beförderung fremder Marktwaaren verliehen, gerieth nun auf den praktischen Einfall, ein Fährboot — ferry-boat — herzustellen, das regelmäßig jeden Morgen nach der erblühenden Großstadt abfuhr und jeden Nachmittag von dort wieder zurückkehrte.

Während der Zeit, als diese Einrichtung sich noch den Weg bahnen mußte, wurde (am 27. Mai 1794) Mynheer Vanderbilt, der Sohn, geboren, dessen Leben Gegenstand dieser Skizze ist. Der kleine Cornelius gehörte nicht zu jenen schläfrigen Jungen, die „keinerlei Mühe verursachen“, sondern er zeigte schon sehr bald, daß er mit tüchtiger Lunge, gehöriger Willens- und Muskelkraft und ausreichendem Geiste begabt sei. Schon beim Uebergang aus der ersten Kindheit ins Knabenalter gab sich ein achtungswerther Ehrgeiz in erkennbarer Weise kund. An Büchern freilich fand der jüngere Cornelius wenig Gefallen; seine Gedanken schienen mehr auf die praktische Seite des Lebens gerichtet. Neue, unbetretene Pfade in der Welt geschäftigen Treibens aufzusuchen, statt auf den älteren, ausgetretenen Wegen einherzuwandeln, das lag seinem rührigen Geiste am nächsten. Die Schule legte seinem lebhaften Wesen nur widerwillig empfundene Fesseln an, und weder die drängenden Bitten seiner Mutter noch die fühlbarer wirkende Logik seines Vaters konnten ihm den rechten Begriff von der hohen Wichtigkeit gründlicher Schulbildung beibringen. Neigung und Drang zogen ihn dagegen um so unwiderstehlicher zu einer andern Quelle hin, aus welcher er seinen Wissensdurst löschte. Er wählte Natur und Leben zu Lehrmeistern. Schon im frühesten Knabenalter war er aller Orten damit beschäftigt, deren Weisheit zu erlauschen, so daß die Wirkung dieser Art von Studium nicht ausblieb. Das aus solchem lebendigen Unterricht Gewonnene suchte er gar bald auf's Eifrigste im Alltagsleben zu verwerthen und in so hingebender Weise, daß er oft nicht die Zeit zur Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse fand.

Zufall und Geschäfte hatten ihn, wenn er zur Stadt kam, an dem Platze vorübergeführt, wo der Schiffsbaumeister Brown für Robert Fulton den ersten Dampfer erbaute. Cornelius stand im dreizehnten Jahre, als der Erfinder des Dampfschiffes mit dem „Clermont“ seinen ersten Versuch anstellte. Wir wissen nicht, ob unser Held zu Denen gehörte, die aus Unkenntniß das Be-

ginnen ihres großen Landsmannes verlachten: unter den Theilnehmenden, welche des Ausgangs des Unternehmens begierig oder auch nur neugierig harrten, als die Dampfmaschine in das neue, seltsame Boot eingesetzt und dieses vom Stapel gelassen ward, unter diesen befand sich sicher auch unser junger Freund. Gewiß hat das Ereigniß lebhaften Eindruck auf seinen jugendlichen Geist gemacht und um so unzweifelhafter, als der Mechanismus einer Dampfmaschine damals erst sehr Wenigen bekannt war, dem großen Publikum vielmehr wie ein räthselhaftes, jedoch anziehendes Geheimniß erschien. Zudem sah Fulton's neues Schiff keineswegs aus wie die andern Fahrzeuge, und es erscheint daher begreiflich, wenn Jedermann kopfschüttelnd die Bekanntmachung entgegennahm, das neue Boot werde Freitag den 4. September 1807, früh 6½ Uhr abgehen und Passagiere nebst Gütern nach Albany befördern.



Am Tage der Abfahrt des „Clermont".

Mr. Phillips fragte spöttisch seinen Nachbar Mr. Smith, ob er etwa so verrückt sei, die angekündigte Fahrt mitzumachen? Diese denkwürdige Fahrt ging indessen vor sich.

Ein Herr Wilson, noch im Jahre 1857 zu Albany wohnhaft, hat die erste Fahrt auf dem „Clermont" mitgemacht, und erzählt hierüber bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums der Dampfschifffahrt Nachstehendes:

„Als der Freitagsmorgen kam, sah man die Werfte, die Dächer der Häuser und jedes Plätzchen, von dem aus das neue Boot erblickt werden konnte, mit freilich meist schadenfrohen Zuschauern bedeckt. Der „Clermont" hatte zwölf

Kojen (Lagerstätten) und diese waren sämmtlich besetzt. Der Fahrpreis betrug 7 Dollars. Die ganze Maschinerie nebst den Wasserrädern war sichtbar. Ein Räderhaus gab es damals nicht. Das Vordertheil des Bootes hatte man mit einem Deck überbaut, welches den Arbeitern Schutz gewährte. Der hintere Theil war ziemlich plump für die Passagiere eingerichtet; der Eingang in die Kajüte befand sich vor dem Steuermanne, welcher sein Steuer handhabte, ganz wie auf einer Schaluppe. Dicker schwarzer Rauch stieg aus der Esse auf und Dampf zischte aus allen schlecht passenden Klappen der Maschine. Fulton selbst befand sich auf dem Boote, und man hörte seine helle, scharfe Stimme über das Gesumme der Menge und über das Geräusch der Maschine hinweg. Alles, was er that, geschah mit großer Sicherheit und voll Vertrauen, ohne alle Rücksicht auf die Besorgniß Einiger und den Zweifel und Spott der Andern. Die Maschine ist endlich in Gang gebracht, und das Boot bewegte sich langsam von der Werfte hinweg und rauschte immer rascher und sicherer dahin. Wie pochte das Herz aller Wohlmeinenden, als es sich dem Flusse zuwandte und mit einem Male ein vieltausendstimmiger Jubelruf das Gelingen des ewig denkwürdigen Unternehmens kundthat! Die Passagiere erwiederten den betäubenden Zuruf, Fulton stand hochaufgerichtet auf dem Deck, als fühle er, daß das Schicksal in seine Hand eine Macht gelegt habe, durch deren Zauber nie geahntes Großes bewirkt werde. In Newbury schien die Bevölkerung der Umgegend aus meilenweiter Ferne herbeigekommen zu sein; die ganze Hügelseite der Stadt wimmelte von Menschen. Alle Boote auf dem Flusse voll Neugieriger. Fulton war eben an der entgegengesetzten Seite des Schiffes beschäftigt und hatte deshalb ein Boot mit Damen nicht sehen können, bis man demselben ganz nahe gekommen. Als er sich nun plötzlich umdrehte, tausende von Taschentüchern ihm entgegen wehten, endloser Jubel die Luft erfüllte, und auf allen Gesichtern freudige Bewunderung lag, schien er seltsam ergriffen und tief gerührt. Er schwenkte den Hut und rief: «Das ist das schönste Schauspiel, was ein Mensch erleben kann!» ...."

Seitdem hat die weltbewegende Erfindung Fulton's ihren Weg um die weite Erde gemacht. Darf es Wunder nehmen, wenn mehr als ein Zeitgenosse die Erinnerung an den Tag festhielt, an welchem sich das eben Geschilderte zutrug, wenn mehr als ein begeisterter Jüngling sich von dem Erlebten gehoben fühlte, und ahnungsvolle Stimmen, aufmunternder Weckruf in Geist und Gefühl ihren Wiederhall fanden, wenn in jugendlichen Herzen, erst unbewußt, vielleicht nur lose Gedanken und Vorstellungen aufstiegen, die dann mit der Zeit zu klareren Entwürfen und in der Brust des Gereifteren endlich zu weittragenden Entschlüssen gediehen! .....

Ob der denkwürdige 4. September 1807 der Geburtstag solcher Wandlungen auch im Geiste des jungen Cornelius Vanderbilt geworden ist? Wohl möglich! Gewiß ist jedoch nur so viel, daß noch drei Jahre vergingen, bevor unser Held zu selbstständigen Entschlüssen gelangte.

Erst im sechszehnten Jahre versuchte er sich in Anwendung des erlangten Wissens und Könnens. Mittlerweile war sein Auge auf dem blauen Elemente haften geblieben. Dort erblickte er, wenn auch am fernsten Horizont in kaum erkennbaren Umrissen, das Ziel, das ihm winkte. Bis dahin hatte er nur

für Andere gelebt und gearbeitet; jetzt aber war er fest entschlossen, sein eigener Herr zu werden, und dafür nahm er den Erwerb eines ihm allein angehörenden Segelbootes in Aussicht. Er begab sich zu diesem Endzwecke zum Vater und trug ihm seine heißen Wünsche vor. Bei dem bedächtigen Mynheer fanden diese jedoch schlechte Aufnahme; der verständige Alte meinte vielmehr, „ein Geschäft, wie der Sohn es sich denke, sei für einen Burschen seines Alters eben so gefährlich als unsicher." Je entschiedener die väterliche Abneigung sich jedoch aussprach, um so eindringlicher machten sich die Vorstellungen des jungen Cornelius geltend, so daß dessen Ausdauer zuletzt dem Vater das Versprechen abrang, „das zum Ankaufe eines Bootes erforderliche Geld solle beschafft werden — doch nicht eher, bis der Bittsteller eine ihm zugewiesene Arbeit auf der Farm vollständig zu Stande gebracht habe." Die gemeinte Arbeit ließ sich indessen nicht so leicht abthun. Sie beanspruchte Zeit, — viel mehr Zeit, als Junker Ungestüm geneigt war, darauf zu verwenden. Daher beschloß unser junger Freund, während des Vaters Abwesenheit von Hause der Sache auf seine Weise ein kurzes Ende zu machen. Cornelius, der Jüngere, setzte seine nachbarlichen Altersgenossen und Freunde von seiner Vereinbarung mit Cornelius dem Aeltern in Kenntniß und forderte sie zu thätigem Beistande auf. Tüchtig griffen die Burschen zu und bald war das gegebene Pensum vollständig erledigt. In demselben Augenblick, wo dies stattfand, zeigte Cornelius, der Sohn, auch schon seiner Mutter an, daß die an ihn gestellte Forderung erfüllt sei: und nun verlange er den versprochenen Lohn. Doch der Mutter Abneigung gegen das Vorhaben ihres Lieblings war wenigstens ebenso groß, wie die des Vaters. Vergebens suchte sie Jenen von dem abzubringen, was derselbe sich in den Kopf gesetzt: sein Entschluß war gefaßt. Da die besorgte Frau zuletzt doch fürchtete, der Trotzkopf könne im Falle fortgesetzter Weigerung die mehrfach geäußerte Drohung, er werde auf die See gehen, zur Wahrheit machen, so wählte sie von beiden Uebeln das kleinere und rückte mit den verlangten 100 Dollars heraus. Diese in der Tasche, sah man Cornelius, den Jüngeren, bald nachher dem Port-Richmond-Ufer zueilen, wo der Gegenstand seiner heißesten Wünsche, ein hübsches Boot, mit Taustricken festgebunden, eines Steuermanns harrte. Der Handel mit dem Besitzer war bald geschlossen. Hochklopfenden Herzens ergriff der jugendliche Bootsherr Besitz von dem langersehnten Preis seiner Anstrengungen. Man stelle sich vor, was der Bursche empfand, als er auf dem Verdeck seines kleinen Fahrzeuges stolz auf- und niederschritt und dann die Segel zur Heimkehr spannte! Er war nun sein eigener Herr, ja als Schiffsbesitzer sein eigener Kapitän geworden! Welche Zukunftspläne mögen damals seinen jungen Kopf durchkreuzt, welche Bilder künftiger Größe seine Phantasie umgaukelt haben! Indessen jedes Gemälde hat so gut wie seine Licht-, so auch seine Schattenseiten. Als das kleine, mit so vielen Hoffnungen beladene Fahrzeug pfeilschnell dahinflog, mit einem Male — krach — krach — stößt es auf einen Felsen! Unser noch unerfahrener Steuermann darf von Glück sagen, daß er das Boot an's Ufer zu bringen vermag, ehe es den Wellen zur Beute wird. Der Anfang zur Selbstständigkeit war gemacht, wenn auch nicht gerade in vielversprechender Weise. Doch unser Seeheld weiß Rath. Nicht im Geringsten eingeschüchtert, sieht er sich nach der rechten Hülfe um.

In wenigen Stunden ist aller Schaden ausgebessert und nach Verlauf einer weiteren Stunde schaukelt die kleine Barke munter im Hafen von Stapleton.

Nach solchergestalt vorausgegangenen werthvollen Erfahrungen war, freilich mit einiger Mühe, eine Lebensstellung errungen! Allerdings harren die großen Pläne noch der Ausführung, aber die Bahn nach dem fernen Ziele ist betreten. Cornelius darf sich nunmehr der väterlichen Zucht entwachsen halten — offen steht ihm die ganze Welt. Auf dem weiten, weiten Meere des Lebens soll er jetzt darthun, weß Geistes Kind er sei.

Beim Hinblick nach dem Auf- und Niederwogen des Lebensschiffleins findet man dreierlei Arten von jugendlichen Schwimmern: solche, die ihre Kräfte frei zu entfalten und selbst ihren Weg durch die Wogen zu suchen verstehen; jene, die sich lieber von Wind und Flut forttreiben lassen, und endlich solche, die, unfähig Kopf, Arm und Bein zu gebrauchen, hülflos im Wogengange untersinken. Die Letzteren würden von dem kleinen Boote Besitz ergriffen, und zu jeder Thorheit geneigt, einem vergnüglichen, jedoch kurzen Jugendrausch sich dahin gegeben haben. Die zweite Klasse junger Leute, schon mit etwas mehr Charakter ausgerüstet, hätte halb furchtsam, halb freudig auf der weiten Fläche der sehnlichst herangewünschten Glücksgöttin geharrt, im Falle der Noth sich auf hülfreiche Freunde verlassend, und, Dank zufälligen Lebensrettern, den Kopf über die hochgehenden Wellen zu halten gesucht. Nur der rechte Held weiß sich inmitten des trügenden Elements zurecht zu finden und hierdurch sich das Schicksal geneigt zu machen; er sucht aus guten Begegnungen Nutzen zu ziehen, aus schlimmen Vorkommnissen mit heiler Haut zu entrinnen.

Der junge Vanderbilt mußte nun die Gestaltung seiner Zukunft selbst in die Hand nehmen. Wollte er sich über die Fluten erheben, von ihnen forttragen lassen oder untersinken? — Fürwahr, mannichfache Schwierigkeiten galt es zu besiegen! Doch er ist fest entschlossen, das Oberwasser zu behalten, will kämpfen, selbst den Kampf mit gewiegteren Schiffern nicht scheuen, und so wird er den Sieg davontragen!

Vor Allem suchte er Beschäftigung und stets findet der Eifrige dasjenige, was er sucht. Um jene Zeit hatte die Regierung den Bau der Festungswerke von Staten-Island und Long-Island begonnen. Der Transport der Arbeiter nach New-York hin und von dort zurück gewährte ihm vorerst den gesuchten Verdienst. Das Geschäft ließ sich leidlich an, doch verursachte ihm ein Umstand große Sorge. Das Geld, womit er sein Boot gekauft, kam von seiner Mutter, und so lange ihn diese Schuld drückte, konnte er seiner Unabhängigkeit nicht von Herzen froh werden. Tag für Tag legte er daher von seinen Einnahmen jeden zu ersparenden Cent bei Seite und binnen Kurzem schon zahlte er die Summe von 100 Dollars seiner erstaunten Mutter zurück. Einen glücklicheren, stolzeren Burschen, als Cornelius in jenem Augenblicke war, mag es schwerlich je gegeben haben, und fürwahr! — er hatte Ursache, auf das Ergebniß so frühzeitiger Anstrengungen stolz zu sein!

Mit einem Ernste, der weit über sein Alter hinausging, lag der Jüngling seinen Angelegenheiten ob. Die Zeit ward wohl eingetheilt, die Tagesarbeit nach den strengsten Grundsätzen geregelt und daran festgehalten, daß in jeder Woche weniger ausgegeben als eingenommen werde.

Die erste Frucht dieser verständigen Lebensauffassung haben wir bereits reifen sehen, aber bald zeigten sich weitere, noch lohnendere Ergebnisse. Es dauerte nicht lange und unser Schiffsmann sah sich in Stand gesetzt, sein Transportgeschäft durch Ankauf eines umfangreicheren Fahrzeuges zu erweitern. So ging es ein paar Jahre fort, Cornelius' Mittel vergrößerten sich täglich in Folge des Ersparungssystems, bis er sich an seinem achtzehnten Geburtstage Miteigenthümer und Führer eines der größten Fährboote im New-Yorker Hafen nennen durfte und kurz darauf auch Mitbesitzer von zwei kleineren Booten, die zum Betriebe desselben Geschäftes dienten. Während dieser Zeit lebte er ausschließlich fast nur auf dem Wasser, damit beschäftigt, Gepäck, Waaren und Passagiere zu befördern, letztere zu verköstigen u. s. w. Nicht zufrieden mit der oft harten Tagesarbeit, führte er während des Krieges mit England im Jahre 1812 zweien festen Plätzen — einer am Hudson, der andere bei den Wasserengen „The Narrows" — allnächtlich Vorräthe zu. Mit den Erfolgen stieg sein Muth, fast bis zur Wagehalsigkeit. Seine Ausdauer und Geschicklichkeit waren allwärts bekannt, auf sein Wort konnte man sich so blindlings verlassen, daß unwillkürlich sich die Blicke auf „Cornelius, den Bootsmann" richteten, sobald es galt, ein kühnes oder wichtiges Unternehmen durchzuführen. Weder Wind, Regen, Eis noch Schnee konnten ihn an Erfüllung eines Versprechens hindern. Einmal während des Krieges, es war im September 1813, hatte die britische Flotte trotz eines heftigen Südoststurmes kurz vor Tagesanbruch versucht, in den Hafen zu dringen, war jedoch bei Sandy-Hook zum Rückzuge genöthigt worden. Nachdem die Kanonade vorüber war und die Garnison von Fort Richmond sich wieder in ihre Quartiere begeben hatte, schien es von höchster Wichtigkeit, daß einige Offiziere nach dem Hauptquartiere eilten, um hier Bericht zu erstatten und die nöthigen Verstärkungen gegen einen zweiten Angriff zu erlangen. Der Sturm wüthete fürchterlich, — doch was machte dies? — das Werk mußte vollbracht werden. Alle wußten, daß nur ein einziger Mensch bereit sei, das Wagniß zu bestehen. Man fragte bei Vanderbilt an. Er erwiederte ohne Bedenken! „Ja, ich wills, aber ich werde die Herren Offiziere eine Zeitlang wol unter Wasser hinfahren müssen." — Man begab sich an Bord, und in der That, als man nach einer Weile glücklich an Ort und Stelle gelangt war, hatte das Unwetter an der ganzen Reisegesellschaft keinen trockenen Faden gelassen. Sie waren wirklich einen Theil des Weges „unter Wasser gefahren."

Am folgenden Morgen ward dem Fort die nöthige Verstärkung zugeführt.

Schon während seiner Jugend gab Vanderbilt einen Zug kund, der in seinem späteren Leben noch bemerkbarer hervortritt. Wir meinen sein strenges Rechtsgefühl. Unrecht mochte er weder Andern thun, noch konnte er ertragen, daß ihm Unrecht geschah. Als er während des nämlichen Krieges einst eine Abtheilung Soldaten von den Forts bei den „Narrows" nach der Stadt hinüber zu schaffen hatte, sah er sich durch ein Boot angehalten, das in der Nähe der Quarantäne vom Ufer abgestoßen war. Da sich ein Offizier an dessen Bord befand, gestattete Vanderbilt, daß dasselbe sich seinem Schiffe näherte, jedoch erkannte er in dem Bootsführer einen seiner Hauptkonkurrenten. Vanderbilt harrte der kommenden Dinge. Kaum lagen die beiden Fahrzeuge neben

einander, so sprang der Offizier an Bord des Vanderbilt'schen Schiffes und befahl den dort befindlichen Soldaten, ihm zum Zweck einer Inspizirung auf das seinige zu folgen. Unser Freund erkannte sofort, daß das Ganze nur eine Finte sei, um die Passagiere seinem Nebenbuhler in die Hände zu liefern. Er bedeutete daher dem Offizier kurz und bestimmt, „die Männer würden sich nicht von der Stelle rühren." Schäumend vor Wuth zog der Andere den Degen — Vanderbilt war jedoch eben so rasch als vorsichtig und es gelang ihm, den Erbosten sammt seiner Waffe unschädlich zu machen. Nun verlor er keinen Augenblick weiter, sondern er beeilte sich, als ob nichts vorgefallen sei, seine Soldaten bei Whitehall wohlbehalten an's Land zu setzen.

Der Raum gestattet uns nicht, bei dem Gebahren unseres Helden während seiner früheren Lebenszeit länger zu verweilen. Sein damaliges Thun und Treiben ist nur insofern wichtig, als es auf Wesen und Charakter des Mannes ein helleres Licht wirft. Nach mehreren Jahren muthiger und nicht erfolgloser Anstrengungen glaubte Cornelius Vanderbilt den Zeitpunkt gekommen, einen langgehegten Wunsch zu verwirklichen. Im zwanzigsten Jahre warb und gewann er Sophia Johnson von Port Richmond (Staten Island). Bereits am 19. Dezember 1813 ward das glückliche Paar durch die Hand des Priesters vereinigt. Vorerst ließen sich die jungen Eheleute auf der Insel häuslich nieder, ein Jahr darauf siedelten sie jedoch nach New-York über. Fast um dieselbe Zeit ward Vanderbilt Eigenthümer und Führer des neuen, eben erst vom Stapel gelassenen Transportschiffes „Dread", des bei Weitem schönsten und größten einer besonderen Gattung von Schiffen, welche die Bai von New-York durchschnitten. Einige Monate später, im Sommer 1815, baute er gemeinschaftlich mit seinem Schwager De Forest einen für die damalige Zeit außergewöhnlich großen Schoner, die „Charlotte", der gerechte Stolz und die Freude seiner Besitzer. De Forest selbst befehligte das neue Fahrzeug, das gewinnbringend als Lichterschiff zugleich Güter von einem der zahlreichen heimischen Hafenplätze nach dem andern brachte. — Mit jedem Jahre reicher an Erfahrungen und ermuthigt durch neue Erfolge, betrieb der sich steigenden Ansehens erfreuende Vanderbilt bis zum Jahre 1817 sein Geschäft fort, ernstlich bestrebt auch die neuen Verbesserungen im Schiffbau bei seinen Fahrzeugen in Anwendung zu bringen. Während der letzten vier Jahre hatte er 9000 Dollars erübrigen können.

Doch zeigte sich dadurch sein Ehrgeiz noch lange nicht befriedigt. In Folge der Anwendung des neuen, richtigen Bewegungselementes bereitete sich eine völlige Umwälzung auf allen Gebieten des Verkehrslebens vor. Die Benutzung der Dampfkraft fand immer mehr Eingang, trotz aller ungläubigen Feinde, welche jedem Fortschritt gegenübertreten. Das aufgetauchte Wunder blendete jedoch Cornelius Vanderbilt nicht, aber er verkannte eben so wenig dessen außerordentliche Bedeutung und harrte deshalb begierig auf eine Gelegenheit, den Werth der neuen Bewegungskraft und ihren Einfluß auf die Schifffahrt näher kennen zu lernen. Just um dieselbe Zeit, als ihn solche Gedanken beschäftigten, war er mit Thomas Gibbons von New-Jersey, einem vermögenden Manne, bekannt geworden, der sich damals gerade eifrig mit der Passagierbeförderung zwischen New-York und Philadelphia befaßte. Dieser machte nun unserm Vanderbilt den

Vorschlag, sich an einem von ihm in Aussicht genommenen neuen Unternehmen zu betheiligen, und bot demselben die Stelle eines Kapitäns auf einem kleinen Dampfer an gegen einen jährlichen Gehalt von 1000 Dollars. Für Jemand, der bisher immer auf eigenen Füßen gestanden, sich dabei wohlbefunden und in vier Jahren 9000 Dollars rein verdient hatte, mochte ein solches Anerbieten gerade nicht sehr verlockend erscheinen, und unser Schiffseigner würde zweifellos dasselbe abgelehnt haben, hätte ihm nur der momentane Nutzen vorgeschwebt. Cornelius Vanderbilt sah weiter. Klarer, immer klarer war vor seine Seele getreten, was er selbst zu leisten vermöchte, wenn er das eigentliche Wesen des neuen großen Fortschrittes sich zu eigen machen konnte. Was er früher mehr instinktartig errathen, gestaltete sich nun deutlicher vor seinem Blicke, die neue Triebkraft als einen Gegenstand größten Erfolges zu erkennen. Den Sieg der Dampfmaschine über alle bisherigen Motoren sah er im Geiste voraus und er beschloß, wenn nicht diesen Triumph selbstständig hervorzurufen, so doch an ihm Theil zu nehmen.

In Folge solcher Anschauungen übernahm Vanderbilt gegen Ende des Jahres 1817 als Kapitän die Führung des ihm angetragenen Dampfbootes. Dasselbe glich nicht den heutigen Kolossen, im Gegentheil es war so unansehnlich, daß der Eigenthümer es „die Maus des Berges" nannte. Bereits wenige Monate später avancirte jedoch Vanderbilt, indem ihm die Leitung der „Bellona", eines schon größeren Bootes, welches soeben beendet zur ersten Probefahrt bereit lag, anvertraut wurde. Dieses Schiff sollte zur Erhaltung der Verbindung zwischen New-York und Neu-Braunschweig dienen und Reisende hin- und zurückbefördern. Bald sah sich in Folge dessen Vanderbilt veranlaßt, seinen seitherigen Wohnort New-York mit Elisabethhafen zu vertauschen. Doch blieb er hier nicht lange, vielmehr zog er nach wenig Monaten mit seiner Familie nach Neu-Braunschweig, zumal die Geschäfte seine nächtliche Anwesenheit daselbst erforderten. Die Passagiere, welche nach Philadelphia reisten, brachten nämlich die Nacht in jener Stadt zu, um frühzeitig zur Abfahrt bereit zu sein. Hier bestiegen sie wiederum ein Boot, das sie weiter nach Philadelphia beförderte. Gibbons übernahm nun das Stationsgebäude, in welchem die Reisenden die Nacht zubrachten, und natürlich war eine gute Versorgung der Gäste die erste und unerläßliche Bedingung für das Gelingen der ganzen Unternehmung. Da nun Gibbons selbst weder Geschick noch Neigung zum Verpflegungsgeschäft in sich verspürte, übertrug er dasselbe dem neuen Kapitän und derselbe zeigte sich gern bereit, gegen pachtfreie Ueberlassung das Hotel zu übernehmen. Außerdem blieb Vanderbilt während der ganzen Dauer seiner Verbindung mit Gibbons der oberste Leiter der gesammten Unternehmung, die sich für ihn nunmehr als eine sehr einträgliche erwies. Die Verbindung mit dem Dampfschiffseigner dauerte bis 1827. In diesem Jahre übernahm Vanderbilt von Gibbons pachtweise die Bootverbindung zwischen New-York und Elisabethhafen auf sieben Jahre und führte nunmehr das Geschäft auf eigene Rechnung. Nach Ablauf der kontraktlich bedungenen Zeit wurde der Kontrakt auf sieben weitere Jahre verlängert. Inzwischen däuchte es Vanderbilt, es sei die Stunde gekommen, endlich für sich allein dazustehen. Er war zwölf Jahre lang bei Gibbons angestellt gewesen und hatte während jener Periode mit großer Treue,

Sorgsamkeit und Ausdauer die ihm anvertrauten Interessen überwacht, so daß der Verkehr auf der ganzen Dampfschifffahrts-Linie außerordentlich angewachsen war und einen jährlichen Reinertrag von etwa 40,000 Dollars abwarf. Jedes neue, unter seiner Aufsicht entstandene Boot zeigte einen bemerkbaren Fortschritt in Bezug auf solide Bauart. Kein Wunder, wenn alle Konkurrenzen aus dem Felde geschlagen wurden.

Um einige der Schwierigkeiten zu verstehen, von denen Vanderbilt zur Zeit, als er noch als Kapitän der „Bellona" fungirte, sich bedrängt sah, müssen wir nochmals auf die Anfänge der Dampfschifffahrt zurückkommen. Schon im Jahre 1798 war von der New-Yorker Legislatur ein Dekret ergangen, das, einem früheren Beschlusse zuwider, Livingstone das ausschließliche Recht zur Dampfschifffahrt auf den dem Staate gehörenden Gewässern zuertheilte. Diese Verordnung wurde von Zeit zu Zeit erneuert und später wurden auch, wie wir wissen, Robert Fulton besondere Rechte zugestanden, denen zufolge jedes durch Dampf getriebene Schiff, welches ohne Genehmigung der Privilegirten die Wasser des Staates befuhr, mit Geldstrafe belegt ward. Diese Privilegien befanden sich noch, freilich nicht zu Nutz und Frommen des mittlerweile verstorbenen Fulton, in voller Giltigkeit, als Vanderbilt in Dienst bei Gibbons trat. Die Agenten der Gesellschaft der Philadelphischen Dampferlinie mißachteten jedoch das hinderliche Gesetz vielfach, insofern sie ihre Boote unbefugter Weise bei New-York anlegen ließen. Vanderbilt mußte der Inhaftnahme entgegensehen, wenn er sich in jener Gegend erwischen ließ. In dieser Noth zeigte er die ganze Schlauheit des Yankee. Um der angedrohten Unannehmlichkeit aus dem Wege zu gehen, lehrte er einem Frauenzimmer das Steuerruder handhaben und sobald das Boot auf den Hafen von New-York zufuhr, überließ er seiner Stellvertreterin seinen Platz, während er sich in einen sichern Schlupfwinkel zurückzog, so daß die auf ihn spähenden Beamten ihren Verhaftsbefehl, als nicht vollstreckbar, wieder einstecken mußten.

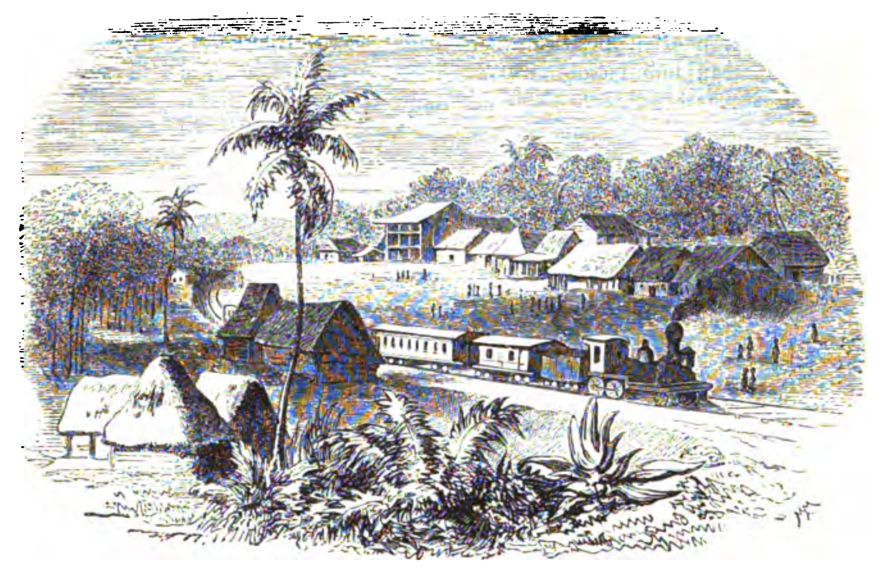
Der Gerichtshof von New-York hatte mittlerweile die oben erwähnten, mehrfach bestrittenen Privilegien ausdrücklich für gesetzmäßig erklärt, die Legislatur von New-Jersey jedoch Einsprache dagegen erhoben. Schließlich wurde bei dem obersten Gerichtshofe der Vereinigten Staaten ein Prozeß gegen den Schiffseigner Gibbons anhängig gemacht. Unter solchen Schwierigkeiten und einer so begünstigten Konkurrenz gegenüber dennoch vorwärts zu kommen, war sicher kein Kinderspiel. Vanderbilt zeigte sich indessen der Aufgabe völlig gewachsen. Im Jahre 1824 lief die Entscheidung des obersten Gerichtshofes darauf hinaus, daß unter der Konstitution der Vereinigten Staaten kein einzelner Staat besondere Schifffahrtsrechte — weder den Dampf- noch Segelschiffen — auf irgend einem Hauptflusse des Landes gewähren dürfe, und als natürliche Folge dieses Ausspruches stand auch die Beschiffung des Hudson Allen frei. Sobald jenes Hinderniß gehoben war, ging Vanderbilt mit verdoppeltem Eifer an's Werk. Er brachte das Geschäft so sehr in Schwung, daß es dem Schiffsherrn die oben erwähnte beträchtliche Revenue abwarf.

Nachdem er auf diese Weise für Andere mit glänzendem Erfolge gearbeitet, glaubte er sich nun mit gutem Gewissen seinen eigenen Angelegenheiten ausschließlicher widmen zu dürfen. Er dachte ernstlich daran sich selbständig zu

machen, und theilte 1829 Gibbons seine dahingehende Absicht mit. „Sie dürfen mich nicht verlassen", erwiederte dieser; „das Geschäft geht ohne Sie keinen Tag." Um ihn zu fesseln, bot er ihm eine Erhöhung seines Gehaltes auf 5000, ja noch mehr Dollars an, wenn er es blos auf Gelderwerb abgesehen habe. Aber Vanderbilt hatte sich wohl überlegt, was er thue. Er wies das Anerbieten von der Hand. Da gestand ihm Gibbons ganz offenherzig, der Betrieb der Dampfschifffahrts-Linie lasse sich ohne Vanderbilt's Mitwirkung nicht fortsetzen. „Nehmen Sie, Vanderbilt", sagte Gibbons, „nehmen Sie die Sache lieber selbst und allein in die Hand. Bezahlen Sie mir dafür nach und nach einen Preis im Verhältniß zum Gange der Geschäfte." Auch dieser verlockende Antrag wurde abgelehnt, denn Vanderbilt war nicht Willens, sich große Verbindlichkeiten auferlegen zu lassen, wiewol er die Güte des Antragstellers vollkommen würdigte. Gibbons verkaufte in der That die Dampfschifffahrts-Linie bald nachher an andere Unternehmer, doch die Seele des Geschäftes war dahin.

Zum zweiten Male sehen wir unseren Helden als Herrn seines Geschickes. Er hatte sich lange genug in der strengen Schule der Pflichterfüllung gegen Andere vorbereitet, um zu wissen, was er von sich und Anderen erwarten durfte. Ueberaus fördersam erwiesen sich nunmehr die praktischen Erfahrungen und Kenntnisse, welche er sich in allen Einzelheiten der Dampfschifffahrt erworben, und welche er nun in immer großartigerer Weise ausnutzte. — Die nächsten 20 Jahre seines Lebens können wir, wenn wir diese Lebensskizze nicht über den vergönnten Raum ausdehnen wollen, nicht ausführlich behandeln. Während jener Periode beschäftigte ihn eine Menge großartiger Unternehmungen. Er baute eine ganze Reihe von Dampfbooten und rief regelmäßige Dampfschifffahrts-Verbindungen auf dem Hudson, dem Sund und anderen amerikanischen Gewässern in's Leben, allen Korporationen und Gesellschaften zum Trotz, die ein Monopol geltend und das Reisen zu einer kostspieligen Sache für die große Menge machten. Alle die ihm in dieser Zeit zugefallenen Aufgaben griff er mit demselben Verständniß und dem gleichen Eifer an, die er bisher bewiesen hatte, so daß günstige Erfolge nicht ausbleiben konnten. Unverwandt hielt er daran fest, jeden Fortschritt zur Hebung seiner Schiffsbauten auszunutzen. Indem er bestrebt war, immer bessere, schnellere und leichtere Boote als seine Konkurrenten herzustellen und für die Fahrten die niedrigsten Preise zu erheben, erwarb er sich die Anerkennung und den Dank des reisenden Publikums, das er solcher Gestalt sowol in Bezug auf Bequemlichkeit als auf Wohlfeilheit zufrieden stellte. Daß er sich hierdurch Feinde zugezogen, ist natürlich, aber daß das Ganze durch den energischen Mann nur gewonnen, können wir getrost behaupten, ohne Widerspruch befürchten zu müssen. Bald zeigte sich die Wirkung seiner entschiedenen Maßnahmen und seiner rastlosen Thätigkeit im Emporblühen des Handels in allen Orten, zu deren besserer Verbindung er so viel beigetragen. Handel und Verkehr sind ohne rege Konkurrenz nicht denkbar. Mag man über Diejenigen den Stab brechen, welche es sich einfallen lassen, mit einem Mächtigeren, mehr Berechtigten oder einem Untüchtigeren in Mitbewerb zu treten; wer dergleichen thut, wird gar rasch wahrnehmen, daß ohne Konkurrenz gar bald auch die besten Unternehmungen hinsiechen und damit der Wohlstand des Volkes.

Erst im Wettstreit mit den besseren Kräften gelangen unsere eigenen besten zu förbersamer Anwendung. Dabei kann und wird dann und wann der Einzelne oder eine Gesellschaft leiden; doch das Land im Großen gewinnt nur beim eifrigen Wettkampfe und Fortschreiten aller seiner Angehörigen.



„The Summit", höchster Punkt der Panama-Eisenbahn.

So verstrichen zwei Jahrzehnte, während deren der Name Vanderbilt auf's Innigste mit dem wunderbar raschen Emporblühen der Dampfschifffahrt in Amerika verbunden erscheint. Ende der dreißiger Jahre näherte sich die Zahl der Unions-Dampfer bereits dem Tausend. Zu derselben Zeit waren die Goldfelder Californiens entdeckt worden, und das Goldfieber trieb Ströme von Goldjägern auch in den nächstfolgenden Jahren noch nach dem neuen Dorado. Der außerordentlich ansteigende Waarentransport nach der anderen Seite des Weltmeeres ließ die Herstellung kürzerer Verbindungswege als unabweisbare Nothwendigkeit erscheinen. In Folge dessen kam man auf den Gedanken, eine Eisenbahn über die Landenge von Panama zu erbauen. Der Ausführung dieses großen Fortschrittes ging die Gründung der Postdampfschifffahrts-Gesellschaft des Stillen Ozeans (Pacific Mail Steamship Company) voraus. Die Eisenbahn ward 1849 ausgemessen, jedoch erst 1855 vollendet, die Dampfer auf der Linie nach dem Stillen Ozean aber setzten sich schon im Jahre 1848 in Bewegung. In Folge des ungeheuren Umwegs, welchen sie zurückzulegen hatten, gerieth nun Vanderbilt auf den Gedanken, eine kürzere Route zu ermitteln.

Er beschloß einen Ueberlandweg ausfindig zu machen und damit auf der andern Seite des Ozeans sich anschließende Postschiffe in Zusammenhang und dergestalt eine regelmäßige Seeverbindung zwischen New-York und San Franzisco zu Stande zu bringen. Diesen Plan legte er der Regierung von Nicaragua vor

und erhielt von derselben am 12. August 1849 die Genehmigung sowol für einen Schiffskanal als für eine Transitgesellschaft. Diese Zugeständnisse wurden schließlich durch zusätzliche Bestimmungen darauf zurückgeführt, daß dem Cornelius Vanderbilt und seiner Gesellschaft das ausschließliche Recht verliehen ward, Reisende und Waaren zwischen den beiden Weltmeeren mittels Eisenbahnen, Dampfbooten oder anderen Verkehrsmitteln zu befördern, wobei auf's Bestimmteste der Kanalbau und die Transit-Bewilligung auseinander gehalten wurden. Am Christtage des Jahres 1850 ging unser Amerikaner auf dem von ihm erbauten „Prometheus" nach Nicaragua ab. Die Mitglieder der Kommission, welche die Aufgabe übernommen, zum Zwecke des Kanalbaues und der übrigen Gesellschaftspläne das Land zu durchforschen, kamen während dieser ganzen Zeit zu keiner Ruhe. Bald in Tragbahren, bald hoch zu Rosse oder zu Fuß durchwanderten sie die feuchten Niederungen, Sümpfe und Moräste, oder sie mußten durch den unbetretenen Urwald sich Bahn brechen, oder im offenen Boot nach dem geeignetsten Wege suchen. Als passender Hafenplatz an der Küste des Stillen Ozeans ward zuerst Realejo auserkoren, später jedoch entschied man sich für den damals nur wenig bekannten Hafen von San Juan del Sur. Die in Frage kommenden Uebergangsrouten von Ozean zu Ozean waren endlich ausgeforscht und kartographisch zu Papier gebracht, und Vanderbilt konnte sich nunmehr an's Werk machen, die festgestellte Linie in's Leben zu rufen. Mit dem kleinen, neugebauten Dampfboote „Direktor" fuhr er den San-Juan-Fluß aufwärts. Hier ließ er das Schiff bis nach Nicaragua bugsiren und überwachte in eigener Person die Vollziehung der ebenso drängenden wie ermüdenden Aufgabe, das Fahrzeug über die Stromschnellen hinwegzuschaffen. Dies ließ sich erst nach Besiegung einer Menge von Mühsalen bewerkstelligen. — Mittlerweile fand die Gründung der Transit-Gesellschaft statt, und nach ganz außerordentlichen Anstrengungen konnte endlich im Juli 1851 die Route nach Californien via Nicaragua, unter einstweiliger Festhaltung an eine halbmonatliche Verbindung, eröffnet werden. Noch heute können wir kaum die enormen Schwierigkeiten eines solchen Werkes recht ermessen, aber jeder Denkende wird zugeben, daß Plan und Durchführung eines so großartigen Unternehmens einen Mann mit klarem Verstande und unbeugsamer Willenskraft erforderten.

Unter Leitung unseres Vanderbilt ward die hergestellte Route eine der lebhaftesten und der hohe Ueberfahrtspreis von New-York nach San Franzisko konnte bald von 600 auf 300 Dollars herabgesetzt werden. — Vanderbilt baute inzwischen eine ganze Anzahl Routen-Dampfer erster Klasse, sowol für den jenseitigen wie diesseitigen Verkehr auf dem Weltmeere, und sein Werk gedieh in so erfreulicher Weise, daß ein ansehnlicher Gewinn ihn entschädigte, als er am 1. Januar 1853 seine Dampfschiffe der neu begründeten „Transit-Gesellschaft" überließ. Nachdem er als Agent derselben noch mehrere Monate thätig gewesen, wurde er im Januar 1856 zum Vorstand der Gesellschaft und zum Leiter ihrer Unternehmungen gewählt.

Inzwischen war der Freibeuter William Walker, eine Kreatur der südstaatlichen Sklavenbarone, nach Nicaragua gekommen und begann dort sein gesetzloses, allen Leuten von Ehre und Gewissen zum höchsten Verdruß

gereichendes Treiben. Auch Vanderbilt trat gegen jenen Friedensstörer in die Schranken und versagte ihm für sich, seine Leute und deren Ausrüstung den Transport. Da erließ der eine Zeitlang allmächtige Usurpator Walker am 18. Februar 1856 ein Dekret, in welchem er alle die Vanderbilt und seiner Compagnie zugesprochenen Rechte für null und nichtig erklärte. Hieraus entstanden eine Menge Reibereien, Intriguen und Gegenintriguen. Als endlich zahllose Hindernisse beseitigt schienen, stellte es sich heraus, daß alle Bemühungen, die unterbrochene Verbindung wieder in Gang zu bringen, verschwendet waren, denn es hatte sich mittlerweile an der Mündung des San Juan-Flusses eine Sandbank gebildet. Später ward diesem Uebelstand dadurch begegnet, daß man die Passagiere in kleinen Booten nach dem Landungsplatze beförderte.

Cornelius Vanderbilt durfte nunmehr als ein Mann von großem Vermögen gelten. Von den kleinsten Anfängen, mit dem Hundert-Dollars-Boote hatte er sich seit seinem 16. Jahre durch geschickte Benutzung und durch weise Zusammenhaltung seiner Mittel zu einem der geachtetsten Bürger der Union emporgeschwungen. Das ganze Land empfand die Wohlthaten seines außerordentlichen Unternehmungsgeistes. — Mitte dieses Jahrhunderts stand Vanderbilt's Name unter den amerikanischen Schiffsrhedern obenan. Seine Fahrzeuge durchfurchten alle Gewässer der Erde. Er unterhielt, mittelbar und unmittelbar, mehr Angestellte und Arbeiter als irgend ein anderer Industrieller der Neuen Welt.

Inmitten von Sorgen und Geschäften aller Art fand der unermüdliche Mann Zeit, einen Lieblingsgedanken auszuführen, indem er nach erfolgter Abtretung seines Antheiles an der Nicaragua-Californien-Linie den Bau eines neuen prächtigen Dampfers „Nordstern" begann. Die Ausrüstung dieses Schiffes erfolgte untet seiner persönlichen Aufsicht und Fürsorge.

Als er in einer erhebenden Stunde von der Höhe seiner Erfolge nach dem bescheidenen Anfang seiner Thätigkeit herabblickte, beschloß er im Mai 1858, gewissermaßen zu seiner Genugthuung und als Ausgleich für so vielfach bewiesene Ausdauer und seine stete rastlose Thätigkeit, mit seiner gesammten Familie in seinem „Nordstern" der Alten Welt einen Besuch abzustatten. Dieser Gedanke kennzeichnet in mehr als einer Hinsicht den großartigen Sinn jenes echten Amerikaners, indem derselbe mit einer Vergnügungsfahrt die weitreichendsten Pläne, deren Gelingen wiederum ihm und seinem ganzen Lande zu Gute kommen sollten, in Verbindung bringt.

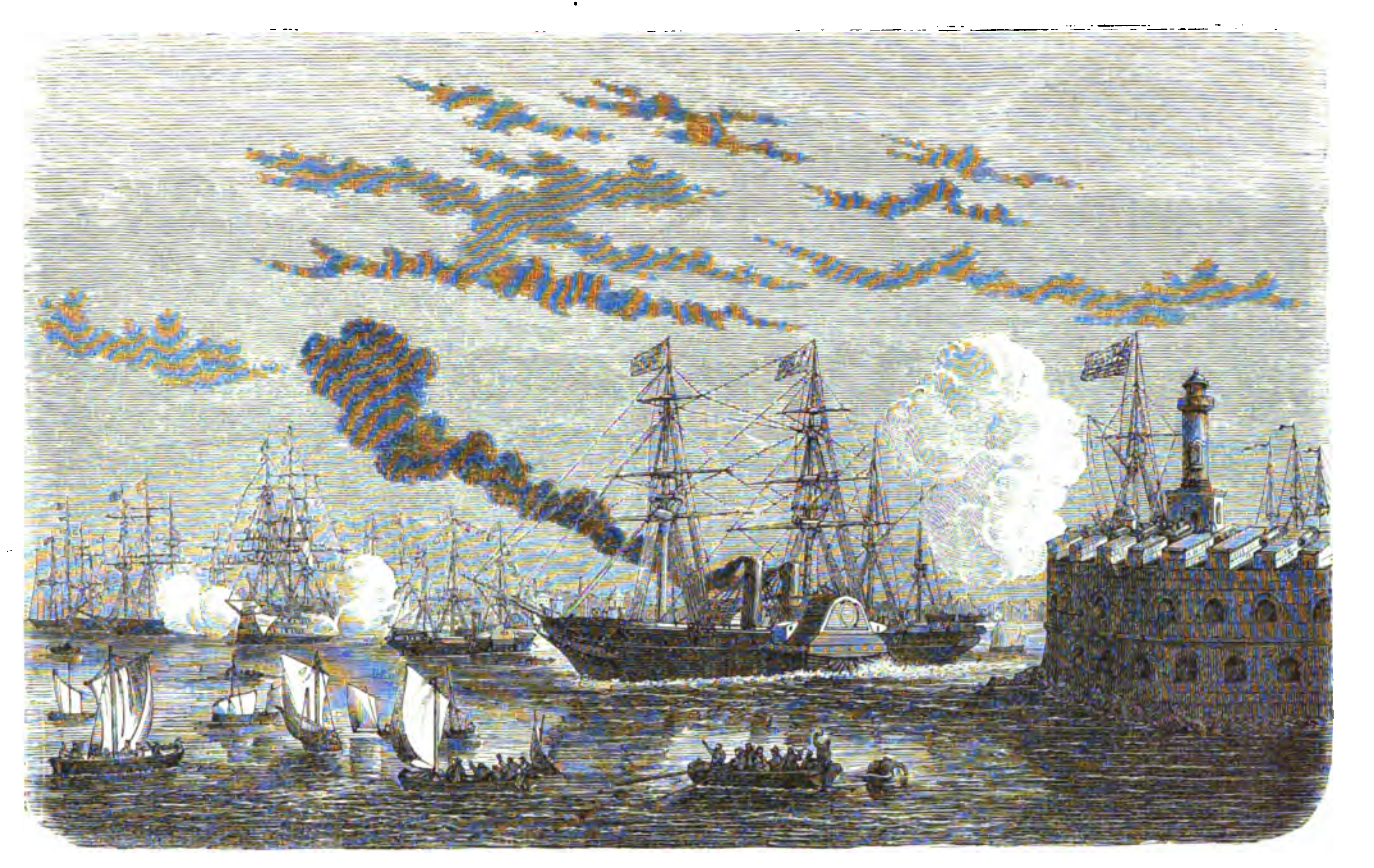
Vanderbilt's Reise wurde zu einem Triumphzug. Von der geschäftlichen Seite seiner Meerfahrt merkten die Zeitungsleser und Neugierigen nicht viel; aber alle Welt hielt es für ein fast einzig dastehendes Ereigniß, daß ein einzelner Privatmann ohne Titel und Rang, ohne Stammbaum oder den Ruhm eines angeerbten Namens, eben so ohne „höheren Auftrag", sich zu einer solchen Reise entschließen, beziehentlich ein Muster der Schiffbaukunst, ein wahres Prachtschiff herstellen, ausrüsten, bemannen und selbst führen konnte. Indem Vanderbilt mit der Würde und dem Anstand eines vornehmen Herrn an allen größeren europäischen Seeplätzen auf eigenem Schiffe erschien und selbst den Repräsentanten der angesehensten Höfe Achtung einflößte, gab er der Alten Welt ein glänzendes und anregendes Beispiel von dem Unternehmungsgeiste und der

Thatkraft, welche der Mensch in der Neuen Welt zu entwickeln und zur Geltung zu bringen vermag, dort, wo ihn weder abschließende gesellschaftliche Schranken hemmen, noch überlieferte Vorurtheile beirren. Der „Nordstern" war das erste Dampfboot, welches, mit den neuesten und zweckmäßigsten amerikanischen Verbesserungen im Schiffbau ausgerüstet, zum ersten Male die großen Fortschritte auf dem Gebiete einer so hochwichtigen Thätigkeit dem staunenden Europa zur Anschauung brachte. Der „Nordstern" lichtete am 19. Mai 1853 die Anker. Selbst in England erregte die ebenmäßige Entwickelung des transatlantischen Dampfschiff-Baues, unter Heranziehung aller Mittel der Technik, gerechte Bewunderung. Die englischen Blätter aus jener Zeit ergehen sich in Lobpreisungen und ausführlichen Schilderungen des Vanderbilt'schen Ausfluges nach der Alten Welt. Telegraphen verkündeten die Ankunft der amerikanischen Familie und deren Gesellschaft in Southampton und Keiner von Allen, welche das prachtvoll ausgerüstete Fahrzeug sahen, vermochte sich des Eindrucks zu entwinden, den ein so eigenthümlich ausgedachtes Unternehmen selbst auf die Phantasie und den Verstand Derjenigen hervorrufen mußte, die den Yankees weniger geneigt sind.

In Bezug auf die Schiffseinrichtung erzählt der Korrespondent der „Times" am 3. Juni 1853: „Das Innere der Kajüte erregt fortwährend die Bewunderung aller Besucher; es ist schwer zu glauben, daß eine königliche Yacht mit mehr Luxus und Bequemlichkeit, Geschmack und Eleganz ausgestattet sein könne." — „London Herald" und „London Chronicle" von dem nämlichen Tage berichten: „Der „Nordstern" ist eine der schönsten Dampf-Yachten, die wir je gesehen. Alles an Bord desselben ist amerikanisch; die Amerikaner stehen uns in Vollführung nützlicher und eleganter Erzeugnisse nicht nach." — Die „London News" vom 3. Juni 1853 rühmt: „Schöne Treppen führen nach dem Salon, welcher größer und glanzvoller ist, als das Gesellschaftszimmer jedes anderen Dampfbootes und an Pracht sogar die königlichen Yachten „The Queen", „Viktoria und Albert" übertrifft. Teppiche und Möbel sind überaus kostbar u. s. w."

In jedem Lande, das die Reisenden berührten, wurden sie von der Elite der Gesellschaft, von Behörden und Korporationen mit größter Aufmerksamkeit empfangen. In Southampton ehrte man Vanderbilt und seine Begleitung durch ein glänzendes Gastmahl. In Rußland verschmähten es selbst der Großfürst Konstantin und die Admirale der russischen Flotte nicht, an Bord des Dampfers zu erscheinen. Jener erbat sich die Erlaubniß, eine Zeichnung desselben abnehmen lassen zu dürfen. — Nicht minder achtungsvoll, zuvorkommend, ja herzlich war die Aufnahme des vielbewunderten Schiffsherrn in Gibraltar, in Konstantinopel, in Italien, Malta sowie an anderen Orten. — Höchst befriedigt von seiner Rundreise kehrte Vanderbilt nach vier Monaten, am 23. September 1853 nach New-York zurück.

Sein Besuch in Europa hatte ihn in der Ueberzeugung bestärkt, daß es im Interesse des mächtig emporblühenden Handels Amerika's liege, die Schifffahrtsverbindungen zwischen der Alten und der Neuen Welt zu vermehren, zu erleichtern und regelmäßiger zu gestalten. In diesem Sinne machte er nach seiner Rückkehr dem General-Postmeister zu Washington das Anerbieten, einen



Einlaufen der siegreichen wettfahrenden Dampfer in den Hafen von New-York.

Buch berühmter Kaufleute. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

geregelten Halbmonats-Cours zwischen England und Amerika in's Leben zu rufen, welcher abwechselnd mit der Collins-Linie um den Preis von 15,000 Dollars das Postfelleisen und sonstige Postgüter herüber und hinüber befördern sollte. Als jedoch der Postdienst der Cunard-Linie wegen des ausgebrochenen Krimkrieges unterbrochen worden war, schlug Vanderbilt vor, für wöchentliche Abfahrten sorgen und dergestalt die stattgefundene Lücke ausfüllen zu wollen. Obschon dieser Antrag nicht genehmigt wurde, ließ unser Rheder seine Idee nicht fallen, sondern errichtete am 21. April 1855 auf alleinige Rechnung und Gefahr eine Verbindung zwischen New-York und Havre. Zu diesem Endzwecke baute er mehrere neue Dampfschiffe, unter andern den „Ariel" und endlich den „Vanderbilt". Das Unternehmen ward mit großer Energie begonnen und mit erheblichem Erfolge fortgeführt. In Folge dessen entstand nach dem Bau des „Vanderbilt" ein aufregender Wettstreit zwischen den Fahrzeugen der verschiedenen Linien. Die „Arabia" und „Persia" von der Cunard-, die „Baltic" und der „Atlantic" von der Collins- und der „Vanderbilt" von der „Independant-Linie" traten als Konkurrenten in die Schranken. Vornehmlich suchten sie sich in Bezug auf Schnelligkeit zu übertreffen und leisteten darin wirklich das Möglichste. Der „Vanderbilt" trug den Sieg über Alle davon. Er hatte den Weg in kürzerer Zeit zurückgelegt als je ein europäisches oder amerikanisches Dampfboot vor ihm.

Während eines Zeitraumes von zehn Jahren haben diese Dampfer-Linien den regelmäßigen Charakter von Postverbindungen angenommen. Die Schiffe gehen zur Stunde ab und kommen auch in der Regel zu bestimmter Stunde an.

Fürwahr im höchsten Grade erstaunlich sind die außerordentlichen Fortschritte, welche die Dampfschifffahrt seit jenem Tage gemacht, als im Jahre 1819 das erste transatlantische Boot, die „Savannah" von 350 Tonnengehalt, die Fahrt hinüber nach Europa wagte. Damals brauchte man beinahe noch einen Monat (genauer 26 Tage), um von New-York nach London zu gelangen. In welchem Verhältnisse hatte sich unterdessen der Verkehr zwischen der Alten Welt und der Neuen gesteigert! Dennoch vergingen weitere 19 Jahre, bevor im Jahre 1838 der „Sirius" die erste regelmäßige Dampfschifffahrt zwischen England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika eröffnete. Die erste Fahrt von London nach New-York dauerte jedoch immer noch 17 Tage. Im Jahre 1866, also im 47. Jahre, nachdem das erste Dampfschiff den Atlantischen Ozean gekreuzt hat und am 28. nach der ersten Eröffnung der regelmäßigen Dampfschifffahrt zwischen Europa und Nordamerika, wurden nicht weniger denn 1126 Fahrten von 15 verschiedenen Gesellschaften über den Atlantischen Ozean unternommen und zwar von der Inman-Line 208, Cunard-Line 156, Hamburg-New-York 104, National Steam-Navigation-Company 104, Montreal Steamship-Company 104, Norddeutscher Lloyd 52, Guion & Company 52, London-New-York 52, Liverpool-Boston 52, London-Boston 52, Baltimore-Liverpool 52, Anchor-Line 34, British-American Steam-Navigations-Company 26, New-York-Havre 26, Französisch-Transatlantische Compagnie 52. Es kreuzen also wöchentlich 21 oder täglich 3 Dampfschiffe das Atlantische Meer. Heute braucht man 12—14 Tage, um von Hamburg nach New-York und 10 Tage, um von daher nach Liverpool oder London zu gelangen.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zur Geschichte des Schiffes zurück, mit welchem Vanderbilt den Sieg über seine mächtigsten Mitbewerber davontrug. Wenn auch den Nordamerikanern wohlbekannt, dürfte sie doch für die meisten unserer Leser neu sein. Im Frühling des Jahres 1862, zu jener von Vielen für günstig erachteten Zeit, sich auf Landeskosten zu bereichern, als die amerikanische Regierung unverzüglich brauchbare Schiffe zur Verstärkung ihrer Flotte herbeizuschaffen hatte, um die militärischen Operationen ihrer Heere in Gang zu bringen und zu unterstützen, legte Cornelius Vanderbilt ein glänzendes Zeugniß seiner wahrhaft patriotischen Gesinnung ab. Er bot sein bestes und schönstes Schiff der Regierung zum Geschenke an. Die nachfolgende vom Präsidenten genehmigte Dankes-Adresse des Rathes der Nation ist nur eine gerechte Würdigung jener großartigen Gabe: „In Anbetreff, daß Cornelius Vanderbilt von New-York", so heißt es dort, „während des Frühjahres 1862 seinem in Gefahr schwebenden Vaterlande das neue und stattliche Dampfschiff „Vanderbilt", 5000 Tonnen haltend, das er mit der größten Sorgfalt aus dem besten Material und mit einem Kostenaufwande von 800,000 Dollars hat herstellen lassen und welches Dampfschiff der Republik unterdessen die besten Dienste gegen rebellische Ein- und Uebergriffe geleistet hat, und weil Cornelius Vanderbilt dieses Schiff seinem Lande aus freiem Antrieb darbrachte und in keiner Weise eine Belohnung für dieses kostbare Geschenk beanspruchte, noch irgend welche Anerkennung dafür entgegennahm: deshalb haben Senat und Abgeordnetenhaus der Vereinigten Staaten von Nordamerika im versammelten Kongresse beschlossen, daß diese Danksagung dem Cornelius Vanderbilt für seine einzig in ihrer Art dastehende Bezeugung warmer und großherziger Vaterlandsliebe dargebracht werde."

Fernerhin wurde der Präsident der Vereinigten Staaten veranlaßt, eine goldene Medaille mit einer passenden Versinnbildlichung des nationalen Dankgefühles für dieses Geschenk prägen zu lassen. Von dieser Medaille sollte dem zum Commodore ernannten Vanderbilt das Original überreicht und gleichzeitig ein Duplikat in dem Archiv des Kongresses zur Erinnerung aufbewahrt werden.

Seitdem hat Cornelius Vanderbilt nicht aufgehört, mit Aufwand aller ihm eigenthümlichen Rührigkeit, dem Handel und Verkehr durch Hervorrufung neuer Beförderungsmittel zu dienen. Der uns vergönnte Raum gestattet es nicht, aller seiner Schöpfungen Erwähnung zu thun. Ueberall sehen wir den thätigen Mann gesucht und betheiligt an Schiffsbauten und verwandten Unternehmungen. Wo es gilt, eine neue Verbindung durch Dampfer in's Leben zu rufen, ist er bereit, die Aufgabe zu übernehmen oder zu unterstützen. Er hat für sich allein 100 Dampfboote und Dampfschiffe vom Stapel laufen lassen.

Ebenso ein Mann des Verdienstes als ein Kind des Glückes hat Vanderbilt nie eines seiner Schiffe durch Unfall gänzlich eingebüßt. Unter seine bekannter gewordenen Fahrzeuge gehören:

Dampfschiffe: Prometheus, Daniel Webster, Star of the West (Stern des Westens), Northern Light (Nordlicht), North Star (Nordstern), Granada, Ariel, Vanderbilt, Ocean-Queen (Meerkönigin), Galveston, Mctagorda, Champion, Costa Rica, Port Jackson, New-York u. s. w.

Dampfboote: The Citizen (der Bürger), Cinderella, West Chester Union,

Champion, Nimrod, Lexington, Cleopatra, Augusta, Clifton, C. Vanderbilt, New Champion, Commodore, Gladiator, Staten Island, Huguenot, Sylph, Hunchback, Red Jacket (Rothjacke), Westfield, Clifton Nr. 2, Westfield Nr. 2, Clifton Nr. 3, Cornelius Vanderbilt Nr. 2, Wilmington, North Carolina, Traveller, Director, Central-Amerika, Clayton, Bulwer u. s. w.



Transatlantisches Packetboot und amerikanischer Flußdampfer.

Behufs Herstellung dieser Dampferflottille rief der unermüdliche Commodore mit einer oft an's Wunderbare grenzenden geschäftlichen Beweglichkeit eine Reihe ausgedehnter Etablissements in's Leben, wo er seine Maschinen nach eigenen Plänen herstellen ließ. Die Mehrzahl seiner Schiffe sind unter seiner persönlichen Oberleitung entstanden. Da er sich mehr auf seine Erfahrung als auf theoretische Rathschläge Anderer stützte, so hat es nie an Leuten gefehlt, welche bei jedem Stapellauf seiner neuen Schiffe Unheil verkündeten. Der „Nordstern", so wurde

versichert, müsse zweifellos mit allen an Bord befindlichen Passagieren untersinken; der „Ariel" sollte nie über den Ozean gelangen können, ja sogar den „Vanderbilt" hielt man für ein todtgeborenes Kind. Dennoch haben alle diese prächtigen Dampfer ihre Fahrten regelmäßig, sicher und rasch zurückgelegt. Es war ihres Urhebers feststehender Grundsatz, stets die verdienstvollsten und vertrauenswürdigsten Kapitäne zu wählen und nie ein Schiff oder irgend eine Fracht zu versichern — denn, sagte er, „gute Schiffe und gute Befehlshaber sind die besten Versicherungen." Und in der That, nie mag sich eine Versicherungsgesellschaft bei ihren Geschäften besser gestanden haben als Vanderbilt bei seinen Maximen.

Jedoch nicht ausschließlich verwendete er seine Zeit, sein Genie und Vermögen auf Förderung und Entwickelung der Dampfschifffahrt und deren Interessen, insbesondere seit nach dem wiederhergestellten Frieden der Rückgang in der amerikanischen Rhederei für die dabei Betheiligten immer empfindlicher ward.

Es scheint sich in Amerika Dasjenige zu bestätigen, was von Seiten Sachverständiger längst behauptet worden ist, daß nämlich das Schiffsbaugewerbe sowie das Seetransportwesen einem jungen Kulturvolke nicht dieselben günstigen Chancen zu bieten vermöge, als den älteren handeltreibenden Staaten. Billiges Material vermag die Ungunst hoher Löhne nicht auszugleichen, und mit der letztgenannten Erschwerung schwindet die Aussicht auf erfolgreiche Konkurrenz. Darin dürften die Motive zu suchen sein, weshalb Cornelius Vanderbilt in den letzten Jahren sich nach und nach vom Schiffsbau zurückzog und den größten Theil seiner Thätigkeit und Fürsorge anderen geschäftlichen Unternehmungen, vorzüglich den Eisenbahnen, widmete. Als echter Sohn seines Landes hat er es immer verstanden, sein Geld dort anzulegen, wo sich ihm der meiste Nutzen in Aussicht stellte und hierdurch wußte er der Gewerbsthätigkeit nicht minder zu nützen, als durch Vermehrung der Beförderungsmittel. In neuester Zeit hat er sich allmälig von der Rhederei gänzlich zurückgezogen, ja vor Kurzem sein letztes Dampfschiff verkauft. Seitdem legt er den beweglichen Theil seines unermeßlichen Vermögens meist in Eisenbahn-Unternehmungen an, so daß er gegenwärtig für den bedeutendsten Interessenten der Eisenstraßen der Vereinigten Staaten gilt. Der Dampfschiffkönig ist somit ein Eisenbahnkönig geworden. Sein Reichthum hat sich seit Betreten der neuen Erwerbsrichtung reißend schnell vermehrt. In New-York giebt es nur zwei oder drei noch reichere Männer als Vanderbilt. Dieser Nabob zahlt seinem Staate mehr Steuern, als mancher deutsche Kleinstaat Einkünfte hat. Und dieses kolossale Vermögen ist einzig und allein die Frucht persönlicher Anstrengungen.

Fragt man nach dem Geheimniß seiner außerordentlichen Erfolge, so giebt es keine bessere Antwort, als der Hinweis auf die Geschichte seiner frühesten Thätigkeit, die wir aus diesem Grunde unseren Lesern ausführlicher mittheilten. Schon während seiner Knabenjahre zeigt der unermüdlich thätige Mann den höchsten Grad von Ordnungsliebe, unterstützt durch Umsicht und Einsicht. Ausgerüstet mit unbeugsamer Willensstärke und gleich unerschütterlicher Ausdauer greift er jedes Unternehmen ohne Bangen an; voll Selbstgefühl und Unabhängigkeitssinn vertraut er am liebsten nur der eigenen Kraft. Vanderbilt gehört gleich George Stephenson zu jenem Geschlechte starker Geister, welche

selbst bei den düstersten Aussichten nicht den ausdauernden Muth verlieren und denen der Erfolg schließlich nicht fehlen kann. Sie haben von vornherein allzubedenklichen oder eingeschüchterten Nebenmännern gegenüber einen unschätzbaren Vortheil. Indessen kommt es nicht selten vor, daß selbst ein mit größter Ausdauer begabter Mensch einen falschen Weg einschlägt und deshalb den ersehnten nahgelegenen Hafen verfehlt. Scharfes Unterscheidungsvermögen ist deshalb eben so nothwendig als Ausdauer. In dieser besonderen Eigenschaft hat sich Commodore Vanderbilt immer bemerkbar gemacht. Er scheint ein angeborenes, zutreffendes Urtheil über Menschen und Dinge zu besitzen. Darauf stützen sich seine auf das Sorgfältigste erwogenen Pläne. Jeder erkennbare Zwischenfall ist vorhergesehen, so daß er bei Ausführung seiner Absichten stets mit kräftiger, weil mit sicherer, Hand zu Werke geht. Wir sehen diesen Charakterzug schon in seinen ersten, noch knabenhaften Anstrengungen hervortreten und später in jedem Kampfe und bei jeglichem Unternehmen des Mannes. Bei solcher Verstandesschärfe, gepaart mit Thatkraft und Ausdauer, erscheinen ungewöhnliche Erfolge als ganz natürliche Resultate.

Inmitten seiner fortgesetzten, angestrengtesten Geschäftsthätigkeit hat dieser Mann sich doch die ursprüngliche Herzenseinfalt, das natürliche Gefühl kindlicher Pietät unverfälscht erhalten. Die rührende Sorgfalt, mit welcher er jedem Wunsche einer bejahrten Mutter zuvorgekommen ist, zeugt von dem braven Herzen, das er in seiner Brust trägt. Er ist der Greisin mit derselben Liebe ergeben gewesen, als sie ihm Schützerin während seiner Knabenzeit war. Die trauliche Wohnung, die er — unter eigener Aufsicht und ganz nach ihrem Geschmacke — für sie errichten ließ, sah man von üppigem Weinlaube und frischem Immergrün umrankt. Hier, in der Nähe ihrer alten Heimat, von wo aus sie das Element, auf dem ihr Sohn Schätze und Lorbeeren errang, täglich überblicken konnte, erreichte sie hochbeglückt, von zärtlichster Sorgfalt umgeben, ein hohes Alter und starb vor einigen Jahren so friedlich als sie gelebt hatte. Uebereinstimmend mit seinem Charakter war es, daß Vanderbilt, nachdem er von seinem Triumphzuge durch Europa zurückgekehrt, sofort seine Mutter aufsuchte und sich von ihr zuerst willkommen heißen ließ.

Die nämliche Herzenseinfalt offenbarte er auch in jeder anderen Lage seines Lebens. Betrügereien und Schleichwege hat er stets gründlich gehaßt, dagegen Ehrlichkeit und Biederkeit im Reden und Thun hochgehalten. Während seiner Berührungen mit so vielen Menschen hat er die angeborene Großmuth seines Wesens nie verläugnet, vornehmlich wenn man sich ihm vertrauensvoll näherte. — Ein Kapitän, der an einer Dampfschifffahrtslinie nach Hartfort betheiligt war, suchte durch eine Handlungsweise, welche Vanderbilt für unehrenhaft hielt, dem großen Schiffsrheder Schaden zuzufügen. Dagegen schützte sich der Commodore vermittelst Maßnahmen, welche den Ruin seines Konkurrenten herbeiführten. Um diese Zeit begegnete Kapitän Brooks, ein intimer Freund Vanderbilt's, dem unterlegenen Gegner des Letzteren und fragte ihn, wie es ihm gehe?

„Ich sehe wohl ein, ich bin in Vanderbilt's Gewalt und muß meine Sache verloren geben“, erwiederte dieser.

„Aber“, meinte Brooks, „geht und sprecht doch erst mit ihm; wenn Ihr ihm offen und ehrlich entgegentretet, wird er gewiß sich edelmüthig gegen Euch zeigen“.

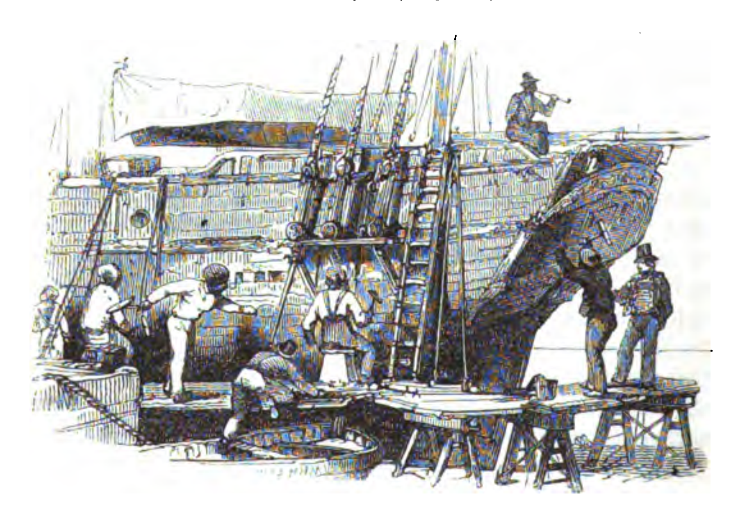
„Ach was!“, antwortete jener, „er würde mich nicht einmal sehen wollen“.

„Versucht's nur“, tröstete Brooks. Der Kapitän entschloß sich nach einiger Zeit dem wohlgemeinten Rath zu folgen, und er verließ Vanderbilt nicht, ohne eine nachhaltige Erinnerung an auferlegte Verpflichtungen.

Wir könnten noch manche Beispiele der Art aufführen, halten indessen an dieser Stelle ein Zurückkommen auf den Gedanken für angemessener, den wir unserem Lebensbilde vorangestellt. Wir betonten dort den unwiderstehlichen Einfluß, womit ein einziger tüchtiger Mensch auf seine Umgebung erhebend und veredelnd zu wirken vermag.

Als der „Ariel“ im Jahre 1859 auf seiner Fahrt nach Havre von einem gewaltigen Sturm überrascht und von schweren Schäden heimgesucht wurde, ungeachtet die Offiziere ihr Aeußerstes thaten, um das drohende Verderben abzuwenden, führte eine ungeheuere Woge, welche sich über das Vorderdeck ergoß, eine tödtliche Verletzung des Kapitän Ludlow herbei. Der Unglückliche fand nur noch Zeit zu wenigen Worten. „Sagt dem Commodore“, sprach er, „daß ich auf dem Posten der Pflicht gefallen sei“.

Diese Worte zeigen ebenso sehr von der unwandelbaren Ergebenheit des wackeren Seemannes, als sie Dem zur Ehre gereichen, an den sie gerichtet waren. — Derjenige, welcher es vermag, einem Andern einen so hohen Begriff von Verantwortlichkeit einzuflößen, muß wahrlich selbst einen bedeutenden Grad von Pflichtgefühl und Seelengröße besitzen! So erscheint uns Cornelius Vanderbilt als ein leuchtendes Beispiel eigener Kraft, als ein Mann, der für die Erweiterung seiner großartigen Geschäfte das Höchste wagt, aber ebenso bereit ist, seinem Vaterlande die schätzbarsten Dienste zu leisten; ebenso ehrenwerth als Mensch, wie als Bürger eines wunderbar rasch emporgeblühten Staatswesens.





Maier Amschel Rothschild, Urheber der Geldmacht der Rothschild.

Geldfürsten des XVIII. und XIX. Jahrhunderts.

I. Aus der vorrothschild'schen Zeit.

Wenn man von den Geldfürsten eines Zeitalters spricht, so sind darunter meist solche Männer außerordentlichen Glückes oder unermeßlichen Besitzes verstanden, deren Namen und Wirken sich an irgend welche bedeutsame Vorgänge auf dem Gebiete des Handels oder der politischen, vornehmlich der finanziellen Entwickelungen oder Umwandlungen der Staatenverhältnisse, und zwar nicht blos für die Spanne Zeit knüpfen, in welche ihr Auftreten fällt. In diesem Sinne haben die Medici von Florenz, die Welser und Fugger in Augsburg, haben die Greshams, die Oldenbarneveldt's, de Witt's, haben die Häuser Demidoff, Peel, Baring, Coutts wol Anspruch darauf, in den Chroniken des Handels für alle Zeiten genannt zu werden.

Im Leben der Individuen wie der Völker steht nichts vereinzelt da, der ewige Kreislauf kehrt, beginnt wieder, nur unter anderen Umständen und etwas abweichenden Formen. So scheint es, daß wir wieder eine Periode vor uns haben, in welcher zeitgenössische Großkaufleute auf der Basis ihrer Hauptbücher

sich zu Fürsten erheben, nachdem sie längst unter den Großmächten des Handels und der Industrie Stellung genommen. Zu Fürsten sind die russischen Demidoff emporgestiegen, zu englischen Baronets die Nachkommen des Kattundruckers Peel, die Erben des Reichthums und Ansehens des bis ins vergangene Jahrhundert hinaufreichenden Hauses der Baring zu London. Wenn die politische Entwickelung der Völker im XIX. Jahrhundert nicht andere Bahnen eingeschlagen hätte, als im Mittelalter, wo Geld und Gut den Weg bis zu den Thronen bahnte, wer weiß, was der Familie dieser hundertfältigen Millionäre in Frankfurt a. M., London, Paris und Wien Alles erreichbar wäre? In den letzten Jahren giebt sich ein anderer baronisirter Geldfürst aus dem Geschlechte der Kinder Israels in derselben Arena alle erdenkliche Mühe, wie es scheint, nicht ohne Aussicht auf Erfolg in der Mainstadt dem Welthause der Rothschild ebenbürtig zu erscheinen. Recht wohl erinnert sich Schreiber dieses noch der Anfänge der Firma Raphael Erlanger in Frankfurt a. M. und den meisten unserer Leser wird es noch im Gedächtniß sein, in welcher Weise die Gebrüder Pereire, die Stifter der Banken nach dem Zuschnitt des Crédit mobilier zu Paris, ihre ersten goldenen Lorbeeren errangen. Alle die letztgenannten Geldfürsten sind von Hause aus im Grunde nicht viel mehr, als gewandte, praktische Leute, gute Rechner und kluge Köpfe gewesen, welche Zeit und Verhältnisse kannten und wohl zu benutzen verstanden, wie es dergleichen Männer ja zu allen Zeiten gegeben hat. Wie viel wahre Erbweisheit oder Klugheit, auf welche die Peel's, die Baring's, die Rothschild's u. A. mit Recht pochen dürfen, von ihnen auf ihre Nachkommen gelangen wird, läßt sich schwer voraussagen.

Bei Beurtheilung des persönlichen Werthes so vieler kaufmännischen Emporkömmlinge ist man gar rasch bereit, ihnen Eigenschaften zuzulegen und Tugenden nachzurühmen, welche doch nicht bei einem Jeden derselben gleichwerthig erscheinen. Der in Betracht kommende Grad von Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit einzelner Männer jener Klasse erinnert uns unwillkürlich an das Beispiel jenes Helden der Straße, der sich damit brüstete, daß er nur seine Uhr nicht selbst annektirt, weil dies sein Vater bereits für ihn gethan. In der That scheint es nicht schwer, einer vom Gesetze verpönten Aneignungsart zu entsagen, wenn der Sorgenstuhl eines Millionärs inmitten unermeßlicher Schätze seinen Platz gefunden.

Nicht minder zweifelhaft steht es um den Ruhm eines Kunstmäcens, wenn man gelernt hat, mit Sovereigns ebenso leicht umzugehen, als mit portugiesischen Reïs, zumal selbst die renommirtesten Kenner klassischer Kunstschätze sich in Hinsicht auf Werthschätzung derselben oft in nicht minder großem Irrthum befunden haben, als es jenem Millionär begegnete, der auf die Frage nach dem eigentlichen Werth eines theuer erworbenen alten Stückes bemalter Leinewand seelenvergnügt ausrief: „Gottes Wort, es kostet mich baare hunderttausend Gulden!"

So leicht man sich nun zu allen Zeiten den Namen eines Mäcens hat erwerben können, so schwierig ist es, als praktischer Geldmann zu den Romantikern seiner Zeit gezählt zu werden, was daher auch nur sehr wenigen auserwählten Kindern des Glückes zu Theil geworden ist. In der Gesellschaft der „romantischen" Finanziers wird zu allen Zeiten Nicolas Fouquet den ersten Rang einnehmen. Diese vielgenannte Persönlichkeit aus dem Zeitalter Ludwig's XIV.

stammt aus einer Familie, welche durch den Seehandel reich geworden. Sein Vater hatte sich von Rennes nach Paris gewendet, wo es ihm gelang, einen höheren Verwaltungsposten unter dem Ministerium des damals in Frankreich allmächtigen Richelieu zu erlangen. Der junge Nicolas Fouquet besaß das Talent raschen Gelderwerbs in hohem Grade, was aber noch viel mehr werth war — er hatte Glück. Er sah sich zu einer Zeit, wo Tausende und aber Tausende sich noch die Wege ebenen müssen, durch die Gunst des Kardinal Mazarin bereits auf den Gipfel irdischen Wohlbefindens emporgehoben, gefördert bei seinem raschen Emporkommen durch die Intriguen seines Bruders, eines Abbé, welcher Direktor der damals schon existirenden Sicherheitspolizei unter dem vorher genannten Minister war. Es gehörte indessen zu Mazarin's Vorsichtsmaßregeln, Keinen seiner Satelliten zu ausschließlicher Macht in irgend einem Wirkungskreise gelangen zu lassen. Deswegen stellte er, als Nicolas Fouquet zum Ober-Intendanten der Finanzen ernannt wurde, ihm Servien, den berühmten Unterhändler des westphälischen Friedens, zur Seite. Ein steter Kampf zwischen dem schlauen, aalglatten Fouquet und dem rauhen, ehrlichen Servien war die natürliche Folge der Mazarin'schen Methode, die Gewalten zu theilen.

Im Jahre 1653 besaß Frankreich weder Kredit noch Geld, es war zerrüttet durch innere Kriege und Hungersnoth, ausgeplündert durch seine eigene Soldateska. Unter solchen Umständen erscheint Fouquet's Aufgabe, Rath zu schaffen, gewiß als eine sehr schwierige. Trotz Servien's Einspruch scheute er daher die unredlichsten Kunstgriffe nicht, um Geld in die königlichen Kassen fließen zu lassen. Ja, es gelang ihm zuletzt, sogar eine allgemeine Täuschung über den Zustand der finanziellen Hülfsmittel des Staates hervorzurufen. Mazarin selbst trieb die Bereicherung seiner Familie ins Große; er konnte einen Gehülfen, wie Fouquet, nicht wohl entbehren und drückte daher gar oft die Augen zu, selbst wenn ihm das Schalten und Walten seines Günstlings zu arg dünkte. In der That stand ihm auch der biedere Ober-Intendant getreulich zur Seite, wenn es galt vermittelst Armeelieferungen, sowie durch anderweitige belangreiche Beraubungen Millionen in den Säckel der unersättlichen Eminenz zu liefern. Während es dem Kardinal gelang, seine Nichten mit hochfürstlichen Häusern zu vermählen, kaufte auch Fouquet sich ein Herzogthum und ließ sich unter Aufwand von Millionen das berühmte Schloß St. Mande erbauen, dessen Kunst- und Bücherschätze bald jene der königlichen Sammlung übertrafen. Dort, auf seinem reizenden Landsitze gab der romantische Finanzier bezaubernde Feste zu Ehren seines hohen Gönners, indem er es vor allen Anderen verstand, durch die Feinheit seines Benehmens alle Welt zu entzücken und gleichzeitig die Aufmerksamkeit des Hofes auf sich zu ziehen. Auf liberalste Weise unterstützte er Künstler und Schriftsteller. Er ließ sich durch Corneille lobpreisen und gewann sogar die satyrische Feder Lafontaine's, der in zierlichen Versen über die Geschenke, welche er vom Ober-Intendanten empfangen, quittirte. Kurz Fouquet galt als ein „echter", als der unübertroffene Mäcen seiner Zeit.

Wie beim königlichen Hof und dessen Umgebung, so wußte Fouquet sich auch Einfluß bei der Armee zu erringen, indem er junge, mittellose Offiziere ausrüstete oder durch sonstige Gunstbeweise an sich fesselte.—Fast alle

schönen und berühmten Frauen seiner Zeit standen ebenfalls zu ihm in Beziehung. Wiewol bürgerlicher Abkunft, hatte unser Mann doch nach und nach sich die Eigenschaften eines großen Herrn angeeignet. Hierzu gehörte vornehmlich die Leidenschaft für die Vergnügungen der vornehmen Welt. Bei allem Leichtsinn und trotz seiner bodenlosen Eitelkeit hielt ihn dennoch ein Rest moralischen Gefühls von der äußersten Sittenlosigkeit jener Tage zurück, wenn er sich auch immer darin gefiel, als ein Roué zu erscheinen und den Modeton nachzuahmen. Aus jenem Hange zu fürstlichem Luxus, von dem er auch dann nicht ablieẞ, als der prachtliebende Ludwig XIV. die Regierung seines Reiches selbst übernahm, erwuchs ihm die erste Gefahr. Sein Sturz scheint beschlossen worden zu sein, als er zum Ueberfluß seine bevorzugte Stellung dazu noch benutzte, um zu seinem persönlichen Vortheil den Parteigeist des Landes von Neuem zu entflammen. Der tiefe Fall ereilte ihn auf der Höhe seiner glänzenden Laufbahn. Bei einem jener blendenden Feste, welche er mit einem Aufwand von Hunderttausenden dem jungen König zu Ehren veranstaltet hatte, faßte dieser den ersten Verdacht gegen den berühmten Finanzier und dessen Verwaltung. Der erst 23jährige König, gewarnt durch Fouquets einstigen Gönner Mazarin, verfügte die Gefangennehmung des Millionärs, dessen Einkerkerung ein ungeheures Aufsehen erregte. Eben noch eine nicht weniger beneidete und hochgepriesene, als von vielen Seiten gefürchtete und gehaßte Persönlichkeit, wurde Fouquet, sobald er in die Tiefe seines langjährigen Kerkers hinabstürzte, bald in gleich hohem Grade bemitleidet.

Die Stufe, welche diese gefallene Größe in der Reihenfolge der Krösusse einnahm, erstieg wol im Laufe der Zeit Samuel Bernard; doch weder dieser noch die Millionäre Crozot, Gebrüder Paris, und wie die Geldmänner der folgenden Epoche alle benannt gewesen, gelangten zu dem Mäcenatenschimmer des „Romantikers" unter den Finanzmännern. Die Schöngeister und Dichter, welche Fouquet in guten Tagen um sich versammelte, verstärkten die Reihen derjenigen, welche es laut beklagten, daß im Zeitalter eines Augustus die Stelle des Mäcenas leer bleibe, und Herr von La Rochefoucauld sowie Frau Lafayette trugen in ihren Schriften dazu bei, Fouquet's Namen für immer zu verherrlichen.

Es bleibt uns nur noch wenig nachzutragen. Das spätere Leben des ehemaligen Millionärs im Kerker von Pignerolles war ein Muster würdevoller Ergebung. Auf Fürbitten seiner Gemahlin, die, wiewol von ihm oft getäuscht, den Gatten doch aus ganzer Seele liebte, endlich nach 16jähriger Gefangenschaft wieder aus der Gefangenschaft entlassen, starb er in dem Augenblick, wo er wieder die Luft der Freiheit einathmete. Dieser plötzliche Tod gab zu der Sage Veranlassung, daß Fouquet gar nicht todt, sondern unter der Hülle der „eisernen Maske" verborgen, verurtheilt worden sei, weil Frau von Maintenon, Ludwig's XIV. spätere Gemahlin, ihn in ihrer Jugend geliebt, dagegen im Alter gehaßt habe. Man sieht, der Romantiker ist Romanheld bis zu seiner irdischen Auflösung. Bücherschreiber aller Art haben den „Mann mit der eisernen Maske" damals und später zum Gegenstande ihrer Phantasien gemacht, sodaß es fürwahr schwer wird, diese auszurotten.

Die nachfolgende Zeit war solchen Naturen minder günstig. Eine gleiche Selbst- und Genußsucht, Grundsatzlosigkeit und Sittenverderbniß dauerte freilich fort, ja sie nahm stetig zu, aber es verschwand immer mehr der Sinn für die bessere Seite des Lebens, für jenen feineren und edleren Lebensgenuß, welcher nicht immer um Gold zu kaufen ist. Von verschwenderischen Millionären im Geiste Fouquet's wissen die späteren Memoiren nichts mehr zu erzählen. Um so mehr war das XVIII. Jahrhundert gesegnet mit Schönrednern, geistreichen Schwindlern, Abenteurern aller Art, wie Rosenkreuzer, Geheimbündler und anderen, nicht selten „Catilinarischen" Existenzen, aus dem Bereiche höherer Hof-, Adels- und Finanzkreise wie einfacher, bürgerlicher Lebensverhältnisse, denen alle Prinzen von Geblüt, ja selbst ein Stellvertreter des Königthums, mit dem schlechtesten Beispiele erfolgreich vorangingen. Die Folgen der durch John Law über Frankreich gekommenen Spielwuth, der Ausgang jener papiernen Unternehmungen der Mississippi-Männer, welche unter der Firma der „Ost- und West-Gesellschaft" einen berüchtigten Namen erlangt haben, äußerte sich in verhängnißvollen Erschütterungen auf beiden Seiten des Kanals. Wir wissen, wie dumpfer Aufruhr in Frankreich drohte, und haben an einer früheren Stelle jene Schwindel-, Glanz- und Drangepoche unter Law, mit ihren vernichtenden Nachwirkungen, die sich kundgaben in dem Ruin tausender reicher, oder bisher wohlhabender Familien, geschildert. Damals bot sich keine Veranlassung Solcher Erwähnung zu thun, welche außerhalb der französischen Grenzen bei dem allgemeinen Zusammensturz gewannen. Zu den Glücklichen dieser Art zählte sich selbst der leitende Minister Englands, Robert Walpole. Er hatte in der That gewonnen und konnte mit gutem Rechte sagen: „Ich bin zufrieden!" als er seine Bankaktien, die er zu 120 gekauft, zu 1000 wieder verkaufte. Ein anderer Zufriedengestellter war der jüdische Wechsler Sampson Gideon, Sohn eines westindischen Kaufmannes. Dieser hatte sich, im Gegensatze zu speculirenden Staats- und Finanzmännern jener Periode, weniger durch fremden Verlust bereichert, um so besser aber gelernt, wie man gewisse Operationen nicht einzuleiten habe. Dies brachte ihm bei weitem mehr Geld ein. Die Erfahrungen, welche er während der Zeit, als John Law vorübergehend seine wunderbare Rolle spielte, nicht minder bei hundert andern Schwindel-Geschäften, die damit zusammenfielen, sammeln konnte, kamen ihm gar sehr zu gut. Als „ehrenhafter", aber nicht minder geriebener Geldmann gewann er an Robert Walpole einen einflußreichen Gönner, welcher tolerant genug war, sich, zur Entwirrung aus den finanziellen Verlegenheiten, mit denen er fast immer zu kämpfen hatte, der Hülfe eines Finanztalentes aus dem Geschlechte Israel zu bedienen. Unser Mann ließ es sich angelegen sein, die hohe Gönnerschaft trefflich auszunützen, indem er an der englischen Klassen-Lotterie sich betheiligte, welche die vorzüglichste Einnahmequelle der damaligen Staatsfinanzen bildete. Der Haupttreffer fiel ihm jedoch nicht in dieser Geschäftsbranche, sondern erst im Jahre 1745 zu, als der große Jakobiten-Aufstand ganz London und vorzüglich dessen kaufmännische Kreise in die größte Bestürzung versetzte. Das Haus Hannover bangte und wankte, als der Stuart-Prätendent mit seiner Armee von Hochländern auf seinem Marsch nach London sich der Hauptstadt bis auf etliche Meilen genähert hatte. Regierern

und Regierten war eine Zeitlang der Kopf völlig abhanden gekommen; die Panik stieg von Minute zu Minute, alle Fonds fielen mit unglaublicher Raschheit. Jeder wollte, und Viele mußten schließlich um jeden Preis verkaufen.

In dieser Zeit hielt Sampson Gideon seinen Kopf mit festen Händen aufrecht. Statt zu verkaufen, verwendete er Alles, was er besaß oder erborgen konnte, dazu, um Papiere an sich zu bringen. Dies geschah im November 1745. Als im April des nächstfolgenden Jahres nach der Schlacht bei Culloden die Nachricht von der gänzlichen Unterdrückung der Rebellion durch den Herzog von Cumberland in London eintraf, — da erst begann Sampson Gideon zu verkaufen und hierdurch verdiente er binnen kurzer Zeit 1/4 Million £., eine Summe, welche sich bei kommenden anderweitigen Gelegenheiten im Laufe der nächsten Jahre verdoppelte und später vervierfachte. Eine Million Pfund Sterling war aber zu jener Zeit schon ein ganz kolossales Vermögen.

Während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stand Sampson Gideon nicht allein unter den größten Firmen der City von London oben an, sondern er zählte auch unter die geachtetsten, indem er die Jahre seines Glückes nicht benutzte, um blos für sich zusammenzuscharren, sondern auch dazu, um an das allgemeine Beste zu denken. Sein Name knüpft sich an die Ausbreitung des englischen Versicherungs- und Rentenwesens jener Zeit, womit sich jedoch Gideon's Ehrgeiz nicht begnügte. Sein Streben ging vielmehr dahin, ein englisches Haus zu gründen. Dazu fehlte es ihm jetzt zwar nicht mehr an der nöthigen Respektabilität, aber um so mehr an der damals für unerläßlich erachteten Christlichkeit; denn die Engländer jener Zeit glaubten noch, das Unglück, kein Engländer zu heißen, werde nur noch übertroffen von dem Unglück, als Jude auf die Welt gekommen zu sein. Es ist vielleicht gestattet, hier mit einem heiteren Seitenblick an die Geschichte jenes polnischen Juden zu erinnern, welcher in wohlgepolsterter Kutsche gen Leipzig zur Neujahrsmesse fuhr, gefolgt von dem „Hep! Hep!" unduldsamer Straßenarbeiter, die dem Sohne der „Gerechten", oder vielmehr dessen kostbarem Pelz neidisch nachblickten, indem sie dem Manne aus Polen jenen lange Zeit beim Volke üblichen Spottruf nachschickten. „O schreit nur," rief ihnen der daran gewöhnte Meßbesucher aus dem Wagenfenster zu, „wenn da kommen wird der Messias, so werdet Ihr in Kutschen fahren und wir werden Steine klopfen und rufen Hep! Hep!" — Mittlerweile hat sich freilich Manches zum Vortheile der Kinder Israels gestaltet, und das Geschrei des Londoner Pöbels: „Nieder mit den Juden!" hört man jetzt nicht mehr, ebenso wenig, wie den späteren Londoner Nothschrei: „Keine Holzschuhe mehr!" Bei uns jedoch ist es bis zur Stunde weder im Lande Böhmen, noch im gemüthlichen Lande Bayern gründlich anders geworden.—Die Vortheile der Christlichkeit erkannte der wackere Gideon mit prophetischem Blicke, ja er liebte die „Gojim" eher, als daß er sie gehaßt hätte. Um jedoch selbst seinen Glauben zu ändern, dafür hielt er selbst sich zu alt; dagegen fand er seine Kinder hierzu noch jung genug. Sehr einsichtsvoll meinte er, ein Religionswechsel sei ein faules und nutzloses Geschäft zu einer Zeit, wo das Leben in jene herbstliche Periode eingetreten, da die Blätter vertrocknen und gilben. Er ließ daher nur seine Sprößlinge taufen und sein ältester Erbe ward

auf Walpole's Empfehlung in seinem zwölften Jahre zum Baronet erhoben. — In Fox Bourne's „English Merchants“ wird erzählt, der würdige Mann des Alten Bundes habe sich nun überzeugen wollen, wie weit sein präsumtiver Thronfolger in der erlangten Religion des Neuen Bundes fest sei. In Folge dessen habe er ihn über die verschiedenen Kardinalpunkte des christlichen Glaubens katechisirt. „Wer hat Dich erschaffen?“ war seine erste Frage. „Gott Vater!“ antwortete der Knabe. „Wer hat Dich erlöst?“ fragte der Alte weiter, ohne daß sein Gewissen ihm dabei Schwierigkeit gemacht hätte. „Jesus Christus, Gottes Sohn“, war die Antwort. Aber was ließ sich zum Dritten fragen? Gideon fiel die dritte Potenz der heiligen Dreieinigkeit nicht ein, und so stotterte er voll Verlegenheit die Frage hervor: „Wer ... wer ... wer ...?“ Endlich platzte er heraus, da ihm absolut nichts Gescheidtes einfallen wollte: „Wer hat Dir diesen Hut angeschafft?“ Der junge Katechumen, Baronet Sampson, war seiner Sache sicherer als sein Vater — „der heilige Geist!“ erwiederte er ohne Säumen. — Der im christlichen Glauben so taktfeste Sohn erhielt, nachdem er volljährig geworden, die Würde eines irischen Barons. Obschon der Vater wünschte, daß der Neugeadelte den israelitischen Namen der Familie beibehalten und sich einfach „Sir Sampson Gideon“ nennen möchte, so veränderte der junge Baron doch bald nach dem Ableben seines Vaters seinen Namen in Sir S. G. Eardley und trug damit dem Familiennamen seiner Frau Rechnung, die aus dem Geschlecht der Eardley Wilmot stammte.

Sampson Gideon starb im Glauben seiner Väter im Jahre 1762. Erben seines ungeheuren Vermögens waren der erwähnte Sohn und eine Tochter. Der würdige Millionär hat an Legaten die beträchtliche Summe von etwa hunderttausend Thalern zu gleichen Theilen jüdischen und christlichen Wohlthätigkeits-Anstalten vermacht, so daß es fast den Anschein hat, als habe er noch auf dem Todesbette mit keiner der beiden Konfessionen es verderben wollen.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, zur Zeit Georg's III., gab es in London nur acht bis zehn Banquiers, deren Reichthum für außerordentlich galt. Zu diesen Millionären gehörten Thomas Coutts, Sir Francis Baring, Josef Denison, Henry Hope, Lewis Tessier, Abraham und Benjamin Goldsmid, Peter Thellusson u. A. — Von Thomas Coutts weiß man, daß er seine Geschäfte mit einem Kapital von nicht ganz tausend £ begann, während er bei seinem Tode ein Vermögen von kaum weniger als einer Million Pfd. Sterling besaß. — Die Laufbahn von Sir Francis Baring war noch erfolgreicher. Wie ihre Nachfolger und Rivalen, die Rothschild, kamen die Baring's auch aus Deutschland nach England. Der unmittelbare Stammvater der englischen Baring's war Herr Franz Baring, Pastor an der lutherischen Kirche in Bremen, welcher in der letzten Zeit seines Lebens nach England übersiedelte. Sein Sohn John Baring ließ sich als Tuchfabrikant in Larkbeer in Devonshire nieder, wo er sich durch unermüdliche Thätigkeit ein bedeutendes Vermögen erwarb. Er hinterließ vier Söhne, von denen zwei, John und Francis, nach London übersiedelten und ihre Thätigkeit der Einfuhr von Wolle und Farbestoffen zuwandten, während sie gleichzeitig als Agenten die Tuchmanufaktur in Larkbeer vertraten. Der ältere Bruder, John, verließ später

das Geschäft und zog sich nach Exeter zurück, worauf Francis, der nun alleiniges Haupt der Firma war, seine früheren Geschäfte abwickelte, um sich ganz den Bankgeschäften zu widmen. Er spekulirte auf umfängliche Weise in Anlehen für die Regierung und wurde sehr bald der Freund und finanzielle Rathgeber des damaligen Premierministers Lord Shelburne, welcher ihn den „Fürsten der Kaufleute" zu nennen pflegte. Shelburne's Nachfolger, William Pitt, hielt es für nothwendig, sich die Freundschaft des einflußreichen Banquiers durch die Verleihung einer Baronetschaft zu sichern, wodurch am 29. Mai 1793 aus dem Mr. Baring ein Sir Francis Baring wurde. Beiläufig bemerken wir hier, daß die Baronetwürde die niedrigste Stufe des englischen Erbadels bildet, und daß der damit Beliehene jedesmal vor seinem Tauf- und Familiennamen das Prädikat „Sir" führt. Der am 18. April 1740 geborene Begründer des großen Bankhauses starb am 12. September 1810 und hinterließ ein Vermögen, das über zwei Millionen Pfd. St. geschätzt wurde. Sir Francis Baring, in seiner eigenen Person, war während seiner Zeit am glücklichsten in Anhäufung von Reichthümern, wenn es auch in der späteren Epoche manchen Spekulanten gelungen sein mag, sich in Besitz noch größerer Vermögen zu setzen.

Es ist nicht ohne Interesse, das Glück des Hauses Baring noch eine oder zwei Generationen weiter zu verfolgen. Sir Francis Baring, der sich mit einer Nichte des Erzbischofs von Canterbury vermählt hatte, hinterließ fünf Söhne, von denen die drei ältesten — Thomas, Alexander und Henry — Theilhaber in dem Bankgeschäft wurden. Sir Thomas, auf den als den ältesten nach dem Tode seines Vaters die Baronetschaft überging, zog sich bald nach seiner Standeserhöhung aus dem Geschäft zurück, weil er es als Baronet für überflüssig oder nicht standesgemäß hielt, zugleich Geldwechsler zu sein. Ebenso trat Henry Baring kurz nachher ebenfalls aus der Firma, doch aus einem ganz anderen Grunde. Henry Baring war ein leidenschaftlicher Spieler, und wie man sich leicht denken kann, spielte er sehr hoch sowol im Palais Royal in Paris als auch in anderen zu jener Zeit berühmten „Spielhöllen" des Kontinentes, wo sein nächtliches Gebahren mit vor ihm aufgestapelten Bergen von Gold und Banknoten das Erstaunen aller Anwesenden erregte. Er war jedoch keineswegs ein unglücklicher Liebhaber des rouge-et-noir, denn er sprengte mehrmals die Bank und gewann Summen, die für jeden Andern als einen Baring ein fürstliches Vermögen gewesen sein würden. Begreiflicherweise wurde, ungeachtet seines Glücks, sein Herumtreiben an den Spieltischen des Festlandes von dem Londoner Banquierhause Baring Brothers als Skandal empfunden und nach einigen Unterhandlungen ließ sich Mr. Henry Baring bestimmen, aus der Firma auszuscheiden.

Von jetzt an stand der am 27. Oktober 1774 geborene Alexander Baring, der in dem Hause Hope zu Amsterdam seine Ausbildung erhalten hatte, an der Spitze des Geschäfts. Als die Hope in Folge der Besitzergreifung Hollands durch die Truppen des revolutionären Frankreichs, nach England übersiedelten, ging Alexander Baring nach Nordamerika, wo er sich mit Miß Bingham vermählte, deren Vater, William Bingham, damals für den reichsten Mann Amerika's galt, und in der That seine älteste Tochter durch eine Mitgift von 900,000 Dollars zu einer trefflichen Partie machen konnte.

Alexander war kaum Haupt des Hauses Baring geworden, als er sich in eine Reihe finanzieller Operationen von riesenhaftem Maßstabe und europäischer Bedeutung einließ. Die größte derselben — eine der größten, welche je von einem Geldmanne allein unternommen worden ist — bestand darin, daß er Frankreich durch das Darleihen eines Kapitals von 27,238,938 Fr. oder gegen 1,100,000 Pfd. St. 5% Rente von dem Alpdruck der Besetzung durch russische, preußische und österreichische Truppen im Belaufe von 150,000 Mann, befreite. Jenes großartige Geschäft veranlaßte den damaligen französischen Premierminister, den witzigen Herzog von Richelieu, zu dem später auch auf die Rothschild's angewandten Bonmot: „Es gibt in Europa sechs Großmächte: England, Frankreich, Rußland, Oesterreich, Preußen und Baring Brothers."

Alexander Baring — „Alexander der Große" — wurde im Jahre 1835 unter dem Titel Lord Ashburton zum englischen Peer ernannt und starb am 13. Mai 1848 in Longleat in Wiltshire. Er hinterließ vier Söhne, von denen der Aelteste, der vor Kurzem gestorbene William Bingham, der zweite Lord Ashburton wurde, während der im Monat Mai 1800 geborene andere Sohn, Francis, für eine Zeit lang die nominelle Leitung der Firma übernahm. In dieser Eigenschaft ließ er sich in manche eigenthümliche Geschäfte ein. Unter Anderem kaufte er das ganze Gebiet, welches den See Tezcuco umgiebt, auf dessen einer Landzunge die Hauptstadt Mexico liegt, und machte sich dadurch selbst in gewissem Sinne zum Herrn der Hauptstadt eines großen Reiches. Die anderen Mitglieder der Firma Baring & Co. erschraken indessen über diesen riesenhaften Kauf, und nach großen Anstrengungen gelang es ihnen auch, das Geschäft rückgängig zu machen. Francis Baring vermählte sich im Jahre 1833 mit Klara Hortense, Tochter des Herzogs Bassano, Napoleon's ersten Staatssekretärs, und residirte fortan in einem fürstlichen Hotel am Place Vendôme in Paris, das er für 64,000 Pfd. St. gekauft hatte. In Folge des kürzlich erfolgten Todes seines ältesten Bruders wurde Francis Baring Lord Ashburton und zog sich nunmehr gänzlich von den Bankgeschäften zurück, woran er seit längerer Zeit ohnehin nur nominell theilnahm. — Das Haupt des Hauses ist im jetzigen Augenblick Mr. Thomas Baring, der nächste Bruder von Sir Francis Thornhill Baring, dem dritten Baronet, der in dem Ministerium Lord Melbourne Schatzkanzler war. Mr. Thomas Baring, geboren 1800, wurde 1844 in Huntingdon zum Mitglied des Unterhauses gewählt, das er seitdem fortwährend vertreten hat. Im Parlament sitzen jetzt nicht weniger als sechs Barings, einer im Hause der Lords und fünf im Unterhause. Wenige Familien Großbritanniens sind im Laufe eines Jahrhunderts in der politischen wie in der kommerziellen Welt zu höherem Einfluß und Ansehen emporgestiegen, als die Nachkommen des demüthigen deutschen Pastors, den, bereits bejahrt, ein Zufall von Bremen nach London führte.

Andere bedeutende Handelsfürsten aus dem Hause Israel gingen während des Zeitalters König Georg III. aus dem Geschlechte Aaron Goldsmid's oder Goldschmid, eines geborenen Hamburgers, hervor, welcher sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in London als Wechsler niedergelassen hatte. Derselbe hinterließ den Seinigen nicht so ansehnliche Glücksgüter wie Sampson Gideon; unter der tüchtigen Führung seiner Söhne Abraham und Benjamin,

anerkannt rechtschaffener Männer, gelangte jedoch das Haus zu einem europäischen Rufe, besonders durch seine Verbindung mit der Regierung, welche sich seit 1793, in Folge der Kontinental-Kriege, zu fortwährenden Anlehen genöthigt sah. Aber nicht weniger Jenes, was sie in Folge ihrer Betheiligung an dergleichen Operationen gewannen, steigerte den Reichthum der Brüder, als vielmehr auch Dasjenige, was sie nicht verloren während jener Zeit großer Krisen, wo in Folge von Aufständen, Krieg und Elend die größten Häuser in allen Theilen Europa's zusammenbrachen. Insbesondere war Benjamin eine erstaunliche Firmenkenntniß eigen, welche sich nicht allein auf den Verkehr im Inlande, sondern auch über alle Häuser des europäischen und außereuropäischen Geldmarktes erstreckte. Die Wichtigkeit jeder Unterschrift auf einem Wechsel erkannte und schätzte er ab mit einer wahrhaft unheimlichen Unfehlbarkeit. Diesem Umstande hatte, wie man erzählt, die Firma zu danken, daß in dem gefährlichen Jahre 1794, als die Grundfesten der ganzen geschäftlichen Welt erzitterten, der Gesammtverlust jenes Welthauses sich auf nicht mehr als auf 50 £. belief. Nur ein seltener Wohlthätigkeitssinn ließ sich damals allenfalls in Vergleich bringen mit der Großartigkeit der Unternehmungen und der allbekannten Solidität der Gebrüder Goldsmid. Sie bewohnten prachtvolle Häuser in der Stadt, hatten werthvolle Besitzungen auf dem Lande und übten mit freigebiger Hand eine bezaubernde Gastfreundschaft, welche die an der Spitze der damaligen Gesellschaft stehenden Berühmtheiten jeder Art bereitwillig aufnahm. — So glänzend aber auch dieses Haus eine Reihe von Jahren hindurch dastand, so wahrhaft tragisch endete es. Im April 1808 erhängte sich Benjamin in einem Anfalle von Schwermuth. Sein älterer Bruder, trauernd um den Verlust jenes liebenswürdigen Menschen, mit welchem er sein ganzes Leben lang, innig vereint, gearbeitet hatte, bildete sich ein, von seinem Hause sei nunmehr der Stern der Wohlfahrt für immer gewichen. — Und in der That, kein Unternehmen wollte mehr einschlagen; ja als Abraham im Jahre 1810 sein ganzes Vermögen in Gemeinschaft mit dem Hause Baring auf ein neues Regierungs-Anlehen von 14 Mill. verwandte und die Spekulation sich als eine verfehlte erwies, vermochte er ihr Mißlingen nicht zu überleben. — Das Haus Baring überlebte den Sturz: Sir Francis Baring starb im Bette, Abraham Goldsmid erschoß sich. Damals geschah es, daß in die Lücke, welche das Ableben zweier so gewaltiger Geldmänner in der City von London gelassen hatte, ein neuer Name eintrat. Auf den Trümmern des Hauses der ehemaligen Geldfürsten Goldsmid gründete seine Weltmacht das Haus „Rothschild“, gleichfalls den Nachkommen der Kinder Israel entsprossen.

Zu dieser Zeit, während der begonnenen Periode der steigenden Industrie-Entwickelung Englands hieß es:

Lord Stafford mines for coal and salt,
The duke of Norfolk deals in malt,
The Douglas' in red herrings.
And noble name and cultured land,
Palace and park and vassal band
Are powerless to the notes of hand
Of Rothschild or the Barings.

Kohlen gräbt Lord Stafford, auch Salz,
Der Herzog von Norfolk handelt mit Malz,
Die Douglas gar mit Häring.
Doch edle Namen, Ackerland,
Palast, Park und Vasallenband
Sind machtlos vor dem Geld in Hand
Der Rothschild oder Baring.

Frankfurt in der Mitte des 18. Jahrhunderts von der Mainbrücke aus gesehen, nach Sal. Kleiner.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Landgraf Wilhelm IX. und Amschel Rothschild.

II. Maier Amschel Rothschild und sein Haus.

1.

Die Bebauung des Bodens, die Hebung der unterirdischen Schätze, Industrie und Handel erfordern nicht blos die nöthigen Fertigkeiten und Sachkenntnisse, sondern in erster Reihe die klingenden oder papiernen Mittel, jene Werthe ans Licht der Welt zu fördern. Geld ist und bleibt daher in dieser sublunarischen Welt der nervus rerum gerendarum. Ist Wissen Macht, so ist Geld unter Umständen eine Großmacht. Mit vollem Rechte hat man von diesem Gesichtspunkte aus das Haus Rothschild, welches des Geldes mehr besitzt, als sich je in den Händen einer Familie befand, als die sechste Großmacht Europa's bezeichnet.

Bedeutender als Gideon, glücklicher als die Goldsmid, beherrschen die Rothschild seit dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts nicht nur die Geldmärkte von Frankfurt, Paris und London, sondern beziehungsweise der ganzen Welt. Es war unserem Jahrhundert vorbehalten, die Anhäufung von Reichthümern und Schätzen zu beobachten, gegen welche diejenigen des Krösus sich etwa verhalten mögen, wie die hängenden Gärten der Semiramis und die anderen Wunderwerke der Alten Welt gegen, beispielsweise den Krystallpalast von Sydenham, die Eisenbahn über den Semmering, die

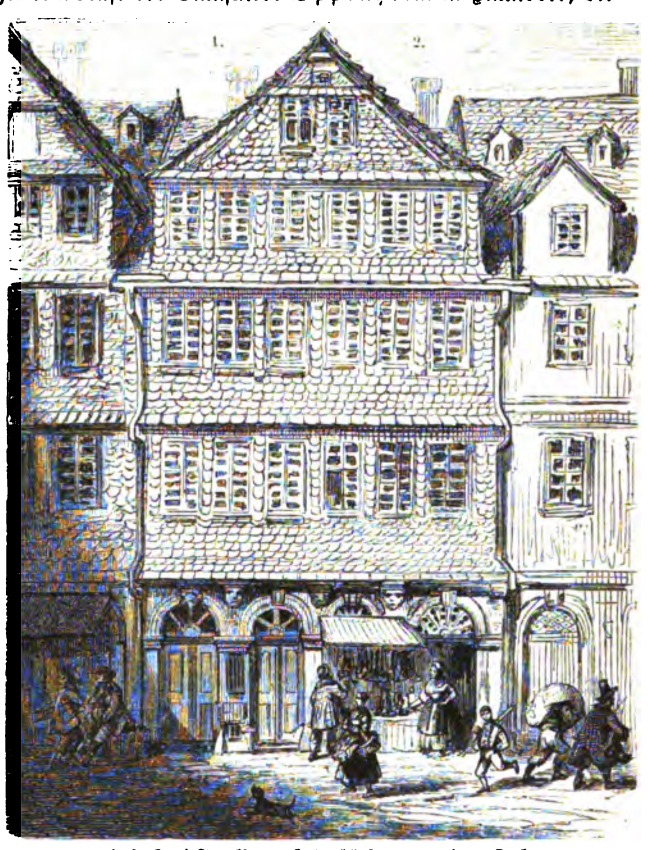
Durchbohrung des Mont-Cenis und die submarinen Verständigungs-Kabel. — Und doch sind es kaum mehr als hundert Jahre, daß ein sehr bescheidener Hebräer in einem höchst einfachen Laden unter dem Zeichen des rothen Schildes in der Judengasse zu Frankfurt a. M. den seinem Geschlechte eigenthümlichen Geschäften oblag; kaum mehr als 70 Jahre, daß der alte Reichsfeind in Frankfurt einrückte, daß die Transaktionen in Vertrauen und Baarschaften zwischen den fürstlichen Geldmachern des alten landgräflichen Hauses zu Kassel und den israelitischen Geldwechslern aus dem neuaufgetauchten Hause aus der Judengasse zu Frankfurt begannen, und erst 55 Jahre, daß Maier Amschel Rothschild in einem Alter von 69 Jahren und mit einer Hinterlassenschaft von 12 Mill. Gulden zu Frankfurt a. M., der Geburtsstadt Goethe's, starb.

Rothschild und Goethe! — das sind zwei Namen, auf welche die Mainstadt wol stolz sein kann. Denn wenn es auch Leute giebt, die es für Blasphemie halten, wollte man auf das Kapital nur einen Strahl jener Glorie fallen lassen, welche dem Genius gebührt, so ist es doch eine Thatsache, daß es für den Mann des Geldes gleichfalls eine Stufe giebt, die, nachdem sie erreicht worden, demselben eine historische Bedeutung sichert. Und dies ist unzweifelhaft bei dem Hause Rothschild der Fall, dessen Geschichte zu schreiben freilich nicht so leicht ist, als Betrachtungen dieser Art anzustellen. Jedenfalls gehört die Erwerbung eines solchen kolossalen Vermögens in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit zu den merkwürdigsten Erscheinungen unserer Epoche, und die Lebensgeschichte des Begründers dieses Reichthums, sowie die dabei mitwirkenden Umstände und Ursachen verdienen sicher die Aufmerksamkeit der Leser gerade dieses Buches.

Maier Amschel Rothschild erblickte das Licht der Welt in der Judengasse zu Frankfurt a. M. im Jahre 1743, zu welcher Zeit in den 195, drei Stockwerk hohen und mit hohen Giebeln versehenen Häusern dieses Ghetto, in den kein frischer Luftzug dringen konnte, gegen 4000 Seelen existirten. Der Vater des späteren Millionärs, Amschel Moses, war ein ehrsamer Frankfurter Handelsjude. Die Familie schrieb sich ursprünglich Bauer, wie aus den alten Standesbüchern hervorgeht; erst Maier Amschel nahm den Namen „Rothschild" an, wahrscheinlich nach dem Namen des Hauses des Vaters, das nicht mehr existirt. Von dem alten Amschel Moses weiß man nur, daß er seinen Sohn mit einem Geldsäckchen zu den Banquiers der Stadt herumschickte, um Münzen gegen grobe Geldsorten umzuwechseln. Dies wurde für den letzteren aus dem Grunde wichtig, weil er mitunter auch sehr seltene Geldmünzen eintauschte und weil hierdurch in ihm Interesse für die Münzkunde erwachte und er ein tüchtiger Münzkenner wurde, was sich später für ihn von großem Nutzen erwies.

Der Vater hatte den Knaben nicht zum Handelsmann bestimmt, sondern ein höheres Ziel für ihn ins Auge gefaßt: er sollte das Gesetz auslegen, d. h. Rabbiner werden. Maier Amschel verlor seine Eltern bereits in seinem zwölften Jahre. Doch hatten ihm dieselben Mittel hinterlassen, um sich nach Fürth begeben und dort, dem Wunsche seines Vaters gemäß, jüdische Gottesgelahrtheit studiren zu können. Davon kam jedoch Maier Amschel bald wieder zurück, dieweil ihn unwiderstehliche Neigung zum Handel hinzog. In Fürth hatte er sich neben dem Talmud auch dem Studium der Antiken und besonders der alten Münzkunde zugewendet,

und diese Kenntnisse verhalfen ihm nachmals zu angesehenen Bekanntschaften, ja sie wurden für ihn zu einem nicht unbeträchtlichen Erwerbszweige. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt waren es, wenn auch nur nebenbei, die Comptoirwissenschaften, denen er sich widmete und bald erwarb er sich den Ruf eines geschickten und tüchtigen Handelsmannes. In Folge dessen wurden ihm mehrere Stellen angeboten. Er aber folgte dem Rufe des Banquiers Oppenheim in Hannover, bei dem er mehrere Jahre verblieb und dessen volles Vertrauen und aufrichtige Freundschaft er sich durch seine Thätigkeit und Zuverlässigkeit erwarb, so daß er dem Hause in der letzten Zeit sogar als Mitgeschäftsführer vorstand.


1. 2. Zwei Frankfurter Judenhäuser unter einem Dach.
1. Das Haus Maier Amschel Rothschild's in der Juden-Gasse.

Damals dachte man nicht so leicht an Auswanderung wie heute; auch war es natürlich, daß Rothschild seine Selbständigkeit lieber an einem großen Geschäftsort gründete und dies war ja vornehmlich seine Geburtsstadt Frankfurt am Main. Gegen Ende der sechziger Jahre als tüchtiger Geschäftsmann dahin zurückgekehrt, begann er, später im eigenen Hause, mit dem ersparten kleinen Kapitale ein eigenes Geschäft. In der freien Reichs- und Handelsstadt blühten, seit ihr, schon vor fünfhundert Jahren, Kaiser Ludwig der Baier einen Gunstbrief verliehen, Handel und Verkehr, und mannichfache Rechte und Freiheiten schützten und hoben die Gewerbsthätigkeit. Mitte des vorigen Jahrhunderts stand die Kaiserkrönungsstadt in höchstem Ansehen und ihr Wohlstand war sprüchwörtlich. Keinerlei Druck hemmte den Verkehr; zu den damals noch sehr berühmten Messen der südwestdeutschen Handelsmetropole strömten jährlich gegen 50,000 Käufer und Verkäufer aus der ganzen Welt. Im Jahre 1770 verheirathete sich Maier Amschel mit

einer Frankfurterin, Gudula Schnapper, mit welcher er lange Jahre in glücklicher, durch zehn Kinder — fünf Söhne und fünf Töchter — gesegneten Ehe lebte. Frau Gudula ist erst 1849 im Alter von 96 Jahren in demselben Hause gestorben, das ihr Mann um 1780 gekauft hatte und aus dem sie 37 Jahre vor ihrem Tode den Gatten, welcher den Grund zum Glück der Familie gelegt, nach seiner letzten Ruhestätte hatte bringen lassen. Nichts vermochte die Greisin zu bestimmen, dieses Haus, von wo aus sie ihre Söhne zu einem mehr als fürstlichen Vermögen und dem höchsten Ansehen hatte gelangen sehen, mit einem schöneren zu vertauschen. Ihr erschien das Aufgeben dieser Wohnung wie eine schwere Versündigung, ja sie glaubte, das Glück könnte von ihrer Familie weichen, wenn sie, sich selbst überhebend, das bescheidene Domicil verlassen könnte, in welchem der Grund zu der Wohlfahrt ihrer zahlreichen Nachkommenschaft gelegt worden war.

Wir kehren zu Maier Amschel zurück. In der ersten Zeit seines selbständigen Auftretens widmete er sich den unter seinen Glaubensgenossen üblichen Mäkler- und Geldwechslergeschäften, dem Tausch, Ankauf und Verkauf von altem Gold und Silber, von Münzen, antiken Geräthen, kleinen Kunstwerken und dergl. Seine Umsicht und die unbeugsame Redlichkeit, womit er die von ihm eingegangenen Verpflichtungen erfüllte, lenkten die Aufmerksamkeit reicher jüdischer Geldleute auf den vielgeschäftigen, aber stets verlässigen Mann. Bald ward er von verschiedenen Kapitalisten und Banquiers zu Frankfurt, Darmstadt und Mainz als Zwischenhändler herangezogen, und da er die ihm übertragenen Geschäfte mit ebenso großer Verschwiegenheit wie Einsicht besorgte, so befestigte er dadurch seinen guten Ruf immer mehr. Nachdem sich hierdurch seine eigenen Mittel gemehrt hatten, betrieb er mit Geschick und Glück den Handel mit Werthpapieren und verwandte Zweige auf eigene Rechnung und Gefahr. So dehnte sich sein Geschäftskreis immer weiter aus, aber auch gleichzeitig sein Gesichtskreis. Eine Zeitlang betrieb er ein bedeutendes Geschäft in englischen Manufakturwaaren im Hause des Lederhändler Jacobi in der Schnurgasse. Als Kuriosität zeigt man sich noch Empfehlungskarten aus jener Zeit, worauf das Geschäft als in Frankfurt a. M. und Leipzig thätig bezeichnet ist, und zwar in deutscher und hebräischer Sprache. Der Handel in englischen Manufakten zeigte sich insbesondere sehr gewinnreich während der Zeiten der Kontinentalsperre. So gab es der Beziehungen stets mehr und sie wurden immer ansehnlicher, als Maier Amschels Söhne heranwuchsen, die er selbst zu tüchtigen Gehülfen ausbildete, als welche sie ihm allzeit auch getreulich zur Seite gestanden haben.

Das wachsende Vertrauen, dessen sich das Rothschild'sche Bankhaus erfreute, wurde auch die Veranlassung, daß es in Geschäftsverbindung mit dem Landgrafen von Hessen, Wilhelm IX. (vom Jahre 1803 an: Kurfürst Wilhelm I. von Hessen-Kassel) kam. Es ist dieser Umstand Ursache geworden, daß sich das Haus Rothschild zur ersten Geldmacht hat emporschwingen können, und wir müssen daher etwas länger hierbei verweilen.

Bekanntlich fanden deutsche Fürsten im vorigen Jahrhundert es nicht für entehrend, mancherlei schlimme Dinge geschehen zu lassen, welche mit einem Nachruhm gebrandmarkt sind, den man nicht im Lexikon der Ehrenbezeichnungen

verzeichnen würde. Im düstern Lichte jener Periode verdunkelte ein kleiner Potentat den andern als Handelsmann mit Menschenfleisch. Indem sie ihre Unterthanen als Soldaten an fremde Mächte vermietheten oder vielmehr verkauften, gelang es ihnen, ihre oft leeren Säckel wieder zu füllen. Der bedeutendsten Leistungen in diesem fürstlichen Erwerbszweige durfte sich der durchlauchtige Landgraf Friedrich II. von Hessen (1760—1785) rühmen, der England zur Bekämpfung der nordamerikanischen „Rebellen" 16,992 Mann stellte, wofür er die geringfügige Summe von beinahe 22 Mill. Thlr. einsackte. Kein Wunder, wenn er seinem Thronfolger, dem vorhin erwähnten Landgrafen Wilhelm IX., ein Privatvermögen von 30 bis 36 Mill. Thlr. hinterließ, so daß derselbe zu seiner Zeit für den reichsten Fürsten galt. Vermittelst der hessischen Millionen erhob sich nun das Haus Rothschild zur sechsten europäischen Großmacht.

Ueber die Veranlassung, die Landgraf Wilhelm IX. bewogen haben mag, einem bis dahin nur wenig gekannten „kleinen" Frankfurter Juden das unbedingteste Vertrauen zu schenken, sind mancherlei Gerüchte verbreitet, und eine beliebte Schriftstellerin hat über diesen Gegenstand in ihrer Erzählung „Der Kurfürst und der Geldfürst" einen nicht uninteressanten Roman zusammengebraut, den Viele mit großem Interesse gelesen haben. Nur würde man sich sehr täuschen, wenn man die Erdichtung, worin sich einige Körner Wahrheit finden, für etwas Anderes als ein gelungenes Effektstückchen ansehen wollte. In Wirklichkeit ist Maier Amschel Rothschild mit dem Landgrafen auf folgende Weise näher bekannt geworden:

Der im Anfange dieses Jahrhunderts verstorbene hannoversche General-Leutnant Emmerich Otto August Baron von Estorff war als General-Adjutant des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Lüneburg im siebenjährigen Kriege in Beziehungen zu dem Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Kassel getreten, die sich zu dessen Nachfolgern, Friedrich II. und Wilhelm IX., noch weit freundlicher gestalteten. Der Baron, der nicht nur als ein sehr kenntnißreicher Offizier, sondern auch als ein Muster von Gefälligkeit und Uneigennützigkeit geschildert wird, ertheilte den beiden letzten Fürsten während einer langen Zeit in rein militärischen Angelegenheiten willig Rathschläge, dagegen schlug er es wiederholt und entschieden ab, sich mit ihren finanziellen Angelegenheiten zu befassen, wofür er dem Landgrafen Wilhelm IX. jedoch einen „gewissen Rothschild" in Frankfurt (unsern Maier Amschel) vorschlug. Baron Estorff kannte denselben in Folge seiner persönlichen Berührungen mit dem Wechselhause Oppenheim, seinem Banquier in Hannover, mit dem er ebensowol in seiner wichtigen militärischen Stellung, wie auch als ansehnlicher Gutsbesitzer, dem die sämmtlichen Estorffschen Güter in Hannover gehörten, öfter und meist bedeutende Geldgeschäfte zu erledigen hatte. Hier nun hatte er Maier Amschel als einen ebenso klugen und thätigen, wie streng rechtlichen und zuverlässigen Mann kennen gelernt. Der gewonnenen vortheilhaften Meinung gab der General Ausdruck, indem er des Landgrafen Aufmerksamkeit auf den „klugen Juden" lenkte.

Man erzählt sich nun, auf welchen Grund hin ist am Ende gleichgültig, der Landgraf sei, als Maier Amschel in Folge jener Empfehlung zum ersten Male im Schlosse zu Kassel erschienen, gerade von einer Partie Schach in Anspruch genommen

gewesen, welche er eben mit Baron Estorff gespielt habe. Maier Amschel habe eintreten dürfen und hätte nun, hinter dem Stuhle des Landgrafen stehend, den stummen Zuschauer gemacht, weil der Landgraf sich um so mehr ins Spiel vertiefte, je ungünstiger sich seine Partie gestaltete. Endlich habe er sich des Eingetretenen erinnert und diesen mit den Worten anredet: „Versteht Er auch etwas vom Schach?" — Rothschild, welcher dem Gange des Spiels aufmerksam gefolgt war, sei nun sogleich mit der Antwort bereit gewesen: „Wollten Euer landgräfliche Durchlaucht wol die Gnade haben, diesen Zug (den er näher bezeichnet) zu thun?" — Dies sei ein wahrer Meisterzug gewesen, welcher urplötzlich der Partie des Landgrafen, die dem Matt nahe war, zum glänzenden Siege verholfen.

Nachdem der Landgraf sein Spiel dergestalt glücklich zu Ende geführt hatte, habe er sich auf das Gnädigste mit dem Frankfurter Geldwechsler unterhalten, den er schließlich auf den nächsten Tag wieder bestellt, um ein Weiteres mit ihm zu besprechen. Nach dem Weggang desselben habe er General Estorff mit den Worten gedankt: „Herr General, Sie haben mir keinen Dummen rekommandirt!" worauf dieser entgegnet: „Ich darf zuversichtlich hoffen, daß Euer landgräfliche Gnaden auch in Betreff der übrigen Eigenschaften Rothschild's befriedigt sein werden." Wie viel an diesem Allen wahr ist oder nicht, ist gleichgültig; daß jedoch die in den letzten Worten ausgedrückten Hoffnungen sich zu Gunsten Rothschild's auf's Glänzendste verwirklichten, ist weltbekannt.

Die Geschäftsverbindung mit dem Souverain von Hessen-Kassel und in Folge dessen mit anderen fürstlichen und nicht fürstlichen angesehenen Häusern erweiterte den Kreis der Beziehungen Rothschild's sehr rasch, insbesondere als derselbe im Jahre 1801 nach dem Tode des „Hofjuden" Feidel David Rothschild zu dessen Nachfolger, nämlich zum hessen-kasselschen „Hof-Agenten" ernannt wurde. In diese Periode fällt die erste Staatsanleihe für Dänemark, für welches Rothschild während der Jahre 1804 bis 1812 zehn Millionen Thaler herbeigeschafft hat, eine zu jener Zeit ganz bedeutende Summe.

Das von Seiten Wilhelms IX. in Rothschild gesetzte unbeschränkte Vertrauen rechtfertigte derselbe unter den schwierigsten Verhältnissen; vornehmlich als der Landgraf (beziehentlich der spätere Kurfürst) 1806, nach der Schlacht bei Jena, in Folge der Wegnahme seines Landes durch Napoleon sich gezwungen sah, die Flucht zu ergreifen. Damals vertraute er seine Baarschaften (man übertreibt, wenn man diese auf 3 Mill. Thaler steigert) dem Rothschild an, der ihm diesen Vermögenstheil rettete und erhielt. Als der Kurfürst 1814 in sein Land zurückkehrte, wurde ihm von dem ältesten Sohne Maier Amschel's, da letzterer mittlerweile gestorben war, jene Millionen zurückerstattet, und der Kurfürst dankte den redlichen Hütern, indem er auf die Zinsen, die das Geld während $6\frac{1}{2}$ Jahren eingetragen, verzichtete.

Dies die bekannt gewordenen Thatsachen. Zuverlässig ist die in der oben erwähnten Erzählung „Der Kurfürst und der Geldfürst" mitgetheilte ergreifende Scene, in welcher von dem alten Rothschild erzählt wird, daß er den ihn zur Herausgabe der Gelder des Kurfürsten drängenden Franzosen sein eigenes, in 2,800,000 Thlr. bestehendes baares Vermögen ausgeliefert habe, um gemäß eines dem Kurfürsten geleisteten Schwurs dessen Schätze zu retten, — eine Er-

dichtung. Allerdings hatte Frankfurt damals an den französischen Marschall Augereau eine Kriegskontribution von 4 Millionen aushändigen müssen, welche der Stadt unter dem leeren Vorwande „häufigen Verkehrs mit englischen Waaren und heilloser Begünstigung britischer Agenten" abgezwungen worden ist; doch sah sich Rothschild davon nicht mehr, als jeder andere Frankfurter Bürger in seiner Lage, betroffen. — Wir berufen uns hinsichtlich des Gesagten auf das Zeugniß eines unserer ersten Geschichtsschreiber.

Ueber diesen Gegenstand hat sich nämlich der berühmte Historiker Fr. Christoph Schlosser in seiner „Geschichte des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts" ausgesprochen und wir dürfen ihm vollen Glauben beimessen, da dieser Gewährsmann damals in Frankfurt lebte und als Zeitgenosse und hochangesehene Persönlichkeit in Betreff der Vorgänge aus jener Periode wohl unterrichtet sein konnte. Er erzählt (VII, Abth. 1, S. 207):

„Wir Alle, die wir damals (1806) in Frankfurt auf Preußen hofften und das Manifest desselben vortrefflich fanden, freuten uns, als den Kurfürsten schon nach vierzehn Tagen, nachdem er sich neutral und nicht am Kampfe gegen Napoleon Antheil zu nehmen erklärt hatte, die Nemesis erreichte und bedauerten nichts mehr, als daß uns ein Pflichtgefühl verbot, den Franzosen zu sagen, daß sein übel erworbenes Geld in Amschel Rothschild's Keller liege. Dort lag es verborgen in Rothschild's Weinfässern (?), weil durch ein Dekret des Kaisers Napoleon die Kontinentalsperre gegen England in's Leben gerufen war, und letzteres dagegen Repressalien angeordnet hatte, wonach nichts von deutschen Häfen aus nach England gebracht werden konnte."

Wenn nun auch damit die vorhin erwähnte romantische Episode über die Aufopferung Rothschild's in Nichts zerrinnt, so verdient der von demselben bei dieser Gelegenheit bewiesene Muth, sowie seine Klugheit und Einsicht, mit der er den Schatz zu sichern wußte, wie nicht minder die Ehrlichkeit, vermöge welcher sein ältester Sohn die geretteten Millionen 1814 zurücklieferte, volle Anerkennung.

Die erste, allerdings ganz oberflächliche Bekanntschaft des Landgrafen mit Maier Amschel Rothschild datirt übrigens aus einer früheren Zeit, noch vor Beginn der ersten französischen Revolution. Der Fürst hatte damals schon öfters alte Münzen von ihm gekauft. Später bediente er sich seiner vorzüglich als Vermittler, um seine Zinsen aus der Londoner Bank von jenen in derselben niedergelegten großen Kapitalien zu erheben, die der Verkauf hessischer Truppen an England eingebracht hatte. Mit der Einziehung der Zinsen bei der Bank selbst hatte der Landgraf das Banquierhaus van Notten vermittelst einer Vollmacht betraut und auf dieses zog das Haus Rothschild Wechsel im Belaufe der fälligen Posten. Am Jahresschlusse berechnete Rothschild sich dann mit dem Landgrafen und außer der ihm zugesagten, nicht unbedeutenden Provision, hatte er auch noch den Nutzen, mit dem Gelde des Landgrafen eigene Spekulationen unternehmen zu können, was er auch in seiner unermüdlichen, scharfsinnigen Weise sowie mit dem glücklichsten Erfolge vollführte.—Noch um Vieles beträchtlicher steigerte sich Rothschild's Gewinn, als es ihm gelang, den Kurfürsten dazu zu bestimmen, dem Hause van Notten seine Vollmacht zu entziehen und sie Rothschild's zweitem Sohne, Nathan, der mittlerweile in London ein eigenes Geschäft in englischen Manufakturwaaren gegründet, zu übertragen.

Auch bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, welch' ein unbedingtes Vertrauen der Kurfürst dem alten Maier Amschel und seinen Söhnen schenkte.

Für Gelderhebungen bei der Londoner Bank bestehen zwei Arten von Vollmachten, nämlich jene auf Erhebung von Zinsen und eine andere, auf Erhebung der Fonds nebst Zinsen. Nathan Rothschild erhielt eine Vollmacht der zweiten Art, die ihn in den Stand setzte, nöthigenfalls über das ganze Kapital des Kurfürsten verfügen zu können, was sich besonders während des englischen Kriegs auf der pyrenäischen Halbinsel für den glücklichen Spekulanten als außerordentlich gewinnreich herausstellte. Die englische Regierung hatte damals ein ansehnliches Heer in Spanien zu unterhalten, die Goldausfuhr dagegen war in England verboten, und so fand sich kein christlicher Banquier bereit, die Uebermittlung von Geldern nach Spanien zu übernehmen. Maier Amschel Rothschild oder vielmehr sein Sohn Nathan befaßte sich gegen gute Provision mit diesem gefährlichen Geschäfte, und nach Einwilligung des Kurfürsten leistete er mittels der bei der Bank erhobenen Fonds desselben die erforderliche Kaution. Wie immer, sahen sich die Rothschild auch bei dieser Art von Geldschmuggel vom Glück begünstigt, denn ihre Geldlieferungen gelangten stets in die rechten Hände. Ihre Kaution ging auf diese Weise nicht verloren, und die „wagenden jüdischen Kaufleute" verdienten während der Dauer des Halbinsel-Krieges, also fünf Jahre lang, alljährlich drei bis vier Millionen Gulden.

Die Beschaffung einer so belangreichen Kaution, nicht minder die stets pünktliche Abwickelung jeglichen Geschäftes, gab der englischen Regierung Veranlassung, die den europäischen Monarchen während der Napoleon'schen Kriege bewilligten enormen Hülfsgelder durch das Haus Rothschild auszahlen zu lassen. Hierdurch wuchs wiederum Ansehen und Vermögen desselben. Damals ward der Grund zu dem breiten, gediegenen Fundament geschaffen, wodurch das Großhaus sich später in den Stand gesetzt sah, die belangreichsten Staatsanleihen zu übernehmen, Operationen, deren glänzendes Gelingen die Familie Rothschild zur größten Geldmacht der Erde erhob.

Seine immer wachsenden enormen Mittel wandte Maier Amschel nicht nur zur Vermehrung seines Besitzes an; vielmehr befriedigte er, und je älter er ward, um so bereitwilliger, den ihm angeborenen Hang zur Mildthätigkeit. Die von ihm ausgegangenen Wohlthaten sind in seiner Vaterstadt unvergessen. Leben doch dort noch Personen genug, die sich recht wol noch des alten Maier Amschel Rothschild aus der Judengasse erinnern, wie er mit dem charakteristischen Hütchen auf dem kahlen Scheitel bei seinen Gängen durch die Stadt Gaben und Almosen, bald hier bald dorthin, spendete. Oefter pflegte er in einer ganz besondern Weise seine freigebige Hand aufzuthun. Er hatte nämlich, wie viele andere Juden, den Glauben, Gott belohne diejenigen Wohlthaten am meisten, für welche die Spender keinen Dank empfangen. Deshalb ging er zuweilen im Abenddunkel durch die Judengasse und drückte dann einem jeden ärmlich Aussehenden, der ihm begegnete, Etliches, ja wohl selbst einige Sechsbätzner in die Hand, — hierauf rasch von dannen eilend. — Seine menschenfreundliche Gesinnung gegen Bedürftige bewies er auch noch in seinem Testamente durch Akte der Freigebigkeit. Die Denkart des Millionärs fand schon während dessen

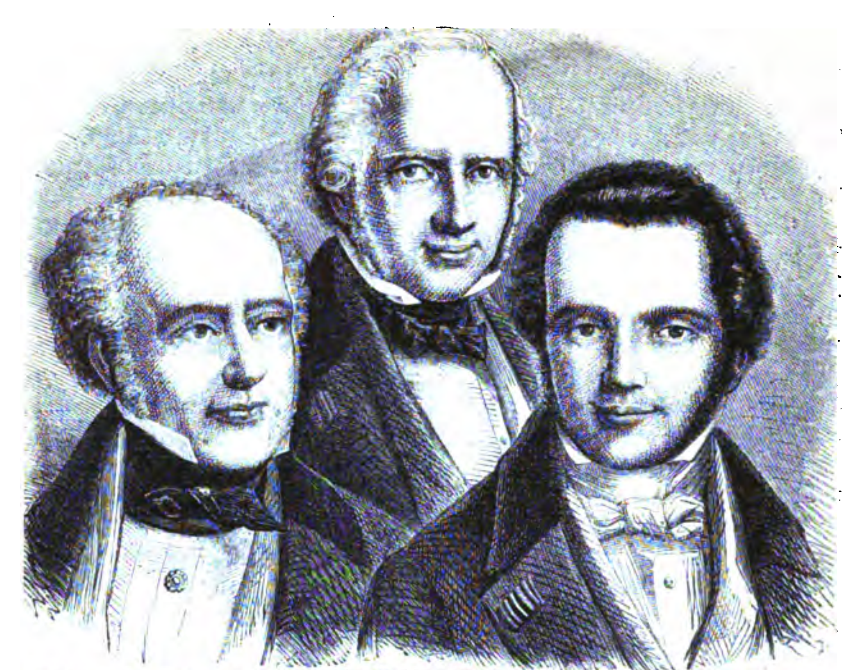
Lebzeiten Anerkennung durch den damaligen Großherzog von Frankfurt, den Fürsten Primas (vormals Freiherr von Dalberg). Der ehemalige Erzbischof von Mainz verlieh im Jahre 1811 den Juden in Frankfurt den vollen Genuß bürgerlicher und politischer Rechte und ernannte Maier Amschel zum Mitgliede des Wahlkollegiums seiner Vaterstadt.

Wenn Maier Amschel gegen das Ende seines Lebens auf den Wechsel blickte, der hinsichtlich der Lage seiner Glaubensgenossen zu Frankfurt in den letzten sechzehn Jahren vor sich gegangen war, so hatte er wol Ursache, mit Dank zum Himmel aufzublicken. Durch das Bombardement Frankfurts, vom 12. bis 14. Juli 1796 seitens der Franzosen unter Kleber, wurden auch 140 Häuser der Judengasse in Asche gelegt. Doch was damals den Bewohnern für ein Ungemach galt, zeigte sich bald als ein Heil für dieselben. Denn es wurde ihnen nicht blos erlaubt, sich auch in andern Theilen der Stadt einzumiethen und daselbst Häuser zu erwerben, sondern es fand außerdem eine Erweiterung des Judenviertels statt, welches nach der Mainseite hin heute mit die stattlichsten Gebäude aufzuweisen hat.

Wir wollen hier jedoch nicht zu erwähnen unterlassen, daß den Israeliten Frankfurts die bürgerliche Gleichstellung mit den Christen im Jahre 1813 und später noch ein zweites Mal (im Jahre 1840) wieder entzogen wurde, daß ihnen dieselbe indessen 1864 zum dritten Male, und hoffentlich nun für immer, zuerkannt worden ist. Die werthvollsten Errungenschaften für die Juden bestehen indessen darin, daß den gebildeten Bekennern des Alten Testaments auch von der gebildeten christlichen Gesellschaft eine von Jahr zu Jahr mehr befriedigende Aufnahme in ihre Kreise zugestanden wird und daß allmälig jene Abschließung aufhört, welche für die ehemals Verstoßenen geradezu unerträglich geworden war.

Wie außerordentlich während der letzten fünfzig Jahre der Reichthum der Frankfurter Judenschaft gestiegen ist, läßt sich deutlich daraus entnehmen, daß die Israeliten jetzt in allen Theilen der Stadt ansässig und im Besitze der schönsten Villen der Stadt sind. Sie besitzen zwei neue Synagogen, darunter ein wahres Prachtgebäude, ferner ein großartiges Krankenhaus, von der Familie Rothschild gestiftet und ausgestattet, eine prächtige Realschule und zwei stattliche Freimaurerlogen. Wahrscheinlich wird die Judengasse zum Theil, wenn nicht völlig verschwinden, sobald der früher gefaßte Plan wieder aufgenommen wird, den Frankfurter Ghetto und dessen nächste Umgebung abzubrechen, um Raum für neue Straßenanlagen zu gewinnen.

Mit dem Reichthum des handelsfürstlichen jüdischen Hauses war auch die Zahl der Söhne, Schwäger, Neffen, Enkel des greisen Maier Amschel gewachsen. Vor seinem Tode, der am 13. September 1812 in seinem 67. Lebensjahre erfolgte, ertheilte er seinen Kindern und zahlreichen Kindeskindern seinen Segen mit der Mahnung „in brüderlicher Eintracht zu leben, bis an's Ende". — Die treue Befolgung dieses Rathes von Seiten seiner Söhne hat wesentlich dazu beigetragen, das Haus Rothschild zur „sechsten europäischen Großmacht" zu erheben. Das vom Gründer des Rothschild'schen Reichthums hinterlassene Gesammtvermögen ist sicher zu hoch angenommen, wenn man es für damals über zwölf Millionen Gulden schätzt.



Salomon v. Rothschild, Chef des Wiener Hauses (zweiter Sohn von M. A. v. Rothschild).

Anselm Maier v. Rothschild, Chef des Frankfurter Stammhauses von 1812 bis 1855 (ältester Sohn des alten Maier Amschel).

Karl v. Rothschild, Chef des ehemaligen Hauses in Neapel (vierter Sohn des M. A. v. Rothschild).

2.

Wie wir aus dem Vorhergegangenen ersehen haben, hinterließ der Gründer des Rothschild'schen Reichthums schier ebenso viele Millionen als Kinder. Bis zum Jahre 1798 bestand das Frankfurter Haus für sich allein und genoß damals keineswegs schon den Weltruf, dessen es sich in den folgenden Jahrzehnten erfreute. Im Sterbejahr des alten Maier Amschel zählte jedoch das von dessen dritten Sohne Nathan vor kaum 14 Jahren gegründete englische Bankhaus (Firma: N. M. Rothschild) bereits unter den ersten Geldgrößen der britischen Metropole. In demselben Jahre 1812 hatten sich der zweite sowie der jüngste der Brüder Rothschild, Salomon (geb. 9. Sept. 1774, gest. am 27. Juli 1855) und Jakob (oder James, geb. 15. Mai 1792), nach Paris begeben und daselbst das heute noch unter der Firma Gebrüder v. Rothschild blühende, hochgeachtete Bankhaus etablirt, dessen heutiger alleiniger Chef, Jakob, seine vier Brüder überlebt hat. Das Bankhaus zu Wien (Firma: S. M. v. Rothschild), ist in den Jahren 1816 und 1817 unter Leitung des vorhin genannten Salomon entstanden und gehört bekanntlich gleichfalls zu den ersten Häusern Europa's. Dem vierten Sohn **Karl** Maier (geb. 24. April 1788, gest. 18. Mai 1855) fiel die Aufgabe zu, seinen Namen nach dem Süden Italiens zu verpflanzen. Im Jahre 1821 gegründet, liquidirte jedoch das Bankhaus zu Neapel nach der Einverleibung des Königreichs beider Sizilien in das neuerstandene Königreich Italien. Seitdem hält das Haus Rothschild nur noch einen Agenten zu Turin.

Der älteste der Söhne, Anselm Maier (geb. 12. Juni 1773), gelangte nach des Vaters Hingang an die Spitze des Frankfurter Hauses. Von hier aus sollte, dem Willen des Erblassers gemäß, die Leitung sämmtlicher Operationen der Brüder vor sich gehen und der älteste derselben berechtigt sein, vorkommenden Falles auch die Zweiggeschäfte unter Aufsicht zunehmen. In Frankfurt a. M. fanden auch in der That die großen gemeinschaftlichen Berathungen, fernerhin jährlich der Haupt-Geschäftsabschluß aller mit einander verbundenen Häuser statt, zu welchem Behuf jeder einzelne Zweig vorher seine Jahres-Bilanz zu ziehen und deren Resultat in einem besonderen Abschluß vorzulegen hatte.

Mit dem Tode Maier Amschel's beginnt die zweite Periode der geschäftlichen Entwickelung des Hauses Rothschild, deren Dauer nur die drei Jahre von 1812—1815 umfaßte. Von da datirt die eigentliche Glanzperiode der neuen finanziellen Großmacht, eine Zeit steigender Erfolge, wie sie in ähnlicher Weise von einem Geschäftshause niemals erreicht worden sind.

Während der Jahre 1812—1815 hatten sich die Beziehungen des Rothschild'schen Hauses wesentlich anders gestaltet. Der Geschäftskreis seiner Theilhaber ward ein umfassender; der Privatverkehr, dem es sich bis dahin gleich allen andern Bankhäusern gewidmet, wurde mehr und mehr bei Seite gelassen und andere neue Bahnen wurden eingeschlagen. Von jetzt an handelte es sich vorzüglich um das Zustandebringen von Massengeschäften, wie Abschließen von Anleihen, Hinausgabe und Vertrieb von Staatspapieren, um großartige Spekulationen überhaupt und speciell im Bereiche des Werthpapier-Handels. Die kolossalsten Wechselgeschäfte gingen damit Hand in Hand. So ward die Weltmacht der Rothschild gegründet: auf papiernem Fundamente, jedoch gestützt auf die reellsten metallenen Grundlagen!

Während der fruchtbaren dritten Periode der Rothschild'schen Geschäfts-Entwickelung (1815—1830) handelte es sich für alle europäische Monarchien darum, den Finanz-Haushalt ihrer Länder zu ordnen, um den während der Napoleon'schen Kriege eingegangenen großen Verpflichtungen gerecht zu werden. Zu diesem Zwecke bedurfte man belangreicher Anleihen, die zu einem großen Theile mit dem Hause abgeschlossen wurden, welches Kurfürst Wilhelm I. von Hessen-Kassel schon auf dem Wiener Kongreß wegen seiner Pünktlichkeit und Rechtschaffenheit auf's Angelegentlichste empfohlen hatte. Nach den Aufzeichnungen des Hofraths F. von Gentz (bekanntlich eine Zeit lang die rechte Hand des Fürsten Metternich, und gleich seinem Herrn und Meister den Rothschild sehr nahestehend), betrugen die Anleihen, welche das Haus Rothschild von 1815—1826 allein mit den fünf europäischen Großmächten abschloß, beinahe die Summe von tausend Millionen, wozu während dieser Periode weitere 160 Mill. für Neapel, Brasilien und einige kleinere deutsche Höfe traten. Der Nutzen, den die Rothschild von diesen Anleihen zogen, muß ein enormer gewesen sein, denn die bloßen Kommissionsgebühren beliefen sich bei mehreren dieser Geschäfte auf etliche Millionen. Doch war der Gewinn, der ihnen aus dem Steigen der Course der Staatspapiere erwuchs, ehe sie dieselben in andere Hände übergehen ließen, noch bedeutender.

Enorme Summen gewann das Haus weiterhin durch den Staatspapierhandel, durch Ankauf und Verkauf, den es in großen, fabelhaft klingenden Summen

hinsichtlich anderer gesuchter Staatspapiere auf allen Börsen der Welt für seine Privatrechnung betrieb, indem es, je nach den politischen Konjunkturen und Kriegs- und Friedensaussichten bald kaufte, bald verkaufte, was mit einem solchen Glück in Scene gesetzt ward, daß die sich stets in die Hände arbeitenden Häuser zu Frankfurt a. M., London, Paris und Neapel auch dann mit Gewinn operirten, wenn belangreichere Summen ein Mal verloren gingen. Bei ihren großen Mitteln konnten sie immer zuwarten und brauchten nicht gleich Andern loszuschlagen. — Die Art und Weise des Operirens, wodurch so große Erfolge erzielt wurden, charakterisirt der schon oben genannte, weltkundige Friedrich von Gentz (freilich als Hausfreund des Baron Salomon in Wien keine recht zuverlässige Autorität), sehr treffend folgendermaßen:

„Die Frage, wie das Haus Rothschild in so kurzer Zeit alles Das, was es wirklich geleistet, unternehmen und vollbringen konnte, hat ohne Zweifel mehr als einen merkantilen und politischen Kopf beschäftigt. Vielleicht aber ist sie weniger schwer zu lösen, als man gemeiniglich glaubt. Wer ohne bei Zufälligkeiten zu verweilen, Sinn genug hat, um zu fassen, daß der Erfolg in allen großen Geschäften nicht von der Wahl und Benutzung des günstigen Augenblicks allein, sondern mehr noch von der strengen Befolgung einmal anerkannter Fundamentalmaximen abhängt, dem wird bald klar werden, daß es vornehmlich zwei Grundsätze gab, die dieses Haus nie aus den Augen verloren, und denen es, neben einer klugen Geschäftsführung und Benutzung vortheilhafter Konjunkturen, sicher den größten Theil seines heutigen Flors zu verdanken hat.

„Der erste dieser Grundsätze war der, welcher die fünf Brüder bestimmte, ihre sämmtlichen Geschäfte in steter und ununterbrochener Gemeinschaft zu betreiben. Das war das Gebot, das der sterbende Vater hinterlassen. Und wenn je ein Glücksstern über ihnen gewaltet hat, so ging er ihnen in dem festen Entschlusse auf, dieser Regel nie untreu zu werden.

„Seit dem Tode des Vaters ward jeder Antrag, von welcher Seite er auch ausgehen mochte, der Gegenstand einer gemeinschaftlichen Berathung; jede nur einigermaßen bedeutende Operation ward nach einem verabredeten Plane und mit vereinten Kräften geführt, alle hatten ihren Antheil an den Resultaten.

„Wiewol seit mehreren Jahren ihre Wohnsitze weit von einander getrennt waren, so konnte doch dieser Umstand ihr enges Einverständniß nie stören; vielmehr stiftete er den Vortheil, daß, von der Lage der Dinge auf verschiedenen Hauptplätzen vollkommener unterrichtet, jeder auf seinem Punkte die im Interesse des Gesammthauses zu übernehmenden Geschäfte um so zweckmäßiger vorbereiten und einleiten konnte.

„Der andere Grundsatz, den sie sich zum Augenmerk gesetzt, ist der, bei keinem Unternehmen nach übertriebenem Gewinn (!?!) zu trachten, jeder ihrer Operationen bestimmte Schranken anzuweisen und, soviel menschliche Vorsicht und Klugheit es vermag, sich von dem Spiel der Zufälle unabhängig zu machen.

„Es ist kein Zweifel, daß sie mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ihren Vortheil bei dieser oder jener Operation weit höher treiben konnten. Wenn aber auch die Sicherheit ihrer Unternehmungen dabei nicht gelitten haben sollte, so hätten sie zuletzt doch weniger gewonnen, als durch Verbreitung ihrer

Kräfte auf eine größere Zahl immer wiederkehrender, unter mannichfaltigen Konjunkturen erneuerter Geschäfte.

„Daß es ihnen an diesen nicht fehlen konnte, dafür bürgten nicht blos ihr Reichthum und ihr Kredit, sondern auch das Vertrauen, das sie durch die Billigkeit ihrer Forderungen, durch die Pünktlichkeit ihrer Leistungen, durch die Einfachheit und Klarheit ihrer Pläne und die verständige Ausführung derselben allen Regierungen und den großen Häusern eingeflößt hatten. Was Andere durch sogenannte Hauptschläge, die auf dem kaufmännischen, wie auf dem militärischen Felde zu entscheidenden Siegen, oft aber auch zu großen Niederlagen führen, versucht hätten, ist ihnen durch glückliche Anwendung der besten Grundsätze merkantilischer Strategie, nicht durch Verwegenheit, sondern durch Besonnenheit und Ausdauer gelungen." (Wir glauben in den meisten Fällen war es Glück.)

„Der persönliche, moralische Charakter der fünf Brüder hat auf den Succeß ihrer Unternehmungen keinen geringen Einfluß gehabt. Es ist nicht schwer, sich eine zahlreiche Partei zu schaffen, wenn man mächtig genug ist, Viele in sein Interesse zu ziehen. Aber die Stimmen aller Parteien vereinigen, und, wie die Volkssprache es ausdrückt, bei Groß und Klein hoch angesehen sein, setzt nicht blos materielle Mittel, sondern auch Gemüthseigenschaften voraus, die nicht immer mit Macht und Reichthum verbunden sind.

„Wohlthaten um sich her zu verbreiten, keinem Nothleidenden die Hand zu versagen, jedem Hülfesuchenden, zu welcher Klasse er auch gehöre, bereitwillig entgegenzukommen, und die wesentlichsten Dienste in die gefälligsten Formen zu kleiden," also schließt der Freund des Baron Salomon, — „diese Wege zu wahrer und verdienter Popularität haben, wie Tausende von Zeugen bestätigen werden, die Rothschild, und nicht aus Berechnung, sondern aus angeborner Menschlichkeit betreten(?). Auch haben sie erreicht, was wenigen Beglückten zu Theil wird, neben einer Menge von Freunden (?) nicht ein Heer von Feinden zu erblicken. In einer solchen Lage hätten sie äußerer Auszeichnungen nicht bedurft, um ihre durch sich selbst ausgezeichnete Stellung geltend zu machen. Nichts destoweniger waren damals schon ihre Verdienste von mehreren Höfen anerkannt worden. Außer zahlreichen ihnen verliehenen Ordensdekorationen wurden sämmtliche Brüder bereits im Jahre 1818 zu königlich preußischen Geheimen Kommerzienräthen, im Jahre 1815 zu kurhessischen Finanzräthen, von dem letztverstorbenen Kurfürsten zu Geheimen Finanzräthen, ernannt. Der Kaiser Franz von Oesterreich verlieh ihnen im Jahre 1815 den erbländischen Adelsstand und erhob sie im Jahre 1822 in den österreichischen Freiherrnstand. Ueberdies wurde im Jahre 1820 der in London etablirte Nathan Rothschild österreichischer Konsul, und zwei Jahre nachher Generalkonsul daselbst." Ebenso ist Baron James, nachdem er seinen festen Aufenthalt in Frankreich genommen, also seit fast fünfzig Jahren Chef des österreichischen Generalkonsulates zu Paris.

Wir erinnern uns, daß nach einer Bestimmung der Rothschild'schen „Hausgesetze" sämmtliche fünf Zweige des Hauses zu Frankfurt, London, Paris, Wien und Neapel gegenseitig an allen bedeutenden Operationen betheiligt sein sollten. Man versichert außerdem, daß kaum ein Tag vergehe, ohne daß, abgesehen von geschäftlichen Mittheilungen, Privatbriefe den Verkehr und die Theilnahme

an den Gesammtinteressen der verzweigten Familie lebendig erhielten. Natürlich besitzt jeder Theilnehmer an den Gesammt-Geschäften noch sein Privatvermögen für sich, was bei einzelnen Gliedern des Hauses so kolossal ist, daß sich deren Reichthümer jeder Schätzung entziehen. Das Gesagte findet vorzugsweise seine Anwendung auf den Baron James, der bis auf die Hunderttausende kaum selber weiß, wie viel er besitzt. Ihre innern Angelegenheiten ordnen die Häupter der verschiedenen Zweige durchaus selbständig, doch auch hier achten sie sich an jene Familientradition gebunden, der gemäß die einzelnen Zweige sich angelegen sein lassen sollen, durch gegenseitige Ehebündnisse unter ihren Kindern die Bande zu erneuern und zu festigen, welche das Gesammthaus seit seinem Emporkommen so innig verbunden hält. Daß indessen auch Ausnahmen von der Regel statthaft sind, beweist die Wahl des Baron Gustav, Sohn des Chefs des Pariser Hauses. Allerdings war Fräulein Anspach, die Tochter des Gerichtspräsidenten, welche dem jungen Baron die Hand reichen durfte, keine üble Partie.

Von ihren Wohnsitzen aus beherrschen die Chefs der Hauptzweige seit ihrer Niederlassung an den ersten Metropolen Europa's die hier in Betracht kommenden Börsen und Geldgeschäfte. An allen Hauptthandels- und Verkehrsplätzen der Welt, in Europa wie in Amerika zu Newyork, San Francisco, Montevideo, Rio Janeiro u. s. w., vertreten fortwährend die tüchtigsten Agenten und Kommissionäre die vielverzweigten Interessen dieser Welser, Fugger oder vielleicht gar noch der Medici unseres Jahrhunderts. Zu jener Zeit, als ihr Wille für noch allmächtiger als heute galt, entstand das Saphir'sche Witzwort: „Der Sultan ist der Beherrscher aller Gläubigen, Rothschild aber der Gläubiger aller Herrscher."

Man darf nämlich nicht glauben, daß das Haus Rothschild bei Kontrahirung von Anleihen etwa nur nach Verbindungen mit den Großmächten Europa's getrachtet hätte. Nicht nur kleinere souveräne Staaten, auch mediatisirte Fürsten und Standesherren nahmen in ihren Geldverlegenheiten ihre Zuflucht zu den Geldfürsten von Frankfurt, Wien, Paris ꝛc. Uns liegt eine lange Reihe der Letzteren vor, welche schon vor Jahren mit belangreichen Summen als Schuldner in die Bücher dieser Geldmacht eingetragen waren. Die Solidität des befestigten Hauses bewährte sich zur Zeit der großen Finanz- und Handelskrisis im Jahre 1825 überaus glänzend, als die Bank von England nur durch eine bedeutende Aushülfe der Rothschild im Stande gewesen sein soll, ihren Zahlungsverpflichtungen pünktlich nachkommen zu können. Welch' einen großen Dienst dieses Haus dadurch nicht blos jenem großen Weltverkehr-Institute und der Industrie Englands, sondern dem Handel der ganzen Erde leistete, wird ein Jeder begreifen, der mit den Geld- und Verkehrsverhältnissen, die solidarisch mit einander verbunden sind, nicht ganz unbekannt ist.

So trat das Haus Rothschild, gestützt auf seine kolossale Geldkraft und ein außerordentliches Vertrauen, als erste Geldmacht in eine neue Phase ein. Die vierte Periode seiner Thätigkeit erstreckt sich von 1830 bis 1848, also von der zweiten bis zur dritten französischen Revolution. Die Vertreibung der Bourbonen in Folge des siegreichen Juliaufstandes versetzte der europäischen Geld- und Geschäftswelt einen gewaltigen Stoß und erschütterte den Kredit bis in seinen Grundfesten. Da das Verkaufen von Effekten damals

oft ganz unthunlich schien, so gehörten auch von Seiten des Hauses Rothschild große Anstrengungen dazu, ihre enormen Obligos zu erfüllen. Damals bewährte sich die außerordentliche Kraft und Macht der vereinigten Häuser. Natürlich verdienten sie schließlich auch damals immerhin noch ansehnliche Summen, aber ihr Hauptgewinn bestand in der weiteren Steigerung ihres Rufes und Ansehens. Seitdem stehen beide felsenfest gegründet. Zu klug, um ähnlichen Verlegenheiten sich nochmals auszusetzen, halten die Rothschild von da ab an ihren verschiedenen Domicilen ganz enorme Baarbestände. In der 18jährigen Friedensperiode, deren Europa sich nach der Julirevolution erfreute, erklomm das Welthaus den Höhepunkt seiner finanziellen Wirksamkeit und erfreute sich während derselben des unbegrenzten Vertrauens aller Kabinette und Finanzmänner. Von ihnen begünstigt, dehnte sich der Geschäftskreis dieser modernen Geldfürsten bei ihren kolossalen Mitteln in der Alten und Neuen Welt immer weiter aus. Der Geldmarkt hing zum Theil völlig von denselben ab; sie standen an der Spitze aller größeren finanziellen Operationen und Geldgeschäfte; zu jeder großen Anleihe wurde ihre Mitwirkung gesucht. Denn sie verstanden die Spekulation in Staats- und verwandten Werthpapieren am besten und hatten die Kunst der Beeinflussung des Courses der Papiere u. s. w. in ein ordentliches System gebracht. Besonders galt die Gewandtheit Nathan Rothschild's, dessen Wirksamkeit uns später noch besonders beschäftigen wird, für unvergleichlich in Bezug auf frühzeitige Erlangung von Nachrichten und deren Ausnutzung auf der Börse.

Der Gründer der Rothschild'schen Geldmacht, Maier Amschel, war der Lehrmeister seiner, für diese Art von Wissenschaft besonders empfänglichen Söhne gewesen, und es ist in der That auf seine Nachfolger in Rücksicht auf den Geld- und Papierhandel die ganze väterliche Weisheit übergegangen. Durch eine Reihe wohl angelegter und durchgeführter dahin gehöriger Operationen gelangten dessen Söhne zu jener beneidenswerthen Machtstellung, vermöge welcher sie blos durch den Einfluß ihres Beispiels, wenn es ihnen paßt, bis zu einem gewissen Grade ein Fallen oder Steigen der Effekten zu bewirken im Stande sind. Das Geheimniß, in welches er alle wichtigen Unternehmungen zu hüllen wußte, trug vornehmlich zum Gelingen derselben bei. Alle großen Banquiers haben stets bestimmte Leute an der Hand, deren sie sich als Makler bei gewöhnlichen Veranlassungen bedienen; aber sobald es ihnen zweckmäßig erscheint, verfügen sie auch über eine Anzahl Mittelspersonen, die als solche und als ausschließlich in ihren Diensten stehend, nicht angesehen werden. Die Art und Weise, die hier in Betracht kommenden Unternehmungen durchzuführen, bestand während der telegraphenlosen Zeit vornehmlich darin: Man weiß, wie sehr es den Beherrschern der Börse darauf ankommt, einen, ja zwei Tage früher als andere Leute Nachricht von Ereignissen zu erhalten, wichtig genug, um ein Steigen der Fonds zu veranlassen. Die Allmächtigen des Geldmarktes beauftragten nun sofort die von ihnen gewöhnlich beschäftigten, wohlbekannten Sensale, Effekten vielleicht bis zum Belauf von etlichen Millionen zu verkaufen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Neuigkeit: „die Baring, Stieglitz, Hope, Fould, Rothschild verkaufen." Nun erfolgt eine allgemeine Aufregung; Jedermann glaubt,

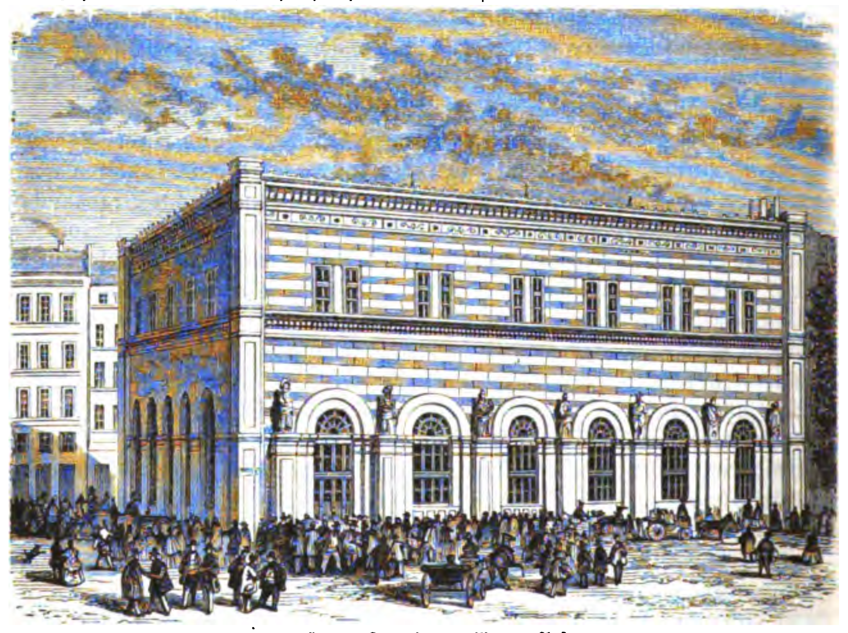
jene Welthäuser seien von einem Vorfall unterrichtet worden, welcher das Fallen der Course unfehlbar nach sich ziehen müsse, und wie unter solchen Verhältnissen nicht anders zu erwarten, will nun Jeder auch verkaufen; die Folge davon ist ein rasches Fallen aller Fonds und Papiere. Am nächsten Tage, wenn die Course um etliche Prozent niedriger stehen, ließen die Gebieter der Börse wieder aufkaufen, vielleicht einen vierfachen und beziehentlich weit größeren Betrag als die kaum verkauften Werthe ausmachten, wohlverstanden jedoch durch andere Makler als die in der Regel für sie thätigen und Jedem derselben unter Anempfehlung der größten Verschwiegenheit, den Auftrag einzeln und im Geheimen ertheilend. Auf diese Weise weiß keiner der herangezogenen Personen etwas von dem Umfang der eingeleiteten Manipulation, ja nur selten erfährt Einer, welche Weisungen auch Andere noch empfangen haben. Das Publikum, Verkäufer und Käufer, mag nun sehen, wie es die empfindlichen Verluste überwindet! Die „Herren der Börse" sorgten schon dafür, daß die Baisse so lange anhielt, bis sie in der vorhergesehenen Zeit die aufzukaufenden Papiere zu niedrigem Course in der Tasche halten. Nur wenige Tage nach dem Falle der Papiere verstreichen. Jetzt gelangen die vorher erfahrenen Vorgänge zu den Ohren der Betheiligten; Nachrichten, welche die Spekulanten als geschäftlich ungünstig angesehen hatten, lauten statt dessen günstig. Nun steigen die Course natürlich augenblicklich wieder, ja sie gehen möglicher Weise mehrere Prozente höher, als sie an dem Tage standen, wo die „gebietenden Herren" Millionen verkaufen ließen. Jetzt werden die zu niedrigem Course erkauften, bei weitem größern Beträge wieder zu dem höchsten Stande losgeschlagen. Auf den ersten Blick sieht man ein, welche enorme Gewinne bei dergleichen wohleingefädelten Operationen möglich wurden, wenn man über Millionen verfügt. Fassen wir nur die eben angeführte Transaktion in's Auge und nehmen die Hausse zu 2% an, so waren bei beispielsweise $2\frac{1}{2}$ Mill. verkauften Papieren und dann wieder aufgekauften und losgeschlagenen $7\frac{1}{2}$ Mill. nicht weniger als 175,000 Thaler zu verdienen; aber dies ist noch keiner der größten Erfolge, welche die Leviathane unter den modernen Kapitalisten durch kühne Manipulationen erzielen; sie vermögen bei mancher Gelegenheit auch wohl eine halbe Million auf einen Schlag zu gewinnen. — Hieraus möchte man den Schluß ziehen, die großen Börsenspekulanten besäßen die Wunderlampe Aladdin's; sie brauchten dieselbe nur zu reiben und die Gnomen müßten erscheinen und haufenweise Gold herbeibringen. Aber die Erfahrungen der neuesten Zeit haben mehr als tausend Mal bewiesen, daß nicht selten auch die falsche Seite gerieben wurde, und dann erscheinen die schrecklichen Spukgestalten: Verluste, Verzweiflung, Bankerott! Denn kaum ein Geschäft ist unsicherer, als gerade das der Börsenspekulation. Man hat behauptet, die Zahl der Personen, welche jährlich vom Blitz erschlagen werden, sei doppelt so groß als die Zahl derjenigen, welche Hauptgewinne in der Lotterie machen. Die Zahl reich gewordener Börsenspekulanten ist aber wahrscheinlich nicht größer, als die der glücklichen Glücksspieler.

Vor den Gefahren solcher bedenklichen Operationen waren die Rothschild's in den meisten Fällen gesichert: ihre vereinigten Kräfte und ihr gemeinsames Vorgehen verringerten die Chancen des Verlustes und erhöhten die Wahrscheinlichkeit, ja meist Sicherheit des Gewinnes. Doch ist die Art und Weise der Beein-

flussung der Course durch die fünf Brüder nicht mit der Praxis der heutigen Börsenspieler zu verwechseln. In Bezug auf Umfang ihrer Mittel allen Genossen auf den Geldmärkten der Welt meist überlegen, daher von Keinem abhängig, in Bezug auf Erfahrungen denselben nicht minder gewachsen, konnte den Rothschild's die in Schwung stehende moderne Weise des Börsenspieles niemals zur Sirene werden. Und wie verderblich wird doch die Falsche nicht selten den scheinbar am meisten Beglückten! Sie zieht in den Abgrund des Ruins alle Jene, welche in Folge eines raschen und augenblicklichen Erfolges von Wagniß zu Wagniß mit der Leidenschaft der Va-banque-Helden vorschreiten!.....

Die „Börsenjobberei" in ihren unberechenbaren Abstufungen war die Stärke der Rothschild's durchaus nicht. Ihr Interesse schon gebietet es, den kaufmännischen Begriff von Ehrenhaftigkeit sehr ernst aufzufassen. Wenn wir nachstehender Anekdote hier einen Platz vergönnen, so thun wir es nicht, weil wir sie für authentisch halten, sondern, weil das Coursiren solcher und einer Menge ähnlicher Geschichten bezeichnend für die vortheilhafte Meinung ist, welche das Haus Rothschild genießt. Verhält es den verbreiteten Unwahrheiten gegenüber sich stets schweigsam, so mag dies daher kommen, weil selbst Crösusse ihres Ranges nicht unempfindlich für gewisse Uebertreibungen sind, wodurch der Dunst des Glorienscheines, der auf ihnen lagert, noch undurchdringlicher wird. Doch wir kommen nun auf den gedachten, seiner Zeit von verschiedenen öffentlichen Blättern mitgetheilten Vorgang zurück. Durch ein Anleihegeschäft mit der spanischen Regierung hatte vor Jahren das Haus Rothschild einen namhaften Verlust von mehreren Millionen erlitten. Wie immer, so waren auch diesmal viele ansehnliche Firmen den Operationen des berühmten Geschäftshauses gefolgt, da Glück und Vorsicht desselben selten getäuscht hatten. Unter den diesmaligen Leidensgenossen befand sich auch das zu jener Zeit noch wenig bekannte Haus A. M. Als jene mißglückte Spekulation den Rothschild's beträchtliche Verluste verursachte, sahen sich natürlich die Abnehmer der Anleihe auch in Anspruch genommen. Wiewol das Haus Rothschild & Söhne mit seltener Großmuth nur eine Akkordsumme seiner Forderungen verlangte, welche von den betreffenden Firmen auch gewährt wurde, zeigte sich doch diese Abfindung für manche Geschäfte verhängnißvoll. A. M. war indessen fast der Einzige, welcher erklärte, daß er auf einen Nachlaß Verzicht leiste, vielmehr seinen Verpflichtungen gegen seine Gläubiger in vollem Maße gerecht werde, obwol er dadurch zu Grunde gerichtet würde. Er fügte dieser Erklärung hinzu: „Als Kaufmann geht die Ehre mir über Alles; Geld kann ich wieder gewinnen, meine verlorene Ehre giebt mir keine Macht der Welt zurück!" — Die Antwort der Geldfürsten war eine ihrer würdige: „Sie sollen durch uns nicht ruinirt werden, und wenn Sie es acceptiren, so machen wir Sie zu unserem General-Agenten für dortigen Platz, denn einen ehrenhafteren Vertreter wüßten wir nicht zu erlangen." Der gedachte Banquier nahm dieses Anerbieten an und hat längere Zeit das mächtige Großhaus vertreten und dessen Interessen in seinem Operations-Bezirk jederzeit mit gleicher Gewissenhaftigkeit wahrgenommen. Erst nach dem Jahre 1848 trat eine Veränderung in der Geschäftsrichtung des Hauses Rothschild ein. Heute übt es nicht mehr jenen gebietenden Einfluß auf die Gestaltung des Geldmarktes. Hat es aber auch die

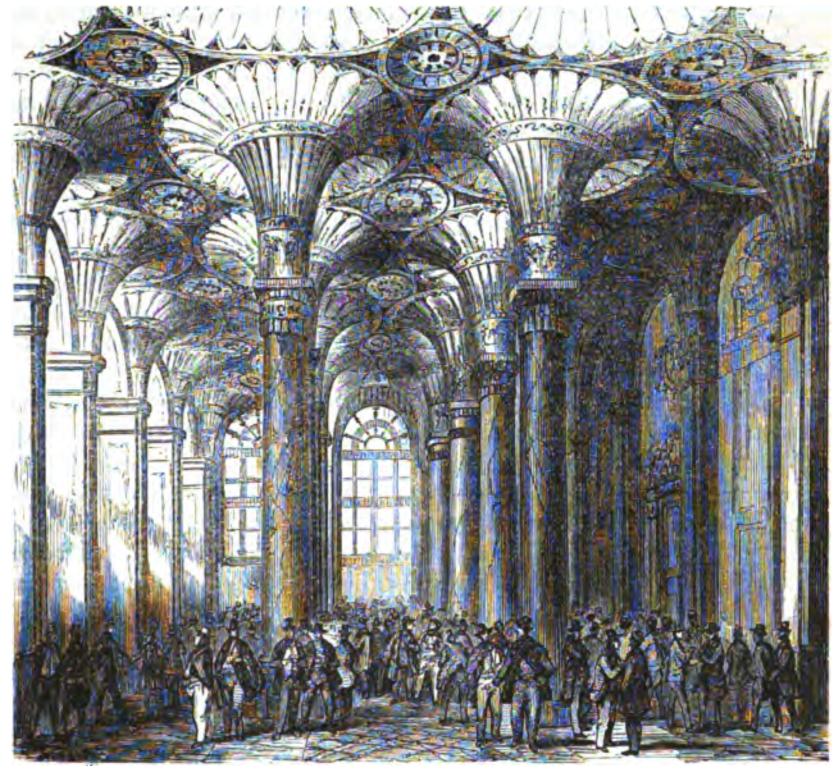
ehemalige Allmacht an mehreren Börsen Europa's eingebüßt, so steht ihm doch kein anderes Bankhaus der Welt ebenbürtig zur Seite. In keiner Weise haben sich in Folge der heutigen Gebarung auf dem Gebiete der Spekulation, des Geld- und Papierverkehrs die Geschäfte des Hauses verringert; vielmehr sind dieselben stetig gestiegen. Denn die gegenwärtigen Konstellationen der Börsen bieten einer Geldmacht, wie der Rothschild'schen, tagtäglich Chancen aller Art, die bei ihr fast immer mit der Sicherheit des Erfolges verbunden sind. Gestützt auf ein riesenhaftes Kapitaleigenthum, das man zu drei Viertel Milliarden oder 800 Mill. Francs veranschlagt, können sich die Rothschild zur rechten Zeit an jeder finanziellen Unternehmung betheiligen, um, wie man zu sagen pflegt, den fettesten Rahm von der Milch abzuschöpfen, während die nach ihnen Kommenden mit der untern Schicht zufrieden sein müssen, die späteren Theilnehmer gar — besonders bei den zahllosen Schwindel-Geschäften unserer Tage — leer ausgehen, wenn nicht schließlich nur Einbuße erleiden.



Die Börse zu Frankfurt a. M. von Außen.

Nicht gering ist der wohlthätige Einfluß anzuschlagen, welchen die weltumfassenden Unternehmungen des Rothschild'schen Gesammthauses auf die europäische Industrie- und Handelsthätigkeit übten. Insbesondere haben die Rothschild überaus viel dazu beigetragen, Frankfurt a. M. zu dem bedeutenden Geldplatze zu erheben, als welcher die „Stadt der Millionäre" bis in unsere Tage gegolten hat. Mit Recht wird die alte berühmte, vormals Freie Reichsstadt zu den wichtigsten Stationen für den Verkehr des deutschen Binnenlandes und zu den ersten Wechselplätzen für den Welthandel gerechnet. Denn die Cours-Notirungen der Frankfurter Börse und der neben ihr bestehenden sogenannten Effekten-

Sozietät sind für den größten Theil von Süddeutschland und der Schweiz maßgebend geworden. Während der Mittagsstunden von 12—2 Uhr werden in den Räumen jener beiden Handels-Anstalten Geschäfte von riesigem Belaufe abgeschlossen, und zur Zeit heftiger Coursschwankungen, bei wichtigen politischen Ereignissen und sonstigen Konjunkturen entwickelt sich in dem prachtvollen, durch Säulen getragenen Tempel des Mammon zu Frankfurt schier dasselbe rege und mannichfaltige Leben wie an den Börsen zu London, Paris, Amsterdam, Wien, Berlin u. s. w. — Das nach Stüler's Plan im Jahre 1844 aufgeführte neue Börsengebäude macht auf den Beschauer einen überaus ansprechenden und wohlgefälligen Eindruck, vornehmlich gewährt der Hauptsaal einen imposanten Anblick, besonders während der Börsenzeit.



Der große Saal der Frankfurter Börse.

Das Innere, bemerkenswerther noch als die Außenseite, ist mit Standbildern verziert, die, von Wendelstädt und Anderen ausgeführt, den Handel und die von ihm umfaßten Erdtheile darstellen, also den Weltverkehr versinnbildlichen. Ausschließlich für den geschäftlichen Verkehr ist das Gebäude geöffnet während der Mittagsstunden von 12 bis 3 Uhr, und in diesen Stunden belaufen sich die Umsätze daselbst auf Millionen. Die kühnsten Kombinationen der Spekulation feiern dort nicht selten die glänzendsten Triumphe. Nach mäßigem Anschlage hat

sich die Kapitalkraft der Frankfurter Börse während der letzten fünfzig Jahre bis zu den Ereignissen von 1866 mehr als verzehnfacht. Unbestritten ist es, daß so bedeutende Erfolge zu einem guten Theile, wenn auch nicht immer der direkten Betheiligung, so doch gewiß der Rückwirkung der Transaktionen des am Platz befindlichen Rothschild'schen Stammhauses zuzuschreiben sind.

Daß die Gährungen während der unruhigen vierziger Jahre und noch mehr die sich vorbereitenden großen politischen Umwälzungen von den Vertretern so weitreichender Interessen nicht ohne Besorgnisse wahrgenommen wurden, ist begreiflich. Doch wie belangreich auch die Menge aufgehäuften Zündstoffes gewesen ist, eine Explosion hielt Niemand für so nahe bevorstehend. Kaum daß die Eingeweihten im Jahre 1847 ein Vorgefühl von den Stürmen hatten, die im nächsten Jahre verheerend über einen Theil von Europa dahinbrausten. Und so sind auch die meisten Geldfürsten von den uns Allen erinnerlichen Vorgängen zu Paris, Berlin, Wien, Frankfurt u. s. w. nicht wenig überrascht worden. Die Rothschild gleichfalls. Indessen sie fanden sich in die neue Situation hinein, und wie sie solche anschauten, mag folgende Mittheilung klar legen, deren Glaubwürdigkeit freilich dadurch etwas Abbruch geschieht, daß Baron Anselm bei aller Schlichtheit seines Wesens allen Denen, welche ihn kannten wohl als ein sehr kluger Kopf, aber nicht als ein salonmäßig plaudernder Feuilletonist erschienen ist. Es war zu Anfang des Jahres 1847, als der greise Chef des Frankfurter Hauses in seiner Privatwohnung mit einem an ihn empfohlenen Politiker in lebhafter Unterhaltung sich erging. Das Gespräch drehte sich um die Zeitverhältnisse, die Einsichtslosigkeit der Regierer sowie anderer Einflußreichen.

„Was würden Sie wol sagen, Herr Baron", meinte der Fremde, „wenn Jemand an den Fuß des Papierthurmes, den Sie geholfen haben in der Welt aufzubauen, einen brennenden Fidibus legte?"

Der Baron verzog den Mund zu dem ihm eigenthümlichen Lächeln, ließ seine Hand auf die Schultern des Fragenden fallen, und entgegnete:

„Mein lieber Freund, dafür sorgen wir schon, daß kein Fidibus dahin kommt. So viel kann ich Ihnen unter allen Umständen sagen: Krieg kann der Rothschild nicht führen, aber Frieden kann er halten. . . . ."

Das denkwürdige Jahr 1848 war vorüber; 1849 befand sich jener Herr wieder in Frankfurt und machte dem Baron einen Besuch Er traf ihn zufälliger Weise in demselben Zimmer, in welchem das eben angeführte Gespräch stattgefunden. Die erschütternden Ereignisse des Jahres 1848 riefen unwillkürlich die Erinnerung an die vor zwei Jahren vorgefallene Unterhaltung wach.

„Geben Sie nun zu, Herr Baron, daß es doch gefährlich um ihren Thurm gestanden hat?" meinte der Fremde, auf jene Unterredung anspielend.

„Mein Verehrtester", erwiederte der Geldfürst, „was kann ein Vernünftiger dafür, wenn die Leute, die mit ihm in einem Hause wohnen, närrisch werden? Stecken die Narren ihr Zimmer in Brand, so muß selbst der, welcher seine fünf Sinne noch hat, gewärtig sein, daß auch seine Stube mit niederbrennt" . . . . „Indessen der Thurm steht noch", tröstete nach einer kleinen Pause der erfahrene Banquier mit feinem Lächeln, „und auch der Baumeister; sollte der Thurm ein

paar Risse bekommen haben, die Brandstifter, welche daran schuld sind, die Alle werden als Handlanger mit arbeiten müssen, die stattgefundenen Schäden wieder auszubessern". — Und in der That, sie haben an der Ausbesserung der Schäden hart arbeiten müssen. Das Haus Rothschild hat die hereingebrochene Katastrophe glücklich überwunden.

Baron Anselm blieb während seines ganzen Lebens Haupt der Familie und Vorstand aller ineinander laufenden Geschäfte. Auf Baron Anselm war des Vaters durchdringender Scharfblick fortgeerbt, ebenso dessen Wohlthätigkeitssinn und andere gute Eigenschaften desselben.

Der Witz und die kaustische Sprache, welche gar oft bei den Kindern Israels auffällt, fehlte, wie überhaupt den Repräsentanten der Familie Rothschild, so auch dem Chef des Stammhauses zu Frankfurt nicht. Eine Menge Anekdoten bezeugen das eben Gesagte und sie sind, wenn auch nicht immer verbürgt, doch charakteristisch dafür, wie Andere das private und geschäftliche Leben jener modernen Krösusse auffaßten.

So erzählt man Folgendes. Eines Tages stellte sich dem Baron Anselm ein Bewerber um eine offene Stelle auf dessen Comptoir vor. Den Banquier mochten die vorgelegten Zeugnisse befriedigt, auch Handschrift und Persönlichkeit des jungen Mannes auf denselben einen angenehmen Eindruck gemacht haben.

„Ehe ich Ihnen eine bestimmte Antwort gebe", begann der Baron, noch einmal den Petenten scharf, aber nicht unfreundlich musternd, „habe ich Ihnen die Frage vorzulegen: Können Sie „guten Morgen" und „gute Nacht" sagen?"

Der junge Mann sah den Fragenden ganz verwundert an; er glaubte denselben mißverstanden zu haben und war um eine Antwort verlegen. Der Banquier wiederholte lächelnd die gestellte Frage und der junge Mann antwortete nach einer kleinen Pause mit: „Gewiß, Herr Baron". — „Das thut mir eigentlich leid", versetzte Jener hierauf, „denn wenn ich Ihnen die nachgesuchte Stelle geben soll, so muß ich als Bedingung stellen, daß Sie diese Worte in meinem Geschäft nie mir gegenüber gebrauchen. Ich sehe nämlich sehr darauf, daß alle meine jungen Leute schon da sind, wenn ich des Morgens auf das Comptoir komme, so daß ich: „guten Morgen" zu ihnen sagen muß. Ebenso sehr liebe ich es, „gute Nacht" zu wünschen, wenn ich des Abends fortgehe und bemerke, daß alle meine jungen Leute an ihren Pulten noch fleißig arbeiten".

Wir erzählen diese Anekdote mit allem Vorbehalt nach und wollen glauben, daß der junge Mann, die gestellte Bedingung durchaus nicht empfindlich gefunden und sich schon damals gemerkt haben möchte, daß wenn Reden oft Silber ist, in manchen Fällen Schweigen Gold sein kann.

Als Freund guter Laune konnte der Baron einen treffenden Einfall mit Anstand vertragen und, was die Hauptsache ist, er verstand einen guten Witz auch — zu lohnen. Bekannter geworden ist jene artige Anekdote (dieselbe wird indessen ebenso oft von Baron Salomon erzählt) aus jener Zeit, als der berühmte Wiener Humorist Saphir seine Rundreisen in Deutschland machte und überall die Lachmuskeln in Bewegung setzte.

Damals verewigte sich der genannte Stammesgenosse der Rothschild in dem Album des Baron durch die wenigen Worte: „Herr Baron! Geben Sie mir

1000 Gulden und — vergessen Sie Ihren ergebenen Diener Saphir!" — Der schlagfertige Bankier übersandte den verlangten runden Betrag und antwortete: „Ich sende Ihnen tausend Gulden, und — habe Sie vergessen."

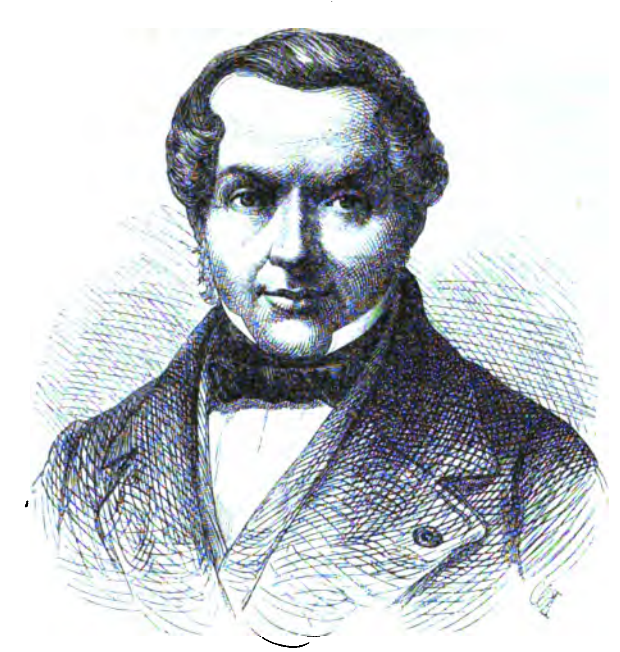
„Mildthätig zu sein ist zwar nicht schwer, wenn man Geld genug besitzt", äußerte eines Tages der Baron, als man über die Eigenschaften der Reichen sich unterhielt, „aber die gute Laune nicht zu verlieren, wenn man zu viel Geld besitzt, dies ist schwer, oft sehr schwer"....

Und die gute Laune soll ihn manchmal verlassen haben, insbesondere beim Hinblick auf seine zunehmende Hinfälligkeit und beim Gedanken, daß er seinen kolossalen Reichthum einem eignen männlichen Erben nicht zu hinterlassen vermöchte. Wir können eine solche Verstimmung begreifen und würdigen es um so höher, wenn der ins höchste Greisenalter eingetretene Frankfurter Geldfürst unter der Last seiner Jahre und in Mitten der Sorgen, wie er seine Gelder am vortheilhaftesten anlegen solle, nicht den Sinn für Menschlichkeit und Wohlthun einbüßte. Doch Baron Anselm gab gern und nicht selten mit offenen Händen, auch dann, wenn sich keine Aussicht bot, tausendfältigen Segen zu ernten, wie ihn sich jener Glaubensgenosse ausrechnete, welcher dem mit einem Kreuzer Beschenkten und dafür tausendfache Vergeltung Wünschenden zuschrie: „Schlecht Geschäftche! — macht nur Sechszehn Gulde verzig!" —

Baron Anselm vermachte in seinem Testament 1,200,000 Gulden zu einer milden Stiftung für die bedürftigen Israeliten der Stadt Frankfurt a. M., deren Zinsen theils für wöchentliche Almosenspenden, theils für Holzaustheilungen an Frankfurter Juden verwendet werden sollen, mit Ausnahme von 750 Gulden, die jährlich an arme Juden aus dem Umkreise von zehn Meilen um Frankfurt zu vertheilen sind. Außerdem sollen in dem Hause, worin seine Mutter hochbetagt gestorben ist, sogenannte Gebetsversammlungen gehalten werden und zwar an dem Todestage des Testators, seiner Eltern, seiner Gattin und seiner Brüder. Seit dem am 3. Dezember 1855 erfolgten Tode des Testators wird das Rothschild'sche Stammhaus nur noch zu den angegebenen Zwecken benutzt.

Nach dem Tode von Anselm trat dessen Neffe, Meyer Karl, Sohn des Baron Karl zu Neapel, an die Spitze des Frankfurter Hauses, (bei welchem speziell der Baron Salomon und Karl betheilt waren) fußend auf einem Vermögensbestand von 50—60 Mill. Gulden.

Das Jahr 1855 war für die Familie Rothschild verhängnißvoll, denn außer Anselm und Karl starb am 27. Juli zu Paris auch der Baron Salomon von Rothschild, nicht viel geringere Besitzthümer seinen Erben hinterlassend. Am Leben war nur noch der fünfte Sohn des alten Maier Amschel, nachdem am 28. Juni 1836, dessen dritter Sohn zuerst dem Vater gefolgt war. Und damit ist der Augenblick gekommen, um einige Aufmerksamkeit dem Pariser Zweig des Welthauses zuzuwenden, dessen Chef der jüngste und allein noch lebende der fünf Brüder Rothschild ist. Wir folgen bei mehreren unserer Mittheilungen einem Korrespondenten der „Illustrirten Zeitung" aus Frankreichs Hauptstadt.



Baron Jakob (James) von Rothschild, Chef des Hauses Gebrüder von Rothschild zu Paris.

3.

Zu Anfang des Jahres 1848, in welchem jener verheerende Orkan sich erhob, welcher die Orleans vom Throne Frankreichs riß und dessen Nachwirkungen noch bis auf den heutigen Tag fühlbar geblieben sind, befand sich die sechste europäische Großmacht unter der Firma M. A. Rothschild und Söhne in einer so überaus glänzenden Verfassung, daß der vernichtende Sturm weder dem Stammhause noch seinen Verzweigungen etwas anhaben konnte.

Wir erinnern uns, daß die Entstehung des Pariser Großhauses in dasselbe Jahr fällt, in welchem der Stifter des Großhauses zu seinen Vätern versammelt ward. Seit Errichtung des Wiener Zweiggeschäftes durch den zweiten Sohn des alten Maier Amschel, war die Leitung des von Salomon und dessen jüngstem Bruder Jakob oder James (geb. 15. Mai 1792) gegründeten französischen Etablissement, dem letztgenannten anheimgefallen, und es steht seitdem der nunmehr 75jährige dem Welthause zu Paris als alleiniger Chef vor.

Durch kaufmännische Cirkulare sind allerdings des Baron James älteste drei Söhne, Alfons, Gustav und Salomon (gestorben vor etwa zwei Jahren) zu Theilnehmern erklärt worden; aber dies geschah nur, um ihnen die für das gesellschaftliche Leben wünschenswerthe Stellung zu bieten. In Wirklichkeit gilt nur ein Wille: der des Vaters, und zwar hängt dies zusammen mit den Bestimmungen der Rothschild'schen Hausgesetze und jenen Familientraktaten, nach welchen die Leitung des Ganzen, die letzte entscheidende Stimme über Alles, wobei Name, Kredit und Stellung des Hauses in's Spiel kommen, dem jedesmaligen Aeltesten übertragen ist. Das Pariser Geschäft hatte, unterstützt und in seinen Operationen gefördert von den Häusern zu Frankfurt a. M., London und später zu Wien und Neapel,

einen wahrhaft beneidenswerthen Fortgang gehabt. Auch die zurückgekehrten Bourbons nahmen zu den Diensten der Rothschild ihre Zuflucht, vornehmlich als es sich darum handelte, die sogenannte „Milliarde für die Emigrirten" herbeizuschaffen. Ebenso sind auch die folgenden Regierungen vielfach mit den unentbehrlichen Helfern in der Noth in Verbindung getreten; denn die nahen Beziehungen zu dem älteren Hause der Bourbonen verhinderten den Baron James nicht, eben so dienstwillig den Orleans entgegenzutreten. Louis Philipp zeigte sich dafür erkenntlich durch Heranziehung des gewandten Finanziers zu allen großen Spekulationen, die ihm selbst vorgeworfen worden. Gleichzeitig knüpfte sich zwischen der Königin Amélie und der Frau Baronin v. Rothschild ein so enges Band der Freundschaft, daß dasselbe weder durch die Republik noch durch das Kaiserreich unterbrochen, sondern erst durch den Tod gelöst worden ist. Man sagt, die Baronin ist nicht zu bewegen, jemals wieder einen Fuß in die Tuilerien zu setzen, seit die Königin Amélie daraus vertrieben ward. Sie zählt zu den Spitzen der orleanistischen Partei, und Männer ihrer politischen Ansicht sieht man häufig in den Salons der hochachtbaren Dame.

Die Eisenbahn-Unternehmungen Frankreichs eröffneten dem Geiste ihres kosmopolitischen Herrn Gemahls ein neues Feld. Unter seiner Garantie erhielten die Gebrüder Pereire die Konzession zum Bau der Strecke Paris-St. Germain; er baute ferner mit denselben die sogenannte Nordbahn von Paris nach Belgien und Aachen mit verschiedenen Abzweigungen und vermehrte dadurch sein Vermögen in geometrischer Progression; ja bei der jüngsten Generalversammlung der Aktionäre der Nordbahn legitimirte er sich als Inhaber von 120,000 Aktien! (Vergl. Mag. f. Kaufl. IV. 85.)

Als im Jahre 1847 in Folge von Mißernten der Mangel, namentlich unter den arbeitenden Klassen von Paris, eine bedenkliche Höhe erreicht hatte, maß man dem Hause Rothschild die Schuld davon bei; zahllose Pamphlets gegen den reichen Banquier wurden verbreitet, der seinerseits sich angelegen sein ließ, die gleiche Menge Lobschriften zu seinen Gunsten veröffentlichen zu lassen. Der gefahrdrohende Stand der Dinge offenbarte sich, als am verhängnißvollen 24. Februar 1848 das Schicksal des Hauses Orleans sich entschied und der Haß des Volkes sich gegen die Rothschild's wandte und sich in der Zerstörung ihres Schlosses in Suresnes äußerte. Wir sagten weiter oben, das Haus Rothschild sei von diesen Ereignissen nicht weniger überrascht worden als Andere. Daß die momentanen Einbußen des Welthauses während jener Periode sehr bedeutend gewesen sein müssen, läßt sich denken, wenn auch über den Betrag derselben eben so wenig wie über den Gewinn bei seinen großen Unternehmungen je etwas Zuverlässiges bekannt werden wird. So groß aber auch die Gefahren gewesen sind, welche zu überwinden waren, Baron James von Rothschild erfüllte aufs Pünktlichste alle Verbindlichkeiten, während ein guter Theil der erwarteten fälligen Gelder gänzlich ausblieb. Die Rente fiel auf 40, die meisten Staatspapiere und Aktien waren eine Zeit lang so gut als werthlos. Dennoch vermochten alle unausbleiblichen Verluste die Stellung des Hauses, als erste europäische Geldmacht, nicht zu erschüttern. Der Baron harrte, auf den Rath mehrerer Freunde, in Paris aus, unter dem speziellen Schutze Caussidières', des damaligen

Polizeipräfekten. Er schickte den Februaropfern 50,000 Fr., zeichnete sich bei allen Volksfesten durch glänzende Illuminationen aus und gewann die Stimmen der bedeutendsten Journale. Als die Ruhe endlich wiedergekehrt war, hatte sich das Rothschild'sche Vermögen, wenn auch nicht verdoppelt, doch jedenfalls vergrößert. Wie aber Europa mit der Februar-Revolution in eine neue Phase seiner Geschichte eingetreten ist, so begann damit auch eine neue Periode in der finanziellen Entwickelung des Gesammthauses Rothschild und in dieser fünften Periode befindet es sich noch jetzt. Diese Revolution hatte nicht blos politische Umgestaltungen und nach Einführung neuer Verfassungen langjährige, nicht selten erbitterte Kämpfe und Gegenkämpfe, sondern auch wichtige Reformen im Staatsfinanzwesen zur Folge, wodurch der bisherige Einfluß des Hauses Rothschild bedeutend abnahm. Wir haben bereits nachgewiesen, daß das Haus Rothschild den größten Theil seines kolossalen Vermögens den Anleihen verdankt, welche die Staaten Europa's (voran Oesterreich) kontrahirten und wobei die ihm dafür bewilligten Kommissionsgebühren für manche derselben Hunderttausende, für einzelne durch den allmächtigen Staatskanzler des vormaligen Oesterreichs herangezogenen Hülfen Millionen betrugen. Nach 1848 kamen die Regierungen allgemach zur Einsicht, daß sich große Summen ersparen ließen, wenn man das eigene Volk direkt zur Betheiligung an den erforderlichen Anleihen heranzöge, wodurch demselben die Vortheile zufielen, welche bisher die großen Bankhäuser auf Kosten der Staatsbürger genossen. Operationen solcher Art wurden in mehreren Ländern z. B. in Preußen, Oesterreich, Frankreich, Italien 2c. mit befriedigenden Erfolgen unternommen und zuweilen eine zehnmal größere Summe, als erforderlich, gezeichnet. Damit war dargethan, daß ein Staat sich nöthigenfalls auch ohne die Hülfe des bisher für allmächtig und unentbehrlich gehaltenen Hauses M. A. Rothschild und Söhne Geld zu verschaffen vermöge. Allerdings kommen Regierungen, deren Finanzen allzu zerrüttet sind, fortwährend noch in die Lage, sich wegen ihrer Geldbedürfnisse an große Bankhäuser oder sonstige Geldinstitute wenden zu müssen, doch wird dies immer weniger unerläßlich, je mehr die Regierungen es sich zur Pflicht machen, Ordnung in ihren Finanzen herzustellen.

Es versteht sich von selbst, daß bei der heute üblichen Methode des Geldaufbringens für öffentliche Zwecke jedes Bankhaus sich an jeder Staatsanleihe nach Belieben betheiligen kann, indessen in keiner andern Weise, als jeder andere Staatsbürger auch. In Folge dieser völligen Umgestaltung des Staatsanleihewesens sahen sich alle Banquiers, welche sich früher damit vorzugsweise beschäftigten und dergestalt zu Millionen gelangten, genöthigt, andere geschäftliche Wege zu betreten und weiter zu verfolgen. Auch das Haus Rothschild mußte sich seit dem „tollen Jahre 1848", hinsichtlich seiner Geschäftsweise zu einer veränderten Gebarung bequemen. Vorzugsweise sind es industrielle Unternehmungen, Eisenbahnen, Berg- und Hüttenwerke u. dergl., nicht minder aber auch Geldinstitute, Kreditanstalten, Banken aller Art, woran es sich betheiligt. Alle Werthe dieser Art sind Gegenstände gewinnverheißender Spekulation geworden; „es macht gegenwärtig in Allem." Es hat weiterhin in Oesterreich, Preußen, England und Frankreich ansehnlichen Grundbesitz erworben, gleichwie es neuerdings die Konzession zur Errichtung einer transatlantischen Packet-

boot-Linie von der französischen Regierung erhalten hat, welche Unternehmung es gemeinschaftlich mit einer Anzahl von Rhedern zu Havre ausbeutet. Doch kam es neuerdings wieder einem hülfsbedürftigen Staate, Italien, zu Hülfe, ebenso Rußland, dessen letztes Anlehen es übernahm, ohne jedoch durch seinen Beistand die Sympathie der Italiener gewonnen zu haben; als vielmehr die Kammern darüber befragt wurden, ob sie demselben Hause auch den Bau von Eisenbahnen überlassen wollten, entschieden dieselben zu Gunsten einheimischer Geldmänner, einer Verbindung, welche allerdings 25 Millionen weniger verlangte. Daß hierin ein politischer Fehler lag, stellte sich für die Regierung von Florenz freilich gar bald heraus. Die Rothschild vergessen nichts und lernen alle Tage.

Der uns vergönnte Raum gestattet es nicht, auch nur der größern Unternehmungen eingehender zu gedenken, an welchen die Rothschild betheiligt sind. Residirend in den glänzendsten Hauptstädten Europa's, im Besitze zahlreicher Paläste, Lustschlösser, Landhäuser und eines alljährlich sich erweiternden Grundbesitzes, ist ihre gesellschaftliche Stellung längst eine hervorragende in London, Paris, Wien und Frankfurt a. M., vornehmlich in Frankreichs Hauptstadt. Kaiser Napoleon III. hat die Familie mit Ehren überhäuft, die Söhne und Schwiegertöchter des Pariser Krösus nehmen an den intimen Hoffesten Theil, der Kaiser selber hat dem Banquier in dessen Schloß zu Ferrières einen Besuch abgestattet.

„Baron Jakob gilt für einen ausgezeichneten Geschäftsmann; dagegen ist seine Bildung unverhältnißmäßig mangelhaft oder vielmehr zurückgeblieben. Wenn der Styl oder die Ausdrucksform der Mensch selber ist, so genügt es, einmal einer Unterhaltung mit ihm beigewohnt zu haben, um von der Richtigkeit jener Behauptung sich zu überzeugen. Der Baron gilt für einen Kunstfreund. Hierfür spricht wenigstens, daß sich der Millionär im Besitze einer großen Anzahl von Kunstschätzen befindet. Einem Millionär kann es nie an Rathgebern fehlen, aber trotzdem ist es ihm nicht gelungen, eine leidlich gute Gemäldegalerie zusammenzubringen oder seine Bauten in gutem Geschmack hergestellt zu sehen.

„Baron Rothschild hat sich seiner Glaubensgenossen bei allen Gelegenheiten kräftig angenommen, ihnen in Paris ein trefflich ausgestattetes Hospital errichtet und sich auch sonst als Mann von Herz bewiesen. Während die bekannte Mortarageschichte in Rom spielte, ist vielerlei von Zeitungsschreibern über die Antheilnahme der Rothschild an dem Schicksale jenes Judenknaben der Welt verkündet worden. Hiernach soll Baron James seinen Agenten beim päpstlichen Hofe beauftragt haben, die Freigebung des geraubten Knaben binnen 24 Stunden zu verlangen, im Falle der Verweigerung dagegen jede Geschäftsverbindung abzubrechen und sogleich abzureisen. Als das Letztere geschehen, sollen in Folge dessen die in Paris zahlbaren Zinsen des päpstlichen Anlehens nicht bezahlt worden sein, weil das Haus Rothschild sich geweigert, dieselben wie bisher vorzustrecken. — So sehr dergleichen Charaktertüchtigkeit den Mann geehrt haben würde, in höherm Grade als die Menge der Orden, welche ihm für seine «Verdienste» verliehen wurden, so sehr bleibt zu bedauern, daß die ganze Geschichte ins Reich der Fabeln gehörte. — Mit Rücksicht auf seine 75 Jahre ist Baron Jakob noch sehr rüstig, nur schwebt er in Gefahr zu erblinden."



Nathan Maier Rothschild Esq. (dritter Sohn des alten Maier Amschel R.), Gründer des Hauses N. M. Rothschild in London. Nach einem englischen lithogr. Bildnisse aus den zwanziger Jahren.

4.

Unter Maier Amschel Rothschild's Söhnen, ist zweifelsohne der dritte, Nathan, geboren am 16. September 1777, der bei Weitem hervorragendste gewesen. Ueber sein Wirken und Leben berichtet uns Francis Martin, in seinen Stories of Banks and Bankers, mancherlei Interessantes. Ihm folgen wir zum großen Theil bei nachstehenden Mittheilungen, deren Vertretung wir in der Hauptsache diesem Gewährsmann überlassen.

Nach dem Willen ihres Vaters, den zu befolgen die fünf Brüder an dessen Sterbelager feierlich gelobt hatten, arbeiteten sich die beiden, damals bereits in hoher Blüte stehenden Häuser zu Frankfurt a. M. und London in die Hände und die bald nachher in's Leben getretenen Zweige zu Paris, Wien und Neapel operirten gleichfalls im Einklang mit einander. So wuchs der ohnehin kolossale Reichthum der Rothschild immer mehr an, Dank des Baron Nathan, welcher nach des Vaters Hingang als die eigentliche Seele aller großen Geschäfte der vereinigten Geldfürsten angesehen werden darf.

Von dem lebhaften Wunsche beseelt, in der Welt seinen Weg, d. h. Geld zu machen, hatte Nathan seine Heimat in dem jugendlichen Alter von 22 Jahren verlassen und in Manchester einen kleinen Laden als Banquier und Geldverleiher eröffnet. Er war von Frankfurt — wo sein Vater eben die Judengasse verlassen hatte — mit kaum mehr als Tausend Gulden in der Tasche abgereist; und mit dieser kleinen Summe, von welcher die Reisekosten, so bescheiden sie auch gewesen sein mochten, noch abzuziehen sind, begann Nathan sein Geschäft. Doch in der genannten aufstrebenden Fabrikstadt eröffnete sich zu einer Zeit, wo gerade die Calico-Manufaktur begonnen hatte, eine nie geahnte Bedeutung zu erlangen, für einen geschickten Kopf Gelegenheit zur Benutzung einer Menge günstiger Konjunkturen. Der kluge Frankfurter Judensohn verstand davon Nutzen zu ziehen. Während seine Konkurrenten sich begnügten, entweder Fabrikanten oder Verkäufern zur Hand zu gehen, wußte er nach beiden Richtungen hin zu verdienen und noch dazu als Banquier für alle Branchen. Nach Verlauf von fünf Jahren (1803) siedelte Nathan im Besitz eines Vermögens von 200,000 £. von Manchester nach dem Schauplatz des Welthandels über, woselbst seine Geschäfte nach kurzer Zeit zu einer solchen Bedeutung gelangten, daß Levi Barnett Cohen, einer der jüdischen Citymagnaten, ihn sich zum Schwiegersohn erkor.

Es wird jedoch erzählt, daß dieser es fast bereut habe, dem jungen Manne, dessen Spekulationsgeist von Tag zu Tag sich kühner erhob, das Schicksal seiner Tochter anzuvertrauen; aber Nathan Maier soll ihn beruhigt haben, mit den Worten: „Ihr habt mir nur eine von Euren Töchtern gegeben; aber, was das anbetrifft, Mr. Cohen, so hättet Ihr kein besseres Geschäft machen können, als wenn Ihr sie mir alle zusammen gegeben hättet."

Der Ruf seiner Geschicklichkeit in finanziellen Operationen — die Kunst in Zeit von fünf Jahren sich beinahe eine Viertelmillion zu erwerben, war damals selbst für London etwas Seltenes — war vor Ankunft des jungen Rothschild nach London gedrungen und hatte ihm die Wege geebnet. Er fand gleich zum vornherein auf der Börse, besonders unter seinen Glaubensgenossen, Gönner, Freunde, Bewunderer. Bald zeigte es sich, in welcher Richtung der gewandte Mann besonders excellirte. Nathan's eigenstes Feld war die Spekulation in öffentlichen Fonds. Hierbei begünstigte ihn ein außerordentlicher Scharfsinn und das ihm fast angeborene Talent, den Stand des Geldmarktes zu jeder Zeit richtig zu beurtheilen. Indem er als Nebenbuhler des zu jener Zeit noch allmächtigen Hauses Goldsmid auftrat, setzte er sich in Bereitschaft zu ernten, was die damals größten Geldmächte, die Coutts, Hope, Baring u. A. auf dem Platze lassen mußten, als nämlich die Regierungsanleihe von 1810 sich als eine verfehlte Spekulation herausstellte. Während die ersten Häuser wankten und stürzten, leitete er mit feiner Berechnung sein erstes Geschäft mit dem britischen Gouvernement ein. Im Jahre 1810, während jener kritischen Periode, in welcher der glückliche Ausgang des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel überaus zweifelhaft schien, gelangten einige von Wellington gezogene Wechsel, die sich zusammengenommen auf eine bedeutende Summe beliefen, nach England. Die Ebbe in dem Staatsschatze war zu groß, um die Ziehungen sogleich honoriren zu können. Nathan Rothschild, nachdem er mit seiner gewöhnlichen Schlauheit

die Aussicht auf den Sieg Großbritanniens in seinem großen Kampfe gegen die französischen Waffen abgewogen, brachte die spanischen Wechsel mit einem beträchtlichen Disconto an sich. Er prolongirte der Regierung sodann diese Papiere und verschaffte ihr schließlich das Geld, um die Wechsel al pari einlösen zu können. Die Abwickelung jenes Geschäftes bildet einen Glanzpunkt im geschäftlichen Leben des berühmten Finanziers und erwies sich nach Nathan's eigenem Bekenntniß als eine der erfolgreichsten Spekulationen. Von dieser Zeit an ließ sich das Gouvernement häufig in vertrauliche Beziehungen zu dem hebräischen Banquier ein, der die Vortheile eines solchen Verhältnisses gar wohl zu würdigen verstand.

Vornehmlich in Folge seiner kontinentalen Verbindungen bediente sich die Regierung vorzugsweise des geschickten Mannes als ihres Agenten bei Uebermittelung der Hülfsgelder, durch welche England die verbündeten Mächte während des deutschen Befreiungskrieges unterstützte. Einerseits verlieh der Umstand, daß Nathan mit den besten und frühesten Berichten, welche zu haben waren, durch seine Brüder von Frankfurt und andern Orten aus regelmäßig bedient wurde, allen seinen Operationen eine gewisse beruhigende Sicherheit; andererseits erlaubten gleichzeitig zuverlässige Verbindungen und Einrichtungen in London selbst die zweckdienlichste Ausnutzung jeglicher guten und zeitig erlangten Nachricht. Des Gewinnes von Tausenden auf der Weltbörse gewiß, bewegte er sich hier mit einer Sicherheit, wie kaum jemals ein Zweiter vor ihm. Bald indessen schienen dem unternehmenden Spekulanten selbst die Nachrichten, welche er durch seine Beziehungen zur Regierung und auf den bisherigen Verbindungswegen von seinem Stammhause erhielt, noch zu ungenügend und er sann auf Herstellung einer zuverlässigeren, rascheren Verkehrsweise, zu einer Zeit, wo sich weder Telegraphen noch Eisenbahnen dem Börsengenie zur Benutzung offerirten, wenn es galt frühzeitig wichtige Nachrichten herbeizuschaffen. Seine Bekannten wußten anfänglich nicht, was sie von der eben so plötzlich wie leidenschaftlich aufgetretenen Liebhaberei Nathan's zu den geflügelten Thieren „ohne Falsch" denken sollten. Bald aber ward die Sache klar. Der kluge Mann beschäftigte sich mit Abrichtung von Couriertauben, gleichzeitig organisirte er einen Stab thätiger Agenten, deren Pflicht es war, den Armeen auf dem Kontinente auf ihren Märschen zu folgen und täglich, oder wenn es erforderlich war, stündlich Bericht über die wichtigsten Ereignisse, Bewegungen, Siege oder Niederlagen in Chiffern, welche unter den Flügeln von Brieftauben verborgen wurden, einzusenden.

Von nun an flogen seine geflügelten Couriere nach allen Richtungen aus, während seine Agenten durch Benutzung schnell segelnder Boote auf den kürzesten Routen, die er selbst mit Hülfe von Seekarten aussann, Gelder zwischen den Küsten von Deutschland, Frankreich und England hin- und zurückbrachten. Es macht dem Scharfsinne dieses merkwürdigen Mannes nicht wenig Ehre, daß die Courierdampfer, welche heute zwischen Folkestone und Boulogne fahren, genau denselben Weg für die kürzeste Seereise gewählt haben, welchen Nathan bereits zu jener dampferlosen Zeit für seine Segelboote ausfindig gemacht hatte. Während dieser kluge Kopf dergestalt seine tief angelegten Pläne verfolgte, gingen die Operationen der großen Armeen auf dem Festlande vor sich. Die Siegesfeuer von Leipzig loderten auf; dem Einmarsch der Alliirten in Frankreich

folgte ihr Einzug in Paris. Je tiefer und immer tiefer sich Nathan in Spekulationen und Berechnungen auf den Erfolg der englischen Waffen und den Sieg der Verbündeten erging, um so häufiger ließ ihn jetzt selbst die Eile seiner befiederten Boten unbefriedigt, und bei mehr als einer Veranlassung eilte er selbst auf das Festland hinüber, um den Stand der Angelegenheiten und den Verlauf und die Fortschritte der kriegerischen Vorgänge zu verfolgen.

Die Zeit der reichsten Ernte nahte heran, als sein sinnender Geist die Chancen berechnete, welche die Rückkehr der Bourbonen nach Frankreich in Aussicht stellte. Er fand heraus, daß für das Glück der Rothschild's das nahende Ende der Revolution eben so entscheidend sein würde, als es der Beginn derselben für das Glück der Goldsmid's gewesen. Doch das Einheimsen der reifen Frucht verzögerte sich. Napoleon kehrte von der Insel Elba zurück und die wiederbeginnende Unruhe zog auch Herrn Nathan wieder nach dem Kontinente. Während der hundert Tage begab er sich nach Belgien, ja auf den unmittelbaren Kriegsschauplatz, indem er sich dem Heere Wellington's anschloß*). Begierig, die frühesten Nachrichten von den Ereignissen einzusammeln, welche, wie er recht gut fühlte, das Schicksal Europa's für viele Jahre hinaus bestimmen würden, ließ er sich sogar durch die Gefahren eines Schlachtfeldes nicht zurückschrecken. Am Morgen des 18. Juni 1815 ritt Nathan Rothschild auf einem in Brüssel gemietheten sicheren Reitpferde über das Feld vor dem Schlosse Houguemont, unfern des Dorfes Waterloo. Hier befand er sich in der Gesellschaft einer Zahl von Männern, deren Namen ihre Bedeutung verkündet. Der Vornehmste, mit dem ernsten, kalten Blick, ist der Herzog von Wellington selbst, welcher von seinem kastanienbraunen Schlachtroß „Copenhagen" herab, mit seinem Adlerauge das vor ihm liegende Feld Meilen weit bis zu dem Hügel von Rossomme ausmißt, wo an einem Tische jener Kriegsfürst weilte, vor dessen Namen Europa zitterte. Hinter dem Herzog und näher bei Nathan Rothschild befindet sich eine Anzahl Diplomaten und höherer Offiziere, wie Graf Pozzo di Borgo, Baron Vincent, die Generale Alava, von Müffling und andere Berühmtheiten. Der Londoner Geldfürst sucht vorzugsweise die Nähe des preußischen Kriegsmannes, den er eifrig über den wahrscheinlichen Ausgang des bevorstehenden Kampfes ausforscht. Die Siegesaussichten erscheinen freilich schwer verhüllt;... in jenem Augenblicke lag das Schicksal der englischen Waffen, wie das des Hauses Rothschild zusammen in einer Wagschale.....

An diesem merkwürdigen 18. Juni hielt Nathan Rothschild den ganzen Tag über auf dem Hügel bei Houguemont, um die Fortschritte der hin- und herwüthenden heißen Feldschlacht zu überwachen. Er sah die französischen Linien vorrücken, sich wieder zurückziehen und wieder vorrücken. Unterdessen saß der große Schlachten-Kaiser auf seiner Matratze auf dem Hügel bei Rossomme und folgte auf einer vor ihm ausgebreiteten Karte den Bewegungen seiner Legionen. Als

*) Wir berichten Obenstehendes nach dem von uns auf S. 575 angeführten Werke von Martin, wollen jedoch nicht unerwähnt lassen, daß die ganze artige Geschichte von einem der Redaktion befreundeten, ehemaligen Geschäftsangehörigen des Hauses Rothschild für eine Erfindung gehalten wird.

der Tag sich seinem Ende neigte, stand es übel um die Sache der Verbündeten. Aber um so herrlicher war ihr Ausgang. In dem Augenblick, wo der Napoleon der Börse gegen Abend vernahm, daß die Preußen im Anrücken begriffen seien, und später als er endlich bei Sonnenuntergang auf den Höhen von Belle-Alliance das Zusammentreffen von Blücher und Wellington vor sich gehen sah, rief er begeistert aus: „Das Haus Rothschild hat die Schlacht gewonnen!" Sprach's, besteigt ein Pferd, welches den ganzen Tag über für ihn gesattelt und bereit gestanden hat, und reitet hinweg, die ganze Nacht durch, bis zum frühen Morgen. Angelangt in Ostende, findet er die See so stürmisch, daß kein Bootsmann es wagt, den Meister der Börse nach der jenseitigen Küste überzusetzen. Vergebens bietet der Bankier 500, 600, ja 800 Franken dem kühnen Schiffer, welcher ihn von Ostende über die Meerenge nach Deal oder Dover bringen werde. Zuletzt verwilligt er 2000 Franken, und der Handel ist abgeschlossen. Ein armer Fischer wagt Leib und Leben, um für Weib und Kinder 80 £. zu gewinnen.

Die gebrechliche Barke, welche den Cäsar und sein Glück trägt, fliegt über die Wellen dahin, ein plötzlicher Umschlag des Windes beschleunigt den Lauf derselben. Der Mond ist noch nicht aufgegangen, als Nathan Rothschild in Dover landet, wo er, ohne sich Ruhe zu gönnen, sofort die raschesten Rosse miethet, um sich nach der Metropole bringen zu lassen. Schlaf- und ruhelos treibt er Mann und Rosse zur Eile an. Bei seiner Ankunft in Threadneedle-Street herrscht noch Dunkelheit und düstere Befürchtungen erfüllen die Herzen Aller. Aber düsterer als irgend Jemand blickt Nathan drein, als er am 20. Juni in der City erscheint und sich an seinen gewöhnlichen Pfeiler auf der Stockbörse lehnt. Er wispert nur Weniges seinen intimsten Freunden zu. So viel sei gewiß, hören die Lauscher, daß Marschall Blücher mit seinen 117,000 Mann in der Schlacht bei Ligny am 16. und 17. Juni von Napoleon geschlagen worden und zum Rückzug gezwungen sei — der Himmel allein wisse, was aus Wellington geworden! — —

Diese unheilvolle Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer, und tiefer, immer tiefer sanken die Course. Nathan Rothschild's bekannte Agenten verkauften gleich allen Andern, ja sie zeigten sich ängstlicher als irgend Jemand in rascher Entäußerung ihrer Papiere; — aber Nathan Rothschild's unbekannte Agenten kauften Alles auf, was zum Verkauf angeboten wurde und stellten das Kaufen erst am Abend des folgenden Tages ein. Am 21. Mittags waren die Papierschränke Nathan's in St. Swithins-Lane wohl gefüllt. Eine Stunde darauf traf der Regierungs-Courier mit Depeschen vom Schlachtfelde von Belle-Alliance ein — erst am zweiten Tag nach der Ankunft Nathan's in England. Der vor Freude strahlende Antheilhaber am Siege von Waterloo war der Erste, der seine Freunde auf der Börse von diesem glücklichen Ereignisse in Kenntniß setzte und die Nachricht eine Viertelstunde früher verbreitete, als sie dem großen Publikum bekannt gemacht wurde. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß die Fonds schneller stiegen, als sie gefallen waren, sobald die offiziellen Berichte über die Schlacht von Belle-Alliance vorlagen. — Noch einmal bestieg Ludwig XVIII. den Thron von Frankreich und — um eine Million £. reicher stand sinnend Nathan an seinem Pfeiler in der südlichen Ecke des Börsensaales von London.

Die Laufbahn Nathan's war auch nach der Schlacht von Waterloo fort-

während vom Glück begünstigt. Er gewann selbst Geld bei solchen Spekulationen, die sich als verfehlte herausstellten, wie bei der englischen Anleihe von 12 Mill. £. im Jahre 1819, sowie bei der französischen von 1823, welche beide unter ihren Emissionspreis sanken, doch dann erst, nachdem die Papiere in andere Hände übergegangen waren. Ganz außerordentliche Erfolge verdankte er den fremden Anleihen, die er zuerst in England beliebt zu machen verstand, indem er die Zahlungen der Dividenden, die früher auswärts geleistet wurden, auf dem Londoner Markt einführte und zwar dieselben in englischem Gelde bewirkte. Nach und nach wurde sein Haus Agent fast aller europäischen Regierungen. Vom Jahre 1819 an dehnten sich die Geschäfte des glücklichen Geschäftsmannes allmälig über das ganze Erdenrund aus. Sein Haus negozirte gleich bereitwillig Anleihen für den Kaiser aller Reussen wie für die südamerikanischen Republiken; er machte zu einer und derselben Zeit Geschäfte mit dem Papste und mit dem türkischen Sultan. Nichts erschien für Nathan's Geist zu riesig, Nichts zu klein, um davon Kenntniß zu nehmen. Aber während er den Gewinn, den ihm ein Geschäft von zehn Millionen eingetragen, sicher anlegte und von der Prämie, die ihm eine einzige fremde Anleihe einbrachte, um 150,000 £. eine stattliche Besitzung ankaufte, ließ er auf seine Geschäftsgehülfen nur selten vereinzelte Thautropfen des goldenen Regens herabsickern. Diese unbegreifliche Genauigkeit gegen Jene, welche ihm beistanden, das Gebäude eines enormen Reichthums aufrecht zu erhalten, bleibt ein Vorwurf für den Charakter des großen Finanziers, von dem selbst seine wärmsten Verehrer ihn nicht zu befreien vermochten.

Im Gegensatz zu jener Kargheit im geschäftlichen Leben liebte Nathan Rothschild seinen Reichthum in luxuriösen Gesellschaften und kostspieligen Festlichkeiten kundzugeben, wozu er freilich lieber die Aristokratie von Rang und Geburt als die des Talents einlud. An seiner Tafel speisten Pairs und Prinzen von Geblüt, Bischöfe und Erzbischöfe verbeugten sich vor ihm, und Diejenigen, welche am lautesten gegen den Mammon predigten, waren die Vordersten unter Denen, welche den glücklichen Vertreter der Macht der Guineen priesen.

In seinen großen Gesellschaften verbarg Nathan, der im Grunde ein Mann ohne Erziehung und kaum zu schreiben im Stande war, seine Unwissenheit unter der Decke einer zur Schau getragenen Derbheit in Rede und Benehmen, welche vielleicht Einige bestach, in den Augen der Meisten aber ihn nicht selten lächerlich erscheinen ließ. Er war deshalb oft Zielscheibe der Satyriker des Tages. Die Art seines Auftretens, die nachlässige Haltung, die er annahm, wenn er sich an seinen Pfeiler auf der „Königlichen Börse" anlehnte, seine Sprache mit ihrem streng markirten jüdischen Accent, bot ergiebigen Anlaß zur Karikatur und überlieferte ihn seinen Widersachern als hülfloses Opfer. Und er zählte der Feinde viel, von denen manche es aus Neid waren; doch die größte Zahl derselben waren Personen, die unter der Ueberlegenheit seines Spekulationsgeistes gelitten hatten, oder die sich einbildeten, von ihm zu Grunde gerichtet worden zu sein. In der letzten Zeit seiner Laufbahn erhielt er allwöchentlich wenigstens einen Drohbrief, der ihn davon in Kenntniß setzte, daß er, sofern er nicht eine gewisse Summe Geld an einem bezeichneten Orte niederlege, unfehlbar erschossen, vergiftet oder auch wol in seinem Hause zu Piccadilly in die

Luft gesprengt werden würde. Diese Drohungen, wiewol ohne alle Folgen, lasteten dennoch zuweilen gleich einem Alp auf Nathan Rothschild's Gleichmuth.

Eines Tages, erzählt Martin, wurden zwei schlanke junge Männer mit Schnauzbärten — es muß aber bemerkt werden, daß damals die Schnurrbärte noch nicht so fashionable wie heute waren — in sein Privat-Sprechzimmer in St. Swithins-Lane eingeführt. Nathan verbeugte sich, der Besuch that dasselbe. Nathan erhob sich von seinem Sessel — sein bärtiger Besuch schnellte gleichfalls empor und schob sich dicht vor ihn hin, während die Hände Beider in die Taschen ihrer großen Ueberzieher fuhren. Nathan entging die verdächtige Bewegung nicht: — die beiden bärtigen Herren waren sicherlich in der Absicht zu ihm gekommen, ihn zu meucheln; zweifelsohne suchten sie in den Taschen nach tödtlichen Waffen. Schnell wie der Blitz ergriff Nathan sein in Bronze gebundenes Hauptbuch und warf es nach den Köpfen der Fremden, während er seinen Ausbruch von Paroxysmus durch den Ruf „Mörder!" kundgab. Dieser Hülfeschrei brachte alsbald das ganze Personal des Hauses in das Heiligthum des Millionärs. Es fanden nun Erklärungen statt, wobei es sich herausstellte, daß die beiden bärtigen Verdächtigen reiche ausländische Banquiers waren, die, von einer nervösen Aengstlichkeit in der Gegenwart des Cäsars der Stockbörse befallen, in den Taschen nach Einführungs- und anderen nothwendig erachteten Beglaubigungsschreiben gesucht hatten.

„Sie müssen ein glücklicher Mann sein, Herr Baron", sagte eines Tages einer seiner Gäste zu ihm, nachdem derselbe einen prüfenden Blick auf die prachtvolle Einrichtung in dem Hause des Millionärs geworfen. — „Glücklich! ich glücklich?" erwiederte der Angeredete. „Wirklich, glücklich nennen Sie mich? Würden Sie sich für glücklich halten, wenn Ihnen in dem Augenblicke, wo Sie zu Tische gehen wollen, ein Brief in die Hand gedrückt wird, worin geschrieben steht: «‹Wenn Sie mir nicht alsbald 500 £. schicken, so werde ich Ihnen eine Kugel durch das Gehirn jagen!?›» Ja, glücklich! ... ich glücklich!" — Sehr oft schlief der Krösus, neben sich ein paar geladene Pistolen. Armer Nathan! ....

Im Jahre 1831 brachte der bedauernswerthe reiche Mann ein Geschäft zum Abschluß, welches zwar seinem Hause sehr großen Gewinn verhieß, aber gleichzeitig um so mehr Veranlassung zu großem Verdruß gab, als es dem Gesammthause Rothschild „zum größten Verdienst" gereichte.

Dasselbe bestand in nachfolgendem Erwerbe. Bekanntlich sind die Quecksilbervorräthe der Erde nicht sehr ansehnlich. Wir erhalten in Europa unsern ganzen Bedarf von diesem Metalle fast nur aus zwei Gruben, nämlich aus den von Almaden in Spanien und jenen von Idria in Illyrien. Die Minen bei Almaden, welche den Griechen bereits 700 Jahre v. Chr. bekannt waren und die den Römern später während der kaiserlichen Aera ein jährliches Einkommen von circa 20 Mill. Asses (4,700,000 Thlr.) verschafften, wurden in Folge der Kriege Napoleons in dem ersten Jahrzehent dieses Jahrhunderts überaus vernachlässigt, so daß die spanische Regierung geringeren Gewinn als früher daraus erntete. Als nun das spanische Ministerium im Jahre 1831 sich in einer gewaltigen Geldnoth befand, wendete es sich mit dem Gesuche einer Anleihe an Nathan Rothschild, indem es sich erbot, ihm die Quecksilberminen von Almaden für eine gewisse Zahl von Jahren als Sicherheit zu überlassen. Der Handel kam zum Abschluß, das Haus

Rothschild trat in den Besitz dieser Bergwerke. Es begann das Geschäft damit, daß es die Quecksilberpreise verdoppelte. Die über diesen Schritt höchlichst erstaunten Handeltreibenden wandten sich in Folge dessen mit ihren Bestellungen nach Idria, und nun stellte es sich heraus, daß die Gruben von Idria gleichfalls ganz im Stillen in die Hände der Rothschild übergegangen waren, die ganz natürlich die Preise des Quecksilbers in Idria ebenso hoch wie jene von Almaden gestellt hatten. Durch dieses Doppelgeschäft gelangte das mächtige Haus in den Besitz des Monopols des Quecksilber-Verkaufs, und Nathan konnte den Preis dieses Artikels, der für manche Zwecke ganz unentbehrlich ist, ohne Furcht vor irgend einer Konkurrenz an seinem Schreibpulte beliebig festsetzen.

Nachdem Baron James schon früher seiner Nichte (Tochter von Salomon) und Nathans älteste Tochter Charlotte ihrem Cousin, dem Baron Anselm, gegenwärtigem Chef des Wiener Hauses (Salomons Sohne), die Hand gereicht hatten, beschäftigte sich Nathan ernstlicher mit dem Gedanken, das leitende Prinzip der Zusammengehörigkeit und Theilnahme aller Mitglieder an den Geschäften des Hauses noch mehr zu kräftigen. Er ist es, der immer wieder die auf die Dauer wol auch hier sich verderblich erweisende Idee besonders ins Auge faßte, zwischen den verschiedenen Mitgliedern der Familie Rothschild (nicht blos in seiner eigenen, sondern auch gültig für die folgenden Generationen) die Bestimmung gegenseitiger Heirathen festzusetzen, so daß das Vermögen dieser geldfürstlichen Geschlechter für alle Zeiten zusammengehalten würde. Zu diesem Endzweck traf die Familie im Jahre 1836 zu einem Kongreß in Frankfurt a. Main ein, um über diesen wichtigen Zusatz zu den Hausgesetzen Berathung zu pflegen und Maßregeln für die Ausführung jener Pläne zu ergreifen. Die Zusammenkunft wurde durch die Vermählung zweier Geschwisterkinder — nämlich des ältesten Sohnes Nathan's mit der ältesten Tochter seines Bruders Karl — inaugurirt.

Nathan war in Frankfurt, an einem Karfunkel leidend, angekommen. Doch hielt er das Uebel, welches die Reise verschlimmert, nicht für bedeutend und überließ sich um so mehr der Freude ob des unbezweifelten Gelingens seiner Kombinationen, wodurch das Haus Rothschild auf dieselbe Grundlage wie die regierenden Familien Europa's gestellt werden sollte. Die feierliche Vermählung Lionel's von Rothschild mit seiner Base Charlotte fand in der That am 15. Juni 1836 in der Synagoge zu Frankfurt statt, nur einen Steinwurf weit von dem alten finstern Hause in der Judenstraße, der frühern Wohnung Maier Amschels und damals noch von dessen Wittwe bewohnt. An demselben Tage jedoch erkrankte der Londoner Börsenkönig, und da er beinahe 60 Jahre alt war, so ward sein Londoner Hausarzt, Doktor Travers, nach Frankfurt berufen. Dieser kam zu spät, und auch die Heilkundigen gleicher Bedeutung, die von allen Seiten heraneilten, konnten nicht mehr helfen. Am 26. Juni stellte sich bei dem Kranken das Delirium ein, er sprach unzusammenhängend, zwei Tage später, am 28., war er eine Leiche. — „Am 29. früh Morgens“ (giebt Martin zum Besten) „schoß ein Jagdliebhaber in der Nachbarschaft von Brighton eine Taube, die er, als er sie aufhob, sogleich als eine der Briefboten des Hauses Rothschild erkannte. Sie hatte indessen keinen Brief in Bezug auf Anleihen oder den Stand des Geldmarktes unter ihren Flügeln, sondern nur einen schmalen Streifen Papier mit

der Inschrift: „Il est mort!“ Wer der „Er“ war, den man als gestorben meldete, darüber war man nicht lange zweifelhaft. Als die Nachricht vom Tode Nathan's in der City eintraf, bemächtigte sich eine Panique der Stockbörse und die Papiere sanken, wenn auch nicht so bedeutend, als uns Herr Martin glauben lassen will.

Der Leichnam Nathan's wurde nach London gebracht, wo derselbe am 8. August mit großem Pompe auf dem jüdischen East-End-Begräbnißplatze beerdigt wurde. Der Sarg unterschied sich, nach den Angaben der damaligen Tagesblätter, durch seine ungeheuerliche Gestalt von den in England gefertigten Särgen; er war mit geschmackvollen Ornamenten reich verziert und an beiden Seiten mit großen silbernen Handhaben versehen. Die dreifache Umschließung (von gewöhnlichem Holz, dann von Zinn und endlich von Mahagony) erschien weit eher als ein glänzendes Stück Möbel, weniger wie die letzte Behausung eines Todten, als dieser in dem Geschäftslocale von N. M. Rothschild in New Court, St. Swithins-Lane, der Hauptscene von Nathan's finanziellen Triumphen, ausgestellt war. Große Neugierde herrschte in dem Publikum in Bezug auf den Betrag des Nachlasses des Geldfürsten. Während einige Personen denselben zu drei Mill. £. angaben, schätzten Andere ihn zu sechs, ja Einige fabelten sogar von zehn Mill. £. Der veröffentlichte letzte Wille desselben, den er mit nicht völlig klarem Bewußtsein auf Anregung der Familie in Frankfurt a. M. hatte niederschreiben lassen, ließ jene Neugierde unbefriedigt, denn er erwähnte Nichts von dem Betrag des hinterlassenen Vermögens, ebenso wenig Etwas über die Anlegung desselben. In dem Testamente war es den Exekutoren — den vier Brüdern des Verstorbenen, seiner Wittwe, gebornen Cohen, einem seiner Söhne, seinem Schwiegersohne, und Benjamin Cohen, seinem Schwager — streng verboten, sich in irgend Etwas einzumischen, was jenseits der Linie der ihren vorgeschriebenen Pflichten als Administratoren liege. Aber die Bestimmung der gemeinschaftlichen Theilnehmerschaft aller Nachkommen Maier Amschels an den Geschäften des Hauses ist aus dem Testament deutlich erkennbar. Nachdem Nathan in seinem letzten Willen erklärt hatte, daß er an den von seinen Brüdern auf dem Kontinente geführten Häusern betheiligt sei, befahl er, daß seine vier Söhne das gemeinschaftliche Geschäft, wie bisher, in Verbindung mit ihren Oheimen fortsetzen sollten. Seiner Wittwe hinterließ er außer einer Residenz in London und einem Landgute eine Jahresrente von 20,000 £.; jedem seiner Kinder 25,000 £., sobald es majorenn würde. Jeder seiner drei Töchter waren außerdem 100,000 £., jedoch unter der Bedingung vermacht, daß sie nur mit der Einwilligung ihrer Mutter und ihrer Brüder sich verheirathen dürften und die Hälfte der ererbten Summe im Geschäfte gegen 4% Zinsen belassen müßten. Im Falle der Weigerung sollten sie gar nichts erhalten. Dieselbe eigenthümliche und ungroßmüthige Fürsorge zeigte sich auch in den übrigen Theilen der letztwilligen Verordnung. Für öffentliche Wohlthätigkeits-Anstalten, für seine Diener und sein Personal hatte der Millionär nicht einen Penny übrig gehabt.

Nathan's ältester Sohn, der im Jahre 1808 geborne Lionel v. Rothschild, steht seit dem Jahre 1836 an der Spitze des Londoner Welthauses. Sein Rang in der Gesellschaft von London ist ebenso unbestritten, als sein Pfeiler

in der „Royal-Exchange.“ Der Achtung, welche er genießt und die er wirklich verdiente (was man nicht von allen Mitgliedern des Hauses Rothschild sagen kann), verdankt es der Baron, daß er seit 1847 von der City regelmäßig zu deren Vertreter in's Unterhaus gewählt ward. Doch in Wirklichkeit sitzt er, der erste Jude, welcher einen Platz unter den englischen Commoners gefunden, seit 1858 erst unter den Gesetzgebern Britanniens. Denn nach langen Kämpfen gelang es erst damals die Hindernisse zu beseitigen, welche sich bis dahin dem Eintritt eines Israeliten in das englische Unterhaus entgegenstellten.


Baron Lionel Rothschild, Parlamentsmitglied für die City, seit 1847.

Die Baronesse Rothschild, seine Gemahlin, die Freundin Disraeli's, und Wohlthäterin zahlloser Armen, ist eine eben so geistvolle als liebenswürdige Erscheinung. Ihre stattliche Residenz in Piccadilly, anstoßend an Wellington-House (dem Park und Buckingham Palace gegenüber), bildet während der fashionabeln Jahreszeit einen der Sammelpunkte der parlamentarischen, literarischen und finanziellen Celebritäten London's und des Auslandes. Einen Theil des Herbstes und Winters bringt die Familie in Gunnersbury bei Acton zu, jener lieblichen Besitzung mit Park und Schloß, zwei bis drei Meilen von London. Nichts Schöneres, als dieser stille Park mit seinen grünen Rasenflächen, seinem dunklen See, seinen mächtigen Cedern, seinen zur Beschaulichkeit einladenden Buchengängen. Aus den Fenstern des Salons ergeht sich der Blick auf die Schönheit der Natur, während im Wohnzimmer das Auge von einem vielbewunderten Murillo, in einem andern Prachtgemach durch ein Modell von Jerusalem gefesselt wird. Wir wenden uns nach dem Bibliothekzimmer, wo sich in geschnitzten Eichenschränken eine Reihe kostbarer Bände in Leder und Gold für den Freund des Nachdenkens und der Ruhe darbieten. Von draußen herein werfen die hohen dunklen Baumwipfel ihren Schatten, und durch die schlanken Stämme schimmert das prächtige Grün eines echt englischen Rasens, auf welchem man in früheren Jahren um die Mittagsstunde die Herrin von Gunnersbury erblicken konnte, damals in der Fülle ihrer südlichen Schönheit, während vor ihr, auf muntern Ponies, ihre beiden Töchter sich fröhlich tummelten, zu jener Zeit zwei liebliche

Mädchen, nach wenig Jahren herangereift, verheirathet und in eigener Häuslichkeit nicht weniger schöne Frauen und liebenswürdige Wirthinnen, als ihre Mutter einst gewesen ist. (Die eine derselben, Evelina, Gattin des Baron Ferdinand, ist im vorigen Jahre im ersten Wochenbett gestorben.)

Wir glauben unsere Mittheilungen hinsichtlich der gesellschaftlichen Stellung der Rothschild nicht besser als durch Beschreibung einer Hochzeitsfeier ihrem Ende zuführen zu können, weil so dem Leser gleichzeitig ein Einblick in die gegenwärtigen sozialen und verwandtschaftlichen Verhältnisse der reichsten und hochstehendsten Judenfamilie gewährt wird.

Noch heute erinnern sich Viele mit Vergnügen der Festlichkeiten, welche vor acht Jahren, bei Vermählung der ältesten Tochter des Barons, Leonore, mit ihrem Cousin, dem Baron Alphons von Rothschild in Paris, zu Gunnersbury-Hall stattgefunden haben. Daß Baron Lionel seine Stellung in der so stolzen englischen Aristokratie zu behaupten weiß, zeigte sich ebenso vor wenig Jahren, als am 7. Mai 1865 die zweite Tochter desselben, die vorhin erwähnte Miß Evelina von Rothschild, mit fürstlicher Pracht in dem neuen Palais am Hyde-Park-Corner, mit ihrem Cousin Ferdinand, dem zweiten Sohne des Barons Anselm von Rothschild, des jetzigen Hauptes des Wiener Hauses, getraut wurde. — Das Schloß war für diese Gelegenheit ganz besonders reich ausgeschmückt worden. Zwischen den Marmorsäulen an der großen Treppe befanden sich die schönsten Blumen und seltensten Pflanzen in Massen aufgestellt, in den Nischen und auf den Balustraden prangten Gewächse, welche die Luft mit ihrem Wohlgeruch erfüllten. Die Galerie, worin das Banket stattfand, bot einen bezaubernden Anblick dar. Ueberall zwischen den Wänden und Spiegeln fiel der Blick auf reichen, weißen Spitzenausputz und auf diesem waren wiederum Rosenkränze angebracht, welche die Farben der Brautjungfern — blaßroth und weiß — trugen. Gruppen von Orangenblüthen, Lilien und anderen sinnbildlichen Blumen vollendeten die Ausschmückung, während die Tafeln in der ganzen Länge des Saales aufgestellt, den Reichthum, der auf ihnen zur Schau gestellt war, kaum zu tragen vermochten; Meisterwerke der Porzellanmanufakturen zu Sevres, Meißen und Manchester waren in Menge vorhanden, umstanden von prachtvollen Bechern, werthvollen Trinkkrügen, kostbaren Tafelaufsätzen, ebensowol in Gold, wie in Silber. — Um 5 Uhr begannen die Gäste sich einzufinden.



Wappen der Familie Rothschild.

Von den Familienmitgliedern waren zugegen: Baron James von Rothschild, Chef des Pariser Hauses, die Baronessen Karl und Nathanael, Baron und Baronesse Adolph, Sir Antony und Lady von Rothschild, Baron und Baronesse Maier, Baron und Baronesse Alphons, Baron Nathanael (Bruder des Bräutigams), Baron James Nathanael, Baron S. Albert, Baron Edmund, die Herren Alfred, Leopold und die Misses Margaret, Constanze, Annie, Emma, Hannah,

Alice, Adelaide, Georgine und Bettina von Rothschild. — Von den eingeladenen Hochzeitsgästen, sämmtlich der vornehmsten englischen Gesellschaft angehörend, zählte die „Times" in ihrem Berichte 64 namentlich auf.

Kurz nach sechs Uhr, nachdem die Gäste in dem Ballsaale versammelt waren, bereitete sich der Oberrabbiner Dr. Adler, der von den Rabbinern Dr. Kalisch und Green unterstützt wurde, vor, die Ceremonien den Gebräuchen des alten Bundes gemäß vor sich gehen zu lassen. Ein Baldachin von Sammet, gehalten an seinen vier Ecken von den Ehrencavalieren des Bräutigams, wurde an das obere Ende des Ballsaales getragen; hierauf trat der Bräutigam, Baron Ferdinand, von seinen nächsten männlichen Verwandten geführt, unter den Baldachin. Jetzt erschien auch die Braut im Ballsaal mit ihren vierzehn in Blaßroth und Weiß gekleideten Brautjungfern. An der Thür des Ballsaales wurde dieselbe von ihrer Mutter empfangen und von dieser, unterstützt von den Brautjungfern, in einen reichen Spitzenschleier gehüllt, der bis zur Erde hinabreichte. Sie wurde hierauf unter denselben Ceremonien, wie der Bräutigam, unter den Baldachin geleitet. Sämmtliche eingeladene Herren der mosaischen Religion setzten nun ihre Hüte auf, und der Oberrabbiner richtete eine kurze Ermahnung an das Brautpaar. Nachdem der erste Theil der Feierlichkeit beendigt war, tranken Bräutigam und Braut aus einer Schale Wein und Wasser, dann steckte Baron Ferdinand seiner Braut den Trauring an den Finger und sagte dabei langsam und deutlich auf Hebräisch: „Siehe mit diesem Ringe bist Du mir nach den Gebräuchen Moses' und Israels angetraut." Nach Verlesung des Heirathscontraktes und nachdem die üblichen Gebete gesprochen, nahmen Bräutigam und Braut von Neuem einen Trunk, worauf das leere Glas auf den Fußboden gestellt und vom Bräutigam zertreten ward. In demselben Augenblick vereinigten sich alle Verwandte und Freunde in dem Wunsche, daß die Ehe eine glückliche und Braut und Bräutigam ebenso unwiderruflich vereinigt sein möchten, wie die Stücke des Glases für immer getrennt wären. Die Ceremonien hatten damit ihre Endschaft erreicht, und es begaben sich alle Gäste nach dem Banket-Saal, wo der berühmte Parlamentsredner Disraeli den ersten Toast auf das Brautpaar ausbrachte. — Also wurde die Hochzeit einer Urenkelin von Maier Amschel Rothschild aus der Judengasse in Frankfurt a. M., des Sohnes eines armen Handelsjuden, begangen. Eine solche Umgestaltung in den äußern Verhältnissen erscheint wol in „Tausend und Eine Nacht", sowie in unseren Feenmärchen als etwas Gewöhnliches, hier liefern uns jedoch wirkliche Thatsachen den Beweis dafür, was ein mit Scharfsinn begabter, vom Glück begünstigter Kaufmann zu erreichen vermag, wenn sich bei ihm Klugheit, Pünktlichkeit und Sparsamkeit die Hand reichen.

5.

Angesichts der ungeheuren Umwandlungen, die seit Anfang der fünfziger Jahre das Börsen- und Bankwesen erfahren, denkt man unwillkürlich an die Zeiten zurück, als John Law's große Staatskredit-Rettungspläne so elendiglich in Nichts zerrannen. Auch die Erschütterungen, welche sich während zweier Jahrzehente vor unseren Augen vollzogen, sind an manchen Orten bis auf den Grund

aller Vermögens- und Güterwerthe gedrungen — was von Anfang unhaltbar war, ist dem Schicksal allen Schwindels verfallen. Bei der innigen Verwachsung der gesammten Interessen ist allerdings ein völliger Zusammensturz des überaus künstlichen Wirthschaftssystems der heutigen Erwerbswelt kaum denkbar, und was ein tüchtiges, arbeitsgewohntes Volk schaffen, vertragen und leisten kann, dies haben die Amerikaner während eines vierjährigen verheerenden Bürgerkrieges gezeigt.

Für die Mitglieder des Hauses Rothschild ist die so Vieles sagenwollende französische Verheißung von „der Demokratisirung des Kapitals“ immer nur ein wesenloser Spuk aus Utopien gewesen. So gering nun die Sympathien jener Börsenkönige für alles unpraktisch Scheinende, Hastige, Sichüberstürzende sind, so widerwärtig ihnen das ruhelose Treiben der Repräsentanten des heutigen Börsenspieles erscheinen mag, ebenso ablehnend haben sie sich auch gegenüber den nationalen Bestrebungen unserer Tage verhalten. Auch mit den politischen Umwälzungen, welche das ereignißvolle Jahr 1866 unserem Vaterlande brachte, scheinen die Inhaber des berühmten Bankhauses nicht einverstanden gewesen zu sein, wenigstens hat sich Baron Anselm Salomon, Chef des Wiener Hauses, welcher auch Frankfurter Bürger war, von dem Stammsitz seiner Familie weggewendet. Die Frankfurter haben deshalb nicht gegrollt, vielmehr dessen Vetter, dem Baron Meyer Karl von Rothschild, den Fortbestand ihrer langjährigen Achtung und ihres Vertrauens dadurch kundgegeben, daß sie ihn zu ihrem Repräsentanten für den Norddeutschen Reichstag erwählten. Herr von Rothschild vertrat das Unglück seiner tiefgebeugten Vaterstadt im Sinne der stolzen Einwohnerschaft derselben, und das Schweigen eines Mannes von seiner Geltung mag von Manchen als eine beredtere Sprache angesehen worden sein, als wenn der Baron seinen Abneigungen durch Amendements oder persönliche Bemerkungen öfter Ausdruck verliehen hätte. Er stimmte freilich fast immer mit der Majorität, glänzte jedoch in der Schlußsitzung, als über die



Meyer Karl Rothschild,
Mitglied des ersten norddeutschen Reichstages, jetziger Chef des Frankfurter Hauses.

ganze Verfassung abgestimmt wurde, durch seine Abwesenheit. Ist auch die parlamentarische Bedeutung des einzigen Frankfurter Abgeordneten nicht von Belang gewesen, so zählte doch nichtsdestoweniger Baron von Rothschild unter die interessanteren Persönlichkeiten der Versammlung, und jeder Tribünenbesucher ließ mit befriedigter Neugier seine Blicke auf der behäbigen, breitschulterigen Gestalt des vielfach dekorirten Fürsten der Börse ruhen. „Wo sitzt Rothschild?" frug jeder Eintretende, das Gewicht dieses Namens nicht verkennend. Der König des Kapitals, die sechste europäische Großmacht, als Vertreter des grollenden Frankfurts im Norddeutschen Parlament — da war es klar, daß dasselbe wol Kredit genießen müsse, so meint wenigstens die „Illustrirte Zeitung" in einer ihrer Mai-Nummern des Jahres 1867.

Auch Baron Anselm, Chef des Wiener Hauses, gehört zu den Parlaments-Notabilitäten und zwar des österreichischen Herrenhauses. Er gilt für einen liberalen, oder vielmehr für einen behutsam gemäßigten Vertreter des Besitzes und, wie sich nicht anders erwarten läßt, für eine Autorität in Finanz-Angelegenheiten. Als Redner hat er sich indessen ebenso wenig hervorgethan, als das Mitglied des Norddeutschen Reichstages, während der Vertreter der City, Baron Lionel von Rothschild, für einen leidlichen Parlamentsredner angesehen wird.

In keiner Weise hat sich der gegenwärtige Chef der Familie, der greise Baron James, auf der politischen Arena Frankreichs bemerkbar hervorgethan. Wir haben seine Beziehungen zu den Bourbonen und Orleanisten, Republikanern und Napoleoniden schon früher erwähnt, und wollen hier nur vorübergehend und im Gegensatz zu den „conservativen Ueberlieferungen der Familie Rothschild", der nach dieser am Meisten genannten Celebrität der heutigen Pariser haute finance, jenes merkwürdigen, beweglichen Brüderpaares gedenken, welches die sogenannte „Demokratisirung des Kredits" repräsentirt und zu seinem Vortheile gepflegt hat. Die Rothschild haben es für nicht nöthig gehalten, auf eine Darlegung der engern Bedeutung, oder auf Definirung des weitern Begriffes des Wörtchens „Kapital" zu achten, da sie längst statt des Begriffes die Sache selbst im Ueberflusse inne hatten. Was konnte ihnen daran liegen, wenn Lehrer der Volkswirthschaft zu Nutz und Frommen Aller verkünden:

Das Kapital ist nichts Anderes als die Summe oder das Werthzeichen einer bestimmten Ansammlung fördersamer Kraft und Thätigkeit, welche in Bewegung gesetzt und zur Erzeugung neuer Werthe angewendet, sofort neue Wirkungen und Erfolge hervorruft. Der Geizige, der nur zusammenscharrt, ohne vermittelst seines Mammons neue Güter produziren zu lassen, entzieht eine Menge erzeugbarer Werthe den menschheitlichen Zwecken. Wie für das Ansammeln geistiger Besitzthümer die Schrift, das gedruckte Buch, die Kunst 2c. das Mittel ist, so ist es für das Ansammeln materieller Kräfte das Geld. Auf jenen beruhen die geistigen Errungenschaften unserer Zeit, und diese führen, wie das Geld, zu gesteigerter Leistungsfähigkeit und erhöhter Lebenstüchtigkeit. Beides befähigt zum Erwerbe oder zur Hervorbringung einer größeren Menge materieller Güter. Jeder strebsame Arbeiter, so lehren uns moderne Freunde dieses Standes, kann insofern doppelter Kapitalist werden, wenn er die Erträgnisse seines Fleißes durch Gewinnung geistiger Güter steigert und

den Ueberschuß seines Arbeitslohnes, den er nicht zum Leben gebraucht (d. h. seine Ersparnisse), mehrfach nutzenbringend anzulegen vermag, indem er schließlich auf Grund eines weiteren handgreiflichen Besitzes zur Klasse der kreditfähigen Bürger emporsteigt. Ihm dieses sowol, wie die vortheilhafte Anlage seiner Ersparnisse zu erleichtern, dahin trachtet jene Klasse Sozialisten, zu deren Prinzipien sich auch die modernen Finanziers aus der Schule der Pereire bekennen. Sie wollen einerseits auf jede Weise die große Masse des sparenden Volkes an dem Gewinne jener ausgedehnten finanziellen Operationen des Geldmarktes, der bis dahin gewissermaßen nur den großen Kapitalisten unterthänig war, Theil nehmen lassen, indem sie die Ersparnisse der erwerbenden und sparenden Bürger behufs Beschaffung von Staats- und Privat-Anleihen, sowie von größeren Kapital-Bedürfnissen zu Gunsten solcher produktiver Unternehmungen zu concentriren trachten, welche wiederum die National-Wohlfahrt vermehren. Indem jedem kleinen Kapitalbesitzer zu gesicherten Zinsen, oder bei Rentenanlagen, zu entsprechendem Rentengenuß, durch seine Betheiligung an der Beschaffung großer Kapitalmassen Gelegenheit verschafft wird, will man andererseits demselben zugleich ein Mittel an die Hand geben, durch den Besitz von Kreditpapieren für den von ihm selbst zur Hebung seiner Geschäfte begehrten Kredit, bis zu einer gewissen Grenze, Garantie leisten zu können. — Wie trefflich und richtig auch diese und andere volkswirthschaftlichen Satzungen sein mögen und wie sehr auch die Sicherheit der Staatsform gewinnt, wenn die Massen an der Aufrechthaltung derselben ein Interesse haben: die praktische Durchführung jener Lehren auf dem Boden Frankreichs durch einen ihrer bedeutendsten finanziellen Bekenner hat dort der Bevölkerung nicht die Segnungen gebracht, die man von ihrer allgemeinen Anwendung erwartet hatte. Pereire wenigstens darf für den ersehnten Messias nicht länger angesehen werden. Anfänglich schienen freilich die zunächst errungenen Erfolge noch größere in Aussicht zu stellen. Ja man war eine Zeitlang geneigt, beide Pereire, vornehmlich Isaak, als gefährlichste Rivalen der bis dahin allmächtigen Geldmacht Rothschild anzusehen, welche mit unverkennbarer Eifersucht auf die Resultate und den immer wachsenden Einfluß jener modernen Geldsozialisten hinschaute. Heute sind alle Befürchtungen verschwunden — das Glück der Pereire's ist im Niedergang, nicht das der Rothschild.

Die Gebrüder Emil und Isaak Pereire stammen aus einer israelitischen Familie portugiesischen Ursprungs. Ihr Großvater war der bekannte Philologe Jakob Rodriguez Pereire, einer der vorzüglichsten Förderer des Unterrichts der Taubstummen. Die beiden Brüder, von denen der älteste 1800, der jüngere 1806 zu Bordeaux geboren ist, arbeiteten lange Zeit nur als gewöhnliche Courtiers. Sie hatten indessen eine gute Erziehung genossen und blieben den geistigen Bewegungen ihrer Zeit nicht fremd. Mit Eifer schlossen sie sich den Anhängern Saint-Simon's an. Emil war fünf Jahre hindurch an der Zeitung „Globe" und später mit Armand Carrel am „National" thätig. Beide Brüder legten den Grundstein zu ihrer heutigen Stellung durch Uebernahme des Baues der Eisenbahn von St. Germain nach Paris, unter Schutz und Garantie der Häuser Rothschild, Eichthal, Thurneyssen und Davilliers; in derselben Gesellschaft betheiligten sie sich an der Nordbahn. Allein nicht auf den breit-

getretenen Wegen wollten sie stehen bleiben; vielmehr erkennend, welche ungeheure Wirkungen die Macht der Assoziation hervorzurufen im Stande sei, gründeten sie die Gesellschaft des Crédit mobilier in Paris, welche bald der Spekulation der ganzen Welt einen neuen Aufschwung gab und die Errichtung zahlreicher verwandter Geld- und Kredit-Institute zur Folge hatte, in der Absicht, die nöthigen Fonds zu ähnlichen Zwecken herbeizuschaffen und beziehentlich zu vereinigen. Aus der Reihe der zahlreichen Unternehmungen der genannten Brüderschaft genügt es anzuführen: die Fusion der Pariser Gaskompagnie, der Omnibusgesellschaften, die Erbauung des Hôtel du Louvre und des Grand Hôtel, die Gründung des spanischen Crédit mobilier, die Uebernahme der spanischen und russischen Eisenbahnen, den Ankauf der österreichischen Staatsbahnen zum Preise von 300 Millionen, die Anleihen im Interesse der französischen Eisenbahn-Gesellschaften im Belaufe von 1500 Millionen, dazu eine Menge einzelner kleinerer industrieller und finanzieller Unternehmungen — — und Alles dies in wenigen Jahren. In den letzten Zeiten sind dazu noch der Turiner Crédit mobilier, die südfranzösische Bahn, die ottomanische Bank, Kommanditen in Kalkutta und Hong-Kong u. s. w. hinzugetreten. Uns schwindelt — — und wir gedachten längst des alten Weltweisen und seiner Worte: nemo ante mortem beatus! Denn die Solidität solcher weitschichtigen Unternehmungen läßt sich nur schwer prüfen und aus diesem Grunde unterliegt vielleicht kein Papier solchen Schwankungen, wie die Kredit-Aktien. Aber was auch geschehen und kommen mag, den Ruhm schöpferische Finanziers zu sein, wird Niemand den demokratischen Rivalen der Geldfürsten aus dem Hause Rothschild absprechen. Die Pereire's gelten mit den Fould's für eine Hauptstütze der Napoleonischen Regierung, die ohne ihren Beistand die letzte Renten-Konversion kaum durchzuführen vermocht hätte. Eines haben sie mit den Rothschild's gemein: sie werden weniger geliebt, als gefürchtet.

Und das Ende? — Das mächtige Welthaus der Rothschild hat seine Reichthümer während beinahe hundert Jahren erworben und seit einem halben Jahrhundert wohl angelegt. Sein Besitz ist geborgen. Ob die reformatorischen, sozialistischen Ideen ihrer portugiesischen Glaubensgenossen oder deren Anhänger und Nachfolger nach Verlauf desselben Zeitabschnittes wiederholte Feuerproben ebenso gut bestanden und zu gleichen oder gar zu noch großartigeren Ergebnissen geführt haben werden? — Sich hier auf Errathen oder kritische Beleuchtungen zu verlegen, wäre eine müßige Aufgabe. Es hält schon schwer, die Fortdauer eines engen Zusammenhaltens aller Reichthümer der Familie Rothschild auf Jahrhunderte hinaus für wahrscheinlich zu halten. Menschen und Zeiten ändern sich und man erwäge, ob ein Zustand als dauernd gedacht werden kann, der in den Händen einer einzigen Familie ein Besitzthum vereinigt, so groß, daß die Zinsen der Zinsen von den Zinsen der jährlichen Durchschnittseinnahme, ja deren tausendster Theil hinreichend wäre, den Wohlstand und das Glück einer bürgerlichen Familie zu begründen. So viel läßt sich annehmen, daß nach Hunderten von Jahren einzelne Mitglieder des Hauses Rothschild nach wie vormals über unermeßliche Reichthümer verfügen, während im Laufe der Zeit die Familie unfehlbar immer weiter auseinandergehen und dann mancher Zweig dem Verhängniß verfallen dürfte, unterzugehen, ja zu verarmen. Dann heißt es auch bei den Rothschild: Beati possidentes!



Judenverfolgung in York.





Blick auf das Ghetto in Rom.

Ein Hamburger Geldfürst aus dem Geschlechte Israel.

1. Das Judenthum vormals und heute.

Seit der zweiten Zerstörung Jerusalems haben sich die Juden weithin über die ganze Erde zerstreut. Bald nach dem Fall ihrer heiligen Stadt verlieren sie sich in die Dunkelheit finsterer Jahrhunderte. Kein Buch, kein Heldenlied erzählt, auf welchen Wegen die Enkel der Patriarchen zuerst in jene Theile des Abendlandes gekommen, die wir jetzt unsere Heimat nennen. Wohl aber mußten es die schalkhaften Juden zu Worms wissen, weil sie sich rühmten, bereits zu Josua's Zeiten in die alte Nibelungenstadt eingewandert zu sein. Und als es um ihrer Rettung willen einst für sie darauf ankam, sich von der Mitschuld an der Kreuzigung Christi rein zu waschen, da bewiesen sie die Glaubwürdigkeit ihrer Ueberlieferung durch etliche Backsteine von Jericho's Mauern, die ihre Voreltern von dort mitgebracht haben sollten!!

Geschichtlich verbürgt ist es dagegen, daß im Jahre 50 nach Chr. in allen Theilen des weiten römischen Reiches Juden in Menge lebten und nachmals das römische Bürgerrecht erhielten. In Rom selbst aber war ihre Gemeinde schon bis auf 8000 Seelen gestiegen; sie bewohnte ein besonderes Quartier unfern des jetzigen Vatikans auf der Tiberinsel und erfreute sich eigener Gerichtsbarkeit. Kaiser Augustus begünstigte die Juden der Weltstadt, indem er ihnen Antheil an den jährlichen Getreidespenden gab; unter Tiberius und Claudius

dagegen erlitten sie mancherlei Unbill. Dienten sie auch wegen ihrer Religionsgebräuche und ihrer eigenthümlichen Lebensweise Throninsassen und Schriftstellern nicht selten zur Zielscheibe des Witzes und der Ironie, so widerfuhr ihnen dennoch im Ganzen ihr Recht. Erst nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus begann eine lange trübe Zeit für das Judenthum: die Ländereien Judäa's wurden verkauft, die Heiligthümer des in Trümmer gesunkenen Tempels durch die römischen Sieger fortgeschleppt; — die Juden hatten kein Vaterland mehr! Sie wurden im ganzen Reiche angewiesen, ihre bisherige Kopfsteuer von zwei Drachmen, die sonst der Tempel empfing, von nun an dem Jupiter Capitolinus in Rom zu entrichten. Auch unter Domitian, ja selbst unter den hochherzigen Kaisern Trajan und Hadrian fanden Judenverfolgungen statt, wenn auch nur vorübergehend.

„Mit der Zerstörung Judäa's ist das auserwählte Volk Gottes in eine neue kulturgeschichtliche Phase eingetreten; denn von diesem Zeitpunkte an verlischt in ihm die Idee des Staatsverbandes, und der an deren Stelle tretende ausschließliche Mosaismus, ein starres Festklammern an äußerlichen Formen, prägt dem Judenthume den Stempel einer seltsamen geistigen Eigenartigkeit auf, die sich selbst in der Mannichfaltigkeit des weltlichen Treibens unabhängig fortentwickelt, allem Thun und Treiben einen besondern Charakter verleihend. Solch eine absonderliche Geistesbildung ist geneigt, alles Neue mit fremdem, voreingenommenem Auge zu betrachten, sie sträubt sich gegen Aufnahme der ihr feindlich dünkenden Elemente, nur das, was ihr durch die Macht des Zeitgeistes gewaltsam aufgedrängt wird, aber auch nur dieses, zieht sie allmälig in ihren Kreis und verarbeitet es zu ihrem Eigenthume. Eine solche Richtung des Geistes konnte nur von einem Volke ausgehen, dem jegliche Ausbildung des Staatslebens versagt blieb; denn sobald das Interesse des Staates mit dem der Religion in nächste Berührung tritt, entwickeln sich wechselseitige Beziehungen, welche die Religion, als einen integrirenden Theil des Staatslebens, diesem wenigstens so weit unterordnen, daß ihre Ausübung und ihre Schicksale an den Staat mit unzertrennlichen Banden gefesselt sind. Bei den Juden aber wollte und sollte der mosaische Glaube unabhängig bleiben. Doch dieselbe Ausschließlichkeit, welche mit Ursache an der Zerstreuung des Volkes Israel über alle Theile der Welt geworden ist, dieselbe Eigenart umfaßt die Juden wieder in enger Zusammengehörigkeit."

Im III. und IV. Jahrhundert begegnen wir ihnen bereits in Illyrien, Spanien und Gallien sowie in mehreren Städten am Rhein. Damals noch nicht verfolgt und eingeengt, widmeten sich dieselben allen üblichen Berufsarten, gleich den übrigen Landesbewohnern. Sie lagen dem Ackerbau, Handel und Gewerbe ob, sie wurden zum Militärdienst und zu Aemtern herangezogen und besaßen ihre eigene Gerichtsbarkeit. Aber schon während der nächsten Jahrhunderte wurden sie von kriegerischen Dienstleistungen ausgeschlossen und in der Wahl ihrer Beschäftigung immer mehr eingeschränkt. Doch lebten sie in jener Zeit in Italien und namentlich in ganz Sicilien durchaus unangefochten, während sie im oströmischen Reich und im westgothischen Spanien im VI. und VII. Jahrhundert (besonders im Jahre 612) mehrfache Verfolgungen zu erdulden

hatten. In den meisten Theilen Europa's scheint dagegen ihre Lage ganz erträglich gewesen zu sein. Bei den Franken und Gothen rief man während des V. und VI. Jahrhunderts die Juden gern an das Krankenbett leidender Christen, denen sie wol gar ihre Amulette auf das Herz legen durften, wenn die Reliquien der christlichen Heiligen keine Rettung mehr brachten. Christliche Priester speisten an den Tafeln der Israeliten, und diese erschienen wiederum als Gäste bei Jenen. Die Bischöfe Hilarius von Arles und Sidonius von Clermont dachten gut und milde über die Juden und letztere erwiederten deren Zuneigung, indem sie dem Begräbniß des ehrwürdigen Hilarius unter Absingen hebräischer Psalmen in großer Menge sich anschlossen. Einer der hervorragendsten Päpste, der große Gregor, verlangt um's Jahr 600 in einem Rundschreiben, daß die Juden nur durch Ueberredung und Sanftmuth, niemals durch Gewalt bekehrt werden sollten.

Wiewol die Elemente des Christen- und Judenthums ihrem ganzen inneren Wesen nach sich unvereinbar gegenüberstanden, so übten doch auch die späteren Päpste überall Schonung und Milde; die italienischen Juden wurden eben nach gothischem, langobardischem und byzantinischem Rechte geschützt; von arger Bedrückung findet sich in den Annalen jener Zeit kaum eine Spur. Freilich waren sie immer nur Schützlinge. Erst unter den Karolingern und mit Ausbildung des Lehnswesens gewannen auch die Rechte der Juden Form und Gestalt. Im heiligen Römischen Reiche galten nun als oberste Grundsätze: Alle Juden im ganzen Gebiete desselben sind mit Leib und Gut Eigenthum des Reiches, und nur dieses hat über ihr öffentliches Recht zu verfügen; sie sind demgemäß auch Schutzbefohlene des Kaisers. Aehnlich wie diesseit der Alpen war die Stellung der Juden in Italien, wo sie theils unter dem kaiserlichen Schutze, theils unter dem des Papstes lebten und wo die Lehensträger bald des Ersteren, bald des Letzteren für berechtigt erklärt wurden, „Juden zu halten."

Es hat niemals an Fanatikern gefehlt, welche die Kinder Israels für Greuel mitverantwortlich machen möchten, die nur Gebrechen und Versündigungen der Zeiten sind, in welche dieselben fallen. Wir meinen diesmal die Theilnahme der Juden am fluchwürdigen Gewerbe des Sklavenhandels, dessen Anfänge sich in's graue Alterthum verlieren. Während der ersten Perioden des Mittelalters wurde vornehmlich im Frankenreiche dieser einträgliche Erwerbszweig allerdings meist von Juden betrieben, denen man jedoch den dabei abfallenden Gewinn nicht immer gönnte, weshalb man sie durch Verordnungen bei Ausübung jener Geschäfte beschränkte, ohne jedoch den Handel selbst zu verbieten. Daß man den Juden, je entschiedener sie als die geschicktesten und betriebsamsten Kaufleute Europa's in den Vordergrund traten, jenen Handel mit Menschen immer mehr erschwerte und zuletzt gänzlich untersagte, war für dieselben ein schwerer Schlag. Das Verbot erfolgte unter Karl dem Großen, indem derselbe auf der Kirchenversammlung zu Rheims den Verkauf von Knechten an Heiden und Juden bei Ausschluß aus der Gemeinschaft der Kirche verbot; jeder Vertrag sollte ungiltig sein. Wenn sich dennoch häufig Christen als Sklaven bei Juden befanden, so besaßen diese nur ein beschränktes Recht über diese Gehörigen. Sobald sie nicht mehr bei ihren mosaischen Herren bleiben wollten und sich ein Christ anbot, einen billigen Preis für sie zu bezahlen, mußten sie ohne Weigerung entlassen werden.

In Folge dieser entschiedenen Maßnahmen betraten die geschäftigen Kaufleute aus dem Morgenlande andere Wege, um zu Geld und Einfluß zu gelangen. Ihre Bemühungen nach Erwerb fanden einen Stützpunkt in der Gelehrsamkeit und dem sorglich gepflegten Wissen, wodurch sich die Juden jener Zeit vor den meisten Nationen auszeichneten. Karl der Große achtete ihre Gelehrsamkeit sehr hoch und sein den Hebräern freundlich gesinnter Sohn, Ludwig der Fromme, setzte einen besonderen kaiserlichen „Judenmeister" ein, der über die Gerechtsame der Bekenner des alten Bundes zu wachen hatte. Ja selbst des Kaisers Gemahlin, Judith, rühmte sich der Abstammung von Abraham und Isaak, so daß es begreiflich erscheint, wenn an den kaiserlichen Hoflagern israelitische Gelehrte als gerngesehene Gäste willkommen waren. Ja die Judenfreundlichkeit jener Zeit ging so weit, daß viele eifrige Kirchgänger auch den Sabbath gleich dem Sonntag feierten und die Reden in dem „Tempel" nicht minder anziehend fanden, als die Predigten im christlichen Gotteshause.



A. Hochmeister der Juden mit dem Mezazoth (den Gesetztafeln). B. Kapsel zu den Gesetzestafeln.

Uebrigens waren die Juden in Folge ihrer Doppelstellung im Reiche und in Italien verpflichtet, jedem neuen Kaiser, sowie in Rom jedem neuen Papste zu huldigen. Dies Letztere geschah durch eine Deputation, welche den obersten Kirchenfürsten, während er in großer Prozession zum Lateran zog, mit einer hebräischen Anrede begrüßte, die der Papst mit einer lateinischen erwiederte. Ebenso mußte die Judenschaft dem Kaiser bei seinem Einzuge in Rom demuthsvoll entgegengehen. Während sie in Deutschland und besonders in Frankreich schon mancherlei Unbill von weltlichen und geistlichen Herren, nicht minder von dem Volke zu erleiden hatten, befanden sich die Juden in Italien geraume Zeit noch unbelästigt, wenn es auch hie und da an einzelnen Zwistigkeiten nicht fehlte. Einen vortrefflichen Schutz- und Schirmherrn hatten sie in Papst Innocenz III., der zur Hemmung der Willkür festsetzte: Kein Jude solle zur Taufe gezwungen, kein getaufter gehöhnt werden; Keiner dürfe ohne Urtheil und Recht in seinem Besitze beeinträchtigt, in seiner Gerechtsame verkürzt, von Niemandem Etwas erpreßt werden; Keiner dürfe die Feste der Juden stören, ihre Gottesäcker schänden, oder gar ihre Leichname ausgraben, um Geld und Kostbarkeiten zu rauben. In ähnlicher Weise verfügten später auch Clemens III., Honorius III., Gregor IX., ja geachtete Juden fungirten sogar als Schatzmeister einzelner Päpste.

Diese Jahrhunderte der Toleranz zählen zu den goldenen Zeiten des Judenthums, doch gingen sie überall gar bald ihrem Ende zu. Dem Beispiel der Gothen war zeitig schon, bereits im VII. Jahrhundert, König Dagobert von Frankreich gefolgt. Dort war das „auserwählte Volk Gottes" geradezu ausgetrieben worden, und es durfte den verlassenen Boden erst unter milder gesinnten Herrschern wieder betreten, welche sein Gold nicht entbehren und seiner Dienste nicht entrathen konnten. Aus jenen Zeiten schrieb sich eine abscheuliche, in Südfrankreich am Palmsonntage übliche Sitte her. An diesem Festtage pflegte nämlich der Bischof von Bezières seine Gemeinde aufzufordern, die Kreuzigung des Heilandes an dem Volke Israels zu rächen. In Folge dessen erschienen dann die Gassen und Häuser der Juden wie im Belagerungszustand, denn das christliche Volk suchte seine Liebe zum Heiland durch zahllose Steinwürfe zu bekunden, durch Angriffe auf Schuldlose, welche den Belagerern jedoch nicht etwa blos das Recht passiven Widerstandes entgegensetzten. Gewöhnlich währte das Kampfspiel einige Tage und je mehr Wunden oder gar Leichen dabei, um so gelungener hielt man im Geiste der Zeit das christliche Kirchenfest. Jene ritterliche Denkweise, welche den Enkeln Abrahams wenigstens das Recht der Gegenwehr vergönnte, verschwand jedoch gar bald. Bereits im XI. Jahrhundert mußten die jüdischen Bewohner von Toulouse an den Pforten der christlichen Hauptkirche erscheinen, um in der Person ihres Vorstehers aus der Hand des edlen Gebieters jener alten Stadt einen Backenstreich entgegenzunehmen.

In Deutschland begannen die Judenverfolgungen in der zweiten Hälfte des XII. Jahrhunderts und hatten am Schlusse des XV. noch nicht ihr Ende erreicht. Ihr Schauplatz war besonders die schlesischen Städte, Mecklenburg zu verschiedenen Malen, Brandenburg, Weißenfels, Magdeburg, Frankfurt, Pforzheim, Ueberlingen, Nördlingen, Deggendorf, München, Bamberg, Regensburg, Passau, Nürnberg, Augsburg, Salzburg, ferner Wien, Prag u. a. O. Die erste förmliche Judenhetze fand unter Heinrich II., dem Heiligen, statt, wie man behauptet, in Folge des Uebertritts des kaiserlichen Hofkaplans zum Mosaismus. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ward die Lage der Israeliten immer trauriger in den meisten der damals nur halbkultivirten, unter Lehenswesen, Faustrecht und Priesterherrschaft seufzenden Länder des westlichen Europa's. Und wie die Juden des Abendlandes geängstigt wurden, weil sie nicht an die Christuslehre glauben wollten, so wurde auch im Morgenlande das Geschlecht „der Gerechten" gequält, weil es sich weigerte, dort Muhamed als höchsten Propheten anzuerkennen.

Anders in Spanien. In der damals noch wälderreichen pyrenäischen Halbinsel hatte sich dem Volke Gottes ein zweites Canaan aufgethan. Dahin ergoß sich der Strom flüchtiger Bekenner des alten Bundes, geführt von angesehenen alten Familien, deren einige sogar den königlichen Sänger David ihren Urahn nannten. Nach den Ufern des Guadalquivir verpflanzten gleichzeitig jüdische Schriftkundige die Gottesgelahrtheit ihrer alten Schulen, und als sich die Kinder Israels und die Söhne Ismaels, als sich Juden und Araber auf den spanischen Hochebenen wieder begegneten, da erinnerten sie sich der alten Wüstenbrüderschaft und vertrugen sich in einem neuen Bunde. Sie pflegten fortan

gemeinsam die Hebung des Geistes und ehrten die Künste in edlem Wetteifer. Nach dem Untergang der berühmten Schulen zu Sura und Pumbeditha wandten sich die Schriftgelehrten nach dem prächtigen Cordova, und der Ruhm der jüdischen Hochschule Spaniens verbreitete sich über die damalige gebildete Welt. Aber mit ihr auch die scholastische Spitzfindigkeit, zu welcher der Talmud und die Auslegung der Gesetze der Schrift den israelitischen Gelehrten so reichliche Veranlassung bot. Wie schon früher an den Kaiserhöfen, ja selbst von den Päpsten die Gelehrsamkeit jüdischer Aerzte und Rechenmeister hochgehalten wurde, so sehen wir sie rastlos thätig bei allen Finanznöthen maurischer Fürsten, bewundern ihre Unerschöpflichkeit im Ersinnen von Auswegen und Einnahmequellen und bemerken, wie sie die Geldgeschäfte nicht minder zuverlässig besorgen, als die Schreiberdienste im Kabinet der Kalifen. Bekleidete doch sogar noch unter dem gutchristlichen Ferdinand dem Katholischen der angesehene Jude Abraband das Amt eines Finanzministers.

Zu jener Zeit, als man im südlichen Spanien den Juden Freiheit, Luft und Leben gönnte, da pulsirte in kräftigen Schlägen das eigenthümliche, regsame Blut jenes merkwürdigen Volkes. Seine Begabung that sich kund auch auf allen Gebieten, zu deren Befruchtung Thätigkeit, Geist und Regsamkeit gehören.

Mehr denn ein jüdischer Dichter zeigte sich als ein echter Liebling der Musen, und der Ruf wohllautenden Sanges und hinreißenden Redeflusses sicherte israelitischen Gelehrten und Meistersängern eine freundliche Aufnahme an den Höfen der Kalifen, der maurischen Fürsten, die stolz darauf waren, große Gelehrte und Dichter zu ihren Freunden zu zählen. Unter den deutschen Minstrels ist es ebenfalls ein Jude, Meister Süßkind von Trimberg, seines Zeichens ein Arzt, der auf den Burgen der fränkischen Saale als gern gesehener Gast galt; es ging ihm jedoch anders wie den Sängern in Spanien, denn er hat fortwährend nur über die eigene Noth und der Fürsten Kargheit zu klagen.

Ein liebliches Bild entwirft B. Steub, der Verfasser des „Judenmordes zu Deggendorf" aus jenem Zeitalter, als Wissenschaft und Poesie von den duldsamen Kalifen Spaniens so hochgeachtet, gefeiert und belohnt wurden, wie es später nie wieder geschehen ist. Er schildert, wie die Dichter mit den Fürsten in den lauen Sommernächten Andalusiens bei Mondenschein zusammensitzen in den dufterfüllten Gartenhöfen der Paläste, auf weichen Polstern hingestreckt und den Becher kreisen lassen, während Springbrunnen plätschern und der leise Nachtwind Blumenblätter herweht. So weilen die Söhne der Wüste und des Morgenlandes traulich beieinander, gemeinschaftlich Märchen aus dem Osten lauschend, sich wohlgefallend in Versen und schlagfertigen Reden und Gegenreden oder die lachenden Gärten durchwandelnd, entlang am flüsternden Bache auf lorbeerumwachsenem Uferrande. Dann wiederum finden sie sich zusammen bei mittäglicher Rast unter den Schattendächern des Granathains, oder sie kommen zusammen zu nächtlichen Lustfahrten auf den mattglänzenden Fluten des Guadalquivir.

„Es gab denn doch noch schönere Zeiten" — aber nur jenseit der Pyrenäen hat das auserwählte Volk sie nach seiner Vertreibung aus der heiligen Stadt erlebt, und auch hier verhältnißmäßig nur kurze Zeit; denn in Arragonien wurden sie selbst einmal für entstandenen Regenmangel verantwortlich gemacht und aus

mehreren Städten vertrieben. Größere Verheerungen richtete ein ausgebrochener Aufstand 1391 — 1392 unter ihnen an. — Und nun verschlimmerte sich ihr Schicksal von Stunde zu Stunde in den meisten Staaten Europa's. Auf Jahrhunderte hinaus gleicht die Geschichte der herumirrenden „Nachkommen der Patriarchen" der Legende Ahasver's, des „ewigen Juden", der nirgends Ruhe findet, welchen die Wogen des Wassers nicht verschlingen mögen und dem die Gluten des Feuers nichts anhaben. Habsucht, Roheit und Blutdurst rufen alle Elemente zu Hülfe, um das auserwählte Volk zu vertilgen — es lebt heute noch: — die sichtbare Legende vom ewigen Juden! —

Alles, was wohlgesinnte Päpste und Fürsten, unter letzteren besonders die Hohenstaufen, während des Mittelalters zur Feststellung des Judenschutzes und der Judenrechte anordneten, ward von dem noch rohen und unwissenden Volke verkannt und mißverstanden, und bot nur allzuoft die Handhabe zu Gewaltthaten und Ausschweifungen gegen die so rechtsbedürftige Judenschaft. Die jüdischen Rabbi während der Zeit des Mittelalters oder die „Hochmeister", wie sie in Deutschland genannt wurden, meist in wissenschaftliche Träumereien und Forschungen versunkene Greise, darf man nicht mit den thätigen, dem Außenleben zugewandten jüdischen Kaufleuten der Bazars, den federkundigen israelitischen Schreibern und Unterhändlern zusammenstellen. Aber wie in der Regel die Ausleger des jüdischen Gesetzes Männer von strengen, reinen Sitten waren, so beobachtete auch der gemeine Jude gewissenhaft die religiösen Gebote und erzog seine Kinder in Demuth und Gottesfurcht. Während die Anhänger des neuen Testaments, und zwar gerade während der glänzendsten Zeiten des Mittelalters, nicht immer den erbaulichsten Lebenswandel führten, hört man beziehentlich der Israeliten selten von Ehebrechern und Wegelagerern, von Mördern und Meineidigen; um so mehr zeichneten sie sich durch gastfreundschaftliche Sitten, durch Selbstverläugnung und Mildthätigkeit aus. Je allgemeiner jedoch im Laufe der Zeit den morgenländischen Fremdlingen Aemter, Würden und Ehren vorenthalten wurden, ja ihnen der Zutritt zu den Gewerben erschwert blieb, je entschiedener die Zünftigen den Ungläubigen aller Orten die Betheiligung an ihren Verbindungen wehrten, desto mehr sahen sich die Juden auf eine Abgeschlossenheit angewiesen und in eine feindliche Stellung gegenüber den Christen gedrängt. Durften sie doch nicht einmal christliche Diener und Mägde halten. Von der Bebauung des Bodens sowie von der Erwerbung liegender Güter ausgeschlossen, überall in ihrem Erwerb gehemmt oder eingeengt, wagten sie sich zuletzt kaum noch aus ihren Wohnungen hervor; Verstecktheit ward ihre Wehr und Waffe, und es verblieb dem bedrängten Volke in der That kaum ein anderer Schauplatz der Thätigkeit als Schacher und Handel, vornehmlich aber das Geldgeschäft, obschon sie auch in Betreff dieses Geschäftszweiges in manchen Ländern mit empfindlicher Konkurrenz zu kämpfen hatten. Denn die geschäftsgewandten Venetianer, Florentiner, Genuesen, vornehmlich aber die Lombarden leisteten in der Kunst der Zinsenzusammenhäufung und des Darleihewuchers das Menschenmögliche. Ist doch das Geschäftstalent des Norditalieners hierfür bis zur Stunde dasselbe geblieben, wird er doch darin höchstens von dem noch schlaueren Griechen und Armenier übertroffen!

Im XII. und XIII. Jahrhundert sind es vornehmlich die Gewerbe und Beschäftigungen der Juweliere, Apotheker, Spezereihändler, Geldwechsler, Aerzte, in welchen wir die Kinder Israels thätig sehen; doch nehmen kenntnißreiche Männer von Zeit zu Zeit noch an Gesandtschaften theil, wozu das dem Juden angeborene Sprachtalent sie im hohen Grade befähigte.

So wenig man nun auch berechtigt ist, mit der jüdischen Betriebsamkeit unter allen Umständen — besonders während der ersten Zeiten des Mittelalters — Wucher und Geldgier in Verbindung zu bringen, so ist es doch gewiß, daß die Juden es sich gut bezahlen ließen, wenn es darauf ankam, die enormen Summen herbeizuschaffen, welche die Ausrüstung der Kreuzzüge vom Ende des XI. bis zum Schlusse des XIII. Jahrhunderts erforderte. Man nimmt an, daß die Heere der Kreuzfahrer niemals Jerusalem erblickt hätten, wenn die geschäftsgewandten Abkömmlinge der heiligen Stadt nicht immer von Neuem das nöthige Geld beschafft hätten. Und hiermit beginnt nun die entsetzlichste Periode der Leiden und Drangsale des Judenthums.

Als die ersten Schwärme der Pilger nach dem Grabe des Erlösers, Kriegsknechte und Abenteurer aller Zungen und Völker aus England, Frankreich, Flandern an den Rhein kamen und dort die wohlhabenden Judengemeinden gewahrten, lag jenem liederlichen, raubsüchtigen Gesindel der Gedanke nahe, daß es viel leichter sei, sich durch Streit mit den Ungläubigen im Abendlande um die Christuslehre im Sinne der damaligen Zeit wohlverdient zu machen. „Weshalb sollen wir den Kampf gegen die Christusverächter erst im heißen Morgenlande beginnen?“ fragten sie. „Sind die Juden hier nicht eben so gut Feinde des Heilandes? Fallen wir vor Allem über diese mit Glücksgütern gesegnete Rotte her! nehmen wir derselben ihren Ueberfluß ab, dann wird es uns um so leichter werden, das Kreuz weiter zu tragen. Gott will es so!“

Schauerliches Morden und Hetzen erhob sich zu Speier und Köln, zu Worms und Mainz, — im Winde verhallten die wohlwollenden Zusprachen einsichtsvoller Bischöfe, denn Raub und Todtschlag waren zu lohnend, und so geschah es, daß selbst weniger glaubensstarke Juden, die aus Liebe zum Leben sich hatten taufen lassen, keine Schonung in Betreff ihres Hab und Guts fanden. Bald nahm das gemißhandelte Volk wahr, daß der Christen heiligste Gelöbnisse selbst in eitel Dunst aufgingen. Jeglicher Hoffnung beraubt, der Verzweiflung überantwortet, begannen nunmehr jene grauenhaften Selbstermordungen unter der Judenschaft überhandzunehmen, worüber die Chroniken jener Tage auf mehr denn einem mit Blut beschriebenen Blatte berichten. Nachdem die Kreuzzügler die Juden von Straße zu Straße gehetzt und endlich in deren letzter Zufluchtsstätte, in die Paläste der Bischöfe von Speier und Mainz zusammengetrieben hatten, wurde es den Verfolgten zur Gewißheit, daß sie vergeblich auf Schutz und Rettung harrten. Und so legen die Unglücklichen Hand an sich selbst an und geben ihren Söhnen, ihren Müttern, Schwestern und Töchtern den Tod. Die blutdürstigen Peiniger finden, als sich ihnen die Thore aufthaten, nur Leichen noch und Verscheidende. „Die Mutter“, so sagt ein hebräisches Klagelied aus jener Zeit, „bindet ihre Kinder, der Vater schärft das Messer, spricht den Opfersegen und schlachtet die Seinen.“ Mitunter sinkt unter dem Stahl des Rabbi eine ganze Gemeinde dahin.



Judenverfolgung zu Worms.

Als die dem allgemeinen Wüthen Entronnenen erfahren, daß herzlose christliche Henker ihre Wuth selbst noch an den blutigen Leichnamen der Gemordeten auslassen, da überkömmt sie eine hoffnungslose Verzweiflung. Sie stecken die eigenen Häuser in Flammen, werfen den Brand in ihre Synagogen — das schreckliche Trauerspiel endet nicht selten mit dem Untergang der ganzen Judenschaft sammt deren Besitzthümern.

Während jener Metzeleien sollen allein in den Rheinstädten 17,000 Juden theils durch eigene Hand, theils unter den Händen der Christen gefallen sein.

Kaum besser als den deutschen Juden erging es den Juden Frankreichs. Diese wurden von Zeit zu Zeit immer von Neuem aus dem Lande gehetzt (wenn sie nicht durch Tausende Mark Silbers ihr Verbleiben zu erkaufen vermochten); jedoch wieder nach Verlauf etlicher Jahre zurückgerufen. Erwarben sie sich auch vermittelst klingender Münze auf „kurze Zeit Duldung, so fiel es doch einem der «allerchristlichsten» Könige" in einer bösen Stunde ein, alle von Christen den Juden ausgestellten Schuldbriefe für nichtig zu erklären, sobald nur die Schuldner den fünften Theil derselben in den Säckel der Hofhaltung gelangen ließen.

In England fällt die kurze goldene Zeit der Juden, welche Walter Scott in seinem Ivanhoe verewigt hat, unter die Regierung Königs Richard Löwenherz. Sie ging noch unter ihm zu Ende. Schon am Krönungstage des Königs fiel der Pöbel der englischen Hauptstadt über die reichen, des Wuchers beschuldigten Israeliten her und schlachtete ihrer eine Menge. Noch schlimmer erging's ihnen unter Richard's Nachfolger. Die Juden zu York, von Gasse zu Gasse gehetzt, suchten zuletzt in dem königlichen Schloß ihre Zuflucht. Darin belagert, mußten sie von einer Stunde zur andern die Hoffnung, sich Leben und Rettung erkaufen zu können, immer mehr schwinden sehen. Auch sie, ihr Rabbiner an der Spitze, gaben sich selbst den Tod, als ihnen die Lebensmittel ausgegangen waren. Zuvor steckten sie die Burg an verschiedenen Stellen in Brand und begruben sich unter ihren Trümmern. Wahrlich! eine That, würdig der Nachkommen der Makkabäer.

Um dieselbe Zeit fand in Frankreich wiederum eine allgemeine Ausweisung der Hebräer statt. Ihre Güter sollten der Schatzkammer des Königs verfallen. Der lieblose Befehl ward vollzogen, trotz des Widerspruchs einer Menge weltlicher und geistlicher Fürsten, welche schon nicht mehr die Dienste der Juden entbehren konnten. Als Grund der Austreibung gab man an, daß die Ungläubigen trotz aller Strafen sich nicht des Genusses von Christenblut enthalten wollten!! Etliche Jahre lebten sie in der Verbannung, bis ihnen die Wiederkehr und selbst größere Vergünstigungen als vorher zu Theil wurden — natürlich gegen klingende Entschädigung. Ob sie sich vielleicht mittlerweile des Genusses von Christenblut entwöhnt haben mochten?!

Auch in Rom war damals von der früheren Milde längst heimgegangener Nachfolger des Apostelfürsten wenig bemerkbar. Im Gegentheil, man gerieth dort auf den sublimen Gedanken, das Unglück, als Jude geboren zu sein, hinfüro schon durch äußere Abzeichen bemerkbar zu machen. In diesem Sinne verordnete Papst Johann XXII. auf dem Concil zu Ravenna (1326), daß die Bekenner des alten Bundes fortan als „Judenmerkmal" ein Rad auf der Brust tragen sollten, wahrscheinlich weil auf einer vor-

hergegangenen Kirchenversammlung zu Wien im Jahre 1267 die Juden schon durch Verleihung eines spitzen Hutes in auffallender Weise gezeichnet worden waren. Diese Bestimmungen fanden bereitwillige Nachahmer, und so konnte man die römischen und venetianischen Hebräer mit gelben eigenartig geformten Hüten einherwandeln sehen, die in Florenz ansässigen dagegen an einem gelben Flecken auf dem Obergewande erkennen. Statt daß nun diese Unterscheidungszeichen den Trägern derselben zum Schutze gereicht hätten, wie man ursprünglich annahm, dienten sie nur dazu, die Ausgestoßenen dem Uebermuth, Hohn und Muthwillen der unduldsamen rohen Menge auszusetzen. Auch die Absonderungsgesetze, welche später aus der wohlmeinenden Absicht entsprangen, dem Bestreben der Judenschaft, sich in besonderen Quartieren zu vereinigen, entgegenzukommen, am allerwenigsten jedoch aus dem Gedanken hervorgingen, die Juden zu kränken, verstärkten nur die einmal angefachte feindliche Stimmung. Der größte Fehler der Machthaber bestand jedoch darin, daß sie die wachsenden, unheilvollen Zusammenrottungen weder zu verhindern noch die Uebelthäter aus der großen Masse herauszugreifen und deren Verbrechen zu strafen wagten. „Das Judenzeichen“, sagt Dr. Grätz in seiner Geschichte des Judenthums, „ward bald eine Aufforderung für jeden Gassenjungen, die damit Behafteten zu verhöhnen und mit Koth zu bewerfen; es war ein Wink für den verdummten Pöbel, über sie herzufallen, sie zu mißhandeln oder gar zu tödten. Es bot selbst für die höheren Stände den Anlaß, um die Juden als Auswürflinge der Menschheit zu betrachten, sie zu brandschatzen und des Landes zu verweisen. Noch schlimmer als die Entehrung nach Außen war die Wirkung des Abzeichens auf die Juden selbst. Sie gewöhnten sich nach und nach an ihre unwürdige Stellung und verloren alles Selbstgefühl und die Selbstachtung. Sie vernachlässigten ihr äußeres Auftreten, da sie doch einmal als eine verachtete, ausgestoßene Kaste galten, die auch nicht im Entferntesten auf Ehre Anspruch machen durfte. Sie verwahrlosten nach und nach ihre Sprache, zumal sie zu gebildeten Kreisen keinen Zutritt erlangen konnten und wählten ein Kauderwälsch, um sich nur unter einander verständlich zu machen. So büßten sie nach und nach allen Schönheitssinn und Geschmack ein und wurden in der That theilweise so verächtlich, wie ihre Feinde es wünschten.

Die Ghettos zu Prag und Rom.

In Folge jahrhundertlanger Unterdrückung fast nur noch mit den roheren und niedrigeren Elementen des Volkes verkehrend, übten sich jedoch die Juden im Kampfe um das Dasein gar trefflich in allen Künsten der Schlauheit, überragten geistig gar bald ihre christliche Umgebung und lernten so den Christen verachten. Gleichgültig gegen Schimpf und Schande, wußten sie recht wohl, daß der Schmäher nur seinem Verdruß über die eigene Schwäche Luft machte. Dies rief bei den Juden einen gewissen Stolz hervor, der dann und wann selbst in Uebermuth ausartete. Gern schlossen sie sich daher in eigenen Straßen eng an einander an, den Umgang der Christen nicht suchend, meist unbekümmert um Bildung des Körpers und des Geistes, nur die gemeinschaftlichen Religionsvorschriften beobachtend und täglich ausgehend auf Geschäfte.

So entstanden die Ghettos in Italien, die Judenstraßen oder Judenviertel in Frankfurt a. M., Worms und in Prag. Auch in Deutschland hat das Judenthum Ghettos aufzuweisen, die einer eigenartigen Vergangenheit sich rühmen dürfen. Allen aber verdient, was Alter und Ehrwürdigkeit anbetrifft, das Ghetto von Prag vorangestellt zu werden. Doch hat die Zeit auch hier Vieles ausgeglichen, und der aufgeklärte Geist unseres Jahrhunderts, der hauptsächlich auf das Judenthum seine wohlthätigen Wirkungen ausgießt, läßt auch in den Oertlichkeiten, durch welche der Jude sich vom Christen abgeschlossen, die trennenden Elemente allmälig in einander fließen, so daß der Zeitpunkt nicht mehr sehr fern sein wird, wo „Geschichten aus dem Ghetto" nur noch erklingen werden wie eine halbverschollene Sage. — Wir vertrauen uns bei unserer Wanderung durch das Judenviertel Prag's den Schilderungen L. Hüttners im IV. Band des „Mag. f. Kaufl." sowie Kennern des jüdischen Lebens, wie L. Kompert, Alfr. Meißner, L. Steub u. s. w. an. „Wenn jetzt der Fremde durch die «Breitegaß» zu Prag, die man nicht mit Unrecht den Boulevard des Ghetto genannt hat, seine Schritte lenkt", sagt L. Hüttner in seinen „Ghetto's", so wird er sich nicht jenem Gefühle der Befriedigung verschließen können, welche das Anschauen sagenhaft verarbeiteter Oertlichkeiten zurückzulassen pflegt. Tritt er aber ein in jene geschwärzten Seitengäßchen, so wird er unwillkürlich gemahnt werden an die engen Seitenkanäle der verfallensten Regionen der Lagunenstadt an der Adria oder an die verrufenen Gäßchen der Londoner City, die Diebesherbergen jener kolossalen Weltstadt. Wie unheimlich und geheimnißvoll dehnen sich die engen Gassen aus, wie träge hängen die von Sturm und Wetter zerrissenen Dächer auf den alten, fast ruinenhaften Häusern, deren Fronten einander so nahe treten, daß das Licht des Tages nur mühsamen und spärlichen Eingang sich zu erzwingen vermag. — Bald ist das „fünfte Stadtviertel" von Prag, wie die Judenstadt amtlich genannt wird, durchschritten. Ganz unglaublich klingt es dem Fragenden, wenn er erfährt, daß auf jenem engen Raum nicht weniger als 8000 Seelen zusammengepfercht leben. Welch ein ameisenartiges Durcheinanderleben, welch ein Gewühl und Gesumme belebt diese Region! Da drängen sich zahlreiche Schacherleute, die den ganzen Tag über durch die Straßen der Christen ihren bald deutschen, bald tschechischen Ruf ertönen lassen: „Handeln, handeln!" „Kupte, kupte laczinve!" (Kauft, kauft wohlfeil!) in buntem Gemisch durcheinander; dort wandeln Makler, die mit beredter Zunge ihre Kommissionen an den Mann zu bringen suchen, Straß' auf Straß' ab, und nur selten zeigt sich ein Sohn der kaukasischen Rasse mitten im Ghetto unter dem „auserwählten Volke Gottes", dessen Könige einst in ihrer Pracht und Herrlichkeit thronten in der Stadt des Herrn, die da heißt „Jeruscholaim".

Das Entstehen des Prager Ghetto's weist auf eine um viele Jahrhunderte zurückliegende Zeit. Die Sage, wie sie sich von Generation zu Generation treu fortgepflanzt hat, lautet folgendermaßen. Einst lebten in Paläſtina drei gottesfürchtige Männer aus dem Stamme David's, denen der Herr im Traum erschien und die unheilvollen Zeiten verkündigte, welche unter eines Königs Herodes Herrschaft über das Land hereinbrechen würden. Da machten sich die

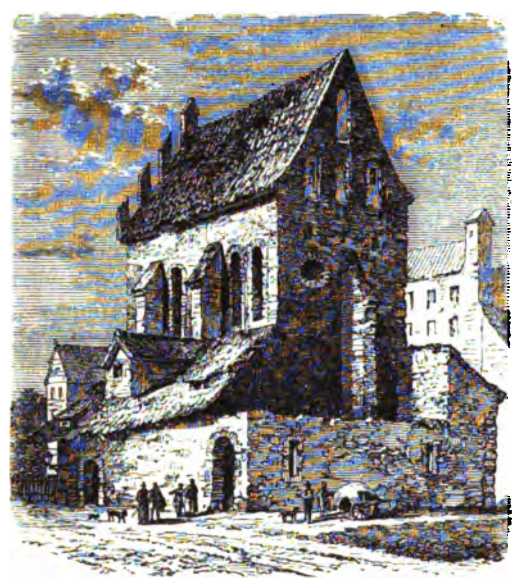
drei Männer auf sammt ihren Weibern und Kindern und zogen hinweg aus den gesegneten Gefilden, um ihre Nachkommen den Greueln des Blutvergießens zu entreißen. Ihr Weg ging nach Westen, denn dorthin schwebte ihnen das Bild des vielarmigen Leuchters im Tempel zu Jerusalem mit den brennenden Lichtern voran. Auf der langen Wanderung aber versäumten sie nicht, dem Herrn der Heerscharen zu lobsingen und fleißig in ihren heiligen Büchern zu lesen; diese Frömmigkeit gefiel Gott wohl, und er errettete sie aus tausend Nöthen und Aengsten. Einstmals aber geschah es, daß ein Büblein im Walde ein Bäumchen brach, um sich einen Stecken zu schneiden; doch der arme Knabe hatte nicht bedacht, daß er dadurch den Sabbath entheiligte, — es war eben der erste Stern des Freitagabends am Himmel aufgegangen! Das Phantom des vielzinkigen Leuchters verschwand und Angst und Verwirrung, Wehklagen und Weinen kam unter die Pilgerschar. Die Einen riethen nach dieser, die Andern nach jener Himmelsgegend zu ziehen; an die Stelle der früheren Einmüthigkeit war der Geist des Widerstreites getreten und so trennte sich das Wandervölkchen in drei Züge. Der eine pilgerte bis nach Toledo in Spanien, der zweite blieb in Worms am Rhein und der dritte siedelte sich an am rechten Ufer der böhmischen Moldau. Die Frömmigkeit dieser letzteren Familie ward vom Herrn gesegnet, denn schon nach einem Menschenalter war die israelitische Bevölkerung so stark, daß in Prag mehrere Synagogen aufblüheten.

Als die älteste „Schule" zu Prag gilt die „Altneuschul", welche viele Jahrhunderte lang verschüttet war, bis man sie in der Zeit des dreißigjährigen Krieges wieder entdeckte und durch Ausgrabungen bloßlegte. Wunderbare Sagen knüpfen sich an diesen altpalästinischen Bau.

Als die römischen Legionen siegreich über die Trümmer des eroberten Jerusalems hinschritten, als der römische Adler von der Zionsburg herab unheilverkündend sein Gefieder schüttelte, — da bedeckten sich die Räume der Altneuschul mit undurchdringlicher Finsterniß, und die Gemeinde stürzte entsetzt aus den Pforten des Tempels; draußen aber lachte der unbewölkte Himmel hernieder und glänzend strahlte die Sonne. Sieben lange Tage währte die bedeutungsreiche Wundernacht im Innern des Gotteshauses, und selbst als sie verschwand, blieben die Wände schwarz, — eine traurige Mahnung an die verkohlten Cedernbalken im Tempel zu Jerusalem. Diese Schwärze aber wird dauern bis zu jenem Tage, an welchem der Erlöser, der „Messias" oder „Maschiach" kommt in seiner Herrlichkeit und wird lösen die Bande der langen Verbannung; dann werden die Wände strahlen wie des Himmels Glanz und schimmern von Rubinen und Saphiren. Wehe aber der Hand, die es wagen wollte, freventlich die heilige Schwärze zu entfernen; sie würde verwelken und verdorren, wie das fallende Laub im Herbst!

Außer der Altneuschul gab es vormals in Prag zahlreiche Schulen, die meist durch milde Stiftungen gegründet worden sind. Denn schon in früher Zeit war die Moldaustadt ein großer Sammelplatz der Talmudbeflissenen, und die aus den dortigen Schulen hervorgegangenen Gelehrten zogen nicht selten nach den Rheinprovinzen, sowie nach Nord-Italien, wo ihre Gelehrsamkeit einen besonders fruchtbaren Wirkungskreis fand.

Der Friedhof zum „guten Ort" liegt inmitten des Ghetto's. Graue moossige Steine, von üppigem Gras überwuchert, schauen halb aus der Erde hervor, und alte von Wind und Wetter fast unkenntlich gewordene Inschriften geben Kunde von Diesem oder Jenem, die einst unter den Menschen wandelten und nun in Abrahams Schooße ruhen. Alles auf dem alten „guten Ort" verräth Untergang und Verwesung; längst liegt diese Stätte einsam und verlassen; denn nie wird die Asche eines Todten zerstreut, um einem neuerdings Gestorbenen Platz zu machen. Es ist schon seit Menschengedenken ein Ort außerhalb der Stadt angelegt, an welchem die Dahingegangenen ihre Ruhe finden.



Die Altneuschule zu Prag.

Hier unter diesem Steine ruht ein Mann, der vormals eine große Berühmtheit unter seinen Glaubensgenossen besaß, denn er war eingeweiht in die Geheimnisse der Kabbala und forschte eifrig in den chaldäischen Folianten. Dieser Mann, Rebb Löbele mit Namen (Rabbiner zu Prag von 1573 bis 1609), war ein solcher „Chacham" oder Heiliger, daß kein weibgeborenes Wesen mit ihm Umgang pflegen durfte; weshalb er sich auch nur von einem durch Magie erzeugten „Golem" oder einem aus Lehm geformten Sklaven bedienen ließ. Die Macht und der Zauber des Mannes fesselten Jeden, und die verstocktesten Sünder bekannten reuig ihre Sünden, wenn der große Rebb Löbele den versengenden Strahl seiner Augen auf ihn richtete. Nachfolgend eine kleine Geschichte, welche in die Reformationszeit, zu Ende des XVI. Jahrhunderts fällt.

Der Kaiser besuchte einstmals zu einer Zeit die alte Königsstadt an der Moldau, als kurz vorher beschlossen worden war, die Juden aus allen österreichischen Landen auszuweisen. Wohlgesinnte Staatsmänner und Gelehrte hatten umsonst versucht, den Sinn des Kaisers zu wenden. Kein Wunder, wenn im Ghetto Kleinmüthigkeit und Besorgniß herrschten. Die Noth seines Volkes ging dem Rabbi nahe, und Trauer sammelte sich um sein Gemüth. Er macht sich auf den Weg, schreitet über die Brücke, betritt die Kleinseite. Da rasselt gerade die mit sechs Rossen geschirrte Karosse des Monarchen den hohen Hradschin herab. Rebb Löbele tritt ihm furchtlos entgegen und ruft, daß es weithin schallt, ein donnerndes „Halt!" Hoch aufgerichtet steht die ehrwürdige Gestalt da, wie aus Erz gehauen, aber der Pöbel umringt den Rabbi mit höhnendem Geschrei und wirft Steine und Koth nach ihm. Doch siehe!

die Steine fallen nieder als Kirschblüten und der Koth träufelt über sein Silberhaar und die mächtigen Schultern wie ein Thau von Aepfelblüten. Die Rosse aber schäumen in die Zügel, das Haar ihrer Mähnen sträubt sich empor, es bleibt der Wagen an derselben Stelle wie gebannt. Rebb Löbele läßt noch einmal seine mächtige Stimme ertönen: „Großmächtigster Kaiser! Beim Gott meiner Väter, Du wirst noch heute Deinen Sinn umkehren, bevor die Sonne untergeht, und ich sage Dir, es wird wohnen bleiben mein Volk in Frieden, bis die Moldau den Hradschin hinauffließt!" Langsam und gemessenen Schrittes schreitet der Rabbi von dannen durch den Volkshaufen, der jetzt scheu und ehrerbietig vor dem gewaltigen Manne zurückweicht. — Der Kaiser aber vernichtete, noch ehe die Sonne unterging, den Befehl zur Austreibung der Juden.



„Hier ruht Rebb Löbele".

Merkwürdig, wie Rabbi Löbele's Leben, ist auch sein Tod. Es geht eine Sage, daß Nachts die Todten aufstehen und sich in die Synagoge begeben, um da zu beten. Sie nehmen die Thora aus der Lade, rollen sie auf und beginnen daraus den Wochenabschnitt zu „leinen", d. h. zu lesen. Es ist eine stumme, betende Gemeinde, kein Wörtlein hört man lallen, und wenn sich Einer, der zur Thora hinaufgerufen wird, durch die dichtgeschaarte Geistermenge bewegt, ist kein Schritt vernehmbar. Die ewige Lampe, die vor der Lade brennt, leuchtet dazu. Nur wenn Jemand im Ghetto sterben soll, wird sein Name drin laut aufgerufen, damit er sich zur Thora hinaufstelle. Früh Morgens muß deshalb der „Schulklopfer", der die Synagoge öffnet, dreimal mit dem Schlüssel an die Thüre pochen, damit die todte Gemeinde es wisse, daß die lebende zum Gebet einziehen will. Als Rabbi Löbele nun einst spät in der Nacht bei der Synagoge vorüberkam, hörte er sich drinnen bei seinem Namen zur Thora hinaufgerufen. Anfangs erschrickt er zwar, dann aber sagt er leise: „Schon?" und geht still nach Hause. Dort angekommen, spricht er:

„Golem, geh' und schick' nach dem Kabbronim (Todtengräber); ich werd' sterben!" Der dienstbare Geist fängt an zu zittern und sagt: „Rabbi, Du wirst leben!" Doch der Rabbi legte sich hin auf's Lager, um nicht wieder aufzustehen; am dritten Tage bestatteten ihn die Kabbronim auf dem „guten Ort", und sprachen andächtig: Boruch Dajin emes (Gelobt sei der gerechte Richter)! Den Golem aber hat Niemand mehr gesehen.

Da, wo in der ewigen Stadt einst das Theater des Marcellus in seiner ganzen altrömischen Pracht und Herrlichkeit stand, und wo noch heute die Trümmerreste dieses klassischen Bauwerks emporragen, da befindet sich der Mittelpunkt des Ghetto von Rom. Nicht mehr schauen die hohen Säulenschäfte auf den stolzen Römer herab, wenn er in langer faltiger Toga zu den Theaterspielen wallte; Jahrhunderte sind vorübergerauscht, und andere Völker haben Besitz genommen von den blühenden Gefilden Italiens und der Siebenhügelstadt. Und wo sonst um das Marcellustheater nur die wohltönenden Worte der lateinischen Sprache erklangen, da hört man jetzt nur die heiseren Stimmen feilschender Juden, deren Dialekt ein wunderliches Sprachgemisch bildet. Auf diesem kleinen Platze, der Piazza Navona, entfaltet sich ein wirres Durcheinander, das weder den Augen noch den Ohren wohlthut. Männer, auf welche Liebig's Ausspruch in Betreff des Seifenverbrauchs nur mit äußerster Vorsicht angewendet werden kann, Frauen und Kinder in liederlichen Lumpen, denen der Straßenkoth wenig mehr schadet, — das sind die handelnden Personen im Innern des Ghetto. Fahrende Weiber und verwegene Bettlergestalten vollenden das ewig wechselvolle, wenn auch nicht farbenprangende Bild der römischen Gemüsemarkt-Gegend.

Ein tiefgelegener, sumpfiger Moorgrund an der Tiber, der von den Brücken Ponte Sisto und Quatro Copi begrenzt wird, bildet das Terrain, auf welchem die jüdische Bewohnerschaft Roms sich zusammengefunden hat. Schmale, finstere Gäßchen, deren Häuser an Schmutz und Baufälligkeit selbst die ärmlichsten Hütten im Judenviertel zu Prag übertreffen, durchkreuzen sich und beherbergen ein Konglomerat von allerhand Unreinlichkeiten und Abfällen, welches den Fremden im höchsten Grade abstößt. Scheint nun gar die römische Sonne in diese Höhlengänge herein, so entwickelt sich ein Dunst, wie ihn weder die berüchtigtsten Gassen von Paris noch die von London erzeugen, und wie ihn nur Derjenige erträglich zu finden vermag, der hier, in diesen Höhlen aufgewachsen und auferzogen, sein troglodytisches Leben weiter führt. Und in der That, ein elendes, verkommenes Geschlecht fristet hier unter Mangel, Sorge und Arbeit ein mühseliges Dasein; da schleicht einer jener dunkeläugigen, schwarzhaarigen Israelssöhne aus der engen Pforte einer niedrigen Hütte; sein Gang ist gebückt und manche Last mag sein Nacken über den Tiberfluß getragen haben; auf seinen von Schmutz starrenden Talar wallt einer jener Bärte hernieder, bei deren Anblick, um mit Heine zu reden, „die Friseure zu verhungern fürchten;“ glutäugige Judiths und Rebekka's hocken neben Männern und Frauen, welche flicken, stopfen, schustern, schneidern und schnattern.

Genug! Hinweg aus der quetschenden Enge dieser Höhlen des Elends und sei es nur, um eine andere, wenn auch nicht wohlthuendere Luft zu schöpfen! Wir biegen ein in die benachbarte Gasse, welche, wenn sie gleich nicht so breit ist, daß ein deutscher Frachtwagen hindurchfahren kann, dennoch die Hauptverkehrsstraße, die Pulsader des Ghetto ist. Laden reiht sich hier an Laden, Magazin an Magazin, und was nur die Phantasie an alten Lumpen und geflickten Kleidungsstücken, an verrostetem Eisen, abgetragenem Schuhwerk und anderen Raritäten zu erfinden mag, das Alles beherbergt diese Bazarstraße,

deren Schaufenster mit den tausend Fetzen in wunderlichem Gemisch drapirt sind. In diesem Viertel hat die Armuth ihren bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen; selten, daß Der oder Jener, wie anderwärts, ein bedeutenderes Vermögen sich erworben hätte.



Marktplatz des Ghetto zu Rom.

Aber es ist nicht allein das tiefe Elend, welches auf den Bewohnern des Ghetto lastet, — noch mehr drückt sie mit Alpgewicht ihre Schutz- und Rechtslosigkeit darnieder, die jede freiere Lebensregung hemmt. Die „heilige Inquisition" hat hinlänglich dafür gesorgt, daß eine geistige, unzerstörbare Mauer zwischen Juden und Christen sich emporthürme, wenn auch die eigentliche Mauer, welche das Ghetto von den christlichen Wohnungen absperrte, bereits gefallen ist. Denn noch heute darf kein Jude in seiner Wohnung Christen beherbergen oder gar Christen in seinen Dienst nehmen; noch heute darf kein Jude mit Büchern oder Gegenständen handeln, welche dem Dienst der Kirche geweiht sind; noch heute muß das Begräbniß eines Juden ohne jegliche feierliche Ceremonie begangen werden; noch heute darf kein Jude ohne einen Paß des Großinquisitors sich von seinem Wohnorte entfernen oder eine Reise unternehmen. Die letzten ereignißschweren Jahre, welche Italien durchkämpft hat, beseitigten nur einen Theil des inquisitorischen Treibens, jenes Lauer- und Spionirsystems der Hierarchie Roms sammt seinen Kerkern und Martern und noch ist der Raub des in den Schooß der Kirche eingegangenen Judenknaben Mortara in frischem Angedenken.

Nach dieser Abschweifung in die Gegenwart versenken wir uns wieder in die düstern Zeiten des Mittelalters! Alle Sünden aufzählen zu wollen, deren sich die damalige Christenheit gegen das jüdische Volk schuldig machte, würde zu weit führen. Zu all' dem Schrecklichen trat noch der gräßlichste Aberglaube, jener Wahn, welcher sich bis in unsere Zeit noch nicht verloren hat, wie die greuelvolle Geschichte im Jahre 1840 darthut, als die Damascener Juden beschuldigt wurden, den plötzlich verschwundenen Pater Thomas zum Opferfeste geschlachtet zu haben! Jener Wahn gefiel sich in dem Glauben, daß die Israeliten bei derselben Veranlassung noch lieber Kinder raubten, um deren Blut während der Passahfeier zu verbrauchen, und diese Anklage erscholl immer lauter und häufiger, je scheuer die unglücklichen Verfolgten sich vor ihren Verfolgern zurückzogen.

Es fielen diesem greulichen Aberglauben Tausende des israelitischen Volkes zum Opfer. Erwartungsvoll stürzte die lauernde Habsucht auf die Güter der Gemordeten los, und was die Gewaltigen nicht an sich rissen, das behielten deren Werkzeuge!

Es würde weit über den Raum unseres Buches gehen, wollten wir aller Schreckensscenen gedenken, welche, durch Chroniken und andere Ueberlieferungen verbürgt, zu unserer Kenntniß gelangt sind. Den Judenmord zu Deggendorf, wie später ähnliche Greuel zu Passau, Regensburg, Würzburg, München, Oppenheim, Worms, Mainz, Frankfurt a. M., Zürich, Basel, Breslau, Prag, Wien beschreiben die Geschichtschreiber aus jenen Zeiten mit mehr oder weniger Ausführlichkeit und Behagen. Eine ganze Reihe fluchwürdiger Schandthaten hat derselbe finstere Aberglaube geboren, der in den jüdischen Rabbis blutige Opferdiener erblickt. Nur handelt es sich später noch darum, daß die Pariser, Passauer und Deggendorfer Juden sich nicht mehr mit dem Mord eines Christenkindes begnügt haben, sondern den Heiland selbst in dem Sinnbild der Hostie gemartert und geschändet haben sollten. Und abermals flossen bei jenen Anläßen im XIII. und XIV. Jahrhundert Ströme Blutes. Die Judengemeinden zu Röttingen, Würzburg und Nürnberg wurden während eines solchen gräßlichen Wüthens, das sich von Franken aus nach Bayern und ganz Oesterreich ausdehnte und 100,000 Juden das Leben gekostet haben soll, gänzlich vertilgt.

Vergebens fordert schon im Jahre 1247 Papst Innocenz IV. die Erzbischöfe und Geistlichen Deutschlands und Frankreichs zur Duldsamkeit und zum guten Beispiel auf. „Er habe", so sagt der Nachfolger des Apostels Petrus, „aus der thränenreichen Adresse der deutschen Juden vernommen, daß weltliche und geistliche Fürsten, Edle und Mächtige, um die Güter der Israeliten zu plündern oder an sich zu reißen, verschiedene Anklagen gegen die Verfolgten geschmiedet hätten, ohne zu bedenken, daß aus den hebräischen Urkunden die Zeugnisse für den geistlichen Glauben hervorgegangen seien. Sie dichteten den Juden fälschlich blutige Opferfeste aus den Herzen gemordeter Knaben an, und wo sich irgend ein Leichnam finde, bezeichne man die Juden als Mörder. Man entreiße ihnen schonungslos ihre Gerechtsame und ohne ein Geständniß, oder die Ueberführung ihrer Schuld erlangt zu haben, ihre Besitzthümer, peinige sie durch Martern aller Art und lasse sie den schmählichsten Tod erleiden, so daß die Kinder Israels unter christlichen Gewalthabern viel schlimmer daran seien, als unter den ägyp-

tischen Pharaonen. Endlich zwinge man sie, im Elend die Stätten zu verlassen, welche ihre Vorfahren seit undenklichen Zeiten bewohnt hätten. Das könne der Nachfolger Christi nicht billigen," so schließt der Papst sein Sendschreiben, „er halte vielmehr dafür, daß man sie gütig behandle und nicht unbillig belästige."

Vergebens! Diese echt christliche Sprache verhallte.... Während des XIII. und XIV. Jahrhunderts fanden überall in Frankreich wie Deutschland förmliche Kreuzzüge zur Vertilgung des „Geschlechtes der Gerechten" statt. Unter dem Namen „Armleder", so genannt, weil die dabei Betheiligten ein Leder am Arm trugen, rotteten sich 5000 Bauern zusammen und machten Schwaben, Elsaß und die geistlichen Fürstenthümer des Rheines zum Schauplatz entsetzlichen Blutvergießens. Niemand hat verzeichnet, wie viele Judenleben in Folge jenes Wüthens zu Grunde gegangen; wie zu Deggendorf, so wurde auch in Straubing und längs der Donau unbarmherzig fortgemordet. Während unter solchen Drangsalen die Kinder Israels nach Hunderttausenden hinsanken, meinten es die Könige von England und Frankreich noch gnädig, wenn sie dieselben wiederholt nur aus dem Lande trieben. König Philipp von Frankreich vorzüglich verstand es meisterhaft, mit den Juden umzugehen. Die Alten, Gebrechlichen und Kinder ließ er in seinen Gefängnissen umkommen, während den erwachsenen Männern und Weibern vier Wochen Zeit gegönnt wurden, ein Jeglicher mit zwölf guten Groschen das Land zu verlassen. Ihre sämmtliche übrige Habe wanderte in den königlichen Schatz und trug demselben viele Millionen ein. — Sehr richtig sagt L. Steub, dem wir in diesem Aufsatze mehrfach folgten: „Man konnte nicht ohne die Juden, aber auch nicht mit ihnen leben". Wie wahr Ersteres ist, beweist der Umstand, daß die Vertriebenen „auf allgemeines Verlangen" schon von dem Nachfolger des vorhin genannten Monarchen wieder zurückgerufen wurden, um im Jahre 1394 abermals in die Verbannung zu wandern.

Damit ist die Leidensgeschichte von Gottes „auserwähltem Volke" lange noch nicht zu Ende. Nicht genug, daß der schwarze Tod und furchtbare Pestzeiten wiederum viele Hunderttausende dieser „Verfluchten" hinweggerafft hatten, sie wurden auch für die Urheber jener verheerenden Seuchen angesehen. Ein gräßlicher Wahn brütete aus, das Pestgift sei von jüdisch-spanischen Schwarzkünstlern bereitet worden aus Spinnenleibern, Eidechsen oder Basiliskenfleisch, aus Christenherzen, Hostienteig und anderen unfaßbaren Dingen. Und als diese Drangsale vorüber waren, da wurden ihnen Brunnenvergiftungen, Zauberei, Hexenunfug und wie alle die Ausgeburten mittelalterlichen Aberglaubens heißen mögen, zur Last gelegt. Vergeblich erließ Papst Clemens VI. eine Bulle, welche die Abgeschmacktheit jener Beschuldigungen nachwies; er vermochte ebensowenig dem Greuel zu steuern, als die Landesherren, wenn sie wirklich einmal die Anstifter der Judenverfolgungen in Geldbußen nahmen, welche freilich nur in ihre Säckel fielen. Denn die so viel gepriesene Romantik des Mittelalters war weit davon entfernt, auch nur im Entferntesten daran zu denken, daß die Buße den Hinterbliebenen der gemordeten Juden hätte zufallen sollen.

Und wie die weisen Ermahnungen eines Innocenz IV., eines Clemens VI. verhallten, so erging es, wie wir gleich sehen werden, auch denjenigen ihrer Nachfolger, welche in den folgenden Jahrhunderten sich als Fürsprecher und

Beschützer der Juden zeigten, und die oben erwähnten gräßlichen Nachreden für Lug und Trug erklärten. Trotzdem daß man dem Heiligen Vater zu Rom in anderen Glaubensdingen unbedenklich beipflichtete, so waren jedoch alle von dorther gesprochenen Worte der Menschlichkeit eitel in den Wind geredet, gleichwie in unseren Tagen in Böhmen die Worte Derer wirkungslos verklingen, welche aus den Büchern der Geschichte darthun, daß man nicht durch Dragoner und Jesuiten Andersgläubige zu frommen Christen bekehrt. Doch darf es nicht Wunder nehmen, wenn die bestgemeinten Vorstellungen der Weisheit und Nächstenliebe beim niederen Volke nichts fruchteten. Hielten doch selbst wohlgesinnte Kaiser, wie beispielsweise ein Rudolf von Habsburg, obwol dieser durch einen offenen Brief die Mär vom jüdischen Abendmahl mit Christenblut für eine Erfindung erklärte, die Hochmeister der Juden um nichts besser als jeden anderen „Kammerknecht", also nur gut dazu, in Zeiten der Noth Geld und guten Rath dort zu schaffen, wo dieser theuer war. Ja Rudolf I. hielt den Rabbi Meier, einen vielbewunderten Gelehrten, sieben Jahre lang in Gefangenschaft, weil er einen von ihm beanspruchten Vorschuß nicht herbeischaffen konnte oder wollte! Vierzehn Jahre lang blieb selbst die Leiche des Meier von Rothenburg in kaiserlichem Gewahrsam, bis sie Süßkind Wimpfen von Frankfurt frei machte, um sie im Grabe seiner Väter zu Worms zur Ruhe gelangen zu lassen.

Druck und Verfolgungen nahmen mit jedem neuen Jahrhunderte neue Formen an. Allenthalben drohten den Ausgestoßenen Folter, Scheiterhaufen, Schwert, Rad und Galgen; Vertreibung, Brandschatzung und Plünderung wurde weidlich geübt, sobald ein herangewachsenes Geschlecht nur einigermaßen die Einbußen der Väter im Handel und Wandel wieder eingebracht zu haben schien und im fernen Spanien, ehemals dem gelobten Land der Juden, forderte mit unerbittlicher Wuth die Inquisition ihre Opfer, die nach Tausenden auf dem lodernden Scheiterhaufen ihr Leben aushauchten. Selbst die Gebeine Neubekehrter wurden aus den Gräbern gerissen und verbrannt, die Güter der Todten den Erben geraubt. Auch hier blieb, als Papst Sixtus Einhalt gebot, die apostolische Mahnung unbeachtet. Kaum mit dem Nöthigsten versehen, mußten 300,000 Israeliten das Land ihrer Geburt verlassen. Spanien verlor damals, so erzählt Prescott, den zwanzigsten Theil seiner gewerbfleißigsten und gebildetsten Bewohner. Wo sich die Vertriebenen hinwandten, mußten sie auch den gewährten Schutz mit schweren Opfern bezahlen. Unter der Bezeichnung Leibzoll, Kopf-, Juden-, Gewerbe- und Krönungssteuer u. a. mußten sie alle erdenklichen Arten von Abgaben entrichten; sie wurden von den Landesherren willkürlich verpfändet, verschenkt und von Neuem verjagt. Das Gesetz erlaubte, ihre Vergehen durch härtere Strafen, als jene, die bei andern Unterthanen angewandt wurden, zu büßen; für verdienstliche Handlungen der Juden gab es keine andere Anerkennung, als den Lohn eines guten Gewissens.

Die Monarchen von Frankreich, die deutschen Kaiser, die kleinen Fürsten, — keiner wollte hinter dem Andern zurückstehen. Forderte ein mächtiger König 100,000 Pfund Silber von der „Jüdischheit", so begnügte sich ein Herzog von Baiern mit einer Summe von 15,000 Gulden, gegen deren Erlegung er seine Unterthanen von allen Verbindlichkeiten gegen die Juden großmüthig

losſprach. Als Erzbiſchof Ruprecht von ſeiner Romfahrt nach Magdeburg zurückkehrte, hielt er es für gerathen, unter der Judenſchaft ſeine Reiſekoſten aufzubringen, und brandſchatzte ſie um mehrere tauſend Mark. Kaiſer Sigismund ſchrieb eine allgemeine Beſteuerung der „Kammerknechte“ aus, und die Judenſteuer verwandelte ſich alljährlich nicht ſelten in eine Judenhetze. Aus Spanien vertrieben, fanden die flüchtigen Kinder Iſraels nur gegen hartes Kopfgeld im benachbarten Portugal „auf Zeit“ Schutz, nämlich Duldung von je acht zu acht Monaten. In verſchiedenen Perioden mußten ſie auch hier die ſchwerſten Bedrückungen erleiden, ja im Jahre 1506 wurden ſogar 2000 getaufte Juden in Liſſabon auf's Grauſamſte hingemordet. Die Leiden der heimlichen Juden auf der pyrenäiſchen Halbinſel währten ohne Unterbrechung bis 1773, in welchem Jahre erſt die peinliche Unterſcheidung zwiſchen „alten“ und „neuen“ Chriſten aufgehoben ward.

Unter ſolchen unbarmherzigen Streichen ſank und ſiechte Jahrhunderte lang das Judenthum dahin. Seine geſellſchaftliche Stellung war die eines Ausgeſtoßenen. Auf den Straßen rief ihnen die Gaſſenjugend ihr: „Hepp! Hepp!“ zu, im Wirthshauſe ſpieen ihnen die ehrſamen Bürger in den Bart; in Frankfurt ſowie in Prag bewohnten ſie eigene Stadtviertel. Dort hauſten ſie in unſaubern Gebäuden und wurden von Tag zu Tag ſchmutziger und zerlumpter, denn je unanſehnlicher der „Amſchel“ oder „Itzig“ ausſah, deſto geringer war die Gefahr, daß die „Gojim“ allzuviel Geld bei ihm witterten.

Daß ſich das auserwählte „Volk Gottes“ unter ſolchen Umſtänden bis in unſere Tage charakterlos, unzuverläſſig, verſchmitzt, ja tückiſch zeigte, iſt nur der natürliche Rückſchlag jener grauſamen Verſündigungen von Seiten der Chriſten. Ja ſelbſt Wohlthaten, welche man ihnen erzeigen wollt·, ſchlugen oft genug ins Gegentheil um. Was wohlwollende Päpſte zum Schutze derſelben mit der einen Hand gaben, nahmen ſie nicht ſelten wieder mit der andern. Derſelbe Papſt, Julius III., welcher 1551 „allen chriſtlichen, weltlichen und geiſtlichen Perſonen verbot, Judenkinder zu rauben, ſolche ohne Einwilligung ihrer Eltern niemals in anderen als den vorgeſchriebenen Fällen zu taufen“, erzwang von ihnen alljährliche Beiſteuern zur Unterſtützung oder Unterhaltung dürftiger, abtrünnig gewordener Iſraeliten. In gleicher Weiſe und zu Gunſten Neubekehrter bedrängte ſie auch Paul IV., der ihnen weiterhin ſelbſt das ärztliche Praktiziren unterſagte, wiewohl die jüdiſchen Heilkünſtler noch zu den geſuchteſten Aerzten jener Zeit gehörten. Den immerhin noch mild geſinnten Stellvertretern des Apoſtelfürſten folgten aber Päpſte, die jede Art jüdiſcher Gelehrſamkeit verachteten, wie Gregor XIII., welcher die koſtbarſten talmudiſchen Schriften aufgreifen und haufenweiſe verbrennen ließ. Dem in Rom gegebenen Beiſpiel folgten übereifrig die weltlichen Fürſten. Ein Beſchluß des Reichskammergerichts vom Jahre 1555 ſchloß die Juden vom Genuß des Armenrechts aus, ja die Reichspolizei-Ordnung Karl's V. vernichtet „alle noch zu Gunſten der gemeinen Judenſchaft beſtehenden Freiheiten, nicht minder die Gerechtſame, welche ſie künftighin etwa noch erlangen möchten“. Die Feinde des Judenthums verſichern zwar, es ſei dies nur natürliche Folge des Mißbrauchs geweſen, den jüdiſche Geldwechsler und Wucherer mit der kaiſerlichen Verordnung getrieben, wodurch ihnen fünfzig

Jahre vorher gestattet worden war „ihre Baarschaften zu Zins und sonsthin zu ihrem Nutzen und Nothdurft um so viel höher, als den Christen nachgelassen worden, anzulegen". In Folge des Gebarens der Geldgierigen habe man zuerst sich damit begnügt, den Juden zu verbieten (1551), die Christen zu verklagen und erst dann zu härteren Maßregeln gegriffen, als der jüdische Wucher zu schlimmen Aeußerungen der Selbsthülfe Seitens der davon Betroffenen geführt. Man kann dies Alles zugeben, aber die Billigkeit erheischt denn doch nicht minder zu Gunsten der Verfolgten anzuführen, daß der Wucher christlicher Würdenträger, wie er während Jahrhunderte geherrscht, daß die Wirthschaft der Ablaßkrämerei der Päpste, daß die Wucherzinsen, welche sich Lombarden und andere italienische, deutsche, holländische und englische Geldwechsler christlichen Ursprungs zahlen ließen, kaum weniger den Unmuth und den lauten Aufschrei der Entrüstung Seitens der Zeitgenossen verursacht haben, als die schlimmsten Thaten der Juden, welche bei solcher Gelegenheit zugleich für Andere mit büßen zu lassen für ebenso bequem als vortheilhaft angesehen ward.

Während der Regierungsperiode Karl's V. sind, wie oben schon angedeutet, Bestimmungen bezüglich der Juden getroffen worden, die zum Theil darauf gerichtet waren, sie zu schützen: die Juden sollten hiernach äußere Kennzeichen tragen, sich des Ankaufs gestohlener Sachen enthalten, nur unter Aufsicht der Behörden Kontrakte schließen; während sie vordem nur fünf Prozent Zinsen zu nehmen berechtigt waren, erhöhte Karl V. den zugelassenen Zinsfuß, doch wurden, wie wir gesehen haben, diese Begünstigungen durch spätere Gesetze wieder aufgehoben. Weiterhin sollten sie nur mit Genehmigung der zuständigen Obrigkeit neue Synagogen errichten, sie sollten keine öffentlichen Aemter bekleiden dürfen, keinem Abtrünnigen hinderlich werden, oder ihn verfolgen, keinen Christen zum Judenthum herüberziehen, vielfach galt die Bestimmung, daß die Juden beim Schwören auf einer Schweinshaut stehen mußten.

Anders in Italien. Dort waren vor und während des Zeitalters der Entdeckungen eine Menge zu Geld und Einfluß gelangter Spanier und Portugiesen eingeströmt, und es gab sich dort ein Reichthum der Juden kund, wie nie zuvor. Der Handel war es, welcher die Einwandernden anlockte; Genua, Livorno, Venedig, Rom waren besonders die Plätze, die bei der Niederlassung bevorzugt wurden. Die Päpste, durchaus keine Verächter des Geldes, hatten diese Ansiedelungen vielfach begünstigt, und es waren erkleckliche Summen dafür in den geistlichen Säckel gefallen. Besonders glimpflich verfuhren die Päpste Paul III. und Pius IV.; indeß machte sich der fromme Eifer des Ersteren doch nach einer andern Seite geltend, indem er die oben genannte Bekehrungsanstalt für die Juden errichtete, und die eigenthümliche Bestimmung traf, daß jedem christlichen Gottesdienste eine Anzahl Juden beiwohnen mußten.

Paul IV. dagegen, der Vorgänger des letztgenannten Oberhirten, der wegen seiner Religionsstrenge selbst in der Christenheit keine besondere Liebe genoß, ließ auch die Juden seine harte Hand fühlen. Was war von der Leidenschaftlichkeit eines Mannes zu erwarten, der sich wegen seiner Unbeugsamkeit in politischen Dingen sogar mit dem mächtigen Philipp II. verfeindete? Der schreckliche Alba selbst, der doch vor Niemand gebebt, gestand, nachdem er in

Rom vor Paul IV. getreten, daß er nie das Angesicht eines Menschen so gefürchtet habe, als dasjenige jenes Greises. Paul baute nicht, wie seine kunst- und prachtliebenden Vorgänger, Säulenhallen, Loggien und Bildergalerien, aber er baute einen Zwinger mit Mauern und Thoren, und darein sperrte er die Juden. Das Ghetto von Rom ist sein architektonisches Denkmal. Er hob indeß nicht alle Privilegien der Juden auf, untersagte ihnen aber mit aller Strenge, je mit einem Christen in einem Hause zusammenzuwohnen, christliche Dienstboten zu halten, mehr als eine Synagoge in jeder Stadt zu haben und sich ohne ein grünes Kennzeichen auf dem Oberkleide öffentlich zu zeigen.

Auch der tyrannische Pius V. mochte von den Juden nichts wissen. Er erklärte sie für Spitzbuben, Zauberer, Kirchenschänder und verjagte sie aus seinen Staaten, mit Ausnahme Roms und Ancona's. Während Gregor XIII. sich mit Leidenschaftlichkeit der Judenbekehrung zuwandte, brach endlich Sixtus V. (Peretti) wieder die alten Schranken. Er, der als Knabe in Montalto die Schweine hütete, und als Greis über Fürsten und Völker gebot, füllte Rom mit so vielen Werken, daß sein Name dort allerorten wie ein Echo dem Wanderer entgegenschallt. Dieser Papst gestattete den Juden wieder freie Wohnung, überall freien Handel, freie Religionsübung und gleiches Recht mit Christen. Freilich nahm er nie Anstand, rund heraus zu sagen, daß hierbei der Geldvortheil ihn leite, aber Papst und Jude befanden sich wohl dabei. Auch war er einer Schmeichelei nicht unzugänglich. Ein französischer Jude widmete ihm ein enthusiastisches Lobgedicht, und erhielt dafür von dem dankbaren Papst die Erlaubniß, in Rom eine Seidenfabrik anlegen zu dürfen.

Clemens VIII. beschränkte die Juden wieder auf Rom, Ancona und Avignon; doch darf man nicht etwa annehmen, daß diese Bestimmung buchstäblich befolgt worden wäre; denn es fehlte in den päpstlichen Staaten nirgends an Synagogen. Außerdem waren die Juden durch die Ausbeutung des schon durch Pius IV. angenommenen Freihandelssystems reich geworden und erfreuten sich daher eines bedeutenden Einflusses bei dem Stuhl Petri. Die Päpste dagegen bedurften der Juden nur allzuoft, um Geld zu erhalten, und gestatteten ihnen daher 15 bis 18, ja wol gar 24 vom Hundert zu nehmen. Die Ueberfüllung der jüdischen Kassen fand dann einen immer offenen Abzugskanal nach dem Säckel des heiligen Stuhls. Uebrigens rechtfertigte sich die Höhe jenes Zinsfußes durch die damaligen Verhältnisse, sowie den zeitweiligen Geldmangel in Italien.

Auch in Piemont genossen die Juden mancherlei Freiheiten, und geradezu blühend war gegen den Ausgang des XVI. Jahrhunderts der Zustand derselben in Venedig, Florenz, Pisa, Livorno, hauptsächlich durch die große Geschäftstüchtigkeit eingewanderter Portugiesen. In der letztgenannten Stadt bewilligte ihnen Großherzog Ferdinand I. vollkommene Handelsfreiheit, womit der Stadt ungemein genützt ward. In Neapel, wo sie sich seit dem Jahre 1200 niedergelassen, trieben sie meist das Gewerbe der Geldwechsler und befanden sich wohl dabei; in allen Städten Calabriens fand man Giudecche (Judenstraßen). Fehlte es auch dort nicht an Beispielen willkürlicher Unterdrückung, so stehen doch diese Akte der Ungerechtigkeit vereinzelt da, und die Juden sind im Ganzen nicht sonderlich belästigt worden.

Dieser Zeitraum lebt fort im Gedächtniß der Kinder Israels als die Periode der Blüte jüdischer Entwickelung in Italien, nicht nur in Bezug auf Handel und Industrie, sondern auch in Betreff des wissenschaftlichen Lebens, welch letzteres ganz vornehmlich durch die dort ansässigen Portugiesen gefördert wurde. Gelehrte Werke auf dem Gebiete der Philosophie, der Sprachwissenschaft, der jüdischen Theologie, der Arzneiwissenschaft entstanden und haben ihren Urhebern einen bedeutenden Namen gesichert; die aufblühende Buchdruckerkunst trug das Ihrige dazu bei, um schnell und überallhin diese Geisteserzeugnisse zu verbreiten.

So war der Zustand der Juden in Italien, während dieselben in Deutschland in Folge ihres Schachers allgemeinen Haß auf sich geladen hatten, so daß es zum Sprüchwort wurde: „Felix est civitas, in qua non est Abraham, Nimrod et Naeman; d. h. glücklich ist der Staat, wo kein Jude, kein Tyrann und kein Aussätziger wohnt. Freilich bildeten aber auch in Italien die nimmer ruhenden Bekehrungsmaßregeln der Päpste den dunklen Hintergrund zu dem entrollten Lichtbilde. Der schon oben erwähnte Gregor XIII. befahl (1584), daß den Juden das Christenthum gepredigt würde, und daß dieselben nach zurückgelegtem zwölften Jahre gezwungen sein sollten, die Predigten anzuhören. In Rom wurde eigens zu diesem Zwecke eine Kirche gebaut, und am Schabbes mußten die Juden zwischen 1 und 2 Uhr daselbst erscheinen. Viel ist indeß durch diese Glaubenspropaganda nicht erzielt worden; denn die Juden leisteten zwar Gehorsam; damit jedoch die christlichen Ermahnungen sie nicht berückten, stopften sie sich die Ohren zu, räusperten, flüsterten und plauderten während des Vortrags. Ein Büttel mußte endlich mit einem Stocke in der Hand auf- und abgehen, um die Ruhestörer zur Ordnung zu verweisen und sie zu bedeuten, die Ohrenpfropfe zu entfernen; aber feierliche Stille ließ sich bei den eben so widerspenstigen wie geschwätzigen Hebräern niemals herstellen. Gewalt war überhaupt zu keiner Zeit der rechte Weg zu Bekehrungen. Auch Dr. Luther meint, man solle in Religionssachen glimpflich mit den Juden umgehen. Sein Rath ist praktisch und schlußfest: „um sie zu reformiren, gebe man ihnen Flegel, Axt, Karst, Spaten, Rocken, Spindel in die Hand, daß sie ihr Brod verdienen im Schweiße der Nasen".

In den schlimmen Zeiten des dreißigjährigen Krieges und nachher sank mit der allgemeinen Ehrbarkeit und Tüchtigkeit der Stadtbewohner sowie des Volkes auf dem flachen Lande in Deutschland der verachtete Jude von der niedrigen Stufe, auf welcher er sich ohnehin schon befand, hinab zur untersten. Gar trefflich verstand man zu jener Periode allgemeiner Rechtslosigkeit die Kunst, den erbärmlichen „Jüd" zu brandschatzen, — trotz aller seiner Schlauheit. Darf es Wunder nehmen, wenn dieser Das, was man an ihm verübte, Diejenigen wieder empfinden ließ, welche in seine Hände geriethen. Was hat die christliche Gesellschaft während Jahrhunderten gethan, um den jüdischen Paria dahin zu bringen, sie zu lieben oder zu achten? Was konnten die Rechtlosen, nach allen Greueln unseliger Verfolgungssucht, von den Bekennern der Religion der Liebe und ihren Dienern denken? Da sie nirgends Menschlichkeit, nirgends Recht und Vorurtheilslosigkeit fanden, so schien es ihnen thöricht, Beides zu üben, denn es war keine Hoffnung des Rückersatzes da. So wucherte und schacherte der Jude also fort mit allen Pfiffen und Kniffen einer Erfahrung von Jahrhun-

derten, so ward er kriechend wie ein Wurm, hartherzig wie ein Stein und ließ Keinen mehr aus den Krallen, den er einmal gefaßt hatte.

Eine trübe Zeit brach über die Juden fast aller Länder herein, als die Rolle des Schabbathai Zewi, eines Mäklers Sohn aus Smyrna, ausgespielt war. Schon mit dem fünfzehnten Jahre hatte der äußerst befähigte Jüngling die talmudischen Studien völlig inne, und mit achtzehn Jahren lehrte er bereits die Kabbalah. Männer und Jünglinge lauschten seinen Worten. Durch und durch Mystiker, behauptete er, stets von Wohlgerüchen duftend, die drei Erzväter hätten ihn gesalbt. Endlich, in seinem vierundzwanzigsten Jahre (1648), kam er zu der Ueberzeugung, daß er der ersehnte Messias sei, welcher Israel aus den Klauen des Islam und der Christenheit erlösen werde. Von nun an ist sein Lebenslauf eine ununterbrochene Kette von Abenteuern, mit deren Erzählung man einen starken Band zu füllen vermöchte. Die Lehren, die er predigte, zündeten aller Orten, und seine Anhänger zählten nach Tausenden. Kein Wunder, wenn im allgemeinen Rausche und Fanatismus, in der geträumten Siegesgewißheit, bald im alten Zion einzuziehen, der Haß gegen die Christen sich durch Uebereilungen schlimmster Art Luft machte, wenn Aussprüche alter Gelehrten, wie der des Averroes al Avicenna, zur tagesläufigen Redensart wurden: „Diejenige Religion hasse ich, die sich ihren Gott selbst macht und dann verzehrt.“ Die frecheste Verspottung des heiligen Abendmahls, fußend auf solcher Lehre, gab sich in den Worten kund: „Der Goi hat den Thola geachelt“ (der Christ hat den Gekreuzigten gegessen). Edikte über Edikte erließen die Päpste gegen die Anhänger des neuen Schabbathaismus; aber alle ihre Bannbullen würden Nichts ausgerichtet haben, wenn die trügerischen Lehren nicht den Keim ihres Unterganges in sich selbst getragen hätten. Indessen will man wissen, daß noch heutiges Tages Anhänger der in einen Geheimbund ausgearteten Sekte leben, deren Vorsteher eine Medaille bei sich tragen, durch welche sie sich zu erkennen geben.

Im XVII. und XVIII. Jahrhundert sank allmälig auch der verhältnißmäßig noch immer im Ganzen befriedigend gewesene Zustand der römischen und italienischen Juden in Folge von Bedrückungen und Beschränkungen, die immer größere Ausdehnungen annahmen. Dagegen stand die Judenschaft in den Niederlanden, wo, Dank der errungenen Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen, die im Jahre 1603 aus Spanien und Portugal Vertriebenen Asyl und Schutz fanden, in Achtung und Ansehen, ja sie war auf der damals einzigen Stätte der europäischen Glaubensfreiheit im Laufe der Zeit zu einer menschenwürdigen Lebensstellung gelangt. Auch in England hatte sich die Lage der Israeliten gebessert, nachdem dieselben an dem allmächtigen Oliver Cromwell einen Beschützer gefunden. Der gewaltige Mann rühmte sich unverholen der Freundschaft des gelehrten Rabbi Manasses Ben Israel von Amsterdam und rief die Juden aus langjähriger Verbannung nach England zurück. Aber der Traum eines Gottesreiches, welches seinen Richter und Führer im Sinne des Alten Bundes in Cromwell, dem Protektor — seinen heiligen Sänger in Milton, dem Dichter des verlorenen und wiedergewonnenen Paradieses, hatte, dauerte nur zehn Jahre, und ihm folgten, wie in der Bibel, die Könige: die katholischen

Stuarts, die protestantischen Hannoveraner, unter welchen es den armen Juden in England nicht besser ging, als ihren Brüdern anderswo. Noch unter Georg II. führte der im Jahre 1723 gemachte Versuch, ihnen wenigstens einen Schein von Heimatsberechtigung zu geben, in dem Lande, in welchem sie nun wieder volle hundert Jahre gelebt hatten, beinahe zum Aufstand. Große Volkshaufen wogten durch Londons Straßen und schrien: „Nieder mit den Juden!"

Erst gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts hörten allgemein auch die Streiche auf, welche die Unbildung, Unbarmherzigkeit und Rechtsverachtung früherer Zeiten dem Lebensbaum des auserwählten Volkes beigebracht hatten. Indessen verbesserten sich die bürgerlichen Zustände der Judenschaft, während jenes Jahrhunderts, das Ueberschätzung als dasjenige der Aufklärung bezeichnet, in kaum merklicher Weise. Ueberall waren und blieben die Juden mißachtet.

Verhältnißmäßig am Besten erging es ihnen unter den Ungläubigen in der Türkei, in Syrien, Aegypten und den Barbaresken-Staaten, wo sie in gleichem Maße wie die Bekenner der anderen Religion zeitweiliger Mißachtung sowie den Erpressungen der Pascha's oder der Insolenz der Janitscharen, Mameluken u. s. w. ausgesetzt waren. Dagegen hatten sie in den skandinavischen Reichen mancherlei Erleichterungen erfahren, ja in Rußland, freilich nur zeitweilig, namhafte Freiheiten und Gunst genossen. Doch dauerten die guten Tage hier niemals lange. Noch unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth fand eine grausame Verfolgung der Kinder Israels statt, in deren Folge 35,000 Juden aus dem Lande getrieben wurden. Besser erging es denselben in Lithauen und Polen. Schon während des XIII. Jahrhunderts waren sie in der Adelsrepublik zu gewissen Vorrechten gelangt. Dort hatte sich, wie heute noch immer, das gemeine Volk daran gewöhnt, in dem geschäftigen Hebräer den allgemeinen Vermittler zu erblicken, in der That nicht selten der einzige Handelsmann, der nach den entferntesten Orten hin den Verkehr unterhält und dort seit Jahrhunderten eben so oft als ein Wohlthäter gepriesen, wie eine Landplage gescholten wird. — In Frankreich wurde 1779 den Juden der „Leibzoll" erlassen und durch die siegreiche Revolution ihnen im Jahre 1791 das Bürgerrecht und freie Glaubensübung zugesichert.

Erst seit der „Erklärung der allgemeinen Menschenrechte" ist eine stetige Hebung des Judenthums in den Ländern des mittleren Europa bemerkbar. Dieselbe Toleranz, zu der sich das revolutionäre und später das kaiserliche Frankreich bekannte, hatte schon 50 Jahre früher Preußens großer König Friedrich II. zu einem Staatsgrundsatz für sein Land erhoben durch die schönen Worte der Duldung: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden"; doch erst das Edikt vom 11. März 1812 gewährte den preußischen Israeliten beinahe vollständige Gleichstellung mit den Christen. Die freiheitsliebende Schweiz allein hat während der Herrschaft der Geschlechter den Verfolgten geringe Duldung bewiesen, und erst seit neuerer Zeit bekennt sich die Mehrzahl der Kantone zu menschenfreundlicheren Ansichten.

Erst von Frankreich aus sollte auch wieder ein erfrischender Hauch die stagnirende Luft Italiens durchwehen. Wie Paul IV. durch Errichtung des römischen Ghetto sich in der Geschichte des Judenthums einen traurigen Nachruhm erworben

hat, so wird von demselben Volke der Name Napoleon I. hochgefeiert, der, nach langen Jahren, durch die Errichtung des „Großen Sanhedrin" den Juden ihre Menschen- und Staatsrechte zurückgab. Besonders segensreich bemerkbar machte sich der Umschwung der Dinge in Italien und vornehmlich in Livorno, woselbst für treffliche Schulen und sonstige Bildungsanstalten reichlich gesorgt wurde. Bald nachher, im Jahre 1811, wurde auch das jüdische Konsistorium zu Rom eingesetzt; aber seine Wirksamkeit sollte nur von kurzer Dauer sein, denn mit der Rückkehr des Papstes traten fast alle alten Judengesetze wieder in Kraft, und der alte Druck begann von Neuem. Die Thore des Ghetto, welche nur kurze Zeit geöffnet waren, wurden wieder gesperrt, und seit dem Jahre 1823 mußten sich jeden Sabbath 300 Zuhörer (wenn sie die Reihe traf) zu unfruchtbaren Bekehrungspredigten einstellen. Leo's XII. Verordnungen tragen durchweg den Stempel bedauerlicher Unduldsamkeit an sich, ja im Sommer des Jahres 1829 hätte das gebildete Europa schier das Schauspiel einer Judenverjagung aus dem Kirchenstaate erlebt, wenn das Projekt glücklicher Weise nicht schließlich doch an der praktischeren Anschauung der Dinge gescheitert wäre, wonach geltend gemacht ward, daß der jüdische Trödel und noch mehr der israelitische Großhandel der Staatskasse denn doch nicht übele Sümmchen einbrächten.

Unter der Regierung Pius' IX. sind die Mauern des Ghetto gefallen; die Juden werden nicht mehr gezwungen, bei den Karnevalsfesten zur Ergötzlichkeit des hohen und niedern Pöbels mit Büffeln, Pferden und Eseln um die Wette zu laufen; nicht mehr braucht alljährlich die Judendeputation auf's Kapitol zu ziehen, um dort von dem Oberhaupt der Christenheit die Erlaubniß zu einem einjährigen Aufenthalt zu erflehen und sich gnädiglich mit einem Fußtritt verabschieden zu lassen: aber noch werden Jahre vergehen, ehe es gänzlich licht wird in den düstern Räumen des Ghetto, ehe der Druck aufhört, der sich wie ein Alp auf die Gemüther gelegt hat, und ehe der befreiende Augenblick kommt, der auch den armen Ghettojuden das Sonnenlicht der vollen Freiheit zu Gute kommen läßt!

Die Emancipation der Juden ist heute eine vollendete Thatsache, Dank einem Napoleon I.; Dank den Bestrebungen Oesterreichs und Preußens. Heute stehen die Juden, deren Anzahl man auf etwa 4 Millionen schätzt, bei allen Völkern, wo ihre innere Erhebung durch Druck und Entwürdigung nicht geflissentlich niedergehalten wird, den übrigen Staatsangehörigen an geistiger Begabung, Bildung und Sitte kaum nach. Fast allenthalben haben die Regierungen eingesehen, daß man auch den Israeliten bürgerliche Freiheit, den Besitz eines Vaterlandes, Theilnahme am allgemeinen Recht, an der Uebung bürgerlicher Pflichten einräumen müsse: Alles unveräußerliche Güter für die gehaßten, gemiedenen, lange genug verfolgten Kinder unglücklicher Vorfahren; zugleich aber auch neue Aneiferung, neue Zielpunkte des Strebens, der Wissenschaft und Kunst, neue Mittel des Erwerbes; daß fortan nicht mehr die Noth der Unglücklichen ausgebeutet werden dürfe, sondern daß sie aufgemuntert werden sollten, in die allgemeine Thätigkeit einzugreifen, mitwirkend zum Wohlstande und Lebensgenuß Aller. Niemand erlangt jetzt noch die Achtung seiner Glaubensgenossen durch die Schwere der Geldbeutel, wenn nicht der Ursprung des erworbenen Vermögens

rein und makellos ist; und obwol sich der Einfluß des Kapitals in allen Verhältnissen und an allen Orten geltend zu machen versteht, so weiß man doch die Nothwendigkeit von der Achtung zu trennen. Letztere gebührt nur dem Biedermanne, sei er Jude oder Christ.

Die heutige überaus verbesserte Lage der Kinder Israels haben die zahlreichen Prediger der Menschlichkeit während vieler Jahrhunderte vorbereiten helfen. Die „Emancipation der Juden" hat unglaubliche Schwierigkeiten verursacht, denn man muß gestehen, daß leider ein guter Theil der Israeliten das edle Blut verleugnet, welches in ihren Adern rollt. In den Schmutz und die Gemeinheit des Lebens hinabgesunken, verdient der Jude nicht überall in demselben Grade die allgemeine Theilnahme, als die ungewöhnlichen Fähigkeiten dieses orientalischen Stammes Würdigung beanspruchen dürfen.

Die übergroße Mehrzahl des Volkes des „Alten Bundes" denkt bis zur Stunde fast nur an Handel und Schacher, oder es unterweist gegen schwere Zinsen rathlose Staatsmänner in der Kunst, Millionen aus dem Erdboden zu stampfen, ohne daß sie sich hierbei gänzlich ausgeben. Indessen nicht die Geldbarone, nicht der polnische Handelsmann im Kaftan oder der schmierige „Landjüd" mit dem Schnappsack ist es, den wir als Vorbild heranziehen wollen — das wunderbar regsame Volk der Hebräer sieht sich im Besitz eines unversiegbaren Bornes von Geisteskraft und Hochsinn, die sich kund geben auch auf jenen Gebieten, auf welchen die Humanität ihre schönsten Siege feiert und wo die Menschheit ihre Ideale sucht, auf den Gebieten der Wissenschaften und der Künste, vor Allem aber innerhalb des Kreises der Wohlthätigkeit und Nächstenliebe.





Salomon Heine in Hamburg.

2. Salomon Heine in Hamburg,
einer der vorzüglichsten Menschenfreunde seiner Zeit.

Unter den Männern des Reichthums, die sich im Laufe unseres Jahrhunderts nicht nur durch außerordentliche Geschäftstüchtigkeit, sondern auch durch gleichzeitig weise Benutzung ihrer erworbenen Schätze im Dienste der Wohlthätigkeit und Nächstenliebe ausgezeichnet haben, nimmt Salomon Heine, der Begründer des großen Hamburger Bankhauses, eine sehr hervorragende Stellung ein. Was heut noch für den europäischen Geldmarkt die Firma des Hauses Rothschild bedeutet, das galt der Klang seines Namens für die Geschäftswelt des großen norddeutschen Handelsplatzes. Noch mehr aber strahlt sein Name in der Chronik der alten Hansestadt durch die menschenfreundliche Gesinnung, mit welcher Heine jedes Werk und Unternehmen der Wohlthätigkeit entgegenkommend und reichlich unterstützte. So manche Thräne ist im Stillen durch die hülfreiche Hand jenes israelitischen, aber in wahrhaft christlicher Liebe eifrigen Wohl-

thäters getrocknet worden, so manches größere und allgemeine Werk der Mildthätigkeit von ihm unterstützt, ja so manche großmüthige Anstalten sind gestiftet, die seinen Namen als den eines Ehrenmannes, wie sich nur wenige finden, der spätesten Nachwelt überliefern werden. Zwar hat das von ihm begründete Bankhaus durch den im Sommer 1865 erfolgten Tod seines kinderlosen Sohnes und Erben Karl Heine, der dem edlen Beispiel des Vaters nachstrebte, seinen Abschluß erreicht, aber die vom Vater gestifteten und von dem Sohne reichlich bedachten Wohlthätigkeitsanstalten werden zu den spätesten Zeiten in Hamburg noch segensreich fortbestehen und ihre Insassen werden jenen Namen in Ehren halten, der an zwei Männer erinnert, welche als Bekenner des mosaischen Gesetzes lebten und starben, wegen ihrer Handlungsweise aber auch jedem Christen als Muster aufgestellt werden können.

Salomon Heine, im Jahre 1767 in Hannover geboren, war der Sohn armer jüdischer Eltern. Arm an Geld und Glücksgütern, war er aber um so reicher mit gesundem Verstande, mit einem festen Willen und der Lust zu tüchtigem Schaffen ausgestattet. Diese Gaben erhoben ihn in die Klasse jener neidenswerthen Sterblichen, welche stolz von sich sagen dürfen, mit eigner Hand die Barke gezimmert zu haben, worin sie über den Strom des Lebens fahren.

Im Alter von 17 Jahren verließ der junge Heine seine Vaterstadt, und trat, wie er später oft mit Stolz erzählte, im Besitze von 16 Groschen und einem Paar Lederbeinkleider seine Reise nach der großen Handelsstadt an, um dort sein Glück zu suchen. Wohl wußte er, daß weder reiche Verwandte noch Freunde oder Gönner seiner warteten, dessen ungeachtet war er voll frischen Vertrauens, und sein gesunder Verstand, seine Arbeitslust weckten in seinem Gemüth zuversichtliche Hoffnungen. Sein Beispiel zeigt, was ein fester Wille und große Geisteskraft, mit Rechtschaffenheit gepaart, zu leisten vermögen; denn der junge Heine, welcher im Jahre 1784 in Hamburg auf einem Leiterwagen einzog, auf dem er aus Mitleiden aufgenommen war, und welcher damals nur die nothdürftigsten Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen besaß, starb am 23. Dezember 1844 im Besitz eines Vermögens von mehreren Millionen. Wahrlich, ein solches Beispiel ist gewiß dazu angethan, den Muth eines jungen Mannes bei seinem Emporstreben zu beleben und ihn allen Schwierigkeiten oder Hindernissen gegenüber aufrecht zu erhalten!

Bald nach seiner Ankunft in Hamburg hatte Salomon Heine das Glück, in einem Bankhause ein Unterkommen zu finden, wo er zunächst für allerlei untergeordnete Beschäftigungen verwandt wurde. Nachdem er sich aber durch gute Aufführung, durch Fleiß, Beweglichkeit und Unverdrossenheit sowie durch seinen natürlichen gesunden Scharfblick ein gewisses Vertrauen erworben hatte, wurde er alsbald mit dem Umhertragen und Einkassiren der fälligen Wechsel beauftragt. Während dieser Zeit war er bestrebt, sich auch im Rechnen und Schreiben und in entsprechenden Comptoirarbeiten immer mehr zu vervollkommnen, was ihm später eine bessere Stellung in dem damals zu Hamburg sehr angesehenen Banquiergeschäfte von Popert verschaffte. Hier war ihm nun hinlängliche Gelegenheit geboten, sich mit dem Bankwesen gründlich vertraut zu machen, und er verließ auch jenes Haus nicht eher, als bis er Veranlassung

fand, ein eigenes Geschäft zu begründen. Dies that er in Verbindung mit dem Wechselmakler Halle, dessen Sohn, Dr. Halle, ein großer Rechtsgelehrter und als Präses des Hamburger Handelsgerichts später eine Tochter von Heine heirathete, nunmehr aber ebenfalls, am 27. Januar 1866, verstorben ist. Als Associé jenes Wechselmaklers lernte Salomon Heine das Maklergeschäft in seinem ganzen Umfange kennen, so daß er später befähigt war, selbständig ein Wechselmakler-Geschäft zu übernehmen. In dieser Stellung entwickelte er eine so große Umsicht und Rührigkeit; auch bewies er ausnahmslos eine solche Redlichkeit, daß ihm das allgemeinste Vertrauen zu Theil wurde, während man zugleich seinem offnen und treuherzigen Charakter volle Hochachtung zollte.

Im Alter von dreißig Jahren legte er den Grundstein zu seiner späteren finanziellen Größe; aus dem Wechselmakler ging der Banquier Salomon Heine hervor. Er gründete mit seinem Geschäftsfreunde Heckscher ein Bankhaus, in welches später noch die Herren Levin Hertz und Jakob Oppenheimer als Theilnehmer eintraten. Die Unternehmungen dieses rasch emporblühenden Geschäftshauses mögen allerdings von der kommerziellen Lage Hamburgs, wie sich dieselbe zu Ende des vorigen Jahrhunderts gestaltete und in gewissem Sinne auch von den politischen Verhältnissen sehr begünstigt gewesen sein. Gleichwol werden hierdurch die persönlichen Verdienste Salomon Heine's, welcher die eigentliche Seele des Geschäftes bildete, nicht im Mindesten beeinträchtigt. Denn um jene Verhältnisse mit Vortheil ausbeuten zu können, war ein scharfer Blick in die Sachlage und eine richtige Berechnung aller gebotenen Chancen, ferner eine so unermüdliche Thätigkeit und geschäftliche Solidität erforderlich, Eigenschaften, welche sich gerade in Salomon Heine sammt und sonders vereinigten. Von gleich günstigen Umständen gefördert erwarben sich damals viele Hamburger Häuser großen Reichthum, aber sie wurden meist von Salomon Heine überragt, der ohne jedes Grundkapital begann, aber reich an kaufmännischen Talenten, die er trefflich zu verwerthen wußte, und welche sein Haus zur ersten Geldmacht in Hamburg und im nördlichen Deutschland emporsteigen ließen.

In alten Zeiten war bekanntlich aller Handelsverkehr auf reinen Tausch gegründet, und seine erste wesentliche Umgestaltung erfuhr der Handel dadurch, daß man nach und nach allgemein übereinkam, die edlen Metalle als gemeinschaftlichen Werthmesser zu benutzen. Ein neuer und nicht minder bedeutungsvoller Faktor für die Erleichterung der Handelsgeschäfte kam aber während der Blütezeit der römischen Republik zur Geltung: das Kreditwesen, welches im Laufe der Zeiten mit dem wachsenden Verkehr immer größere Ausdehnung gewann und später eigene Vertreter oder Vermittler in den Banken und Banquiers erhielt. Je bedeutender nun der Handelsverkehr an einem Orte war, um so großartiger und gewinnreicher mußten sich daselbst auch die Bankgeschäfte herausstellen. Gerade in solcher Beziehung ließ aber Hamburg zur Zeit, als Salomon Heine sein Bankgeschäft gründete, nichts zu wünschen übrig. War diese Stadt auch von jeher schon durch ihre Lage einer der bedeutendsten Handelsplätze Deutschlands gewesen, so bewirkten doch erst die Folgen des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes und der ersten französischen Revolution, daß auf Grund einer wesentlich veränderten Richtung des Weltverkehrs

sich Hamburg geradezu zum ersten Handelsplatze des Kontinentes von Europa erheben konnte. Der aus den genannten Ereignissen sich entspinnende Krieg zwischen England und Frankreich machte nämlich nicht blos dem Handel dieser beiden Länder mit einander, sondern auch dem Kolonialhandel Frankreichs ein Ende. Nachdem aber Holland von den Franzosen erobert war, setzte sich England in den Besitz der niederländischen Kolonien in Ost- und Westindien, und die holländischen Schiffe mußten auf ihre gewinnreichen Seereisen verzichten. In Folge dessen flüchteten nun viele Franzosen und Holländer nach Hamburg und trugen hierdurch wesentlich dazu bei, diesen Ort zu einem Hauptstapelplatz für den europäischen Kontinent zu gestalten. Schon im Frühling des Jahres 1792 trafen mit einer einzigen Flut nicht weniger als 21 Schiffe ein, reich beladen mit Waaren aller Art, welche deren Eigenthümer, Franzosen und Holländer, zu Hamburg in Sicherheit zu bringen suchten. Die Zufuhr einer so bedeutenden Waarenmasse hatte bald eine Erweiterung Hamburgs auf der südlichen Seite zur Folge, insofern daselbst neue Waarenlager und Magazine errichtet werden mußten. Seit dem Jahre 1795 aber, wo Holland unter französischem Einfluß sich in die batavische Republik umwandelte, ging der Handel, welchen bis dahin Amsterdam und Rotterdam den Rhein hinauf nach Deutschland, Frankreich und der Schweiz betrieben hatten, fast ganz auf Hamburg über, das von jener Zeit an die genannten Länder und zum Theil sogar Italien mit den erforderlichen Kolonial-Produkten versorgte. So kam es, daß namentlich während der Jahre 1792 bis 1797 Hamburg überaus glänzende Geschäfte machte und sein Wohlstand sich von Tag zu Tage mehrte. Ja, man beschränkte sich nicht mehr auf den Vertrieb der Waaren, welche von London aus an Hamburger Häuser konsignirt wurden, sondern knüpfte, den eifersüchtigen Briten zum Trotz, nunmehr selbst direkte und gewinnreiche Verbindungen mit den überseeischen Kolonien an.

In diese Glanzperiode Hamburgs fällt die Gründung des Bankgeschäftes von Heine, welches in kurzer Frist bereits so erstarkte, daß es eine, kaum zwei Jahre darauf folgende schwere Handelskrisis überstehen konnte. Es war ein großes Glück für das junge Geschäft und gewiß auch ein glänzendes Zeugniß für die kaufmännische Tüchtigkeit, Solidität und Intelligenz seines Gründers, denn mit harten Verlusten traf die Kalamität damals alle Betheiligte. Hamburg allein verlor an 30 Millionen Mark Bko., und an diesem Platze wie in Bremen zusammen kamen gegen 200 Handelshäuser zu Fall. Die Ursache dieser Krisis lag hauptsächlich in übertriebener Spekulation, die noch zu allen Zeiten, wo und in welchen Artikeln sie auch versucht worden ist, sich bitter gerächt hat. In Hamburg hatte damals der gewinnreiche Ausgang fast aller bis dahin unternommenen Geschäfte in Kolonialwaaren den Spekulationseifer in dieser Richtung überaus begünstigt. Dazu trat die Meinung, daß die Preise, so lange der Krieg dauere, immer höher steigen würden. So hatten die Spekulationen einen Umfang angenommen, der zu dem möglichen Verbrauch nicht mehr in einem richtigen Verhältnisse stand. Schon fanden sich alle Waarenlager in Hamburg überfüllt, als im Frühjahr 1799 noch eine, bereits früher erwartete, Anzahl von Schiffen aus Brasilien eintraf, angefüllt mit gewaltigen Ladungen von

Zucker und Kaffee, deren Preis sich um 15 Prozent billiger stellte, als dieselben Artikel, aus England bezogen, kosteten. Zum Ueberfluß trafen aber gleichzeitig auch aus England ganze Flotten mit ähnlichen Waaren in Hamburg ein, kurz es fand ein solcher Waarenzufluß an diesem Platze statt, daß die Miethe für ein Magazin in der Stadt bis auf 5000 Mk. B. stieg und daß deshalb die Waaren in großen Massen auswärts, z. B. in Altona, Glückstadt, Buxtehude, Harburg, ja in Lübeck, Lauenburg und Lüneburg aufgespeichert werden mußten. Nun war auf den größeren Theil des Werthes dieser Waaren natürlich längst trassirt und die Tratten waren auch durchgängig acceptirt worden. Der Absatz nahm aber nicht in solcher Weise zu, wie ihn die Deckung der fraglichen Papiere und sonstigen Verpflichtungen nöthig erscheinen ließ. Denn während schon die vorhandenen Vorräthe den Gesammtbedarf des Kontinentes auf mehrere Jahre hinaus befriedigen konnten, verminderten sich obenein die Absatzquellen in der Schweiz und Italien, nachdem diese Länder in die Hände der Franzosen gefallen waren. Es kam hinzu, daß zur gleichen Zeit fast alle europäischen Handelsplätze einen beträchtlichen Ueberfluß an Waarenvorräthen aufzuweisen hatten; in Liverpool allein fanden sich für fünf Millionen Pfund westindischer Waaren aufgestapelt, deren Unterbringung ebenfalls ungewöhnliche Aushülfe erforderte. Die überall steigende Verlegenheit zwang bald zu Nothverkäufen, ein rasches Sinken der Preise war die unausbleibliche Folge, und schon im April des verhängnißvollen Jahres (1799) waren die Preise um 25% gefallen. Das gegenseitige Mißtrauen nahm in Folge dessen nur zu, der Discont stieg von 8% im Januar 1799 auf 10% im April, bis er im Mai sogar 12% erreichte. Schließlich war ein allgemeiner Zusammensturz nicht mehr aufzuhalten. Mehrere Häuser gingen zu Grunde und andere, immer zahlreicher, folgten nach. Hamburg hatte Jahre lang zu arbeiten, um sich in seinem Gesammtwohlstande von den erlittenen harten Schlägen zu erholen.

Nichts zwingt uns anzunehmen, daß das Haus Salomon Heine & Heckscher von den nachtheiligen Wirkungen der allgemeinen Krisis gänzlich verschont geblieben wäre. So viel aber steht fest, daß dieses Bankgeschäft nicht im Mindesten erschüttert, ja daß sein Kredit während und nach der Kalamität eher vermehrt als gemindert erscheint. Das Haus verdankte dieses glänzende Ergebniß zuerst und hauptsächlich der Umsicht, Thätigkeit und Energie, welche sein Chef nicht bloß während jener verhängnißvollen Krisis, sondern überhaupt bei allen Gelegenheiten, vornehmlich aber auch in den politischen Stürmen bewährt hat, die während der ersten 14 Jahre unseres Jahrhunderts über seine Stadt dahinbrausten. Nachdem Hamburg im Frühling 1801 auf kurze Zeit von den Dänen heimgesucht worden und dann kaum ein Jahr der Ruhe genossen hatte, lernte es in den Jahren 1803 und 1804 zum ersten Male die schwere Hand der Franzosen empfinden. Die Stadt mußte damals den Ständen von Hannover, welches französische Truppen besetzt hielten, die Summe von 1,060,000 Thaler vorschießen. Es war gleichsam das Vorspiel zu den Drangsalen, welche die Elbstadt in Folge ihrer Einverleibung in das Reich Napoleons I. zu erdulden hatte, die der damalige Gebieter Europa's durch ein Dekret vom 13. Dezember 1810 verfügte. Die Hauptquellen seines Wohlstandes, Kolonialhandel und Schifffahrt, gingen Hamburg

dadurch verloren, während zu gleicher Zeit die Stadt fast unerschwingliche Abgaben aufzubringen hatte. Unter solchen Umständen war es ganz natürlich, daß das Gottesgericht, welches in den eisigen Fluren Rußlands das französische Heer vernichtete, in Hamburg nicht minder als in ganz Deutschland die Hoffnung auf eine bevorstehende Befreiung wachrufen mußte, und daß in solchem Sinne der russische General Tettenborn am 18. Mai 1813 als Befreier mit Jubel empfangen wurde. Für die an diesem Tage gezeigte Begeisterung mußten aber die Hamburger schwer büßen, als Marschall Davoust mit Hülfe der Dänen am 30. Mai wieder in die Stadt einrückte und ihre Bewohner ein Jahr lang seine eiserne Faust fühlen ließ. Die von ihm der Stadtgemeinde auferlegte Kontribution von 48 Millionen Francs war hart, aber noch viel härter die tyrannische Behandlung, welche die Einwohner von dem Wüthrich zu erdulden hatten. Denn dieser schaltete über ihr Leben und Eigenthum mit erbarmungsloser Willkür; er nahm unter Anderem der Hamburger Bank eine Summe von etwa 7½ Millionen Mark Bko. weg, unter dem nichtigen Vorwande, die Kosten der Belagerung damit zu decken. Im Ganzen wird der Verlust und Schaden, welchen die Stadt durch die Franzosen erlitten hat, auf 89 Millionen geschätzt! — Das waren gewiß schwere Zeiten für die unglückliche Stadt, in denen gar manche Familie zu Grunde gerichtet, gar manches Geschäftshaus zu Fall gebracht wurde. — Aber unser Heine ließ sich durch die härtesten Schläge des Schicksals nicht daniederbeugen; er verfolgte unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen, mit kluger Berechnung die Hülfsmittel wählend, seinen Weg und führte das Bankhaus, dessen Mitleitung ihm zukam, durch alle Fährlichkeiten des Schicksals und der Verhältnisse sicher hindurch. Als sich im Jahre 1818 das Compagniegeschäft auflöste, betrug der ihm zufallende Antheil über eine Million Thaler, mit welcher Summe Salomon Heine sodann ein Bankgeschäft ganz auf eigene Rechnung unter seinem eignen Namen begründete. In dieser Stellung, die ihn fortan nur sich selbst verantwortlich machte, entwickelte er in weitester Ausdehnung die ihm eigene, merkwürdige Spannkraft, einen unermüdlichen Fleiß, einen sich selten täuschenden Scharfsinn und die stets wichtige Schlagfertigkeit eines ganzen Mannes.

In ihm vereinigte sich mit einer kühnen Spekulationslust zu gleicher Zeit kühle Besonnenheit, und so unternahm er die mannichfaltigsten wie großartigsten Geschäfte, welche indeß fast immer von glücklichem Erfolg gekrönt wurden. Mit seinem fortwährend wachsenden Reichthum stieg aber auch sein Ansehen in gleichem Maße, so daß die Firma Salomon Heine zuletzt einen europäischen, ja einen Welt-Ruf erlangte und an Vertrauen wie Achtung keinem Handelshause der Welt, wie z. B. den Rothschild's, Baring's, Aguado's, Sina's u. s. w. nachstand. Die Solidität der Heine'schen Geschäftsführung bewährte sich u. A. glänzend gelegentlich der im Jahre 1825 von London ausgegangenen verhängnißvollen Handels- und Geldkrisis, welcher so manches große Bankhaus in Hamburg, Frankfurt a. M., in Leipzig und Berlin zum Opfer fiel. Während die Kunde davon allgemeinen Schrecken verbreitete, fragte Salomon Heine ganz gemüthlich: „Is was passirt?“ und schaute dabei verwundert einen Augenblick von seinem Schreibepulte auf. Er selbst konnte allerdings ruhig bleiben; denn die Verluste, welche ihn aus dieser Krise trafen, vermochten sein Haus nicht zu

erschüttern. Ja er war sogar in der glücklichen Lage, manche wankende Häuser Hamburgs vor dem Falle zu bewahren, oder anderen, deren Rettung nicht möglich schien, wenigstens Erleichterung zu gewähren.

Noch weit größere Verdienste um Hamburg und die Aufrechterhaltung des Kredits, welchen die Börse dieser altehrwürdigen Handelsstadt seit sieben Jahrhunderten unter allen Drangsalen sich bewahrt hatte, erwarb sich Salomon Heine bei dem schrecklichen Brandunglück im Jahre 1842. In dieser Schreckenszeit, während der Tage des 5. bis 8. Mai, geschah es hauptsächlich auf seinen Betrieb, daß, obschon das fürchterliche Element noch in der Stadt wüthete und bereits das Bankgebäude selbst verwüstet hatte, die Zahlungen, welche durch Ab- und Zuschreiben in den Rechnungsbüchern der Bank nach Maßgabe des vorhandenen Silbers beschafft werden, dennoch keinen Augenblick unterbrochen wurden.



Börse und Bank zu Hamburg.

Die **Hamburger Bank**, im Jahre 1619 nach dem Vorbilde der Amsterdamer entstanden und, von Ausnahmefällen abgesehen, eine reine Giro-Anstalt, hatte schon mancherlei Schicksalsschläge erlitten. Nachdem sie 1672, 1673 und 1734 genöthigt war, ihre Zahlungen einzustellen, beraubten sie, wie bereits erwähnt wurde, die Franzosen im Jahre 1813 ihres ganzen Schatzes, bestehend in 7,489,343 Mark, für welchen Verlust sie 1816 mit 500,000 Francs Renten auf das Große Buch nur unvollkommen entschädigt wurde. — Mit dem Bankgebäude brannte im Jahre 1842 auch die **alte Börse** ab. Das neue Börsengebäude dagegen, welches gleich der Bank am Adolphsplatz steht und erst unlängst vollendet worden war, blieb von der gewaltigen Feuersbrunst nebst

einzelnen in der Nähe befindlichen Häusern verschont. Dieser neue Tempel des Pluto ist täglich von 1 Uhr an allen Bürgern geöffnet und vermag in seinem großen Saal gegen 4000 Menschen zu fassen.

Die sogenannte Börsenhalle, die der Fremde nur betreten darf, wenn er durch ein Mitglied eingeführt wird, befindet sich oben im ersten Stockwerk; sie enthält in großer Auswahl Zeitungen und Zeitschriften aus allen Ländern der Erde. Mit kaufmännischer Pünktlichkeit wird die Börsenzeit eingehalten. Sowie um 1 Uhr das ihren Anfang signalisirende Börsengeläute verstummt ist, muß Jeder, der noch in den Saal eintreten will, 4 Schillinge Eintrittsgeld entrichten. Die Verwaltung der Börse wird von einer Kommerz-Deputation, welche auch über die im Gebäude befindliche, sehr beträchtliche Kommerz-Bibliothek wacht, sorgfältig besorgt. In der That konnten die Hamburger von Glück sagen, daß der herrliche Börsenpalast, der eine der Zierden ihrer Stadt ausmacht, sich inmitten der schrecklichen Feuerverwüstung unversehrt erhielt. Heine selbst blieb dagegen von dem Brandunglück nicht gänzlich verschont. Am zweiten Tage der Feuersbrunst (6. Mai Nachmittags) wurde sein schönes Haus am Jungfernstiege mit den beiden benachbarten Hôtels „Alte Stadt London“ und „Streit's Hôtel“ in die Luft gesprengt, um einer weitern Verbreitung der Flammen Einhalt zu thun. Auf die ihm gebührende bedeutende Versicherungssumme verzichtete er zu Gunsten der städtischen Feuerkasse, und außerdem zeichnete er 6000 Thlr. für die Hülfsbedürftigen, auch sorgte er für eine große Zahl der Obdachlosen, denen er längere Zeit hindurch warme Speisen sowie andere Unterstützungen zukommen ließ. Einen besonders wichtigen Dienst leistete er aber damals dem Handelsstande durch seine Erklärung, alle achtbaren Papiere ganz wie gewöhnlich diskontiren zu wollen. Dadurch machte er nämlich dem beabsichtigten Diskontowucher einiger großen Häuser, die, erbärmlich genug, das allgemeine Unglück noch zu ihrem Vortheil auszubeuten gedachten, mit einem Schlage ein Ende.

Welch' enormes Vermögen sich Salomon Heine zu dieser Zeit erworben haben mußte, stellte sich bei der Anleihe von 34 Millionen Mark Banko heraus, welche die Stadt Hamburg in Folge jener schrecklichen Feuersbrunst abzuschließen genöthigt war. Denn Salomon Heine allein betheiligte sich hieran direkt oder indirekt mit nicht weniger als 8 Millionen! In seinem Portefeuille sollen sich bisweilen Wechsel auf Hamburg zu dem bedeutenden Betrage von 6 bis 7 Millionen Mark Banko befunden haben. Dieser großen Bedeutung seines Geschäfts war sich übrigens Salomon Heine sehr wohl bewußt, denn, um den Handel Hamburgs vor einer gefährlichen Erschütterung zu bewahren, soll er vor seinem Tode angeordnet haben, daß sein Geschäft für eine genau festgesetzte Reihe von Jahren in den gewohnten Verhältnissen fortgeführt werde, was auch bis zum Tode seines Sohnes geschehen ist.

So einflußreich, thätig und unermüdlich uns hiernach Salomon Heine als Geschäftsmann erscheint, so steht er in einer andern Richtung doch noch höher und bedeutungsvoller da, nämlich als eine jener edeln Naturen, welche ihr Glück darin finden, fremde Noth zu lindern und hienieden nach Kräften Gutes zu stiften.

Natürlich liegen uns keine Zahlenangaben darüber vor, welche Summen er verwendete, um der Noth der Armen, besonders seiner Glaubensgenossen, in ihren Wohnungen abzuhelfen; denn was hier die Rechte that, durfte die Linke nicht erfahren. Anders steht es freilich mit den größern Leistungen seiner Mildthätigkeit, die sich dem Publikum gar nicht verbergen ließen. Wir haben schon früher erwähnt, daß Salomon Heine nur eine sehr mittelmäßige Schulbildung genossen hatte. Dennoch schaute er auf höhere Bildung keineswegs mit jener Geringschätzung herab, wie sie dem platten Geldstolz so geläufig ist; im Gegentheil wußte er den Werth der geistigen Bildung vollkommen zu schätzen, und gar mancher Künstler oder Gelehrte erhielt von ihm Unterstützung. Vor Allem lag es ihm am Herzen, seinen jungen Glaubensgenossen eine tüchtige, den Forderungen der Zeit angemessene Bildung zu Theil werden zu lassen; und es ist Thatsache, daß die israelitischen Freischulen in Hamburg lange Zeit hindurch von ihm ganz bedeutende Zuschüsse erhielten. Uebrigens fragte er, wenn es sich um eine Unterstützung handelte, durchaus nicht nach der Religion. Fähigen Köpfen, für welche er sich interessirte, Studirenden und Andern sandte er selbst in weite Ferne Beweise seines Wohlwollens nach.

Die beiden bedeutendsten Wohlthätigkeitsanstalten, welche seinem Namen in Hamburg für immer ein ehrenvolles Andenken sichern, sind erstens die Vorschußkasse zum Besten israelitischer Gewerbtreibender, Künstler und Handwerker (genannt die Hermann Heine-Stiftung), welche die Bestimmung hat, dem Unbemittelten zu einer festen Lebensstellung zu verhelfen, sodann ein Krankenhaus der deutsch-israelitischen Gemeinde.

Die Veranlassung zur Gründung der Vorschußkasse war für Salomon Heine eine sehr schmerzliche. Er stiftete sie zum Andenken seines im Jünglingsalter in Italien verstorbenen Sohnes Hermann Heine, und stattete sie mit 100,000 Mark Banko und den Zinsen einer russischen Staatsobligation von 40,000 Rubel aus. Das Institut ist so zweckmäßig eingerichtet, daß seine Mittel sich mit jedem Jahre mehren. Das Minimum eines Vorschusses ist auf 2000, das Maximum auf 5000 Mark Banko festgesetzt. Der Vorschußbedürftige hat zwei Bürgen zu stellen, welche für die Rückzahlung des Darlehns mit eintreten, und zahlt 2 Prozent Zinsen, die jährlich zum Grundkapital der Kasse geschlagen werden. Die Rückzahlung des Darlehns ist sehr erleichtert, da erst nach anderthalb Jahren 10 Prozent desselben, und dann von 6 zu 6 Monaten ebenso viel zurückzuzahlen sind. Der Stifter stellte übrigens die Bedingung, daß bis zur Zeit der völligen bürgerlichen Gleichstellung der Hamburger Israeliten mit den christlichen Einwohnern die Kasse ausschließlich ihre Wirksamkeit auf die Ersteren beschränken solle. Um also den christlichen Einwohnern Hamburgs die Wohlthat der Theilnahme an dieser Kasse zu verschaffen, bedurfte es weiter nichts, als des Beschlusses der bürgerlichen Gleichstellung der Juden mit den Christen. Diese erfolgte im Jahre 1848, und seit diesem Jahre wird zwischen Juden und Christen bei der Gewährung von Darlehen kein Unterschied mehr gemacht.

Noch großartiger ist die zweite Stiftung Salomon Heine's, das Krankenhaus der deutsch-israelitischen Gemeinde, zu Ehren seiner im Jahre 1837 verstorbenen Gattin Betty Heine, das einer der Vorsteher dieser Gemeinde,

Wilh. Dav. Hertz, in seiner Einweihungsrede ganz treffend „ein Monument, strahlender denn Erz und Marmor, begründet in den Herzen dankbarer Nachkommen“, nannte. Bei der israelitischen Gemeinde in Hamburg hatte sich nämlich im Jahre 1840 das Bedürfniß eines neuen Armen- und Krankenhauses als unabweisbar herausgestellt. Der Beschluß, ein solches Haus zu erbauen, wurde daher gefaßt und eine Versammlung einberufen, um die Beschaffung der dazu erforderlichen 80,000 Mark Banko zu berathen. In dieser Versammlung war Salomon Heine sowie die angesehensten Gemeindemitglieder gegenwärtig. Plötzlich erklärte Heine, daß er bereit sei, die ganze Summe zu zahlen, sobald man ihm verspreche, das neue Krankenhaus zu Ehren seiner verstorbenen Gattin benennen und ihm selbst einen Stand in der Synagoge, wenn eine solche mit dem Hause verbunden werde, für immer gewähren zu wollen. Dieses Zugeständniß wurde bereitwillig von Seiten der Gemeindevorsteher gegeben, worauf auch sofort die baare Auszahlung von 40,000 Thlr. erfolgte. Doch, wie es so häufig geschieht, stellten sich auch in diesem Falle die wirklichen Baukosten viel höher, als sie Anfangs veranschlagt waren, und Salomon Heine zahlte die später noch erforderlichen 16,000 Thlr. ebenfalls. Den geräumigen Platz zu dem schönen, höchst zweckmäßig eingerichteten Hause hatte die städtische Behörde der Vorstadt St. Pauli freiwillig gewährt. Der Grundstein zu diesem Bau wurde am 10. Juni 1841 gelegt; in der zahlreichen Versammlung, welche der Feierlichkeit beiwohnte, waren die höchsten Behörden vertreten. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die auf Kosten der Gemeinde zu Ehren Heine's in Silber und Bronze geprägte Medaille vertheilt. Das für Salomon Heine bestimmte Exemplar war in Gold geschlagen; auf der Vorderseite sieht man sein Brustbild mit der Umschrift: „Salomon Heine. Menschenliebe ist die Krone aller Tugenden“. Auf der Rückseite zeigt sich die Haupt-Façade des Krankenhauses mit der Ueberschrift, welche sie gegenwärtig in der Vollendung trägt: „Krankenhaus der deutsch-israelitischen Gemeinde. Der seligen Frau Betty Heine zum Andenken erbaut von ihrem Gatten Salomon Heine. Anno 1841“.

Ueber das Gebäude berichtet Joseph Mendelssohn in den „Blättern der Würdigung und Erinnerung“, die er Ende Dezember 1844 dem Andenken Salomon Heine's gewidmet hat, Folgendes:

„Freundlicher und gesunder kann nicht leicht ein ähnliches Haus gelegen sein. Der schöne große Platz bildet ein Trapezoid, auf dessen Südseite das Hospitalhaus sich in einfach edlem Style erhebt. Es hat eine Länge von 227½ Fuß und besteht aus einem Mittelbau und zwei Seitenflügeln. Es ist zwei Stockwerke hoch, ganz kellerhohl, zum Theil mit Schiefer, zum Theil mit Asphalt gedeckt. Sämmtliche Mauern und Wände sind massiv, die Keller 5 Zoll stark überwölbt. Dem eigentlichen Hauptgebäude gegenüber, an der Nordseite des neu angelegten Gartens, welcher fast das ganze Hospital umschließt, liegt das Pockenhaus. Ein geräumiger Bleichplatz und Gemüsegarten finden sich ebenfalls. Bei der innern, nicht minder vortrefflichen Einrichtung des Hospitals war man möglichst umsichtig in Anbringung dessen, was gleichzeitig praktischen Nutzen und Annehmlichkeit gewähren konnte. Verschiedene neue Erfindungen, namentlich Dampfkoch-Apparate und Wasserleitungen zum Zweck der Bäder u. s. w.

sind hier in Anwendung gekommen. Erfahrungen, die man in dem allgemeinen Hamburger Krankenhause im Guten und Schlimmen gemacht, konnten bei der Einrichtung des neuen israelitischen Hospitals benutzt werden. Die Schwierigkeiten, alle gedachten Bequemlichkeiten durchzuführen, waren um so größer, als die Hausordnung sich streng an den mosaischen Ritus hinsichtlich der Verpflegung von Kranken und Kostgängern hält, wodurch bei der Organisation des Ganzen manche unvorhergesehene Beschränkung entstehen mußte. Eine Zierde des Hauses ist der nicht eben große, doch auf jeden Besucher einen tiefen Eindruck hinterlassende Betsaal.



Krankenhaus der israelitischen Gemeinde zu Hamburg.

Ein in Berlin angefertigter, goldgestickter Sammtvorhang mit Worten des Dankes, in hebräischen Buchstaben, für den Gründer des Hospitals, verbirgt die heiligen Gesetzesrollen — die Thora. Im Sitzungszimmer hängen, geschmackvoll umrahmt, die Bildnisse Salomon Heine's und seiner Gattin, und gewiß wird Niemand ohne Rührung und Hochachtung auf das edle Paar blicken."

Aus Anlaß der „Betty-Heine-Stiftung" hat übrigens der Dichter Heinrich Heine seinem würdigen Oheim folgende Verse gewidmet:

„Der theure Mann! Er baute hier ein Obdach
Für Leiden, welche heilbar durch die Künste
Des Arztes (oder auch des Todes!), sorgte
Für Polster, Labetrunk, Wartung und Pflege.

Ein Mann der That, that er, was eben thunlich;
Für gute Werke gab er hin den Taglohn
Am Abend seines Lebens, menschenfreundlich
Durch Wohlthun sich erholend von der Arbeit."

Damit man jedoch den trefflichen Mann möglichst vollkommen würdigen lerne, wollen wir hier aus der bereits erwähnten kleinen Schrift noch nachstehender von Joseph Mendelssohn überlieferter Charakterzüge erwähnen:

„Wir könnten ein umfangreiches Buch darüber schreiben, wollten wir eine lange Reihe edler Handlungen im Privat- oder Geschäftsleben und alle die originellen wie interessanten Charakterzüge zusammenstellen, welche uns über Salomon Heine bekannt geworden sind. Mit besonderem Nachdruck dürfen wir aber darauf hindeuten, daß eben jene vielfach wiederholten Handlungen echter Humanität und großartiger Freigebigkeit dem edlen Mann seine unbegrenzte Beliebtheit in allen Kreisen der Gesellschaft erworben haben. In gewissem Sinne wurde zwar diese allgemeine Anerkennung durch eine kaum abzuleugnende Schattenseite seines Wohlthätigkeitssinnes geschmälert. Er verfuhr nämlich bei seinen Handlungen der Mildthätigkeit weniger nach einem unbeugsamen und mit Bewußtsein abgeschlossenen Grundsatz, sondern ließ sich sehr oft, namentlich wenn er unvorbereitet in Anspruch genommen wurde, ganz von der Stimmung des Augenblicks, ja bisweilen sogar von dem Windstrich der Laune leiten. Es kam hierzu, daß er in vielen Stücken dem ungeschliffenen Diamant glich, der rauh, eckig, seltsam geformt ist, aber gleichwol einen hohen Werth in sich selbst trägt. Mangels einer guten Jugenderziehung artete nicht selten bei ihm das berechtigte Selbstgefühl, wie es aus dem Bewußtsein selbsterworbenen Wohlstandes entspringt, in verletzende Schroffheit aus. Aber wie reichlich ward der Abgang äußerer Politur durch die biedere Einfachheit seines Wesens ersetzt, durch eine seinem Charakter zu Grunde liegende herzliche Gutmüthigkeit, durch warmes Mitgefühl für jedes Leiden und jedes nützliche Streben! Und überlegt oder nicht, fein oder weniger elegant in der Form, immerhin waren Heine's hochherzige Handlungen in ihren Folgen nicht minder segensreiche. Einige derselben werden wol, wie sie es bisher gewesen, gleichsam traditionell bleiben, so z. B. sein Benehmen gegen die Ottenser, als diese einst eine neue Schule bauen wollten, aber nicht die dazu nöthigen Geldmittel auftreiben konnten. Sie wandten sich mit ihrer Kollekte an einen bekannten christlichen Millionär, welcher aber die Meinung äußerte, daß man bei solchen Gelegenheiten zuerst bei Salomon Heine anzufragen habe; übrigens verpflichte er sich, dieselbe Summe zum Ottenser Schulbau beizutragen, welche Jener unterzeichnen werde. Nun ging man mit der Liste zu Heine, der sie wieder zuerst dem christlichen Millionär vorgelegt wünschte. Als man ihm aber die bezügliche Aeußerung desselben vortrug, sagte er kurz entschlossen: „Wenn das ist, wird die Geschichte gleich abgemacht sein. Wie viel brauchen Sie zu dem Schulbau?" — Es wurde ihm eine bedeutende Summe genannt. — „Gut, ich gebe die Hälfte; die andere lassen Sie sich bei jenem Herrn auszahlen." — Und dazu mußte nun Letzterer, seinem gegebenen Worte gemäß, sich denn auch entschließen. Bei einer andern ähnlichen Gelegenheit zeichnete einer der Matadore des Hamburger Geldmarktes eine Summe von mehreren Tausenden mit dem Beisatze: „Aus christlicher Liebe." Heine empfing die Einladung zur Beisteuer ebenfalls und zeichnete eine gleich starke Summe, mit dem charakteristischen Beisatze: „Aus jüdischer Liebe." Solch ein Anflug von Humor und gerechter Satire bezeichnete zu verschiedenen

Malen die Aeußerungen seiner glänzenden Freigebigkeit. Sehr rührend ist sein Zusammentreffen mit einem verarmten Landmann, in der Nähe seines schönen Ottenser Landsitzes, geschildert worden. Das Haus dieses Mannes sollte Schulden halber verkauft werden, als ein feiner alter Herr, der auf einer Spazierfahrt seinen Wagen verlassen hatte, den Betrübten erblickte und ihn mitleidsvoll anredete. Nach langem und mißtrauischem Zögern von Seiten des Verarmten erfuhr der alte Herr endlich dessen Noth und beschied ihn für den folgenden Morgen auf das Heine'sche Comptoir am Jungfernstieg. Der Bauer folgte pünktlich der Weisung und empfing aus Heine's Hand eine Summe von 1000 Mark Banko, womit er sich den Besitz seines Hauses erhalten konnte.

„Den Schutzgeist seiner Nachbarn, der Landleute, zu spielen, gewährte dem reichen Banquier überhaupt einen eigenthümlichen Genuß, und wie schmerzlich wurde er dort vermißt, wie aufrichtig von ihnen betrauert! Tief gemüthlich und naiv erscheint uns auch Heine's Benehmen in Bezug auf den Bau des am 5. September 1844 eingeweihten neuen israelitischen Tempels. Ohnedies bereits mit einer ansehnlichen Summe dabei betheiligt, hat er die beiden kleinen Seitenthürme dieses Gotteshauses halb auf seine Rechnung errichten lassen. Als ihm der Bauplan vorgelegt wurde, fand er die Thürmchen durchstrichen, und fragte nach der Ursache. „Sie würden mindestens 2000 Mark kosten", antwortete man ihm, „und diese Summe ist nicht zu entbehren. Auch sind die Thürme eigentlich überflüssig." — „Ueberflüssig? Mag sein!" rief Heine, „aber mir gefallen die Thürme, und sie sollen gebaut werden. Ich zahle die Hälfte der Kosten." — Wenn er überhaupt einmal Etwas zu fördern gesonnen war, kam es ihm auf die Summe selbst gar nicht an. Ebenso bereitwillig entschädigte und ergänzte er zuweilen, wo er vielleicht in seinen häufigen Anfällen übler Laune zu wenig gethan oder Geringschätzung geäußert zu haben glaubte. Einen jungen Gelehrten, der zum Behuf einer wissenschaftlichen Reise seinem Wohlwollen empfohlen worden, hatte er zuerst mit 2 Louisd'or abgefunden. Als er diese jedoch mit dem Ausdruck der Verletzung zurückempfangen, sandte er dafür 150 Stück und ein Entschuldigungsschreiben dabei."

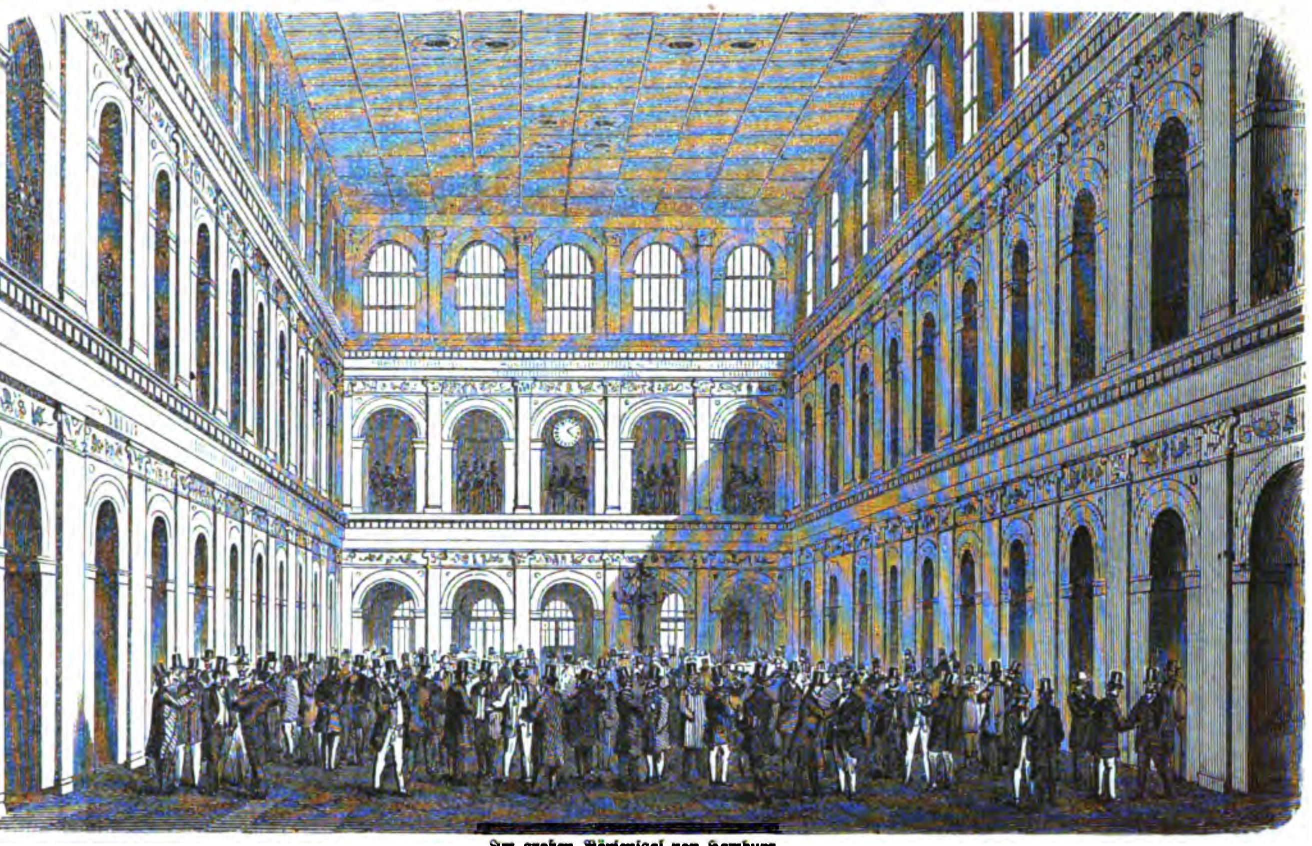
Zu den hier mitgetheilten Charakterzügen wollen wir noch einige Scenen aus des alten Herrn Geschäftsleben hinzufügen. Heine befand sich im Besitze eines Wechsels im Betrage von 15,000 Mark Banko, für welchen ein nicht sehr bemittelter Geschäftsmann, trotz der Warnung Heine's, der der Zahlungsfähigkeit des Ausstellers nicht traute, Bürge geworden. Der Verfalltag kam und, wie Heine es vorhergesehen, blieb der Wechsel unbezahlt. Jetzt wurde der Girant in Anspruch genommen, welcher zu Heine eilte und um Aufschub bat. Heine, eben mißgestimmt und seiner nutzlosen Warnung eingedenk, bewilligte nur die Respekttage, und forderte nach Ablauf derselben unwiderruflich sein Geld. Um die Summe herbeizuschaffen, sah der Bürge sich nun gezwungen, sogar die Schmucksachen seiner Frau, das Leinenzeug und Mobiliar zu verkaufen. Dergestalt befriedigte er den diesmal so harten Gläubiger am Jungfernstiege. In der Zwischenzeit hatte aber Heine in Erfahrung gebracht, welche Anstrengungen sein Schuldner hatte machen müssen, um der übernommenen Verpflichtung nachzukommen, und sofort theilte er der Gattin des schwer betroffenen

Mannes mit, daß er ihr, damit sie durch die geschäftlichen Mißgriffe ihres Gatten nicht zu leiden brauche, von dem nämlichen Tage an ein Bankoconto von 15,000 Mark Banko zu ihrer beliebigen Verfügung eröffnet habe.

Nicht weniger interessant ist der folgende Vorfall, der zu einem Wettstreit zwischen dem Edelmuthe Heine's und der strengen Redlichkeit eines sehr geachteten Mitgliedes der israelitischen Gemeinde Veranlassung gab. Ein Verwandter des Letztern fallirte, nachdem er unserm Heine, auf dessen Erkundigung bei jenem würdigen Manne, als zahlungsfähig bezeichnet worden war. Als der Bankerott ausgebrochen, kam Heine auf der Börse ziemlich erbittert zu dem Fürsprecher des Unglücklichen und sagte zu ihm: „Ich habe Ihrem Worte geglaubt, — jetzt bin ich betrogen!" — „Inwiefern?" fragte der Andere. „Ihr Geld ist schon abgeschrieben bei der Bank." — „Wie? Was?" ruft Heine ganz erstaunt, und erhält die Antwort: „Da ich Ihnen meinen Verwandten als noch zahlungsfähig nannte, bin ich wol auch verpflichtet, Sie für Ihr Vertrauen in mein Wort zu entschädigen. Ich zahle die ganze Summe." — Heine weigerte sich aber entschieden, dieses Anerbieten anzunehmen, und so war die Börse Zeuge eines heftigen Wortstreites, wie sie noch keinem ähnlichen beigewohnt hatte. Endlich ging aber Salomon Heine als Sieger hervor, denn er setzte es wirklich durch — 30,000 Mark verlieren zu dürfen.

„Ein ander Mal", so erzählt uns J. Mendelsohn, „sagte Heine mit strahlendem Gesicht zu einem Freunde: „Hab' heut' ein großes Geschäft gemacht. Habe Geld an ein Stück Land gewagt und gewinne 6 Prozent Zinsen." — „Wie das?" fragt der Andere. — „Ich lasse Kartoffeln darauf pflanzen und verschenke sie. Da kommen mindestens 6 Prozent an Dank heraus." — Was Heine öffentlich gethan, liegt seinem ganzen Umfange nach in den wenigen hier wiedergegebenen Zügen kaum entfernt angedeutet. Was er fern von den Augen der Welt, im Verborgenen, an Wohlthaten ausgeübt, können wir für nicht geringer halten. Das Läuten der Glocken des Tagesgespräches oder der Zeitungen bei seinen schönen Handlungen ist gewiß nur in den wenigsten Fällen von ihm gewünscht und gebilligt worden."

Vielleicht verdient hier auch das überaus freigebige Wohlwollen Erwähnung, mit welchem Salomon Heine seine zahlreichen unbemittelten Anverwandten zu verschiedenen Zeiten und namentlich bei besonderen Lebensvorfällen reichlich unterstützt hat. Da war so mancher Neffe, welcher behufs seiner Ausbildung, sei es des Studiums halber, sei es um die Welt zu sehen, mit entsprechenden Geldmitteln ausgestattet sein wollte; so manche Nichte, welche bei der Wahl ihres Herzens nicht gerade ihre letzte Hoffnung auf den Onkel Heine gesetzt hatte. Und dieser ließ es denn auch zur rechten Zeit nicht fehlen, indem er die oft nur zaghaft erträumte Glücksspende, in Gestalt eines hohen Wechselbriefes oder einer reichen Aussteuer, meist wider Erwarten glänzend gewährte. Wer kennt nicht aus seinem „Buche der Lieder" den lebenslustigen Neffen des alten Herrn, den genialen Heinrich Heine, welcher als ein Dichter von Gottes Gnaden sich für den Disponenten der Kassen aller mit Geld gesegneten Menschen hielt und dieser Anschauung nur zu oft durch ewig neue Ansprüche an des Onkels unerschöpfliche Kasse Geltung zu verschaffen suchte!



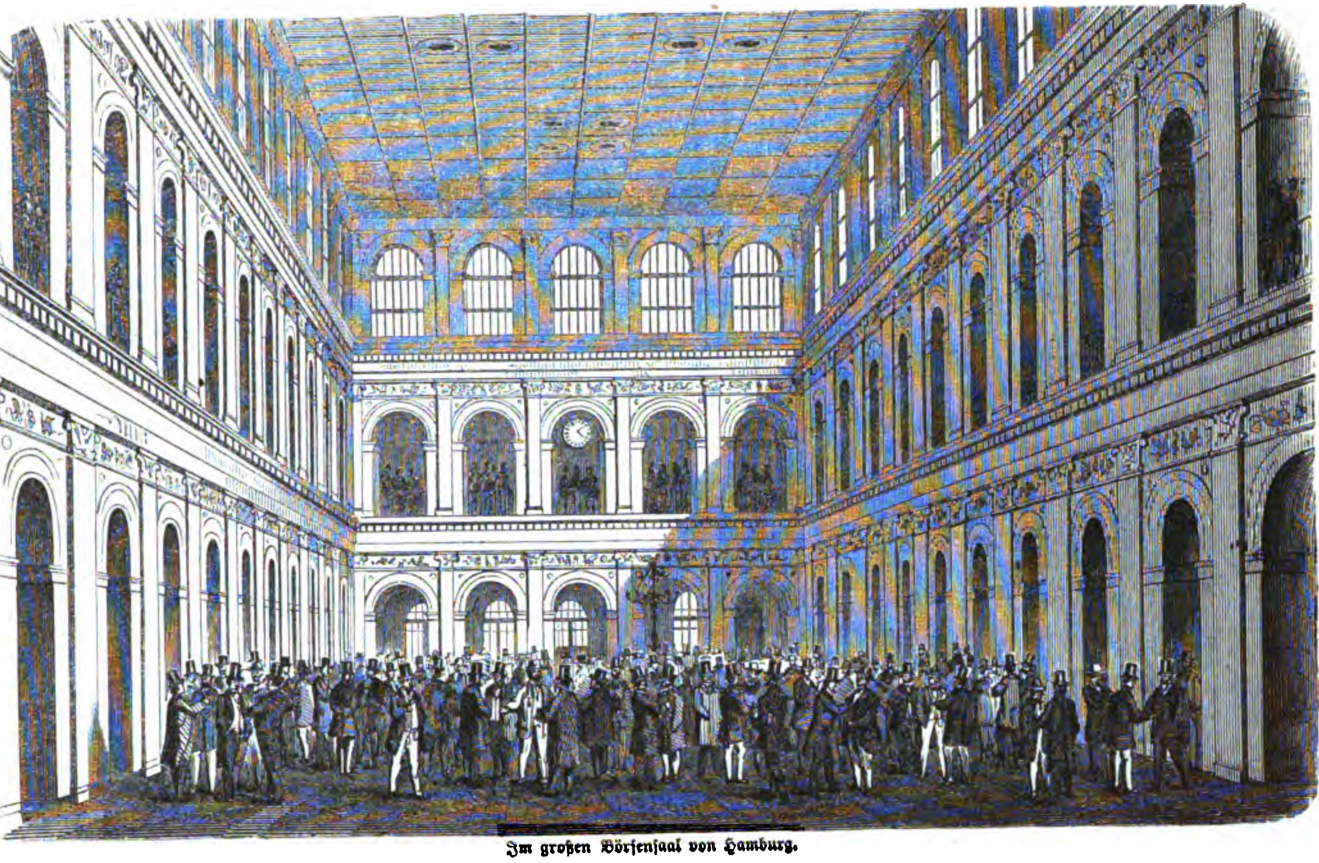
Im großen Börsensaal von Hamburg.

Mannes mit, daß er ihr, damit sie durch die geschäftlichen Mißgriffe ihres Gatten nicht zu leiden brauche, von dem nämlichen Tage an ein Bankoconto von 15,000 Mark Banko zu ihrer beliebigen Verfügung eröffnet habe.

Nicht weniger interessant ist der folgende Vorfall, der zu einem Wettstreit zwischen dem Edelmuthe Heine's und der strengen Redlichkeit eines sehr geachteten Mitgliedes der israelitischen Gemeinde Veranlassung gab. Ein Verwandter des Letztern fallirte, nachdem er unserm Heine, auf dessen Erkundigung bei jenem würdigen Manne, als zahlungsfähig bezeichnet worden war. Als der Bankerott ausgebrochen, kam Heine auf der Börse ziemlich erbittert zu dem Fürsprecher des Unglücklichen und sagte zu ihm: „Ich habe Ihrem Worte geglaubt, — jetzt bin ich betrogen!“ — „Inwiefern?“ fragte der Andere. „Ihr Geld ist schon abgeschrieben bei der Bank.“ — „Wie? Was?“ ruft Heine ganz erstaunt, und erhält die Antwort: „Da ich Ihnen meinen Verwandten als noch zahlungsfähig nannte, bin ich wol auch verpflichtet, Sie für Ihr Vertrauen in mein Wort zu entschädigen. Ich zahle die ganze Summe.“ — Heine weigerte sich aber entschieden, dieses Anerbieten anzunehmen, und so war die Börse Zeuge eines heftigen Wortstreites, wie sie noch keinem ähnlichen beigewohnt hatte. Endlich ging aber Salomon Heine als Sieger hervor, denn er setzte es wirklich durch — 30,000 Mark verlieren zu dürfen.

„Ein ander Mal“, so erzählt uns J. Mendelsohn, „sagte Heine mit strahlendem Gesicht zu einem Freunde: „Hab' heut' ein großes Geschäft gemacht. Habe Geld an ein Stück Land gewagt und gewinne 6 Prozent Zinsen.“ — „Wie das?“ fragt der Andere. — „Ich lasse Kartoffeln darauf pflanzen und verschenke sie. Da kommen mindestens 6 Prozent an Dank heraus.“ — Was Heine öffentlich gethan, liegt seinem ganzen Umfange nach in den wenigen hier wiedergegebenen Zügen kaum entfernt angedeutet. Was er fern von den Augen der Welt, im Verborgenen, an Wohlthaten ausgeübt, können wir für nicht geringer halten. Das Läuten der Glocken des Tagesgespräches oder der Zeitungen bei seinen schönen Handlungen ist gewiß nur in den wenigsten Fällen von ihm gewünscht und gebilligt worden.“

Vielleicht verdient hier auch das überaus freigebige Wohlwollen Erwähnung, mit welchem Salomon Heine seine zahlreichen unbemittelten Anverwandten zu verschiedenen Zeiten und namentlich bei besonderen Lebensvorfällen reichlich unterstützt hat. Da war so mancher Neffe, welcher behufs seiner Ausbildung, sei es des Studiums halber, sei es um die Welt zu sehen, mit entsprechenden Geldmitteln ausgestattet sein wollte; so manche Nichte, welche bei der Wahl ihres Herzens nicht gerade ihre letzte Hoffnung auf den Onkel Heine gesetzt hatte. Und dieser ließ es denn auch zur rechten Zeit nicht fehlen, indem er die oft nur zaghaft erträumte Glücksspende, in Gestalt eines hohen Wechselbriefes oder einer reichen Aussteuer, meist wider Erwarten glänzend gewährte. Wer kennt nicht aus seinem „Buche der Lieder“ den lebenslustigen Neffen des alten Herrn, den genialen Heinrich Heine, welcher als ein Dichter von Gottes Gnaden sich für den Disponenten der Kassen aller mit Geld gesegneten Menschen hielt und dieser Anschauung nur zu oft durch ewig neue Ansprüche an des Onkels unerschöpfliche Kasse Geltung zu verschaffen suchte!



Im großen Börsensaal von Hamburg.

So verschieden auch beide Charaktere geartet waren, der durch Geschäftsfleiß und Sparsamkeit reich gewordene Bankherr und der zwar geistreiche, aber verschwenderische Dichter, Beide fühlten doch im Innern ihren gegenseitigen Werth, und der gute Onkel seinerseits hat diesem Gefühle gar manchmal beträchtliche Opfer gebracht. Einst wünschte Heinrich Heine, welcher nicht lange vorher seinen „Radcliff“ geschrieben hatte, eine Reise nach England, als dem Ursprungslande der neuen Tragödie zu machen. Obschon er nun dazu eine ansehnliche Geldsumme erhalten, auch von seiner Mutter noch außerdem 100 Louisd'or zur Reise empfangen hatte, so verlangte er doch von dem Onkel, „zur Repräsentation“, wie er sagte, einen Kreditbrief über 400 £ sammt Empfehlung an den Baron von Rothschild in London. Salomon Heine ging auf dieses Verlangen nur im Sinne der gedachten „Repräsentation“, d. h. mit der ausdrücklichen Bedingung ein, daß sein mit baarem Reisegelde hinreichend ausgestatteter Neffe den Kreditbrief nur als eine formelle Unterstützung der Empfehlung an das Londoner Haus betrachten möge. Kaum war jedoch der Dichter in London eingetroffen, als er bereits am nächsten Tage auf dem Comptoir von Rothschild erschien, die 400 £ sich auszahlen ließ und dann dem Baron Nathan von Rothschild seine persönliche Aufwartung machte. Wenige Tage darauf saß eines Morgens der Banquier Salomon Heine beim Kaffee, gemüthlich seine lange Pfeife rauchend und damit beschäftigt, die über Nacht eingegangenen Geschäftsbriefe zu öffnen. Gleich das erste Schreiben, mit dem Poststempel London, brachte die Anzeige von Rothschild, daß dieser das Vergnügen genossen, den berühmten, charmanten Neffen des Hamburger Geschäftsfreundes persönlich kennen zu lernen, und daß er die Ehre gehabt habe, den Kredit von 400 £ auszuzahlen. Da entfiel dem alten Herrn vor Schreck die Pfeife und hoch sprang er auf vom Lehnstuhl, die heftigen Worte hervorstoßend: „Der Teufel hole Rothschild mit seinem Vergnügen und sammt der Ehre, die er gehabt hat, mein Geld auszuzahlen!“ Dann wendete er sich zu seiner Frau und bemerkte über den kecken Neffen: „Ich sage Dir, Betty, der versteht es, uns zu ruiniren!“ Als bald darauf auch des Dichters Mutter von dem Geniestreich ihres Sohnes, der inzwischen ungemein flott in London lebte, durch den alten Heine selbst Kunde erhielt, schrieb sie einen herben, vorwurfsvollen Brief nach England, der jedoch in äußerst heiterm Style von dem klugen und lebenslustigen Sohne beantwortet wurde. Unter Anderm bemerkte der Letztere: „Alte Leute haben ihre Capricen; was der Onkel in guter Laune gab, konnte er in böser vielleicht wieder zurücknehmen. Da mußte ich sicher gehen, denn es hätte ihm einfallen können, im nächsten Briefe an Rothschild zu schreiben, daß es mit dem Kreditbriefe nur eine leere Form gewesen, wie die Annalen der Bankhäuser Beispiele genug aufzuführen wissen. Ja, liebe Mutter, der Mensch muß immer sicher gehen, und der Onkel selbst wäre nie so reich geworden, wenn er nicht immer «sicher» gegangen wäre.“ — Als nach seiner Rückkehr der geniale Neffe zum ersten Mal dem erzürnten Onkel vor die Augen trat, mußte er natürlich die herbsten Vorwürfe und Drohungen entgegennehmen. Er hörte auch Alles seelenruhig mit an, ging aber hierauf mit der lakonischen Erwiederung: „Weißt Du, Onkel, das Beste an Dir ist, daß Du meinen Namen trägst!“ stolz von dannen.

Obschon dies kühne Wort dem alten Herrn auf lange unvergessen blieb, so vermochte er es doch nur kurze Zeit, dem genialen Neffen gram zu bleiben, und er hat ihn noch manches Mal redlich unterstützt, ja ihm später eine jährliche Rente von 2500 Mark Banko ausgesetzt, und außerdem noch seiner im Testament mit der Summe von 8000 Mark Banko gedacht.

Noch freigebiger war natürlich der Onkel im Kreise der Familie solchen Mitgliedern derselben gegenüber, bei welchen er hoffen durfte, durch die gewährte Unterstützung auf lange Zeit hinaus einen guten Fond zu legen. Hatte er sich in diesem Sinne, sei es bei Gelegenheit einer Aussteuer oder aus Anlaß einer Geschäftseinrichtung, erst einmal von der guten und sichern Anlage eines Vermögens überzeugt, so pflegte er dann auch ebenso gern wie reichlich zu geben. Die in Hamburg verheirathete Schwester des Dichters Heinrich Heine begünstigte ein Verhältniß zwischen einer ihrer Cousinen, also ebenfalls einer Nichte des alten Heine, und dem jungen Doktor der Rechte Rudolph Christiani, welcher beim Magistratamt in Lüneburg angestellt war. Einst ließ sie darüber gewisse Andeutungen gegen den Onkel fallen, in der Hoffnung, derselbe werde dem jungen Paare seine Unterstützung gewähren. Anfänglich schwieg jedoch der alte Herr, indem er wahrscheinlich die Sache zunächst in Gedanken mit sich herum trug. Dann trat er plötzlich eines Sonntags Morgens bei seiner Hamburger Nichte ein und erkundigte sich sehr genau über Lebensweise, Vermögensverhältnisse, Eigenschaften und Vorzüge des in Aussicht genommenen Bräutigams, was dann Alles von ihm wie von einem Instruktionsrichter zu Papier genommen wurde. Die Antworten wurden ihm von seiner Nichte übrigens ebenso bestimmt wie vorsichtig ertheilt. Die gewünschte Partie kam zu Stande, indem der Onkel 80,000 Mark Banko seiner Nichte als Mitgift zuwies und den glänzenden Polterabend selbst arrangirte. Die Hochzeit wurde auf seiner schönen Villa in Ottensen, wo der Vater des Bräutigams, der alte Generalsuperintendent Christiani, die Trauung vollzog, gefeiert. In Folge dieser neuen Verwandtschaft schrieb Heinrich Heine, welcher damals schon in Paris wohnte, aber von früher mit Dr. Christiani genau bekannt war, an diesen einen heitern witzsprudelnden Brief, der mit den Worten: „Wir können uns jetzt wie die Könige mit Mon cousin anreden", beginnt, während an der Stelle, wo des nunmehr gemeinsamen Onkels als des „Löwen der ganzen Familie" gedacht wird, der wohlgemeinte Muthzuspruch eingeflochten ist: „Fürchte Dich nur nicht gleich, wenn er brüllt; ist er doch sonst gut und edel, am umgänglichsten aber in der Fütterungsstunde!" Dieser höchst originelle Brief wurde natürlich im weiteren Kreise der Familie bald bekannt und sogar einst bei Gelegenheit eines neuen Konflikts zwischen Banquier und Dichter zum beabsichtigten Schaden des Letzteren zur Kenntniß des Onkels gebracht. Der gute Onkel indeß nahm auch diesmal die Sache von der heitersten Seite und unterschrieb einst an den Bruder des Dichters, den Dr. med. Maximilian Heine, welcher die hier wiedergegebenen Familien-Erinnerungen der Nachwelt aufbewahrt hat, einen in bester Laune abgefaßten Brief mit der Anspielung: „Dein Dich liebender Onkel vor der Fütterungsstunde."

Salomon Heine zeigte sich zu allen Zeiten als Ehrenmann. Das erkannte die Bevölkerung Hamburgs aber auch vollkommen und vergaß es selbst

in der größten Aufregung nicht, wie an jenem unruhigen Abende im Jahre 1835, als der Judenhaß in Hamburg sich in rohen Scenen und dem Zertrümmern von Fensterscheiben in jüdischen Häusern Luft machte. An einem dieser Abende wandte sich auch ein mit Steinen bewaffneter Haufe nach dem Jungfernstiege. Kaum war aber die Absicht der Tumultuanten bekannt geworden, als sich sofort der Ruf erhob: „Salomon Heine beleidigen, unsern alten würdigen Heine — in die Alster mit Jedem, der das wagt! Sein Haus ist ein Heiligthum!" Niemand wagte dem entgegen zu handeln; Heine's Haus blieb unverletzt.

Zur Ergänzung des Bildes dieses Mannes haben wir nur noch wenig hinzuzufügen. Wie heiß er den Sohn und die Gattin liebte, welche ihm leider so früh entrissen wurden, ergiebt sich aus den schönen, ihrem Andenken gewidmeten Stiftungen. Salomon Heine war aber nicht blos der ausgezeichnetste Geschäftsmann, der Krösus, welcher von seinem Vermögen den großmüthigsten Gebrauch machte, sowie ein zärtlicher Gatte und Vater — er war auch ein gastfreier Hausherr, ein warmer Freund und Beschützer der Kunst. Sobald seine Laune nicht gestört war, schien er die Liebenswürdigkeit, die Gesprächigkeit selbst. An seiner Tafel, an welche er Alle einlud, die ihn irgendwie interessirten, herrschte stets die heiterste Stimmung, und der reiche Wirth gehörte dann selbst zu den Heitersten. Ceremoniel und Feinheit zu affektiren, dazu gab er sich nicht her, und selbst Fürsten wie Ministern gegenüber blieb er der ungenirte, aber dennoch sehr respektirte Jude Salomon Heine. Es machte ihm Freude, ausgezeichnete Künstler und Fremde, die sich in Hamburg einfanden, als Gäste in sein Haus einzuladen.

Seine Liebenswürdigkeit und Gemüthlichkeit zeigte sich in ihrem schönsten Lichte, wenn er sich im traulichen Kreise der Seinigen und in Gesellschaft ihm zusagender Gäste befand. Dann fand er ein Vergnügen daran, von seiner ärmlichen Kindheit und Jugend, seiner Wanderung nach Hamburg und von all den Mühseligkeiten, die er dort bekämpfen mußte, zu erzählen. Sobald aber die Tafel aufgehoben war, an welcher nur selten ein schöner und fesselnder Damenkreis fehlte, ergriff er meistens seinen stadtbekannten weißen Hut — die Blume im Knopfloch fand sich schon früher an ihrer Stelle, — um in seiner Equipage, die ihn bereits erwartete, in's Theater zu fahren, das für ihn, so lange er sich einer kräftigen Gesundheit erfreute, die regelmäßige Lieblingserholung bildete. Gleich der Kunst, schätzte Heine auch die Künstlerinnen, was sich schon aus der Anekdote von dem Kuß zu ergeben scheint, den ihm eine junge, zu einem milden Zwecke kollektirende Dame gegen eine großartige Erhöhung seines Beitrags bewilligt haben soll. Man erzählte sich von ihm auch noch andere galante Charakterzüge, in denen wahrscheinlich Wahrheit und Dichtung sich mit einander vermischten.

Mehr als durch Altersschwäche, — indem er sich bis zum Brande einer sehr guten Gesundheit erfreute, — ward sein Tod im Dezember d. J. 1844 durch die Folgen jener Katastrophe herbeigeführt. Seit Mai 1842 hatte er sich mit dem größten Eifer dem Gemeinwohl Hamburgs gewidmet, unablässig während länger als einem Jahr mit gleichgesinnten würdigen Männern den Behörden zur Seite gestanden, bemüht durch zweckmäßige Einrichtungen die verhängniß-

volle Lage Hamburgs zu erleichtern und zur Linderung des Nothstandes so vieler Leidenden umfassende Maßregeln zu ergreifen. Solch' angreifende Arbeiten, denen er sich mit großer Hingebung unterzog, und wobei er oft von Morgens bis Abends der Sorgen nicht ledig ward, rieben die Lebenskräfte des würdigen Greises zusehends auf und wenn gleich er mit eiserner Willenskraft die Hinfälligkeit des Körpers zu bekämpfen suchte, so wirkten doch die Folgen verderblich. Er erkrankte an Asthma, wozu sich bald Wassersucht und allgemeine Schwäche gesellten, und erlag im 77sten Jahre seines Lebens am 23. Dezember 1844 seiner Krankheit. Doch waren ihm während dieser letzten Lebenszeit mitunter noch schmerzensfreie Tage vergönnt, und so hatte der originelle Greis sogar noch am Tage vor seinem Tode eine kleine Tischgesellschaft bei sich gesehen. Der vollkommen helle Geschäftssinn, durch den er sich im Leben auszeichnete, blieb ihm auch fast bis in die letzten Lebensstunden getreu. Er ließ sich regelmäßig über Stadt- und Geschäftsangelegenheiten Bericht erstatten, ja öfter sogar die Geschäftsbücher vorlegen. So umfangreich aber auch seine Geschäfte waren, ihm blieb die Besorgung derselben fortwährend Gegenstand des Vergnügens und des Genusses, keine Arbeit. Der Tod selbst trat ihm freundlich entgegen, es war kein Todeskampf, sondern ein so ruhiges Hinüberschlummern in ein anderes Leben, wie es kaum sanfter gedacht werden kann. Am 22. Dezember Abends bereits stellte sich Bewußtlosigkeit ein, die mehr und mehr zu einem allmäligen Verlöschen der letzten Körperkräfte sich gestaltete, und am 23. Dezember Mittags 1 Uhr, zur Zeit, wo sein Sohn die eine, die Tochter die andere Hand des Kranken gefaßt hielten, zerriß der Lebensfaden des Mannes, der im Leben so Rühmliches geleistet, so viele Thränen getrocknet hatte. Dafür war aber auch das Sterbelager des Gerechten ein Bild, wie die Phantasie es nicht schöner und rührender auszumalen im Stande ist.

So einfach Heine in's Leben getreten, so einfach ist er durch dasselbe und aus ihm gegangen. Der jüdische Ritus schreibt bekanntlich für Reich und Arm dieselbe schlichte Bestattungsart vor. Am 23. Dezember 1844 war Heine's Todestag, am 27. ward seine Hülle, der viele Tausende das Ehrengeleit gaben, in die hartgefrorene Erde gebettet. Er selbst hatte noch kurz vor seinem Tode heiteren Angesichts in einer Gesellschaft von Senatoren geäußert: „Wenn ich sterbe, kostet mein Sarg nur 4 Mark 8 Schill.“ (1 Thlr. 24 Ngr.) Und in seinem Testament verordnete er: „Das Begräbniß soll auf dieselbe Weise, wie das meiner Frau, ohne alles Gepränge stattfinden. Ich will einfach wie jeder meiner Glaubensgenossen begraben werden.“

Am 27. Dezember fand das Begräbniß auf dem Friedhofe zu Ottensen statt, wo der Leichnam des Hamburger Krösus in einem einfachen Brettersarge, wie auch der Aermste ihn erhält, an der Seite der ihm vorangegangenen heißgeliebten Gattin die letzte Ruhestätte fand. Der Leiche folgten gegen 100 Wagen der vornehmsten Stände: aber noch weit großartiger war das Volksgedränge, und es stand in den Mienen Aller die aufrichtigste Trauer darüber zu lesen, daß der Todesengel einen Mann von der Erde abgerufen hatte, der in so mancher Noth wie ein Schutzengel erschienen war!

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, Einiges aus dem Testamente des Verstorbenen zu erwähnen, welches am 30. Dezember 1844 Nachmittags zwischen 2 und 4 Uhr auf dem Rathhause in Hamburg öffentlich verlesen wurde, und welches einen umfassenden Verstand und Scharfsinn aus seiner meisterhaften Abfassung erkennen ließ. Vom 4. Dezember 1844 datirt, hob es die früher gemachten letztwilligen Verfügungen des Erblassers auf. Zunächst ist darin die Stelle bemerkenswerth, wo er sagt: „Ich will es zum Ueberfluß nicht unterlassen, zu erklären, daß ich bis auf Bko.-Mark 10,000, die ich mit meiner Frau erheirathet habe, Alles, was ich mein nenne, unter Gottes Segen selbst erworben habe!"

Der Haupterbe war sein Sohn Karl, welcher das Bankgeschäft seines Vaters und die zur Fortführung desselben erforderlichen Fonds erhielt. Nach ihm kamen die drei Schwiegersöhne oder deren Kinder, von denen jede Linie 900,000 Mark Banko erhielt. Die Einzige seiner Töchter, welche den Vater überlebte, erhielt außerdem zur Belohnung der treuen Pflege, die sie dem Vater nach dem Tode seiner Gattin gewidmet hatte, das am Jungfernstiege neu erbaute Haus und Grundstück. — Den einzelnen Mitgliedern seines Geschäftspersonals vermachte er in acht Hauptposten für die ihm geleisteten treuen Dienste im Ganzen einen Betrag, welcher der Summe von 100,000 Mark Banko ziemlich nahe kommt.

Außerdem setzte er in seinem Testament fest, daß jeder der in seinem Comptoir Angestellten, sowie alle Arbeitsleute, welche fünf Jahre oder länger in seinem Dienst gewesen, 1000 Mark Banko, sonst aber nur 300 Mark Banko erhalten sollte. — Ein eigener Zufall wollte, daß der älteste und verdienstvollste Comptoirist, Herr Leo, dem er 40,000 Mark Banko vermacht hatte, am Tage vor dem Tode seines Prinzipals diesem in die Ewigkeit voranging. Derselbe starb am 22. Dezember in Nizza, wohin er sich zur Stärkung seiner Gesundheit auf Urlaub begeben hatte, und die Erbschaft von 20,000 Thlr. preuß. Cour. fiel in Folge dessen nach der Bestimmung des Testaments der Wittwe zu.

Es versteht sich von selbst, daß auch das ganze übrige Hauspersonal des Erblassers, sowol in der Stadt wie auf seinem frühern Landsitze, nicht vergessen, sondern im Testament reichlich bedacht worden war.

Einen sehr großen Abschnitt in seinem letzten Willen nehmen die für die Armen, milde Stiftungen, Kirchen und Schulen bestimmten Vermächtnisse ein. Zuerst sollten innerhalb acht Tagen in Hamburg 3000 Mark Crt. unter christliche Arme und ebenso viel unter jüdische Arme der deutschen, und 400 Mark Crt. unter jüdische Arme der portugiesischen Gemeinde; in Altona 3000 Mark Crt. unter christliche Arme, 1500 Mark Crt. unter jüdische Arme der deutschen und 300 Mark Crt. unter jüdische Arme der portugiesischen Gemeinde; in Ottensen 800 Mark Crt. unter die dortigen Armen von den resp. Armenvorstehern vertheilt werden, welche Summen aber von dem Sohne, der hinsichtlich der Wohlthätigkeit seinem edeln Vater glich, verdoppelt worden sind.

Sodann wurden zehn christliche Wohlthätigkeits-Anstalten zusammen mit 33,000 Mark Crt. bedacht, wovon dem Hamburger allgemeinen Krankenhause 10,000, der Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder im Rauhen

Hause zu Horn 4000 Mark Crt. zufielen. Neunzehn jüdische Wohlthätigkeits-Anstalten in Hamburg erhielten zusammen 65,000 Mark Crt., wovon 8000 Mark Crt. für den israelitischen Tempelverein, 9000 den israelitischen Freischulen, 8000 dem Verein zur Verbreitung nützlicher Gewerbe unter den Israeliten, 6000 Mark Crt. der Talmud-Thora-Armenschule bestimmt waren. Das von Etatsrath Donner und von Heine in Ottensen gemeinschaftlich erbaute Schulhaus erhielt 4000 Mark Crt., das Altonaer Waisenhaus 2000, der Altonaer Frauenverein 1000, die in Hamburg bestehenden zwei christlichen und drei jüdischen Vorschußvereine erhielten je 1000 Mark Crt., und außerdem wurde ihnen das erlassen, was sie dem Bankhause Salomon Heine schuldig waren.

Ferner vermachte Heine den Fonds zum Wiederaufbau der Nikolaikirche und der Petrikirche je 4000 Mark Crt., der deutsch-israelitischen Gemeinde als Beitrag zu den Kosten des Wiederaufbaues einer Synagoge, sowie der Altonaer deutsch-israelitischen Gemeinde und der israelitischen Gemeinde seiner Vaterstadt Hannover je 5000 Mark Crt., endlich noch dem Betty-Heine'schen Krankenhause 30,000 Mark Crt. Im Ganzen betrugen demnach seine Vermächtnisse für die Armen, milden Stiftungen, Kirchen und Schulen zusammen 175,000 Mark Crt.

Der würdige Haupterbe und Sohn des Verstorbenen, Karl Heine, welcher als Mensch seinem Vater an Edelmuth nichts nachgab, stand etwas länger als 20 Jahre an der Spitze des von seinem Vater begründeten Bankhauses. Im Sommer 1865 begab sich derselbe zur Stärkung seiner Gesundheit in das reizende Pyrenäenbad Bagnères de Luchon; dort widerfuhr ihm das Unglück, bei einem Spazierritt mit seinem Pferde zu stürzen, was seinen Tod zur Folge hatte. Sein Leichnam wurde nach Paris geschafft und am 7. Juli 1865 auf dem Friedhofe des Père Lachaise beigesetzt. Ein französisches Tageblatt aus jener Zeit berichtet uns über diesen jähen Todesfall:

„Da der Verstorbene den Wunsch ausgedrückt, seine Beerdigung möge ganz in der Stille stattfinden, so waren keine Einladungen erlassen worden, und nur eine kleine Zahl Verwandter und intimer Freunde, darunter der französische Finanzminister Fould, begleiteten die Leiche zur letzten Ruhestätte. Dem Leichenwagen folgten zunächst Herr Furtado, sein Schwiegervater, und seine drei Neffen, die Herren Armand, Michael und Hermann Heine.

„Wäre der Verstorbene in Hamburg, seiner Geburtsstadt, beerdigt worden, so würde, entgegen seinem förmlich ausgesprochenen Willen, dennoch die ganze Bevölkerung dem Todten die letzte Ehre erwiesen haben, denn sein Name erfreute sich dort der berechtigtsten Popularität, ja man betrachtet in Hamburg seinen Tod als ein öffentliches Unglück. Diese außerordentliche Beliebtheit verdankt die Familie Heine nicht blos dem großen Vermögen, das ihr verehrtes Haupt, Salomon Heine, durch Thätigkeit und Geschicklichkeit in ehrenvoller Art erworben hat, sondern vor Allem dem Geiste der Wohlthätigkeit und der Menschenliebe, deren Typus und Beispiel sie geblieben ist."

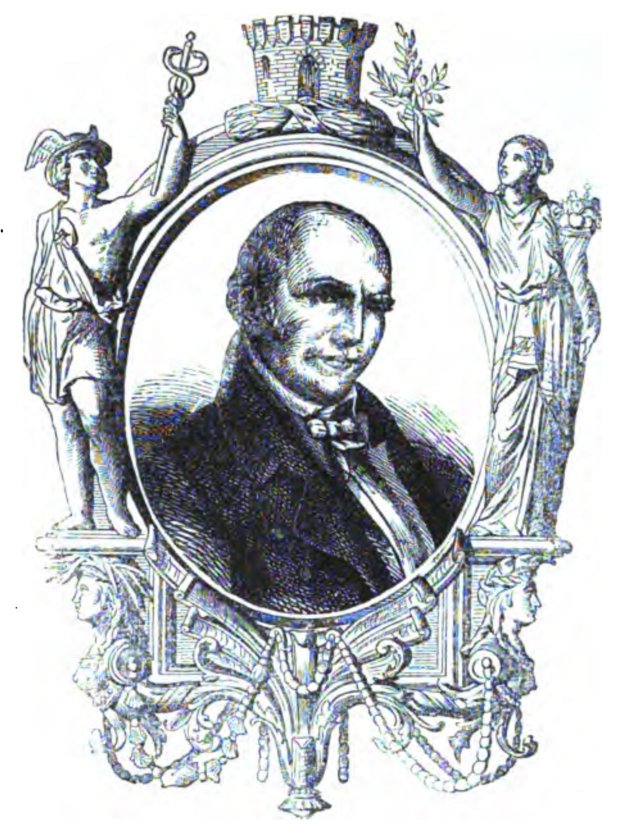
Das schönste Lob, welches man dem Sohne des trefflichen Salomon spenden kann, ist die Erwähnung, daß er im Sinne der edlen Traditionen seines Vaters fortgewirkt hat. Alles von diesem Gegründete wurde von Karl Heine weiter entwickelt. Das durch eigene Thätigkeit vermehrte väterliche Vermögen wurde

von ihm gleichfalls zu Werken ununterbrochener Wohlthätigkeit gewidmet, die um so verdienstlicher waren, als sie ganz im Stillen ohne irgend eine Prahlerei, mit jenem Geheimniß, das den Werth der Wohlthat verdoppelt, ausgeführt wurden.

Karl Heine hatte sich mit der Tochter des Herrn Furtado vermählt, dessen Name mit einem der denkwürdigsten Akte der Civilisation, Toleranz und Gerechtigkeit im Anfange dieses Jahrhunderts verknüpft ist. Ein Furtado führte den Vorsitz in jenem großen Sanhedrin, aus dem, Dank der Initiative Napoleon's I., die definitive Emanzipation der Israeliten in Frankreich hervorging. Karl Heine hatte in der von ihm erwählten Lebensgefährtin eine jener ausgezeichneten Frauen gefunden, bei denen sich Verstand und Einsicht mit den schätzenswerthesten Eigenschaften des Herzens vereinigen. Durch diese Verbindung wurde Karl Heine ein Verwandter der Familie Fould.

Karl Heine vermachte in seinem Testament zunächst den Armen-Kollegien in Hamburg, Altona und Ottensen 10,500 Mark Courant, weiterhin zwei Legate für die Hermann-Heine- und Betty-Heine-Stiftung. Die erstere hatte er schon beim Tode seines Vaters, dann im Jahre 1864 jedesmal mit 100,000 Mk. Bko. beschenkt. In seinem Testament wurde ihr wiederum dieselbe Summe ausgesetzt. Der Stiftung zu Ehren seiner unvergeßlichen Mutter gab Karl bei seinen Lebzeiten im Ganzen 350,000 Mk. Bko., im Testament war sie mit weiteren 60,000 Mark Bko. bedacht. Der jüdische Tempelverein erhielt 20,000 Mark Banko, deren Zinsen für die beiden Prediger im neuen Tempel bestimmt sind; 200,000 Mark Banko sollten von der Wittwe des Verstorbenen und den Testaments-Executoren an milde Stiftungen und Anstalten vertheilt werden. Der im Entstehen begriffenen städtischen Galerie vermachte er 200,000 Mark Banko mit der Bestimmung, daß 20 Jahre lang nur die Zinsen des Kapitals zum Ankauf von Gemälden verwendet werden dürfen; den Armen in Paris 50,000 Frcs., den Armen in Orohowitza, einer Herrschaft des Verblichenen in Slavonien, 2000 Fl. Die Angestellten in seinem Comptoir wurden in glänzender Weise bedacht. Ebenso hat er für seine ganze Dienerschaft auf allen seinen Besitzungen gesorgt. Eine Klausel bestimmte, daß alle Privatforderungen unter 1500 Mark Bko. als rechtlich erloschen betrachtet, desgleichen alle höheren als eben genannte Summe nicht eingeklagt werden sollten. Wir übergehen die zahlreichen Legate für Verwandte sowie Angehörige des Hauses, als ehemalige Lehrer, Haushälterinnen, Gouvernanten u. s. w. Auch die Wittwe des ihm im Tode vorangegangenen Cousins, des schon erwähnten Dichters Heinrich Heine, bezieht aus diesem Testamente eine Jahresrente von 5000 Frcs. Als Universalerbin war die hinterbliebene Frau des Verstorbenen eingesetzt.

Karl Heine hat keine Leibeserben hinterlassen und mit ihm erlosch die Firma eines Bankhauses, das in der Finanzbewegung unserer Epoche die geschilderte bedeutende Rolle gespielt hat. Was aber nicht vergehen wird, das sind die der Sache der Menschheit ohne Unterschied des Glaubens geleisteten Dienste, das sind die zu Gunsten der Unglücklichen errichteten preiswürdigen Anstalten, das ist ganz besonders das Beispiel eines Lebens, welches sich Allem widmete, was rechtschaffen, menschenbeglückend und großmüthig war.



Stephan Girard.

Stephan Girard,

Handelsherr, Schiffsrheder und großer Landeigenthümer, Begründer des berühmten Erziehungs-Instituts zu Philadelphia.

— — Der Kaufmann — Güter zu suchen
Geht er; doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an.

Das Leben dieses außerordentlichen Mannes, für uns hier zugleich ein zweiter sprechender Beleg für das ebenmäßige Wachsen der Nation wie der Individuen im Norden der westlichen Hemisphäre, füllt mehrere der denkwürdigsten Seiten in der Chronik des Handels, ja es ist gewissermaßen ein Stück Handelsgeschichte des großen Landes selbst, welches Stephan Girard seine zweite Heimat nannte. — Entwickelungsgang und Schicksale dieses seltsamen Menschen bieten dem Leser fortwährend ein ungewöhnliches Interesse, je verschiedener, ja je

widersprechender die Urtheile lauten, aus denen der Biograph das Bild seines Helden zusammensetzen muß.

Die Jugendzeit Stephan Girard's ist eine freudenarme; Lieblosigkeit umgiebt ihn, und einsam steht der Mann sein Leben lang da mitten in der Fülle unermeßlichen Besitzes. Im Charakter des unermüdlichen Handelsvolkes der transatlantischen Republik ergreift Stephan Girard Alles, was ihm Vortheile in Aussicht stellt. Wir sehen ihn nach und nach als Matrosen, Schiffskapitän, Rheder, Krämer, Schenkwirth, Farmer, Armeelieferanten, als Tabak-, Wein-, Holzhändler, Großkaufmann, Banquier, großen Landeigenthümer emsig bemüht, auf den Stufen zum höchsten Reichthum emporzuklimmen. Und Alles, was er ergreift und ist, das ist er auch ganz vom Scheitel bis zur Fußsohle. Doch gerade die zu seinem Berufe so unerläßlichen Eigenschaften: Entschiedenheit, Willenskraft und Ausdauer, die Abgeschlossenheit, in welcher er sich in seinem höheren Alter gefällt, vornehmlich aber die unerschütterliche Ruhe und Gemessenheit, womit er jegliches Ungemach und alle Launen des Glückes, das ihm so wohl will, hinnimmt und welche er sich auch bei allen öffentlichen Kalamitäten bewahrt, lassen ihn sein Leben lang als echten Sonderling erscheinen, dessen Streben mehr dahin geht, die edleren Eigenschaften des inneren Menschen zu verhüllen, als sich selbst zu zeigen wie er ist. So erscheint das Lebensbild dieses bedeutenden Mannes eigenthümlich gefärbt: mehr Schatten in allen Abstufungen wechselnder Eindrücke als erhellende Lichtstrahlen. Und so hat es kaum noch einen anderen im Kampfe mit ungünstigen Verhältnissen hoch über die große Mehrzahl seiner Mitmenschen emporgestiegenen Mann gegeben, der widerspruchsvoller beurtheilt worden wäre, als Stephan Girard. Sehr begreiflich! Die kleinen Geister, welche die urwüchsige, in Stürmen gestählte Kraft dieses Riesen nicht zu fassen vermochten, mäkelten an unwesentlichen Erscheinungen oder Auffälligkeiten seiner Person herum und blieben, weil sie die großartig angelegte Natur im Ganzen nicht zu überschauen vermochten, an Einzelnheiten hängen. So ergingen sie sich, indem ihrem Verstande die eigentliche Triebfeder der Gesammthandlungen verborgen blieb, in allerhand Klatschereien, bösen Reden und Bemängelungen. Bald mußte Girard ein Filz, bald ein Erbschleicher, ein roher Mensch und herzloser Betrüger gewesen sein. In jedem Falle aber war er während des größten Theils seines Lebens nach gewöhnlichen Begriffen eine Art Menschenfeind gewesen. Unter solchen Umständen ist er immer noch glimpflich behandelt, wenn er mit dem wenig besagenden Namen eines Sonderlings belegt wurde. Zu dem Unverstande gesellte sich ferner noch der Neid über das sogenannte Glück des Emporkömmlings, dessen rauhe Außenseite ohnehin in vielfacher Beziehung gegen den feinen Ton verstieß; was dann noch Gutes an ihm geblieben, das raubte ihm zuletzt in absprechender Weise das nationale Vorurtheil der Engländer und Yankees. Denn auch den letzteren mußte er, obschon er die längste Zeit seines Lebens unter ihnen verbrachte, immer als ein Fremder erscheinen, der nicht einmal das landesübliche Englisch richtig zu sprechen verstand.

Dessenungeachtet dürfen wir nicht daran verzweifeln, diesem völlig ausgeprägten Charakter auf die Spur zu kommen. Er ist einem ungeschliffenen Diamant vergleichbar, dessen Härte und Echtheit er besitzt; aber er ist, wie alles

natürlich und innerlich Große, einfach, aus einem einzigen Guß und nur sich selber gleich. Bei ihm bewahrheitet es sich vollständig, daß der Mensch nicht das ist, was er scheint oder vorgiebt, sondern was er leistet. Aus sich selbst hat er sich aufgerichtet und aufgebaut, und wenn wir schon Stufe für Stufe seiner Entwickelung folgen können, so vermögen wir auch aus seinen Handlungen den reifen, fertig gewordenen Menschen, der als ganzer Mann, als ein Mann eigenster Kraft in vollster Bedeutung des Wortes erscheint, zu begreifen. Stephan Girard gehört zu jenen eigenartigen Naturen, die, mehr noch wie den einzelnen Menschen, die Menschheit lieben und diese beglücken möchten. Dieses Bestreben krönt schließlich ein seltener Erfolg. Denn als zwanzigfacher Millionär hinterläßt er in seinen Stiftungen Liebeswerke, wie sich dergleichen in der Geschichte der Wohlthäter der Menschheit kaum noch ein zweites Mal aufgezeichnet finden dürften. Vor dem unwiderleglichen Zeugnisse solcher Thaten aber haben die Müßigen und Lästerzungen zu schweigen.

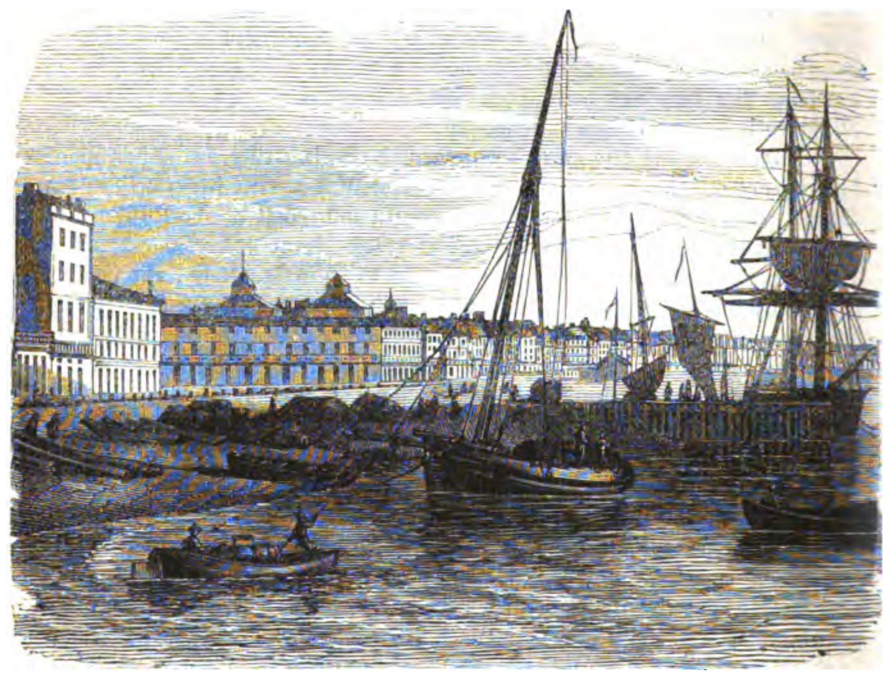
Indem wir uns also an unbestrittene und unbestreitbare, für unsern Zweck hinreichende und maßgebende Thatsachen halten, sind wir glücklicherweise in den Stand gesetzt, Girard aus sich selbst zu greifen und somit die parteiischen Angaben, mögen ihm dieselben einseitig Lob oder Tadel spenden, bei Seite zu lassen.

Stephan Girard erblickte am 22. Mai 1750 in Frankreich, und zwar in einer Vorstadt von Bordeaux, wo sein Vater Pierre Girard, ein Schiffskapitän, sich seinen Herd gegründet hatte, das Licht der Welt. Weil der Geburtsort auf die Entwickelung des Menschen nicht ohne große Einwirkung bleibt, sei es uns gestattet, der Heimat Girard's einige Betrachtungen zu widmen.

Bordeaux, das alte Burdigala der Römer, hatte schon mehreren berühmten Männern das Dasein gegeben. Hier ward in alter Zeit der Geschichtschreiber Eutropius, in der neueren Montesquieu geboren. Die Stadt erlebte eigenthümliche Schicksale und wechselte oft die Herren. Unter den Römern war sie die Hauptstadt von Aquitanien, im Jahre 412 setzten sich die Gothen dort fest, 507 gelangte sie an die Franken und nachdem sie seit 732 von den Sarazenen, dann aber wieder von den Franken besessen worden war, fiel sie während des folgenden Jahrhunders wiederholt den Normannen in die Hände und ging im XII. Jahrhundert, nach dem Erlöschen des herzoglichen Hauses von Gascogne, mit Aquitanien verbunden in den Besitz der Anjou über. So kam sie, als die Anjou den britischen Thron bestiegen, unter die englische Herrschaft und war seit 1362 die Residenz des Schwarzen Prinzen. Später sah sie sich vielfach französischen Angriffen ausgesetzt, doch wurde sie erst in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts von den Franzosen in Beschlag genommen. Unter den englischen Anjou zu schnellem Gedeihen emporgestiegen, war mit der Hebung des Gewerbfleißes die Pflege der Wissenschaften, wie die 1441 gestiftete Universität bekundet, Hand in Hand gegangen. Doch auch die französischen Könige vernachlässigten Bordeaux nicht, denn Ludwig XI. führte 1462 daselbst ein Parlament ein, nachdem schon 1454 die Zitadelle (Trompette) zur Sicherheit der wichtigen Stadt erbaut worden war.

Außer der nach dem Vorbilde der Pariser im Jahre 1712 gestifteten Akademie der Wissenschaften besitzt Bordeaux gegenwärtig an wissenschaftlichen und

künstlerischen Bildungsmitteln eine Bibliothek von etwa 120,000 Bänden, eine Gemäldegalerie und eine Sternwarte. Unter den Großstädten Frankreichs nimmt es den vierten Rang ein, steht jedoch als bedeutendste Handelsstadt im südwestlichen Theile des Reiches mit obenan, gleich wie es hinsichtlich des Weinhandels in ganz Frankreich die erste Stelle behauptet. Die Hauptartikel seiner Ausfuhr bestehen außer dem Handel mit Bordeaux-Weinen und Branntwein vornehmlich in Manufakten, Mehl und Getreide, während bei der Einfuhr vorzüglich Kolonialwaaren, Metalle, Bauholz und Kohlen in Betracht kommen. Der größte Theil der Geschäfte wird durch Mäkler abgeschlossen.



Am Hafen von Bordeaux.

Die beiden jährlich hier stattfindenden Messen, vormals stark besucht, haben seit der Einführung der Eisenbahnen an Wichtigkeit sehr abgenommen. Da die Garonne, nach ihrem Zusammenfluß mit der Dordogne unweit Bordeaux, der Elbe bei Hamburg an Größe völlig gleich und so tief ist, daß die Seeschiffe, begünstigt durch die bis fünf Meilen über die Stadt hinaufreichende Flut, mit voller Ladung in den durch großartige Bauten erweiterten Hafen gelangen, so ist es für die weitere Handelsbedeutung von Bordeaux äußerst wichtig, daß der von 1666 bis 1680 zur Ausführung gebrachte Kanal von Languedoc (canal du midi) das Mittelmeer mit dem Biscayischen Meerbusen verbindet. In dem Hafen, dem dritten bedeutendsten Frankreichs, gehen jährlich im Durchschnitt 3000 Schiffe vor Anker. Die Stadt zerfällt in die winkelige, engstraßige Altstadt und in die mit stattlichen Gebäuden versehenen, regelmäßig gebauten neuen Stadtviertel. Doch sieht Bordeaux jetzt nicht mehr

so aus, als in jener Zeit, in welcher Girard hier sein Knabenaltet verlebte. Denn abgesehen davon, daß es größer geworden, ist es auch während der ersten französischen Revolution von den Männern des Konvents, weil es den Hauptherd der Girondisten abgab, zum Theil zerstört worden. Ferner wurde 1845 durch eine Feuersbrunst ein beträchtlicher Theil Häuser in Asche gelegt.

Inmitten des bewegten, wechselreichen Lebens, das einer jeden ansehnlichen Handels- und Hafenstadt eigen ist, wuchs Stephan Girard auf. Sein Erscheinen in der Welt des Wechsels hatte jedoch leider Derjenigen das Leben gekostet, welche die Jahre seiner ersten Entwickelung mit liebender Sorgfalt umgeben haben würde. Seine Mutter, Frau Anna, geb. Lafargue, war während der schweren Geburt des Kindes, zum Unglück für dasselbe, gestorben. Dadurch fehlte dem Knaben schon in der zartesten Kindheit die liebevolle natürliche Pflegerin. Zwar heirathete der Vater bereits nach einem Jahre wieder, aber hierdurch erhielt der verwaiste Stephan doch nur eine Stiefmutter, welche ihn in der Folge ihren eigenen Kindern in jeder Weise auf das Empfindlichste nachsetzte. Es muß somit fraglich erscheinen, ob für das leibliche Wohlergehen des Knaben nicht besser gesorgt war, wenn er nach halber Verwaisung mutterlos geblieben wäre. Denn während der Kapitän den größten Theil des Jahres hindurch auf der See verweilte und nur zeitweise heimkehrte, gleichsam nur deshalb, um von der zweiten Frau sich gegen seinen Sohn einnehmen und zu unmenschlicher Behandlung desselben verleiten zu lassen, sah sich Stephan auch in der Abwesenheit seines Vaters durchaus den Launen der Rabenmutter preisgegeben.

Der alte Girard wird als ein vielgereister erfahrener Seemann bezeichnet, und soll sich im Jahre 1774 während des Krieges gegen England durch Muth und Entschlossenheit besonders ausgezeichnet haben. Vornehmlich wird die Geschicklichkeit gerühmt, mit welcher derselbe einen feindlichen Brander von einem zu dem Brester Geschwader gehörigen Linienschiffe abwehrte. Wir finden den Namen Pierre Girard ehrenvoll genannt, als ihm bei dieser Gelegenheit für sein mann haftes Betragen von König Ludwig XV. außer einer goldenen Medaille noch ein Ehrendegen verliehen ward. Auch des Vaters Brüder galten für wackere Seeleute. Der ältere, Johann, starb als Schiffskapitän auf der Insel Martinique, der zweite endete zu Pensacola als Kapitän eines der seinem Neffen Stephan zugehörigen Schiffe. Somit dürfen, der gesellschaftlichen Stellung nach, die nächsten Anverwandten Girard's für ehrenhafte, anständige Leute gelten, und es ist daher nicht wahrscheinlich, daß die Eltern, wie englische Quellen berichten, den Sohn in seiner Kindheit zum Stehlen und Betteln angehalten oder gezwungen haben.

Ueber der Jugendzeit des Knaben scheint jedoch ein besonderer Unstern gewaltet zu haben. Er büßte zu allem Ungemache der Kindheit, kaum zehn Jahre alt, durch eine nicht ganz festgestellte Ursache, angeblich durch das Zerplatzen einer unvorsichtiger Weise in's Feuer geworfenen Muschel, das rechte Auge ein, wenn nicht etwa die Mittheilung richtig sein sollte, wonach ihm dasselbe im Zorne vom eigenen Vater ausgeschlagen worden ist. So verlebte der Knabe, während Andere seines Alters sich lustig herumtummelten, meist traurige Tage und Jahre, von welchen er im spätern Leben, weil sie mit einer Menge unangenehmer

Erinnerungen verknüpft waren, sehr ungern sprach. Daheim gepeinigt und außer dem Hause von Kindern und unvernünftigen Erwachsenen als Einäugiger (borgne) geneckt, ward er in sich gekehrt und wortkarg. Aber in seiner hierdurch zum Nachdenken angeregten Feuerseele flammten hochfliegende Pläne auf. Er gewöhnte sich frühzeitig an Selbständigkeit, lernte die Menschen und Verhältnisse richtig überschlagen, erhielt ein lebhaftes Gefühl für Recht und Unrecht, stählte sich gegen falsche, lieblose Beurtheilung und legte hierdurch den Grund zu jener Hochherzigkeit und dem aufopfernden Edelsinn, welchen er später an Hülflosen und Verlassenen so herzerhebend bethätigte.

Auf diese Weise diente der gänzliche Wegfall eines gemüthlichen Familienlebens, indem er für ihn zur Grundlage künftiger Größe ward, zu Girard's Heile. Wäre seine leibliche Mutter am Leben geblieben, so würde er in Folge der regelmäßigen Abwesenheit seines Vaters hauptsächlich eine Frauenerziehung genossen haben. Nun ist der weibliche Einfluß wol geeignet, empfindsame Seelen heranzubilden, schmachtende Liebhaber, schlaue Menschen, auch redliche und sparsame Leute, oder, wenn es hoch kommt, berühmte Naturforscher, Künstler und Dichter zu erziehen; aber der eiserne Charakter, der sich unaufhaltsam durch alle Hindernisse Bahn bricht und den Stürmen des Lebens trotzt, erwächst auf steinigem, rauhem Boden, ohne Mutterkuß und zärtliche Fürsorge, unter der züchtigenden Hand eines überstrengen Vaters.

Bei Alledem war das erste Jugendleben Girard's nicht ganz freudenlos. Denn kein Kinderleben und überhaupt kein menschliches Dasein, wäre solches auch das kümmerlichste, vermag es auf die Dauer zu bleiben, weil jedes gefühlvolle und denkende Wesen seiner Lage eben so gut die vortheilhaften wie nachtheiligen Seiten abzugewinnen weiß. Für ihn war es ein hoher Genuß, wenn er den Seemanns-Erzählungen des Vaters lauschen und diese sich in seiner kindlichen Phantasie abenteuerlich ausmalen konnte. So wurde seine Reiselust geweckt, und es trieb ihn, da er sich daheim doch nicht wohl fühlte, eine unwiderstehliche Sehnsucht hinaus an den Hafen, wo er auf dem schwankenden Elemente die stolzen Fahrzeuge aus- und einfahren oder vor Anker liegen sah. Konnte er jedoch einmal ungescholten und ungeprügelt daheimsitzen, so las er mit Vergnügen in den wenigen Büchern, deren er habhaft werden konnte, oder er schaute sich die Raritäten an, welche der Vater von seinen Reisen heimgebracht hatte. Hin und wieder, wiewol selten, durfte er wol auch Verwandte besuchen, welche Wein- und Gartenbau trieben. Sicherlich fehlte es ihm auch an Gefährten nicht, mit denen er sich herumtummeln konnte. Der liebste Aufenthalt, wo er seinen Träumereien in seiner Weise nachzuhängen vermochte, blieb der Quai und der Ladungsplatz für die abgehenden Schiffe. Und hier keimte in ihm der naheliegende Gedanke auf, sich den häuslichen Peinigungen dadurch zu entziehen, daß er bei erster Gelegenheit auf einem Schiffe Dienste suche. Dieser mit Vorliebe gepflegte Plan gelangte zur Ausführung, als Stephan 14 Jahre zählte und somit in einem Alter sich befand, in welchem er ohnehin bald einen Lebensberuf wählen mußte. Die Veranlassung zu seinem raschen Entschlusse bot folgender Vorfall. Der Knabe war beauftragt worden, ein köstliches Porzellangefäß, welches der Kapitän von seinen Reisen mitgebracht hatte, einer Reinigung zu unterwerfen.

Damit beschäftigt, begegnete unserm Stephan das Mißgeschick, daß ihm das Kleinod unter den Händen zerbrach. Aus vielfacher Erfahrung konnte er abnehmen, welch' eine empfindliche Züchtigung bei der Rückkehr des Vaters seiner deshalb wartete.

Der drohenden Bestrafung sich zu entziehen, verließ er nun, wie er ging und stand, völlig unausgerüstet das elterliche Haus und irrte am Hafen umher. Bereits war ein Tag verstrichen, er wußte am Abend desselben noch nicht, was er beginnen sollte, endlich gelang es ihm, nach zweitägigem vergeblichen Harren und flehentlichen Bitten, auf einem französischen Handelsfahrzeug als Schiffsjunge ein Unterkommen zu finden. Freudig sagte er auf immer der Heimat Lebewohl.

Nachdem der Knabe mit entschlossener Hand die schwachen Bande, welche ihn an sein Geburtsland geknüpft hielten, zerrissen hatte, gehörte er dem erkorenen Berufe mit Leib und Leben an. Hierdurch gewöhnte er sich, immer Dasjenige, was er war, auch ganz zu sein, und erlangte auf solche Weise über die Alltagsmenschen, welche sich nie einer Sache völlig zu widmen pflegen, eine gewisse Ueberlegenheit. Zurück konnte und mochte er nicht. Daher mußte er suchen vorwärts zu kommen, um es wenigstens, gleich seinem Vater, zum Kapitän zu bringen. Zwar ging es auch jetzt nicht ganz ohne Schläge ab, denn ein Schiffsjunge wird nun einmal von seinen meist rauhen Vorgesetzten nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt. Allein er erwarb sich bald durch unermüdliche Dienstfertigkeit die Gunst des Kapitäns und der Steuerleute, während seine Kameraden, die sein Eifer schnell überflügelte, ihn eben deshalb für einen Schmeichler und Duckmäuser hielten. Weil er recht wohl einsah, daß er, um seine Stellung zu verbessern, vor Allem sich Kenntnisse erwerben müsse, so schaffte er von seinen mühsam errungenen Ersparnissen sich nautische Bücher an, in denen er fleißig studirte, so oft er einige freie Zeit, und sei es auch auf Kosten des Schlafes, erübrigen konnte. Bald trug sein Fleiß gute Früchte; denn als er nach sechs Jahren in Nantes sehr ehrenvoll das Steuermanns-Examen bestanden hatte, ward er 1770 Pilot auf einem großen französischen Kauffahrer und zwei Jahre später, nach vorgängiger, äußerst glänzend abgelegter Prüfung, Kapitän eines solchen Schiffes. Die ihm zu Theil gewordene Auszeichnung war eine Seltenheit für einen jungen Mann, welcher kaum 23 Jahre zählte. Die jetzt von ihm unternommenen selbständigen Fahrten brachten ihn sowol nach England und Italien, als auch wiederholt nach den britischen Kolonien Nordamerika's.

Ueber zwei Jahre mochte er als Kapitän die Meere befahren haben, da wurde es seiner unverwüstlichen Thatkraft auf dem beschränkten Schiffsraume zu enge. Er erwog, daß er, wenn er auf der See ausharre, vielleicht sein ganzes Leben hindurch Handelsschiffs-Kapitän bleiben müsse. Denn da in seinem Vaterlande jene große Staatsumwälzung, welche heute den Bürgerlichen das Erklimmen der höchsten Stellen erleichtert, noch nicht stattgefunden hatte, so sah er damals seinem Ehrgeize eine Grenze, seinem Genie ein Hinderniß in den Weg gestellt, welches vor der Hand unübersteiglich schien und nur durch das Aufgeben des Seedienstes beseitigt werden konnte.

Jenseit des Ozeans dagegen lag jenes große zukunftreiche Land, wo sich die aufstrebenden Talente, ziemlich unbehelligt von konventioneller Ausschließ-

lichkeit, Bahn zu brechen vermochten. Dazu hatte er auch mit jenem durchdringenden Verstande, welcher Geistern seiner Art eigen ist, den frischen wohlthätigen Hauch des im Anzuge befindlichen amerikanischen Unabhängigkeitskampfes glücklich herausgefühlt und beschloß deshalb, in dem Staate der anbrechenden Freiheit ein zweites Vaterland zu suchen. Mit der nämlichen Entschlossenheit, mit welcher er vor elf Jahren dem elterlichen Hause den Rücken gekehrt hatte, sagte er sich jetzt auch vom Seedienste los.

Aber was sollte er ohne namhaftes Vermögen in Amerika, wo seiner weder Freunde noch Gönner harrten, beginnen? Denn die als Kapitän zurückgelegten Ersparnisse beliefen sich nicht hoch. Endlich hielt er den Gedanken fest, die Anlegung eines Tabakladens zu versuchen.' Er durfte erwarten, daß er hierdurch, bis er eine bessere Gelegenheit zum Vorwärtskommen erspähte, wenigstens sich ernähren und einige Mittel zurücklegen könnte. Somit begründete er, kaum 25 Jahre alt, zuerst in Trenton, der Hauptstadt von New-Jersey, und bald nachher, in Folge der Kriegsunruhen, in dem sichereren, weil mehr von der Heerstraße abgelegenen, Mount-Jolly ein Tabaksgeschäft. Da aber Philadelphia, welches der Hauptsitz der Empörung und der Sitz der provisorischen Regierung geworden, immer mehr an Bedeutung zunahm, so siedelte der ebenfalls eine revolutionäre Kraft in sich tragende Girard zu Anfang des Jahres 1779 dorthin über. — Jetzt, da wir Girard in Philadelphia geborgen wissen, wollen wir im geregelten Fortgange unserer Erzählung eine Pause machen, um uns in Bezug auf verschiedene abweichende Nachrichten über unsern Helden aus jener Zeit etwas zu orientiren.

Nach einer vor uns liegenden englischen Biographie soll Girard auf einem Westindien-Fahrer, der von seinem Bestimmungsorte noch New-York aufgesucht und dann die Rückkehr nach Frankreich angetreten habe, zuerst nach Amerika gekommen sein. Vom Schiffslehrling zum Matrosen und dann zum Steuermann avancirt, soll er, so heißt die andere Lesart über seine Jugendzeit, in Folge seiner sparsamen Lebensweise und beim erlaubten Betriebe eines kleinen Handels vom Glücke begünstigt, schon bald ein Sümmchen Geld haben sammeln können, das er hingab, um sich damit am Gewinne, welchen die Ladung des Schiffes in Aussicht stellte, zu betheiligen. Seine Vermögensumstände verbesserten sich nunmehr zusehens, so daß er später wagen durfte, Mitbesitzer eines kleinen Handelsschiffes zu werden. Auch ein Geschäft in Tabak glückte. Weiterhin führte ein Compagniegeschäft zu einem befriedigenden Abschluß. Stephan glaubte jetzt so viel beisammen zu haben, um an Gründung einer festen Heimat denken zu dürfen. Er ließ sich jener Erzählung gemäß, noch nicht 20 Jahre alt, in Philadelphia nieder. Hier soll er sich an der Wasserstraße einen kleinen Laden gemiethet und als Händler mit altem Eisen und altem Takelwerk seine bescheidene Geschäfts-Carriere begonnen haben. Die Veranlassung zu dieser plötzlichen Aenderung der Lebensrichtung, zum Uebergang aus der Unruhe des Seeverkehrs in die Einförmigkeit des Kramhandels, lag indessen etwas tiefer. Girard hatte nämlich bei einer früheren Anwesenheit in Philadelphia ein armes junges Mädchen kennen gelernt, zu dem er sich unwiderstehlich hingezogen fühlte. Er ging ernstlich damit um, sie zu seiner Lebensgefährtin zu machen. Die ange-

stellten Erkundigungen bestärkten ihn in seinem Vorhaben. Der Heirathslustige erfuhr, daß Polly Lum bei dem Oberst Watt Shee als Magd im Dienste stehe und sich in jeder Hinsicht der Zufriedenheit ihrer Herrschaft erfreue. Alles dies sprach zu Gunsten der Auserwählten. Auch sie war, wie er, von Haus aus ein Kind der Armuth und der Sorge und strebte auf dieselbe achtbare Weise, wie er, dahin, sich zu einem bessern Lebensglücke emporzuarbeiten. Die Heirath wurde vollzogen und schien eine glückliche Ehe in Aussicht zu stellen. Das Schicksal fügte es freilich ganz anders. Der Himmel schenkte dem jungen Paar ein Töchterchen, die ganze Freude der Eltern. Das zarte Wesen wurde jedoch denselben bald wieder durch den Tod entrissen. Die tieferschütterte Mutter konnte ihren gewaltigen Schmerz nicht überwinden, sie verfiel in Geisteskrankheit und beschloß ihr Leben in einer Irrenheilanstalt. Stephan Girard wurde durch diese herben Schicksalsschläge gar sehr niedergedrückt und vermochte seitdem nicht mehr jene ernste Stimmung niederzukämpfen, welche fortan sein ganzes Wesen durchdrang. Man hat sich in Betreff dieser und so mancher andern dunkeln Stelle im Leben Girard's in mancherlei Reden und Nachreden ergangen, ja später von dem reichen und wortkargen Manne behauptet, daß sein rauhes, herzloses Verhalten das unglückliche Weib um den Verstand gebracht habe; indeß gehört dieses Geklatsch in das Gebiet jener nicht nachgewiesenen Beschuldigungen, denen sich kein vom Glück begünstigter, rasch emporgekommener Mensch so leicht entziehen kann.

Girard wandte, nachdem er festen Boden gewonnen, alle Kräfte der Hauptaufgabe seines Lebens zu. Er wollte reich werden. Die Art und Weise, wie er anfing, sich zu Wohlstand und Achtung emporzuarbeiten, beweist, welch' unerschöpfliche Thätigkeit in diesem „Manne eigener Kraft" lebendig war. Zuerst ging er, wie unser englischer Gewährsmann versichert, eine Verbindung mit Hagelhorst, einem gleichgesinnten, sehr unternehmenden jungen Manne, ein. Die Partners kauften 1771 zwei kleine Handelsschiffe und befrachteten sie mit Waaren, die sie unversteuert auf St. Domingo einzuschmuggeln verstanden. Die Leitung des einen Fahrzeuges übernahm der sachverständige Girard selbst. Ein zweiter Versuch, in derselben Weise und mit einem „ordentlichen Schlag" Geld zu machen, mißglückte indessen so vollständig, daß Waaren und Schiffe dabei verloren gingen. Es ist anzunehmen, daß Girard, durch den Ausgang jenes Wagnisses nicht völlig zu Grunde gerichtet, sich einen kleinen Theil seines Vermögens zu sichern gewußt hatte. Die spätere üble Nachrede, daß er dies nur auf Kosten des Untergangs seines Compagnons Hagelhorst vermocht, entbehrt des Nachweises der Wahrheit. In der That erscheinen die Vermögensumstände unsers Stephan in Folge des Mißglückens seines Unternehmens so wenig befriedigend, daß er nicht mehr daran denken durfte, auf eigenen Füßen zu stehen, vielmehr sich entschließen mußte, die Stelle eines Schiffskapitäns zu übernehmen. Damit befaßte er sich von 1772 bis 1776 mit besserem Erfolge. Wenn er sich auch während dieser Zeit vielfach mit Schmuggel abgegeben, und dies zu keiner Zeit leugnete, so rechtfertigte er doch sein Thun und Treiben damit, daß er die Behauptung aufstellte, gegenüber der noch viel größeren Sünde der Regierungen, den freien Handel durch beengende Schranken und unnatürliche Steuern zu belästigen, erscheine der Schmuggel nur als Nothwehr des Schwächeren gegen

den viel Stärkeren. — So lauten in der Hauptsache jene englischen Quellen, welche Girard als einen Franzosen, der noch dazu in dem feindlich gesinnten Amerika sein Glück gemacht, etwas scheelsüchtig betrachten. Und selbst wenn es wahr sein sollte, daß Girard sich am Schleichhandel jener Zeiten betheiligte, so muß vor allen Dingen zu seinen Gunsten gesagt werden, daß man im vorigen Jahrhundert in diesem Punkte viel weniger skrupulös dachte und verfuhr, als heutzutage. Weiterhin aber fällt der Umstand ganz besonders ins Gewicht, daß Girard zu einer Zeit nach Amerika kam, wo in den englischen Kolonien das ganze Rechtsbewußtsein des Volkes sich gegen die schweren Zölle und das damals gültige, höchst ungerechte Besteuerungs-System aufgelehnt und in Folge dessen die allgemeine Unzufriedenheit sich bis zu dem Ausbruche des so glücklich geführten Unabhängigkeitskampfes verstiegen hatte. Faßt man jene unnatürlichen Verkehrshemmungen von Seiten Englands ins Auge, so erscheint Girard, selbst wenn er damals am Schmuggel Theil genommen, wenigstens durch das Gottesgericht der Geschichte gerechtfertigt.

Wir hatten in unserer frühern Geschichtserzählung unsern Helden bis nach Philadelphia begleitet. Nehmen wir nun den durch die Einschaltung widersprechender anderseitiger Nachrichten unterbrochenen Faden der Erzählung wieder auf.

Begünstigt durch die am Mittelpunkt des sich neu organisirenden politischen Lebens öfter dargebotenen Gelegenheiten zu Geschäften, mehrten sich rasch seine Hülfsmittel. Den Tabakskram schob er, weil derselbe das darauf verwandte Geld nicht schnell und hoch genug verzinste, schon wenige Monate nach seiner Ankunft in Philadelphia bei Seite, um dort in einer besuchten Straße ein Haus zu kaufen und in demselben eine Trinkstube anzulegen. Da er in einer Weingegend geboren war, hatte er schon als Kind zu Hause und bei seinen Anverwandten die heimischen Artikel, mit welchen sich ein Handel verlohnte, sattsam kennen gelernt. Er wußte, daß es rathsam sei, die Weine seiner Heimath, um sie besser zur See transportiren zu können, mit andern Sorten zu verschneiden und sie vor der Einfrachtung mit Zucker zu versüßen. Ferner war es ihm wohl bekannt, an welchen Orten der Gironde die besten Arten gedeihen, und wie man selbst die schlechtern Sorten trinkbarer machen kann. So z. B. war es ihm nicht fremd, daß die Palus-Weine, unter denen der Montferran der berühmteste ist, nicht bloß durch Alter, sondern auch vorzüglich durch Seereisen veredelt werden. Ebenso war er mit der Behandlung der aus den Weißweinen seiner Heimath bereiteten Branntweine vertraut. Dazu fehlte es in der Gironde nicht an Anknüpfungspunkten, um auf Kredit von dorther Weine importiren zu können. Ferner zog er in Erwägung, daß in politisch erregten Zeiten vor allen andern Gewerbtreibenden gerade die Wirthe gute Geschäfte machen, und daß sich in Philadelphia, der damals volkreichsten Stadt der aufständischen Kolonien, wenn er auf guten trinkbaren Stoff halte, die angeseheneren Leute bei ihm nach des Tages Last und Hitze einfinden würden, wodurch er Aussicht gewann, nützliche Bekanntschaften zu machen und sich genauer über den Stand der öffentlichen Angelegenheiten zu unterrichten. Er verrechnete sich hierbei so wenig, daß die anfänglich ziemlich unbedeutende Schänkwirthschaft sich allmälig in eine sehr renommirte Wein-, Groß- und Detail-Handlung verwandelte.

Damals geschah es nun, daß in Folge der zur Kriegszeit herrschenden Verkehrsunsicherheit viele Schiffsbesitzer es vorzogen, ihre Fahrzeuge zu zerschlagen, um das Material zu verwerthen, als daß sie es hätten darauf ankommen lassen mögen, dieselben vielleicht an englische Kaper gänzlich zu verlieren. Daraus wußte Girard Nutzen zu ziehen. Als ehemaliger Kapitän kannte er den Werth des Materials genau, und bemühte sich nun, zu einem billigen Preise altes Tauwerk und altes Eisen zu erstehen, um es an die Hinterlande so theuer als möglich wieder abzusetzen. Als sich jedoch die desfallsigen Angebote auch von anderer Seite bald mehrten und folglich die Abnehmer von den konkurrirenden Zwischenhändlern bald so billig kaufen konnten, daß die Preise dieser Artikel immer mehr sanken, da erwog Girard die politische Lage, die er trefflich zu beurtheilen verstand, aufs Sorgfältigste, und kam zu dem Schlusse, daß wenn, wie anzunehmen war, die englischen Kolonien bald von Frankreich unterstützt würden, die amerikanischen Schiffe, gedeckt von der befreundeten Kriegsflagge, zuverlässig nicht alle unrettbar verloren wären, wie es bisher geschienen. Hätten die Bewohner der Kolonien die wirkliche Sachlage und die auf europäische Politik gegründeten Aussichten so gut zu beurtheilen verstanden wie Girard, so würden sie wol weniger eilig mit dem Zerschlagen ihrer werthvollen Fahrzeuge bei der Hand gewesen sein. Unser Mann hingegen, im Ringen mit ungünstigen Verhältnissen herangewachsen, verließ sich voll Zuversicht auf seinen Scharfblick, indem er das wohlfeile Material zerlegter Schiffe erstand, um es seinerseits sofort wieder zu Kauffahrern zusammenfügen zu lassen. Nachdem er solchermaßen ein Fahrzeug erbaut und ein anderes von dessen tief in Schulden gerathenem Eigenthümer um einen Spottpreis gekauft hatte, hielten ihn die Yankees, weil er gegen den Strom der öffentlichen Meinung schwamm, geradezu für toll; denn sie vermochten nicht zu erkennen, daß der öffentlichen Stimmung selten der Seherblick zustatten kommt, welcher die Gestaltung der kommenden Dinge vorher erkennt, daß sie vielmehr als schwerfälliges Kollektiv-Wesen den Ereignissen langsam erst hinterdrein zu folgen pflegt. Nach einiger Zeit gewannen Girards Mitbürger jedoch hinsichtlich dessen letzter Spekulation eine ganz entgegengesetzte Ansicht. Bereits war Rochambeau mit einem französischen Landheere erschienen, der französische Admiral Grasse hatte schon die englischen Flottenführer Graves und Hood auf der Meereshöhe von Yorktown geschlagen, und im Frühjahre 1782 ging die Vereinigung der spanischen und holländischen Escadre mit der französischen vor sich, wodurch die englische Marine den jetzt überlegenen Feinden gegenüber, sehr ins Gedränge gerieth und fast ihre ganze Gefährlichkeit verlor. Nun galt Girard, den man bis vor Kurzem noch für einen Simpel gehalten, auf einmal für einen scharfsinnigen Kopf (a prudent and clever fellow). Das Vertrauen zu seiner Berechnungsgabe stieg dermaßen, daß ihm viele Nachbarn ihre unbenutzt daliegenden Gelder zur Verfügung stellten. Doch hatte er selbst sich bereits ein beträchtliches Vermögen erworben.

Abweichend von der vorstehenden Darstellung soll, nach englischen Angaben, Girard während des amerikanischen Krieges auf folgende Weise den Grund zu seinem Wohlstand gelegt haben. Nach Verkauf einer bereits von ihm besessenen kleinen Farm bei Mount Jolly, unweit Philadelphia, deren Erlös auf 500

Dollars angegeben wird, habe er eine Zeit lang, so wird berichtet, in stiller Zurückgezogenheit die Wiederkehr des Friedens abwarten wollen. Auch die bald nachher gewählte Beschäftigung am Schänktische sei für die Dauer seinem Geschmack nicht zusagend gewesen, und so habe er Gelegenheit zu Unternehmungen anderer Art gesucht und gefunden. Die amerikanischen Truppen mit Lebensmitteln zu versehen, durfte als ein ebenso patriotisches als rentables Geschäft gelten. Dasselbe war freilich nicht ohne Gefahr abzuthun. Bei mehreren derartigen Vorkommnissen hatten die englischen Befehlshaber kurzen Prozeß gemacht, indem sie solche Lieferanten wie Spione behandelten und ohne Weiteres aufknüpfen ließen. Indeß unser Girard ließ sich nicht so leicht erwischen. Seine Schlauheit befähigte ihn sowol zum Herbeischaffen als zum Weiterbefördern des Proviants. Im Jahre 1779, als der Krieg sich nach entlegenen Schauplätzen zog und die Lieferungen in der bisherigen Weise ihre Endschaft erreicht hatten, begab sich Girard wieder nach Philadelphia und etablirte in einem etwas größeren Hause derselben Water-Street, in der er schon früher sein Glück versucht, einen Handel mit geschnittenen und behauenen Hölzern, wie es zum Auf- und Ausbau der Häuser von den Zimmerleuten und Tischlern viel gesucht wurde. Denn die Baulust machte sich als nächstes Ergebniß der zunehmenden Einwanderung in Folge erfreulicher Anzeichen eines nahen Friedens bemerkbar. Bald stand Girard's Holzhandel in schönster Blüthe. Nun fing er an, das Rohmaterial mit eigenen Schiffen herbeizuschaffen und es fabrikmäßig in die gebräuchlichen Formen zuschneiden zu lassen. Das Geschäft warf großen und reichen Gewinn ab. Die stetig sich bessernden Zeitverhältnisse wußte Girard sich im Jahre 1782 insofern zu Nutze zu machen, als er mehrere vortheilhafte Kontrakte mit Holz- und Baumaterial-Lieferanten auf St. Domingo zum Abschluß und hierdurch seine Geschäfte zu immer größerer Blüte brachte. Einen solchen Lieferungsvertrag schloß er beispielsweise mit dem Handelshause Stiles in St. Domingo auf zehn Jahre unter dem ausdrücklichen Vorbehalte ab, daß das Abkommen noch weitere 10 Jahre fortbestehen solle, wenn nach Ablauf der ersten Periode Girard es wünsche. Nächstdem waren höchst günstige Bestimmungen über die Quantität der Lieferungen getroffen worden. Girard's Geschäft in solchen Baumaterialien nahm stetig einen ganz außerordentlichen Aufschwung, und er verdiente enorme Summen. Hierdurch soll er den Grund zu seinem spätern kolossalen Reichthum gelegt haben. Nachdem die kontraktlich festgestellte erste Periode ihr Ende erreicht hatte, meinte der Geschäftsfreund auf St. Domingo, Girard habe sich den Kontrakt so trefflich zunutze gemacht, daß er (Stiles) wol hoffen dürfe, Girard werde ihn für den nächsten Zeitraum davon entbinden. Daran dachte nun freilich unser emsiger Handelsherr keineswegs. Vielmehr bestand er auf der ausbedungenen Verlängerung. Nach amerikanischen kaufmännischen Begriffen soll darin keine Härte gelegen haben. Jedenfalls war unser Rheder ein Mann, der sich auf seinen Vortheil verstand und zu keiner Zeit eine Gelegenheit vorüber gehen ließ, die sich günstig zeigte, um Vermögen zu erringen. Girard betrieb diesen Theil seiner Geschäfte in Verbindung mit seinem Bruder Johann, der sich, wie er selbst, mit gutem Glücke als Seemann versucht hatte. Ihm lag vorzugsweise die Ueberwachung des Schiffswesens ob, und er ward in

der That eine Stütze für Stephan, indem er es trefflich verstand, im Geiste desselben zu arbeiten. Leider löste der Tod das Verhältniß zu einer Zeit, wo große Summen auf dem Spiele standen. Dem letzten Willen Johann Girard's gemäß war Stephan sein unbeschränkter Testamentsvollstrecker. Das ganze Vermögen des Bruders befand sich im gemeinschaftlichen Geschäfte angelegt. Stephan Girard beeilte sich keineswegs, über den Stand desselben Rechenschaft abzulegen. Die hinterlassene Famile des Bruders lebte in Westindien und begnügte sich, von dem Oheim alljährlich eine bedeutende Summe als Ertrag ihres Antheils am Geschäfte zu beziehen. Erst einige Jahre später, als Antoinette, Tochter des verstorbenen Bruders, sich mit dem Kaufmann Hempbill vermählte, bestimmte Stephan den Geschäftsantheil des Verstorbenen auf 60,000 Dollars und erklärte sich zugleich bereit, mit der Familie abzurechnen. Die Auseinandersetzung fand zur gegenseitigen Zufriedenheit statt. Man dachte nicht im Entferntesten daran, dem reichen Onkel darüber Vorwürfe zu machen, daß er des Bruders Vermögen nur gegen übliche Zinsenabgabe lange Jahre noch im Geschäfte zurück behalten hatte. Indeß fehlte es nicht an übelwollenden Stimmen, welche auch diesmal über Girard herfielen und ihn als einen Mann hinstellten, der herzlos genug gewesen sei, die Wittwe und Waisen seines Bruders an ihrem Vermögen zu schädigen, und auch später nichts gethan habe, sein Verfahren zu sühnen.

Wenig aufgeklärt ist ein anderer Umstand, welcher zur Vermehrung der Girard'schen Schätze beigetragen haben soll. Als nämlich im Jahre 1790 zu St. Domingo jene furchtbare Erhebung der Schwarzen gegen die weißen Pflanzer ausbrach, retteten diese zunächst ihr transportables Besitzthum, Geld, Werthpapiere und Pretiosen, auf die im Hafen liegenden befreundeten Schiffe. Dann stellten sie sich müthig den Empörern gegenüber. Es ist bekannt, wie traurig der Ausgang des Kampfes war, und daß nur wenige dieser Unglücklichen mit den Leben davon kamen. Ein guter Theil der Fahrzeuge, deren Schutz man die reiche Habe anvertraut hatte, gehörten Stephan Girard. Das herrenlose Gut, gegen dessen Uebergang in andere Hände wenig oder gar keine Reklamationen erfolgten, soll nun den bereits ansehnlichen Reichthum Girard's sehr vergrößert haben.

In dem Maße, wie dessen Vermögensumstände immer glänzender wurden, steigerte sich auch sein Unternehmungsgeist. Bald nach der Katastrophe von St. Domingo liefen vier neu erworbene Handelsschiffe aus, um einen direkten Verkehr mit Ostindien und China anzuknüpfen, während die Verbindungen mit Europa erneuert und ausgedehnt wurden. Auch diese Expeditionen glückten. Weiterhin versuchte Girard sich in den Geschäften eines Banquiers und fand auch hierbei so gut seine Rechnung, daß er fortan diese Branche mit am meisten kultivirte. Kurz, dem unermüdlichen Manne gelang Alles, was er unternahm.

Aus den Erinnerungen seiner Kindheit war ihm eine gewisse Vorliebe für den Garten- und Landbau verblieben. Seinen Mitteln angemessen hatte er schon vor einiger Zeit eine ländliche Besitzung in der Nähe von Philadelphia erworben. Früher diente ihm die Beschäftigung auf seiner Farm zum Erwerb, jetzt zum Vergnügen und zur Abwechselung. Indem er aber nach und nach, in gewohnter Weise vom Kleinen zum Großen fortschreitend, ansehnlicher Grund-

besitzer ward, erschloß ihm die Kultur des Bodens bald reiche Erwerbsquellen. Nach einigen Jahren nämlich brachte er unter vortheilhaften Bedingungen eine große Tabakspflanzung an sich, deren Ernten es ihm ermöglichten, den beliebten virginischen Tabak (Virginia tobacco), wie das bis nach Pennsylvanien hinauf gebaute Nikotingewächs heißt, nach Europa auszuführen. Auch pflanzte er auf seinem Grund und Boden Baumwolle, Zucker, Indigo, Reis und andere amerikanische Produkte zum Behufe des Exports.

Von nun an verwandte der umsichtige Handelsherr den einen Theil der Erträgnisse seiner weitverzweigten Geschäfte und Unternehmungen zur Ausrüstung von Schiffen, den andern zum weiteren Ankauf von Ländereien. Am meisten beschäftigte ihn jedoch zu Anfang dieses Jahrhunderts noch der fortwährend umfänglicher sich gestaltende Rhedereibetrieb, und es bot ihm dieser Geschäftszweig mehrfach Veranlassung, praktisch zu erproben, daß der alte Seemannsgeist in ihm noch nicht erloschen sei.

Zu jener Zeit (1802) hatte der zum lebenslänglichen Consul emporgestiegene General Bonaparte, um den schwachen französischen Finanzen aufzuhelfen, das wenige Jahre vorher von Spanien an Frankreich zurückerstattete Louisiana den Amerikanern verkauft. Die Regierung der Vereinigten Staaten beeilte sich, zur Deckung des Kaufschillings, sowie zur Beschleunigung der Kolonisation des erworbenen Landes, große Gebietstheile desselben öffentlich auszubieten. Freilich sprach sich die allgemeine Stimmung für dergleichen Erwerbungen keineswegs günstig aus. Ja, ohne die Sache nur irgendwie gründlich zu untersuchen, war man bald zu dem absprechenden Urtheilsspruche gelangt, daß die ausgebotenen Ländereien nicht viel werth seien. Wiederum dachte Girard anders.

Geraume Zeit bereits war sein Augenmerk auf Louisiana gerichtet gewesen, wo er als Schiffseigner zum ersten Mal den Boden Amerika's betreten, nachdem er zehn Jahre vorher als flüchtiger Knabe Europa verlassen hatte. Er begab sich selbst an Ort und Stelle und überzeugte sich von dem Werthe der zum Verkauf gelangenden Ländereien. Da sich nur wenige Kaufliebhaber eingefunden hatten, so erwarb er sehr billig auf beiden Seiten des Washitaflusses nach und nach nicht weniger als 450,000 Morgen Land, ein kleines Fürstenthum von etwa 20 Quadratmeilen, das er in Aecker und Farmen umwandelte. Hier ließ er Sümpfe austrocknen, Wege ebenen, Gärten anlegen, Kanäle ausführen, Mühlen errichten, Schulen und Kirchen bauen, denen er entsprechende Einkünfte anwies.

Stephan Girard galt damals schon für einen Millionär, man hatte ihm den freilich nicht besonders ehrenvoll klingenden Beinamen „der geizige Millionenmann" beigelegt. Um einen Theil seines großen Vermögens den Chancen der kaufmännischen Spekulation mehr und mehr zu entrücken, verwandte er ein gutes Drittel desselben auf den Plantagenbetrieb. Von Neu-Orleans aus, wo er sich längst angekauft hatte, exportirte er auf eigenen Schiffen die schon angeführten Erzeugnisse seiner Besitzungen nach Europa. Jahr aus, Jahr ein erweiterte er fortan seine Lagergebäude zu Neu-Orleans und gleichzeitig die Wirthschaftsräume seiner Plantagen.

Der Sitte gemäß bediente er sich zur Bebauung des Bodens der Arbeitskräfte eingeführter Negersklaven, die er später zu Tausenden beschäftigte.

Ihrem Fleiße hatte er reichliche Ernten zu danken, welche meist vermittelst eigner Schiffe weitergeführt wurden. Je reicher der Segen, desto mehr Neider und Scheelsüchtige erwuchsen. Girard jedoch ging unbeirrt seinen Weg weiter. Alles gedieh unter seinen glücklichen Händen bis zur Krise im Jahre 1811. Die politischen Verhältnisse hatten sich damals recht bedenklich gestaltet, Handel und Wandel waren gänzlich in Stockung gerathen.

Und von Tag zu Tag verschlimmerte sich die Lage, als im Jahre 1812 der unvermeidlich gewordene Krieg zwischen England und Nordamerika wirklich ausbrach. Jetzt sah unser Handelsherr seine Schöpfungen in Louisiana ernstlich gefährdet; Tage voll Sorgen und Widerwärtigkeiten bildeten die Regel. Seine neue Heimat befand sich in höchster Bedrängniß; der Feind, welcher einen Theil der Unions-Häfen blockirt hielt, bedrohte bald nachher Neu-Orleans und seine Umgebung. Die allgemeine Muthlosigkeit verschlimmerte noch die Lage. Während dieser bösen Tage war Girard einer der Wenigen, welche den Kopf aufrecht hielten. Er verwandte einen großen Theil seines Vermögens, um Louisiana vor dem drohenden Bankerotte zu bewahren. Indem er dem geldbedürftigen Staate mit 3,250,000 Thalern an die Hand ging, zeigte er sich seinem zweiten Vaterlande dankbar und erprobte sich als guter Bürger. Er rettete hierdurch den Kredit des jungen Staates und trug mit dazu bei, daß wieder frischer Muth in die Herzen einzog. Dieser günstigen Wandlung der Dinge, der Zuversicht, welche binnen Kurzem an Stelle banger Furcht trat und wodurch die Alles niederdrückende Vertrauenslosigkeit verscheucht wurde, ist auch der Sieg zuzuschreiben, den General Jackson am 8. Januar 1815 bei Neu-Orleans über die Engländer errang und der schließlich zu dem Frieden von Gent führte. Aus Dankbarkeit für seine ebenso wohlbedachte wie energische Handlungsweise verlieh der Staat Louisiana seinem scharfblickenden Mitbürger das Recht zur Gründung einer Bank, ohne demselben die Verpflichtung aufzuerlegen, die Größe des Gründungskapitals nachzuweisen. Diese Anstalt verfügte schon im folgenden Jahre über ein Kapital von 25,000,000 Franken und besteht heute noch unter der Aegide des Namens ihres Stifters, in dessen Geiste sie fortoperirt.

Aber auch trotz seines loyalen und ehrenwerthen Verhaltens während einer Periode allgemeiner Drangsal fehlte es nicht an Verkleinerern, welche behaupteten, Girard habe sich Alles, was er damals im Interesse seiner Mitbürger gethan, vortrefflich zahlen lassen, und seine Bank vornehmlich habe zuletzt jedes gebrachte Opfer zu seinen Gunsten reichlich wieder ausgeglichen.

Bis zum Jahre 1822 schlug der Millionär abwechselnd in dem ihm, trotz alles Undanks, liebgewordenen Neu-Orleans, wo er großartige Lagerhäuser und Geschäftsgebäude aufführen ließ, seinen Wohnsitz auf. Aber Girard hatte für das Gemeinwohl nicht allein sein Vermögen gewagt, sondern er bedachte sich auch nicht, wenn es sein mußte, für seine Mitmenschen das Leben auf's Spiel zu setzen. Letzteres bewies er schon im Jahre 1793, als die Bewohner Philadelphia's auf grauenhafte Weise von dem pestartigen Umsichgreifen des furchtbaren Gelben Fiebers heimgesucht wurden. Während zu dieser Zeit der Noth alle halbwegs wohlhabenden Familien, um der Ansteckung zu entrinnen, nach gesunden Gegenden flüchteten, eilte der wackere Handelsherr an die gefürchtetsten Sitze der Pestilenz,

um Kranken Geld und Trost zu spenden, um arme Waisen und Wittwen zu unterstützen, um Todte begraben zu lassen oder selbst am Siechbette der Leidenden zu warten. Dieselbe Hingabe bewies unser Girard ein zweites Mal, als während und nach dem vorhin erwähnten zweiten englischen Kriege dieselbe fürchterliche Seuche in den südlichen Theilen der Union ihre Verheerungen anrichtete. In diesen Zeiten allgemeiner Drangsal, als vor dem grausigen Feinde Tausende Haus und Hof verließen, schonte der Menschenfreund weder Börse noch Leben, um die allgemeine Noth zu lindern. Einer seiner Biographen spricht von Millionen, welche ihm das neue Mißgeschick des damals ohnehin so sehr geprüften Landes gekostet. Auch diesmal griff er dort am thätigsten ein, wo rasche Hülfe am nöthigsten schien.

Doch wir geben lieber einem Zeitgenossen und vormaligen Zeitungsreferenten das Wort. „Am 15. September ereignete sich eine That der Menschenliebe,“ erzählt Carey von Philadelphia, „welcher die begeistertste, beredteste Feder kaum hinlänglich Gerechtigkeit widerfahren lassen kann. Stephan Girard, ein reicher Kaufmann, geborener Franzose und Mitglied des Gesundheits-Komitees, war tief ergriffen von der bejammernswerthen Lage der Nothleidenden im Bush-Hill-Viertel. Kühn stellte er sich in Folge dessen an die Spitze beherzter Gleichgesinnter, überwachte das Hospital und leistete den unglücklichen Armen einen so hochherzigen Beistand, daß seine bereitwillige Menschenliebe sich viel leichter begreifen, als würdig beschreiben läßt. Peter Helm, Pennsylvanier und ebenfalls Mitglied des Komitees, bot gleichzeitig seine Dienste zu demselben gefahrvollen Zwecke für denselben Stadttheil an. Beider Anerbieten wurde mit Dank angenommen. Um eine Vorstellung von der Größe und dem Werthe der Opfer zu gewinnen, welche diese Bürger dem genannten Stadttheile gebracht haben, ist es nöthig, sich die allgemeine Bestürzung in's Gedächtniß zurückzurufen, welche damals die ganze Stadt ergriffen und welche in jedem Beistand ein tollkühnes Beginnen, ein absichtliches Hinopfern des eigenen Lebens erblickte. Aber über jede Furcht erhaben, getrieben von Humanität und Christenpflicht, stürzten die genannten Männer dorthin, wo mit der Noth auch die Gefahr am größten war, und dadurch retteten und beschützten sie das Leben einer großen Anzahl ihrer Mitbürger. Ehre und Bewunderung diesen Ehrenmännern.“

In diesen Ausruf der Bewunderung stimmt jeder wackere Menschenfreund sicherlich gern ein. Wir unterlassen es daher auch nicht, noch einen Augenblick bei jenen Vorgängen zu verweilen. Herr T...., den die immer drohender werdende Todesgefahr mit seiner Familie aus Philadelphia getrieben, vermochte sich dennoch nicht der Pflicht zu entziehen, dahin Geschäfte halber alltäglich zurückzukehren. Kontraktliche Verpflichtungen erheischen seine Anwesenheit in der Nähe des Hauptsitzes der Pest. Eines Tags hier angekommen, durcheilt er mehrere Straßen. Alles ist todt, jede Spur menschlichen Lebens und menschlicher Thätigkeit hat einer Grabesstille Platz gemacht. Unser Wanderer starrt die öden Häuser an, in denen nur noch Todte, Sterbende und hülflose Kranke liegen, und er will sich eben wieder aus einer so verhängnißvollen Umgebung zurückziehen, als eine Kutsche rasch die Straße heraufrollt. Das Fuhrwerk hält nicht weit von dem Beobachter vor einem ärmlich aussehenden Hause still.



Ansicht von Philadelphia von der Girard-Stiftung aus.

Der schwarze Kutscher, welcher seinen Mund vorsichtig mit einem breiten feuchten Tuche verbunden hat, hält an, legt die Peitsche auf den Wagenschlag, springt vom Bocke und öffnet den Wagen. Ein breitschulteriger, untersetzter, gebückter Herr steigt rasch heraus und eilt ohne Verzug in das eben bezeichnete, aus Fachwerk aufgeführte Haus. Das Interesse für den weiteren Ausgang der Sache war in T.... plötzlich so rege geworden, daß er nicht daran dachte, den höchst gefährlichen Beobachtungsort zu verlassen. Er drückte das mit Kampherspiritus getränkte Taschentuch nur etwas fester an den Mund und wagte sich sogar noch einige Schritte näher zur Kutsche heran. Jetzt kann er einen Blick in die offene Thür des Unglückshauses werfen. Auf der dem Eingang gegenüber gelegenen Treppe bewegt sich schwerfällig und langsam ein Mann herunter. Sonst ist Alles lautlos und still im Hause. Noch einen Augenblick und man nähert sich der Thür. Jetzt erscheint derselbe dunkel gekleidete Herr, welcher kurz vorher den Wagen verlassen, aber nicht mehr allein, sondern mit einem Kranken in den Armen. Der menschenfreundliche Retter trägt seine schwere Bürde in den von dem Neger offen gehaltenen Wagen, setzt sie behutsam zurecht und nimmt dann dicht neben dem Fieberleidenden Platz. Es war ein erschütternder Anblick: das bleiche Gesicht des tödtlich Erkrankten neben dem wettergebräunten, von der Anstrengung gefärbten Antlitz seines Retters. Doch schon sitzt der schwarze Rosselenker wieder auf seinem Bocke und jagt mit Blitzesschnelle davon. Wer der Sterbende war, hat man nicht erfahren; dagegen erkannte unser Gewährsmann in dem einäugigen unverzagten Menschenfreunde den so viel verkannten und geschmähten Stephan Girard.

Ob derselbe noch viele derartige hervorragende Thaten echter Menschenliebe vollbracht hat, darüber liegt nichts Verbürgtes vor. Seine Haltung und sein Bürgermuth während der Heimsuchung Louisiana's durch Krieg und Pestilenz steigern jedoch unsere Vermuthung zur Ueberzeugung. Freilich lag es nicht in seinem wortkargen Wesen, sich seiner guten Thaten zu rühmen, oder sie überhaupt nur an die Oeffentlichkeit treten zu lassen. Ja, ihm war es gar nicht recht, daß man von dem, was er während der Fieberzeit gewagt, so viel Aufhebens machte. „Ich that nichts weiter, als was jeder gesunde, dreiste Menschenfreund auch thun konnte, um dem Umsichgreifen des Uebels erfolgreich zu begegnen“, sagte er, „dergleichen versteht sich von selbst und bedarf der öffentlichen Belobung nicht. Wer Gutes thun will, der thue dies still und verborgen, damit er sich von dem widerwärtigen Anschein frei erhalte, als geschehe es nur des lauten Lobes wegen.“ In diesem Ausspruche liegt der Schlüssel zu der vielfachen Verkennung des seltsamen Mannes, den man bei seinen Lebzeiten für einen Geizigen, Filz, und für den Typus der Lieblosigkeit hielt. Wären die oben angeführten Züge von Hochherzigkeit wirklich die einzig und allein bekannt gewordenen, so erscheinen jene Handlungen reinster Menschenliebe als völlig hinreichend, um die böswilligsten Lästerzungen verstummen zu machen.

Die Zeitgenossen schildern uns den so wenig geliebten Stephan Girard als einen breitschulterigen, kurzgebauten, stämmigen Mann, der durch gespreizten, hin- und herschwankenden Gang sowie durch seine übrigen Bewegungen an den früheren Seemann erinnerte. Den Kopf trug er stets gebückt; kaum daß

man ihn jemals anders gesehen, so daß er zuletzt bei Emporrichten des Gesichts doch stets einen gekrümmten Rücken und nach vorn gebogenen Hals zeigte. Die Gesichtsfarbe war sonnenverbrannt, seine Mienen erschienen meist finster und hart. Den fast immer scharf geschlossenen Mund umspielte beständig ein eigenthümliches Lächeln, welches Einige als ein Zeichen der Verschmitztheit, Andere als Hindeutung auf unheimliche Bosheit nehmen wollten, während weniger befangene Menschenkenner darin einen Hinweis auf selbstbewußte geistige Ueberlegenheit erblicken zu dürfen glaubten. Diese hielten um so mehr an ihrer Ansicht fest, als die schön geformte starke Unterlippe eine gewisse Gutmüthigkeit anzeigte. Das blinde Auge war stets fest geschlossen, während das sehende linke immer etwas unsicher umherblickte, wiewol dasselbe gar bald den scharfen Beobachter verrieth. Die mißwollenden Nachbarn entdeckten hierin ein unheimliches Aufderlauerliegen, Andere erkannten darin ein Zeichen bösen Gewissens, eine Erinnerung an die angefochtene Weise, wie der zusammengescharrte Reichthum erworben worden sei. Viel richtiger mögen die wenigen nahestehenden Freunde geurtheilt haben, wenn sie versicherten, man sähe es dem Manne sogleich an, daß ein mächtiger Geist und große Pläne ihn beseelten. Stephan's Kopfhaar war dünn; es fehlte nach vorn und noch weit über die schön gewölbte hohe und breite Stirn gänzlich. Einen Bart trug er nie, zumal die Natur ihn damit etwas kärglich bedacht hatte. In Bezug auf seine äußere Erscheinung konnte ihm der Vorwurf der Verschwendung nicht gemacht werden. Sein Rock war stets altmodisch, ja nicht selten geflickt; das Beinkleid mußte sich zu wiederholten Malen einen neuen, oft ganz anders gefärbten Boden gefallen lassen, ehe es abgelegt ward; die Schuhe waren dicksohlig, mit Nägeln beschlagen, und ließen hier und da die äußersten Leistungen des Ausbesserungskünstlers erkennen; die sichtbare Wäsche war allerdings rein, aber fast immer etwas nachlässig, und deutete auf langjährigen Dienst hin. Wer eine solche äußere Bedürfnißlosigkeit mit dem Besitz von mehreren Millionen in Verbindung brachte, mußte den Mann für einen schmuzigen Geizhals halten. Und dafür galt er auch allgemein, so lange man ihn in Philadelphia und Neu-Orleans umherwandern sah. Wol hielt er sich Kutsche und Pferde, aber auch hier ward die äußerste Sparsamkeit an den Tag gelegt; besonders galt die Livree des alten Wagenlenkers als ein Schaustück für Alterthumsforscher. Die Leute in des Sonderlings Diensten hatten nicht zu klagen. Girard war leutselig und gab willig den Lohn, welcher bestimmten Leistungen entsprach, aber sobald seine Bediensteten über eine gewisse Grenze eingeschränkten Lebens sich hinauswagten oder gar etwas weniger sparsam lebten, war er auch alsbald mit ihnen fertig. Sie bekamen reichliche, gesunde und kräftige Speise von demselben einfachen Tische, womit er sich stets begnügte und dabei gesund und frisch erhielt. Es war allerwärts bekannt, daß er mit seinen Dienern und Mitarbeitern sehr ungern und selten wechselte, sobald sie sich nur in seine Eigenheiten hineingefunden hatten. Viel Worte machte er bei keiner Sache, am wenigsten aber bei seinen Geschäften. Beim Sprechen des Englischen konnte er die französische Accentuirung bis zu seinem Lebensende nicht überwinden, oder, richtiger gesagt, er hielt es nicht der Mühe werth, sich hierin zu vervollkommnen. Das Französische sprach er allerdings geläufiger, doch auch

Der schwarze Kutscher, welcher seinen Mund vorsichtig mit einem breiten feuchten Tuche verbunden hat, hält an, legt die Peitsche auf den Wagenschlag, springt vom Bocke und öffnet den Wagen. Ein breitschulteriger, untersetzter, gebückter Herr steigt rasch heraus und eilt ohne Verzug in das eben bezeichnete, aus Fachwerk aufgeführte Haus. Das Interesse für den weiteren Ausgang der Sache war in T.... plötzlich so rege geworden, daß er nicht daran dachte, den höchst gefährlichen Beobachtungsort zu verlassen. Er drückte das mit Kampherspiritus getränkte Taschentuch nur etwas fester an den Mund und wagte sich sogar noch einige Schritte näher zur Kutsche heran. Jetzt kann er einen Blick in die offene Thür des Unglückshauses werfen. Auf der dem Eingang gegenüber gelegenen Treppe bewegt sich schwerfällig und langsam ein Mann herunter. Sonst ist Alles lautlos und still im Hause. Noch einen Augenblick und man nähert sich der Thür. Jetzt erscheint derselbe dunkel gekleidete Herr, welcher kurz vorher den Wagen verlassen, aber nicht mehr allein, sondern mit einem Kranken in den Armen. Der menschenfreundliche Retter trägt seine schwere Bürde in den von dem Neger offen gehaltenen Wagen, setzt sie behutsam zurecht und nimmt dann dicht neben dem Fieberleidenden Platz. Es war ein erschütternder Anblick: das bleiche Gesicht des tödtlich Erkrankten neben dem wettergebräunten, von der Anstrengung gefärbten Antlitz seines Retters. Doch schon sitzt der schwarze Rosselenker wieder auf seinem Bocke und jagt mit Blitzesschnelle davon. Wer der Sterbende war, hat man nicht erfahren; dagegen erkannte unser Gewährsmann in dem einäugigen unverzagten Menschenfreunde den so viel verkannten und geschmähten Stephan Girard.

Ob derselbe noch viele derartige hervorragende Thaten echter Menschenliebe vollbracht hat, darüber liegt nichts Verbürgtes vor. Seine Haltung und sein Bürgermuth während der Heimsuchung Louisiana's durch Krieg und Pestilenz steigern jedoch unsere Vermuthung zur Ueberzeugung. Freilich lag es nicht in seinem wortkargen Wesen, sich seiner guten Thaten zu rühmen, oder sie überhaupt nur an die Oeffentlichkeit treten zu lassen. Ja, ihm war es gar nicht recht, daß man von dem, was er während der Fieberzeit gewagt, so viel Aufhebens machte. „Ich that nichts weiter, als was jeder gesunde, dreiste Menschenfreund auch thun konnte, um dem Umsichgreifen des Uebels erfolgreich zu begegnen", sagte er, „dergleichen versteht sich von selbst und bedarf der öffentlichen Belobung nicht. Wer Gutes thun will, der thue dies still und verborgen, damit er sich von dem widerwärtigen Anschein frei erhalte, als geschehe es nur des lauten Lobes wegen." In diesem Ausspruche liegt der Schlüssel zu der vielfachen Verkennung des seltsamen Mannes, den man bei seinen Lebzeiten für einen Geizigen, Filz, und für den Typus der Lieblosigkeit hielt. Wären die oben angeführten Züge von Hochherzigkeit wirklich die einzig und allein bekannt gewordenen, so erscheinen jene Handlungen reinster Menschenliebe als völlig hinreichend, um die böswilligsten Lästerzungen verstummen zu machen.

Die Zeitgenossen schildern uns den so wenig geliebten Stephan Girard als einen breitschulterigen, kurzgebauten, stämmigen Mann, der durch gespreizten, hin- und herschwankenden Gang sowie durch seine übrigen Bewegungen an den früheren Seemann erinnerte. Den Kopf trug er stets gebückt; kaum daß

man ihn jemals anders gesehen, so daß er zuletzt bei Emporrichten des Gesichts doch stets einen gekrümmten Rücken und nach vorn gebogenen Hals zeigte. Die Gesichtsfarbe war sonnenverbrannt, seine Mienen erschienen meist finster und hart. Den fast immer scharf geschlossenen Mund umspielte beständig ein eigenthümliches Lächeln, welches Einige als ein Zeichen der Verschmitztheit, Andere als Hindeutung auf unheimliche Bosheit nehmen wollten, während weniger befangene Menschenkenner darin einen Hinweis auf selbstbewußte geistige Ueberlegenheit erblicken zu dürfen glaubten. Diese hielten um so mehr an ihrer Ansicht fest, als die schön geformte starke Unterlippe eine gewisse Gutmüthigkeit anzeigte. Das blinde Auge war stets fest geschlossen, während das sehende linke immer etwas unsicher umherblickte, wiewol dasselbe gar bald den scharfen Beobachter verrieth. Die mißwollenden Nachbarn entdeckten hierin ein unheimliches Aufderlauerliegen, Andere erkannten darin ein Zeichen bösen Gewissens, eine Erinnerung an die angefochtene Weise, wie der zusammengescharrte Reichthum erworben worden sei. Viel richtiger mögen die wenigen nahestehenden Freunde geurtheilt haben, wenn sie versicherten, man sähe es dem Manne sogleich an, daß ein mächtiger Geist und große Pläne ihn beseelten. Stephan's Kopfhaar war dünn; es fehlte nach vorn und noch weit über die schön gewölbte hohe und breite Stirn gänzlich. Einen Bart trug er nie, zumal die Natur ihn damit etwas kärglich bedacht hatte. In Bezug auf seine äußere Erscheinung konnte ihm der Vorwurf der Verschwendung nicht gemacht werden. Sein Rock war stets altmodisch, ja nicht selten geflickt; das Beinkleid mußte sich zu wiederholten Malen einen neuen, oft ganz anders gefärbten Boden gefallen lassen, ehe es abgelegt ward; die Schuhe waren dicksohlig, mit Nägeln beschlagen, und ließen hier und da die äußersten Leistungen des Ausbesserungskünstlers erkennen; die sichtbare Wäsche war allerdings rein, aber fast immer etwas nachlässig, und deutete auf langjährigen Dienst hin. Wer eine solche äußere Bedürfnißlosigkeit mit dem Besitz von mehreren Millionen in Verbindung brachte, mußte den Mann für einen schmuzigen Geizhals halten. Und dafür galt er auch allgemein, so lange man ihn in Philadelphia und Neu-Orleans umherwandern sah. Wol hielt er sich Kutsche und Pferde, aber auch hier ward die äußerste Sparsamkeit an den Tag gelegt; besonders galt die Livree des alten Wagenlenkers als ein Schaustück für Alterthumsforscher. Die Leute in des Sonderlings Diensten hatten nicht zu klagen. Girard war leutselig und gab willig den Lohn, welcher bestimmten Leistungen entsprach, aber sobald seine Bediensteten über eine gewisse Grenze eingeschränkten Lebens sich hinauswagten oder gar etwas weniger sparsam lebten, war er auch alsbald mit ihnen fertig. Sie bekamen reichliche, gesunde und kräftige Speise von demselben einfachen Tische, womit er sich stets begnügte und dabei gesund und frisch erhielt. Es war allerwärts bekannt, daß er mit seinen Dienern und Mitarbeitern sehr ungern und selten wechselte, sobald sie sich nur in seine Eigenheiten hineingefunden hatten. Viel Worte machte er bei keiner Sache, am wenigsten aber bei seinen Geschäften. Beim Sprechen des Englischen konnte er die französische Accentuirung bis zu seinem Lebensende nicht überwinden, oder, richtiger gesagt, er hielt es nicht der Mühe werth, sich hierin zu vervollkommnen. Das Französische sprach er allerdings geläufiger, doch auch

nur fehlerhaft. Er schätzte die wissenschaftliche Bildung sehr, liebte Kunst und Kunstfertigkeiten. Oft beklagte er es bitter, daß ihm dazu nicht Zeit und Gelegenheit geworden sei; sein natürlicher Verstand und sein beständiges Glück schützten ihn aber vor den nachtheiligen Folgen eines so gefährlichen Mangels. Von Worten der Liebe und Freundschaft, Patriotismus, von zur Schautragen der Gefühle für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die während seiner Mannesjahre und noch lange nachher Losungsworte begeisterter Zeitgenossen waren, hielt er nicht viel; überhaupt zeigte sich sein mehr auf den Nutzen des großen Ganzen, sowie auf die Klarheit im Einzelnen gerichteter Sinn der Aufopferung und der überschwänglichen Gefühlsseligkeit abhold. Wenigstens sprach er sich dahin aus, daß ein gewissenhafter Geschäftsmann dergleichen Schwächen nie an den Tag legen dürfe. Nothleidende Freunde, Verwandte und Diener, verunglückte Seeleute, Krüppel, Wittwen und Waisen wies er nicht selten kalt und streng ab. Sammlungen zu milden Zwecken ließ er meist an sich vorübergehen. In der Regel fügte er einer solchen Ablehnung kein Wort hinzu; nur zuweilen, wenn man die Bitte um Beistand recht eindringlich ihm an's Herz legte, brummte er die mürrische Vertröstung: „Jetzt nicht — später — später!" vor sich hin. Wenn dies auch keine liebenswürdigen Züge sind, muß man doch berücksichtigen, daß Girard kein gewöhnlicher Mensch war und also nicht mit dem alltäglichen Maßstabe der Gutherzigkeit beurtheilt werden darf. Er hegte eine eigene Weltanschauung. Ihr zu Folge hielt er nichts davon, wenn den von den Gesammtzuständen abhängigen Einzelnen geholfen, sondern verlangte, daß an die Institutionen, aus welchen die Menschen hervorwachsen, die bessernde Hand angelegt werde. Sein Leben war von Jugend auf ein sehr freudenleeres; er hatte sich an Härte, Hohn, Mißgunst und Feindschaft gewöhnen müssen, bis er sich durch den Erwerb von Reichthum eine Unabhängigkeit und Ruhe errungen, aus der er sich durch Nichts herausreißen lassen mochte. Auf sein aus sich selbst emporgewachsenes Werk blickte er mit Stolz, war aber auch nicht ganz frei von der Besorgniß, daß es ihm nicht sicher sei, da die Erfahrung ihn vielfach gelehrt hatte, wie unzuverlässig jeglicher Besitz sei.

Inmitten einer rastlosen Thätigkeit, umringt von Sorgen, die auch der Reichthum nicht fern halten kann, schien der unermüdliche Mann lange Jahre hindurch wie gefeit gegen die Beschwerden des nahenden Alters. Er führte bis in's höchste Greisenalter das einfache und einsame Wesen, an das er sich gewöhnt hatte. Denn nur wenige Freunde wußten den sonderbaren Mann zu schätzen, noch weniger zu begreifen, und Diejenigen, welche ihn näher kennen gelernt, waren schon vor ihm zu Grabe gegangen. Um wenigstens einen kleinen Familienkreis um sich versammelt zu sehen, öffnete er Haus und Herz den Töchtern seiner Stiefbrüder, welche er vor Jahrzehnten zu sich genommen. Doch sie hatten sich, bei ihrer Verheirathung von dem Ohm reich ausgestattet, längst ihren eigenen Hausstand gegründet. Damit waren die letzten Gegenstände seiner Neigungen, welche ihn noch mit der Vergangenheit und seinen Erinnerungen in Verbindung hielten, von ihm gewichen. Jahrzehnte lang hauste er seitdem, vergessen und fast allein in seinen herrlichen Villen und Palästen zu Philadelphia und Neu-Orleans, umgeben von Meisterwerken der Skulptur und Malerei, die er

zumeist erworben, um aufstrebenden Künstlern Verdienst zuzuwenden und seine Landsleute zur Bildung ihres Geschmacks und zur Kunstliebe aufzumuntern. Die Hinfälligkeit des Alters stellte sich bei Stephan Girard erst nach dem 70. Lebensjahre ein. Bis dahin war er nicht einen Augenblick der ihm lieb gewordenen Einfachheit in Sitten, Lebensweise und Kleidung untreu geworden. So war das Jahr 1826 herangekommen. Der bisher so rüstige Mann sollte nun erfahren, daß auch ihm Krankheit und Alter etwas anzuhaben vermöchten. Wochenlang bannte ihn die Rose an das Zimmer, und als die Lähmung der Hände und Füße gehoben war, blieb eine empfindliche Schwäche in seinem Körper zurück, so daß der Krösus zu Philadelphia immer seltener an der Börse erscheinen und sich auch an andern Vereinigungspunkten nicht sehen lassen konnte. Nichtsdestoweniger betrieb er seine Rhederei- und Bankgeschäfte bis zu seinem Tode fort. Thätig ohne Unterlaß mußte er seine letzten Tage freilich meist in den Arbeitszimmern seiner Wohnung, seltener am Pulte seines Comptoirs verbringen. Dem Verbote des Arztes zuwider machte er den Versuch, durch kräftige Speisen dem Schwächezustand des Körpers abzuhelfen. Ueble Folgen zeigten sich jedoch gar bald. Eine gichtische Lähmung verbreitete sich über den ganzen Körper, und das ihm erhalten gebliebene eine Auge fing nun auch zu erblinden an. Sein Zustand war zuletzt ein überaus hülfsbedürftiger, ja schien fast unerträglich für einen Mann, der sich niemals gewöhnt hatte, sich auf einen Anderen zu stützen, als auf sich selbst. Zu allem Unglück konnte der mürrisch drein schauende, unbehülflich gewordene und fast erblindete Greis sich nicht entschließen, beim Ausgehen durch einen Diener sich geleiten zu lassen, und so kam es, daß er eines Tages beim Ueberschreiten der Straße stolperte und von einem Wagen überfahren wurde. Eines der Räder verwundete den alten Herrn am Kopfe und riß ihm ein Ohr zur Hälfte hinweg. Wiewol sich der unerschütterliche Mann nur mit Mühe wieder aufzurichten und nach Hause zu schleppen vermochte, so verschmähte er dennoch ärztliche Hülfe, in der Meinung, durch Umschläge von kaltem Wasser die Verletzung selber heilen zu können. Sein Zustand ward jedoch von Tag zu Tag bedenklicher und zuletzt lebensgefährlich. Nun vermochte auch die ärztliche Kunst nichts mehr. Am 26. Dezember 1831 rief der Tod den müden, altersschwachen, 82jährigen Erdenpilger aus dem Leben ab.

Nach Meldung des Hingangs unsers Helden, kann sein Biograph jedoch die Feder noch lange nicht bei Seite legen. Denn seine Hauptaufgabe beginnt erst jetzt, gemäß des Grundsatzes von Stephan Girard: „Die wahre Größe des Mannes liegt hinter seinem Grabe.“

Der Tod des Millionärs war ein Ereigniß für ganz Philadelphia. Der größte Sonderling und reichste Bewohner der Stadt, der Mann, welcher die Zungen seiner Mitbürger über ein halbes Jahrhundert so vielfach beschäftigt, und der sich anscheinend doch so wenig um sie bekümmert hatte, war nicht mehr! Selbst seine wenigen Freunde besaßen nur sehr geringen Glauben an seine Hochherzigkeit. Aller Orten erinnerte man sich seiner Sonderbarkeiten, und wer ihn nicht kannte, ließ sich Wesen und Eigenheiten des Mannes schildern, der seinen Neidern und Feinden, ja seinen Freunden eine Beschämung vorbehalten hatte, zu welcher nur die Rache eines großen Herzens fähig ist.

Jedermann wußte, daß er fortwährend die größten Unternehmungen mit sich gleich gebliebenem Glück in Ausführung gebracht. „Was mag wol aus dem riesigen Vermögen des Geizhalses werden?“ so fragten alle müssigen Zungendrescher. Keiner wußte etwas darüber zu melden, denn Niemand konnte sich rühmen, die Gunst und das Vertrauen des Sonderlings in besonderem Grade genossen zu haben.

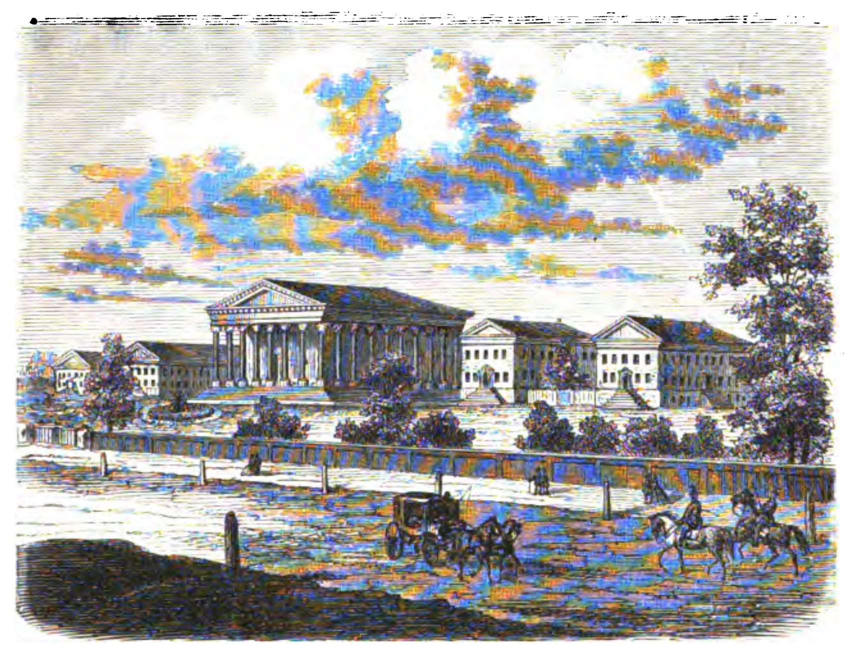


Die Wasserwerke von Fairmount.

Als Gerüchte umhergingen, denen zufolge das auf 10 Mill. Dollars geschätzte Vermögen des alten Geizhalses diese Summe fast um das Doppelte übersteigen sollte, und als man sich in die Ohren zischelte, der Sonderling habe seinen ungeheuern Besitz ganz oder theilweise zu Zwecken der Menschenliebe bestimmt, da schüttelten die Zweifler, alle Nachbarn, ja die näheren Freunde und Bekannten, welche gesehen, wie der sonderbare Mann sein Leben lang sich abgesorgt, so viele Jahrzehnte hindurch gespart und dem Anschein nach gekargt hatte, ungläubig das Haupt. Aber das Gerücht hatte noch nicht einmal die volle Wahrheit in Betreff der letztwilligen Bestimmungen Girard's gesagt. Außer Millionen an baarem Geld und Werthpapieren besaß dieser Krösus allein beinahe eine halbe Million preußische Morgen an Ländereien in Louisiana. Da er direkte Erben nicht hatte und an sonstiger Verwandtschaft wenig Freude genossen haben mag, vermachte er seinen Nichten blos den achten Theil seines Reichthums, während er sieben Achtel zu Zwecken der Menschenliebe bestimmte. Seinen treuen Beamten und Mitarbeitern setzte er meist lebenslängliche Renten aus; sämmtlichen Negersklaven, die bei ihm zehnjährige Arbeit verrichtet hatten, schenkte er die Freiheit. Außerdem

machte er den Erben zur Pflicht, für die alten und gebrechlichen Schwarzen bis an deren Lebensende Sorge zu tragen.

Nun hätten doch alle übeln Nachreden und Vorurtheile mit einem Male verstummen, laut und unverhohlen dagegen, so sollte man meinen, sich Lob und bewundernde Zustimmung nur vernehmen lassen sollen! Mit nichten! —



Girards=Collegium für verwaiste Kinder.

Der kalkulirende Yankeeverstand nergelte weiter und brachte gegen den mißliebigen Todten zum Vorschein: Nun stehe erst recht das Urtheil fest, das man noch zu seinen Lebzeiten über den heimgegangenen Mitbürger gefällt. Sei es doch vollständig dem Charakter des Geizigen entsprechend, die erworbene Habe selbst über den Tod hinaus zusammenhalten zu wollen, und da der Filz seinen Mammon ja nicht mit in's Grab habe nehmen können, so sei es noch immer vorzuziehen gewesen, ein so großes Vermögen durch Schenkungen an öffentliche Anstalten zu sichern, als es der Eventualität auszusetzen, durch Ueberlassung an die berechtigten Erben weiterhin zersplittert oder gar gefährdet zu werden. Heute freilich denkt in Amerika kein Mensch mehr daran, das Andenken an Stephan Girard also zu verunglimpfen: sein leuchtender Name lebt fort auf Jahrhunderte in der Dankbarkeit künftiger Generationen.

In Folge seiner letztwilligen Verfügungen vermachte nämlich der hochherzige Mann dem Pennsylvanischen Krankenhause zu Philadelphia 30,000 Dollars, dem Taubstummen=Institut daselbst 20,000 Dollars, dem bestehenden Waisenhause 10,000, den öffentlichen Volksschulen 10,000 Dollars. Seine Gemälde, Kunstwerke und Büchersammlungen hinterließ er der Stadt Philadelphia mit

der Bestimmung, deren Werth nicht abschätzen zu lassen; weiterhin testirte er dem Magistrat seines Wohnorts ein Kapital von 10,000 Dollars mit der Bedingung, daß dasselbe sicher und vortheilhaft angelegt werde, um von dem Zinsenertrage alljährlich in den Monaten März bis August Brennmaterial anzukaufen, welches dann in den darauf folgenden Wintermonaten unentgeltlich an die Stadtarmen zu vertheilen sei. Dem heimischen Verein zur Unterstützung verarmter Seeleute und deren Wittwen und Waisen vermachte er gleichfalls eine Schenkung von 10,000 Dollars, ebenso erhielt das Anleihen-Institut der Freimaurer-Loge, deren Mitglied er gewesen, 20,000 Dollars. Der Gesellschaft zur Hebung und Förderung der Schifffahrt der Stadt überwies er 6000 Dollars zur Gründung eines Schulhauses. Außerdem hinterließ er ansehnliche Legate mehreren Krankenhäusern, Armenschulen, dem Hebammen-Institut u. s. w. Den beiden Städten, wo er abwechselnd seinen Wohnsitz genommen, Philadelphia und Neu-Orleans, vermachte er größere Kapitalien zur Verschönerung, vornehmlich aber zur Hebung der Volks- und arbeitenden Klassen, sowie zur Verbesserung der Wohnhäuser derselben. Im östlichen Theile von Philadelphia ordnete er die Erbauung des Delaware-Durchgangs an, ein Werk, welches als mustergültig in den Annalen der Geschichte der Wasserbaukunst verzeichnet steht; außerdem bestimmte er die ansehnliche Summe von 700,000 Dollars zur Ausführung zweier Kanäle. Sein kleines Fürstenthum im Staate Louisiana überließ er zum Theil gleichfalls wohlthätigen Zwecken. Unter Andern vermachte er der Stadt Neu-Orleans 1000 Acker Landes, welche an 30 der ausgezeichnetsten freigelassenen Sklaven vertheilt und jedesmal auf 20 Jahre als Erbgut überlassen werden sollten. Er wollte hierdurch darauf hinwirken, daß die öffentliche Meinung sich der allmäligen Abschaffung der Sklaverei zuwende. Sein Hauptvermächtniß bestand aber in der Gründung eines Erziehungs-Instituts, des nach ihm genannten Girard-Collegiums. Die Ausführung desselben ist von ihm aufs Genaueste vorgezeichnet worden.

Diese Anstalt fällt durch ihre großartige Anlage jedem Besucher Philadelphia's auf. Sie ist auf einem 60 Morgen großen Grundstücke erbaut und vermag wenigstens 300 Zöglinge aufzunehmen. Allein zur Errichtung des riesigen Gebäudes waren 2 Millionen ausgesetzt, fernere 2¾ Millionen Dollars zur Besoldung des Lehr- und Dienstpersonals, zur Anschaffung von Büchern, Karten, physikalischen, chemischen, geographischen und astronomischen Instrumenten und Apparaten, sowie sonstigen Lehrmitteln, insbesondere behufs unentgeltlicher Aufnahme, Unterhaltung und Unterweisung von 200 elternlosen Knaben und 100 dergleichen Mädchen, welche zur Hälfte aus verlassenen und verwaisten Kindern von Neu-Orleans bestehen sollten. Er hat die Anlage dieser Schule sammt Bau derselben, die Lebensweise der Schüler, Einkommen der Lehrer und Erzieher, die Lehrgegenstände und die Grundsätze der Erziehung mit dem Blicke eines genialen Denkers entworfen. Die Knaben sollten in der Regel bis zum zurückgelegten 18. Lebensjahre in der Anstalt verweilen, damit ihnen gehörig Zeit bliebe, sich frei und selbständig für irgend einen Beruf zu entscheiden und vorzubilden, die Mädchen hingegen schon mit dem zurückgelegten 14. Lebensjahre das für die „Mittelklassen" wünschenswerthe Bildungsziel erreicht haben. Girard's Bestimmung gemäß hatte die Anstalt so weit als möglich allen Unterrichtszwecken

zu dienen. Der Unterricht sollte sich auf das Erlernen der Muttersprache, sowie des Französischen und Spanischen, auf Länder- und Völkerkunde, auf Naturgeschichte, Anatomie, Physiologie, auf reine und angewandte Mathematik, auf Astronomie, Physik, Chemie und auf Uebung im Zeichnen, Singen und Gymnastik erstrecken. Zum Erlernen des Lateinischen und Griechischen sollte ausnahmsweise Gelegenheit geboten werden. Entschieden ausgeschlossen blieben alle Lehrgegenstände zu spezifisch kirchlichen oder zu Missions-Zwecken, und dies vornehmlich aus dem Grunde, weil der Testator der Meinung war, es fehle nicht an Anstalten, welche eben genannten besonderen Zwecken ausreichend dienten. So ernstlich der Gründer wünschte, daß die Anstalt hauptsächlich dem wirklichen praktischen Leben nütze, und daß ihr daher Alles fremd bleiben möchte, was sich wie in der lateinischen Schule nur auf formale Bildung beziehe, so sehr drang er auch darauf, daß der Jugend frühzeitig Neigung für ein einfaches und tugendhaftes Leben, sowie Achtung vor den Gesetzen des Vaterlandes eingepflanzt werde. Alles wirklich und unmittelbar Praktische, Nützliche und Gute sollte in der zu gründenden Erziehungsanstalt den Vorzug vor dem Idealen haben. Im Einklang mit seinen religiösen Gefühlen stimmte er aus ganzer Seele den pennsylvanischen Gesetzen bei, denen zu Folge allen Religionsparteien gleiche Berechtigung zuerkannt wird. Religiöse Gehässigkeit, erklärt er, sei ihm das Verabscheuungswürdigste, was er sich denken könne, daher empfehle er die größte Duldsamkeit und Unparteilichkeit in Glaubenssachen.

Die Saat, welche der Menschenfreund gepflanzt, sie ist erblüht in seiner Stiftung, wenn auch nicht in dem Maße, als man erwarten durfte. An der schönsten Stelle der prächtigen Stadt Philadelphia, umgeben von weiten blühenden Anlagen, erhebt sich, nach dem Ebenmaß der hellenischen Kunst gefügt, der herrlichste Tempel, den ein Mensch seinem Schöpfer zu Ehren und seinem Geschlechte zu Nutz und Frommen errichten konnte: Girard's Menschenbildungs- und Erziehungs-Anstalt. Der Erbauer hat sich für die Hauptfaçade den Stil des Parthenon zu Athen zum Vorbild genommen, ist aber in der Colonnade zur korinthischen Bauweise übergegangen. Beim Eintritt durch das 30 Fuß hohe Hauptportal sieht man das marmorne Standbild Stephan Girards vor sich. Da steht der sonderbare Mann, im einfach bürgerlichen Gewande, mit übereinander geschlagenen Armen, gebücktem Kopfe, das eine Auge fest geschlossen, während das andere sinnend vor sich hinblickt. Es ist der Sonderling, wie er leibte und lebte, der Mann mit dem eigenthümlichen Gesichtsausdruck, in welchem neben dem finstern Ernst zugleich jenes seltsame Lächeln erkennbar ist. Links vom Eingang befindet sich ein großer, würdig geschmückter Betsaal, rechts das Konferenzzimmer für das ganze Lehrpersonal. Die Lehr-, Wohn- und Schlafzimmer tragen alle das Gepräge der Zweckmäßigkeit. Die oberste Etage empfängt das Licht von oben. Hier befinden sich auch die Räume für die Bibliothek sowie die Instrumente der Anstalt. In einem anderen Zimmer werden die hinterlassenen Bücher, Möbeln und Papiere aus Girard's Wohnstube und die Kleidungsstücke aufbewahrt, welche der merkwürdige Mann noch kurz vor seinem Tode getragen hat, unter denen besonders ein Beinkleid mit eingesetzten Flicken am Knie auffällt. Der riesige

Bau besteht aus drei Abtheilungen, unter denen das Hauptgebäude, 220 Fuß lang und 160 Fuß tief, dem Flächeninhalte nach 35,200 Fuß einnimmt. Leider entsprechen die verfügbaren Unterhaltungsmittel nicht der Größe und äußeren Ausführung des Prachtbaues. Nachdem man statt eines Waisenhauses diesen prächtigen griechischen Tempel aufgeführt und auf denselben ganz unverhältnißmäßige Summen verwendet, vermochte der Staat nur mit Mühe die zur körperlichen und geistigen Pflege der so überaus kostbar untergebrachten Zöglinge nöthigen Summen herbeizuschaffen, sodaß schon einige Male ein des Stifters würdiger Fortbestand dieser großartigen Anstalt ernstlich in Frage gestellt schien.

In seinen zahlreichen Stiftungen erscheint Stephan Girard als ein Menschenfreund im eminentesten Sinne des Wortes. Unser Interesse an diesem „Manne eigener Kraft" hat sich stetig gesteigert, nachdem wir gesehen, daß Alles, was der Sonderling war, derselbe nur durch sich allein geworden. Bezeichnend für seinen Charakter und seine Entwickelung ist es, daß in ihm gewissermaßen zwei ganz verschiedene Naturen und Richtungen hervortreten und bis zu einem gewissen Grad in Einklang gelangen. So sehr Stephan Girard anfänglich durch und durch Seemann war, und zu welcher Bedeutung er bald nachher auch als „wagender Kaufmann" oder Schiffsrheder emporgestiegen, so liebte er doch nicht minder die viel weniger aufregenden Beschäftigungen des Landmanns. Er war Kaufmann und zugleich Grundbesitzer im großen Stile. Das sind Gegensätze, die aus ganz verschiedenen Neigungen hervorgehen. Beide einander scheinbar widerstrebenden Richtungen finden im Verlaufe seines Lebens ihre Ausgleichung. Denn so wenig er es auch bemerkbar werden läßt, der unermüdliche Geschäftsmann ist immer ein Freund der Menschheit gewesen, und ein Freund der Menschen ist immer auch ein Freund der ihn umgebenden Natur.

In zwei Welttheilen wird heute der Name Stephan Girard den edelsten beigezählt, die auf den Tafeln der Geschichte unter den *Wohlthätern der Menschheit* verzeichnet stehen. Da die Vorsehung ein so wundersam gefügtes Menschenleben in Bezug auf Vermögen und Besitz aufs Reichste gesegnet, so dürfen wir wol annehmen, daß der Richter über den Sternen das Herz des Hochbegünstigten geprüft und dessen Kern groß, rein und echt befunden!

. . . .

Welche Mühe mag es jedoch dem während seiner Jugendzeit vom äußersten Mißgeschick Verfolgten und zu seinen Lebzeiten so wenig Geliebten gekostet haben, Mensch geworden und geblieben zu sein?

. . . .

Um schlechten Lorbeer kämpft der Held, der nur um Ehre kämpfet,
Wer für die Menschheit Segen streut, der ist's, deß sich die Menschheit freut.



Samuel Budgett,

der Kaufmann-Ehrenmann, wie er sein soll.

> Ein Mann mit einer schlichten Weise,
> Mit einem still bescheidnen Sinn,
> Mit klarem Aug' und heller Stirne,
> So tritt er freundlich vor dich hin.
>
> Ebert.

Wenn der Lebenslauf eines Peter Hasenclever, Stephan Girard u. A. dem Leser ein Bild der weltumfassenden Thätigkeit des Großhandelsherrn entrollt hat, so tritt ihm dagegen in der geräuschloseren Wirksamkeit Samuel Budgett's ein kaufmännisches Stillleben entgegen, ein wunderbar gesegnetes Stillleben, arm an großartigen Erlebnissen, um so reicher an erhebenden Eindrücken.

Welche Gegensätze auf einem und demselben Gebiete und dennoch wie viel Uebereinstimmung in beiden Fällen!

Drüben in der Neuen Welt der zum zwanzigfachen Millionär emporgestiegene flüchtige Schiffsjunge, dem die Sehnsucht nach der Ferne angeboren ist; in dem englischen Landstädtchen der zum Großkaufmann heranwachsende Sohn des armen Landkrämers, der bis zum letzten Augenblick der Scholle treu bleibt, wo er geboren: in beiden Fällen Lebensgänge voll Mühsal bei eigenthümlichster Entwickelung des innern wie äußern Menschen, indessen gesegnet durch die unausbleiblichen Folgen des Fleißes, der Sparsamkeit und des kaufmännischen Unternehmungsgeistes. — Dort ein starres, unnatürliches Verhüllen des ureigensten Wesens, herbe Aeußerlichkeit, unliebenswürdige Lebensformen, bei außerordentlicher Lebensgenügsamkeit großartigste Hingabe an den Beruf; hier sich gleichbleibende Klarheit des Wollens, gewinnende Offenheit bei Vertrauen erweckendem Benehmen, stets nur auf das erreichbar Nächste gerichteter Blick: — in beiden Fällen außerordentliche Tüchtigkeit, entschiedene Willenskraft, unerschütterliches Lossteuern auf ein in der Ferne winkendes hohes Ziel. — Treibt das Schiff, welches Stephan Girard und sein Glück trägt, muthig auf das hohe Meer hinaus, stimmt das Wogengebrause zu seinem finstern Aeußern und seinem schwermüthigen Innern, sucht sein unerschöpflicher Geist meist auf der Höhe des Gewinnes, seltener in der Tiefe des Verlustes nach neuem Wechsel, nach neuen Anregungen, findet er in stetem kühnen Wagen und Ringen seine Befriedigung, — so gleitet auf sicher eingedämmtem, breitem Strom, der eben so oft zwischen reizlosen als anmuthigen Ufern dahinflutet, der Lebenskahn Samuel Budgett's dahin, welcher der Landungsstelle immer gewiß ist: — und hier wie dort derselbe zuversichtliche Geist des umsichtigen Steuermannes. — Gedanken, Pläne und Spekulationen des Franko-Amerikaners umfassen Millionen, wie seine Schiffe alle Meere durchkreuzen, sein eigenartig gefärbtes Leben erscheint in Folge der absonderlichen Treue der wetterwendischen Glücksgöttin nur in noch wundersamerem Lichte; bei unserem englischen Landkrämer ist Nichts bemerkbar von außerordentlichen Schicksalen, Wandlungen und Abenteuern, weder von besonderer Zufallsgunst noch von schroffem Glückswechsel; keine unübersehbaren Wagnisse, Reisen und Gefahren, keine Leidenschaften, kein zweifelhafter Sieg des Guten. — Dort in der amerikanischen Großstadt endigt unbedauert das viel angefeindete und zuletzt vereinsamte Dasein eines müden Erdenbürgers von seltsamster, jedoch unerkannter Charaktergröße; im englischen Landstädtchen stirbt ein noch rüstiger, von liebevollster Fürsorge umgebener Familienvater von größter Herzenseinfalt, weit und breit gekannt und geehrt wegen seiner schlichten Einfachheit und seiner in die Augen springenden Tugenden: — in beiden Fällen, wenn auch nicht aus denselben Beweggründen, tausendfache Segensrufe nach dem Hinscheiden aus einem so verschiedenartigen und dennoch verhältnißmäßig gleichwerthigen Wirken.

So einfach und natürlich Samuel Budgett's Leben verlaufen ist, so einfach, daß man glauben könnte, dies Alles habe sich schon hundertfältig ereignet und müsse noch tausendmal wiederkehren, so gehörte doch dieser Ehrenmann zu denjenigen Kernmenschen, die häufiger als Vorbilder aufgeführt werden, als die wunderbar begünstigten Sendlinge des Glückes. Budgett's Leben und Wirken ist interessant in mehr als einer Hinsicht, nicht selten von einem eigenthüm-

lich erfrischenden Hauch umzogen, wie ja auch der Handel — wir denken hierbei weniger an die Krämerei als an den Länder und Völker verbindenden Weltverkehr — eines solchen, trotz seines anscheinend so materiellen Charakters, nicht entbehrt.

Samuel Budgett wurde am 27. Juni des Jahres 1794, also gerade in den Tagen, während denen die französische Revolution ihrem Höhepunkte zustrebte, zu Wrington, in der englischen Grafschaft Somerset, geboren. Wrington ist eine nur kleine und wenig lebhafte Stadt, aber ihr Name ist dadurch in weiten Kreisen bekannt geworden und zu Ansehen gekommen, daß in ihr einer der bedeutenderen Philosophen der neueren Zeit, der scharfsinnige John Locke, das Licht der Welt erblickte. Budgett's Eltern, welche daselbst einen Kramhandel betrieben, wandten sich indessen schon ein Jahr nach ihres Samuel Geburt nach dem nahen großen Dorfe Blackwell, und von diesem nach dem Flecken Nailsea; und erst an diesen dritten Wohnort seiner Eltern knüpfen sich die ersten Jugenderinnerungen unseres Helden. Diese sind jedoch wie bei allen Kindern, welche in so beschränkten Verhältnissen aufwachsen, höchst geringfügiger Natur, bis auf eine, die einer Lebensrettung. Der fünfjährige Knabe fiel nämlich in eine Lohgrube und wurde glücklicherweise in dem Augenblicke herausgezogen, wo er ganz nahe daran war, zu ertrinken. Ein paar Monate darauf überkam ihn der Unfall zu straucheln, als er neben einem Lastwagen herlief, und beim Niederstürzen unter das eine Rad zu gerathen. Dieses ging ihm über den oberen Theil des Schenkels, quer über den Leib und streifte sein Kinn, in Folge dessen er eine bis zu seinem Lebensende bemerkbare Narbe davontrug. Von dem ausgestandenen Schreck und den Schmerzen mochte sich wol auch eine gewisse Reizbarkeit seines Charakters herschreiben, welche ihn erst in gereiften Lebensjahren verließ.

Im Jahre 1801 siedelte das Budgett'sche Ehepaar nach Kingswood über und unterhielt dort einen Laden, den man im Orte und der Umgegend allgemein „den großen Kaufladen an der Chaussee" nannte. Dieser Laden ging zwei Jahre später an einen älteren Stiefbruder Budgett's über, und die Familie wandte sich nach Coleford, wo wieder „ein kleiner Kramhandel mit allerlei Waaren" eröffnet wurde.

„Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten." Das ist eins von den Sprüchwörtern, die sich in allen Fällen bewahrheiten. Dasjenige, was dem Menschen gleichsam angeboren ist, tritt meist schon frühzeitig zu Tage; und so erscheint uns auch Samuel Budgett als ein geborener Kaufmann. Schon als Knabe von zehn Jahren lieferte er dafür die sprechendsten Belege.

Er selbst erzählt uns über seine ersten Versuche, sich zum Geschäftsmann heranzubilden, manches erbauliche Geschichtchen. „Ich mußte täglich drei englische (d. i. etwas weniger als 3/4 deutsche) Meilen nach Kilmersdon in die Schule gehen, da in unserem Orte keine ordentliche bestand. Da fand ich eines Tages auf dem Wege ein altes Hufeisen. Ich trug es drei Meilen weit zu einem Grobschmied und erhielt dafür einen Penny (= 10 Pfennige), den ersten Penny, den ich jemals besessen hatte. Ich hob ihn auf. Kurze Zeit darauf machte mich

derselbe Schmied auf einen Knaben aufmerksam, der ihm öfters Lehm stahl, und bot mir einen Penny, wenn ich ihn tüchtig durchprügeln würde. Ich nahm sein Anerbieten an, obgleich der Knabe viel größer und stärker war als ich, und empfing nach geschehener That meinen zweiten Penny. Nun bot mir der Schmied noch einen Penny, wenn ich ihm den außerhalb seines Hauses liegenden Lehm binnen 14 Tagen in seinen Hof tragen wolle. Ich führte auch diesen Auftrag pünktlich aus und war nun Besitzer von drei Pence. Seit jener Zeit hat es mir nie an Geld gefehlt, ausgenommen, wenn ich Alles weggeschenkt hatte." Man würde indessen Unrecht thun, wenn man den immer mehr und mehr zu Tage tretenden Erwerbssinn Samuel's mit Habgier verwechseln, oder wenn man dem Knaben Naschhaftigkeit oder einen anderen jugendlichen Fehler zutrauen wollte, der zu dem Wunsche, Geld zu verdienen, hinleitet.

Vielmehr verwendete er die Hälfte der verdienten sechs ersten Schillinge (zwei Thaler preuß.) dazu, sich „Wesley's geistliche Lieder" anzuschaffen, welche zu besitzen der fromme Knabe längst gewünscht hatte, während er einen vierten Schilling an eine benachbarte arme Wittwe verschenkte und den fünften und sechsten als Grundstock für weitere kaufmännische Unternehmungen zurückbehielt. Sein Spekulationsgeist nahm, zumal er sich vom Glücke begünstigt sah, bald größeren Umfang an. Nur schüttelten manche „klügere Leute" den Kopf, wenn sie erfuhren, daß er „in Allem machte." Eines Tages, als er wieder mit seinem Bruder zur Schule wanderte, begegnete den Beiden eine Frau mit einem Korb voll Gurken. Samuel fragte nach dem Preise der Früchte und hierauf nach der Forderung für den gesammten Vorrath derselben. Wie sehr auch sein Bruder durch das Anerbieten verblüfft erschien, unser angehender Handelsmann meinte es ganz ernstlich, und als die Frau dies merkte, schloß sie das Geschäft mit dem Gurkenliebhaber ab. Was wollte aber der Schulknabe mit dem Haufen Gurken machen? Diese Spekulation schien unüberlegt, gewagt — und dennoch verstand der Unermüdliche daraus Gewinn zu ziehen. Seine „grüne Waare" brachte er sämmtlich an den Mann, und verdiente dabei neun Pence ($7^1/_2$ Sgr.).

So fuhr Samuel fort, seinen kleinen Schatz zu vermehren, indem er jede sich dazu darbietende Gelegenheit vortheilhafter Ein- und Verkäufe benutzte. Lächelnd erzählte er später seinen Freunden, wie er als Knabe mit Eiern, Nägeln, Tauben, Syrup und Hühnern gehandelt, ja einmal sogar einen jungen Esel erstanden. Wie wenig rathsam es aber ist, sich mit Eseln einzulassen, erfuhr jedoch unser Held gar bald. Er hatte Gevatter Langohr, den er zu drei Schilling an sich gebracht, einer Nachbarin für fünf Schillinge abgelassen und sich als Unterpfand für die spätere Zahlung, da die Käuferin gerade kein baares Geld besaß, ein neues Korsett geben lassen. Der viel verheißende Esel starb und mit dem Gelde sah es schlecht genug aus. Da merkte sich denn unser kleiner Eigenthümer recht sorgfältig, daß ein „Hab ich" viel besser ist als „Hätt' ich", und er nahm sich vor, das erste Pfandgeschäft solle auch sein letztes sein. Der Verdruß und die Streitigkeiten, welche er bei dem Einziehen seines Geldes hatte, verleideten ihm Geschäfte der Art ein für alle Mal.

Aus der Reihe seiner Jugenderinnerungen charakterisirt jedoch keine den geborenen Kaufmann mit scharfem Urtheil und Gewandtheit besser, als die fol-

gende, welche wir ihn mit seinen eigenen Worten berichten lassen. „Ich erinnere mich", erzählt Budgett, „daß etwa um das Jahr 1805 oder 1806, als wir bereits in Coleford wohnten, ein junger Handlungsreisender in unseren Laden kam und meiner Mutter eine Menge in das Spezereifach einschlagender Artikel anbot. Es wurde ihm jedoch Nichts abgekauft, da seine Preise nicht niedriger waren, als die anderswo. Ich überdachte mir die Sache in der Stille und fand, daß der junge Mann sehr wol die Kundschaft meiner Mutter hätte gewinnen können, wenn er die Sache nur richtig anzufassen verstanden. Hätte er ihr anstatt vieler Artikel nur einen oder zwei zu wirklich billigen Preisen angeboten, so hätte er damit ohne Zweifel ihre Kundschaft erlangt. Die praktische Lehre, welche ich daraus zog, hat mir seitdem viele tausend Pfund eingetragen".

Doch wir vergaßen bei Aufzählung der Handelsspekulationen des Knaben von dem zu sprechen, was seitens seiner Eltern für die Bildung seines Geistes und seines Herzens geschah. — Es konnte dies bei der Menge der zu ernährenden Kinder — denn im elterlichen Hause herrschte eher Mangel als Wohlstand — leider nur herzlich wenig sein. Samuel hatte außer einem halben Dutzend jüngerer leiblicher Schwestern und Brüder noch mehrere beträchtlich ältere Stiefgeschwister aus einer früheren Ehe seines Vaters. Eine besondere Ausbildung hielt man aber nicht einmal für nöthig. Die Familie Budgett gehörte nämlich zur Sekte der Wesleyanischen Methodisten, einer in Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika ziemlich zahlreichen Religions-Genossenschaft, welche wenig Werth auf irdisches Wissen legt, ja dieses beinahe für ein Hinderniß zur Erreichung des Hauptzwecks des Erdenwallens, nämlich der Gewinnung ewiger Seligkeit, hält. Ueberdies befanden sich die Schulen, welche der junge Budgett besuchte, auf einer überaus niedrigen Stufe. Meist waren es von Frauen geleitete sogenannte „Leseschulen". Wie es mit denselben bestellt gewesen sein muß, erfahren wir aus den Aufzeichnungen unseres Helden, der sich in seinem Alter noch aller Spuk- und Geistergeschichten zu erinnern vermochte, womit Frau Stone, eine der Lehrerinnen, bei ihren ängstlich lauschenden Zöglingen „Gruseln" erregte. Buchstabiren, ein wenig Schreiben und das Auswendiglernen religiöser Lieder und Sprüche bildeten die Hauptbeschäftigung der Schüler, und dies ward von deren Eltern für völlig ausreichend gehalten. Von häuslichem Unterrichte konnte gar nicht die Rede sein. Dazu fehlte es dem Vater an Zeit und Kenntnissen; die Mutter, gleichfalls sehr in Anspruch genommen, mußte sich damit begnügen, in die Herzen ihrer Kinder die Lehren einzupflanzen, deren Befolgung der Stifter unserer Religion ihren Bekennern zur Pflicht macht.

Daß sie dies mit dem herrlichsten Erfolge gethan, dafür liefert Samuel Budgett's ganzer Lebensgang den sprechendsten Beweis. Samuel hat ihr dafür nicht nur in ihrem Alter alle erdenkliche Sorgfalt gewidmet: bereits als Knabe gelobte er sich, schon der Mutter zu Liebe, einen Gott wohlgefälligen Lebenswandel zu führen. Welche zärtliche Gefühle er für die Behüterin seiner Jugendjahre hegte, erfahren wir aus seinem eigenen Munde. Die geliebte Mutter war einst recht krank geworden. O wer kennt nicht die trüben Tage in einer Familie, während denen die Kinder auf den Zehen einher schleichen, wo Jeder leise dem Andern in's Ohr flüstert, wo jede Miene Kummer und Besorgniß ausspricht?

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!...

Unser Samuel hatte die geliebte Mutter seit mehreren Tagen nicht gesehen, er wußte jedoch, daß es schlimm, sehr schlimm mit ihr stand. Unter solchen traurigen Eindrücken legte er sich eines Abends zu Bette. Es war im Winter. Da wurde er Morgens zwischen drei und vier Uhr geweckt; der Zustand der Kranken hatte sich bedeutend verschlimmert. Man hatte schon nach dem Arzte geschickt, der hatte aber erklärt, es sei keine Rettung möglich. „Der Vater wollte nun, ich solle nach Mells zu dem Chirurgen Allens reiten", erzählt Samuel, „mit der Aufforderung alsbald zu kommen. Während ich mich eilig ankleidete, sattelte mein Vater den alten „Bob"; darauf hüllte er jedes meiner Beine in eine seiner großen Kamaschen. Ich trabte ab. Nie werde ich die Gefühle vergessen, mit welchen ich an jenem kalten Morgen in die Nacht hinausritt. Doch richtete ich meinen Auftrag aus und war bald wieder auf dem Rückwege. Es war mir unterdessen so unendlich weh zu Muthe geworden, daß ich in Thränen ausbrach und Gott inbrünstig um Rettung meiner Mutter anflehete. Als ich wieder um mich schaute, dämmerte der Morgen, und in dem Augenblicke, wo ich gerade Mells Park gegenüber angekommen war, ließ ein einsames Vögelchen seinen Morgengesang ertönen. Da ward mir mit einem Male viel leichter um's Herz. Es däuchte mir, als verkünde eine innere Stimme mir, daß mein heißes Gebet Erhörung gefunden. Mit neuer Hoffnung erfüllt kehrte ich heim." — Die gute Mutter genas wirklich.

Welch' tiefes religiöses Gefühl spricht nicht aus diesen einfachen Worten! Es ist ein tief empfundenes Erlebniß desselben klugen, berechnenden, stets zum Handeln geneigten Knaben, dessen außerordentlichen kaufmännischen Scharfblick wir bald kennen lernen werden! Samuel hielt während seiner ganzen Jugendzeit daran fest, daß er dermaleinst die Stütze und Zuflucht seiner zahlreichen Brüder, Schwestern und Halbgeschwister werden müsse. Und was er so ernstlich gewollt und erstrebt, das hat er auch redlich in Erfüllung gebracht.

Als Samuel das vierzehnte Lebensjahr vollendet und damit das Lebensalter erreicht hatte, in welchem er in die Lehre treten sollte, konnte auch er, obwol seine Eltern ihn auf sein dringendes Bitten während der letzten 18 Monate die etwas besser bestellte Stadtschule in Coleford hatten besuchen lassen, nichts weiter als in seiner Muttersprache fertig reden und lesen, auch etwas schreiben, wobei er freilich dann und wann mit der Orthographie in bedenklichen Konflikt gerieth. Etwas besser war es schon mit den vier Spezies in den benannten und unbenannten Zahlen bestellt. Dagegen hatte unser Samuel eine Menge schöner Lieder und Sprüche gelernt und trug am Ende auch daran nicht schwer. Daraus bestand sein ganzes Wissen, und wiewol wir in dem Allen gerade nicht die Grundlage großer Gelehrsamkeit zu erblicken vermögen, so galt doch das Wenige im Kreise der schlichten Verwandten und Bekannten schon für überaus Viel. Was aber dem Jünglinge an Schulwissen abging, ersetzte reichlich sein natürlicher Scharfsinn und das ihm angeborene kaufmännische Talent.

Dazu besaß er noch einen überaus reichen Schatz von Gottesfurcht und innigstem Gottvertrauen, als sehr werthvolle Mitgaben für's Leben, deren Besitz er namentlich seiner einfach frommen Mutter zu danken hatte. Daß die Pflege eines liebevollen Gemüthes eine erfolgreiche gewesen ist, beweist uns der rührende Umstand, daß der Jüngling die in vielen Jahren durch Betriebsamkeit ersparte nicht kleine Summe von etwa 135 Thalern seinen bedürftigen Eltern überließ, als er von Vater, Mutter und Geschwistern Abschied nahm und den Pfad einschlug, der, wie er hoffte, ihn zur Selbständigkeit führen werde.

Dabei unterstützten ihn Eigenschaften, die für einen Kaufmann von größter Bedeutung sind: eine lesbare, in die Augen fallende Handschrift, Klarheit des Wollens und Strebens, ein reger Fortbildungseifer und endlich große Sparsamkeit und Enthaltsamkeit, welche sich jedoch zu Geiz verhielten, wie die Philosophie zur Pedanterie. Von Lernbegierde getrieben hatte Samuel, indem er die Nacht zu Hülfe nahm, da er hierfür während des Tages kaum dann und wann ein paar Minuten erübrigen konnte, es mit der Zeit dahin zu bringen gewußt, daß er in reiferen Jahren auch für einen vielseitig gebildeten Mann galt, dem alle besseren Schriftsteller seiner Nation bekannt waren. Sein praktischer Sinn bewahrte ihn vor unnützem Wissenswust — nur nach wahren Wissensschätzen trachtete er. Je älter er ward, je mehr seine Erkenntniß heranreifte, um so mehr wünschte er Mußestunden zu gewinnen, in welchen er sich sammeln und einer gewissen Beschaulichkeit hingeben konnte. In einer späteren Periode fand er sie in seinem Bibliothekzimmer, während seiner Jugend- und Lehrjahre waren es die Sonntage allein, die ihm für die Mühen und Lasten einer ganzen Woche Entschädigung bieten mußten. Was er auf solche Weise gelernt und erkannt, das wußte er vielfach und stets passend zu verwerthen, besonders wenn er im freien Vortrage sprach und bei solchen Gelegenheiten nicht selten eine hinreißende Beredsamkeit entwickelte. Dies Alles waren indessen nur Früchte seines Eifers und seiner Ausdauer in späteren Jahren; seine Schulbildung war die mangelhafteste, welche wol ein Großkaufmann im gegenwärtigen Jahrhundert erlangt hat.

Einem angeborenen Triebe folgend hatte unser Samuel, wie wir oben erwähnten, schon als Knabe mancherlei kleine kaufmännische Geschäfte auf eigene Hand unternommen. Diese aber waren, ein sprechendes Zeugniß für seine Umsicht, stets in einem solchen Grade gelungen, daß er bei seinem Abgange aus der Schule das für einen 14jährigen, von Hause aus mittellosen Knaben gewiß ganz ansehnliche Kapital von 20 £ sein nannte. Wie er dieses Besitzthum anwandte, wissen wir: er überließ seinen Schatz, bis auf einen einzigen Schilling (10 Ngr.), den er als „Heckeschilling" zurückbehielt, seinen Eltern. „Sie hatten" äußert Samuel Budgett in der von ihm zum Nutzen seiner Kinder hinterlassenen Selbstbiographie, „die Absicht, dieses Geld, welches sie nur als Darlehn von mir annehmen wollten, wieder zurück zu geben; aber es ist dies den Guten niemals möglich gewesen, da sie stets mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatten." Man wird das Opfer, welches der junge Kaufmann damit brachte, um so höher würdigen, wenn man erfährt, daß Samuel's Stiefbruder Benjamin, welcher den Kaufladen seiner Eltern in Kingswood übernommen hatte, und bei welchem

Samuel in die Lehre trat, ihm die traurige Wahl ließ zwischen einer 5jährigen Lehrzeit, wenn er selbst für seine Kleider sorge, und einer 7jährigen, wenn diese Sorge seinem Lehrherrn zufiele. Wie nahe lag da für einen jungen Menschen die Versuchung, wenigstens einen Theil des sauer erworbenen Geldes auf sich selbst zu verwenden; aber die Kindesliebe siegte über die Eigenliebe!

Samuel Budgett trat, als er seine siebenjährige Lehrzeit begann, nicht in ein fremdes Haus; der erstgeborene Sohn des alten Budgett war jedoch 15 Jahre älter als Samuel und hatte bereits eigene Kinder. Unser Held war gewohnt, zu ihm aufzublicken wie zu einem weit über ihm Stehenden, wiewol ihm der ehemalige väterliche „große Kaufladen an der Chaussee“ in Kingswood vielleicht weniger imponiren mochte.

Kingswood war zu jener Zeit ein armseliger Ort, der fast einzig aus Hütten armer Kohlenarbeiter bestand. Die Gegend war verrufen. Durchschwärmt und ausgebeutet von einer Menge arbeitsscheuen Gesindels, das sich zu förmlichen Banden organisirt hatte, konnte unter solchen Umständen von einem eigentlichen regelmäßigen Verkehre und Geschäftsgange im Orte wie im Kaufladen ebenso wenig die Rede sein, als von Bildungsgelegenheit für den jungen Handlungsbeflissenen. Und doch hat Samuel Budgetts kaufmännischer Geist von diesem unansehnlichen Krämerladen aus und unter den ungünstigsten Verhältnissen den Grund zu einem Materialwaaren-Großhandlungshause gelegt, welches später an Umfang und Betriebsmitteln von keinem einzigen hier in Betracht kommenden Geschäfte außerhalb Londons, und auch in dieser Metropole des Weltverkehrs nur von drei oder vier Kolonialwaaren-Großhandlungen, — an Solidität und Ehrenhaftigkeit jedoch von keinem Einzigen übertroffen wurde.

Zu solchen Ergebnissen führen fester Wille, ehrbare Grundsätze, gepaart mit Umsicht, Unternehmungsgeist und unterstützt vom — Glück! Die Lehrzeit des jüngeren Budgett war nicht bloß eine nach heutigen Begriffen überaus lange, sondern sie war auch eine harte. Von früh 6 bis Abends 9, 10, ja selbst 11 Uhr mußte Samuel hinterm Ladentische stehen und Alles herholen und verkaufen, was zu den Bedürfnissen der armen Bewohner der Umgegend zählte. Aber nicht im Laden allein arbeitete er angestrengt, oft galt es häusliche Geschäfte oder Aufträge in dem drei englische Meilen entfernten Bristol zu besorgen. Der geplagte Bursche war für sein Alter weder groß noch stark, dennoch war sein Bruder nicht geneigt, ihn zu schonen. Trotz allem guten Willen von Seiten des Lehrlings kam es so weit, daß der wenig brüderliche Prinzipal unserm Samuel im Juni 1812, nachdem derselbe fast die Hälfte seiner Lehrzeit überstanden hatte, aufkündigte und ihn gehen hieß. Er sei nicht stark genug, hieß es in dem von dem Bruder ausgestellten Entlassungszeugniß. Da aber dasselbe im Uebrigen sehr günstig lautete, fand Samuel auf Grund desselben und in Folge weiblicher Fürsprache sofort ein anderes Unterkommen, und zwar in einem etwas größeren Verkaufsgeschäft des benachbarten Bristol. Doch nur 6 Monate blieb er daselbst, denn unterdessen war Bruder Benjamin zur Erkenntniß gelangt. Er merkte bald, welcher Stütze er sich durch die Entlassung seines Bruders beraubt. Wiederholt und immer dringender bot er seinem ehemaligen Zögling die Hand zur Versöhnung. Er versprach, demselben 3 Monate an der ausbedungenen Lehrzeit

erlassen und ihm gestatten zu wollen, daß er sonntäglich nach Bristol gehe und dort die für Lehrlinge des Handwerks und des Kleinhandels errichtete Fortbildungsschule besuche. Trotz des Widerstandes seines zweiten Lehrherrn, trotz eines von demselben in Aussicht gestellten höhern Wochengehaltes, beschloß der wackere Samuel, sich mit den geringfügigen Zugeständnissen seines Bruders zu begnügen und nach erlangter Zustimmung seines Prinzipals in ein Haus zurückzukehren, aus welchem er ohne triftigen Grund fortgeschickt worden war. — In der Sonntagsschule aber hat der junge Lehrling gar Manches, was ihm während seiner Schulzeit fremd geblieben, nachgeholt. Mit großem Fleiße fertigte er in nächtlichen Stunden die besonderen Aufgaben, um deren Zutheilung er seine Lehrer gebeten.

Wie Alles einmal ein Ende nimmt, so ging es auch mit der langen Lehrzeit unseres strebsamen Materialisten. Samuel ward in seinem 21. Jahre von seinem Bruder feierlich und förmlich frei- und zum Gehülfen gesprochen. Nur einige wenige Pfund Sterling, aus kleinen Geschenken von ihm wohlwollenden Kunden herstammend, hatte er während seiner langen Lehrzeit zu sammeln vermocht, und auch von diesen hatte er die größere Hälfte dazu verwendet, Kohlen anzukaufen und zweien unverheiratheten Stiefschwestern zu schenken, als diese zu Bristol sich als Höferinnen niederließen. Dergleichen großmüthige Regungen mißfielen dem älteren Bruder, und auf dessen dringliche Vorstellungen beschloß Samuel, seine Ersparnisse für die Folge besser zusammenzuhalten, um mit deren Hülfe dereinst seine Selbständigkeit zu erringen. Hierauf war fortan sein ganzes Streben gerichtet. Obwol er als Commis bei seinem Bruder neben freier Wohnung ein nach englischem Maßstabe durchaus nicht hohes Salair von jährlich 50 £ (333 Thlr.) erhielt, vermochte er doch von diesem Gehalte innerhalb dreier Jahre die Summe von 100 £ zurückzulegen, was sattsam für seine Sparsamkeit und Anspruchslosigkeit zeugt. Geschäfte auf eigene Hand zu betreiben, wollte ihm der Bruder nicht erlauben — weniger skrupulös zeigte er sich jedoch, als Samuel ihm großmüthig sein kleines Kapital von etwa 667 Thlr. anbot, um ihn aus einer dringenden Verlegenheit zu reißen. Er war einer solchen Summe bedürftig, in Folge einer unüberlegten und daher mißglückten Geldspekulation. Kaum hatte er seine Lage unserm Samuel offen dargelegt, so befand sich auch schon der Sparpfennig des Bruders in seinen Händen. Der wackere Jüngling hatte erworben, so viel er konnte, gespart, was er vermochte; er spendete zum zweiten Male Alles, was er hatte. Diese liebevolle Hingabe, die er als Knabe seinen Eltern gegenüber zeigte, charakterisirte auch den Jüngling. Doch auch Benjamin erkannte nun den Werth seines jüngeren Bruders und lohnte den Liebesdienst dadurch, daß er Samuel als Associé annahm. Das Geschäft, länger schon in gedeihlichem Aufblühen, hob sich bald zusehends. Samuel sah sich schon nach Jahresfrist in der Lage, sich seinen eigenen Herd zu gründen. Er miethete ein kleines, dem Kaufladen seines Bruders gegenüber liegendes Haus und verheirathete sich mit einem einfachen Mädchen, Elisa Smith, zu der er schon längere Zeit im Stillen eine herzliche, auf Würdigung ihrer achtungswerthen Gemüthseigenschaften sich gründende, Zuneigung gefaßt hatte. Zwar brachte die junge Frau ihrem Gatten, außer einer bescheidenen Ausstattung an Wäsche und Mobilien, nur die geringe Summe von 80 £ (ca. 500 Thlr.) in die Ehe, nebenbei

aber sparsamen Sinn und ein sanftes Gemüth, was unendlich schätzenswerther und dem Ehepaar auch auf seinem Lebenswege ungleich fördersamer war, als die reichste Mitgift ohne jene Tugenden.

Mit der gewonnenen Selbständigkeit und nach Gründung des eigenen Herdes fühlte sich Samuel Budgett auch der lästigen Fesseln ledig, welche sein bisheriges abhängiges Verhältniß seiner freien Thätigkeit auferlegt hatte; er suchte nun, unter Beobachtung derjenigen Grundsätze, welche den charakter- und geschäftstüchtigen Mann kennzeichnen, stetig und rasch vorwärts zu kommen. Wol mußte er hierbei gar oft seiner feurigen Willens- und Thatkraft drückende Fesseln anlegen; um so zuverlässiger bewahrten sein Scharfblick und ein gewisser Takt, welche auch das Große im Kleinen richtig erkennen lassen, ihn vor den Gefahren, die allen jungen Geschäftsleuten drohen, welche glauben, auf neuen ungewohnten Bahnen eher zum Ziele gelangen zu können, als auf der breiten Fahrstraße des gewöhnlichen Geschäftslebens. Anders unser solider Kaufmann, wie er sein soll. Immer an das schon sicher Erreichte, Vorhandene anknüpfend, vor jedem weiteren Fortschreiten erst Weg und Boden behutsam prüfend, gelangte er, freilich oft nur Schritt vor Schritt, vorwärts. Aber vorwärts kam er doch. Jene richtige Erkenntniß, welche davon abhält, das Kleine zu unterschätzen, führte ihn dazu, im Kleinen zu sparen und zu verdienen. Durch denselben Gedankengang kam er dahin, an einzelnen Artikeln nicht viel, aber recht oft verdienen und durch häufigen und raschen Umschlag der Waaren und des Geldes um so sicherer, weil öfter, gewinnen zu wollen. Für ihn hatte das Geringste Werth. Nichts durfte in seinem Waarengeschäfte verstreut, unbenutzt gelassen, dem Verderben preisgegeben werden. Dabei machte er stets den rechten Unterschied zwischen Sparsamkeit und Geiz: derselbe Mann, welcher sorgsam ein Paar zerstreute Kaffeebohnen zusammenlas, ließ keinen Bedürftigen unbeschenkt von seiner Thüre weggehen.

So fehlte denn auch der Segen des Himmels seinem Thun und Handeln nicht. Der Umfang der Geschäfte der Brüder wuchs von Tag zu Tage, und namentlich durch das gute Zutrauen, nirgends so billig und preiswürdig zu kaufen, als bei „Gebrüder Budgett". Ganz natürlich! Samuel Budgett verstand sich meisterlich darauf, wohlfeil einzukaufen; er konnte daher auch billig wieder verkaufen. Jeden erlaubten Vortheil wußte er auszunutzen, und die Leitung des wichtigsten Theils der Geschäfte lag allein in seiner geschickten Hand.

Zu den Kunden des Budgett'schen Geschäfts gehörten natürlich auch die Weiber der benachbarten Ortschaften, meist die der Schankwirthe, oder solche, welche selbst einen kleinen Handel betrieben. Sie ritten auf Eseln heran, und erschienen nicht selten in solcher Anzahl, daß die Gevattern Langohre an allen Ecken und Enden des Hauses herumstanden und die Treppen und Thüren versperrten. Dies brachte Samuel Budgett zuerst auf den Gedanken, es den Leuten bequemer zu machen und ihre Aufträge lieber selbst an ihrem Wohnorte entgegen zu nehmen. Dies werde, so kalkulirte er ganz richtig, ihm auch noch andere, neue Kunden zuführen und auf jeden Fall das Geschäft erweitern. Samuel's Bruder und Compagnon zeigte sich diesem Plane entschieden abgeneigt. Ihm genügte der bisherige Geschäftsgang vollständig. Indessen gelang es schließlich doch

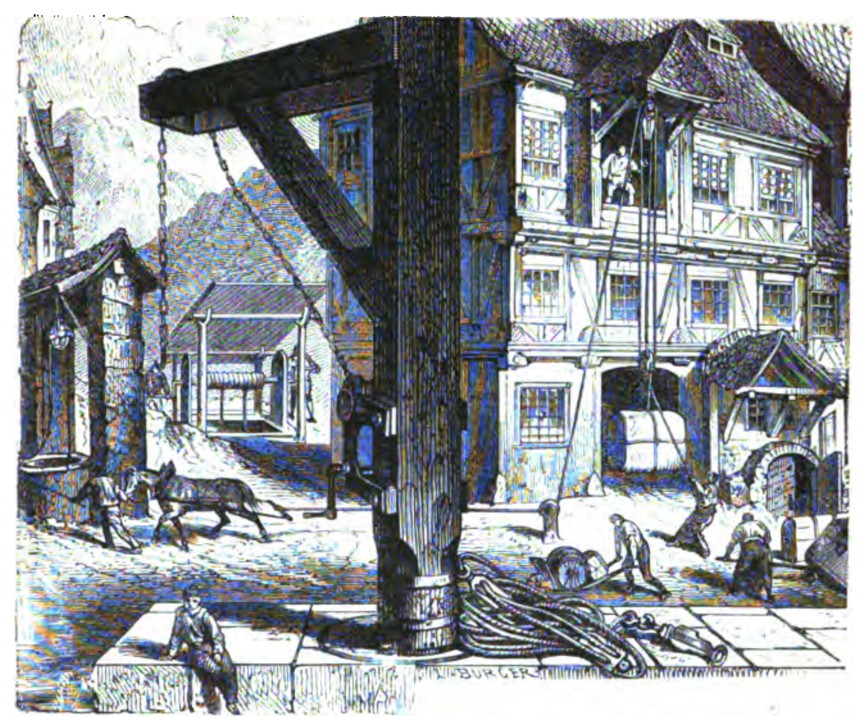
dem jüngeren Bruder, mit seinen Ansichten durchzudringen: er gewann diesmal wie auch in den Folgezeiten in ähnlichen Fällen, die Zustimmung seines Partners zu den von ihm beabsichtigten Maßnahmen. Von nun an besuchte er, Anfangs zu Fuß, die benachbarten Ortschaften, wurde mit den Geschäftsfreunden und ihren Familien immer bekannter und zuletzt befreundet. Bald brachte er den Kindern kleine Geschenke mit und gewann damit die Gunst der Eltern, bald wußte er den Absatz durch neue und zweckdienliche Offerten bedeutend zu steigern. Ermuthigt durch diese Erfolge wollte er nun auch die kleineren Krämer der Umgegend in den Kreis der Kundschaft hereinziehen. Wieder zeigte sich sein Bruder diesem abgeneigt, doch half es ihm nichts. Ein Versuch wurde gemacht und — gelang. Daraus entstand ein ganz stattlicher Geschäftszuwachs!

Nach einiger Zeit jedoch, wiederum erst nach Beseitigung des Widerspruchs seines Associé, faßte der unternehmende junge Geschäftsmann den Entschluß, seine Geschäftsreisen weiter auszudehnen und gelegentlich derselben auch die kleineren Städte und solche Leute zu besuchen, die schon zu den „Kaufleuten" zu rechnen seien. Sein gesunder Sinn erkannte hierbei alsobald, daß Alles darauf ankomme, bei den anzubietenden Waaren die rechte Auswahl zu treffen. Solche Artikel, welche die kleinen Kaufleute der Landstädte gewohnt waren durch Firmen der großen Handelsplätze zu beziehen, konnten natürlich mit Aussicht auf Erfolg nicht angeboten werden, und er unterließ es daher auch. Um so besser machte sich das Geschäft mit Wichse, Leim und ähnlichen Artikeln. Man sieht, es waren allerdings nur ganz ordinäre Artikel, in welchen unser Mann sich versuchte, und mehr als Einer, welcher dies liest, rümpft vielleicht die Nase, insofern er in der irrigen Meinung befangen ist, nur größere, klangvollere Unternehmungen in sogenannten Weltartikeln seien der Würde eines angehenden Großkaufmanns angemessen. Freilich brachten dergleichen Geschäfte nicht Pfunde ein, sondern nur Schillinge; aber in ihrer Gesammtheit warfen sie doch ganz anständigen Reingewinn ab: es wurden Pfunde daraus, und auch die Hundertpfund-Noten, bisher in den Kassen der Budgett's seltene Gäste, fingen an, sich allgemach immer häufiger einzustellen. Solche Erfolge ermuthigten den soliden Unternehmungsgeist des jüngeren Bruders, und das gemeinsame Geschäft und mit ihm der beiderseitige Wohlstand hob sich ersichtlich, wenn auch nicht in überraschenden Progressionen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, den Gebrüdern Budgett in ihren Unternehmungen Schritt für Schritt zu folgen und darzuthun, auf welche Weise der Umfang ihrer Beziehungen und damit ihre Baarfonds von Jahr zu Jahr oder von Monat zu Monat, oder sogar von Woche zu Woche — zunahmen. Dagegen entspricht es durchaus dem Zwecke dieses Buches, wenn wir, ganz in der Kürze, hier die Grundsätze erwähnen, durch welche die beiden Brüder — und zumal Samuel, der als die Seele des Geschäftes anzusehen war und dessen geistige Ueberlegenheit schließlich auch der ältere Bruder anerkannte, — sich im Handel und Wandel leiten ließen, und wodurch sie so rasch emporkamen. Gar mancher Materialist würzt seine schlechte Waare so lange, bis sie seinem Gewissen ganz schmackhaft vorkommt. Der Tuchhändler mißt und mißt an seinem Unrecht so lange herum, bis es ihm kein Unrecht mehr dünkt. Aber daß Niemand auf der Welt im Stande ist, aus einem Unrecht wirklich Recht zu machen: daran

auch nur zu denken, fällt den Leuten mit einem weiten Gewissen gar niemals ein. Zu jener leider im Kaufmannsstande nicht seltenen Klasse gewissenloser Menschen gehörten die Gebrüder Budgett nicht. Ihr oberster Grundsatz war und blieb der, nur nach erlaubtem und nach reellem Gewinn zu trachten; nicht zu schnell und zu viele Verbindungen, sondern dauernde anzuknüpfen. Es fiel ihnen nicht bei, ihre Waaren über oder unter ihrem Werthe anzubieten. „Ausverkäufe zu noch nie dagewesenen Schleuderpreisen" kannten sie ebenso wenig, wie die Aufdringlichkeit, ihre Artikel den Leuten aufzuschwatzen oder denselben durch betrüglichen Ausputz und Zuthat ein Aussehen zu verleihen, welches den wirklichen viel geringeren Werth nur verdecken soll. Wer von Gebrüder Budgett kaufte, konnte versichert sein, reelle gute Waare zu einem Preise zu erhalten, welcher ihm beim Wiederverkaufe einen angemessenen Gewinn abwarf. — Ein zweiter Grundsatz Samuel's war die prompteste und rascheste Bedienung seiner Kunden. Wer bei ihm Bestellungen aufgab, konnte versichert sein, solche pünktlich zur bedungenen Zeit zu erhalten. Nie war es ihm daran gelegen, immer mehr Bestellungen von neuen, weniger bekannten Kunden zu erhalten. „Nicht zu viel auf einmal, aber das Wenige um so sorgfältiger in Acht genommen!" lautete unseres Samuel wohl erwogener Wahlspruch. Einen verlässigen, wohl zusammengebrachten Kundenkreis verglich er gern mit einem gut fundamentirten Hause, das man baue. „Was kann es nützen", sagte er, „ein neues Haus zu bauen, ehe das angefangene ganz fertig dasteht?" — Eine dritte Geschäftsregel, welche sich freilich im Grunde von selbst versteht, und welche die eines jeden rechtschaffenen Kaufmanns, sein Geschäft sei klein oder groß, sein soll, war die: „Streng richtiges Maaß und Gewicht, im Kleinen wie im Großen!" Bei Gebrüder Budgett galt als feststehender Grundsatz im Einzel-, wie später im Engros-Verkauf, am Loth Kaffee ebenso wenig eine Bohne, wie am Centner Zucker ein Loth fehlen zu lassen. „Uebergewicht" und sogenannte „Zugaben", desgleichen Jahrmarkts-, Weihnachts- oder Neujahrs-Geschenke waren als verwerfliche Lockspeisen arg verpönt. Obschon dies anfänglich manchem Kunden nicht recht in den Kopf wollte, so überzeugten sich die Verständigeren doch bald, daß es besser sei, gute Waaren und das ganze Jahr hindurch richtiges Maaß und volles Gewicht, bei mäßigen Preisen, zu erhalten, als dann und wann unter der Form eines Geschenkes die Rückerstattung eines Theiles und obenein eines doch nur sehr geringfügigen Theiles des im Laufe eines Jahres erlittenen Ausfalles an Maaß oder Gewicht. Schließlich ließ sich die Mehrzahl überzeugen, daß bei reeller Bedienung der Kaufmann nicht im Stande ist, Etwas wegzuschenken; daß er vielmehr, wenn er sich solchen Anschein giebt, nur einen Betrug begeht, wenn auch nur einen durch das Vorurtheil der Menge ihm abgenöthigten.

„Nur wer billigst einkauft, kann wieder billig verkaufen." Diese Fundamental-Wahrheit aller kaufmännischen Erkenntniß, gewissermaßen das A-B-C derselben, hatte Samuel sich bereits als Knabe eingeprägt. Darum ließ er es sich schon als Lehrling und Commis angelegen sein, obschon er damals noch nicht für den eigenen Beutel wirthschaftete, die billigsten Bezugsquellen zu ermitteln. Anfangs waren seine Auskundschaftungen nur auf Ausspähung der billigsten Verkäufer in der nahen Großstadt Bristol, von wo aus die Budgett's anfänglich ihren lokalen Kramhandel ausschließlich versorgten, gerichtet.



Kolonialwaaren-Magazin.

Später, als sein Haus zu einem englischen Großhandlungs-Hause emporgestiegen, kaufte Samuel in London und Liverpool bei den solidesten Firmen dieser Welthandelsplätze selbst ein. Schließlich aber genügten ihm auch seine Verbindungen in beiden Metropolen nicht mehr. Er ging von der naheliegenden Erkenntniß aus, daß er die massenhaft benöthigten Kolonialwaaren, wie Zucker und Thee, womit auch der erste Versuch gemacht wurde, billiger noch von ihrem Erzeugungsorte selbst beziehen könne. In Folge dessen knüpfte Budgett mit angesehenen Handelshäusern in Ost- und Westindien, in Süd- und Nordamerika, mitunter wol selbst mit größeren Plantagen-Besitzern direkte Verbindungen an. So kaufte er denn auch als Großhändler, wie früher als Krämer, meist billiger ein als Andere, und es war ihm deshalb auch möglich, wieder billiger zu verkaufen. Wie sehr Samuel aber auch möglichste Billigkeit bei seinen Einkäufen im Auge behielt, so durfte darunter doch nie die Güte der Waare leiden. „Billig, aber gut", war sein Wahlspruch beim Ein- wie beim Verkaufe.

Auf's Sorgsamste beachtete dieser tüchtige Kaufmann die goldene englische Regel: „Time is money!" (Zeit ist Geld.) Verlorene Minuten in Folge von Versäumnissen, Schlendrian, Trägheit und Unverstand überhaupt addirte er schnell zu ganzen verlorenen Jahren zusammen, und aus einem in Folge dessen verschleuderten Penny wies er die Möglichkeit unberechenbarer Verluste nach. Indem Zeit und Geld von Jedermann zusammengehalten wurden, erfolgten die Erledigungen aller eingehenden Aufträge mit einer außerordentlichen Raschheit.

Sämmtliche mit der ersten Morgenpost empfangenen Aufträge und Anfragen waren zwei Stunden später expedirt oder beantwortet, und schwere Waarenladungen setzten sich in Bewegung. Denn die Bestellungen, die vormals in kleinen Päckchen bestanden hatten, keins zu groß, um nicht in dem Korb einer Botenfrau Platz zu finden, waren mittlerweile zu ganzen Schiffsladungen angewachsen. Kingswood-Hill glich nach Ablauf einiger Jahre einem Bienenhause. Vor einem Dezennium noch ein unansehnlicher, kaum gekannter Ort, war es jetzt ein oft genannter Platz geworden und seinem Aeußern nach völlig umgestaltet. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend brachten schwerbeladene Frachtwagen aus dem Hafen von Bristol alle Arten vielbegehrter Kolonial- und Spezereiwaaren nach den Magazinen der Gebrüder Budgett zu Kingswood. Ein Gewühl von Menschen belebte Höfe und Magazine, beschäftigt, die ankommenden Güter in Empfang zu nehmen, zu prüfen, aufzustapeln und zu verzeichnen, oder die abgehenden Ballen und Kisten sowie riesige Fässer weiter zu befördern. Dazwischen langten zahlreiche Reisende auf den Comptoiren an, oder es begaben sich andere auf die ihnen zugetheilten Touren, während nach vollbrachtem Tagewerk eine Menge Kommis und Bedienstete nach den neu erbauten sauberen Häusern eilten, welche das Etablissement der Gebrüder Budgett umgaben und in dem ein großer Theil der Comptoir- und Geschäftsgehülfen, Packer u. s. w. angesiedelt waren. Im Verlaufe von wenig Jahren war eine kleine Kolonie, just wie aus dem Erdboden herausgewachsen, entstanden und, Dank der nimmer rastenden Fürsorge des wackern Samuel, erweiterte sie sich immer mehr.

So erstaunlich dies Alles erscheint, da es aus den kleinsten und dürftigsten Anfängen erwuchs, so schwer glaubhaft wird es unsern Lesern sein, wenn wir ihnen sagen, daß jene Bienenthätigkeit möglich war trotz einer heute kaum noch für möglich gehaltenen, aber von den Budgett's streng durchgeführten Geschäftsregel.

Sie kauften und verkauften n u r g e g e n B a a r. Die langen Kreditfristen erschienen den Chefs des Hauses als eine böse Krankheit im Handel und Wandel, als ein Geschwür, das ausgeschnitten werden müßte, die Schmerzen möchten noch so groß sein. Wenn heute die Mehrzahl der Geschäftsleute sich zu anderen Grundsätzen bekennt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß das übermäßige Kreditgeben, wie beispielsweise im Buchhandel, gar oft nur auf eine Verlockung für leichtsinnige Schuldenmacher herauskommt; ein Uebelstand, dem gar manche Bankerotte zuzuschreiben sind, im gesammten kaufmännischen Verkehr die leidige Ursache, weshalb bei dem Falle eines großen Hauses noch eine Menge anderer kleiner Häuser stürzen. So wenig aber die Budgett's Kredit gewährten, ebenso wenig nahmen sie solchen für sich in Anspruch. Mit Prüfung und Hin- und Hersendung von Wechseln verlor man keine Zeit, und so kamen natürlich auch keine Retourwechsel vor. Man sah nicht 100 £ für bezahlt an, von denen sich unerwartet herausstellte, daß sie doch noch zu zahlen seien. Ein solch vereinfachter Geschäftsgang gestattete zu allen Zeiten einen klaren Einblick in den Stand der Geschäfte; man brauchte nicht zwischen guten und schlechten Außenständen zu unterscheiden, brauchte nicht 50 ehrliche Leuten den Verlust mit tragen zu lassen, den ein Schurke oder schlechter Geschäftsmann verursachte.

Begreifst du jetzt, verehrter Leser, weshalb das Haus Budgett so billige Preise, billigere als andere Verkäufer, stellen konnte? Der jüngere Budgett kannte den größten Theil aller seiner Geschäftsfreunde persönlich; er wußte, wie er mit ihnen daran war, sie verließen sich auf sein Wort, und die klare Redeweise, welcher er sich Allen gegenüber bediente, erleichterte ganz ungemein die beiderseitigen Beziehungen. Samuel hatte alle seine Korrespondenten von der Angemessenheit und Nützlichkeit seiner Geschäftseinrichtungen überzeugt, und sie wiederum erfuhren, wie glatt und befriedigend der Verkehr verlief, wie viel Zeit und Verdruß dadurch erspart ward. Jene Geschäftsweise einzuführen und durchzusetzen, wird freilich nicht Jedermann möglich werden. Wollten wir zu irgend einem beliebigen Kaufmann, auf dessen Geschäftsart die Budgett'schen Maximen vielleicht gar nicht anwendbar erscheinen, sagen: „Freund, gieb in Deinem Geschäft keinen Kredit mehr, verkaufe nur gegen Baar!" so würde er natürlich sogleich antworten: „Das ist rein unmöglich!" Aber bei andern Branchen ist dieses dennoch ausführbar; es gehört jedoch ein Budgett dazu, Ungläubige durch gute Gründe von der Angemessenheit oder Möglichkeit zu überzeugen. Die eine Thatsache beweist indessen schon Vieles: Die Gebrüder Budgett haben allen Schwierigkeiten zum Trotz ihr Prinzip, Baar-Ein- und-Verkauf, glänzend durchgeführt. Die Sache ist geschehen und kann immer wieder geschehen.

Wollte man sich nach einem zweiten Beispiel umsehen, wo unter gleich armseligen Verhältnissen so rasch ein Geschäft gedieh und sich stetig erweiterte, so würde man lange vergebens suchen. Kein neuer Artikel, keine neue Erfindung war der Welt durch viel verheißende Annoncen oder Reclame zu verkünden; das allergewöhnlichste Geschäft war es, welches wuchs und wuchs, trotz aller Konkurrenz in Artikeln, wie sie jeder Materialist kennt, und dies Alles geschah und entwickelte sich fort und fort auf einem unbekannten Dorfe, das nicht einer der Vortheile begünstigte, deren sich viel besser situirte Häuser der Großstädte erfreuen! Die Entfernung von Kingswood nach Bristol beträgt vier englische Meilen oder nicht ganz zwei Wegstunden. Alle Güter mußten erst vom Hafenplatz nach dem Kohlendorfe geschafft, und die meisten wieder auf demselben Wege nach dem Ladeplatze in Bristol zurückgebracht werden. Magazin, Lagerstätten und andere Lokalitäten, welche ein solches Geschäft bedarf, mußten erst, und gar oft in aller von der dringendsten Noth gebotenen Eile, gewissermaßen aus der Erde gestampft werden. Vergebens schaut man sich nach Gunst der Umstände um, die den Gebrüdern Budgett ein rasches Emporkommen erleichtert hätten. Es boten sich ihnen solche nicht dar, und doch kamen sie empor! Das Geheimniß, die Macht, welche dies zu Stande brachte, beruhte in der achtungswerthen Persönlichkeit Samuel Budgett's, in seiner Kenntniß von Menschen und Dingen, in seinen Grundsätzen. So schnell war der Aufschwung des Hauses Budgett vor sich gegangen, daß Bristoler Firmen, welche vormals den kleinen Dorfkrämer zu Kingswood versorgt hatten, sich bald von den Budgett's überflügelt sahen, und nach Verlauf eines Jahrzehnts an der Seite des entstandenen Großhauses sich wie Zwerge ausnahmen! Nachdem die sauren Anfänge erst überwunden waren, brach gleich einer Flut das Glück herein. Wie immer ließ es aber auch hier der Neid nicht daran fehlen, die böswilligsten Gerüchte über die Budgett's in Umlauf zu bringen.

Die gehässigsten Anschuldigungen gingen zumeist von alten Großhäusern aus, mit denen Samuel in Konkurrenz trat, und die sich durch ihn von einem Felde verdrängt sahen, auf welchem sie früher eine ausschließliche Herrschaft geübt hatten, Trotz aller Hindernisse gedieh indessen das Etablissement zu Kingswood für jene Uebelwollenden immer empfindlicher. Das Detailgeschäft versorgte Kingswood und weit und breit alle umliegenden Ortschaften, während das Engros-Geschäft sich über die benachbarten Distrikte immer weiter ausbreitete. Samuel Budgett selbst hatte unter solchen Verhältnissen seine Reisen gar bald aufgeben müssen. An seiner Stelle erschienen, von ihm bestens instruirt, Reisende, welche die Verbindungen zusammenhielten, ausdehnten und dem Plane Samuel's gemäß immer an dem Gesichtspunkte dauernder Beziehungen festhielten. Diese zahlreichen Vertreter des Hauses sah man fast überall: im Westen wie im Osten, im Süden wie im Norden Englands, bis hinauf zur Grenze Schottlands. Ueberall machten sie trotz der Budgett'schen Regel: „Nur gegen Baar!" gute Geschäfte, und es häuften sich belangreiche Aufträge von allen Seiten. Wer nur einmal von dem Hause Budgett gekauft hatte, blieb sicher auch fernerweit sein Kunde. Mit der Erweiterung des Geschäftskreises hielt Schritt die Heranziehung neuer Handelsartikel. So wuchs Kingswood-Hill, das Etablissement der Gebrüder Budgett, erst zu einer weithin sich ausdehnenden Anlage von Gebäuden, dann zu einer förmlichen kleinen Jahrmarktstadt heran. Je ersichtlicher das Geschäft gedieh, desto mehr fühlten Benjamin und Samuel Budgett die Verpflichtung, sich des steigenden Wohlstandes werth zu erweisen.

Kingswood war seit undenklichen Zeiten ein verrufener Platz, fast ausschließlich bewohnt von Kohlenfuhrleuten oder in den benachbarten Kohlengruben beschäftigten Menschen. Nach einem ehrlichen Menschen konnte man bei Tage mit der Laterne suchen. Noch mehr galt dies aber von dem nur eine englische Meile davon entfernten Cock-Road oder Hahnenstraße, deswegen so genannt, weil von daher in früheren Zeiten gute Kampfhähne geliefert wurden. Dieser Ort galt weit und breit als eine wahre Diebes- und Räuberhöhle, in welche sich selbst die Polizei nur mit Vorsicht hineinwagte. Seine Bewohner machten die ganze Umgegend unsicher, und zahlreiche Schleichwege und Schlupfwinkel begünstigten sie bei ihrem gesetzlosen Treiben vortrefflich. Haarsträubende Dinge erzählte man sich von der Verworfenheit jener Menschen. So wurden noch zu Budgett's Zeiten zwei Brüder zu gleicher Zeit gehängt, aber ihrer Familie zurückgegeben. Diese ließ nun die Leichname ihrer hingerichteten Angehörigen um einen Penny im Sarge sehen. Von fünf Söhnen und einer Tochter einer und derselben Familie gelangten zwei Brüder zum Halsstrick, die andern drei wurden der Reihe nach deportirt. Die Tochter war drei Mal verheirathet, aber ihre drei Männer wanderten gleichfalls nach den Verbrecherkolonien.

Schon der ältere Budgett hatte sich die Aufgabe gestellt, diese rohen Banden etwas mehr zur Vernunft zu bringen und den Unverbesserlichen ohne Schonung entgegenzutreten, denn er selbst war mehrmals ihren Angriffen ausgesetzt gewesen. Erst als Samuel sich der Sache annahm, ließen sich Merkmale einer Wendung zum Bessern wahrnehmen. Im Jahre 1815 gründeten die Brüder in unmittelbarer Nähe von Cock-Road die erste Schule. Man hatte geringe

Hoffnung auf guten Erfolg, gleichwol fanden sich schon am ersten Tage zu ihrem eignen, größten Erstaunen 75 Kinder ein, von denen 58 noch nie einen Buchstaben gesehen hatten.

Hier brachte Samuel Budgett während seiner Jünglingsjahre einen großen Theil seiner Sonntage zu. Galt es doch hier nicht allein zu unterrichten, sondern Schulmeister Budgett mußte gar oft die Kinder erst durch gute Worte, Geschenke und Bitten zusammentreiben, dieweil mit Gewalt gegenüber so niedrigen Bildungsverhältnissen gar nichts auszurichten war. Dorthin jagte nun Budgett unverdrossen jeden Sonntag auf seinem kleinen Pferde die Heckenwege auf und nieder. Vor Allem ließ er sich angelegen sein, die Eltern zu gewinnen. Aus einer Hütte eilte unser Freund in die andere, und so eifrig war er, daß er oft Abends zu Hause ankam, ohne den Tag über etwas Anderes als ein Stück Brod oder einige Kartoffeln genossen zu haben, die er sich in einer der Hütten erbeten. Sein ganzes Leben widmete er sich mit gleichem Eifer dem einmal angefangenen Werke. Der Erfolg war ein herrlicher, und es gelangte hierdurch der treffliche Mann zu großem Einfluß auf Groß und Klein. Er verstand es aber auch ganz meisterhaft, die Aufmerksamkeit der Kinder rege zu machen und zu fesseln; stets bedurfte er nur weniger Minuten, um eine solche Stille hervorzurufen, daß man das Ticken der Schuluhr hören konnte.

Neunzehn Jahre hatten die Gebrüder Budgett in herzlicher Eintracht und Frieden und zum Heil und Segen der ganzen Nachbarschaft ihr Geschäft mit einander betrieben. Der Aeltere sehnte sich jetzt nach Ruhe und zog sich nach zurückgelegtem 58. Lebensjahre aus dem Geschäfte zurück. Dasselbe gelangte nun ausschließlich in Besitz seines jüngeren Bruders. In richtiger Erkenntniß, daß nächst Gottes Segen nur Samuel's unvergleichliche Thätigkeit es gewesen, welche dem Geschäfte einen so überraschenden Aufschwung verliehen und ihn selbst aus einem vielfach mit Verlegenheiten aller Art kämpfenden Manne zu einem wohlhabenden gemacht, begehrte Benjamin Budgett nicht die ihm als gleichberechtigtem Partner zustehende Hälfte des Gesellschaftsvermögens, sondern nur vier Zehntheile desselben. Und er bestand darauf, wiewol der gleich uneigennützige Samuel hiergegen protestirte. Erst nach längerm Widerstreben willigte Samuel in die Verzichtleistung seines Compagnons auf ein Fünftheil des ihm zustehenden gemeinschaftlichen Gewinnes ein.

So trat denn Samuel Budgett in einem Alter von 43 Jahren als alleiniger Besitzer an die Spitze des Kingswood-Hiller Material- und Kolonialwaaren-Großhandlungshauses, welches schon damals zu den bedeutenderen Englands zählte. Es zu einem der bedeutendsten zu machen, war vom Schicksal dem nunmehrigen alleinigen Chef desselben beschieden. Doch war Samuel Budgett's Bestreben nicht allein hierauf gerichtet. Er suchte auch nach anderen Richtungen hin sich nützlich zu machen, und mit dem Pfunde, welches Gott ihm anvertraut, möglichst viel des Guten zu stiften. Wo eine nützliche Einrichtung oder eine Wohlthätigkeits-Anstalt in das Leben gerufen oder gefördert werden sollte, da fehlte Samuel Budgett's Name gewiß nicht. Reichlich steuerte er namentlich dazu bei, als es galt, die Hebung des Schulwesens und des Gemeindelebens von Kingswood zu Stande zu bringen.

Kurze Zeit darauf, nachdem er alleiniger Chef des Hauses geworden, versuchte er, was er im Spekuliren zu leisten vermochte. Es war jedoch seine „erste und letzte" Spekulation, wie er selbst zu sagen pflegte. In Folge des englisch-chinesischen Krieges war nämlich der englische Theemarkt in große Aufregung gerathen. Budgett begab sich nach London und kaufte dort ein sehr bedeutendes Quantum an, obwol der Thee zu den Artikeln gehörte, welchem man in seinem Geschäfte bisher keine allzu große Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Er gewann in wenig Tagen eine bedeutende Summe, nach Jahresfrist stellte es sich aber heraus, daß er bei dem Theegeschäfte, da die Preise sehr schnell wieder gesunken waren, nicht nur seinen ersten Gewinn, sondern ungefähr noch 2000 £ dazu verloren hatte.

Das Mißglücken jenes Unternehmens that dem Renommé der Firma Budgett's ebenso wenig Eintrag, als dem Gleichmuth desselben. Da der Verlust beinahe 14,000 Thlr. betrug, so können wir aus der Gelassenheit Budgett's entnehmen, daß er eine solche Summe leicht missen konnte; sein Vermögen muß demnach damals schon ein sehr beträchtliches gewesen sein, zumal nach unsern Begriffen. Immerhin aber war der Ausfall ansehnlich genug, ihn von weiteren derartigen Unternehmungen ein für allemal zurückzuhalten. Ueberhaupt sagten große und gewagte Spekulationen seinem Geiste nicht zu. Er mied sie, nicht aus Mangel an Verständniß oder Energie, sondern weil er die in solchen Geschäften gewonnenen Summen nicht als den Verdienst bei einem soliden Geschäft, sondern als den Gewinn aus einem gewagten Spiel ansah. Er verschmähte dergleichen grundsätzlich. Deswegen ließ er sich auch in kein Aktienunternehmen ein, und als das Eisenbahnfieber in England wüthete und seine Opfer forderte, widerstand er mit größter Beharrlichkeit allen Verlockungen, und wenn sie noch so glänzenden Gewinn versprachen. — Die Erwähnung jenes Verlustes aus dem Theegeschäfte erinnert uns an ein anderes Mißgeschick, welches wenige Monate vor der Auseinandersetzung beider Brüder statt hatte, und nur zu leicht den Untergang des angesehenen Handlungshauses hätte nach sich ziehen können. Doch verlor Samuel Budgett auch hierbei den Kopf nicht, vielmehr behielt er ihn auch jetzt über Wasser. Eine furchtbare Feuersbrunst suchte die weitläufigen Etablissements der Gebrüder Budgett heim und zerstörte innerhalb weniger Stunden sämmtliche Magazinräume von Kingswood-Hill. Mit ruhiger Besonnenheit und energischer Thatkraft ordnete Samuel das Erforderliche an, um der Verheerung Einhalt zu thun, und Stockungen im Geschäftsbetrieb zu vermeiden. Uns ist ein Zeitungsbericht über dies bedauerliche Ereigniß zur Hand, der uns einen Begriff von der Großartigkeit des Budgett'schen kaufmännischen Etablissements zu geben geeignet ist. In jener Bristoler Zeitungsnummer heißt es unter Anderm: „Gestern Abend, etwa um 8 Uhr, verbreitete sich das Gerücht von einer großen Feuersbrunst in einem benachbarten Orte. Ein reitender Bote aus Kingswood-Hill traf bald nachher ein und erbat sich die Hülfe unserer Feuerwehr und Spritzenleute. Das Feuer war daselbst in den Magazinen der Herren H. B. und S. Budgett ausgebrochen. Dieses Haus treibt einen bedeutenden Handel mit Mehl, Fettwaaren, Zucker und Viktualien im Allgemeinen, und ist wegen der Großartigkeit seiner Geschäfte in ganz England bekannt. Aus uns unbekannten Gründen haben die Gebrüder Budgett mit ihrem Haupt-Etablisse-

ment Kingswood nicht verlassen. Sie unterhalten nur ein ansehnliches Zweiggeschäft zu Bristol. Ueber die Entstehung des Feuers, das in einem der Magazine ausgebrochen, wo große Quantitäten raffinirten Zuckers lagerten, fehlen nähere Berichte. Obwol schnelle Hülfe zur Hand war, so gaben die in großen Massen aufgehäuften brennbaren Stoffe dem Feuer doch zu viel Nahrung, als daß an Rettung der Magazine zu denken war. Man beschränkte sich deshalb nur darauf, die umliegenden Wohngebäude zu retten, und da die von Bristol requirirte Hülfe inzwischen eingetroffen, auch mehrere Assekuranzgesellschaften mit ihren Löschmannschaften auf der Feuerstelle erschienen waren, so operirte man nach dieser Seite hin erfolgreich. Es gelang, die Feuerstätte einzuengen und das wüthende Element auf die Magazine zu beschränken; denn auch die Stallgebäude, in denen sich 47 werthvolle Zugpferde befanden, wurden gerettet. Sämmtliche Niederlagen aber mit den dazu gehörigen Comptoirs, die beiden Läden für den Detailverkauf, wurden ein Raub der Flammen. Glücklicherweise konnten die Handlungsbücher gerettet werden. Der Werth der zu Grunde gegangenen Waarenvorräthe muß sich auf viele Tausende belaufen und würde noch weit größer gewesen sein, wenn nicht zwei starke Schiffsladungen Getreide und eine große Zufuhr Zucker, welche das Haus wenige Tage zuvor importirt hatte, glücklicherweise noch in den Bristoler Magazinen gelagert hätten."

In diesem Augenblicke höchster Noth galt es, rasch und entschlossen zu handeln; denn ein Zaudern, ein, wenn auch vielleicht nur vierwöchentlicher, Stillstand des Geschäfts hätten den Bestand desselben voraussichtlich in bedenklicher Weise erschüttert. Zu solchem entschiedenen Eingreifen aber war Samuel Budgett durchaus der rechte Mann. Schon beim Grauen des nächsten Tages, nachdem er nach der Schreckensnacht sich nur eine einzige Stunde Schlaf gegönnt, entwarf er eine Benachrichtigung an seine Geschäftsfreunde, welche eine den Umfang des Schadens wahrheitsgetreu angebende Schilderung des Vorganges, gleichzeitig aber auch die Benachrichtigung enthielt, daß in Folge des Unglücksfalles die Geschäfte nur um einen *einzigen* Tag unterbrochen, dann aber wieder regelrecht ihren Fortgang nehmen, und daß alle eingegangenen Bestellungen, trotz der großen Waarenabgänge, alsbald wieder effektuirt würden.

Dies Cirkular brachte Samuel Budgett selbst nach Bristol, um es in einer dortigen Steindruckerei in einer entsprechenden Anzahl von Exemplaren drucken zu lassen. Während man in dieser damit beschäftigt war, unterhandelte Budgett mit dem Besitzer des an sein Bristoler Magazin stoßenden ansehnlichen Hauses über dessen Ankauf, den er denn auch in weniger als einer Stunde zu beiderseitiger Zufriedenheit zu Stande brachte. Hierauf besorgte der von ihm mitgebrachte Commis das Adressiren und Versenden des mittlerweile fertig gewordenen Rundschreibens an die harrenden Geschäftsfreunde, und Samuel Budgett selbst verglich sich währenddessen mit den Miethsbewohnern des neugekauften Hauses über die ihnen für *sofortige* Räumung zu gewährende Entschädigung. Auch dies brachte er nach Wunsch fertig, und so konnte denn schon am Nachmittage des nächstfolgenden Tages der größere Theil des Budgett'schen Comptoir-Personals seinen Einzug in das unterdessen geräumte Haus (dessen einer Theil rasch zu einem Magazine vorgerichtet und mit den anstoßenden älteren Budgett'schen

Niederlagen in Verbindung gesetzt wurde) halten und in demselben seine nur für 36 Stunden unterbrochen gewesene Thätigkeit wieder aufnehmen. Wahrlich, dies heißt trefflich ausdenken, rasch handeln, Schlag auf Schlag ausführen!

Wie es von vorsichtigen, alle Eventualitäten im Auge behaltenden Leuten, gleich den Gebrüdern Budgett nicht anders zu erwarten stand, waren Gebäude und Waarenvorräthe des abgebrannten Etablissements in Kingswood ihrem wirklichen Werth nach versichert gewesen, und so betrug denn der ganze aus dem Brande erwachsende Verlust nicht viel über 3000 £ (circa 20,000 Thlr.); fürwahr eine für ein Geschäft von dem Umfange des Budgett'schen nur äußerst mäßige Summe, welche überdies noch reichlich aufgewogen wurde durch die Vortheile, welche demselben aus seiner Uebersiedelung von Kingswood nach Bristol erwuchsen. Samuel hatte diese Verlegung schon seit Jahren gewünscht, seinen älteren Bruder aber nicht dazu vermögen können. Nach dem Ausscheiden Benjamins aus dem Geschäfte hatte Samuel auch in diesem Punkte freie Hand.

Auch in Bristol blieb das Glück der unermüdlich treue Begleiter des strebsamen Kaufherrn. Von Jahr zu Jahr nahm das Geschäft an äußerem Umfang und natürlich an Ertragsfähigkeit zu; es mußten immer wieder neue Räumlichkeiten für die mehr und mehr anwachsenden Waarenlager theils angekauft, theils neu erbaut werden. Gar sehr kam es unserem Samuel hierbei zu statten, daß Benjamin nicht die ganze, nach der getroffenen Vereinbarung auf ihn fallende Summe aus dem Geschäfte gezogen, sondern die Hälfte derselben dauernd in selbigem belassen hatte, wofür er durch ein Viertheil des Reingewinnes entschädigt ward.

In den vierziger Jahren konnte man jeden Morgen genau um dieselbe Zeit, um acht Uhr nämlich, einen Mann in einem leichten Phaeton nach Bristol hineinfahren sehen. Der leichte Wagen, von einem werthvollen Pferde gezogen, flog in schnellster Gangart dahin. Der Insasse, gekleidet in einen dunkelfarbigen Ueberrock, war ein Mann von mittlerer Größe, dem Anscheine nach ein Funfziger; sein Haar war ergraut, seine Gesichtsfarbe aber noch frisch. Die Züge verriethen Willenskraft und Entschlossenheit, ein braunes, glänzendes Auge Offenheit, Biederkeit und Treue. Das war Samuel Budgett. Wie er dahin fliegt, kommt er an einer armen Frau vorüber, welche ein Bündel trägt Der Wagen hält. Und mit einer Stimme, deren Kürze und Bestimmtheit auf den achtlosen Hörer wunderbar wirkt, forbert er die arme Frau auf einzusteigen. Sie leistet Folge. Der Wagen eilt dahin; nach wenigen Minuten sieht sie sich am Ziele. Abermals nach wenigen Minuten lenkt der Wagen in das Eingangsthor eines ungeheuren Waarenmagazins in der Nelsonstraße. Ein Bursche steht bereit Pferd und Wagen zu versorgen. In schnellem Schritte durcheilt der Angekommene mehrere Bureaux und langt endlich auf seinem Arbeitszimmer an.

Rasch werden nun die eingegangenen Briefe erledigt, denn die Poststunde halten Prinzipal und Geschäftsgehülfen auf das Pünktlichste ein. Von jeher war Samuel Budgett um diese Zeit regelmäßig zugegen, um die Briefe zu öffnen und auch er erlegte stillschweigend seine Strafe — eine halbe Krone — wenn er ja ein Mal zu spät eintraf. — Noch in seinen späteren Jahren war ihm das pünktliche Innehalten der Zeit so sehr Gewohnheitssache, daß er, oft als Vertrauensmann bei verschiedenen öffentlichen Angelegenheiten zugezogen, sich regel-

mäßig stets zur festgesetzten Zeit einfand. Wie war nun ein so zahlreiches Personal, wie das Budgett'sche in Ordnung zu halten?'

Die Arbeit begann Morgens schon um 6 Uhr. Neben der Thür hing eine in Quadrate abgetheilte schwarze Tafel, und jedes Quadrat war mit einer Nummer beschrieben, über welcher ein kleiner Nagel angebracht war. Jeder in dem Geschäfte Angestellte hatte nun seine Nummer und gleichzeitig ein mit einer Oese versehenes Kupferplättchen, welches genau die Größe eines Quadrates hatte.



Ansicht von Bristol.

Ging er, so hängte er sein Plättchen über seine Nummer, kam er, so nahm er sein Plättchen an sich. Sobald nun die Uhr ausgeschlagen hatte, wurde die schwarze Tafel abgenommen; Alle, deren Nummern noch bedeckt waren, fehlten und ihre Namen wurden notirt. Wer im Laufe eines Jahres nicht ein Mal zu spät gekommen war, erhielt dann am Schlusse desselben einen Souveränd'or.

Die Geldstrafen, welche man von den Leuten einzog, obwol im Augenblick schmerzlich empfunden, kamen dem Ganzen wieder zugute; sie wurden der „Krankenkasse des Hauses" überwiesen, zu welcher außerdem jeder Angestellte wöchentlich 1 Penny beisteuern mußte. Die Höhe der Unterstützung bei Krankheitsfällen richtete sich nach der Zeit, welche Jemand im Dienste des Hauses gestanden. So erhielt z. B. ein Kranker, wenn er noch nicht 5 Jahre im Hause gewesen war, 5 Schill. pro Woche, wer aber 5 Jahre gedient hatte, 6 Schill. und so fort in aufsteigender Linie bis zu 10 Schill. Die Leute mußten sich indessen auch noch in andere Kranken- und Sterbekassen einkaufen, wenigstens wurden sie dringend dazu ermahnt, und sie genossen dann in Zeiten der Noth eine

doppelte Unterstützung. Die Geringfügigkeit der Beisteuer und die einzelnen Strafgelder reichten für die Bedürfnisse der Kasse nie zu; das Fehlende wurde dann von Budgett selbst ergänzt, und dies betrug meist über 50 £. jährlich.

Nach dieser Abschweifung wenden wir uns wieder den Geschäften des Chefs zu. Die Briefe sind gelesen, geordnet, die Aufträge ertheilt und mittlerweile fertig gewordene Antworten und Zuschriften unterzeichnet. Samuel macht nun seinen täglichen Gang durch die Geschäftsräume. Nirgends kann er sich lange aufhalten, denn er hat heute noch mehr, viel mehr zu thun. Sein Auge überfliegt daher rasch die Packräume, Niederlagen und Magazine, Boden und Keller. Die kleinste Unordnung, die geringste Regelwidrigkeit wird von ihm bemerkt. Dieser oder Jener der Arbeitenden tritt an ihn heran mit einer Frage. Sie erhält eine kurze, bestimmte Antwort. Ein Anderer wird gerufen, um ihn auf etwas aufmerksam zu machen, oder ihm für den folgenden Tag Dies oder Jenes aufzutragen u. s. w.

Wir haben die Erlaubniß zu einer Wanderung durch das gesammte Etablissement erlangt. Uns Neulingen dünkt sie eine kleine Tagereise. Betreten wir zuerst das 180 Fuß lange und 300 Fuß tiefe Waaren-Hauptmagazin, dem sich Raum an Raum, Lager an Lager anschließen. Darüber hinweg laufen Speicher und Böden hin, während theils draußen, theils innen, Treppen nach weithin sich ausdehnenden Kellern führen. Aus diesen unterirdischen kühlen Vorrathsräumen verfügen wir uns nach den ihnen gegenüber, auf der andern Seite der Straße liegenden Zollspeichern, wo Zuckerbrode zu Pyramiden sich aufthürmen oder in Fässern geborgen sind. An 1000 Pfund wiegt nicht selten ein solches riesiges Faß, und dergleichen werden im Laufe einer Woche wol 250 Stück verkauft. Aus den Zuckerniederlagen treten wir in das Thee- und später in die Gewürz-Magazine, denen sich Räume anschließen, wo Unmassen von Früchten des Landes und des europäischen Südens, wo die Gewürze und Spezereien Indiens in zahllosen Kisten aufgestapelt sind. Nicht weit davon befinden sich die Mehl- und Syrup-Lager. Hier tritt ein alter Diener zu dem Chef heran. Er hat einen Plan ausgesonnen, der in seinem Departement die Arbeit fördern und erleichtern soll. Budgett hört ihm aufmerksam zu. „Recht so — recht so — das ist ein guter Gedanke!" sagt er, und drückt ihm eine Krone in die Hand. In einem etwas entlegenen Raume trifft des Herrn Auge auf einen Menschen, welcher müssig herumlungert. Sobald er den Herrn sieht, eilt er stracks an seine Arbeit. Zu spät — das scharfe Auge Budgett's hat ihn bereits entdeckt, Budgett's Miene nimmt einen strengen Ausdruck an. „Sie verthun die Zeit", spricht er schnell. „Vielleicht versäumen Sie nur fünf Minuten, aber Sie verleiten vielleicht einen Zweiten und noch einen Andern zum Müssiggang. Das macht schon eine Viertelstunde. Wir sind aber hier 180, und wenn jeder von uns nur fünf Minuten versäumen wollte, so würde das 15 Arbeitsstunden betragen und schließlich in einem Jahre mehr als die Arbeitszeit von 365 Tagen. Meinen Sie, das Geschäft könnte bei solcher Wirthschaft bestehen? Das geht so nicht. Merken Sie sichs!" Beschämt läßt er den Lässigen stehen.

Wir setzen nach diesem Intermezzo im Gefolge des Handelsherrn unsere Wanderung fort und steigen in die Kellerräume hinab. Sie sind angefüllt mit zahllosen Käseleibern, Butterfässern, Speck und anderen Fettwaaren; darüber

laufen hin die Tabakböden, auf denen enorme Vorräthe von Rauch- und Schnupftabak in Ballen, Kisten, Rollen und Büchsen lagern; ferner weitläufige Schuppen mit Körnern und Sämereien, wo neben Hafer, Gerste, Mais, Reis sich u. A. beispielsweise ein Riesenberg von Kanariensamen erhebt, wegen dessen Umfang man sich in mancher Scheuer vergeblich nach Raum umsehen würde und weiterhin eine Menge anderer Verbrauchsgegenstände des täglichen Lebens, die stündlich im Budgett'schen Etablissement verlangt werden. Das zur Versendung aller dieser Waaren gebrauchte Packmaterial füllt verschiedene Vorrathsräume; dazu ein förmlicher Park von Wagen, Schleifen, Lastschlitten und Karren jeglicher Gattung sammt der hierzu gehörigen Bespannung.

Die hierfür benöthigten 40 — 50 Pferde befinden sich in den Stallungen des benachbarten Hofes; unfern derselben arbeiten in einer Werkstatt Zimmerleute, in einer andern Böttcher. Da hinten tummelt sich ein Haufen von Fuhrleuten, die Ballen, Kisten und Fässer in allen Größen verladen. Wagenzüge gehen ab, andere kommen an.

Will man in das Innere dieser Gebäudemassen gelangen, so muß man durch ein Bureau, in welchem sich ein Kommis aufhält, dessen einzige Obliegenheit darin besteht, jeden Eintretenden nach seinem Begehren zu fragen, um ihm sodann die nöthige Auskunft zu ertheilen. Werfen wir nun einen Blick in die geräumigen und luftigen Comptoire. Hier empfängt uns ein Angestellter, der Muster aller Artikel, die das Haus führt, um sich aufgehäuft hat; an ihn hat man sich zu wenden, wenn man sogleich kaufen will. Gegenüber befindet sich eine ganze Reihe von Comptoiren mit Buchhaltern, Korrespondenten, Kassenbeamten u. s. w.; in ihnen sind jemalig eine Anzahl Kommis unter besonderen Chefs thätig, denn jede Branche hat ihren besonderen wohlerfahrenen Vorstand. Ein Bureau hat die alleinige Bestimmung, daß in ihm die verschiedenen Waaren geprüft werden; in diesem Augenblicke ist ein erfahrener Kommis damit beschäftigt, mehr als ein halbes Dutzend verschiedener Theesorten u. s. w. zu untersuchen. Dieses innere Getriebe mit seinem ruhigen und regelmäßigen Verlaufe kontrastirt in eigenthümlicher Weise mit dem geschäftlichen Lärm und dem bunten Treiben draußen in den Höfen und Niederlagen. Eine Hinterpforte führt uns nach einem belebten Hofraum. Dort werden eine Menge Kaffeesäcke, Thee u. s. w. in Kisten und Blechbüchsen verladen, Fässer und Kisten auf- und zugeschlagen, Ballen gepackt; hier und dort ist man beim Wiegen beschäftigt, eine Kaffeetrommel von immenser Größe ist in unausgesetzter Thätigkeit. Das ganze Getriebe überwacht ein Aufseher in einem Glashäuschen, der auf Alles, was kommt und geht, achtet. Wenden wir uns nach jener Halle, wo defekt gewordene Säcke geflickt werden. Mehrere Arbeiter sind hier Jahr aus, Jahr ein unter einem „Ober-Sackflicker" beschäftigt. Nahe dabei sitzen mehrere Knaben an einem Ambos und klopfen Nägel gerade. Es sind die Nägel, die im Geschäft zusammengelesen werden. Dies ist eine der niedrigsten Arbeitsstufen im Geschäft. Beim Eintritt in dasselbe werden die Knaben hierzu angewiesen. Wer sich hier durch Fleiß bewährt, gelangt dann unter die Aufsicht des Packmeisters. Zeichnet er sich unter diesem aus, so wird er zum Boten befördert; von nun an hängt seine künftige Stellung einzig und allein von seiner Geschicklichkeit und seinem Fleiße ab.

Schreiten wir durch diese weiten Räume dahin, so fällt uns sogleich bei aller geschäftigen Eile die große Ordnung, der geregelte Gang und die verhältnißmäßige Ruhe im ganzen Getriebe auf. Es gleicht einer Maschine, die mit voller Kraft, dabei aber sehr gleichmäßig arbeitet.

Mannichfache Versuche waren gemacht worden, ehe man es dahin brachte, das Geschäft einer schnell und sicher arbeitenden Maschine ähnlich zu machen. Die einzelnen Bestandtheile waren zu verschieden, bald wollte dieses, bald jenes nicht passen; Beharrlichkeit führt aber zum Ziel. Man rechnete in dem Budgett'schen Hause nach Ladungen, deren einzelne immer aus mehreren Wagen bestand, und regelmäßig um 8 Uhr Morgens war die erste Ladung expedirt; sie enthielt die mit der Abendpost des vorhergehenden Tages eingelaufenen Bestellungen. Die zweite Ladung ging zwischen 9 und 9$^1/_4$ Uhr ab; sie enthielt die Bestellungen, welche mit der ersten Morgenpost eingelaufen, und zu ihrer Effektuirung waren mithin kaum zwei Stunden erforderlich gewesen, d. h. für Ueberweisen an die verschiedenen Branchen, für Abwiegen, Packen, Buchung und nöthige Korrespondenz. — Mit der Zeit reichte freilich eine so kurze Frist nicht aus, die Masse der eingehenden Aufträge mit einem Male zu erledigen. Der Artikel waren zu viele, die Entfernung in den ungeheueren Räumlichkeiten und ihre Verbindung mit den Comptoiren zu weitläufig geworden. Außerdem verursachte die Abrichtung mancher Artikel viel mehr Arbeit und Zeitaufwand, als die anderer.

Daher fiel Samuel Budgett die Aufgabe zu, mit einem Blick alle Eingänge und Aufträge zu überschauen und unter denselben die richtige Auswahl zu treffen; weniger unter den Artikeln selbst — denn diese hatte man längst in verschiedene Klassen geordnet — wohl aber unter den Briefen nach Maßgabe der Eile, welche eine Bestellung hatte, oder des Wohnortes des Bestellers, ob dieser entfernter oder näher gelegen war, und wie die Verbindung zwischen ihm und Bristol es erforderte. Unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse ging nun den Tag über die Expedition der Bestellungen, zu denen noch die mit der Mittagspost einlaufenden, allerdings viel weniger belangreichen traten, der Reihe nach vor sich; keine aber durfte für den folgenden Tag zurückgestellt werden. Nur die Abends eingehenden Aufträge verblieben dem folgenden Tage; auch sie standen der Zahl nach den Aufträgen mit der Morgenpost bedeutend nach. Doch wurden die Briefe geöffnet und Alles den verschiedenen Branchen überwiesen.

Die Effektuirung erfolgte schnell und zuverlässig, jedoch nie mit Uebereilung, und dieses konnte also geschehen, weil Pünktlichkeit und strengste Ordnung die unverbrüchlichsten Geschäftsregeln im Hause waren.

Setzen wir unsere Umschau im Budgett'schen Etablissement weiter fort und sehen wir uns auch einmal nach den Leuten um, die so tüchtig zugreifen müssen. In dem Etablissement in der Nelsonstraße merkt man an den Leuten nichts, was auf Dürftigkeit, schlechte Kost, Ueberanstrengung schließen läßt. Sie alle scheinen sich nicht nur in ihrem Berufe glücklich zu fühlen, sondern auch in guten Familienverhältnissen zu leben. Meist sind es schon ältere Leute, die theilweise alle Entwickelungsphasen des Geschäfts mit durchgemacht haben. Man hört hier keine gemeinen Scherze, sieht keine Ausbrüche von Roheit, wie der Genuß geistiger

Getränke bei Arbeitern sie nur zu häufig veranlaßt. Es waltet ein eigener trefflicher Geist unter den zahlreichen Arbeitern des Budgett'schen Hauses.

Auf unserer Wanderung durch die Magazine gelangen wir auch in einen Saal mit einer Reihe Bänke; an dem obern Ende befindet sich ein Tisch, auf dem einige Bücher liegen, von denen wir das eine alsbald als eine Bibel erkennen. Hier ist der Betsaal des Etablissements. Fragen wir weiter, so erfahren wir, daß jeden Tag zu bestimmter Stunde eine kurze Morgenandacht gehalten und mit einer Glocke dazu das Zeichen gegeben wird. Es kommt dazu, wer eben kommen will, eine Kontrole wird nicht ausgeübt. Alle Angestellte nahmen nicht, oder doch nicht regelmäßig Theil, die Zahl der Anwesenden mochte sich jedoch immerhin auf 70 — 80 belaufen.

Die Mehrzahl der Leute findet sich früh um 6 Uhr ein. Einige Kommis kommen jedoch erst um 1/28 Uhr Morgens und gehen Nachmittags um 4 Uhr wieder weg; andere sowie die Mehrzahl der Packer und Arbeitsleute um 5, auch wol 1/26 Uhr, oder wenn sie fertig sind, was nie nach 6 Uhr sein soll. Wieder Anderen ist eine bestimmte Tagesarbeit zuertheilt; ist diese vollbracht, so sind sie Herren ihrer Zeit. Der Gang der Geschäfte ist so berechnet, daß sie, wenigstens im Sommer, bei guter Stunde gethan sind, denn bei Licht wird nur in den kurzen Wintertagen gearbeitet. — Unter dem ältern Budgett wurde von Morgens früh 6 Uhr bis Abends spät, oft bis 10, ja 11 Uhr in die Nacht hinein gearbeitet. Unter Samuel's Oberleitung wurde es anders. „Wir müssen durchaus zeitiger fertig werden“, ermahnte er. So oft er dies aber auch that, es blieb doch beim Alten. Erst mit dem Aufblühen des Engrosgeschäftes griff man die Sache ernstlicher an. Eine Glocke gab Abends um 8 1/2 Uhr das Zeichen, daß das Tagewerk vollendet sei. Alle fühlten sich unendlich erleichtert: Prinzipal, Kommis, Arbeiter. So ging es eine Zeit lang fort; bald meinte indessen Samuel Budgett, die Geschäfte ließen sich noch zeitiger vollenden. Dennoch blieb es eine ganze Weile beim Alten. Mittlerweile ward jedoch das Personal verstärkt und siehe, die Glocke läutete schon um 7 Uhr. Alle sahen sich verwundert an, es war aber keine Täuschung oder ein Scherz. Jeder konnte um 7 Uhr bei seiner Familie sein und hatte den größten Theil des Abends zu eigener freier Verfügung. Später wurde schon um 6 Uhr geschlossen, schließlich kam man dahin überein, gar nicht mehr bei Licht zu arbeiten, und von allen Wohlthaten, welche Budgett seinen Leuten erwies, war diese unbestritten die größte.

Das ganze Geheimniß bei dieser Einrichtung beruhte in geschickter Vertheilung der Arbeiten und in Anstellung einer genügenden Anzahl von tüchtigen Leuten; ferner darin, daß die einmal bestimmte Arbeit gethan werden mußte, und daß Niemand, wenn er auch fertig war, vor den Anderen das Geschäft verlassen durfte. Namentlich letztere Bestimmung wirkte sehr förderlich, denn nicht nur, daß der schnellere Arbeiter den weniger raschen zur Eile aufmunterte, er griff wol selbst noch mit an, um nicht über die Zeit im Geschäft zurückgehalten zu werden.

Der Allen gemeinsame Gedanke, daß ein Jeder um 5 oder spätestens um 1/26 Uhr Herr seiner Zeit sein könne, förderte ganz außerordentlich die Arbeitstüchtigkeit der Leute. Die Arbeiter konnten noch vor Anbruch des Abends bei ihrer Familie eintreffen, sie vermochten zur Sommerzeit sich im Freien zu ergehen,

sie hatten Stunden zu geselliger Vereinigung, zum Nachdenken, zur Weiterausbildung, ihre Privatangelegenheiten gingen über denen des Prinzipals nicht zu Grunde; Arbeit und Erholung in richtigem Maße ließen sie an Leib und Seele gedeihen. Wie viel des Segens!

Nur einmal findet eine Ausnahme von der Regel statt. Alljährlich an einem bestimmten Tage, wenn die Uhr des Etablissements auf 12 Uhr aushebt, werden alle laufenden Geschäfte unterbrochen, die Aufnahme der Inventur beginnt, und noch ehe die Mitternachtsstunde schlägt, ist diese Arbeit beendigt und die Bilanz gezogen.

Es bestand auch die löbliche Sitte im Budgett'schen Geschäft, daß allmonatlich eine Konferenz stattfand, an welcher sämmtliche Chefs der verschiedenen Branchen und die anwesenden Reisenden Theil nahmen. Da wurde freimüthig über Alles debattirt, wozu sich Anlaß darbot. Uebelstände wurden gerügt, Mängel hervorgehoben und über Mittel zu ihrer Abbestellung berathen; Vorschläge und Pläne wurden vorgelegt und besprochen, Erfahrungen ausgetauscht, Vortheile erwogen, Instruktionen ertheilt, kurz Alles, was zum Gedeihen und schwunghaften Betriebe des Geschäfts erforderlich schien, gemeinsam berathen. Es bedarf keiner Auseinandersetzung, wie ersprießlich für das Ganze und wie anregend für den Einzelnen diese Zusammenkünfte waren.

Das ist's, was Samuel Budgett zu Stande gebracht, was er aus dem ärmlichen Detailgeschäfte in Kingswood gemacht hat. Es ist ein Denkmal des Fleißes, das er sich selbst errichtet, ein lebendiges Zeugniß scharfen Verstandes, umfassenden Blickes, seltener Energie, außerordentlichen Organisirungs-Talentes, regester Menschenliebe und praktischer Lebensklugheit.

Ein hochgeachteter, reicher und gewiegter Geschäftsmann, war Samuel Budgett auch ein glücklicher Gatte und Familienvater, der sich durch Nichts aus der ruhigen Beschaulichkeit seines inneren Wesens bringen ließ. Der Wohnsitz der anspruchslosen Familie blieb nach wie vor Kingswood-Hill. Während Samuel in Bristol ein Geschäfts-Gebäude neben dem andern errichten ließ, vernachlässigte er deswegen keineswegs sein benachbartes freundliches, von Gärten und Parkanlagen umgebenes Besitzthum. Die gute Mutter Budgett's lebte, zärtlich geliebt von Kindern und Kindeskindern, noch lange genug, um sich des Emporkommens ihres Lieblingssohnes zu erfreuen. In demselben Grade wie die eigenen Verhältnisse sich besserten, hatten die Sorgen seiner zahlreichen väterlichen Familie abgenommen. Aus seiner gesegneten Ehe mit Elisa Smith waren ihm sieben Kinder erblüht, von denen zwei bald nach der Geburt starben, fünf dagegen, vier Söhne und eine dem Vater erst im höheren Lebensalter geborene Tochter, zur Freude ihrer Eltern aufwuchsen und gediehen. Die Söhne widmeten sich sämmtlich dem Handel und traten zwar schon frühzeitig, jedoch nicht ohne zuvor eine tüchtige wissenschaftliche Bildung empfangen zu haben, in das väterliche Geschäft ein. Der Kreis seiner Familie erweiterte sich durch neue Verbindungen bedeutend, alle zog er in den Kreis seiner Liebe und Fürsorge; Allen, Brüdern und Schwestern, Neffen, Nichten und Basen war er der liebe „Onkel Samuel." Das Verhältniß zwischen ihm und seiner engern Familie

war ein anderes, als man es in der Regel in großen Häusern findet: es war inniger, durch und durch von gegenseitigem Vertrauen getragen. Seiner Familie theilte er Alles mit: seine Pläne, seine Befürchtungen, seine Hoffnungen, und zwar seiner ganzen Familie, Weib und Kindern, und letzteren in einem Alter, wo in anderen Familien noch Ammenmärchen erzählt werden. Als Budgett seinen letzten Willen aufsetzte, war die gesammte Familie zugegen; er war das Ergebniß einer allgemeinen Berathung. Da gab es keine Ueberraschungen, keine getäuschten Hoffnungen und dergleichen. Die Familie war glücklich.

In heiterer Ruhe verflossen inmitten einer immer regeren Berufsthätigkeit Jahre auf Jahre, bis auch an Samuel Budgett im Frühlinge 1849 der Schmerz, von welchem kein Erdenbürger jemals verschont bleibt, herantrat. Der Tod riß eine tiefempfundene Lücke in das Stillleben dieser würdigen Familie. Der zweite und begabteste unter den Söhnen Budgett's, Edwin, ein blühender, lebensfroher junger Mann, der Stolz der Eltern, ein guter Bruder und die Freude derer, die ihn kannten, ward im April 1849 von der Cholera, die damals gerade im westlichen England zahlreiche Opfer verlangte, dahingerafft. Zwar ertrug der gebeugte Vater den harten Schlag mit ruhiger Ergebung in den göttlichen Willen; doch erlitt seine ohnehin schon wankende Gesundheit — ein Leben voll angestrengter Thätigkeit hatte Budgett schon in der zweiten Halbscheid der vierziger Jahre ergrauen lassen — dadurch einen schweren Stoß, von dem er sich nie wieder erholte. Er begann zu kränkeln, die freudige, erhebende Frische seines Geistes fing an zu erblassen, seine Thatkraft ließ allgemach nach, wenn auch nur dem scharfen Beobachter bemerkbar. Im Herbst 1850 stellten sich Athmungs-Beschwerden, die Vorboten einer Brustwassersucht, ein. Indeß vergingen noch Monate, ehe die Krankheit ihn dauernd an das Lager fesselte. Dies fand erst zu Mitte März des nächsten Jahres statt. Aber auch jetzt noch schien sein Zustand nicht lebensgefährlich, ja man gab sich frischen Hoffnungen hin, als im April eine merkbare Besserung eintrat. Selbst die Aerzte meinten, daß die milde Jahreszeit und ein mehrmonatlicher Aufenthalt in dem für Brustleidende so heilsamen Klima von Madeira zu völliger Wiederherstellung führen werde. Budgett selbst glaubte es. Aber die Vorsehung hatte anders verfügt: Ausgangs April trat gegen alle Erwartung eine Verschlimmerung des Uebels ein, und am 29. d. Mts. verschied sanft und schmerzlos einer der vorzüglichsten Menschen, umgeben von seinen Lieben. Samuel Budgett hatte noch nicht das 57. Jahr vollendet, als man ihn zur ewigen Ruhe bettete. Am 7. Mai 1851 ward seine sterbliche Hülle in die mütterliche Erde eingesenkt, neben der von ihm zu Kingswood gegründeten methodistischen Kapelle. Tausende folgten seinem Sarge. Ueberall Schluchzen und Wehmuth. Laut jammerte einer seiner Leute: „Ach, heute haben wir den besten Mann in Kingswood zu Grabe getragen. Seines Gleichen ist nicht mehr in ganz England! Wer vermag aufzuzählen, was dieser Ehrenmann Alles und wie viel Gutes er gethan!"

Dieser Mann hatte Dasjenige ausgesprochen, was Alle fühlten.

Kingswood hatte seinen Wohlthäter, Bristol einen seiner besten Bürger, der englische Handelsstand einen seiner ehrenwerthesten Vertreter verloren. Ohne gewagte und ungewöhnliche Spekulationen war es diesem Manne eigner Kraft

gelungen, durch Sparsamkeit, Fleiß und Rechtlichkeit, unter kluger und umsichtiger Benutzung der sich ihm darbietenden Gelegenheiten zu vortheilhaften Einkäufen, die winzige Dorfkrämerei in Kingswood nicht blos zur ersten Waarenhandlung in der Großstadt Bristol, sondern zu einem der angesehensten Kolonialwaaren-Großhandlungshäuser Englands, und damit in der Welt überhaupt, emporzubringen. Betrug doch während Budgett's letzten Lebensjahren der jährliche Umsatz seines Hauses 800,000 £ — oder gegen 10 Millionen Gulden rheinisch! Er überstieg also die Ziffer des gesammten Geschäftsverkehrs gar mancher mittleren deutschen Handelsstadt. Wahrscheinlich, daß etliche verwandte Londoner Etablissements einen vielleicht um 100,000, ja 150,000 £ bedeutenderen Jahresumsatz erzielen: an Ausdehnung der Branchen kam jedoch kein Geschäft so leicht dem Budgett's nahe, weil kaum ein anderes die vielseitigen Zweige des Kolonial- und Spezerei-Handels in solchem Grade umfaßte. Wir wissen, welch' ein großartiger und ausgedehnter Verkehr sich alltäglich den Augen des aufmerksamen Beschauers darbot, wenn er durch die Nelson-Straße wanderte. Diese ist gerade keine der unansehnlichen Straßen Bristols. Ein guter Theil der einen Seite derselben wird jedoch nur von den Magazinen und sonstigen Baulichkeiten des Budgett'schen Etablissements bedeckt. Dahin wanderten tagtäglich — Kärrner, Fuhrleute, Packer, Lehrlinge und Laufburschen eingerechnet — nahe an 200 Menschen, denen Samuel Budgett reichlichen Lebensunterhalt gewährte. Sie alle betrachtete und behandelte dieser Menschenfreund wie Angehörige einer einzigen großen Familie. Es ereignete sich kein Unfall, kein Krankheitsfall bei seinen Leuten, ohne daß er herbeigeeilt und Hülfe gebracht hätte. Jeder Familie war es zur Pflicht gemacht, ihn unter allen Umständen herbeizurufen, wenn der Tod an ein Krankenlager trat. Wenn er zu erreichen war, so erschien er sicher, bei Tag oder bei Nacht, und der Sterbende erfreute sich noch des Trostes und eines Händedruckes seines gütigen Herrn. Die Sorge um seine Hinterbliebenen durfte ihn nicht bekümmern, diese gehörte Samuel Budgett, der Treue und Tüchtigkeit zu lohnen wußte. Seine Güte und sein Wohlwollen blieb sich gleich am Bette des Verscheidenden, wie im Verlaufe des täglichen Lebens mit seinen Wandlungen, seinen trüben und heiteren Stunden. Budgett hatte stets seine Freude am Vorwärtskommen seiner Leute und gab dieses in mehr als einem Falle kund, wenn ein Mitglied seines Geschäfts sich gern seinen eignen Herd gegründet hätte oder wenn dessen Mittel nicht ausreichten, um in Besitz eines eignen Häuschens oder desgleichen, zu gelangen.

Für seine Geschäftsgehülfen veranstaltete der gütige Chef alljährlich eine Festlichkeit, zu welcher herangezogen zu werden Jedermann als Ehrensache ansah. Diese Geschäftsfeste fanden in der Regel in Kingswood statt, zuweilen auch in dem großen Saale des Etablissements in Bristol. Zu Kingswood waren an diesem Tage der Park, die Gärten und Anlagen für alle Geschäftsglieder offen. Man aß entweder unter freiem Himmel oder in schön dekorirter Festhalle. An solchen Tagen war die Straße von Bristol nach Kingswood mit jeder Art Fuhrwerk förmlich bedeckt; denn wenn auch an dem Festmahl selbst nur die Angestellten Theil nahmen, so hatten doch am Abend auch sämmtliche Familienglieder derselben Zutritt. Wenn zum Mahl sich etwa 200 Personen niedersetzten,

so ergingen sich unterdessen wohl tausend und mehr Menschen in den mit bunten Lampen geschmückten Gängen der Anlagen. Budgett besaß die Gabe der Rede, und so eröffnete er die Festlichkeit meist mit einer sinnigen Ansprache, geeignet die rechte Stimmung unter den Anwesenden hervorzurufen und zu erhalten.

Diese geselligen Vergnügungen fanden in der Regel zur Zeit der Aufnahme der Inventur statt, wobei denn auch immer namhafte Geschenke vertheilt wurden. Diese Gratifikationen waren verschieden, und er richtete sich bei ihrer Vertheilung nach der Zeit, die Jemand im Geschäft war, nach seinen Leistungen, seinen Familienverhältnissen, sie stiegen aber bis auf hundert Pfund und darüber. Eines Jahres mußte nach flüchtigem Ueberschlag sich ein sehr bedeutender Gewinn ergeben. Daß die Vermuthung richtig war, stellte sich schon während der Aufnahme der Inventur heraus. Da sagte Budgett: „Bis hierher soll's voll heißen, was überläuft, mag den Leuten zu Gute kommen.“ Es lief bedeutend über, und das ganze Personal hatte Ursache mit dem diesjährigen Geschäfts-Ergebniß zufrieden zu sein.

Theilnehmend am persönlichen Wohlergehen seiner Leute, im Unglück deren Stütze, konnte es nicht fehlen, daß einem solchen Chef die Herzen Aller entgegenschlugen. Man wußte, Budgett schenkte, wo er Rechtschaffenheit voraussetzen durfte, gern volles Vertrauen und er entzog dieses auch so leicht nicht. Mißtrauischer Ueberwachung war er ebenso abgeneigt, als daß er übermäßige Anforderungen an die Leistungskräfte seiner Untergebenen gestellt hätte; Kargen mit wohlverdientem Lohne kannte er nicht. Von Vornehmthuerei oder Ueberhebung, von Stolz und Hochmuth war in seinem Wesen keine Spur. Nachsichtig, leutselig und theilnehmend gegen Jedermann, zeigte er sich nur streng und unzugänglich Heuchlern und Verleumdern gegenüber, nachsichtslos nur gegen unverbesserliche Müssiggänger und Trunkenbolde. — So war der Mann beschaffen, dessen Name weit und breit gekannt und mit hoher Verehrung genannt ward, nicht nur im Kreise seiner Geschäftsfamilie, sondern in der ganzen weiten Umgegend. Erschien er doch allen Bedrückten als gütiger Menschenfreund, als Helfer in der Noth, bereit durch schnellen Beistand doppelt werthvolle Hülfe zu spenden. Dazu fehlte es dem vielbeschäftigten Manne, trotz mancher herber Enttäuschungen — doch wer erlebt solche nicht? — nie an Zeit. Zu keiner Zeit erkaltete seine Liebe für seine armen Nachbarn und Mitbürger. Später unterhielt er sogar einen von ihm besoldeten Armen- und Krankenbesucher, der ihm rapportiren mußte. Auch übernahmen zuweilen einzelne Nachbarn freiwillig dergleichen Liebesdienste. Nie hat er von den geforderten Summen etwas abgehandelt.

Also wirkte und lebte Samuel Budgett. Wer wollte zweifeln, daß die Früchte solch' edlen Thuns sichtbar werden mußten? Der größte Theil der Einwohner von Kingswood bestand, wie wir wissen, aus Kohlenfuhrleuten, einem Menschenschlag, der bei jeder Gelegenheit geneigt ist, seinem Hange zu Streit und Zank die Zügel schießen zu lassen. Tagtäglich fand denn auch zwischen den Führern beladener und leer zurückkommender Wagen Zank und Streit mitten auf der Landstraße statt, der nicht selten in Thätlichkeiten ausartete. Das wird kaum viel anders werden, so lange Kohlen nach Bristol gefahren werden; aber, daß es heute Dank den liebreichen Ermahnungen von S. Budgett und

Gleichgesinnten schon um Vieles besser geworden ist, dies läßt sich ebensowenig leugnen. Und so ist es auch in vielen andern Stücken besser geworden. Man sieht nicht mehr Tagediebe und Landstreicher in den Heckenwegen herumlungern, die Kinder verkommen nicht mehr in Schmutz und Unwissenheit, sie sind jetzt an regelmäßigen Schulbesuch, wie ihre Eltern an eine geregeltere Thätigkeit gewöhnt. Alle fühlen sich nicht mehr verlassen, sondern als Glieder eines Ganzen, dessen Bestand und Gedeihen durch Ordnung bedingt wird. Auch dies ist zum großen Theil Budgett's Werk.

Beachtenswerth ist die Art und Weise, in welcher dieser Ehrenmann den Einfluß, welchen er über diese ungefügigen rohen Leute erlangt hatte, ausübte. Auf dem Wege nach Bristol kam er eines Tages gerade an einem schwerbeladenen Kohlenfuhrwerk vorüber, als dieses mit dem Wagen einiger Reisenden zusammengefahren war. Zuerst fielen Schimpfworte, dann folgten heftige Gestikulationen; man wollte eben zu Thätlichkeiten übergehen. Mittlerweile hatte sich auch ein Haufen Volks eingefunden, welcher Miene machte, dem Fuhrmann zu sekundiren.

„Höre, Mile," rief Budgett diesem mit seiner klaren, durchdringenden Stimme zu, „du wärst wol so gut und rücktest mit deinen Pferden ein klein wenig bei Seite, daß ich vorbeifahren kann!"

Der Mann wandte sich ihm zu und das Streiten hörte auf. Budgett dagegen fuhr fort: „Du solltest deine Augen hübsch auf deine Pferde haben, das ist deine Pflicht. Kommt dir dann ein Wagen entgegen, so kannst du stets früh genug ausweichen. Du hast keine Zeit übrig, deine Zeit ist Geld. Was nutzt es dir also, wenn du mit Jemand zusammenfährst? Und dann willst du noch mehr Zeit durch Zanken verlottern? Doch sieh, du bist ja schon ausgewichen! Ich danke dir! Guten Morgen." — Der Fuhrmann hatte sein Unrecht eingesehen und schnell Wagen und Pferde bei Seite gelenkt. Budgett fuhr weiter, als wäre Nichts vorgefallen. Solch' natürliches, leutseliges und freundliches Wesen sicherte ihm allüberall den Zugang zu den Herzen seiner Untergebenen und seiner armen Nachbarn. Daher die tiefe Trauer, als er von der Erde schied. Hatten sie doch Alle einen väterlich sorgenden Freund in ihm verloren!

Das Andenken dieses Gerechten lebt fort in dem, was er gewollt, gewirkt, gegründet und weitergeführt hat. Die von ihm aus eigenen Mitteln erbaute und weitergeführte Sonntagsschule zu Kingswood ist noch zu seinen Lebzeiten zu einer reichen Segen spendenden Werktagsschule erblüht, deren Zöglinge den Namen ihres Wohlthäters nur mit höchster Verehrung nennen. Aber nicht nur zu Kingswood, auch in Bristol hat er gar viel des Guten — theils allein, theils im Verein mit gleichgesinnten Vermögenden, welche er dazu anzuregen wußte — gethan. So bleibt denn hier wie dort in Segen und wird noch lange fortleben in Liebe und Segen das Andenken an Samuel Budgett, den „Kaufmann, wie er sein soll". Möge sein Beispiel im Schaffen, im geschäftlichen Ringen und Vollbringen, im Thun und Wohlthun, vielen unserer Leser ein Vorbild sein!

Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.



Ernst Wilhelm Arnoldi.

Ernst Wilhelm Arnoldi,

ein Kaufmann-Ehrenmann und deutscher Patriot;

Vater des deutschen Versicherungswesens.

(1778 — 1841.)

Einleitung.

„Fortschritt!" so lautet die Devise unseres Jahrhunderts, welches so oft als dasjenige der weltbewegendsten Erfindungen gepriesen wird. Und in der That, wenn wir die Summe aller Errungenschaften nur der letzten Jahrzehnte ziehen, so dürfen wir sagen, daß in Folge einer ganzen Reihe preiswürdiger Geistesthaten unsere Zeitgenossen nicht vergebens nach allgemeinen Verbesserungen

und menschen- und völkerwürdigeren Zuständen gerungen haben. Leider wurde jedoch längere Zeit die Richtigkeit des englischen Losungswortes: help your self! von der Staatsweisheit der vergangenen Jahrzehnte kaum irgendwo mehr als in unserem Vaterlande bestritten und dessen Anwendung verkümmert; leider wurden noch vor wenigen Lustren von den einflußreichsten Parteien alle möglichen Mittel aufgeboten, um jegliches Fortschreiten zu hemmen, als wenn sich der Bildungsdrang der Menschheit überhaupt jemals zum Stillstand verurtheilen ließe!

Um die in unserem Zeitalter gemachten Fortschritte ihrem ganzen Umfange nach würdigen zu können, um im Stande zu sein, zwischen dem viel einfacher verlaufenen „Sonst“ und dem wunderbar bewegten „Jetzt“ eine Parallele zu ziehen, muß man seiner Geburt nach eigentlich dem vorigen Jahrhundert angehören. Als Ergebniß eines solchen Vergleichs stellt sich überzeugend heraus, daß die Fortschritte während der letzten 40 Jahre sich nicht auf einzelne Fächer und Verhältnisse beschränken, sondern allgemeiner Natur sind. Wohin wir auch unsere Blicke richten mögen, überall zeigen sich die großartigsten Wandlungen in aufsteigender Linie. Wir können hier nicht beabsichtigen, eine Geschichte unserer Kulturentwickelung zu schreiben, ebenso wenig auch nur die während unserer Zeit gemachten Fortschritte aufzuzählen, wir begnügen uns an dieser Stelle, zu konstatiren, daß Acker- und Bergbau, Industrie und Handel, alle Verkehrsmittel zu Land und zur See, daß Künste und Wissenschaften mit Riesenschritten vorwärts geeilt sind. Wissenschaft und Forschung, die so lange nur auf die Theorie beschränkt schienen, bieten gegenwärtig überall der Praxis bereitwillig die Hände und stellen sich namentlich dem Acker- und Bergbau, sowie der Industrie zur Verfügung, indem sie solche auf rationellere Wege hinleiten. Selbst wenn die Errungenschaften des XIX. Jahrhunderts sich nur auf die Kenntniß von der Benutzung der Dampfkraft, der Elektrizität und der Mechanik beschränkten, so wäre der Anwendung dieser mächtigen Triebfedern unseres heutigen Verkehrslebens unsere ganze Bewunderung gesichert. So groß und bedeutsam diese Fortschritte auch sind, immerhin bilden sie doch nur einen Bruchtheil der gesammten geistigen Arbeiten der Generation vor uns und der fast schon unübersehbar gewordenen Ergebnisse der im Wogendrang dahinflutenden neuesten Zeit.

Vor Allem verdanken wir unserem Jahrhundert außerdem die Segnungen einer vorzüglicheren Jugenderziehung, einer humaneren Gerechtigkeitspflege, die Abschaffung der Hörigkeit, der Leibeigenschaft und der Sklaverei, die theilweise Beseitigung des Zunft- und Privilegienzwanges, sowie die thatsächliche Anerkennung des Grundsatzes, daß Geistesadel höhere Vorzüge verleiht, als vornehme Geburt und Reichthum, Glücksumstände, welche ihren wirklichen Werth erst durch Geistes- und Herzensbildung erlangen. Zwar sind die Hofschranzen „mit leerem Herzen in kalter Brust“, für welche die Spezies „Mensch“ erst mit dem Baron beginnt, und die Geldbrotzen, welche den Werth des Menschen nur nach dessen Gewicht auf der Börse und nach seinen Beziehungen zum Courszettel beurtheilen, noch keineswegs ausgestorben, daß aber die Zahl derselben immer mehr verringert wird, verdanken wir der sich immer weiter verbreitenden Bildung, jenem Alles überwältigenden Zusammenwirken der Edleren und Begabteren aus allen Ständen und Nationen, jenem nimmer ruhenden Wettstreite der besten Kräfte,

welcher zugleich ein lichtreiches Bild der stetigen Hebung unseres Geschlechtes und von dessen Ringen nach den höchsten Idealen der Menschheit darbietet.

Eben diese Anerkennung des wahren Menschenwerthes, sowie der daraus erfolgenden Solidarität der Interessen ward auch Veranlassung, daß man das Leben des Einzelnen höher schätzen lernte als sonst, daß man sich von Jahr zu Jahr ernstlicher bestrebt, das Loos der arbeitenden Klassen zu verbessern, daß man sein Ohr bereitwillig dem Hülferuf der Noth öffnet und Vorkehrungen begünstigt, um den Kalamitäten und Verlusten des Einzelnen wie der Gesammtheit vorzubeugen und, wenn es nicht möglich schien, sie zu heilen, denn doch weniger empfindlich zu machen. Dadurch wurde unser Jahrhundert zugleich das Zeitalter allgemeiner Humanitäts-Bestrebungen, und gerade auf diese Eigenthümlichkeit dürfen wir mit Befriedigung blicken, da sie dahin zielt, dem Menschen zu einem menschenwürdigeren Dasein zu verhelfen. Zu diesem Endzweck sind, Dank dem Zusammenwirken vereinter Kräfte, eine ganze Reihe von Einrichtungen menschenfreundlicher Fürsorge in's Leben getreten. Kein Hauseigenthümer ist gegen die Gefahr geschützt, daß sein Eigenthum durch den Blitz, durch eigene oder fremde Nachlässigkeit, durch unglücklichen Zufall, oder durch Mißgunst oder Böswilligkeit in Schutt und Trümmer gelegt wird. Vormals richtete eine Feuersbrunst die davon Betroffenen, ja nicht selten einen ganzen Ort zu Grunde; der Wohlstand war auf längere Zeit vernichtet, gegenwärtig bietet die Feuer-Versicherung eine wohlthuende Beruhigung, denn durch die Zahlung einer verhältnißmäßig geringen Summe sichert man sich den Ersatz des etwa durch Feuer vernichteten Eigenthums.

Der Rheder, dessen Schiff eine kürzere oder längere Seereise antritt, versichert dasselbe nicht nur auf die Möglichkeit hin, daß Sturm und Wogen es verschlingen, sondern auch wegen denkbarer Beschädigungen, die es unterwegs erleiden könnte. Die Transportversicherung beruhigt den Kaufmann, welcher Waaren zu Lande, sei es per Achse oder durch die Eisenbahn versendet oder zu Wasser nach allen Welttheilen verschifft. Nur unter dem Versicherungsschutze können Schifffahrt und Handel über alle Theile der Erde sich verbreiten, Industrie und Gewerbe sich reicher entfalten. Auch dem Landmann bietet sich hierdurch Gelegenheit zur vorsorglichen Abwehr von Schäden, wenn ein Hagelschlag seine Fluren verheert, oder wenn sein Viehstand durch Seuchen dezimirt oder von sonstigen Unfällen heimgesucht wird. Ja, selbst der vermögenslose Hausvater vermag es gegenwärtig, durch eine kleine jährliche Ersparniß, dem ihm geborenen Sohne für ein gewisses Alter eine bescheidene Rente, die seine Zukunft begründen hilft, oder der Tochter eine Mitgift zu sichern. — Der Arbeiter kauft sich in eine Sterbekasse ein, die für den Fall seines Todes den Seinigen die zu seiner Bestattung erforderliche Summe hergiebt, damit der erlittene Verlust die Hinterlassenen nicht in verdoppelte Noth stürzt. — Und wie segensreich wirken nicht alle jene verschiedenen Arten von Lebensversicherungs-Anstalten, deren außerordentlicher Nutzen längst in immer weiteren Kreisen anerkannt wird und in nächster Zukunft noch mehr zur Geltung gelangen muß! Dahin gehören jene Pensions- und Wittwen-Kassen, welche das arbeitsunfähige Alter, welche Wittwen und Waisen vor Mangel und Noth schützen sollen, und

von denen es sehr zu wünschen bleibt, daß sie, wie es bereits in Belgien der Fall ist, sich auf alle Klassen der Staatsbürger, die sich daran betheiligen können und wollen, erstrecken, nicht blos, wie bei uns, meist nur Anstalten zum Besten und Frommen des Beamten- oder Offizierstandes bleiben. — Kurz, der Versicherungsschutz beruhigt den vorsorglichen Haus- und Familienvater, den Geschäftsmann und Grundbesitzer, ja den Reichen, der sich der Erkenntniß nicht verschließt, daß vielleicht nur die Glücksstellung eines Rothschild gegen die Drangsale jähen Vermögenwechsels sichert. — Welche Beruhigung gewährt nicht beispielsweise selbst dem besser gestellten Hausvater eine Ueberlebungs-Versicherung, welche der hinterbliebenen Frau oder einem Kinde eine bestimmte, beim Tode des Familien-Oberhauptes fällig werdende Summe zusichert! Sie bietet den Vorzug der Wohlfeilheit gegen die Chance zum Vortheile der Bank, daß die billigen Prämienzahlungen eingebüßt werden, wenn die fragliche Person, zu deren Gunsten man sich versichert hat, vorher stirbt. Nicht minder empfehlen sich für Eheleute jene Ueberlebungs-Versicherungen auf verbundene Leben, wobei dem überlebenden Theil beim Tode des zuerst Gestorbenen das versicherte Kapital ausgehändigt wird. Es giebt kaum eine Art von Fürsorge, welche die Lebensversicherungs-Institute nicht in's Auge gefaßt hätten, und die Mannichfaltigkeit ihrer Wirksamkeit hebt, unterstützt und befestigt den Kredit, hierdurch das Wohl des Einzelnen, wie der Gesammtheit befördernd. Angesichts eines unaufhaltsamen Fortschreitens und im Hinblick auf die bunte Verschiedenheit unserer sozialen Verhältnisse muß dem Versicherungswesen in der ganzen civilisirten Welt bald eine solche Wichtigkeit beigemessen werden, daß es mit Fug und Recht als einer der wichtigsten Träger des Nationalwohlstandes anzusehen ist, ja, es kann getrost behauptet werden, daß von dem Grade der Entwickelung des Versicherungswesens eines Landes auch ein sicherer Schluß auf die wirthschaftliche Stufe desselben zu ziehen ist.

Die Verallgemeinerung der verschiedenen Versicherungsbranchen ist, wenigstens für unser Deutschland, gleichfalls eine Errungenschaft dieses Jahrhunderts. Sie verdanken ihre Entstehung demselben handelsgenossenschaftlichen Vereinigungstrieb, welcher die Börsen und Banken, sowie die großen Handelsgesellschaften entstehen ließ, deren Geschichte uns bereits beschäftigte. — Mag auch zunächst die kaufmännische Berechnung, welcher die Menschheit eine Menge der unschätzbarsten Güter verdankt, jene wohlthätigen Einrichtungen in's Leben gerufen haben, so gehören sie um deswillen doch nicht weniger zu den bedeutungsvollsten und segensreichsten Fortschritten unserer Zeit.

Für die nachfolgende Uebersicht der Entwickelung des Versicherungswesens benutzten wir — allerdings gänzlich umgearbeitet und vielfach erweitert — eine Arbeit des leider zu früh verstorbenen Ferdinand Grunzke (aus dessen Versicherungskalender), deren Benutzung der Genannte uns noch zu seinen Lebzeiten gestattet hat.

---

1. Entstehung und Entwickelung des Versicherungswesens überhaupt.

Werfen wir einen Blick auf die Entstehung und Geschichte des Versicherungswesens, so sind davon zwar früh schon Spuren vorhanden, die selbst bis zur Römerzeit zurückführen, allein die Ausbildung desselben ist neueren Ursprungs, und die eigentliche Vervollkommnung gehört vorzugsweise unserm Jahrhundert an. Die „Deutsche Hansa", welche schon den lombardischen Wechslern weder „hold noch gewärtig" sich zeigte, nahm auch wenig Notiz von dem frühzeitig in den Niederlanden emporgekommenen Assekuranzwesen.

Der älteste Zweig, die See-Assekuranz, fand schon im XV. und XVI. Jahrhundert in den Ländern und Städten Verbreitung, wo Schifffahrt und Handel, namentlich nach der Entdeckung Amerika's, sich eben so schnell hoben, als die Gefahren sich mehrten, welche den Unternehmungen zur See entgegentraten. Zu jenen Zeiten kommen schon besondere dahin gerichtete Gesetze vor. Das älteste derselben ist das im Jahre 1435 erschienene Assekuranz-Recht zu Barcelona mit seinen 1458, 1468 und 1484 erlassenen Nachträgen und Verbesserungen, worauf 1523 die Assekuranz-Ordnung von Florenz folgte, welche mit einigen Abänderungen noch heutigen Tages an der Börse zu Livorno besteht. Andere Verordnungen wurden von Kaiser Karl V. 1537, 1549 und 1551 zu Burgos und von Philipp II. von Spanien 1556 behufs Feststellung des spanischen Assekuranz-Rechtes erlassen, und nicht allein in den Niederlanden, wo 1593 zu Antwerpen und 1598 zu Amsterdam eine eigene Assekuranz-Kammer als Gerichtshof errichtet wurde, sondern auch in England und Frankreich, wohin die See-Versicherung im XVII. Jahrhundert verpflanzt wurde, erschienen darüber besondere Gesetze. Erst später tritt dieser Versicherungszweig in Schweden, Dänemark und Deutschland auf und entfaltete sich besonders in Hamburg, wo 1731 die bekannte Assekuranz- und Havarie-Ordnung auf Befehl des Rathes publizirt wurde, wogegen in Rußland die Seeversicherung erst in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verbreitet und unter Katharina II. durch eine Schifffahrts- und Assekuranz-Ordnung geregelt worden ist. Seit Anfang dieses Jahrhunderts erhielten sodann die Gesetze über Seeversicherung fast bei allen seefahrenden Nationen eine bestimmtere Fassung; in Frankreich traten an die Stelle der früheren Ordonnance de la Marine die auf das See-Assekuranz-Geschäft bezüglichen Bestimmungen des Code de Commerce, welche jedoch von der trefflichen Ordonnance nur wenig abwichen. Diese Vorschriften gelten heute noch im Königreiche Italien, in Spanien, Griechenland, Holland, Portugal und Sardinien und sind gewissermaßen das Vorbild der neueren Gesetze über See-Assekuranz geworden. In Hamburg, wo die zahlreichen See-Assekuranz-Compagnien bis dahin noch unter mehr oder weniger von einander abweichenden Bedingungen versicherten, erschien endlich im Jahre 1847 der allgemeine Plan „Hamburgischer

Seeversicherungen", welcher, von der Hamburger Kommerz-Deputation sanktionirt, als gesetzliche Bestimmung für die Assekuranzen sowol in Hamburg wie auch in den benachbarten Städten, namentlich in Lübeck und Stettin, maßgebend war und erst im Juli 1867 durch neue Bedingungen ersetzt wurde.

Eine Geschichte der Gesetzgebung über das Seeversicherungswesen ist die Geschichte des Entwickelungsganges dieser wichtigen Einrichtung selbst. Unter dem Schutze der Gesetze nahm die Versicherung gegen Seegefahren im Verhältniß zur Ausdehnung derselben zu. Vor Allem in England, diesem klassischen Lande des Versicherungswesens, erlangte auch die Seeversicherung sehr frühzeitig die große Bedeutung, welche sie noch heut zu Tage im Welthandel einnimmt. Anfangs lag sie nur in den Händen von einzelnen Assekuradeurs; im Jahre 1720 wurden aber schon zwei Aktien-Gesellschaften gegründet, die Royal-Exchange-Company und London-Assurance-Corporation, mit einem ausschließlichen Privilegium versehen, wofür jede Compagnie 300,000 £ bezahlte, die zur Abtragung der Schulden der Civilliste dienten. Das Privilegium bestand darin, daß allen schon vorhandenen oder noch zu errichtenden Korporationen das Recht, Seeversicherungen zu leisten, und das Recht, Geld auf Bodmerei zu leihen, so lange untersagt wurde, als jene beiden Compagnien bestehen sollten; alle von anderen Gesellschaften gezeichneten Versicherungen für ungültig und die gezeichneten Summen als verfallen, halb für den König, halb für den Angeber, erklärt wurden. So lange dieses Privilegium bestand, konnten keine neuen Gesellschaften sich bilden, obwol einzelnen Privatpersonen verstattet blieb, Seeversicherungen einzugehen. Erst im Jahre 1824 fiel dieses Privilegium. Von da an entstanden die gegenwärtigen englischen See-Assekuranz-Compagnien, unter denen die 1824 errichteten Alliance Marine und Indemnity Mutual Insurance die bedeutendsten sind. Allein nach wie vor ist der bei weitem größte Theil der Seeversicherungen in England einzelnen Assekuradeurs verblieben, für deren außerordentlichen Geschäftsverkehr die weltberühmten, von uns bereits S. 224 erwähnten „Lloyd's" zeugen.

In Frankreich, sowie nach und nach in andern europäischen Ländern, wurde die See-Versicherung ebenfalls schon früh durch Aktien-Gesellschaften betrieben, die sich sowol auf Versicherung von Schiffsladungen als der Schiffe selbst (Casco) auf allen schiffbaren Gewässern der Welt, wohin nur der Handel zu bringen vermochte, erstreckten und an allen Seeplätzen zahlreich arbeiteten. Besonders auch in Deutschland ist die See-Versicherung in Folge der gesteigerten industriellen Thätigkeit und des überseeischen Handels von hoher Bedeutung geworden. Vor Allem ragt Hamburg hervor, wo selbst während der letzten Jahre z. B. von den dortigen 26 See-Assekuranz-Compagnien und auswärtigen Vertretungen Werthe von über 700 Mill. Mark Cour. zur Durchschnittsprämie von $1\frac{3}{8}$ % versichert wurden. Triest zählt 23 Gesellschaften, die gegen Seegefahr versichern, Bremen 14, Lübeck 4, Stettin 4 u. s. w., während das unabweisbare Bedürfniß von Jahr zu Jahr weitere neue Gesellschaften hervorruft. Freilich haben sich durch den Mitbewerb zahlreicher Compagnien auf diesem Versicherungsgebiete die Aussichten auf ein lukratives Geschäft sehr vermindert. Zum Theil die ungleich sicherer gewordene Schifffahrt, hauptsächlich aber die Konkurrenz haben die

Prämien ermäßigt; denn während im Jahre 1814 die Durchschnittsprämie in Hamburg $3\frac{9}{16}$ % betrug, war sie 1866 auf $1\frac{1}{3}$ % gesunken, und die gleiche Erscheinung wiederholte sich auch in anderen Häfen. Die Folgen dieser gesunkenen Prämien gaben sich nicht selten in großen Verlusten einzelner Compagnien und in einer dadurch veranlaßten frühzeitigen Liquidation derselben kund.

Gegenwärtig kann man in Deutschland mindestens 100 Aktien-Compagnien zählen, die sich mit der Seeversicherung beschäftigen, während neben diesen Gesellschaften überdies noch eine Menge von lokalen Vereinigungen unter dem Namen von Schifferkompakten und dergleichen bestehen, deren Mitglieder sich unter einander nach dem Grundsatze der Gegenseitigkeit ihre Verluste an Schiffen oder an Ladung decken. In Ostfriesland und den norddeutschen Küstenplätzen haben sich diese gegenseitigen Verbände, die vorzugsweise der Küstenschifffahrt dienen, sehr zahlreich gebildet.

Von den See-Assekuranz-Compagnien schließen manche auch die Versicherung der Fluß-, Strom- und Land-Transportgefahren mit in ihren Wirkungskreis ein, welcher Versicherungszweig erst im Laufe dieses Jahrhunderts in's Leben getreten ist und dem überdies auch noch besondere Aktiengesellschaften ihre Thätigkeit ausschließlich zuwenden. In Deutschland bestehen gegenwärtig 15 Aktiengesellschaften, von denen Versicherungen gegen Fluß- und Landtransport-Gefahren übernommen werden und wovon einige Gesellschaften die Versicherten an den jährlichen Gewinnüberschüssen Theil nehmen lassen. Wiewol die letzten Jahre eine Vermehrung dieser Gesellschaften gebracht haben und die Prämien mäßiger geworden sind, ist das Geschäft immer noch ein rentables und ein mehr gesichertes, als das der Seeversicherung. Die Prämien gewähren für die Aktionäre in der Regel einen sehr befriedigenden Nutzen. Preußen zählt gegenwärtig 9 Gesellschaften ausschließlich für Versicherungen von Fluß- und Landtransport, welche zum Theil schon seit 20 Jahren mit Erfolg arbeiten: die Agrippina in Köln, die Düsseldorfer Allgemeine Versicherungs-Gesellschaft, die Niederrheinische Gesellschaft in Wesel, vier Gesellschaften in Stettin und zwei in Berlin. Zu diesen treten noch die Moguntia in Mainz, die Würtembergische Transportversicherungs-Gesellschaft in Heilbronn, die neue Sächsische Flußversicherungs-Gesellschaft in Leipzig und die Allgemeine Versicherungs-Gesellschaft für See-, Fluß- und Landtransport in Dresden hinzu, während überdies einige der größeren Feuerversicherungs-Gesellschaften, z. B. „Providentia", „Thuringia" u. s. w., die Versicherung von Fluß- und Landtransportgefahren ebenfalls übernehmen. — Im Allgemeinen kommen die Grundsätze, welche bei der Seeversicherung gelten, auch bei der Versicherung gegen Fluß- und Stromgefahr in Anwendung. Der bisherigen Prosperität der Binnenschifffahrt droht jedoch durch die immer zunehmenden Eisenbahnen eine Beeinträchtigung, welche manchen Gesellschaften den Gewinn schmälern dürfte, da die Strom-Schifffahrt, als der Hauptfaktor dieser Transportversicherung, vorzugsweise darunter leidet und durch deren Verdrängung eine Haupteinnahmequelle abgeschnitten wird, welche die seltener genommene Versicherung der Transportgüter auf den Eisenbahnen nicht ersetzen kann.

Nach der Seeversicherung ist die Feuerversicherung die älteste, und auch dabei kommen in England nicht nur die ersten Versuche zur Errichtung von Anstalten schon im Jahre 1669 vor, sondern auch etwas später zur Ausführung, indem 1681 von dem Gerichtshof „Court of common council" eine Anstalt zu Gebäudeversicherungen bewilligt wurde, die jedoch in kurzer Zeit Privatgesellschaften übertragen werden mußte, weil das eingeführte Verfahren zu umständlich war. Schon 1696 etablirte sich mit besserem Erfolge die noch jetzt als älteste Gesellschaft bestehende Immobiliar-Brandversicherungs-Anstalt „Hand in Hand", und erst später, nachdem Charles Paray auch eine Mobiliar-Feuerversicherungs-Gesellschaft in's Leben gerufen hatte, gelangte die Feuerversicherung in England zu einer ebenso raschen als bedeutenden Entwickelung.

In Deutschland kommt dagegen die Versicherung gegen Feuersgefahr erst im XVIII. Jahrhundert vor, und als die ältesten sind die 1718 in der Mark Brandenburg, 1726 in Würtemberg, 1729 in Sachsen u. s. w. errichteten Anstalten zu bezeichnen. Diese, wie überhaupt die ersten Feuerversicherungs-Anstalten, waren nur staatliche, auf den Grundsatz der Gegenseitigkeit basirte, die sich indessen auf die Versicherung von Immobilien beschränkten. Die Erhebung der Beiträge geschah ohne Rücksicht auf größere oder kleinere Gefahr und ward gleichmäßig über alle Besitzer von Gebäuden vertheilt. Ebenso wurde auf Klassifizirung des Risiko keine Rücksicht genommen, so daß durch einen größeren Brand die Interessenten auf das Empfindlichste betroffen werden mußten. Fast jeder deutsche Staat besitzt gegenwärtig noch eine solche Landes-Brandversicherung, und namentlich kommen dieselben in Preußen als besondere Provinzial-Feuer-Sozietäten theils noch mit ihrer alten mangelhaften Einrichtung, theils aber auch mit zeitgemäßen Verbesserungen vor. Es würde hier zu weit führen, auf eine Erörterung der Verhältnisse dieser Staats-Anstalten näher einzugehen, deren gänzliche Aufhebung in neuester Zeit von der einen, und deren Ausdehnung auf Mobiliar-Versicherungen von der andern Seite lebhaft in Anregung, letztere hier und da wol auch schon in Ausführung gebracht worden ist. Wir können uns nur darauf beschränken, die Privatgesellschaften näher ins Auge zu fassen, zumal erst von dem Zeitpunkte an, wo das Feuerversicherungswesen mehr der Privatindustrie anheim fiel und eine größere Entfaltung dieses Versicherungszweiges beginnt.

Die ersten Privat-Gesellschaften zeigten in Folge ihrer mangelhaften Einrichtung keinen dauernden Bestand; auch vermochte das Prinzip der Gegenseitigkeit, worauf dieselben zuerst nach dem Muster der Staats-Anstalten gegründet wurden, zu keiner rechten Geltung zu gelangen. Erst durch die 1820 in Gotha errichtete Feuerversicherungsbank für Deutschland machte die Gegenseitigkeits-Versicherung einen folgereichen Fortschritt, wie denn von dieser Zeit an insofern eine besondere Epoche für die Feuerversicherung datirt, als seitdem die Versicherungs-Verhältnisse immer günstiger geworden sind. Vorzüglich hat hierzu, abgesehen davon, daß die Einsicht der Bevölkerungen eine viel größere geworden ist, noch der Umstand beigetragen, daß im Allgemeinen jetzt viel solider und weniger feuergefährlich als früher gebaut, und weiterhin, daß die Feuer-Polizei überall besser gehandhabt wird, die Lösch-Vorkehrungen zum Theil

ganz trefflicher Art sind, durch Rettungs-Apparate viel umfangreichere Fürsorge getroffen und durch die vermehrte Konkurrenz eine größere Vertheilung des Risiko eingetreten ist. Dieser letzte Umstand ist namentlich hervorzuheben, nachdem dessen Bedürfniß vornehmlich in Folge des großen Hamburger Brandes unzweifelhaft geworden war. Hiermit beginnt so zu sagen wiederum ein neuer Abschnitt für diesen Geschäftszweig, zumal von da an auch das Rückversicherungs-System erst zur gehörigen Entfaltung gekommen und die Gründung eigener Rückversicherungs-Gesellschaften hervorgerufen worden ist.

Da die Versicherung der Gebäude von Anfang an nur Zweck der Staats-Anstalten war, so blieb die Thätigkeit der Privat-Gesellschaften durchgängig fast nur auf die Mobiliar-Versicherung beschränkt. Sie ward, nachdem im Jahre 1786 eine der damals für diesen Versicherungszweig in England schon zahlreich existirenden Gesellschaften, der „Phönix", ein Zweiggeschäft etablirte, damals erst auch in Deutschland eingeführt.

Die ersten Versuche zur Gründung ähnlicher Gesellschaften glückten jedoch nicht; den errichteten Gegenseitigkeits-Gesellschaften fehlte der Bestand und nur eine, die Mobiliar-Feuerversicherungs-Gesellschaft in Neu-Brandenburg, ist aus dem Jahre 1801 auf unsere Tage gekommen. Ebenso vermochten die später entstandenen ersten Aktien-Gesellschaften, die Bremer Seekamp'sche 1808 und die Berlinische Feuerversicherungs-Anstalt in Berlin aus dem Jahre 1812 zur Verbreitung der Mobiliar-Versicherung nicht viel beizutragen, weil dieselben Anfangs als Lokal-Anstalten sich nur auf einem kleinen Räume bewegten. Wie das Versicherungswesen im Allgemeinen, so konnte namentlich die Feuerversicherung in den ersten beiden Dezennien des jetzigen Jahrhunderts unter dem Druck der Kriegsunruhen und der politischen Umwälzungen weder in Deutschland noch in andern Ländern zu einer nennenswerthen Entfaltung gelangen; vielmehr beginnt ihre fruchtbringende Wirksamkeit erst nach Eintritt der Friedenszeit mit dem Wiederbeginn einer neuen Epoche für das wirthschaftliche Streben. Von da ab sich rasch fortentwickelnd nimmt auch bei uns diese wohlthätige Einrichtung eine bemerkbare, immer bedeutsamere, alle öffentliche und Privat-Verhältnisse durchdringende Gestalt an.

Zunächst haben die noch jetzt bestehenden beiden Anstalten, die 1818 durch C. Weiße in Leipzig auf Aktien errichtete Feuerversicherungs-Gesellschaft, vornehmlich aber die auf E. W. Arnoldi's Anregung 1820 in Gotha auf Gegenseitigkeit gegründete „Feuerversicherungs-Bank für Deutschland", eine regere und allgemeinere Betheiligung bei uns hervorgerufen und den Impuls zur Vermehrung der Feuerversicherungs-Gesellschaften gegeben.

Die bisherigen Landes-Brandversicherungs-Anstalten waren, wie wir oben erfuhren, ihrer Natur nach auf das Land oder die Provinz beschränkt, für welche sie errichtet worden und versicherten nur Gebäulichkeiten, nicht aber Mobiliargegenstände. Der Hinzutritt zu denselben ist, was man nicht übersehen darf, keineswegs ein freiwilliger, sondern ein vom Staate gesetzlich verlangter — ein erzwungener. Er wurde deshalb als eine Last angesehen und erschien um so drückender, je kleiner das Land oder die Provinz war; denn die Brandsteuern wurden ja jedesmal im Verhältniß zum Umfange der vorgekommenen Brandschäden erhoben. Man kann sich nun sehr wohl denken, wie schmerzlich eine jede besondere Kalamität

empfunden wurde, in einem kleinen Lande begreiflich viel mehr, als in einem größeren. In ihrem Prinzip gingen jedoch alle diese Landesversicherungs-Anstalten, und wenn ihre Schätzung bei der Taxation der Gebäulichkeiten eine noch so niedrige gewesen sein mochte, von dem richtigen Grundsatze aus, daß der Schaden des Einzelnen von allen Theilnehmern getragen werden müsse und daß weiterhin, weil doch nur die Erleichterung eines Unglücks beabsichtigt werden kann, Niemand Nutzen aus einem solchen Vorkommniß ziehen dürfe. Aus dem Prinzipe der Gegenseitigkeit geht folgerichtig hervor, daß ebenso wie der Schaden des einzelnen Theilnehmers für sämmtliche Betheiligte ein Schaden ist, auch der größte Gewinn, den eine auf jenen Grundsatz basirte Anstalt machen kann, darin beruht, wenn ihre Mitglieder nur äußerst geringe Brandsteuern zu entrichten haben.

Der Gründer der Gothaischen Bank wußte bei ihrer Einrichtung von vornherein die trefflichen Seiten der frühesten Arten von Brandversicherungs-Anstalten zu vereinigen. Von den Landesversicherungs-Banken adoptirte er als obersten Grundsatz die Gegenseitigkeit und als den anderen, daß der Versicherte keinen Gewinn hinsichtlich der zu gewährenden Entschädigung erwarten dürfe. Von den Aktien-Gesellschaften eignete er sich für seine Schöpfung das Prämiensystem an, indem sie sich von den Versicherten bestimmte Beiträge, die nach den Graden der wahrscheinlichen Feuersgefahr abgestuft waren, vorausbezahlen ließ. Ein wesentlicher Unterschied von den Landesversicherungs-Banken bestand indessen darin, daß sich die Thätigkeit der Gothaer Bank nicht auf ein bestimmtes Land oder eine Provinz erstreckte, sondern überallhin verbreitete und daß sie mit wenigen Ausnahmen Immobilien aller Art versicherte.

Eine besondere Epoche für das Feuerversicherungswesen beginnt mit der Errichtung und steigenden Ausbreitung der Gothaer Bank. Die nächsten Jahrzehnte zeigten sich der in Rede stehenden Branche stetig günstiger. In Folge dessen entstanden bereits 1824 die Vaterländische Feuerversicherungs-Gesellschaft in Elberfeld, 1825 die Aachener Feuerversicherungs-Gesellschaft (später Aachen-Münchner F.-V.-G.); in Oesterreich die Azienda Assicuratrice in Triest und die erste Oesterreichische Gesellschaft in Wien (1824), welcher die Assicurazioni Generali und die Riunione di Sicurtà, beide in Triest, der Badische Phönix (1834; später Deutscher Phönix) in Karlsruhe, die Bayerische Hypotheken- und Wechsel-Bank mit einem Zweiggeschäft für Feuerversicherung und die „Colonia“ in Köln folgten.

Da mit Ausnahme der Gothaer Bank alle übrigen Gegenseitigkeits-Anstalten unterließen, sich auszudehnen, vielmehr wie die Neubrandenburger, die Stolper, die Schwedter u. A. sich nur auf kleine Bezirke beschränkten, den Aktien-Gesellschaften auch anfänglich keine wesentlichen gesetzliche Hindernisse entgegenstanden, so waren sie in der Lage, der Mobiliar-Versicherung bei ihrer Thätigkeit Boden zu gewinnen. Dazu tritt, daß ein Theil der Gegenseitigkeits-Anstalten die Beiträge erst am Schluß des Jahres nach Maßstab der Versicherungssumme auf die Höhe der erwachsenen Unkosten repartirt, und das System der festen Prämien diesem Modus gegenüber mehr Anklang beim Publikum fand. Die gegenseitigen Gesellschaften sind aus diesen Gründen weit hinter den Aktien-Gesellschaften zurückgeblieben.

Auch in Frankreich, wo 1819 die erste Aktien-Gesellschaft für Feuerversicherungen, die Compagnie d'Assurance Générale, in's Leben trat, arbeiteten Ende der dreißiger Jahre schon 11 Feuerversicherungs-Gesellschaften, wogegen in Belgien, Dänemark, Schweden und in den meisten anderen europäischen Ländern dieser Versicherungszweig noch ungenügend vertreten und verbreitet war.

Die bis dahin in Deutschland faktisch bestandene Duldung und ungehemmte Geschäftsausdehnung auch nicht einheimischer Gesellschaften wurde indeß durch die Gesetzgebung in vielen Staaten beschränkt und namentlich der Geschäftsbetrieb von einer besonderen Konzessions-Ertheilung abhängig gemacht, wodurch die Gesellschaften mehr oder weniger der Aufsicht und Kontrole der Regierungen unterstellt wurden. Besonders geschah dies in Preußen durch das Gesetz vom 8. Mai 1837, welches die Zulassung neuer Gesellschaften sehr erschwerte und den Geschäftsbetrieb der bestehenden Gesellschaften so beschränkte, daß in Folge dessen mehrere ausländische Gesellschaften, namentlich französische, welche schon eine bedeutende Ausdehnung in der Rheinprovinz rc. erlangt hatten, sich aus Preußen ganz zurückzuziehen veranlaßt sahen. Und so wurde in Folge jener illiberalen Maßregeln nicht nur Preußen, sondern auch noch mancher andere deutsche Staat den nicht einheimischen Anstalten im weitesten Sinne in einem Grade versperrt, daß deutsche Versicherungs-Gesellschaften, auch wenn sie von der eigenen Staatsregierung konzessionirt waren, deswegen doch ohne spezielle Erlaubniß nicht einmal im Nachbarstaate Geschäfte betreiben durften.

Das Versicherungswesen mehrte sich aber mit dem größeren Aufschwunge des Handels und der Industrie dennoch von Jahr zu Jahr und brach sich aller Hindernisse und Absperrung der einzelnen Staaten zum Trotz unabweislich allenthalben Bahn. Obgleich der große Hamburger Brand 1842 die meisten damals bestehenden Gesellschaften auf das empfindlichste betraf, traten gleich nachher mehrere neue Gesellschaften in's Leben. So entstanden im Jahre 1843 der deutsche „Phönix" zu Frankfurt a. M., die Feuer-Assekuranz-Compagnie in Hamburg vom Jahre 1843 und die Borussia in Königsberg, welche letztere Gesellschaft jedoch in Folge einer nicht glücklichen Führung schon nach zehnjährigem Bestehen sich wieder aufgelöst hat. Ferner wurden 1844 die Magdeburger Feuerversicherungs-Gesellschaft und in den folgenden Jahren die Preußische National-Versicherungs-Gesellschaft in Stettin, sowie die Schlesische Feuerversicherungs-Gesellschaft in Breslau, überhaupt in sechs Jahren sechs Aktien-Gesellschaften gegründet. Zugleich machte sich in Folge der Ausdehnung der Versicherungen das Bedürfniß zu Rückversicherungen immer mehr fühlbar, welches, weil die mit ausländischen, besonders mit französischen Gesellschaften zu diesem Zweck angeknüpften Verbindungen nicht mehr genügten, eine eigene Rückversicherungs-Anstalt, die Kölnische Rückversicherungs-Gesellschaft, im Jahre 1846 in's Leben rief, der später noch zwei andere, zu Aachen und zu Frankfurt folgten.

Ungeachtet die Feuerversicherungs-Gesellschaften sich so erheblich vermehrt hatten, reichten dieselben doch nicht hin, dem immer mehr wachsenden Bedürfniß zu genügen. In Preußen, wo bereits acht auf Aktien gegründete Feuerversicherungsgesellschaften bestanden, wurde diese Zahl noch durch die „Thuringia"

in Erfurt vermehrt, welche, Anfangs nur auf Rückversicherungen und Eisenbahnversicherungen beschränkt, später ihren Wirkungskreis auch auf Feuerversicherungen ausdehnte. In den letzten Jahren sind noch die Deutsche Feuerversicherungs-Gesellschaft, der Adler, die Preußische Feuerversicherungs-Gesellschaft in Berlin, die Gladbacher Feuerversicherungs-Gesellschaft und die Westdeutsche Versicherungsbank in Essen hinzugekommen.

Langsamer vermehrten sich die Feuerversicherungs-Gesellschaften in Oesterreich. Außer den bereits bestehenden vier großen Anstalten zog die im Jahre 1866 eingegangene Nuova Società Commerciale di Assicurazioni in Triest — schon 1847, jedoch anfänglich nur für See- und Transport-Versicherungen errichtet — im Jahre 1853 auch die Feuerversicherung mit in den Kreis ihrer Thätigkeit, und im Jahre 1858 ward die erste Ungarische Allgemeine Assekuranz-Gesellschaft zu Pesth in's Leben gerufen, während der Oesterreichische Phönix erst 1860 gegründet worden ist. Später noch wurden die Hungaria in Preßburg, die Pesther Versicherungs-Anstalt in Pesth und die Viktoria in Klausenburg begründet. In dem übrigen Deutschland wurde in Hamburg unter Mitwirkung des Professors Ravit im Jahre 1854 die Hamburg-Bremer-Feuerversicherungs-Gesellschaft, in Frankfurt a. M. durch J. A. Varrentrapp die „Providentia" 1856, in Sachsen die Dresdener Feuerversicherungs-Gesellschaft, in Oldenburg die Oldenburger Feuerversicherungs-Gesellschaft und in Mainz und Wiesbaden zwei unter dem Namen Rheinische Versicherungs-Gesellschaft in engem Zusammenhange stehende Gesellschaften errichtet. 1865 nahm die Rheinschifffahrts-Assekuranz-Gesellschaft in Mainz die Feuerbranche auf und damit die Firma Moguntia an. Manche Projekte, welche von Zeit zu Zeit auftauchen, lassen es nicht im Zweifel, daß die Reihe der Versicherungs-Anstalten gegen Feuersgefahr noch lange nicht, weder in Deutschland noch in andern Ländern, als geschlossen anzusehen ist.

Besonders überraschend ist es, wie sehr die wachsende Zahl der versichernden Gesellschaften zugleich auf häufigere Benutzung der Feuerversicherung hingewirkt hat und in welchem riesigen Maßstabe die versicherten Werthe im fortwährenden Steigen begriffen sind. Während in Deutschland im Jahre 1851 bei den damals vorhandenen 20 Aktien-Gesellschaften ein Kapital von 2000 Millionen Thaler und bei den derzeit bestehenden 23 staatlichen und anderen Gegenseitigkeits-Gesellschaften von 700 Millionen Thaler gegen Feuersgefahr versichert war, zählte man schon im Jahre 1857 bei 50 Aktien- und Gegenseitigkeits-Gesellschaften ein versichertes Kapital von 7000 Millionen Thaler, welches gegenwärtig immerhin auf 12,000 Millionen Thaler angeschlagen werden darf. Trotzdem unterliegt es aber keinem Zweifel, daß Deutschland allein noch ein weites Feld für die Wirksamkeit der Feuerversicherungs-Gesellschaften darbietet. Das Immobiliar-Vermögen, wenn dasselbe auch seinem größten Theile nach versichert ist, wächst mit jedem Jahre durch neue Bauten, die mit der zunehmenden Bevölkerung und der fortschreitenden Industrie in ununterbrochener und steigender Wechselbeziehung entstehen und wodurch der Versicherung stets immense neue Werthe zugeführt werden, während das Mobiliar-Vermögen bei weitem noch nicht zu seinem zehnten, vielleicht noch nicht zu seinem hundertsten

Theile versichert sein dürfte. Es erweist sich dies auch nach jeder Feuersbrunst in etwas größerer Ausdehnung, indem ein bedeutender Theil des von den Flammen vernichteten Eigenthums sich als unversichert herausstellt und eine Menge von Vermögen dabei zu Grunde geht. Hier ist also für alle bestehenden und auch für viele neue Gesellschaften noch ein unendliches Feld geschäftlicher Thätigkeit offen. Erst wenn die Mobiliar-Versicherung in jede Familie eingedrungen, wenn jeder bewegliche wie unbewegliche Werth an Habe und Gut bis zu jeder Hütte hinab auch wirklich versichert ist, erst dann läßt sich ein mangelndes Bedürfniß als Grund geltend machen, um neuen Gesellschaften den Geschäftsbetrieb nicht zu gestatten; erst dann sich mit Grund behaupten, daß Deutschland kein weiteres Operationsfeld für die Thätigkeits-Entwickelung neuer Anstalten zu bieten vermöchte.*)

Später noch, als die See- und Feuerversicherung, hat die Lebensversicherung sich Bahn gebrochen; sie war erst dann einer Verwirklichung fähig, als die Theorie der Lebensversicherung ihre wissenschaftliche Begründung fand. Seitdem John Graunt (1665) durch seine geistreichen Untersuchungen die Wichtigkeit der Sterbelisten für die Verwaltung und Staatswissenschaft dargethan, ist das große Thema von der Steigerung der Bevölkerung und den Gesetzen des Todes unablässig von Mathematikern, Statistikern, Aerzten und Staatsmännern studirt und bearbeitet worden. Einer der frühesten und glücklichsten Erfolge dieser vielseitigen ernsten Arbeiten ist bald nachher die praktische Ausführung der Lebensversicherung gewesen. Halley war der Erste, welcher aus den Todtenlisten der Stadt Breslau eine Sterblichkeitstafel konstruirte, auf deren Grund er die Wahrscheinlichkeit der Lebensdauer berechnete und damit den Weg für die Versicherung des menschlichen Lebens vorzeichnete. Die Halley'sche Sterblichkeitstafel wurde 1693 in den Philosophical Transactions publizirt.

Kurze Zeit nachher gaben diese bemerkenswerthen Theorien zunächst in England den Impuls für die Errichtung von Lebensversicherungs-Gesellschaften. Schon am 24. Januar 1705 trat ein Verein zur Gründung einer „ewigen Lebens-Assekuranz", der „Amicable", zusammen, die im folgenden Jahre am 25. Juli 1706 unter der Königin Anna inkorporirt wurde. Die ersten Einrichtungen dieser Gesellschaft waren noch sehr unvollkommen, die Zahl der Mitglieder sollte nicht über 2000 betragen und jedes Mitglied hatte ½ £ Eintrittsgeld und einen Jahresbeitrag von sechs £ in monatlichen Raten zu bezahlen, wogegen Policen ausgestellt und die Versicherungssummen verschieden nach dem Alter und der Zeitdauer in der Form von Dividenden zugesichert wurden. Diese ersten Einrichtungen erfuhren im Laufe der Zeit vielseitige Aenderungen, bis sie erst nach und nach den heutigen rationelleren Grundsätzen der Lebensversicherung zugeführt worden sind.

*) Gewiß wäre auch die Zahl der Feuerversicherungen noch einmal so groß, wenn die Verwaltungen nicht aus übermäßiger Sorge, die Dividenden möchten kleiner werden, fortführen, weniger gute Risikos auszumerzen oder ihre Betheiligung fortwährend zu reduciren und in Folge dessen die Versicherungsuchenden hierdurch zwängen, wo anders noch zu versichern. Die Begründung neuer Gegenseitigkeits-Anstalten findet vornehmlich darin ihre Schwierigkeit, weil heute nicht so leicht Einer, der versichert sein will, darauf warten mag, bis die zur Eröffnung nöthige Versicherungssumme gezeichnet resp. beisammen ist.

Auf die Gründung der Amicable-Company folgten bald einige andere Gesellschaften. Die „Union", 1714 errichtet, sowie zwei Marine-Assekuranz-Officen, die Royal Exchange und die London Assurance Corporation (1720—21), dehnten ihre Geschäfte zugleich auf Lebens- und Annuitäten-Versicherung aus, allein erst nach dem Jahre 1742, in welchem Simpson's berühmtes Werk über Annuitäten und Anwartschaften für „einzelne und verbundene Leben" erschien, während fast gleichzeitig die Theorie auf diesem Gebiete durch Moivre, Dodson und Andere mehr ausgebildet wurde, fand die Lebensversicherung ausgedehnteren Anklang, hauptsächlich 1762 nach Etablirung der Equitable-Society, welche seitdem zu der größten und reichsten Lebensversicherungs-Gesellschaft der Welt gediehen ist. Nichtsdestoweniger waren jedoch auch in England am Schlusse des vorigen Jahrhunderts noch nicht mehr als zehn Lebensversicherungs-Anstalten thätig. Im Jahre 1813 gab es nur 15 Lebensversicherungs-Anstalten, im Jahre 1825 dagegen schon 32 und gegenwärtig bestehen mindestens 200 gut geleitete englische Institute, die nicht weniger als 2000 Direktoren, Angestellte, Geschäftsgehülfen, mit einer entsprechenden Anzahl Schreiber und Laufdiener beschäftigen. Ferner sind in allen großen Städten eine Menge Agenten im Interesse jener Compagnien in Regsamkeit, öffentliche Ankündigungen in allen Organen vermehren die Verbreitung der Kenntniß hinsichtlich der Grundprinzipien der Thätigkeit jener Institute. Die Kapitalkraft einiger derselben ist ungeheuer. Im Jahre 1864 führten die Direktoren von sieben Versicherungs-Anstalten, als sie dem Kanzler der Schatzkammer eine Denkschrift einreichten, mit dem Gesuch, er möge durch Einführung eines Regierungsplans keinen Eingriff in das Gebiet gesetzmäßiger Privatunternehmungen machen, an: daß die Fonds dieser Gesellschaften ein Kapital von 100,000,000 £ repräsentiren; die versicherte Summe betrage 300,000,000 £ jährlich. Einer Schätzung aus derselben Zeit zu Folge, versichert dennoch nicht mehr als ein Zehntel der erwachsenen männlichen Bevölkerung.

In Deutschland reichen Leichen- und Wittwenkassen zwar selbst bis zur Mitte des XVI. Jahrhunderts hinauf, und selbst Tontinen-Versicherungen kamen in den 1780er Jahren in große Aufnahme, allein die eigentliche Lebensversicherung war bei uns gänzlich unpopulär, bis zuerst 1806, also gerade 100 Jahre später als in England, durch den verdienstvollen Beneke in Hamburg der Versuch zur Gründung einer Lebensversicherungs-Anstalt gemacht wurde. Allein diese auf ein Aktienkapital von vier Millionen Mk. Bko. errichtete Sozietät nahm unter den damaligen kriegerischen Zeiten nicht den erwünschten Fortgang und stellte schon frühzeitig ihre Geschäfte wieder ein. Zu den Nachwirkungen der auf Deutschland so lange gelastet habenden Fremdherrschaft gesellten sich nach dem denkwürdigen Verlaufe der Befreiungskämpfe eine alles frisch pulsirende Leben ängstlich unterdrückende polizeiliche Bevormundung, die weder einen geistigen noch materiellen Aufschwung aufkommen ließ. Die im Jahre 1822 hervorgetretene Absicht, mit der Elberfelder Feuerversicherungs-Gesellschaft zugleich die Lebensversicherung zu verbinden, kam gar nicht zur Ausführung. Erst sechs Jahre später traten die ersten Gesellschaften, die noch jetzt sich eines wohlverdienten Rufes zu erfreuen haben, in's Leben; die eine in Lübeck auf Aktien durch den

Kaufmann Vermehren, die andere in Gotha als Gegenseitigkeits-Anstalt unter dem besonderen Schutze des Herzogs Ernst von Gotha, durch den Gründer der Feuerversicherungs-Bank Arnoldi, dessen Lebensgang unseren Lesern im folgenden Abschnitt vorgeführt werden soll. Die günstige Entwickelung dieser Gesellschaften rief alsbald noch mehrere hervor; so wurde in Leipzig 1831 nach dem Prinzip der Gothaer Anstalt die Leipziger Lebensversicherung, in Hannover durch den Senator Bruns eine Allgemeine Lebensversicherungs-Anstalt für das Königreich Hannover errichtet. Nachdem sodann die schon seit 1831 bestehende Assicurazioni Generali in Triest die Lebensversicherung mit in ihren Wirkungskreis zog, und damit 1834 das Lebensversicherungswesen zuerst in Oesterreich einführte, entstanden 1836 auch in Preußen und Bayern die ersten Gesellschaften, nämlich die Berlinische Lebensversicherungs-Gesellschaft und ein Zweiggeschäft der Hypotheken- und Wechselbank in München für jene Branche. Beide Aktiengesellschaften hatten den Vortheil, daß sie ein Privilegium in ihren Staaten genossen, welches der Berlinischen vom Staate auf 20 Jahre förmlich ertheilt war. Im Jahre 1840 entstand in Wien die Allgemeine wechselseitige Kapitalien- und Rentenversicherungs-Anstalt und 1841 in Braunschweig die Allgemeine Versicherungs-Anstalt, welche letztere jedoch nur in sehr eng begrenztem Kreise wirkt. Hiernächst wurden in den Jahren 1845 und 1846 in Hamburg zwei Gesellschaften, die „Hammonia“ und die Lebens- und Pensions-Versicherungs-Gesellschaft „Janus“ gegründet. Erstere anfangs Gegenseitigkeits-, und 1851 in eine Aktien-Gesellschaft umgewandelt, ging in Folge einer zu schwachen Betheiligung und ungenügender Mittel schon 1857 zu Grunde, während letztere als reine Aktiengesellschaft ein gesundes und erfolgreiches Fortschreiten erwiesen hat. Um dieselbe Zeit wurde auch in Frankfurt a. M. von den Gründern des deutschen Phönix eine Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Aktien gegründet, und auch in Oesterreich wurden mehrere Versuche gemacht, die aber theils nicht glückten, wie die Stuhlweißenburger Lebensversicherungs-Anstalt, theils erst im Anfange der fünfziger Jahre zur Ausführung gelangten, wie die Erste Oesterreichische Gesellschaft in Wien und die Azienda Assicuratrice in Triest, welche beide Gesellschaften erst 1852 mit ihren übrigen Versicherungszweigen die Lebensversicherung vereinigten. In demselben Jahre entstand in Weimar die Lebens-, Renten- und Aussteuer-Versicherungs-Bank Vorsicht, welche 1857 in der Germania, Lebensversicherungs-Gesellschaft in Stettin, aufging. Ein Jahr später, 1853, traten die „Teutonia“ als allgemeine Renten- und Lebensversicherungs-Bank in Leipzig, sowie die Mecklenburgische Lebensversicherungs- und Sparbank in Schwerin in's Leben. Beide Gesellschaften sind auf Aktienkapital gegründet, welches bei der Teutonia ablösbar ist, und beide überlassen ebenso wie der Janus und die Berlinische Gesellschaft einen Theil ihres Gewinnes den Versicherten und gehören zu den sogenannten gemischten Aktien-Gesellschaften. Das folgende Jahr 1854 rief auf einmal fünf neue Gesellschaften hervor, von denen die größte, die „Concordia“ in Köln, mit einem bedeutenden Aktienkapital in kurzer Zeit viel zur Verbreitung der Lebensversicherungen beigetragen hat. Zwei andere von diesen Gesellschaften, die Lebens-,

Pensions- und Leibrentenversicherungs-Gesellschaft „Iduna" in Halle und die Lebensversicherungs- und Ersparniß-Bank in Stuttgart, beruhen auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit. Außerdem hat die Renten-Anstalt in Darmstadt, sowie die Riunione Adriatica di Sicurtà in Triest im letzten Jahrzehent die Lebensversicherung ebenfalls mit in ihren Wirkungskreis aufgenommen. Auch in den Jahren 1856 und 1857 entstanden wieder mehrere Lebensversicherungs-Gesellschaften. Zunächst die Magdeburger Gesellschaft, auf Aktien gegründet, sodann die bereits erwähnte „Germania" in Stettin, ferner die Frankfurter Versicherungs-Gesellschaft „Providentia", welche außer Feuer- und Transportversicherungen auch die Lebensversicherung in ihren Geschäftskreis eingeschlossen hat, ebenso die schon erwähnte erste Ungarische Allgemeine Assekuranz-Gesellschaft in Pesth. Außerdem traten die schon bestehenden Versicherungs-Gesellschaften „Thuringia" in Erfurt und die Nuova Società Commerciale di Assicurazioni in Triest mit dieser Branche gleichfalls in Wirksamkeit, welche Gesellschaften sämmtlich zu den reinen Aktiengesellschaften zählen.

Aus dem Jahre 1858 datirt sich nur noch eine Lebensversicherungs-Gesellschaft, „der Anker", welche in Wien auf Aktien gegründet ist, sowie aus dem Jahre 1860 die gegenseitige Lebens- und Krankenversicherungs-Anstalt „Austria" in Wien. Auch hat die Allgemeine Eisenbahn-Versicherungs-Gesellschaft in Berlin seit dem letzten Jahre ihren Geschäftsbetrieb ebenfalls auf Lebensversicherungen ausgedehnt. Später noch entstanden die Preußische Lebensversicherungs-Gesellschaft und die Lebens- und Garantie-Versicherungs-Gesellschaft Friedrich Wilhelm in Berlin und in neuester Zeit haben der Oesterreichische Phönix in Wien und die „Hungaria" in Preßburg die Aufnahme der Lebensversicherung beschlossen. Mehrere Projekte sehen noch ihrer Realisirung entgegen.*)

Die Zahl der Lebensversicherungs-Anstalten hat sich mithin bis zum Jahre 1860 auch in Deutschland auf erhebliche Weise vermehrt. Die Gesellschaften selbst beschränken sich nicht nur auf einfache Lebensversicherungen, sondern haben eine Menge von Kombinationen in ihren Geschäftskreis aufgenommen, die alle geeignet sind, jene vortrefflichen Institute zum Wohl der Menschheit immer nutzbarer zu machen, und die Mittel zur Sicherung der verschiedenartigsten Lebensverhältnisse erschöpfend darzubieten. Trotz alledem ist die Betheiligung an denselben im Vergleiche zu England und im Verhältniß zu unserer Bevölkerung doch nur als eine geringfügige zu bezeichnen. Während in England schon auf 100 Einwohner ein versichertes Leben gezählt wird, kommt in Deutschland auf 1000 Einwohner und 200 Familien nur eine einzige Lebensversicherung. Noch geringer ist dieses Institut in Frankreich und in andern europäischen Ländern verbreitet, wo zum Theil die Einrichtungen der Lebensversicherung erst im Entstehen begriffen sind.

*) Die obige Anführung der Lebensversicherungs-Anstalten geht nicht über das Jahr 1860 hinaus. — Die Tabellen der Berliner Börsenzeitung und des Bremer Handelsblatts zeigen, wie viele neue Institute dieser Art allein in Deutschland entstanden sind. Sie schossen seitdem wie Pilze aus der Erde, da die Kapitalisten bei dergleichen Banken ihre Rechnung finden, in Folge des Ansammelns der noch immer sehr hohen Versicherungs-Prämien, die größtentheils erst nach Menschenaltern zur Verwendung kommen, und womit gewandte Geldleute schon umzugehen wissen. Die Redaktion.

Diese auffallende Erscheinung läßt sich auf die Charakter-Eigenthümlichkeit der Völker zurückführen. So haben die unstreitig solideren Versicherungsarten, welche sich auf die menschliche Lebensdauer gründen, und erst nach dem Tode den Hinterbliebenen des Versicherten einen Nutzen bringen, mehr in England und Deutschland Eingang gefunden, während in Frankreich, in Italien ꝛc. die tontinenartigen und Renten-Versicherungen, welche bei Lebzeiten der Versicherten zum Genuß kommen, den Vorzug erhalten. Doch sind es immer die bekannteren Gründe, welche einer allgemeinen Entwickelung dieses Instituts entgegenstehen. Theils ist es die Unbekanntschaft des Publikums mit dieser Einrichtung, theils das Mißtrauen, welches dagegen besteht, und diese beiden Gründe treten dort der gedeihlichen Entwickelung um so schroffer entgegen, wo von Seiten der Regierungen wenig oder nichts geschieht, um diese Institute zu unterstützen, und sie der Bevölkerung zugänglicher zu machen. Heut zu Tage darf man kühn behaupten, daß die Lebensversicherungs-Anstalten auf einer Grundlage beruhen, die den Vortheil einer mathematischen Gewißheit gewähren, einen Vortheil, welchen die übrigen Versicherungsbranchen entbehren und der die größten Garantien für das Bestehen dieser Anstalten bietet. Theorie und Praxis des Lebensversicherungswesens sind nun auf rein wissenschaftlichem Fundamente basirt, und das Zahlenergebniß der bewährtesten Mortalitäts-Tabellen macht es möglich, sowol die mittlere Lebensdauer, welche in jedem Lebensalter noch zu erwarten ist, als auch die behufs der Lebensversicherung erforderlichen Beiträge für ein jedes Alter mathematisch genau zu berechnen.

„In dem geschäftlichen Betriebe der Lebensversicherungsbank“ (so lasen wir jüngst in einer kleinen im Interesse der Lebensversicherungsbanken geschriebenen Schrift) „wird darum der Tod, um den sich im Grunde die ganze Thätigkeit dieses Instituts dreht, unter scharfer Aufsicht gehalten. Besonders wissenswerth müssen den Bankverwaltungen die Ursachen erscheinen, durch welche die Sterbefälle unter ihren Versicherten veranlaßt werden, und das Zahlenverhältniß, in welchem diese Todesursachen zu dem Lebensalter des Versicherten stehen. Kein ordentlicher Professor der Medizin, der eine Universitäts-Klinik zu leiten hat, kann sorgfältigere Register über die Krankheiten führen, die in seiner Anstalt vorgekommen, als die Direktionen von Versicherungsbanken die Krankheiten verzeichnen, denen ihre Versicherten erlegen sind. Es giebt kaum ein innerliches oder äußerliches körperliches Uebel, so entsetzlich und Ekel erregend es auch sein mag, das nicht in den Geschäftsbüchern der Lebensversicherungsbanken gebucht wäre, wie ein gangbarer Handelsartikel. Auch alle möglichen Arten, auf welche ein Mensch sich selbst getödtet haben oder ermordet worden sein kann, kommen vor. Wir haben in den Sterblichkeitstabellen der Lebensversicherungsbanken selbst Fälle notirt gefunden, in denen Versicherte an den Folgen der — Hinrichtung gestorben sind. Diese sorgfältig, in gemessenen Zeiträumen gewöhnlich von fünf zu fünf Jahren verzeichneten Ergebnisse der stattgehabten Sterblichkeit unter den Mitgliedern einer Lebensversicherungsbank, bilden die Probe für das Rechenexempel welches den finanziellen Operationen der Bank zu Grunde liegt, um danach die gemachten Fehler korrigiren zu können. Die Vergleichung der in gewissen Zeiträumen wirklich eingetretenen Sterbefälle mit den

nach den Annahmen der Erfahrung und der wissenschaftlichen Beobachtungen vorausgesetzten, ist eine so genaue, daß sie selbst den kleinsten Bruchtheil — z. B. $^{59}/_{100}$tel einer Person notirt und in Rechnung bringt."

Diese mathematische Genauigkeit und Verlässigkeit ist ebensowol Sterbens wie Lebens wegen geboten. So haben u. A. die Versicherungs-Institute ein höchstes Lebensalter als äußerste Grenze menschlichen Daseins angenommen und in Folge dessen statutarisch bestimmt, daß, im Falle ein Versicherter diese überlebt, also beispielsweise die bei den meisten Banken üblichen 90 Jahre, diesem oder dem Inhaber der Versicherungspolice der volle Betrag der Versicherungssumme ausgezahlt werde, ohne Rücksicht darauf, wie viel Jahre der nunmehr von allen weiteren Prämienzahlungen befreite Versicherte noch unter den Lebenden wandeln sollte. — Auch besteht bei manchen Lebensversicherungen die Einrichtung, daß jeder Versicherte sich dieses Vorrecht des höchsten Alters durch Zahlung einer bestimmt gemessenen Zusatzprämie zu dem gewöhnlichen Jahresbeitrag für eine lebenslängliche Versicherung erkaufen kann; mit andern Worten, daß der Versicherte für ein beliebig jüngeres Alter als das erwähnte normale von 90 Jahren seine Versicherungssumme empfängt, ohne zu weitern Beiträgen verpflichtet zu sein.

Welchen mächtigen Einfluß das Lebensversicherungswesen auch auf die Sittlichkeit und den Nationalwohlstand der Nationen übt, so wird die Wohlthat jener Einrichtung in den meisten Staaten Deutschlands noch immer viel zu wenig gewürdigt, ja selbst auch hier der freien Bewegung die Schranke eines lästigen Konzessions- und Ueberwachungssystems entgegengesetzt, und nur zu oft ist es der Willkür jeder Ortsbehörde überlassen, die Wirksamkeit der renommirtesten Gesellschaften zu hemmen. — Allerdings läßt sich nicht verkennen, daß das Lebensversicherungswesen in den letzten Jahren mehr und mehr in alle Schichten der Bevölkerung eingedrungen ist und auch in Deutschland mancherlei Fortschritte gemacht hat. So erfreuen sich z. B. in den österreichischen Staaten, wo vor noch nicht langer Zeit erst drei Gesellschaften für diese Branche thätig waren, die um das Dreifache gestiegene Anzahl dieser Anstalten eines umfangreichen Geschäftsbetriebes; allein immer erscheinen die Erfolge gegenüber der Gesammtbevölkerung nur unbedeutend, und jeder Staat bietet noch ein weites Feld zur Bearbeitung jenes eben so wichtigen als segensreichen Instituts dar. Dennoch betrug die 1864 bei vaterländischen Gesellschaften versicherte Kapitalsumme 235,000,000 Thlr.

Die Rechenschaftsberichte deutscher Lebensversicherungs-Anstalten für das Jahr 1866 liefern den untrüglichen Beweis von dem unheilvollen Einfluß des deutschen Krieges auf das wirthschaftliche Leben. Sind auch die den Gesellschaften unmittelbar durch den Krieg erwachsenen Verluste im Ganzen genommen gering, schon weil die meisten keine Risiken gegen Kriegsgefahr übernehmen, so wirkte doch indirekt die allgemeine Geldnoth und die mit ihr im engsten Zusammenhange stehende Arbeits- und Erwerbslosigkeit dergestalt nachtheilig ein, daß bei sehr beschränktem Zugang an neuen Versicherungen ein erschreckend hoher Rückgang in Folge Todes, Ablaufs, Rückkaufs und unterlassener Prämienzahlung sich bemerkbar macht. Wie mäßig sich daher der Nettozuwachs an Versicherungs-Kapital am Schlusse des Jahres 1866 bei den Lebensver-

sicherungs-Gesellschaften mit wenigen Ausnahmen herausgestellt hat, und wie dieselben wiederum in Folge dessen in ihrer Entwickelung aufgehalten wurden, läßt sich am besten daraus entnehmen, daß bei 16 Gesellschaften der Zugang an Versicherungs-Kapital zusammengerechnet 36,552,667 Thaler betrug, während der Rückgang 19,917,349 Thaler ausmacht. Die erwähnten Gesellschaften haben demnach im Jahre 1866 bei einem Fortschritte von $36^1/_2$ Millionen Thalern, einen Rückschritt von mehr als der Hälfte dieser Summe machen müssen, womit, gegen das Jahr 1865 genommen, ein Ausfall von circa 14 Millionen konstatirt ist. Es sind:

Name und Domicil der Gesellschaft:	Zugang in 1866: Thlr.	Rückgang in 1866: Thlr.
Germania in Stettin	10,420543	6,903877
Lebensversicherungsbank in Gotha	4,815100	1,959700
Concordia in Köln a. Rh.	3,674574	1,414381
Lebensversicherungsgesellschaft in Lübeck	2,655326	1,658554
Lebensversicherungsgesellschaft in Magdeburg	2,025283	1,240430
Iduna in Halle a. S.	1,922309	812308
Leipziger Lebensversicherungsgesellschaft	1,799100	655300
Teutonia	1,728976	631697
Lebensversicherungsgesellschaft in Stuttgart	1,561123	473996
Thuringia	1,490903	1,208245
Providentia in Frankfurt a. M.	1,436908	783354
Janus in Hamburg	1,116200	810956
Berlinische Lebensversicherungsgesellschaft	1,073800	842000
Frankfurter Lebensversicherungsgesellschaft	636567	345181
Münchener Lebensversicherungsgesellschaft	157655	148400
Allgemeine Versicherungsanstalt in Braunschweig	38300	28970
	36,552667	19,917349

Verwandt mit der Lebensversicherung ist die Kinder- und Alter-Versorgung sowie die Krankenversicherung, die auf gleich sicherer Basis, wie die Lebensversicherung, gegründet sind. Während die Versicherung gegen Krankheit und Erwerbsunfähigkeit in England sogar eine viel größere Ausdehnung, als die Lebensversicherung gewonnen hat, ist es erfreulich, daß auch von den deutschen Versicherungs-Anstalten diesem Schutzmittel die volle Aufmerksamkeit zugewendet wird. Die Frankfurter Versicherungs-Gesellschaft „Providentia" hat diese Versicherungsart zuerst in Deutschland eingeführt, und einige andere Gesellschaften haben in neuester Zeit ihren Wirkungskreis ebenfalls auf diese sehr wichtige Kombination der Lebensversicherung ausgedehnt. Mit besonders glücklichem Erfolge hatte namentlich der allgemeine Kranken- und Lebensversicherungs-Verein „Austria" in Wien dieselbe in Oesterreich in's Leben gerufen, doch nach den letzten Geschäftsübersichten scheint die Theilnahme eine bedeutend schwächere geworden zu sein.

Eine andere Kombination der Lebensversicherung von nicht minderer Bedeutung ist die Versicherung gegen Verunglückung aller Art, besonders gegen Reisegefahr zu Wasser und zu Lande. In England bestehen dafür schon seit längerer Zeit eigene Gesellschaften, wie z. B. die Accidental Death Insurance Company, welche für diese Versicherungsart eine ausgedehnte Betheiligung hervorgerufen hat. Auch in Frankreich beschäftigen sich mehrere Gesell-

schaften, wie die Caisse générale des familles u. a. m. damit, und ebenso bieten in Deutschland manche Gesellschaften, wie die „Thuringia", „Concordia" und die „Allgemeine Eisenbahn-Versicherungs-Gesellschaft" dem reisenden Publikum die mannichfachste Gelegenheit, sich dieses Schutzmittels in den verschiedenartigsten Formen und Situationen als eine wohlthätige Beruhigung unter ebenso günstigen als billigen Bedingungen zu bedienen.

Zum Schutze des landwirthschaftlichen Eigenthums eignen sich vorzugsweise die Hagel- und Vieh-Versicherungen. Beiden steht jedoch die Schwierigkeit zuverlässiger Grundlagen entgegen und deshalb haben die Gesellschaften, welche sich mit diesen Versicherungszweigen bisher beschäftigten, nicht so, wie die Feuer- und Lebensversicherungs-Gesellschaften, zu einem bemerkenswerthen Gedeihen gelangen können. — Die Hagelversicherung, schon im vorigen Jahrhundert nicht nur in England und Frankreich, sondern auch in Deutschland bekannt und durch Gegenseitigkeits-Gesellschaften zuerst vertreten, hat bei uns erst in neuerer Zeit dadurch einen größeren Aufschwung erhalten, daß sich dieser Branche mehrere Aktien-Unternehmungen zuwandten. Die gegenseitigen Hagelversicherungs-Gesellschaften, welche bald hier bald da auftauchten, lösten sich nach kurzer Zeit ihres Bestehens wieder auf. Zwar besteht die älteste dieser Anstalten, die 1797 in Neubrandenburg errichtete Mecklenburgische Hagelversicherungs-Gesellschaft, gegenwärtig noch in erfreulicher Weise; allein viele der folgenden Anstalten, wie die in Cöthen, Halberstadt, Kassel, Magdeburg, Leipzig 2c., vermochten sich nicht zu halten. Besonders hart wurden diese Gesellschaften in dem so äußerst hagelreichen Jahre 1853 getroffen, wo fast keine der Gegenseitigkeits-Anstalten die Schäden voll bezahlen konnte und die einzige damals existirende Aktien-Gesellschaft, die 1832 errichtete Neue Berliner, circa 400,000 Thaler über ihre Prämien-Einnahme entschädigen mußte. Gleichwol hatte dieses Ereigniß zur Folge, daß sich die Spekulation diesem Versicherungszweige mehr zuwandte und statt der bisherigen lokalen und kapitallosen Vereine Aktien-Unternehmungen mit bedeutenden Mitteln hervorrief. So entstanden in Verbindung mit größeren Feuerversicherungs-Gesellschaften in dem letzten Jahrzehent mehrere neue Aktien-Gesellschaften, wie z. B. die Union in Weimar durch die Aachen-Münchener, die Magdeburger Gesellschaft, von der dortigen Feuer-Versicherungs-Gesellschaft gegründet, die Kölnische Hagelversicherungs-Gesellschaft, von der Colonia, und die Elberfelder, von der dortigen Vaterländischen Feuerversicherungs-Gesellschaft ausgehend, wozu in den letzten Jahren noch die neue Bayerische Hagelversicherungs-Gesellschaft hinzugetreten ist.

Von dieser Zeit an beginnt für das Hagelversicherungswesen eine neue Periode und damit dessen eigentliche Entfaltung. Das Publikum wandte sich den Aktien-Gesellschaften mehr zu, weil diese durch feste Prämien und ein bedeutendes Grundkapital weit solidere Garantien zu bieten und die Versicherten vor Nachzahlungen zu sichern vermochten. Obgleich nun die Betheiligung von Jahr zu Jahr erheblich zunahm, so vermochten die Aktien-Gesellschaften doch keinen Gewinn zu erzielen, ja einige mußten sogar ihr Grundkapital angreifen, um nur ihre Verbindlichkeiten decken zu können. Es zeigte sich sehr bald, daß die Prämien zu niedrig waren, und namentlich veranlaßten die Verluste in dem

hagelreichen Jahre 1857 die damals bestehenden fünf Aktien-Gesellschaften, unter sich eine Vereinbarung über ein gleichmäßiges Verfahren mit vollständig gleichen Formen und Bedingungen, besonders auch über einen gemeinschaftlichen Prämientarif, der angemessen erhöht wurde, zu treffen. Durch diese Fusion ist für die Sicherheit des Bestehens der Hagelversicherungs-Gesellschaften ein wichtiger Schritt geschehen und es steht zu erwarten, daß sich die Gegenseitigkeits-Gesellschaften nach und nach den von den Aktien-Gesellschaften angenommenen Prinzipien anschließen werden.

Wie in den meisten deutschen Staaten, so hat sich auch in Oesterreich das Hagelversicherungswesen in neuerer Zeit mehr ausgedehnt. Während die 1843 in Klausenburg errichtete wechselseitige Gesellschaft längere Zeit die einzige war, die auf Grund rationeller Einrichtungen die Schäden voll ersetzte, haben die größeren Feuerversicherungs-Gesellschaften ebenfalls die Hagelversicherung in ihren Wirkungskreis eingeschlossen, und viel zu deren Verbreitung beigetragen.

Auch im Auslande giebt sich in neuerer Zeit für diese Versicherungsbranche ein lebhaftes Interesse kund. So bestehen in Frankreich zehn Hagelversicherungs-Gesellschaften, zwei auf Aktien und acht auf Gegenseitigkeit, zum größeren Theil während der letzten dreißig Jahre errichtet. Bei den letzteren waren im Jahre 1862 für 560 Millionen Francs Werthe versichert und der Bedarf betrug über 8 Millionen Francs, also beinahe $1\frac{1}{2}$ % durchschnittlich, was zu der Annahme berechtigt, daß die Schäden wenigstens in dem gedachten Jahre in Frankreich größer als in Deutschland waren.

Besondere Gesetze bestehen in Bezug auf Hagelversicherung nicht, doch ist der Geschäftsbetrieb in- und ausländischer Gesellschaften in den meisten deutschen Staaten ebenfalls von Konzessionen abhängig, deren Erlangung jedoch nur in den Staaten, welche noch einem engherzigen System huldigen, mit Schwierigkeiten verbunden ist. Zu den schon längere Zeit bestehenden fünf Aktien-Hagel-Versicherungs-Gesellschaften ist neuerer Zeit noch die Preußische Hagel-Versicherungs-Gesellschaft in Berlin gekommen, dagegen hat sich die Bayerische Hagelversicherungs-Gesellschaft aufgelöst. Von gegenseitigen Gesellschaften ist die Saxonia in Bautzen und die Erfurter Hagelversicherungs-Gesellschaft eingegangen.

Für die in landwirthschaftlicher Beziehung eben so wichtige Versicherungsbranche, die Viehversicherung, sind zwar schon im vorigen Jahrhundert von einigen Staatsregierungen, z. B. in Preußen, lokale Vereine in's Leben gerufen, indeß konnte auch dieser Versicherungszweig erst durch Privatgesellschaften eine größere Ausdehnung erlangen. Die erste dieser Gesellschaften wurde 1832 in Leipzig auf Gegenseitigkeit gegründet, welche aber schon nach acht Jahren wieder eingehen mußte, wie denn überhaupt die bis zu Mitte der fünfziger Jahre nur auf Gegenseitigkeit errichteten Anstalten zum größten Theil von kurzem Bestande waren. So namentlich in Thüringen, Baden, Kurhessen, Württemberg, Preußen u. s. w., wo selbst die Magdeburger Viehversicherungs-Gesellschaft, obgleich 1854 in eine Aktien-Gesellschaft umgewandelt, nach einigen Jahren sich wieder auflösen mußte.

Die Schwierigkeiten, welche einer größeren Ausbildung und einem dauernden Bestande dieser Gesellschaften entgegentreten, liegen besonders in der Unmöglichkeit einer nur annäherungsweise richtigen Abschätzung der Gefahren und der

gehörigen Ermittelung des Sterblichkeitsverhältnisses, ferner in dem Mangel an guter und rechtzeitiger ärztlicher Hülfe, in der nothwendigen Kontrole gegen Betrug, sowie in den vielen Unannehmlichkeiten und Beschwerden, welche mit dieser Versicherungsart für die Anstalten sowol, als auch für die Versicherten verbunden sind. In Folge dieser Schwierigkeiten haben die meisten Versicherungs-Gesellschaften ihre Wirksamkeit nur auf einzelne, kleinere Distrikte, in denen die Einwohner unter sich Verbände bilden, beschränkt, die aber nur unbedeutende Unterstützungs-Vereine sind, welche bei einigermaßen größeren Schadenfällen ihren Werth ganz verlieren. Gesellschaften, die sich über ganze Provinzen erstrecken, haben zwar auch schon in größerer Anzahl bestanden, sind aber bei irgend erheblicheren Unglücksfällen nicht im Stande gewesen, ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, und mußten sich alsbald auch wieder auflösen. In neuerer Zeit sind mehrere auf Gegenseitigkeit beruhende Anstalten, als die Schlesische Vieh-Versicherungs-Gesellschaft, die Braunschweigische, der Central-Vieh-Versicherungs-Verein in Nordhausen, der Pan in Berlin und der Apis in Wien gegründet worden.

Ein ganz neuer Versicherungszweig ist die Hypotheken-Versicherung. Die Idee dazu ist nicht neu, sondern schon im vorigen Jahrhundert wurde sie nicht nur in England und Frankreich, sondern auch in Deutschland vielfach verbreitet und gab zu verschiedenen Projekten Veranlassung, wobei man aber mehr an Mobiliar- und nicht an Immobiliarkredit dachte. Im Jahre 1831 bestand auch in Paris eine Société d'assurances sur les créances hypothécaires, die sich aber nur auf Versicherung der Hypotheken gegen Verlust durch Feuersgefahr beschränkte. Erst die im Jahre 1859 in Dresden gegründete Sächsische Hypotheken-Versicherungs-Gesellschaft hat diese in volkswirthschaftlicher Hinsicht und besonders für den Realkredit so höchst wichtige Institution zur Verwirklichung gebracht, und in ausgedehnter Bedeutung seit der kurzen Dauer ihres Bestehens über die meisten deutschen Staaten verbreitet. In den letzten Jahren hat eine zweite Gesellschaft, die „Vindobona" in Wien, die Hypothekenversicherung auch in die Oesterreichischen Staaten eingeführt, und eine dritte Gesellschaft operirt in Berlin. Die Erfolge, welche diese Gesellschaften erreicht haben, sprechen für die Lebensfähigkeit dieses Instituts. Sie sind weniger Geburten des modernen Spekulationsgeistes, sondern beruhen auf dem Bedürfniß der Sicherheit des Kredits im Allgemeinen, wie des Realkredits insbesondere. Uebrigens ist die Hypothekenversicherungs-Branche noch zu neu, um hinsichtlich derselben jetzt schon von gedeihlicher Entwickelung und genügender Rentabilität sprechen zu können.

Wir übergehen noch verschiedene andere Versicherungsarten, die theils nur als Idee aufgetaucht, bald wieder spurlos verschwunden, theils wegen ihres untergeordneten Gegenstandes zu keiner Bedeutung gelangt sind. Ueberhaupt kann unsere Absicht nicht dahin gehen, das Versicherungswesen in seiner Entwickelung erschöpfend darzustellen, vielmehr dachten wir nur daran, die hauptsächlichsten Momente aus der Geschichte dieses so bedeutungsvollen und hochachtbaren Zweiges der volkswirthschaftlichen Thätigkeit zu gewähren.

So steht das Versicherungswesen gegenwärtig als eines der einflußreichsten Institute der Volkswirthschaft da, das um so segensreicher wirkt, je freierer Spielraum ihm vergönnt ist. Die Erfahrung hat unzweifelhaft erwiesen, daß

die heutige Vervollkommnung des Versicherungswesens nur der Konkurrenz zu verdanken ist, und daß sich dasselbe in jenen Ländern am glücklichsten entfaltet, wo dieser wohlthätigen Konkurrenz am wenigsten Schranken entgegenstehen. So hat sich dasselbe namentlich in England bei der freiesten Bewegung auf eine Weise ausgebildet und ist in alle Schichten der Bevölkerung eingedrungen, wie in keinem andern Lande der Welt, obwol auch in Frankreich und Spanien, in Dänemark, Schweden und Norwegen, in Holland, Belgien und Italien, sowie in Nordamerika, dem Wirken der versichernden Gesellschaften die vollste Freiheit eingeräumt und sowol In- als Ausländern der Geschäftsbetrieb in allen Zweigen gestattet ist. Nur in einzelnen deutschen Staaten, sowie in etlichen Kantonen der Schweiz ist durch ein verderbliches Konzessions- und Ueberwachungs-System die freie Bewegung gehemmt. Um so freudiger müssen die liberalen Grundsätze begrüßt werden, welche in neuerer Zeit im Königreich Preußen zur Geltung gekommen sind. Obgleich damit noch nicht alle Hindernisse eines uneingeengten Geschäftsbetriebes hinwegfallen, so ist doch ein so bedeutender Schritt nach vorwärts geschehen, daß sich daran die Hoffnung knüpft, auch in anderen deutschen Staaten die noch bestehenden Schranken recht bald fallen zu sehen.

Auch aus diesem Abriß ersieht man, wie umfassend das Feld und die Thätigkeit der verschiedenen Richtungen des Versicherungswesens ist. Bei alledem ist jedoch dieses Gebiet noch lange nicht völlig ausgekundschaftet, vornehmlich thun zur Sicherung der Gesellschaften selbst unter sich noch besondere Anstalten noth; denn diesen Instituten drohen Schäden und Abbruch von mehr als einer Seite. Vor allem müssen besonders die Lebens- und Feuerversicherungen auf dem „qui vive" stehen, daß ihnen durch Betrug, Mord, Feueranlegung und wie alle Arten der Hintergehung heißen mögen, nicht empfindliche Nachtheile erwachsen. Zahllos sind die Versuche, jene Anstalten zu schädigen, und insofern solche nicht selten gelingen mögen, zeigen sich als natürliche Folge einzelne Anstalten oft vorsichtiger und bedenklicher, ja engherziger, als gegenüber dem Gesammtinteresse zu entschuldigen ist.

Einer der frechsten und in allen seinen Einzelheiten mit raffinirtester Schlauheit ausgeführten Versuche, Lebensversicherungs-Institute zu betrügen, ist der neuerdings zu Richmond (Indiana, Vereinigte Staaten) vorgekommene. Ein armer Teufel versicherte dort das Leben seiner Frau für 50,000 Dollars. Kurze Zeit, nachdem die Versicherung auf ihr Leben effektuirt worden, verschwindet sie spurlos. Der Mann zerrauft sich die Haare über den Verlust der theuern Ehehälfte, d. h. vor den Leuten. Im Stillen lacht er sich in's Fäustchen, denn er weiß, daß sie in einem entfernten Theile von Ohio bei Verwandten sicher und gut aufgehoben ist. Die Behörden von Richmond suchen sich die Augen aus dem Kopfe nach der verschwundenen Frau, aber sie können sie nicht finden. Jeder hat Mitleid mit dem armen Wittwer, dessen Krokodilsthränen nicht versiegen wollen und der fortwährend darüber lamentirt, daß seine drei kleinen Würmer mutterlos geworden sind. Aber auf das bloße Verschwinden der Frau ließ sich die enorme Versicherungssumme nicht erheben. Er hatte aber auch für das Auffinden der Leiche seiner Frau Sorge getragen. Ein Kerl, den er dazu

bestach, grub eine Frauenleiche auf dem Kirchhofe aus und versteckte dieselbe bei Richmond im hohen Grase, nebst einigen Artikeln, die der Verschwundenen gehört hatten. Die Leiche wird entdeckt, Jeder sagt: es ist die fehlende Frau. Der Mann eilt mit Symptomen des wahnsinnigsten Schmerzes nach der Stelle, wo die verwesten Ueberreste liegen, erkennt die neben denselben liegenden Artikel als seiner Frau gehörig an und zerrauft sich von Neuem die Haare darüber, daß seine theure Gattin ein so schmähliches Ende finden mußte. Jeder Nachbar kondolirt ihm und Alle verwünschen die geheimnißvollen Mörder. Die Versicherungs-Gesellschaften hätten jetzt die 50,000 Dollars ausbezahlen müssen, wenn der Helfershelfer, der die Leiche ausgegraben hatte, nicht plötzlich Gewissensbisse bekommen und Alles gestanden hätte. Die ganze Komödie war vergebens gewesen.

Vielfach besprochen wurde seiner Zeit der bekannter gewordene Fall des Schneiders Tomaschek in Berlin, dem es gelang, eine der ersten deutschen Gesellschaften auf die eklatanteste Weise zu hintergehen, und nicht etwa im Interesse seiner Familie allein, sondern in seinem eigenen sich oder vielmehr richtiger an seiner Stelle einen wohlabgewogenen Strohmann begraben zu lassen. Die Täuschung wurde mit ebenso viel Geschick als Erfolg durchgeführt. Niemand zweifelte an dem Tode des lebenslustigen Fadenheldes, selbst die nächsten Bekannten, die Gewerksgenossen, ja die Polizei, ohne welche in civilisirten Staaten Niemand zum Leben, ja nicht einmal zum Sterben kommen kann, wurden hintergangen. Nicht lange waren die Thränen der Hinterbliebenen geflossen, nur erst vor Kurzem hatten sie, auf einen präsentirten Todtenschein hin, die nicht unbedeutende Lebensversicherungssumme, die der im Anfange der besten Jahre gestandene Schneider, der sein eigener lachender Erbe sein wollte, und welche er, zu einer überaus niedrigen Jahresprämie erkauft, in Empfang genommen, so verschwand auch die zum Tode betrübte Witwe sammt den Kindern, die sich durch jeden Stein Berlins an den Unvergeßlichen, so „früh Heimgegangenen" erinnert sahen, und ebenso verduftete auch der Schalk, der ohne Paßkarte oder Heimatschein glücklich über die Grenze nach Kopenhagen gelangte, wo er unter einem angenommenen andern Namen ein fröhliches Wiederauferstehungsfest beging. Der Streich wurde erst nach mehreren Jahren durch einen Zufall entdeckt und der längst selige Schneider gelangte aus dem „Jenseits" des Wassers wiederum in die verlangenden Hände der irdischen Gerechtigkeit. Unerbittlich grausam ließ sie den Schäker auf Erden schon für dasjenige leiden, was er gern in einer bessern Welt, nach einer passenden Reihe von Jahren Zeit, abgebüßt hätte.

Eine Täuschung anderer, viel weiter greifender Art, als die mitgetheilten, zu ihrer Zeit eine Cause célèbre und in deren Gefolge eine Menge Menschen um Geld und Gut gekommen sind, beschleunigte in unserm Vaterlande die Einführung der wohlthätigsten aller Versicherungsbranchen. Indessen findet dieses Ereigniß besser Erwähnung in der Darstellung des Lebens- und Entwickelungsganges des wackeren deutschen Mannes, des Gründers der „Lebens- und Feuerversicherungsbanken" in Gotha, welchem Deutschland die Einbürgerung des Lebensversicherungswesens verdankt.



Ansicht von Gotha.

II. Ernst Wilhelm Arnoldi,

in seinem gemeinnützigen Wirken, vornehmlich in Bezug auf das Versicherungswesen.

Nach handschriftlichen Mittheilungen.

Für den Todten Epheuranken,
Für den Todten dürres Reis;
Herzensflammen, Kraftgedanken,
Rosen sind des Lebens Preis.
(Worte Arnoldi's zu seinem Emblem für die Lebensversicherungs-Bank.)

Nicht ohne Absicht lassen wir dem Lebensgange eines britischen Kaufherrn-Ehrenmannes den eines gleich hochgesinnten deutschen Berufsgenossen folgen, der sich selbst einen unendlich segensreichen und im Gegensatz zu dem Ersteren, einen in der Hauptsache nur dem großen Ganzen zugewandten Wirkungskreis schaffte. Die nachfolgenden Blätter bieten das herzerhebende Bild eines unendlich mühereichen, aber überaus würdig verbrachten Daseins, ein Lichtbild urkräftigen, gut deutschen Bürgerthums, ein leuchtendes Vorbild für Jung und Alt.

Versetze der freundliche Leser sich nach dem anmuthigen Landstrich, der fast mitten im Herzen des deutschen Vaterlandes, zwischen der Saale und Werra, zwischen Harz und Fichtelgebirge liegt. Dort im schönsten Theile des Thüringer Landes breitet sich das freundliche Gotha aus, eine der wohlhabendsten und von der Natur meistbegünstigten Städte von Mitteldeutschland. Dahin richten wir unsere Schritte, indem wir uns in die Zeit hineindenken, die man noch vielfach als die gute Zeit billigen Lebensgenusses bezeichnen hört, also in die nach der Mitte der Dreißiger Jahre.

Es ist früh Morgens. Das Leben auf den Straßen hat begonnen. Schäkernde Knaben und Mädchen schlendern zur Schule, der Lehrer, die Geschäftsgehülfen, der ernst dreinschauende Beamte begeben sich zur Tagesarbeit. Auch der freundliche alte Herr dort, mit der weißen Halsbinde und der stattlichen Haltung. Jedermann, Jung und Alt, scheint ihn zu kennen. Achtungsvoll lüftet der Bürgersmann die Mütze, die zum Comptoire eilenden Merkurs-Jünger ziehen respektvoll den Hut und die auf dem Wege zum Unterricht befindliche Jugend ruft dem würdigen Herrn — es muß wohl ein Kinderfreund sein —, so bald sie ihn nur von Weitem erblicken: „Guten Morgen Herr Rath!“ zu.

Der herzoglich sächsische Finanzrath Ernst Wilhelm Arnoldi ist es, den wir hiermit unsern jungen Freunden vorgeführt haben, in einer Zeit, wo er am Höhepunkt irdischen Strebens angelangt, als für ihn, den uneigennützigen und bescheidenen Mann, kaum noch etwas zu wünschen übrig geblieben war. Der Stolz seiner Freunde und Gesinnungsgenossen, allbekannt und hochgeachtet in Stadt und Land, innig geliebt und verehrt von seiner Familie und allen Verwandten, im Vollbesitz des Vertrauens seiner Mitbürger, von den Fürsten des Landes mehrfach ausgezeichnet — wahrlich ihn hatte ein beneidenswerthes Loos nach wohlverbrachtem, mühe- und sorgenreichem Tagewerk getroffen. Die Täuschungen des Lebens lagen meist hinterm Rücken, sie waren überwunden, aber die unermüdliche Lebenskraft dieser Kernnatur verlief bereits nach der abschüssigen Tiefe, wo den müden Pilger die Mutter Erde wieder liebevoll umschließt.

Der Verlauf des Lebens jenes an bürgerlichen Tugenden so reichen Menschen stimmt elegisch. Denn wenn der selbstlose, genügsame Mann auch nicht vom Schicksale mehr erwartet hatte, als ihm zu genießen beschieden war, so erinnert der Schreiber Dieses unwillkürlich daran, daß die Selbstlosigkeit eines edlen Menschen weder die Zeitgenossen noch die nachkommenden Geschlechter der Verpflichtung enthebt, die Größe eines Bürgers nicht nur zu „befesteſſen“, sondern auch durch den Tagesrausch überdauernde Kundgebungen anzuerkennen. Durch welche Nationalbelohnung, mit wie viel Denkmalen würden England und Frankreich einem ihrer Söhne gelohnt haben, der so Vieles vollführt wie er, der unter den Besten seiner Zeit immer mit obenangestanden hatte! Es ist beschämend für uns, wie lange Zeit es währte, bis unsere Nation die Pflicht erkannte, ihre Dankbarkeit, insbesondere hochverdienten Lebenden gegenüber, in Thaten auszusprechen und jene mattherzigen Anschauungen und kleinstaatlichen Zustände zu überwinden, welche so viel kleinartige, eines großes Volkes unwürdige Erscheinungen zu Tage gefördert haben.

---

1. Jugend-, Schul- und Lehrjahre.

Gleich so vielen unserer besten Männer ist auch der Gegenstand unserer Aufmerksamkeit, Ernst Wilhelm Arnoldi, Alles, was er war, nur dadurch geworden, daß er frühzeitig Etwas zu werden strebte und mit unermüdlichem Eifer, bei strengster Pflichterfüllung, an Erreichung hochgesteckter Ziele bis in das Greisenalter gleich unverdrossen fortarbeitete. Nicht Reichthümer stützten ihn dabei, nicht Eltern oder Lehrer wiesen ihn darauf hin, welche Mittel er zu wählen habe, um jene Schätze des Wissens anzusammeln, die er sich in der That zu eigen gemacht hat; er selbst hat frühzeitig begonnen, seine Zeit zweckmäßig auszunützen; sein Wissensdurst und Thatendrang führten ihn auf oft beschwerlichem Wege zu jenem Höhepunkte, von dem sein Name als einer der verehrungswürdigsten für Jahrhunderte auf die nachgekommenen Geschlechter herabstrahlt.

Ernst Wilhelm Arnoldi war der Sohn eines ehrsamen Kaufmannes in Gotha und am 21. Mai 1778 daselbst geboren. Eine gediegene Schulbildung wurde dem Knaben nicht zu Theil, da sein Vater aus Abneigung gegen das Gothaische Gymnasium ihm nur einen mangelhaften Privatunterricht angedeihen ließ. Vater Arnoldi hatte seinen talentvollen Sprößling für den Handelsstand bestimmt und brachte ihn daher zeitig in die Lehre nach Hamburg, welches damals als Hochschule für junge Kaufleute betrachtet wurde. Der Inhaber des Quincaillerie-Geschäftes, dem Arnoldi sen. die Ausbildung des Sohnes anvertraut, konnte freilich nicht für einen Professor der kaufmännischen Gelahrtheit gelten und dieser Umstand veranlaßte den Uebertritt des jungen Gothaers in das Haus Johann Gabe u. Comp., damals eines der angesehensten Handlungshäuser des nördlichen Europa. Hier hätte unser Ernst Wilhelm Gelegenheit wahrzunehmen, welche bedenklichen Lücken ihm noch auszufüllen blieben. War er vorher schon eifrig bestrebt, näherliegende Ziele zu erreichen, so wurde es ihm jetzt, wo seine Kenntnisse selbst für seine untergeordnete Stellung nicht recht ausreichen wollten, geradezu Pflicht, die Erweiterung seines Wissens sowie seines Gesichtskreises ernstlich in's Auge zu fassen. Sein zweiter Chef, Johannes Gabe, ein „Mann eigner Kraft", Ehrenmann durch und durch, ein Wohlthäter aller Bedrängten, ein Chef wie er sein soll, stand vor ihm in Allem als Beispiel. Derselbe, Sohn eines unbemittelten Altonaer Schiffszimmermanns, hatte damals sechs bis acht Schiffe auf dem Meere. Der Arbeiten gab es daher genug. Johannes Gabe war der Erste und Letzte auf dem Comptoire, er korrespondirte in fünf Sprachen und arbeitete trotz seiner 60 Jahre mit der Rüstigkeit eines Jünglings.

Ernst Wilhelm Arnoldi nützte die Gunst des Schicksals, das ihn mit solch' einem Mann in nähere Beziehungen brachte, bestens aus. Unser junger Freund schloß sich dem Sohne seines Prinzipals, Pedro, an und erlangte in Folge dessen Zutritt in das gastfreie Haus seines trefflichen Prinzipals. Das öftere Verweilen unter ebenso gebildeten wie liebenswürdigen Menschen kam unserem jungen Freunde gar sehr zu Statten, sowohl in Bezug auf Aneignung angenehmer Umgangsmanieren als auf Charakterfestigkeit; die gute Gesellschaft, die er gefunden, hob ihn empor und hielt ihn entfernt von den Verlockungen einer großen Stadt, welche dergestalt nicht die geringste Anziehungskraft auf ihn äußerten. Um so mehr entwickelte sich in ihm der Eifer für geordnete, ersprießliche Thätigkeit.

Er floh absichtlich alle die Vergnügungen und Zerstreuungen, die leider so viele junge Leute in den Entwicklungsjahren ihrer wahren Bestimmung zum Theil entfremden. Von seinen Chefs wurde sein Verhalten auch bereitwillig anerkannt, denn wir finden den angehenden Kaufmann in noch jugendlichem Alter schon als Korrespondenten thätig, wiewol ihm gründliche Kenntnisse in fremden Sprachen, die er sich aber später in sehr hohem Grade aneignete, damals noch abgingen. Doch hatte er einige Gewandtheit in der Kunst, sich wohl auszudrücken vorzugsweise im Englischen erlangt, auch nicht versäumt, neue Anschauungen zu gewinnen durch rege Betheiligung an den Vorlesungen des unvergessenen J. G. Büsch, des Begründers der kaufmännischen Wissenschaften. Aufmerksam lauschte er den Vorträgen des damals achtzigjährigen Greises aus den Gebieten der Staats- und Handelswissenschaften, sowie der neueren Sprachen. Auch ließ er sich von dem öfteren Besuch durch den heute unglaublichen Umstand nicht abschrecken, daß (nach seinen eigenen Aufzeichnungen) bei einer Einwohnerzahl von weit über hunderttausend Menschen Hamburg kein höheres Kontingent zur Zuhörerschaft des verdienstvollen Lehrers stellte, als etwa 10 bis 12 strebsame junge Leute.

Verhältnisse im elterlichen Hause, hauptsächlich die Klagen des Vaters über zunehmende körperliche Leiden, machten seine Rückkehr nach Gotha zu einer Zeit wünschenswerth, zu welcher er so sehr nach weiterer Ausbildung in der hierzu die reichlichste Gelegenheit bietenden Metropole verlangte. Willig leistete er jedoch den Wünschen der Seinigen noch im Jahre 1799 Folge. Er überzeugte sich bald, daß dem Vater eine Stütze noth that, und eine solche ward er seiner Familie. Der kräftige Jüngling gefiel Männern und Frauen. Sein gewinnendes Wesen hinter dem Ladentisch führte Kunden aus allen Ständen heran, vornehmlich manche Kundin; seine anregende Unterhaltungsgabe gewann ihm damals schon manch Freundesherz wie seine schöne Begeisterung für Alles Hohe und Große manchen Verehrer und Gönner in den Mannes- und Schaffensjahren. E. W. Arnoldi trug bei seiner Rückkehr von Hamburg weder Zopf noch Schnallenschuhe, sondern Pantalon und Stulpenstiefel. Dem liebgewonnenen weißen Halstuch ist er bis an sein Lebensende treu geblieben und von der erst mit der Julirevolution allgemein gewordenen schwarzen Kravatte wollte er nie etwas wissen. Auch im doppelfarbigen Tuche der Bürgermiliz, mit dem Federhut und dem Degen an der Seite, als „Schutzdeputirter“, wußte er in den Jahren der napoleonischen Kriege sich zu benehmen und durch Haltung und Manieren zu imponiren, vornehmlich als es galt, die Interessen seiner Vaterstadt gegen militärische Anmaßungen zu vertreten. Dabei kam ihm, seinen Hausgenossen und Mitbürgern seine Kenntniß der französischen Sprache zu Statten.

Seit dem Jahre 1803 gehörte er dem väterlichen Geschäfte als Theilnehmer an. Damit begann seine rastlose, bald auch den gesammten Interessen des Vaterlandes zugewandte Wirksamkeit. Denn schon in den frühesten Jahren selbständiger Thätigkeit zeigte sich Ernst Wilhelm Arnoldi als das, was er war und blieb: ein gewandter Kopf, ein eifriger Denker, ein gemüthreicher, feinfühlender Mensch, vor Allem bestrebt zu handeln, wo es galt und mit schöpferischer Kraft für Das einzutreten, was er für nützlich und zeitgemäß erkannte.

Und hier ist es an der Zeit, eine Vorstellung von der außerordentlichen Arbeitskraft und dem Feuereifer des reich begabten Mannes zu gewinnen. Wenn wir sehen, mit welchem Eifer er sich nach Wiederkehr des Friedens neben seinen Geschäften der Ausführung seiner Idee, den deutschen Handelsstand im Interesse erleichterten Verkehrs zu einigen, widmet, wie er für einen zu gründenden Fabrikantenbund plaidirt, dann sich für den Zollverein begeistert und nach erstgenannter Richtung hin mit Wort und Schrift unermüdlich wirkt, wie er seinen Plänen im Jahre 1820 weiteren Ausdruck verleiht durch Herausgabe der „Concordia", wie er gleichzeitig die „Innungshalle" und die Handelsschule in's Leben ruft, Alles Dinge, welche neben Geistesanstrengung bedeutende Opfer an Zeit erheischten und wie er dies Alles oft nur unter Hintansetzung der eigenen Interessen fertig zu bringen vermag, — in der That, da erscheint uns der treffliche Mann doppelt verehrungswürdig, zumal er sich nicht immer glänzender eigener Geschäfte zu erfreuen hatte. Zu unserer Achtung gesellt sich aber Bewunderung, wenn wir den Unermüdlichen auch noch an die Ausführung einer für die damalige Zeit sehr schwierigen Idee, gleich jener der Gründung einer Feuerversicherungs-Anstalt vorschreiten sehen. Und zu solch' rastloser Thätigkeit spornte ihn nicht etwa die Unruhe ehrgeizigen Thuns und Treibens an! Nicht nur spricht er selbst sich über das Ideal seiner Wünsche aus in dem, was er niedergeschrieben, sondern im Umgang mit ihm trat Allen unverkennbar das eigenartige Wesen und der Zug von Hochsinn entgegen, welcher alle Handlungen des seltenen Mannes durchdringt. Sein ganzes Wirken entspringt jenem edlen Trieb, der ausgesprochen ist in dem schönen Spruche unseres Religionsstifters: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst!" aus demselben Geiste christlicher Liebe, von dem die herrlichen Worte zeugen: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder gethan, das habt ihr mir gethan." So sehen wir den Bekenner echter Menschlichkeit streben und schaffen, unverdrossen und jahrelang, sich die Dankbarkeit und Hochachtung seiner Zeitgenossen verdienen, wie nicht minder die Verehrung der nachfolgenden Geschlechter. Solche Gesinnung und Handlungsweise verdient es wohl, daß wir die großartige Wirksamkeit des edlen Mannes, des Bürger-Ehrenmannes, wie er sein soll, durch alle Stadien eines werkthätigen Lebens verfolgen.

---

2. Gründung der „Innungshalle" und der kaufmännischen Lehranstalt.

Noch ist E. W. Arnoldi erst kurze Zeit in das elterliche Haus zurückgekehrt, und bereits geht ein frischer Hauch durch alle Beziehungen des väterlichen Geschäfts, das sich vornehmlich dem Handel mit Kolonialwaaren zugewendet hatte. E. W. Arnoldi's Streben ging hauptsächlich dahin, neue Handelsartikel einzuführen, was auch seiner Vaterstadt zu gute kam, sowie für die Erzeugnisse seiner Heimath auswärts einen größeren Markt zu suchen, so u. A. für Waid, Braunstein, insbesondere für Schuhwerk. Schon 1803 gab sich die erhöhte Thätigkeit in der Errichtung der Farbenfabrik zu Remstedt in der Nähe von Gotha kund, eines Etablissements, das sich mit der Darstellung von Mennig-, Chrom- und Fernambuk-Farben beschäftigte. Drei Jahre später erfolgte der Austritt des alten Arnoldi aus dem gemeinsamen Geschäfte, das er seinen beiden Söhnen,

E. W. und Joh. Fr. Arnoldi, überließ. Den Umfang der geschäftlichen Unternehmungen erweiterte demnächst eine Steingutfabrik zu Elgersburg (unweit Ilmenau) zur Anfertigung von Gefäßen aus einer dem englischen Wedgwood ähnlichen Masse. Beide Fabriken bestehen heute noch, erstere unter der Firma Ernst Arnoldi's Söhne, die andere als: C. E. und F. Arnoldi in Elgersburg, deren Fabrikate von Apothekern und Chemikern diesseit und jenseit des Ozeans hoch geschätzt sind. Zur Ausdehnung dieses 1808 gegründeten Etablissements ermuthigten die damaligen Zeitverhältnisse freilich keineswegs. Die Hemmnisse, unter denen in den Jahren der Fremdherrschaft Handel und Wandel siechten, äußerten sich wiederholt durch andauernde Geschäftsunsicherheit und empfindliche Störungen verwandter Art. Unter solchen Umständen litt auch Arnoldi's Freude an gedeihlichem Schaffen und zu lebendiger Anregung. Erst nach dem Kriege, als es wieder etwas lichter ward in unserm Vaterlande, beginnt Arnoldi's segensreiches, auf's Allgemeine gerichtetes Wirken. Zunächst galt es allerdings eine Menge meist in den öffentlichen Zuständen jener Tage beruhender Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, die den Aufschwung des eigenen Geschäftes verhinderten und welche selbst ein Mann von seinem Naturell nicht völlig zu überwältigen vermochte. Der Umfang seiner Pläne stand mit den verfügbaren eigenen Mitteln nicht im rechten Verhältniß, und so verzichtete der einsichtsvoll sich bescheidende Mann auf allzu große Ausdehnung der eigenen Unternehmungen. Desto eifriger überließ sich sein regsamer Geist dem Gedanken, durch welche Anstrengungen es wohl gelingen möchte, rascher die schmerzlichen Wunden heilen zu machen, welche harte Prüfungen dem deutschen Vaterlande während der kaum übergegangenen Leidensjahre zurückgelassen. Mittlerweile war sein Name im Gothaer Lande bei mehr als einer Gelegenheit achtungsvoll genannt worden. In den Jahren 1816—1817 hatte er thätig zur Linderung des allgemeinen Nothstandes eingegriffen, indem er die beklagenswerthen Folgen einer Mißernte durch Herbeischaffung größerer Massen von russischem Getreide abzuwenden bestrebt war. Hierdurch wandte sich die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf den regsamen und energischen Mann hin, und es wählte ihn die Kramer-Innung zu ihrem Vorstande.

In der Eigenschaft eines Kramermeisters machte er sich sehr bald auch in weiteren Kreisen bemerkbar. Sein Amt bot vielfach Gelegenheit, den Mißbräuchen und Uebelständen, welche er während mancher Jahre hinter dem Ladentisch in vollem Maße kennen gelernt hatte, entgegenzutreten und vor Allem die nöthige Theilnahme für die höheren Interessen des Berufes unter den Standesgenossen zu wecken. Er meinte dies durch Gründung eines Vereins unter dem Namen „Innungshalle" erreichen zu können, welcher nicht nur die dem Kleinverschleiße von Kolonial- und Materialwaaren angehörigen Zunftgenossen, sondern den gesammten Handelsstand Gotha's umfassen sollte. Der gesellige Umgang, die freundliche Annäherung Aller werde, so glaubte er, nicht nur die Belehrung und Hebung seines Standes fördern, sondern auch gar mancherlei Erleichterungen für den Geschäftsverkehr der Genossen unter sich anbahnen können. Die Väter der Stadt fanden die Vorschläge des allgemein geachteten Mannes beachtenswerth. Das sogenannte „Neue Rathhaus", welches

mancherlei geeignete Räumlichkeiten darbot, ward zu einem mäßigen Preise für die Kramerinnung erworben. Bald befand sich die Sache im Gange. In dem mit Landkarten ausgestatteten Lesezimmer wurden politische und Fachzeitungen, ebenso die neuesten Einfuhrlisten aus den ersten deutschen Seestädten, die Coursblätter der Wechselplätze u. s. w. aufgelegt. Durch ansehnlichere Schenkungen gleichgesinnter Mitglieder entstand eine Bibliothek, sowie ein Waarenkabinet. So lebhaft auch die Vereinsgenossen in den Gesellschaftszimmern bei einem Glase Bier und einer Pfeife Tabak des Abends mit einander verkehrten, in der ganzen „Innungshalle", war jede andere Unterhaltung als die auf geschäftliche und allgemeine Belehrung hinzielende, namentlich das Spiel, verbannt.

Um so weniger fehlte es an Anregungen aller Art, besonders wenn durchreisende Fremde die junge Schöpfung Arnoldi's besuchten. Daß dies in späteren Zeiten immer öfter geschah, und daß aus aller Herren Länder Besucher eintrafen, beweist das Fremdenbuch der Anstalt. Es ist bezeichnend sowol für die damaligen Zustände als die Stimmungen unseres wackeren Thüringers, wenn er den Freunden aus Magdeburg, Minden, Lüneburg, Wanfried zuruft:

Alles ist Uebergang hier. Die Brücken durchkreuzen die Ströme,
Und wo der Schiffer entlöscht, liegt schon ein Fahrzeug bereit,
Stapel- und Zollrecht dabei, vermehrend die reichlichen Spesen,
Machen entbehrlich den Fluß, weil ihn der Wagen ersetzt.
So ist's im Ganzen bei uns. Deutschland, es wird nie genesen,
Läßt es da Hemmung besteh'n, wo nur ein Uebergang ist.
Frei seid ihr, Freunde, von Schuld. Der Kaufmann sorgt immer für Güter,
Und der Segen dazu kommt nur von Oben herab.

Die „Innungshalle" kann als Wiege aller derjenigen, den Handel fördernden Anstalten angesehen werden, auf welche das kleine Gotha mit Recht stolz ist. Als der Verein durch den Beitritt aller handeltreibenden Bürger Gotha's fest begründet war, beschäftigte sich Arnoldi mit den Zuständen, unter welchen die jungen Kaufleute jener Zeit ihre Ausbildung erlangten und welche an vielen Orten, selbst heute noch, kaum andere geworden sind. Er sagt: „Die unrichtigen Begriffe der Eltern von dem Wesen des Handels sind immer die Ursache der leichtfertigen Wahl des Handelsstandes zum Berufe ihrer Söhne gewesen. Für solche, die keine Anlagen zum Studiren, keine Lust zu geregelter Thätigkeit hatten, schien er einzig und allein vorhanden, um die letzte Zuflucht der Unfähigkeit zu bilden. Der Handel ist in vieler Leute Augen ein bloßes Glücksspiel, was man, wie jedes andere Spiel erlernen mag. Dergleichen Leute erwachen gewöhnlich aus ihrem Traume, sobald der junge Unwissende, von seinem Herrn entlassen, ins elterliche Haus zurückkehrt".

„Die selbsteigene Erfahrung in unseren Geschäften hat uns belehrt, daß die Wahl unseres Standes für junge Leute in nur zu vielen Fällen eine unglückliche war, weil die Lehrzeit als solche spurlos vorüberging. Wir alle haben ja an uns selbst erfahren, wie wenig die kaufmännische Erziehung für uns gethan hat. — Die Betrachtung, daß ein mit den nothwendigen Hülfswissenschaften der Handlung ausgerüsteter Mensch in jedes Fach passe und unter allen Umständen ein brauchbarer Bürger bleibe, wenn selbst das Glück ihm als Kaufmann den Rücken zukehren sollte, macht den Gedanken rege, daß zureichender Unterricht

des Lehrlings die erste und unerläßlichste Bedingung seiner kaufmännischen Bildung und daß jeder Lehrherr verpflichtet ist, seinen Lehrling nicht abzuhalten, vielmehr ihm förderlich zu sein, sich diese Bildung zu erwerben."

Mit obigen Anschauungen stimmten überein die allerorts laut gewordenen Klagen über Vernachlässigung einer zweckmäßigen Ausbildung der Handlungslehrlinge und namentlich der der kleineren Städte, welchen letzteren man vorwarf, sie seien die „Quelle jener Handlungsdiener-Manufakturen", aus welcher eine Menge ungeschickter und unbrauchbarer junger Leute hervorgehe. Wohlbekannt mit den schreiendsten Mängeln rief nun Arnoldi im Verein mit gleichgesinnten Freunden der „Innungshalle" im März 1818 jenes kaufmännische Fortbildungs-Institut in's Leben, welches bis zur Stunde noch, vielfachen Segen verbreitend, besteht, und seitdem das Vorbild für eine ganze Reihe verwandter Lehranstalten geworden ist. Das genannte Institut will in Bezug auf Erziehung des Lehrlings dasjenige ergänzen, was die Lehre des Geschäftes nicht zu leisten vermag; es soll fördernd, aber nicht störend in die Ausbildung des jungen Mannes eingreifen. Während der Lehrstunden, bei deren Wahl auf die örtlichen Verhältnisse der Stadt wohl Bedacht genommen ist, wird dem angehenden Kaufmann in allen berufsfördernden Wissenschaften Unterricht ertheilt. Eine dem Bedürfniß der jungen Leute angepaßte Bibliothek, ebenso ein Waarenkabinet bieten Gelegenheit und Anregung zu weiterer geistiger Ausbildung, welche gleich wünschenswerth ist im engen Bereiche der kleinen Comptoire, als nothwendig hinsichtlich der Anforderungen, welche an den Weltkaufmann gestellt werden. Lehrgegenstände sind: Kaufmännischer Briefwechsel (deutsch, französisch, englisch), kaufmännische Rechenkunst und Buchhaltung, Handelsgeographie, Geschichte, Waarenkunde, die Grundlehren der Nationalökonomie u. s. w. Noch heute ist die Eintheilung des Schulunterrichts in der Gothaer Lehranstalt auf die Voraussetzung einer vierjährigen Lehrzeit gegründet. Derselbe beginnt bei den Elementen der kaufmännisch-wissenschaftlichen Bildung und führt bis zum Standpunkt des angehenden Gehülfen. Jeder neu eintretende Lehrling muß sich einer Prüfung unterwerfen. Beim Austritt findet abermals eine solche statt, auf Grund deren, freilich auch mit Rücksicht auf Führung und Thätigkeit während der Lehrzeit, ein Abgangszeugniß ausgestellt wird.

Der Geist der Anstalt, von welchem der treffliche Stifter jeden Angehörigen derselben durchdrungen sehen mochte, ist in einem der ehrwürdigsten Vermächtnisse dieses guten und edlen Mannes, in seinen „drei Sittentafeln" ausgesprochen, die wir an einer andern Stelle, wo spezieller von den kaufmännischen Bildungsinstituten die Rede sein wird, in ihrem ganzen Umfange näher kennen lernen werden. Hier genügt es zu erwähnen, daß dieselben in großen Zügen die Grundsätze der Moral, die Pflichten und Lebensaufgaben des Menschen behandeln und dem angehenden Kaufmann Anleitung zur Aneignung von Lebensweisheit darbieten. Dieselben befinden sich bis zur Stunde noch in den Lehrsälen der Handelsschule zu Gotha angeschlagen, zu allen Zeiten werth, allen Jünglingen als Leitsterne zu dienen.

Und daß der von Arnoldi wach gerufene Geist lebendig geblieben, beweisen das Verhalten und die Verhältnisse von Hunderten in der Anstalt gebildeter junger

Leute, die während der fünfzigjährigen Dauer derselben aus ihr hervorgegangen und in den verschiedensten Gegenden Deutschlands thätig, sich durch Berufstreue und tüchtige Bildung in den mannichfachsten Lebensstellungen bewährt haben und an ihren Domizilen zu den geachtetsten Mitgliedern ihres Standes zählen. Freilich hat es den Gründern und Förderern der Anstalt (darunter vor Allen Buchhändler Friedrich Gottlieb Becker, der Sohn des bekannten Verfassers des „Noth- und Hülfsbüchleins" und Herausgeber des „Reichsanzeiger der Deutschen", Hofrath Rudolph Zacharias Becker) manchen Schweißtropfen abgepreßt, wenn es galt, bei der Ausführung des schweren Werkes den guten Muth, hauptsächlich der nächst Betheiligten, aufrecht zu erhalten. Doch auch diese, die Lehrherren, sind nicht müde geworden, jene nicht selten drückenden Unbequemlichkeiten auf sich zu nehmen, welche mit dem Zeitopfer für den Unterricht der Lehrlinge verbunden sind, besonders während jener Stunden, zu denen man die jungen Leute zu Hause vielleicht am nothwendigsten bedurfte. In kurzer Zeit wurden jedoch bei dem Einflusse, dessen sich der treffliche Arnoldi erfreute, sowie infolge der allseitig platzgreifenden Ueberzeugung von der Wichtigkeit der neuen Schöpfung alle Schwierigkeiten überwunden. Was ein J. G. Büsch in Hamburg schon im vorigen Jahrhundert versucht, ein August Schiebe in Leipzig mit bestem Erfolge weiter entwickelt hat, gedieh fort und fort unter der liebevollen Fürsorge und der Segen erweckenden Hand unseres Arnoldi, zur Freude der Betheiligten und aller Strebensgenossen. Seitdem sind in Deutschland kaum weniger als vierzig derartige Anstalten in allen Gegenden entstanden, wo sich ein regeres Verkehrsleben ausgebildet hat. Gegenwärtig hat allerdings ein Theil der Handelsschulen, die sich „höhere Handelslehranstalten" nennen, einen gewissen akademischen Charakter angenommen; sie bezwecken eine den rastlosen Fortschritten der Neuzeit angemessenere, umfassendere Ausbildung, als sie Arnoldi mit seiner Schöpfung beabsichtigen konnte und wollte. Aber Niemand wird verkennen, daß sein Werk, welches mit der Praxis die Wissenschaft verbindet, als ein außerordentlicher Fortschritt gepriesen zu werden verdient, und das gegebene Beispiel die segensreichsten Folgen für den gesammten Handelsstand nach sich zog.

---

3. Arnoldi, ein Pionier des Zollvereins.

Nach der Gründung der Innungshalle und der Fortbildungsanstalt für Lehrlinge aus dem Kaufmannsstande nahm E. W. Arnoldi's unermüdliche Schaffenslust bald einen noch bedeutungsvolleren Aufflug. Das größte Hinderniß, welches in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts Deutschland zu einer gedeihlichen Entwickelung nicht kommen ließ, bildeten in Verbindung mit einer grundsatzlosen Zollgesetzgebung die zahllosen Zollschranken, welche jeder Duodezstaat nach seinem Belieben aufgerichtet hatte.

Arnoldi sah ein, welcher Segen für den Verkehr Deutschlands aus einem freien Binnenhandel entspringen müsse, und es richtete sich sein ganzes Streben mit der ihm angeborenen Energie darauf, durch besonnenes Thun in Wort und Schrift zur Verwirklichung seiner Pläne in Bezug auf eine bessere Handelsgesetzgebung im Volke Boden zu gewinnen. Schon im Jahre 1816 finden

wir im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“ mehrere gehaltvolle, diesen Zwecken gewidmete Aufsätze von seiner Hand, womit er zunächst für den Schutz deutschen Handels und deutscher Industrie in die Schranken trat. In demselben Blatte veröffentlichte er 1817 seine Ideen über die „Begründung eines Bundes unter den deutschen Fabrikanten“. Er forderte seine Berufsgenossen in eindringlichen Worten auf, zusammenzutreten und in allen maßgebenden Kreisen dahin zu wirken, daß den beklagenswerthen Hemmungen des inneren Verkehrs ein Ziel gesetzt, daß vor Allem die vaterländische Produktionskraft ermuthigt und gestärkt, und zu diesem Zwecke ausländische Erzeugnisse mit höheren Eingangszöllen belegt würden: just dasselbe, was sein großer Bestrebungsgenosse Fr. List mit allen Beweismitteln wissenschaftlicher Bildung verlangte. Daß von Seiten der Mehrzahl deutscher Regierungen, ebenso durch den deutschen Bundestag kaum viel zum Segen der deutschen Gesammt-Industrie erwartet werden dürfe, verhehlte sich Arnoldi keineswegs. „Die Bedächtigkeit“, klagt er, „womit der Bundestag vorschreitet, läßt nicht absehen, wann einmal die Reihe an Gegenstände kommen wird, welche die Gesammtheit der Nation, die allgemeine Wohlfahrt betreffen.“ Deswegen dringt er darauf, daß die in einem Bunde geeinigten deutschen Fabrikanten sich durch Selbsthülfe bessere Zustände schaffen sollten. Aber er muthete dem damaligen engherzig-kleinbürgerlichen Geiste wahrlich zu große Dinge zu, als er u. A. ermahnt, den erbärmlichen Täuschungsmitteln hinsichtlich des Ursprungs der Fabrikate, englischer Stempel oder Firmen, zu entsagen. Auch konnte es vielleicht heißen, zu viel von dem zu jener Zeit nur sehr gering entwickelten Hochsinn unserer Nation voraussetzen, wenn er die deutsche Männer- und Frauenwelt aufforderte, ihren Stolz darein zu setzen, nur Kleider von deutschem Gewebe zu tragen. Auch dem damals noch tief erschöpften Preußen traute er eine wunderbare Gesundheit und Beweglichkeit und beziehentlich der Anwendung einen unversieglichen Feuereifer zu, wenn er hofft, es könne sich sobald, schon zum dritten Male, aufraffen, und wie es in den Jahren 1813 bis 1815 Allen die Fahne der Befreiung vom Joche der Fremdherrschaft vorgetragen, so diesmal vor der ganzen Nation das Banner deutscher Handelsgröße entfalten und als Schirmherr des Bundes deutscher Fabrikanten auftreten. Auch erheischt die Billigkeit, zuzugeben, daß jene Mattherzigkeit, worüber ein Arnoldi mit Recht öffentlich Klage führt, nicht nur als beklagenswerthes Attribut der damaligen Regierungen erscheint: jahrelange Kriege und Fremdherrschaft hatten die geistige und physische Thatkraft von ganz Deutschland erschüttert und alle Lande arm an bürgerlicher und vaterländischer Tugend gemacht, mit einem Worte, sittlich und bürgerlich herabgebracht. Der Drang nach Ruhe und Frieden überwog jede andere, höhere Regung, und so konnten die Regierungen ungescheut thun oder vielmehr unterlassen, was sie wollten.

Und dennoch war es höchste Zeit, daß in unserm Vaterlande zu Gunsten von Handel und Gewerbe Etwas geschah. Englands Baumwollen-Industrie hatte begonnen die deutschen Märkte zu überfluten, und dadurch der eben erst wieder erwachten heimischen Gewerbthätigkeit den Todesstoß versetzt. Die britischen Korngesetze aber verschlossen in gewöhnlichen Jahren dem ausländischen Getreide den Zutritt in die britischen Häfen. Ebenso hatten die Niederlande ihr altes Prohibitiv-System erneuert und die Mündung des Rheins, einer der

großen Verkehrsstraßen unseres Vaterlandes, den Bestimmungen des Wiener Kongresses zuwider, geschlossen. Auch Frankreich hatte seine höheren Schutzzölle immer weiter hinaufgeschraubt und überdies nahmen die Erwerbsverhältnisse innerhalb Deutschland von Tag zu Tag eine immer kläglichere Gestaltung an. Achtunddreißig von einander getrennte und zum Theil sehr kleine souveräne Staaten mit vielfach durchschnittenen Gebietstheilen suchten jeder nur seinen Vortheil, auf Kosten des gesammten deutschen Handels und Verkehrs. Ohne die geringste Rücksicht zu nehmen auf das Wohl des Ganzen oder auch nur des nächsten Nachbarn, wurden zeitweilig wol neue Zollstätten und Schlagbäume zur Förderung fiskalischer Interessen aufgerichtet, jedoch keiner der letzteren niedergelegt. So sah es aus zur Zeit, als Professor Fr. List in einer von 70 angesehenen Fabrikanten unterzeichneten Bittschrift zuerst jene überaus trostlosen Zustände darlegte und von der ohnmächtigen deutschen Bundesversammlung unterm 20. April 1819 baldige Abhülfe verlangte. Auch unser Arnoldi war nicht müssig gewesen. Seinen unermüdlichen Mahnungen gelang es, zu einer Eingabe an dieselbe höchste Behörde die Unterschriften von 5051 mitteldeutschen Fabrikanten und Gewerbtreibenden zu erwirken. Weiterhin suchten er und eine Anzahl gleichgesinnter deutscher Männer zu derselben Zeit mehrere kleinere Regierungen für ihre Bemühungen zu interessiren.

Und in der That, als jene Massenpetition im Bundespalast zu Frankfurt a. M. zur Vorlage kam, fand sie eifrige Fürsprecher an mehreren Gesandten, vornehmlich der Sächsischen, Thüringer und Hessischen Lande. Man gab zu, daß die in Bittschriften, Zeitungen und Broschüren entworfenen Schilderungen von der traurigen Lage der deutschen Industrie keineswegs übertrieben seien. Aber der Bundestag — er that nichts. Machtlos geboren, ging er an demselben Geburtsfehler fünfzig Jahre später zu Grunde.

Diese Machtlosigkeit der einzelnen Regierungen zeigte, daß von Frankfurt her so bald nichts zu hoffen sei. Es lag klar zu Tage, daß wenn der eine oder andere mächtigere deutsche Staat mit seinen Schleppträgern den Aufforderungen zu gemeinsamen Beschlüssen behufs Vollziehung des Art. 19 der Bundesakte entweder ausdrücklich oder stillschweigend seine Unterstützung versagte, die besten Absichten und Vorschläge immer im Sande verlaufen würden. Dennoch blieb nichts übrig, als fortwährend die einzelnen Regierungen zu drängen, die Augen zu öffnen oder offen zu halten und von der nächsten Zeit zu hoffen, daß bald eine bessere Einsicht und Erkennung der schreienden Uebelstände Alle überkommen werde. Deswegen mußte die öffentliche Meinung zu Hülfe genommen und die Ueberzeugung befestigt werden, daß ohne beschleunigte Abhülfe vermittelst gemeinsamer Maßregeln der deutsche Gewerbfleiß kläglich verkümmern werde.

Der Weg, auf welchem man zu besseren Verhältnissen gelangen wollte, war ein beschwerlicher, — und die Gefahren des Verzugs waren größer, als die Kurzsichtigkeit einzusehen vermochte. Man zögerte und zögerte, bis die schlimmen Befürchtungen, welche die Schmerzensrufe nach einer kommerziellen Einigung des Gesammtvaterlandes hervorgerufen hatten, allmälig Wesen und Gestalt annahmen. Nur der Philister und die Phalanx mit Blindheit geschlagener Schreiberseelen konnte dem Verfall länger unthätig zusehen. In allen Staaten

und Staatchen traten, Besorgniß erregend, die traurigen Folgen der Zerrissenheit zu Tage. Sie äußerten sich überaus bemerklich in unaufhörlichen Plackereien, welche die Handeltreibenden ausgesetzt waren, und in oft blutigen Raufereien, welche die Wächter des Gesetzes, den Verächtern desselben gegenüber, zu bestehen hatten. Um das Unwesen jener Uebergangszeit zu begreifen, muß man sich erinnern, daß ein kleiner deutscher Staat nicht selten seine Zollgrenzen gegen die Uebergriffe von vier oder fünf mehr oder minder bedeutenden Nachbarn zu schützen hatte. An der hessischen Grenze fanden nicht selten blutige Kämpfe zwischen den Schmugglern und Wilddieben einerseits, und andererseits den vereinigten Sendlingen der Staatsgewalt: Douaniers, Soldaten und dem Forstschutz-Personale statt.

Arnoldi befindet sich fortwährend unter den eifrigsten Vorkämpfern zur Herbeiführung einer Handelseinigung; er verficht mit Eifer die eben so bescheidenen wie gerechtfertigten Forderungen des denkenden Theiles des deutschen Handelsstandes. Um denselben ein Organ zu schaffen, hatte er schon im Jahre 1820 ein Jahrbuch, die „Concordia, Taschenbuch für Freunde des deutschen Handels-Vereins" ins Leben gerufen. Selbst heute hält es schwer, sich in eine dem gewöhnlichen Kaufmann so fern liegende Thätigkeit hinein zu denken. Muth und treue Genossen gehörten damals aber noch mehr dazu, als heutzutage. Doch an Beiden gebrach es unserm Patrioten nicht.

Unter den redlichsten und thatkräftigsten Freunden Arnoldi's führen uns dessen Aufzeichnungen in tief empfundenen Worten vor: den wackeren Franz Miller, einen Fabrikanten von Immenstadt, den muthigen „Ritter des deutschen Handelsvereins", wie Arnoldi ihn nennt, sowie einen anderen opferbereiten Deutschen und Nürnberger Bürger, den volksfreundlichen C. F. Bauerreis.*) Doch so sehr auch die Aussichten getrübt erschienen, der Handelsbannerträger jener Zeit verzagte nicht. Er glaubte an eine bessere, an eine glänzendere Zukunft unseres Volkes. Gleich schön wie ahnungsvoll sagt er: „Der Tag, an welchem das deutsche Volk die Wiedergeburt seiner Einheit und Nationalität feiert, wird auch in handelspolitischer Beziehung eine Epoche der Größe für dasselbe bezeichnen."

Fast ein Jahrzehnt dauerte die Dämmerung. Endlich begann es Licht zu werden. Preußen, das sich von den schmerzlichen Wunden aus der Zeit seiner härtesten Lehr- und Prüfungsjahre zu erholen begonnen, hatte sich aufgerafft zu einer neuen Großthat, diesmal auf dem Gebiete des nationalen Verkehrslebens. Wie mußte sich die Schar unermüdlicher Vorkämpfer für die Hebung deutschen Handels- und Gewerbfleißes gehoben fühlen, als das, was der Inbegriff ihrer desfallsigen Bestrebungen gewesen, wenn auch vor der Hand in noch beschränktem Umfange, Form, Gestalt und Leben gewann!

Arnoldi's und seiner Freunde Absichten gingen in der That darüber nicht hinaus, was die preußische Regierung im Jahre 1829 durch den „Deutschen Zollverein" in's Leben rief. Dieser überaus bedeutsame Fortschritt gab den

*) Wir kommen auf die Bestrebungen dieser und anderer Patrioten in der nächsten Sammlung, und zwar an einer Stelle wieder eingehender zurück, wenn wir das Leben und Wirken unseres großen Volkswirthschaftslehrers Friedrich List schildern.

Thüringer Vorkämpfer Veranlassung, den Hoffnungen und Erwartungen, welche sich an jenen folgereichen Vorgang knüpften, in enthusiastischen Worten Ausdruck zu verleihen. Er schrieb damals: „Heil den edlen Häuptern, die den von der herrlichsten Glorie umgebenen Handelsvertrag vom 27. Mai abgeschlossen! Sie haben ein Werk vollbracht, das Alles überstrahlt, was seit der Reformation in Deutschland Großes geschehen ist. Es ist ebenfalls eine Reformation, deren segensreiche Wirkungen außer dem Gesichtskreise der Gegenwart liegen."

Und in der That, es war eine reformatorische That, aber es war auch die höchste Zeit, daß der auf Handel und Wandel in Deutschland lastende Alp verscheucht ward. Welche Fortschritte seitdem die deutsche Industrie und Gewerbthätigkeit in noch nicht vierzig Jahren gemacht, wissen wir Alle. Aber nicht Alle kennen die Namen jener wackeren deutschen Bürger, welche in den Zwanziger Jahren so unverdrossen gekämpft und dafür nicht selten Verkennung, ja Verfolgung oder Undank geerntet haben. Heil! vornehmlich dem Manne, der diese Bewegung in unserm nationalen Leben mit vorbereiten half.

Die Erweiterung des Zollvereins in der Periode nach dem Jahre 1840 hat Arnoldi nicht mehr erlebt, also auch nicht den Anschluß von Braunschweig und Hannover, aber noch ein Jahr vor seinem Ende und in Voraussicht der unausbleiblichen wirthschaftlichen und politischen Einigung Deutschlands schrieb er am 29. Juli 1840 in das Album des Arnoldi-Thurmes:

Zehn Jahre sind dahin, seit dieser Thurm erstanden,
Und hohen Aufschwung nahm seitdem in deutschen Landen
Der echte deutsche Sinn, der Geist des Bürgerthums,
Des freien Volksverkehrs, des Selbstgefühls, des Ruhms.
Du, deutsches Vaterland, mögst Du noch mehr erstarken!
Verschwinden mögen ganz im Innern Deine Marken,
Und eine Grenze mög' Dein weit' Gebiet umziehen,
Aus Deutschlands Einheit auch der Deutschen Glück erblühen!

4. Gründung der Feuerversicherungs-Bank für Deutschland und der Lebensversicherungs-Bank zu Gotha.

Darf es Wunder nehmen, wenn ein einzig auf das allgemeine Beste gerichtetes Wirken, welches damals in fast allen Theilen unseres Vaterlandes zu den selten vorkommenden Erscheinungen gehörte, dahin führte, für den Mann, der sich so bemerkenswerth hervorthat, ein mehr als gewöhnliches Vertrauen zu erwecken und ihm bei seinen weiteren Bestrebungen die Unterstützung einer Anzahl verlässiger Gesinnungsgenossen zu sichern, die nie aufhörten, zu seinen Verehrern und Freunden zu zählen? Meist aus den ersten Theilnehmern der „Innungshalle" hervorgegangen, nahm diese Zahl strebsamer Männer mit der Erweiterung von Arnoldi's Zielpunkten stetig zu. Seine Hauptstützen fand er in der bereitwilligen Mitwirkung beispielsweise seines Vetters Gottfried Wilhelm Arnoldi, sowie in dem Tuchhändler W. Trebsdorf, Buchhändler Fr. Gottl. Becker, Buchhändler Wilhelm Perthes, in dem Fabrikbesitzer Christian Henneberg in Gotha, in seinem Schwager W. Hoffmann, Hofbuchhändler in Weimar, — Gesinnungs- und Strebensgenossen, die sich bei Gründung der Handelsschule

sowie bei Errichtung der Feuerversicherungs-Bank wacker hervorthaten. Weniger nahestehende einheimische und auswärtige Freunde thaten das Weitere.

Wir sind nun an einem neuen, dem Hauptabschnitt in dem Entwickelungsgange jenes thätigen und schöpferischen Geistes angelangt.

Wie beachtenswerth nun auch die bis dahin vorgeführten Leistungen unseres wackeren Thüringers erscheinen, so stehen sie doch keineswegs unter dessen denkwürdigen Schöpfungen oben an. Das schönste und dauerndste Denkmal hat sich E. W. Arnoldi errichtet durch die Einbürgerung des Versicherungswesens in Deutschland unter zum Theil neuen Formen und Grundlagen. Die Gründung der zwei Institute, die Arnoldi's Namen in den weitesten Kreisen bekannt machten, der Feuerversicherungs-Bank und der Lebensversicherungs-Bank in Gotha, fällt in die Jahre 1820—28. Diese beiden Anstalten stehen bis zur Stunde nach mehr als vierzigjährigem Bestande unter allen verwandten Anstalten mit oben an und haben während jener langen Zeit bei verschiedenen Vorkommnissen glänzende Beweise ebensowol für ihre segensreiche Wirksamkeit wie tüchtige Organisation geliefert.

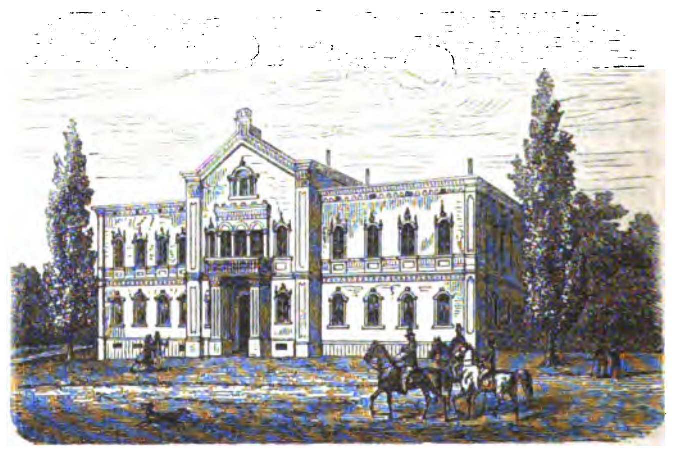
Wenden wir uns jenen Hauptschöpfungen Arnoldi's zu. Aus der vorhergegangenen Geschichte des Versicherungswesens ist schon ersichtlich geworden, wie es im Jahre 1820 um die Feuerversicherung in Deutschland aussah. Die Staatsanstalten, überall noch mit Zwangsprivilegien versehen, versicherten wol die Immobilien, die Versicherung des Mobiliars dagegen wurde nur durch ausländische (einige englische und französische) Gesellschaften, in einigen Distrikten auch von daselbst entstandenen, aber nur auf kleine Bezirke beschränkten und zwar auf gegenseitige Garantie basirten Anstalten bewirkt. In's Jahr 1812 fällt die Gründung der Berliner Feuerversicherungs-Anstalt, in's Jahr 1819 die der Leipziger Feuerversicherungs-Anstalt. Beide sind Aktien-Anstalten. Doch weder die eine noch die andere war bis dahin zu hervorragender Bedeutung gelangt, lediglich nur, weil man die Aufwendung einer besondern Thätigkeit, das Publikum zur Versicherung des Mobiliars zu bewegen, verschmähte. Die ausländischen Anstalten wirkten in dieser Beziehung schon etwas energischer. Freilich hatten auch sie mit der Indolenz des Publikums nicht wenig zu kämpfen; sie fanden indessen, in Folge der Höhe der Prämien, welche sie bei dem Mangel jeder Konkurrenz erheben konnten, ihre Rechnung, und sie vermochten große Summen aus Deutschland herauszuziehen. Diese mißlichen Umstände verstärkten die Ueberzeugung, daß der Nichtbemittelte bei solch' hohen Prämien gerade am wenigsten in der Lage sei, sich den Segen der Versicherung durch Ersatz von Verlusten bei Brandschäden zugängig zu machen. Nicht minder in's Gewicht fallend war für den Interessenten die von der Landes-Brandkasse in Gotha beliebte sehr niedrige Taxirung der Gebäude, wodurch der Mobiliar-Verlust noch empfindlicher wurde, da der Schadenersatz dem Werth des Gebäudes lange nicht gleichkam.

Alle diese unbefriedigenden Verhältnisse veranlaßten unsern Arnoldi zum Nachdenken und endlich zum Entschlusse, eine große, auf Gegenseitigkeit gegründete Feuerversicherungs-Anstalt in's Leben zu rufen. Schon im Jahre 1817 hatte er, gelegentlich seiner Bestrebungen, einen deutschen Fabrikantenbund

zu Stande zu bringen, seine Ideen ausgesprochen; indeß schien damals noch nicht der geeignete Zeitpunkt zur Verwirklichung weitergehender Ideen gekommen. Im Sommer 1818 befand er sich, von einer Geschäftsreise nach Bremen und Holland zurückkehrend, in Köln. Beim Betreten einer alten Brandstätte sammelten sich alle bisherigen Gedanken und Absichten in einem einzigen Brennpunkte. Er kam mit sich selbst ins Reine und derselbe Grundsatz, welcher den gefeierten Schulze-Delitzsch bei der Gründung seiner Kredit- und Vorschuß-Vereine nach dem Losungswort „help your self" leitete, legte auch Arnoldi den im Kreißen befindlichen Plänen zu Begründung einer deutschen „National-Versicherungs-Anstalt" zu Grunde. Er wußte, was er wollte, so klar darzulegen, daß er vielen Anklang fand, als er im Oktober desselben Jahres seine Absichten zum ersten Male seinen Freunden in der „Innungshalle" offenbarte. Das Prinzip der Gegenseitigkeit hielt er auch hinsichtlich der Anwendung auf die Versicherung als das zweckdienlichste und fördersamste; denn obschon die Aktien-Gesellschaften mit festen Prämien Versicherung gewähren, und wiewol die Versicherten dabei niemals die Nothwendigkeit eines Nachschusses treffen kann, so erschien es ihm doch weit ersprießlicher, wenn auch der aus dem Geschäft erwachsende Gewinn wiederum den Versicherten und nicht nur einer Anzahl Kapitalisten zu gute käme.

Nur wenige Worte bei dieser Gelegenheit über die beiden, sich zwar nicht feindlich gegenüberstehenden, aber doch an sich sehr verschiedenen Systeme. Die Aktien-Gesellschaften erheben feste Prämien, vertheilen aber den Gewinn, welcher nach Abzug der Unkosten und der für gezahlte Schäden geleisteten Beträge verbleibt, an die Aktionäre. Diese haben natürlich auch nach Maßgabe der von ihnen gezeichneten Aktien für alle Verluste zu haften. Die Gegenseitigkeits-Gesellschaften arbeiten in zweierlei Formen: Zu einem Theile erheben sie feste Prämien, und weiterhin, wenn am Jahresschluß die Ausgaben die Einnahmen übersteigen, eine dem Deficit entsprechende, auf die Versicherungssumme repartirte Nachzahlung. Beim Ueberschießen der Einnahmen wird in gleicher Weise das Plus zur Vertheilung gebracht, oder sie repartiren am Jahresschluß alle Ausgaben auf die Versicherungssumme und heben darnach einen entsprechenden Beitrag ein. Letzterer Modus wird namentlich seitens der Immobiliar-Versicherungs-Anstalten des Staates, aber auch von mehreren, auf dasselbe Prinzip der Gegenseitigkeit basirten Privat-Versicherungs-Anstalten beobachtet. Die größeren Institute dieser Art aber, voran das Gothaer, folgten dem ersten Modus. — Vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, ist ohne Zweifel das Gegenseitigkeits-Prinzip das vorzüglichste, namentlich in der von der Gothaer Bank festgehaltenen Weise. Allein es kann auf der einen Seite nicht in Abrede gestellt werden, daß die große Ausbreitung, welche das Versicherungswesen gegenwärtig erlangt hat, der außerordentlichen Thätigkeit und der Vermehrung der Aktien-Gesellschaften zuzuschreiben ist. Weiterhin können Gegenseitigkeits-Anstalten nur auf vollständige Erreichung des Zweckes, dem Publikum billige Versicherung zu gewähren, rechnen, wenn sie eine entsprechende, bedeutendere Ausdehnung erlangen. Würden die zahlreichen, nach dem Muster der Gothaer Bank entstandenen Gegenseitigkeits-Anstalten sich nicht auf kleine Bezirke beschränkt haben, so hätte das Publikum sich ohne Zweifel mehr der Gegenseitigkeit zugewendet, und es würde die Entstehung so vieler Aktien-Gesellschaften schwerlich erfolgt sein.

Um seine Ideen zu verwirklichen, hatte Arnoldi sich mit dem Handelsstande von Gotha, Arnstadt, Erfurt, Eisenach und Langensalza in Verbindung gesetzt. Bald war eine Summe von 1180 Thlr. zur Bestreitung der ersten Einleitungskosten zusammengebracht und rascher, als es neuen Ideen gewöhnlich widerfährt, gedieh das emsig begonnene Werk. In der „Innungshalle" zu Gotha versammelte sich im Dezember 1819 zum ersten Male der Vorstand der beabsichtigten Versicherungs-Gesellschaft, aus Abgeordneten der Kaufmannschaften oben genannter Orte bestehend, und schon am 20. Juli 1820 kam nach mancherlei mündlichen und schriftlichen Berathungen durch gemeinschaftlichen Beschluß das Verfassungswerk der Feuerversicherungs-Bank in Gotha zu Stande, deren Bestätigung durch die Landesregierung im September 1820 erfolgte. Bereits am 1. Januar 1821 konnte die Anstalt mit der angemeldeten Versicherungssumme von 3 Millionen ihre Thätigkeit beginnen.



Ansicht der Feuerversicherungs-Bank für Deutschland zu Gotha.

Arnoldi hatte sich in seinen Voraussetzungen nicht geirrt, die Theilnahme war bald eine überaus große, und schon das erste Jahr schloß mit einem Versicherungsbestande von 13,515,464 Thlr. Ueber die Einrichtung der Bank wird wenig zu sagen sein, da dieselbe nach einem fast fünfzigjährigen Bestehen und bei ihrer Verbreitung über ganz Deutschland hinlänglich bekannt ist. Wir erwähnen nur, daß die Bank sich von der Versicherung aller sogenannter gefährlichen Risikos (nach dem Grundsatz, solche, welche mehr als 2 % Prämie erfordern, lieber abzuweisen) zurückhält, und daß größte Vorsicht, Strenge und Sparsamkeit bei allen Operationen als Regel gilt. So verlangt die Gothaer Bank im Interesse der Betheiligten, und um den Bestand der Gesellschaft vor allen Wechselfällen zu sichern, eine Garantie bezüglich etwa erforderlich werdender Nachschüsse, für den Fall, daß die Prämienbeträge in einem Geschäftsjahre nicht ausreichen sollten. Deswegen haben alle Mitglieder beim Eintritt in die Gesellschaft einen Solawechsel, auf den vierfachen Betrag ihrer Prämie lautend, auszustellen. Also für alle Fälle gedeckt, erhebt die Bank

erforderlichenfalls die Nachzahlungen pro Rate der Jahresbeiträge, für deren Leistung die Prämienzahler sich verpflichtet haben (während im andern, gewöhnlich günstigen Fall der entstandene Ueberschuß durch Abzug von der nächstjährigen Prämie zu Verrechnung gelangt oder baar zurückerstattet wird.

Die Resultate, welche diese Schöpfung Arnoldi's erzielt hat, lassen sich am Besten in nachstehender kurzen Uebersicht anschaulich darstellen. Es betrugen die

	Versicherungs-Beträge,		dagegen die gezahlten Schäden.		Dividende.
1821 =	13,515,464	Thlr.	14,965	Thlr.	31 % der Prämie.
1831 =	109,003,133	„	42,752	„	80 % „ „
1841 =	277,598,532	„	273,768	„	62 % „ „
1851 =	349,693,402	„	288,035	„	73 % „ „
1861 =	413,370,000	„	211,484	„	75 % „ „

Zweimal nur wurde die Bank von außergewöhnlichen Verlusten betroffen, und zwar durch die Hamburger Katastrophe sowie durch den Brand von Memel, welche beide in der Geschichte des Versicherungswesens eine traurige Berühmtheit erlangt haben. Im ersteren Falle hatte die Gothaer Bank 1,377,651 Thlr. zu zahlen, die Nachzahlung betrug aber doch nur $^{14}/_{15}$ einer gewöhnlichen Jahresprämie, im anderen betrug der Schaden 1,121,680 Thlr., wodurch aber nur die Jahresprämie bis auf 57,529 Thlr. absorbirt wurde. Beweis genug, daß das Institut auf festen Füßen steht.

Mit Schluß des Jahres 1866 beliefen sich die versicherten Beträge auf 512,920,000 Thlr., die Dividende für das Jahr 1866 auf 70 %. Die Garantie der Bank bestand am Ende des Jahres 1866 in 11,751,264 Thlr.; sie hatte bis dahin seit ihrer Gründung 41,335,382 Thlr. an Prämien eingenommen, 14,550,853 Thlr. an Schäden vergütet und 22,971,766 Thlr. als Dividende an die Theilnehmer zurückgezahlt. Die sämmtlichen Verwaltungskosten hatten nur 10,31 % der Prämien-Einnahme, inclusive der Agentur-Provisionen ausgemacht. Durchschnittlich sind 51,38 % Dividende pro Jahr vergütet worden. Daß die Billigkeit der Versicherung mit jedem Jahrzehnt zugenommen hat, ergiebt sich aus folgender Aufstellung. Die Rückzahlungen betrugen im Durchschnitt:

während der ersten	10	Jahre	37,90 %,	dagegen während der letzten	10	Jahre	69,33 %
„ „ „	20	„	45,95 %,	„ „ „ „	20	„	62,27 %
„ „ „	30	„	44,69 %,	„ „ „ „	30	„	56,26 %
„ „ „	40	„	48,55 %,	„ „ „ „	40	„	53,99 %

Von noch größerer Wichtigkeit aber als diese Schöpfung Arnoldi's ist seine zweite auf dem Gebiete des Versicherungswesens, wozu er den ersten Gedanken schon im September 1823 faßte, nämlich die Gründung der **Lebens-Versicherungs-Bank**, der **ersten** in Deutschland, während zu Anfang der zwanziger Jahre in England bereits über 40 dergleichen Institute bestanden.

In ihr verpflanzte er zuerst ein Institut auf den Boden unseres Vaterlandes, das in England schon längst bestanden, ohne von den Deutschen, trotz ihrer bekannten Vorliebe für alles Fremdländische, bis dahin nachgeahmt worden zu sein.

Und auch hier besteht Arnoldi's großes Verdienst darin, daß er die neue größere Schöpfung auf denselben Grundlagen errichtete, die sich bei seiner Feuerversicherungs-Bank bereits bewährt hatten. Das rasche Aufblühen dieser beiden Anstalten hat seitdem in Deutschland mannichfache Versicherungs-Gesellschaften der verschiedensten Richtung in's Leben gerufen, und darum verdient Arnoldi den Ehrennamen: „Vater des deutschen Versicherungswesens."

Die Veranlassung zur Stiftung dieser Lebensversicherungs-Bank war keineswegs eine erfreuliche; sie bietet aber einen so interessanten Beitrag zur Geschichte kleinstaatlicher deutscher Existenzen, daß wir sie unseren Lesern nicht vorenthalten dürfen. — Gotha, das bekanntlich jetzt zum Herzogthum Sachsen-Koburg-Gotha gehört, war bis 1825 die Hauptstadt des Herzogthums Gotha-Altenburg und die Residenz der Herzoge von Sachsen-Gotha-Altenburg. Die drei letzten Herzoge von Gotha waren merkwürdige Regenten, Jeder in einer andern Art. Ernst II., welcher von 1772 bis 1804 das Herzogthum regierte, verdient ehrenvollen Nachruhm als einsichtsvoller, aufgeklärter Regent, dessen ganzes Streben auf Förderung des Wohls seiner Unterthanen gerichtet war. Er galt seiner Zeit für das Muster eines edeln deutschen Fürsten, um welchen die Gothaer von allen deutschen Volksstämmen beneidet wurden. Und in der That erscheint der allgemeinen Verehrung würdig ein Souverän, der Kunstsammlungen und wissenschaftliche Anstalten gründet, Schulen und Gymnasien in seinem kleinen Lande verbessert, Lehrer-Seminarien errichtet, Lotto und Hazardspiele verbietet, der das Maß der damals noch bestandenen Frohndienste abmindert, eine Landes-Brandassekuranz und eine Staatsdienerwittwen-Sozietät, sowie Armenhäuser in's Leben ruft, die Prozeßordnung und Polizei vervollkommnet, eine Landesvermessung veranstaltet, durch die Errichtung der Sternwarte auf dem Seeberge für das Studium der Astronomie ein lebhaftes Interesse kundgiebt und dabei einen musterhaften Staatshaushalt führt. Die Liebe zu diesem ausgezeichneten Regenten trug sein Völkchen auch auf seine beiden, freilich von ihm von Grund aus verschiedenen Söhne über, die nach ihm regierten, und mit denen das Gothaische Herzogshaus auch erlosch.

Sein ältester Sohn, Emil Leopold August, Herzog von 1804 bis 1822, bemühte sich, im Geiste seines Vaters fortzuwirken. Trotz seiner bizarren Launen fühlten sich seine Unterthanen unter seinem humanen und milden Scepter, bei sehr mäßigen Abgaben glücklich. Seinen Spleen und alle Sonderbarkeiten kannten die Gothaer sehr wohl, aber sie empfanden jene exzentrischen Ein- und Ausfälle keineswegs, denn der wundersame Mann besaß die vortreffliche Eigenschaft, seine fürstlichen Launen nur im Kreise seiner nächsten Umgebung zu Tage treten, seine Unterthanen jedoch durch trefflich gewählte Minister regieren zu lassen, welche es zu verhindern wußten, daß der fürstliche Witz außerhalb des Herzogssitzes beschwerlich fiel. Noch jetzt findet sich in Gotha ein Gemälde des bizarren Fürsten, auf dem er im Gewande einer Griechin, auf einem antiken Ruhebett liegend und mit einem King-Charles-Hunde auf dem Schooße tändelnd, dargestellt ist. Zeitweilig machte es dem Sonderling großes Vergnügen, in den verschiedensten Trachten, bald als indischer Priester, bald als jüdischer Rabbi in den Korridors und auf dem großen Hofe seines Residenzschlosses Friedenstein sich anstarren zu lassen. Er schminkte sein Gesicht, bedeckte

es mit Schönpflästerchen, und selbst in der Farbe seiner Perrücke liebte er fortwährend den Wechsel. Die Ausführung seiner barocken, oft sehr kostspieligen Liebhabereien, seine verschwenderische Hofhaltung, bei welcher noch außerdem viel Ungehöriges unterlief (was sich daraus schließen läßt, daß in einem Jahre die für die herzogliche Tafel verbrauchte Petersilie mit 500 Thlr. berechnet war), endlich seine grenzenlose Freigebigkeit, die er nicht blos gegen seine Höflinge und Günstlinge, sondern gegen Jedermann zeigte, kosteten Unsummen Geldes, weit mehr als ihm von dem Einkommen des Landes zu Gebote stand. Das kümmerte den Sonderling jedoch wenig. Bei den Handels- und Gewerbsleuten Gotha's nahm er goldene Dosen, Uhren, ganze Ausstattungen für Bräute, wenn er kein Geld hatte, auf Kredit; ja, er borgte selbst baares Geld von den reicheren Einwohnern Gotha's, die eine Ehre darin erblickten, Gläubiger ihres Fürsten zu sein. Als aber Herzog August im Jahre 1822 starb und nun zu einer gerichtlichen Aufnahme der Hinterlassenschaft geschritten wurde, erschraken seine zahlreichen Gläubiger in Gotha nicht wenig, als es sich klar herausstellte, daß der Fürst schon seit längerer Zeit insolvent gewesen war. Die Schuldenmasse belief sich auf 539,000 Thlr. Jetzt verlangten die Darleiher, daß der Nachfolger und Bruder des Verstorbenen, Herzog Friedrich IV., für die Leichtfertigkeiten des vorigen Herrschers einstehen sollte. Mit diesem Fürsten, mit dem, wie bereits erwähnt, das herzoglich Gothaische Haus erlosch, konnten sie indessen nicht unterhandeln, denn ein elenderes, geistesschwacheres Wesen (der unglückliche Mann war der Sprache und des Gesichts beinahe gänzlich beraubt) hat wol kaum jemals auf einem Fürstenthrone gesessen. In seinem Namen regierten die Minister. Da indessen nach seinem Tode das Herzogthum Gotha unter die übrigen sächsischen Linien zur Vertheilung kommen mußte, so wurde über das Leben dieses Herzogs, der bei einem frühern Aufenthalte in Rom von den Jesuiten zum Katholizismus bekehrt worden war, mit einer Sorgsamkeit gewacht, als hänge von seinem Athemholen das Wohl und Wehe von ganz Deutschland ab. Zwei Aerzte waren ihm beigegeben, welche genaue Vorschriften in Betreff seiner Lebensweise aufgestellt hatten, über deren Beobachtung streng gewacht wurde. Für wie geistesschwach der beklagenswerthe Fürst in der That gelten mußte, ergiebt sich recht deutlich aus folgendem Vorfalle, den man sich zu jener Zeit als etwas Ungewöhnliches in Gotha erzählte, weil sich darin gezeigt habe, daß in dem Gehirn des Herzogs doch noch nicht alle Denkkraft erloschen sei.

Trotz des Zustandes des Herzogs wurden wie bisher im Schlosse ebensowol Diners wie im Winter Bälle gegeben, zu denen die Honoratioren der Stadt eingeladen wurden. Bei einer solchen Festlichkeit bemerkte der Herzog, daß einer der Gäste, ein alter Herr, der als Schulmann und Schriftsteller sich sehr ausgezeichnet hat, ein schwarzes Käppchen auf seinem kahlen Scheitel trug. Darüber erbos'te sich der sonst so gut- und gleichmüthige Herr. Er schritt auf den Pädagogen gravitätisch zu und nahm ihm das Käppchen ab, als wollte er sagen, es schicke sich nicht, in der Gegenwart des Herzogs mit bedecktem Kopfe zu erscheinen.

Der unglückliche Fürst war natürlich zu jeder Unterhandlung eben so untauglich wie zu irgend einem Staatsgeschäft. Daher suchten die acht größten Gläubiger, denen der verstorbene Herzog August 232,000 Thlr., beziehentlich die auf

142,800 Thlr. reduzirte Summe schuldig geblieben war, sich mit den Räthen des regierenden Herzogs Friedrich über die Art und Weise zu verständigen, wie sie zu ihrem Guthaben gelangen könnten. Um es nicht zu dem Skandal eines Konkurses kommen zu lassen, trafen die Minister mit den Betheiligten die Uebereinkunft, daß ihnen vom 1. Februar 1824 bis zum 1. Februar 1829 in fünf jährlichen Terminen ihre Forderungen ausgezahlt werden sollten, vorausgesetzt, daß der Herzog so lange lebe. Um nun aber für den möglichen Fall des zeitigen Ablebens ihres Fürsten der Zahlung ihres Guthabens nicht verlustig zu gehen, beschlossen die Gläubiger gemeinschaftlich, das Leben des Herzogs für den ganzen Betrag der Schuld, und zwar auf Anrathen unseres E. W. Arnoldi, bei der englischen Lebensversicherungs-Gesellschaft „Union" in London auf fünf Jahre zu versichern.

Der betreffende Antrag wurde der Generalagentur jener Gesellschaft für Deutschland, dem Handlungshause J. Corty & Comp. in Hamburg, gemacht, von welcher Seite anfangs große Schwierigkeiten erhoben wurden. Erst als die beiden Leibärzte des Herzogs die ihnen von der „Union" vorgelegten Fragen in der beruhigendsten Weise beantwortet und die Versicherung abgegeben hatten, daß durchaus keine Umstände vorlägen, welche einen frühen Tod des Herzogs befürchten ließen, zumal die ganze Lebensweise des Herzogs auf's genaueste geregelt sei und seine Umgebung darüber wache, erklärte sich die „Union" gegen eine von $2^4/_5$ % auf 5 % erhöhte Prämie bereit, einen Theil der Versicherung zu übernehmen und gleichzeitig vier andere englische Gesellschaften, nämlich die Atlas-Assurance-Company, London-Assurance-Corporation, West of England-Company und Eagle-Assurance-Company zu bestimmen, daß jede einzelne bis zum Belaufe von 4000 £ mit eintrete. Die Unterhandlungen hatten — damals gab es bekanntlich weder Dampfschiffe noch Eisenbahnen — viel Zeit in Anspruch genommen, und so kamen die Policen erst im Juni 1824 an und die betreffende Prämie wurde sofort für das erste Jahr geleistet. Acht Monate später, am 11. Februar 1825, entschlief Herzog Friedrich IV. infolge eines Schnupfenanfalls, dem seine Aerzte gar keine Wichtigkeit beigelegt hatten, und zwar, wie sich bei der Sektion herausstellte, an einer Balggeschwulst in der Schädelhöhle, welche das Gehirn zusammengepreßt hatte, und in Folge der Anhäufung von zwanzig Loth Wasser zwischen den Gehirnhäuten und dem Gehirn.

Ganz natürlich verlangten die Gothaischen Interessenten nunmehr von den fünf englischen Gesellschaften die Zahlung der Policen, welche von der „Union" und der „West-Company" auch ohne Weiteres geleistet, von den drei übrigen Gesellschaften dagegen, unter dem nichtigen Vorwande des „Bruches der Bedingungen", verweigert wurde. Zuletzt blieb den Betheiligten nichts weiter übrig, als die Klageführung, bei der sie aber nur die traurige Erfahrung machten, wie theuer Prozesse in England sind, und daß der Fremde dort, trotz allen guten Rechtes, seinen Prozeß immer leichter verlieren als gewinnen kann. Die Vorgänge hierbei sind zu merkwürdig, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten.

Zunächst ereignete sich das Unerhörte, fast Unglaubliche, daß der höchste Gerichtshof, das Kings-Bench in London, mit der Erlaubniß des regierenden Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, eine englische Gerichtskommission nach

Gotha schickte, um an Ort und Stelle die nöthigen Untersuchungen nach englischen Rechtsnormen vorzunehmen. Diese Herren lebten in dem bekannten großen Hôtel „Zum Mohren" in Gotha fürstlich, zogen die recht gut in ein paar Wochen zu beendigenden Untersuchungen sehr in die Länge, und als sie nach fünf Monaten endlich nach London zurückkehrten, hatten die Kläger die Wirthshausrechnung derselben mit etwa 6000 Thlr. zu berichtigen, ohne nur von den Akten, welche an das Kings-Bench eingesandt wurden, Einsicht nehmen zu können. Nun beschlossen die Police-Inhaber, zunächst die „Atlas-Company" auf Zahlung ihrer Police von 3208 £ zu verklagen, denn sobald dieser Prozeß gewonnen war, konnten die beiden übrigen Gesellschaften die Zahlung nicht länger verweigern. Zu ihrem Anwalt wählten sie sich den berühmten Rechtsgelehrten Lord Brougham, der sich durch die Vertheidigung der Königin Karoline einen europäischen Ruf erworben hatte, und der sein großes Talent bei der Hauptverhandlung am 21. Oktober 1828 durch glänzende Beredtsamkeit bewies. — Der Gerichtshof hatte den Arzt am Thomashospital in London, Dr. Green, als Sachverständigen eingeladen, dem Zeugenverhör beizuwohnen, und dieser fällte nun den Ausspruch, die Geistesschwäche des Herzogs habe die physische Gesundheit desselben nicht benachtheiligt, doch wenn er (Zeuge) das Gesundheitsattest auszustellen gehabt hätte, würde er es für nothwendig gehalten haben, die Geistesschwäche des Herzogs und dessen mangelhafte Sprachbildung darin zu erwähnen. Darauf hin erklärte der Vorsitzende des Gerichtshofes, Lord Tenterdon, er werde den Geschworenen die Frage vorlegen, ob nach ihrer Ansicht Thatsachen verschwiegen worden seien, welche den Versicherern nicht hätten vorenthalten werden dürfen, und es sei dann, falle die Antwort bejahend aus, die Police dem Gesetze nach ungültig. Lord Brougham hielt es, als er sah, welch einen für die Kläger nachtheiligen Eindruck diese Aeußerung auf die Geschworenen machte, im Interesse seiner Klienten nicht für rathsam, die Sache bis zu einem Urtheil zu treiben, sondern zog es vor, sich der englischen Prozeßordnung gemäß mit dem Vorbehalte abweisen zu lassen, daß die Kläger auf eine neue Untersuchung antragen könnten. — Auf dieses Recht verzichteten dieselben aber wohlweislich, denn während das Klagobjekt nur gegen 22,000 Thlr. (3208 £) betrug, stellte es sich heraus, daß der Prozeß bereits gegen 27,000 Thlr. Kosten verursacht hatte, wovon allein gegen 19,000 Thlr. (2,700 £) von Lord Brougham für seine Bemühungen liquidirt worden waren.

Der Verlust dieser Streitsache, womit zugleich die Ansprüche an die fraglichen drei Gesellschaften verloren gingen, war für die herzoglichen Gläubiger ein sehr harter Schlag, der mehr als einen derselben zwang, seine Zahlungen einzustellen. Aus dieser allgemein empfundenen Kalamität entsprang jedoch, wie so häufig im Menschenleben wie in der Natur, ein ungeahnter Segen, denn der leidige Vorfall wurde eben die Hauptveranlassung zur Gründung der „Lebensversicherungs-Bank für Deutschland" zu Gotha.

Arnoldi war bei den Verlusten dieser cause célèbre nicht selbst betheiligt, aber dennoch genöthigt, sich mit der Angelegenheit ernstlicher zu beschäftigen, weil sein Schwiegervater, der hochbetagte Senator Rosenberg, einer der herzoglichen Gläubiger, ihn mit der Einleitung der ersten Versicherungs-Verhandlungen in London, und später mit der Vertretung seiner Ansprüche und Rechte den

britischen Gesellschaften gegenüber, beauftragt hatte. Hierdurch ward Arnoldi mit allen Einzelnheiten, Eigenthümlichkeiten, sowie mit den Uebergriffen des englischen Versicherungswesens sammt seinen hohen Sätzen, übertriebenen Spesen u. dergl. bekannt und im Verlaufe des Prozesses weiterhin zur festen Ueberzeugung gebracht, wie unumgänglich nothwendig es sei, daß sich Deutschland, sobald als thunlich, von seinem Abhängigkeitsverhältniß zu England, hinsichtlich des Versicherungswesens, emanzipire. Seine Ideen und Pläne gewannen eine festere Gestaltung und kamen der Verwirklichung näher, als der bekannte Naturforscher Dr. L. F. v. Froriep in Weimar seine Uebersetzung von Babbage's „Vergleichender Darstellung der englischen Assekuranz-Gesellschaften" dem verdienstvollen Landsmanne widmete. Dieses Buch, überaus reich an interessanten Notizen aus der Praxis und Theorie jenes hochwichtigen Geschäftszweiges, ist höchst anregend geschrieben, und die stattgefundene Widmung gab unserm Arnoldi Veranlassung, die eigenen Pläne dem eben genannten, angesehenen Sachverständigen vorzulegen, während dieser wiederum seinen Freund Dr. J. B. Trommsdorff zu Erfurt, einen damals in weiten Kreisen rühmlich bekannten Chemiker, für die Sache zu interessiren wußte. Beide Männer erklärten sich bereit, die Einladungsschrift mit ihren Namen zu versehen, wodurch die beabsichtigte Gründung einer Lebensversicherungs-Bank auf den gleichen Grundlagen der Gegenseitigkeit, die sich bei der Feuerversicherungs-Bank bereits bewährt hatten, dem großen Publikum näher gebracht werden sollte. Außerdem machten sich um Begründung und erste Einrichtung der Lebensversicherungs-Bank verdient: Kammerrath W. C. Braun, Medizinalrath Dr. E. Buddeus, Consistorialrath Freytag, Schulrath Dr. V. Rost, Regierungsrath Stieler, Kammerkonsulent Thienemann, Schulinspektor Waitz, sowie die nachherigen Bankbeamten Karl August Becker und der unermüdliche Apostel des Versicherungswesens Ernst Eugen Becker, sowie Christ. Drescher, nachmaliger Schwiegersohn Arnoldi's.

Sein Leben lang erkannte Arnoldi mit klarem Blick, wieweit seine eigenen Kräfte gingen. Wo seine Kenntnisse nicht ausreichen wollten, da suchte er im Kreise seiner Freunde und Mitbürger nach Persönlichkeiten, die ihm mit den ihrigen, wie beispielsweise der treffliche Fr. List, Professor Luden in Jena u. A., gern beistanden, oder ihm ihre mächtige Fürsprache liehen, wie z. B. ein Bernhard v. Lindenau, die beiden v. Braun in Altenburg und Bernburg u. A. So war bei Begründung der Lebensversicherungs-Bank der Ausschuß aus Gelehrten, Staatsbeamten und Geschäftsmännern gebildet, unter deren Zusammenwirken mit Arnoldi binnen kurzer Zeit die erste Bankverfassung zusammenkam, deren landesherrliche Genehmigung schon am 8. Januar 1828 erfolgte. Arnoldi ward die Genugthuung zu Theil, bereits am 1. Januar 1829 sein muthig begonnenes Werk, gegründet auf einen Stamm von 794 Mitgliedern, deren Leben mit 1,821,000 Thlr. versichert war, hoffnungsreich ins Leben treten zu sehen. Als am Todestage Arnoldi's, den 27. Mai 1841, der Bankvorstand im Sterbehause, wo sich das Bankbureau befand, versammelt war, um die Jahresrechnung von 1840 zur Veröffentlichung zu genehmigen, wies diese 10,234 Versicherte mit 16,650,900 Thlr. Versicherungssumme, eine Jahreseinnahme von 702,919 Thlr. und einen Reservefonds von 2,501,272 Thlr. nach.

Wie glänzend sich im Verlaufe der nächsten 25 Jahre die Lebensversicherungs-Bank zu Gotha entwickelt hat, ergiebt sich am deutlichsten daraus, daß am 31. December 1865, demnach in 36 Jahren ihres Bestehens, die Zahl ihrer Theilnehmer auf 28,493 Personen, die Versicherungssumme auf 50,159,000 Thlr. gestiegen waren, und daß die Kassenbücher einen Bankfonds von 13,346,932 Thlr. nachwiesen. An 10,396 Personen, welche durch den Tod ausgeschieden waren, ist bis Ende 1865 die Versicherungssumme von 17,171,674 Thlr. ausgezahlt worden. In der Zeit von 1834 bis 1865 konnten von den 9,129,452 Thlr. betragenden Ueberschüssen, an die Versicherten 6,581,014 Thlr. als Dividende zurückerstattet und 2,548,438 Thlr. dem Sicherheitsfonds zur Vertheilung in den nächsten fünf Jahren überantwortet werden. Als fernerweiten Beweis, in welch hohem Grade das Vertrauen zu dieser Anstalt im Publikum fortlebt, erwähnen wir noch, daß sich allein im Laufe des Jahres 1866 derselben 2498 neue Mitglieder mit einer Versicherungssumme von nicht weniger als 4,815,100 Thlr. anschlossen, eine Zunahme, wie sie noch in keinem frühern Jahre stattgefunden hatte. — Das sind Thatsachen, welche mehr als es Worte vermögen, das glänzendste Zeugniß der von Arnoldi in's Leben gerufenen Schöpfung ausstellen.

Also sollten in herzerhebender Weise jene schönen Worte Arnoldi's gewissermaßen eine ersichtliche höhere Zustimmung finden, welche dieser gegen Ende der dreißiger Jahre an einen Freund schrieb: „Der Segen, der auf meinen für das Gemeinwohl gemachten Versuchen ruht, entspringt aus dem Anschließen verwandter Geister, und jene Versuche konnten gelingen, weil sie mehr von der Gesinnung, dem Gemüthe, als von dem rechnenden Verstande ausgingen. Der Reichthum ist eine relative Sache. Reich an Liebe sein für die Menschheit, zunächst für das Volk, dem man angehört, in der Empfindung ein Mensch, reich an dieser sein, und in solchem Sinne seiner Zeit dienen, ohne den Lohn oder den Undank in Rechnung zu bringen, der von Außen kommt — dieser Reichthum ist das herrlichste Erbe des einzelnen Glücklichen, und weil dasselbe eben ein Geschenk des Himmels, kein Verdienst, nichts Erworbenes ist" u. s. w.

Und in der That, Andere für seine segensreichen Ideen zu begeistern, ihre Beihülfe sich zu sichern und ihr Interesse festzuhalten, das verstand Arnoldi meisterhaft. Darin besteht eines seiner vornehmlichsten Verdienste; eine andere nicht minder schwer wiegende Eigenschaft bestand in seiner ruhigen Ausdauer allen Hemmnissen und Verlegenheiten gegenüber. Und diese Eigenschaft hatte er niemals nöthiger, als bei Durchführung seiner zweiten großen Schöpfung.

Um die ganze Bedeutsamkeit seines Unternehmens würdigen zu können, muß man vor Allem die enormen Schwierigkeiten in's Auge fassen, die bei Errichtung der Lebensversicherungs-Bank zu besiegen waren. Man muß ebensowol einen Ueberblick des Verfahrens bei der Annahme von Versicherungen, wie über Organisation der Verwaltung zu gewinnen suchen. Dann erst erkennt man, welch ein praktisches und organisatorisches Talent dem Begründer jenes Instituts zur Verfügung stand, und in welchem Grade er diese Eigenschaften in Anwendung bringen mußte, wenn die Anstalt sich günstig entwickeln sollte.

Die Schwierigkeiten, welche es zunächst zu beseitigen galt, lagen zuerst in

der richtigen Berechnung der Reserven, in Feststellung der Bedingungen, unter denen allein Versicherungs-Anträge angenommen werden durften, um die Bank vor Verlusten zu bewahren.

Der Prämien-Tarif wurde auf Grund der von Babbage in seinem berühmten Werke: „A comparative view of the various Institutions for the Assurance of Lives", London 1826, welches Dr. L. F. v. Froriep in Weimar übersetzt und Arnoldi dedicirt hatte, aufgestellten Sterblichkeits-Erfahrungen der Equitable-Society in London, mit Benutzung der geringen Erfahrungen, welche in Deutschland darüber gesammelt waren, und möglichst deutschen Verhältnissen entsprechend festgesetzt.*) Die großen Fortschritte, welche seitdem die Lebensversicherung gemacht, der einzige Zweig, in welchem die Statistik vom Anbeginn an gepflegt werden mußte, haben auch die Herstellung zuverlässigerer Rechnungen herbeigeführt.

Sehr wesentlich zur Berichtigung der Kenntniß der Verhältnisse der Sterblichkeit in den verschiedenen Lebensaltern haben die sehr genau geführten Verzeichnisse der bei der Gothaer Bank versicherten und gestorbenen 8827 Mitglieder beigetragen. Eine genaue Vergleichung ergab, daß in der angenommenen Sterblichkeitsliste die Sterblichkeit etwas zu hoch angeschlagen worden war, denn von 1829 bis 1862 waren von 8827 Personen 276 weniger gestorben und an die Hinterbliebenen 525,595 Thlr. weniger ausgezahlt worden, als man anfangs berechnet hatte.

Bei der Annahme von Versicherungs-Anträgen ist die Bankverwaltung darauf hingewiesen, mit großer Vorsicht zu Werke zu gehen. Man hat im Hinblick darauf, daß kränkliche Personen in der Erwartung ihres nahen Todes mit Freuden ein Mittel ergreifen, um ihren Hinterbliebenen ein Kapital zu sichern, auf die hier in Betracht kommenden bedenklichen Fälle wohl zu achten, nicht minder auf die Spekulationen, welche von Personen selbst in beschränkter Lage ausgehen, oder von denen, welche auf deren baldigen Tod rechnen zu dürfen glauben, und wie alle die Fälle heißen mögen, wo den Gesellschaften durch betrügerische Versuche Verlegenheiten bereitet werden können. Dem vorzubeugen, wurde bei der Aufnahme folgendes Verfahren vorgeschrieben. Zunächst hat der Antragende eine Reihe vorgelegter Fragen schriftlich wahrheitsgemäß zu beantworten und zwar unter der Bestimmung gänzlicher Ungültigkeit des Versicherungs-Vertrages, wenn später nachgewiesen werden kann, daß in dieser schriftlichen Erklärung falsche Angaben enthalten waren. Diese schriftliche Erklärung muß von zwei glaubwürdigen Zeugen unterzeichnet werden. Dann muß die Person, welche ihr Leben zu versichern wünscht, sich von ihrem Arzte ein Attest über ihren Gesundheitszustand ausstellen und dasselbe gerichtlich beglaubigen lassen. Im Fall

---

*) Die Schwierigkeiten, welche die Tarifaufstellung verursachte, lagen nicht etwa in dem Mangel von zutreffenden Tarifen, denn an solchen fehlte es nicht, sondern darin, daß von den hohen Lebenszeits-Prämien für die Zukunft, wo die Sterblichkeit der älter gewordenen Versicherten steigt, nebenbei aber auch die Zahl der gleichzeitig Beigetretenen immer kleiner wird, ein Theil zurückgestellt werden muß und nur der Rest als Ueberschuß angesehen werden kann. Diesen Theil der Reserven zu finden, hielt schwer. Arnoldi betrat jedoch auch hier einen Weg, der von dem rühmlich bekannten Geographen Adolph Stieler nach streng mathematischen Grundsätzen weiter verfolgt, zu höchst zuverlässigen Formeln führte, deren Ziffern unzweifelhafte Gewähr bieten.

daß die Bank an dem Wohnorte der Person einen Agentur-Arzt angestellt hat, haben diejenigen, welche ihr Leben zu versichern gedenken, sich von jenem untersuchen zu lassen. Die mit den Versicherungs-Anträgen in Gotha eingehenden ärztlichen Atteste werden dem dortigen Bankarzte zur Prüfung und Begutachtung überwiesen, und zuletzt werden die sämmtlichen ärztlichen Atteste noch einem bei der Bank angestellten ärztlichen Revisor unterbreitet, um das Endurtheil darüber zu fällen. Sobald dies geschehen ist, hat das Bankbureau, als erste Verwaltungsbehörde der Anstalt, nach Einsicht der sämmtlichen Papiere einen Beschluß darüber zu fassen, ob der Versicherungs-Antrag angenommen oder zurückgewiesen werden soll. — Trotz dieser Sorgsamkeit bei Aufnahmen, die im Interesse aller bei der Bank Versicherten dringend nothwendig ist, ereignen sich auch hier Fälle, wo die Bank überlistet wird. Stellt sich dies beim Tode eines Versicherten als unzweifelhaft heraus, so wird den Erben desselben die Auszahlung der versicherten Summe verweigert, und die Gerichte haben dann zu entscheiden, auf welcher Seite das Recht ist*).

Eben so groß wie die Sorgsamkeit ist, welche die Bankverwaltung bei der Aufnahme neuer Mitglieder entfaltet, eben so groß ist die Umsicht, mit der sie bei der größtentheils hypothekarischen Anlage der Bankgelder zu Werke geht. Sobald ein Darlehnsgesuch von einem Realitätenbesitzer aus irgend einem Theile Deutschlands, wo die Bank vertreten ist, einläuft, erhält derjenige der in Deutschland zerstreuten 700 Agenten der Bank, welcher dem Besitzthum am nächsten wohnt, von der Bankverwaltung den Auftrag, einen genauern Bericht über die hypothekarischen Verhältnisse, beziehentlich die Beschaffenheit des Bodens, die Bewirthschaftung des Gutes und gleichzeitig über den Ruf des Besitzers einzusenden. Ist der Agent nicht im Stande, darüber Auskunft zu geben, so ist er angewiesen, sich mit befähigten, in der Nähe des Besitzthums wohnenden Banktheilnehmern, welche schon im eignen Interesse die Bank vor Schaden zu behüten suchen, oder mit andern sachverständigen Personen darüber zu benehmen. Sobald der vollständige Bericht in Gotha eingegangen ist, ist es die Sache des Ausleihungs-Comité der Bank, darüber zu entscheiden, ob das Gesuch bewilligt oder ablehnend beantwortet werden soll. Auf diese Weise ist es der Bankverwaltung gelungen, sich, trotzdem sie von dem baaren Vermögen der Bank, das sich auf

*) Zu solchen Prozessen giebt auch zuweilen die Bestimmung der Statuten, daß die Police eines Selbstmörders ganz ungültig wird, die Veranlassung, weil Fälle vorkommen, daß Personen, deren Leben versichert ist, ihren freiwilligen Austritt aus dem Leben so einzurichten suchen, daß ihr Tod als zufällig erscheint, damit ihren Hinterlassenen der Betrag der Police nicht entgeht. Wenn der Begründer der Bank bei der Aufstellung dieser auch bei allen soliden Englischen Anstalten bestehenden Bedingung — die nicht die Selbstmörder, wohl aber die Hinterbliebenen derselben bestraft, von der Ansicht ausgegangen ist, dadurch die Betheiligten vom Selbstmorde abzuhalten, so hat er seine Absicht freilich nicht erreicht, denn unter den bis 1862 (8827) Verstorbenen befinden sich 172 Selbstmörder, demnach beinah 2%, eine verhältnißmäßig hohe Ziffer. Von ihnen machten 55 in Folge von Schwermuth und Geistesverwirrung, 38 aus Nahrungssorgen, 27 Kassenbeamte wegen ihrer Kassendefekte, die Uebrigen aus andern Ursachen und Leidenschaften, ihrem Leben ein Ende. Im Jahre 1864 starben 588 Versicherte, und unter ihnen befanden sich 8 Selbstmörder.

über 14 Millionen Thaler beläuft, und von dem bei weitem der größte Theil (Ende 1865: 12,243,677 Thlr.), hypothekarisch auf ländlichen Grundbesitz ausgeliehen ist, seit ihrem Beginn bis jetzt vor jedem Verlust zu schützen, ein Resultat, das fast unglaublich ist.

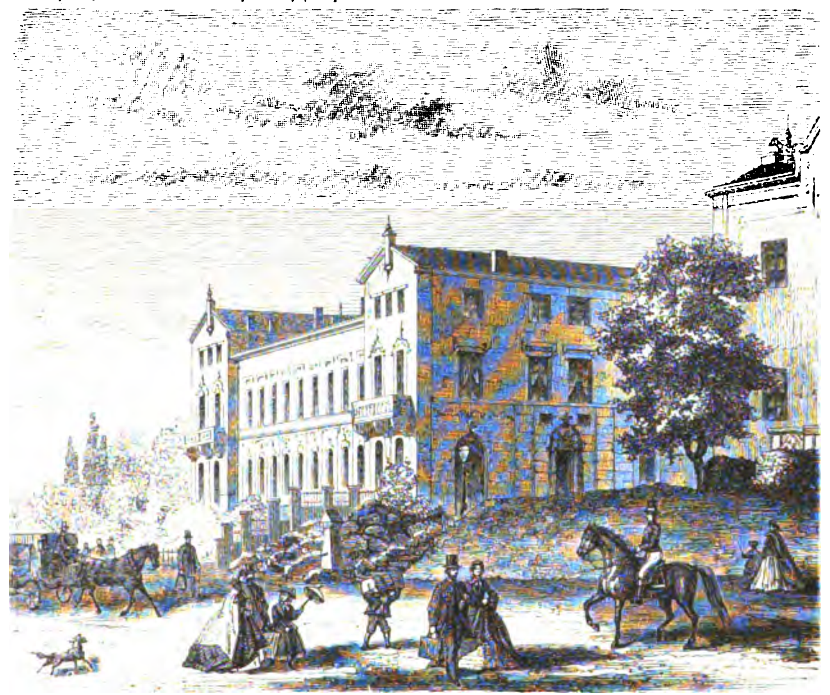
Folge dieser nach allen Seiten hin sorgsamen Wahrnehmung der Interessen der Theilnehmer der Bank und der strengen Ordnung, die in den vielfachen Geschäften derselben herrscht, ist, daß die Anstalt sich von Thüringen aus sehr rasch über das nördliche und südliche Deutschland bis hinauf nach den äußersten Grenzen von Schleswig, sowie nach der deutschen Schweiz ausgedehnt und überall segensvoll auf das Familienleben und indirekt auf den nationalen Wohlstand eingewirkt hat. Der Anstalt gebührt nicht allein die Anerkennung, in Deutschland die erste Lebensversicherungs-Anstalt gewesen, sondern auch geblieben zu sein, während sie dadurch, daß sie die älteren englischen Anstalten dieser Art in manchen Beziehungen überflügelte, gegenwärtig für das bedeutendste Institut dieser Art in Europa, ja auf der ganzen Erde gilt. Sie hat auf die glänzendste Art bekundet, was der Assoziations-Geist Großes zu leisten vermag. Hierdurch gelangte sie zu den enormen Mitteln, über die sie heute gebietet, und durch welche sie sich in den Stand gesetzt sieht, in den fünf Jahren von 1867 bis inclusive 1871 über 2½ Millionen Thaler reiner Ueberschüsse unter die Versicherten vertheilen zu können. Im Jahr 1866 kam der Ueberschuß des Versicherungsjahres 1861/2 mit 512,477 Thlr. zur Vertheilung, der einer Dividende von 38% der eingezahlten Prämie entsprach.

Die glänzende finanzielle Lage der Anstalt erhellt daraus, daß ihre Einnahmen im Jahre 1865 2,332,944 Thlr. betrugen, worunter 1,760,543 Thlr. Prämien und 536,197 Thlr. Zinsen von ausgeliehenen Geldern waren, während ihre Ausgaben sich zusammen nur auf 1,613,994 Thlr. beliefen, wovon 990,600 Thlr. Sterbefallgelder und 488,729 Thlr. Dividenden vom Jahr 1860 ausmachten. Trotz der Größe dieser Summen und des Umfangs der Arbeiten betrug der Verwaltungsaufwand im Jahr 1865 doch nur die äußerst mäßige Summe von 54,109 Thlr.

Es bleibt uns nun nur noch übrig, Näheres über die Verwaltung und Verfassung der Lebensversicherungs-Bank zu Gotha mitzutheilen, welche einen modernen Gesellschaftsstaat bildet, dessen Angehörige sich selbst besteuern, um sich vermittelst der Assoziation Vortheile zu sichern, die ein Einzelner für sich nicht erreichen kann. — „Die Verfassung (das Statut) dieses auf Gegenseitigkeit seiner Mitglieder begründeten Staates ist“ (um mit Walesrode zu sprechen) „eine republikanisch-demokratische. Die Regierung geht hervor aus der freien Wahl der männlichen Interessenten der thüringischen Wahlbezirke, für welche Erfurt, Gotha und Weimar die Wahlbezirke bilden, da bei der Zerstreuung der Bankangehörigen über die weiten Gebiete Deutschlands und der deutschen Schweiz eine allgemeinere Wahlabstimmung unmöglich sein würde. Das Interesse Aller steht unter der sichern Kontrole der unbedingtesten Oeffentlichkeit.

An der Spitze der Regierung steht ein Vorstands-Dirigent, der alljährlich von den drei Vorstehern der drei Wahlbezirks-Ausschüsse der Städte Arnstadt, Erfurt und Gotha gewählt wird. Es liegt ihm die formelle Leitung der Ge-

schäfte und die Ueberwachung der statutengemäßen Handhabung der Bankgesetze ob. Bei Entscheidungen hat er keine Stimme. Die Beschlüsse des Vorstandes müssen in allen Fällen aus den Entscheidungen der Ausschüsse hervorgehen, als deren Stellvertreter die Vorsteher fungiren. Ein Vorstands-Kommissär überwacht die ganze Thätigkeit der Bank-Verwaltung und hat sämmtliche Aktenstücke und Urkunden derselben gegenzuzeichnen. Der Bank-Director, welcher an der Spitze der Bank-Verwaltungsbehörde steht, hat eine Kaution von 5000 Thlr., ebenso viel der Buchhalter, der Hauptkassirer dagegen eine solche von 10,000 Thlrn. bei der Gothaischen Landesregierung zu deponiren. Sämmtliche Vorsteher, Bankbeamte und Diener beziehen selbstverständlich für ihre Mühwaltungen angemessene Gehalte; die drei Haupt-Beamten sind an dem Dividenden-Nutzen betheiligt. Der Bankdirektor, der Hauptkassirer und Buchhalter werden auf die Bank-Verfassung von der herzoglichen Staats-Regierung in Gemäßheit einer besondern Dienstinstruktion eidlich verpflichtet.



Die Lebensversicherungs-Bank in Gotha.

Der Bank-Verwaltung steht ein juristisches und ein Medizinal-Collegium zur Seite; eine Revisions-Kommission, aus drei Versicherten bestehend, welcher noch drei Spezial-Revisoren beigegeben sind, bildet gewissermaßen die Rechenkammer der Gesellschaft und nimmt jährlich mehrere Male sehr gründliche Revisionen in allen Geschäftszweigen der Anstalt vor.

Diese wohlgegliederte und in allen Bewegungen ineinander eingreifende Verwaltungs-Maschine ist aber weit davon entfernt, eine in Dienstformen erstarrte

Bureaukratie zu bilden, die sich zuletzt im Staate Selbstzweck wird. In jeder Funktion der Bankbeamten spricht sich der Gedanke des sozialen Gemeinwesens aus, dem sie dienen, und das Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit gegen die Gesellschaft.

Um von dem Departement des Auswärtigen zu sprechen, so dürfte schwerlich ein außereuropäischer Staat ein so großes diplomatisches Corps von Geschäftsträgern und Konsuln unterhalten, wie der Gothaische Lebensversicherungs-Staat in seinen 700 Hauptagenten und deren Unteragenten, die ihn vom Niemen bis an das Adriatische Meer, von den Vogesen bis an die Karpathen, dem Publikum und den auswärtigen Landesbehörden gegenüber, vertreten.

Scharfsinnig organisirt, von umsichtigen Händen geleitet, hat die Gothaer Lebensversicherungs-Bank von ihrem Entstehen bis heute ihre Aufgabe zum Heile von Tausenden glücklich gelöst, unbeirrt durch politische Stürme, welche in neuerer Zeit die Staaten Europas erschüttert haben; sie wird auch den Krisen gewachsen sein, denen unser Welttheil noch entgegengeht.

Auch die Konkurrenz, die das segensreiche Beispiel der Gothaer Lebensversicherungs-Bank, zu Nutz und Frommen unseres Vaterlandes geweckt hat, giebt dem Werke des deutschen Bürgers Arnoldi die Ehre!

Arnoldi's unermüdliches Wirken und Schaffen war mit den beiden vorher ausführlich geschilderten bewundernswürdigen Schöpfungen keineswegs abgeschlossen. Die Stellung als Direktor der Feuerversicherungs-Bank, welche er von Anbeginn unentgeltlich leitete, legte er schon 2 Jahre nach ihrem Bestehen nieder, da ihm seine vielfachen Geschäfte eine so große Thätigkeit erfordernde Stellung nicht mehr auszufüllen gestatteten. Ueber die Motive schreibt der wackere Mann selbst Folgendes:

„Als Begründer der Bank wurde mir der ehrenvolle Posten des ersten Direktors derselben im Juli 1820 zu Theil. Nichts konnte mich für meinen Aufwand an Zeit und Kraft reichlicher entschädigen, als der große Segen, der auf meiner Wirksamkeit ruhete, so lange als mir zur Erfüllung meiner Pflichten als Familienvater und Geschäftsmann noch zureichende Freiheit übrig blieb; ich mußte, als mein Brotgeschäft neben dem Ehrenposten nicht mehr bestehen konnte, nach mehrjährigen, mit Begeisterung für dieses gemeinnützige Unternehmen gebrachten Opfern, durch die wachsende Berufslast fast erdrückt, mich im März 1822 zurückziehen. Man gab meinen Bitten nach, und die Weise, womit es geschah, war so ehrend für mich, als sie von dem edlen Geiste des Bankvorstandes zeugt."

Ganz hat sich Arnoldi indeß von seinen beiden großen Werken nicht zurückgezogen, denn 1823 zum Mitgliede des Gothaischen Ausschusses der Feuerversicherungs-Bank berufen, wurde er, als ihn 1828 die Reihe des Ausscheidens traf, wiederum gewählt und so fort bis zu seinem Lebensende. Er hat wesentlich bei den in den Jahren 1825, 1830, 1835 veröffentlichten neuen Bearbeitungen der Bank-Verfassung mitgewirkt. — Die Lebensversicherungs-Bank wählte ihn 1829 ebenfalls zum Bank-Director, welchem Amte er 13 Jahre lang mit großer Umsicht vorstand. Auch die am 13. Juni 1838 landesherrlich bestätigte neue Bank Verfassung ist wesentlich das Ergebniß seiner reichen praktischen Erfahrungen. Auch hat der schreibkundige und schlagfertige Mann mehrfach zur Feder gegriffen, wenn es galt Neid und Uebelwollende abzufertigen, welche seine Schöpfung und die Motive ihres Urhebers verdächtigten.

---

5. Die letzten Lebensjahre.

Zu Arnoldi's weiterem verdienstlichen Wirken gehört auch seine Antheilnahme an der Gründung des Realgymnasiums in Gotha (Gymnasium Ernestinum), welches im Jahre 1836 eröffnet wurde. Auch hier gab sich derselbe Feuereifer des trefflichen Mannes in Worten und Thaten kund, wie bei jeglicher vorhergegangenen Schöpfung. Sein Beispiel ermunterte Freunde, Gesinnungsgenossen, ja Stadt und Land zur Nachfolge, als er den zehnten Theil eines ihm von der Feuerversicherungs-Bank votirten Ehrengeschenkes zur Ausführung jenes Lieblingsplanes willig hingab. — Vor Allem bleiben es jedoch die Interessen des Handels, welche unser Arnoldi zu keiner Zeit aus dem Auge verlor. Denn die Hebung des inländischen Industrie- und Gewerbfleißes war ihm zur Herzenssache geworden. Dies hatte er nicht allein schon vor Jahren in seiner Eigenschaft als Kramermeister, sondern auch später als Mitglied des Gewerbe-Vereins in Gotha, und bei jeder Gelegenheit durch Wort und Schrift dargethan, wo es galt, zu Ehren deutschen Handels und Wandels eine Lanze zu brechen.

Unter Anderm verfolgte er mit außerordentlichem Interesse seit Beginn der dreißiger Jahre das Wiederaufblühen der in den vergangenen Jahrzehnten in argen Verruf gekommenen Rübenzucker-Fabrikation in Deutschland. Durch seine Verbindung mit dem Dr. Zier, Erfinder einer neuen Fabrikations-Methode, deren Werth er mit seinem Bruder August Arnoldi, welcher der Farbenfabrik in Remstädt vorstand, prüfte, wurde er zu dem Entschlusse bewogen, zu Gunsten deutscher Industrie eine planmäßige Verbreitung der Zuckerfabrikation nach Zier's Methode ins Leben zu rufen. Die Ehre des zweckmäßigen Entwurfs des Verbreitungsplanes, der Anwendung der für den Erfolg geeignetsten Mittel, des ruhigen, den Werth wie den Zweck der Sache gleichschätzenden Ganges, gebührt E. W. Arnoldi allein. Seiner Mitwirkung hat Deutschland zu verdanken, daß das bisher gar sehr verrufene Gewerbe so schnell wieder zu Ansehen gelangte, daß es, gleichsam neu geschaffen, sich überraschend schnell allwärts hin verbreitete und frühzeitig einen reichen Segen über manche deutsche Gauen ergoß. — Ueber diesen Theil seiner Thätigkeit hat Arnoldi viel geschrieben, theils in Cirkularen an den Handelsstand und die Fabrikanten, theils in öffentlichen Blättern und endlich in Flugschriften, unter denen wir die 1836 veröffentlichte Broschüre: „Begründung und Verbreitung der Zuckergewinnung aus der weißen schlesischen Runkelrübe in Deutschland, angedeutet in einem Schreiben des Unternehmers der Zuckerfabrik zu Gotha an Seine Durchlaucht den Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha," hervorheben.

Seine letzten der Oeffentlichkeit übergebenen Worte galten noch diesem Industriezweige. Er selbst hat freilich den rechten Segen für jahrelange Bemühungen und Arbeit auf diesem neu herangezogenen Felde nicht geerntet. Die 1836 auf 1837 auf dem Schlichtenhof bei Gotha in Betrieb gesetzte Rübenzuckerfabrik blieb ein Sorgenkind bis zum Schlusse seiner Lebenstage. Die Heranbildung eines noch in der Kindheit der Entwickelungsjahre befindlichen Geschäftszweiges verursachte unendliche Kosten und Opfer, und eine Reihenfolge ungünstig wirkender Umstände störten sein Gedeihen. Man kann sich denken, wie schwer die nimmer ruhenden Sorgen und Arbeiten auf dem in's Greisenalter eingetretenen

Manne lasteten. Beanspruchte doch außerdem die Betheiligung an der Leitung der Farbenfabrik zu Remstedt, sowie die in gedeihlichem Fortgange befindliche Steingut- und Steinröhrenfabrik zu Elgersburg, endlich seine Stellung als Direktor der Lebensversicherungs-Bank, nicht minder eine Menge anderer im Interesse des Gemeinwohls übernommene Verpflichtungen, einen guten Theil der verfügbaren Zeit.

Das Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha ist nicht groß genug, daß ein unablässig auf's Gemeinwohl gerichtetes großartiges Wirken, auf welchem so sichtbar der Segen des Himmels ruhte, mochte es nun der Hebung des Handels oder den gewerblichen und landwirthschaftlichen Zuständen des Landes gelten, unbeachtet bleiben konnte. Denn auch in den letztgenannten Branchen machte sich der treffliche Mann nützlich, als Beisitzer der durch Herzog Ernst zur Untersuchung der gewerblichen und landwirthschaftlichen Verhältnisse in dem coburg-gothaischen Lande im Jahre 1826 eingesetzten Immediat-Commission. Arnoldi gehört jener Reihe volkswirthschaftlicher Genies an, zu deren glänzendsten Repräsentanten in den vergangenen Jahrzehnten ein F. List, heute ein Schultze-Delitzsch zählt. Das haben schon seine Zeitgenossen begriffen, und in dankbarer Anerkennung seiner Bemühungen ernannte ihn u. A. die Märkisch-ökonomische Gesellschaft zu ihrem Ehrenmitgliede.

Auch den Interessen seiner Vaterstadt Gotha widmete ihr angesehener Bürger willig einen guten Theil seiner Zeit, nachdem ihn das Vertrauen seiner Mitbewohner zu verschiedenen Zeiten in's Kollegium der Stadtverordneten berief, welcher Körperschaft er von 1832 bis 1835 und von November 1838 bis zu seinem Lebensende angehörte. Daß eine so allseitige Thätigkeit nicht ohne Anerkennung bleiben konnte, erscheint ganz natürlich, trotz der Erfahrung, daß die Dankbarkeit der Menschen gar selten sich den Lebenden offenbart und viel öfter erst den Todten zu Theil wird. In Gotha wußten Fürst wie Bürgersmann den Werth unseres Arnoldi zu würdigen. Herzog Ernst blieb demselben sein Leben lang wohlgewogen und ließ es auch nicht an Beweisen seiner Werthschätzung fehlen. Er ernannte ihn zum Rath und verlieh ihm später den Titel „Finanzrath". Auch schmückten mehrere Orden die Brust des in ganz Thüringen gekannten und verehrten Mannes. Der wohlverdiente Lohn für die großartige Thätigkeitsentfaltung, welche seine Schöpfungen Jahre lang erheischten, ein Lohn, den heutzutage jeder Gründer großer kaufmännischer Unternehmungen anticipando in Anspruch nimmt, ist ihm im Grunde in nur bescheidenem Maße zu Theil geworden. Ihm haben Freunde, Verehrer und Beamte der von ihm gegründeten Anstalten zu verschiedenen Zeiten Ehrenpokale (zuletzt noch ein Jahr vor seinem Verscheiden) dargebracht; aber so ansehnlich auch das Ehrengeschenk von 15,000 Thalern Vielen erscheinen mag, welches der Vorstand der Feuerversicherungs-Bank zu Gotha dem Gründer derselben nach 14jährigem Bestehen der Anstalt am 10. Juli 1834 feierlichst in einem elegant verzierten, silbernen Kästchen überreichen ließ: uns dünkt die Summe so übermäßig nicht im Hinblick auf jahrelang bewiesene Hingabe. Nur sich allein der votirten Ehrengabe zu erfreuen, einen solchen Gedanken vermochte der wackere Arnoldi nicht zu fassen: vielmehr bestimmte er, wie bereits angedeutet, die Summe von 1500 Thalern zur Begründung einer höhern Realschule, weitere 500 Thaler schenkte er einem nit-

in den günstigsten Verhältnissen lebenden Kaufmanne, der ihn bei Begründung der Feuerversicherungs-Bank vielfach unterstützt hatte, endlich ließ er einer Anzahl Hülfsbedürftiger kleinere Beiträge zufließen.

Der Charakter und die Schöpfungen unseres Arnoldi sind zu seinen Lebzeiten und nicht minder nach seinem Hingange vielfach Gegenstand der öffentlichen Besprechung, und seine Verdienste sowie seine Uneigennützigkeit in publizistischen Erzeugnissen mannichfacher Art nach Würde anerkannt worden. Daß er in Gotha bis an sein Lebensende der höchsten Achtung genoß, haben wir bereits zu Anfang erwähnt. Seine bürgerlichen Tugenden, seine geistige Größe hob, allen ehrenden Kundgebungen gegenüber, Einfachheit des Wesens und anspruchlose Bescheidenheit, Eigenschaften, die selbst die wenigen Scheelsüchtigen entwaffnen mußten, denen auch das reinste Wirken nicht genügt. Arnoldi blieb sein Leben lang sich selbst treu; ihn haben weder wohlverdiente Huldigungen eitel gemacht, noch hat ihn Jemand auf Grund dieser einer Ueberhebung schuldig befinden können. Als Mann des öffentlichen Vertrauens fehlte es ihm natürlich nicht an Einfluß. Zugänglich für Jedermann, hülfreich durch Rath und That nach Kräften, sah er sich freilich oft über Gebühr in Anspruch genommen. Wie Viele hatten nicht seiner freundlichen Fürsorge Stellung und Fortkommen zu verdanken! ebenso die Beamten der Bank wie die Angestellten des eignen Hauses. Sie hingen mit Liebe an dem trefflichen Chef, der ihre Zuneigung durch Wohlwollen und Vertrauen vergalt. Freund der aufstrebenden, jüngeren Berufsgenossen, versäumte er selten die jährlich stattfindenden Prüfungen in der Handelsschule. Jeder, der aus den Händen des Stifters derselben das Zeugniß des Wohlverhaltens und Fleißes empfangen, that sich etwas darauf zu Gute.

In seinem dreißigsten Jahre war Arnoldi zur Gründung des eignen Herdes geschritten, indem er am 24. September 1808 der Jungfrau Wilhelmine Cronrath, Tochter eines geschickten von Neuwied nach Weimar berufenen Ebenisten, die Hand reichte. Fünfzehn glückliche Jahre fand er an ihr die liebevollste Gattin; drei Söhnen und einer Tochter ward sie die sorgsamste Mutter, gleich wacker sich bewährend in den schweren Tagen der Prüfung, als gottergeben duldend während der langen, namenlosen Leiden, die ihrem Tode vorangingen. — In dem großen Hausstande ward die eingetretene Lücke recht fühlbar. Die weitere Erziehung der Kinder, die geringe Aufmerksamkeit, die Arnoldi dem Häuslichen zuwenden konnte, veranlaßten den Wittwer auf Zureden seiner Familie, sich nach einer andern Lebensgefährtin umzusehen, und er traf eine gute Wahl, als er 1825 die Tochter des herzogl. Gold- und Silberkünstlers, Senators J. G. Rosenberg, heimführte. Denn Frau Christiane zeigte sich ihren Stiefkindern als treffliche Mutter, und ihrem Manne stand sie bei den Beschwerden des nahenden Alters liebevoll als treue Pflegerin zur Seite. Sie drückte dem Gatten nach 16jährigem ehelichen Bündnisse die müden Augen zu. Kinder waren dieser Ehe nicht entsprossen.

Ueber Alles schätzte Arnoldi die Freuden des Familienlebens und weilte daher am liebsten im trauten Kreise der Seinen. Besonderes Vergnügen machte es ihm, Sonntag Nachmittags bei ungünstiger Witterung am Pianoforte zu verweilen und zu musikalischer Erheiterung Veranlassung geben zu können. Dann spielte er auch selbst eine seiner Lieblingssonaten von Mozart oder Beethoven,

zweihändig oder auch mit seinen Kindern vierhändig, oder er sang ein Göthesches Lied von Reichard. Kaum viel anders gestaltete sich das Leben im Hause, als nach Gründung der Innungshalle und in Folge seiner Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten manche Stunden außerhalb des Familienkreises verbracht werden mußten. Nächst dem Besuche der Zusammenkünfte in der Innungshalle pflegte Arnoldi in seinen späteren Jahren bisweilen die sogenannte Mittwochs-Gesellschaft aufzusuchen, wo sich damals Alles traf, was Gotha an Gelehrsamsamkeit und höherer Bildung aufzuweisen hatte.

Es wird nicht auffallen, wenn ein vielbeschäftigter Mann mit seiner Zeit haushälterisch zu Rathe geht. Früh zu Bett und früh wieder auf, heißt die Losung im Arnoldi'schen Hause; pünktlich erledigt das Oberhaupt der Familie alle Tagesgeschäfte und Verrichtungen; ebenso ungern läßt es aber auch von liebgewordenen Gewohnheiten ab und behält kleine, von der jüngeren Generation so rasch als Pedanterie bezeichnete Eigenthümlichkeiten bei, die aber sämmtlich auf Ehrbarkeit, Ordnungssinn, Lebensstrenge und sittliche Tüchtigkeit hinauslaufen, sein ganzes Leben lang bei. — Zeitverschwendung und troddelhaftes Müßigsein sind ihm ein Greuel. Und wahrlich! das sorgsamste Zurathehalten aller Mußestunden that noth. Denn in Folge seines öffentlichen und gemeinnützigen Wirkens unterbrachen eine Menge Fremdenbesuche die gewöhnliche Tagesordnung, regelmäßige oder öfters wiederkehrende Berathungen erforderten manche Stunden. Der Mann, welcher alle die Institute und Anstalten, denen die Zusammenkünfte galten, in's Leben gerufen, konnte sich der Betheiligung an den Geschäften, der Leitung und Fortführung derselben, am wenigsten entziehen. Dazu lag ihm die Führung einer ausgedehnten Korrespondenz ob, abgesehen von den Pflichten, die durch private und Familienbeziehungen auferlegt werden. So fehlte es zu keiner Zeit an geistigen Anregungen und angenehmem Wechsel in, sowie außer dem Hause. Bezeichnend für sein Zurathehalten der Zeit ist der Umstand, daß Arnoldi zur Ausführung einer im Verein mit mehreren Familienmitgliedern seit Jahren beabsichtigten Rheinfahrt, der *ersten größeren* Vergnügungsreise, die er sich vergönnen wollte, erst kurz vor seinem Tode gelangen konnte.

So sehr ihm anregende Unterhaltung Bedürfniß war, ebenso erfüllte ihn eine sich stets gleich gebliebene Abneigung gegen Kartenspiele; dagegen war ihm ein Pfeifchen Varinas-Kanaster Bedürfniß, auch verschmähte er keineswegs, besonders bei seinen schriftstellerischen Arbeiten, zu einer Prise italienischer Carota seine Zuflucht zu nehmen. Mittags begnügte er sich mit einem Glase fränkischen Weins und Abends mit einem Nösel Stadtbier aus dem *Brauverein*, dessen Zustandekommen er gleichfalls durch Wort und Schrift gefördert hatte. Als Freund der Natur ließ er keine Woche vorübergehen, ohne weitere, selbst bei ungünstigem Wetter eingeführte Spaziergänge vorzunehmen, wozu die Beaufsichtigung der Farbenfabrik zu Remstedt vielfach Veranlassung gab, nicht minder der über 30 Acker große Berggarten auf dem Galberge, welchen der Vater Arnoldi's, ungefähr drei Viertelstunden vor der Stadt, angelegt hatte. Endlich luden Gotha's entferntere Naturschönheiten, der große Seeberg, der Friedenstein, d

drei Gleichen, die Thüringer Waldkette vom Kükelhahn bis zum Inselsberg den rüstigen Fußwanderer zu Ausflügen ein. Hier war es, wo er am liebsten den Reichthum seiner Gedanken ordnete, und manche fördersame Idee ist bei ihm während seiner Wanderungen nach den nahen Bergeshöhen und freundlichen Thälern zum Durchbruch gekommen; manche liebliche Dichtung hat sich dort aus dem gefühlvollen Herzen Bahn nach Außen gebrochen. Dann konnte er Allem, was in seinem Gesichts- und Gedankenkreise lag, eine poetische Seite abgewinnen. Einer Reise nach Leipzig im Jahre 1816 haben beispielsweise folgende Verse ihre Entstehung zu verdanken:

Reisen macht Lebenslust!
Leichter wird Kopf und Brust
Geht es von Ort zu Ort
Lustig in einem fort.

Ist auch die Aussicht karg
Sind auch die Wege arg:
Kaum um den Berg herum
Lacht ein Elysium.

Wiesen und schöne Au'n,
Herden gar bunt zu schau'n,
Lenken den frohen Blick
Scheidend auf sie zurück.

Scenen, bunt ohne Wahl,
Wechseln mit Berg und Thal,
Neues bringt jeder Schritt
Mir auf die Reise mit.

Was heut' Natur mir beut
Morgen die Kunst erneut,
Auch sie ergötzet oft
Ungesucht, unverhofft.

Ueberall Freundlichkeit,
Jedermann dienstbereit,
Als wär's voraus bestellt,
So behagt mir die Welt.

Plötzlich wol über quer
Freunde von Alters her,
Die ich im Herzen heg'
Treten mir in den Weg.

Gastfreundschaft edler Art,
Frauenhuld hehr und zart,
Eintracht und Elternglück
Trägt mich zu Dir zurück.

Wonniges Vorgefühl
Drück ich, am Reiseziel,
Dich, meines Lebens Lust,
Kinder, Euch an die Brust.

Auch hoch zu Rosse wußte sich Arnoldi zurecht zu finden; denn er war ein tüchtiger Reiter und stets bereit, bei geschäftlichen Vorkommnissen den Mantelsack und die Pistolenholfter aufzuschnallen und seinen Rappen zu besteigen.

E. W. Arnoldi haben für seine eigenen Geschäfte nie große Mittel zu Gebote gestanden. Das was man heutzutage „ein Haus machen" nennt, darauf verzichtete er; denn Ueberfluß, um kostspielige Gastereien zu veranstalten, war nicht vorhanden. Was die zwei Fabriken und die Landesprodukten-Geschäfte, die er mit drei Brüdern betrieb, abwarfen, reichte wol hin, um die darauf angewiesenen fünf Haushaltungen zu erhalten, aber es kamen auch Zeiten, die weder ihm noch dem gesammten Kaufmannsstande überhaupt gefallen wollten, und dann hieß es, sich nach der Decke strecken. Galt es aber die Geschäfte zu erweitern oder einen Theil der in den Fabriken angelegten fremden Kapitalien abzustoßen, so mußte vor Allem darauf Bedacht genommen werden, den Haushalt auf's Nothwendigste zu beschränken.

Daß außer Musik auch Malerei und Bildnerei an ihm einen eifrigen

Verehrer fanden, geht nicht allein aus seinen zahlreichen poetischen Ergüssen, sondern auch aus dem Umstande hervor, daß er es einzurichten wußte, für solche Vorkommnisse die Mittel aufwenden zu können, wo es darauf ankam, einen Kunstgegenstand zu erwerben, dessen Erwerb ihm zur Herzenssache geworden, z. B. die Herstellung jener wohl gelungenen Büste seiner ersten Gattin durch Bildhauer Weißer in Weimar, eines Kunstwerkes von solcher Schönheit, daß es für würdig befunden worden ist, in der herzoglichen Sammlung mit aufgenommen zu werden. Arnoldi begünstigte nach Kräften bis in seine letzten Lebenstage das künstlerische Schaffen junger Mitbürger. Er verkehrte oft und gern mit Paul Emil Jacobs, dem berühmten Maler der Scheherazade, der nach Ableben des Finanzrathes auf den Wunsch seines Schwagers nach freilich unzureichenden Vorlagen das einzige einigermaßen befriedigende Bildniß jenes unvergeßlichen Mannes schuf. Diesem ist auch die Skizze nachgebildet, die wir unserm Artikel vorangestellt haben. Bei der Beweglichkeit des Mienenspiels Arnoldi's war es für einen Maler gerade keine leichte Aufgabe, den Moment zu fixiren, wo der zu Porträtirende in eine „schöne und in die rechte Stunde“ eingetreten war.

Nicht unempfindlich für Ehre und Anerkennung, galten E. W. Arnoldi doch Wahrheit und Recht höher denn Alles, und er hat in schöner Selbstverleugnung und schwerer Pflichterfüllung Proben des Lebens bestanden, wie nur Wenige seines Gleichen. Handelte es sich in diesen Blättern darum, die menschlichen Schwächen zusammenzustellen, so erschienen selbst diese bei unserm Kaufmann-Ehrenmanne nur im Lichte jener idealen Schwärmerei, in Folge deren der Verstand von der Phantasie leicht im Fluge dahingerissen wird. In gleicher Weise mag jene schöne und warme Begeisterung für das Große und Erhabene, die den edlen Mann durchglühte, ihn nicht selten die kleinlichen und persönlichen Dinge und Lebenswirklichkeiten haben übersehen lassen. Daraus erwuchsen bisweilen unliebsame Verkennung und Mißverständnisse. Auch mag Arnoldi's offenes und mittheilsames Wesen für Manchen eine Versuchung geworden sein, den zu leicht zugänglichen Mann für egoistische Zwecke zu mißbrauchen. Doch dieselbe, stets auf's große Ganze gerichtete Anschauung ließ ihn über die kleinen und großen Leiden des Lebens hinwegsehen und die Erinnerung an manchen Undank verscheuchen, dem gerade immer die Besten am meisten ausgesetzt sind. In Stunden des Mißmuths und der Gemüthsverstimmung flüchtete Arnoldi hinaus in's Freie, vornehmlich nach dem Berggarten. Dort erhebt sich auch der sogenannte Arnoldi-Thurm, eine wahrhafte Verschönerung der Umgebung Gotha's, dessen Entstehung jener kindlichen Pietät zu danken ist, welche den Rath und seine Familie veranlaßten, des Vaters bescheidene Schöpfung fort zu pflegen und mit jenem weit sichtbaren Bau zu krönen, zu dessen Erhaltung E. W. Arnoldi ein Kapital von 800 Thlr. bestimmte.

Arnoldi's letzte Jahre waren vielfach durch die Enttäuschungen getrübt, welche seine letzte Schöpfung; die Rübenzucker-Fabrik, ihm bereitete. Des Kummers, welcher ihm daraus erwuchs, vermochte er oft schwer Herr zu werden. Um so gelassener fand er sich in die Beschwerden des Alters, und gefaßt sah er der nahenden letzten Stunde entgegen. — Der Mai des Jahres 1841 war ein einziger in seiner Art. Von Anfang bis zum Ende trübte kein Wölkchen die reine

Bläue des Himmelszeltes und die Sonne senkte ihre Strahlen herab, so warm wie sonst im Juli. Arnoldi war bisher eigentlich nur zwei Mal krank gewesen. Einmal am Nervenfieber während der Kriegsjahre, ein anderes Mal in Folge der übermäßigen Anstrengungen, die ihm die Organisation der neugegründeten Feuerversicherungs-Bank verursachten, als deren ersten Direktor er seit ihrer Eröffnung amtirte. Jetzt in seinem 63. Jahre überkam ihn wiederum ein gallig-nervöses Fieber. Der Verfall der Kräfte nahm rasch zu. Es gab wol Stunden der Besserung und neuer Hoffnung auf Erhaltung des theueren Lebens, aber er selbst hoffte längst nichts mehr.

Der 27. Mai 1841 war der Tag, an dem dieser edle Mensch, dessen Leben wir in so mannichfachen Phasen schilderten, seinen letzten Athemzug aushauchte.

Die Theilnahme, welche der Hingang des Hochangesehensten unter den Bürgern Gotha's erregte, war allgemein und gab sich in den vielfachsten, theilweise rührendsten Darlegungen kund. Sein Leichenbegängniß war ein so feierliches, wie es dem Ersten unter den Bürgern wol zukam. Nachrufe in Poesie und Prosa hallten im ganzen Lande und über dessen Grenzen wieder. Eine erhebende Gedächtnißfeier fand im Saale des Realgymnasiums statt; acht Tage nach E. W. Arnoldi's Beerdigung beging die „Innungshalle" seine Todtenfeier. Lehrer Karl Juch hielt die Rede; er sagte ebenso wahr als schön:

„Arnoldi war einer von den seltenen Geistern, die mit ihrem Adlerfluge sich über die engen Schranken und Grenzen des gewöhnlichen Lebens erheben, erheben auf jene Höhen, von denen wir die Welt überschauen, den großen Gang der Dinge, die Schicksale der Menschheit, das Fortschreiten der Zeit und den unaufhaltsam fortstrebenden Geist. Er gehörte zu jenen rüstigen Seelen, die, ebenso fern von müßiger Spekulation als träger Bequemlichkeit, mit unermüdlicher Thatkraft und hohem Schwunge Ideen, Pläne schaffen und Pläne in das Leben führen, die Jahrtausende bewundern und Jahrhunderten Segen bringen. Er war einer von den Wenigen, die, obschon von eigenen Arbeiten überhäuft und umlagert, doch über den eigenen Geschäftskreis, über das nächste Interesse hinaus mit edler Selbstaufopferung, beharrlicher Standhaftigkeit und umschauender Klugheit wirken und schaffen für des Staates und Vaterlandes Wohl, der Völker Heil und der Menschheit Glück. Er, selbst ein Sohn des Lichtes, hoch mit der Seele göttlichen Schwingen über Irrthum und Verblendung, Wahn und Dunkelheit hinausstrebend, nimmer von dem trägen Gefährten, dem Körper, zum Niedrigen herabgezogen, förderte auch überall das Licht, und, soweit sein Wirkungskreis reichte, konnte jede Anstalt der Kunst und Wissenschaft ihn ihren Beförderer, Gönner und Beschützer nennen."

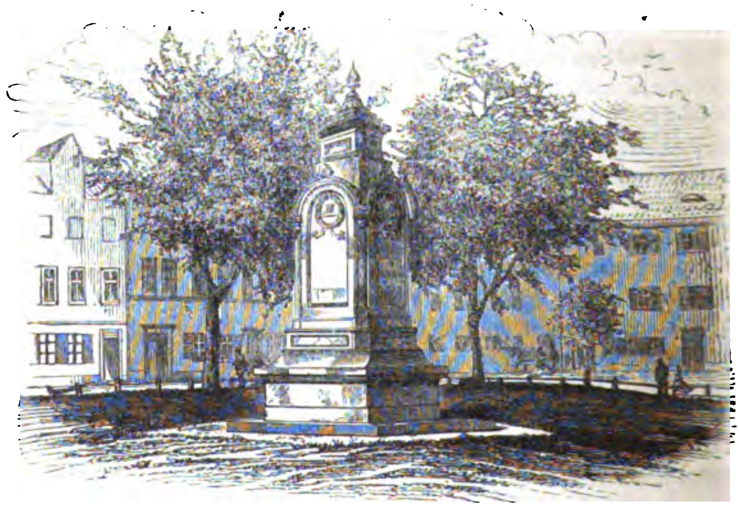
Solcher Tugenden und Thaten willen wird das Andenken dieses echt deutschen Mannes immer in Ehren gehalten werden. Möge sein Beispiel auf spätere Generationen so belebend und ermunternd wirken, wie es seine Zeitgenossen erhob.

Ein Jahr nach seinem Tode wurde E. W. Arnoldi eine Ehrensäule errichtet, ausgeführt nach dem Entwurfe des Baurath Gustav Eberhardt und geziert durch das Marmorbild des Verewigten von Professor Döll. Dem Verein, der sich unter seinen zahlreichen Freunden und Verehrern gebildet hatte, um die Mittel zu dieser Ehrensäule zu beschaffen, flossen dieselben in so reichem Maße zu, daß

ein ansehnlicher Theil davon zu einem seiner noch würdigeren, seinem ganzen Charakter angemesseneren Denkmal verwendet werden konnte. Der Verein begründete die sogenannte „Schulstiftung", die am 27. Mai 1845, am Todestage des unvergeßlichen Mannes zum ersten Male und zwar an 66 Knaben der Bürgerschule, die sich durch Fleiß, Fortschritte und gutes Betragen ausgezeichnet hatten, Belohnungen des Wohlverhaltens, theils in Bücher-, theils in Lehrmitteln bestehend, austheilen konnten. Seitdem sind in 25 Jahren wol an 3000 Knaben Geschenke im Werthe von 2000 Thlr. zur Vertheilung gelangt.

E. W. Arnoldi hat den Seinen ein nur bescheidenes Vermögen hinterlassen. Uns erscheint er deshalb nur um so verehrungswürdiger. Aber Dasjenige, was wir Eingangs dieser Schilderung sagten, stimmt uns trübe. Womit hat Deutschland das Wirken eines großen Bürgers gelohnt? Der Verfasser würde sich glücklich schätzen, wenn seine Worte dazu beitrügen, unsere Nation recht oft zu erinnern an die Namen jener Heroen des Friedens und des Bürgerthums, an jene Großthaten, die schwer, ja noch schwerer wiegen, als die auf blutigem Schlachtfelde errungenen Lorbeeren. — Wenn dereinst das geeinigt wiedererstandene Deutschland seinen großen Männern Ruhmeshallen errichtet, in dieser wird und darf der deutsche Bürger Ernst Wilhelm Arnoldi nicht fehlen.

In diesem Sinne schließen wir diese Lebensskizze mit den Worten, die Schulrath Dr. Rost, in seiner Eigenschaft als Vorsteher des Ausschusses der Lebensversicherungs-Bank zu Gotha, noch am offenen Grabe dieses „Mannes eigner Kraft" sprach: „Ehre ihn, den edlen Mann, Deutschland, Deinen würdigen Sohn, ehre ihn Gotha, ihn, Deinen großen Sprößling, der sich selbst ein Denkmal gesetzt hat, unvergleichlicher als alle Mausoleen der Erde!"



Arnoldi's Denkmal in Gotha.



Geburtsplatz des ersten Sir Robert Peel zu Fishlane in Blackburne. Nebst dem Familienwappen der Peels.

Die Baumwollen-Industrie und Handels-Entwickelung Großbritanniens.

Richard Arkwright und das Haus Peel.

Volkswirthschaftlicher Ueberblick.

„Baumwolle und Eisen“ — dies sind jene zwei mächtige Motoren, durch welche der heutige Welthandel einen guten Theil seines Lebens und seines Aufschwungs empfängt; deswegen dürfen auch der Webstuhl für Verarbeitung der Baumwolle, sowie der Hammer für Verarbeitung des Eisens vorzugsweise als Symbole der Industriethätigkeit des gegenwärtigen Englands gelten. So staunenswerth nun auch die auf jenen Arbeitsgebieten errungenen Erfolge sind, so gehört doch die Ausbildung des Fabrikationszweiges, dem wir uns hiermit zuwenden, ausschließlich dem XVIII. und XIX. Jahrhundert an, die Baumwollen-Manufaktur hat ihr hundertjähriges Jubiläum noch nicht begangen.

Kaum hoch genug ist der Einfluß anzuschlagen, welchen das Beispiel und die aufmunternde That eines einzigen energischen Mannes auf seine Umgebung, auf seine Zeitgenossen, ja für Jahrhunderte auf den ganzen Erdenrund auszuüben vermag. Und dies gilt von allen Gebieten des Kulturlebens.

Ein guter Gedanke ist im Stande weitere Ideen-Assoziationen, neue Gedankenwelten, ja völlige Geistesrevolutionen hervorzuzaubern. Mit Recht können die Nachkommen Arkwright's, können die Peels von sich sagen, daß ihre Großväter es gewesen, welche ihrem Lande den Weg zur Baumwollen-Industrie gezeigt, und daß sie hierdurch die eigentlichen Urheber der heutigen Handels- und politischen Machtstellung Großbritanniens geworden seien. Und während unserer Tage sehen wir, daß der von Erfindung zu Erfindung überleitende Gedanke des halbvergessenen armen Hargreaves noch keineswegs abgeschlossen ist, nur daß nicht einzelne Intelligenzen sich seiner bemächtigt haben, sondern daß alle Welt sich an der Weiterführung jener segensreichen Erfindungen des letztvergangenen Jahrhunderts betheiligt. Unwillkürlich reiht sich Glied an Glied, wenn der Grundgedanke einmal verwirklicht ist. Die Erfindung der Cottongin, jener von dem ausgezeichneten amerikanischen Techniker E. Whitley erdachten Maschine, welche den Saamen von der Baumwolle trennt, ergänzte nur (1794) das Werk der Wyatt, Hargreaves, Arkwright, Crampton, Cartwright, Peel, und so vervollständigt jeder fernere Fortschritt die ungeheuere Umwälzung an allen Orten, wo Baumwollenstoffe gefertigt werden.

Die letzten wichtigen Ereignisse auf dem Gebiete der Baumwollen-Industrie schreiben sich aus den vergangenen Jahren her, als mit einem Male, in Folge des vierjährigen amerikanischen Bürgerkrieges, die ausgedehnteste Welt-Industrie zeitweilige Stockung, ja völliger Stillstand bedrohte. Die im Anzuge begriffene Gefahr belebte jedoch nur den nimmer ruhenden Erfindungsgeist. Um das vorhandene Material besser auszunützen und die Ersatzstoffe zu bearbeiten, mußten neue Vorrichtungen getroffen werden und die vorhandenen Maschinen zum Theil Abänderungen und neue Verbesserungen erfahren. Denn eine andauernde Stockung in den großen Arbeiterstädten wäre gleichbedeutend gewesen mit Hunger, Elend und Vernichtung des Wohlstandes von vielen Millionen fleißiger Arbeiter. Erinnern wir uns der steigenden Befürchtungen der letzten Jahre!

Immer vernehmbarer pochte die Noth mit jedem Jahre der Verlängerung der bürgerlichen Wirren in den Vereinigten Staaten nicht blos in England, sondern auch strichweise in Deutschland an die Pforte. Arbeiter und Arbeitgeber blickten unter steigenden Besorgnissen der nächsten Zukunft entgegen. Hat man doch den Brutto-Verlust, welchen die Baumwollen-Industrie in den Jahren 1861 — 1862 erlitt, auf monatlich acht Millionen Thaler veranschlagen zu dürfen geglaubt. Die Durchschnittszahl der Armen, welche in England öffentliche Unterstützung erhalten und welche im Mittel 27 per Mille beträgt, stieg bereits im Juli 1861 auf 43 vom Tausend.

Im Jahre 1862 war nahezu nur noch ein Fünftel der vorhandenen Arbeitskräfte nöthig, oder anders ausgedrückt, der einzelne Arbeiter fand nicht mehr 6 Tage in der Woche Beschäftigung, sondern nur 1 1/5 Tag. Doch nicht nur die Bewohner der vorhin genannten Länder, sondern die beider Hemisphären sind in unseren Tagen direkt oder indirekt gleichmäßig von dem Steigen oder Rückgang jenes hochwichtigen Industriezweiges in Mitleidenschaft gezogen. Deshalb suchten in Folge des täglich in weiterer Ausdehnung fühlbar gewordenen Mangels an Rohstoff die großen Spinner und in deren Interesse die „Cotton-Supply-

Association", welche sich gleichsam im Vorgefühl der kommenden schlimmen Zeiten schon im Jahre 1857, vornehmlich zur Unterstützung der Baumwollen-Produktion in Indien gebildet hatte, den Ausfall in der amerikanischen Zufuhr auszugleichen, durch Aneiferung der Kultur der Baumwolle in allen Ländern, wo dieselbe sonsthin noch fortkommt, so außer in Indien noch in Aegypten, Syrien, in Afrika u. s. w. Nebenbei griff man als Ersatz zu jenen Rohstoffen, womit die Baumwollgewebe vielfach verfälscht werden. Indessen alle Arten derselben, als Jute, Puya, Chinagras, ebenso wenig die Fasern der centralamerikanischen Agave ricillana (auch Sisalhanf) oder der Musa oder Bawua, einzelner Palmen oder nesselartigen Pflanzen, wie des Papiermaulbeerbaums, vermochten die Probe auszuhalten, am wenigsten aber konnten sie die Baumwolle verdrängen.

Vor hundert Jahren hätte man sich die Sorge und Noth der letzten Jahre gar nicht vorzustellen vermocht, denn vor dem Jahre 1770 gab es eine englische Baumwollen-Manufaktur noch nicht.

Im Jahre 1764 betrug die Baumwolleinfuhr aus allen Theilen der Welt in England 3,870,000 Pfund, und der Bedarf hob sich in 15 Jahren erst auf gegen 5 Mill. Pfund.*) Im Jahre 1787, kurze Zeit nach Erfindung der Mule-Jennies, wurden in England gegen 23,000,000 Pfund Baumwolle versponnen (und zwar $1\frac{1}{2}$ Mill. Pfund für Strumpfwaaren, 2 Mill. Pfund für mit Seide und Leinen gemischte Waaren, $1\frac{1}{2}$ Mill. Pfund verbrauchte die Dochtbranche, für Fustians kamen $6\frac{3}{5}$ Mill. Pfund, für Calicos und Musseline 11 Mill. in Anschlag, als zu Garn versponnen und ausgeführt werden 430,000 Pfund angegeben). Auch 33 Jahre später, 1820, verarbeiteten die Spinner Europa's und Amerika's zusammen erst 150 Mill. Pfund Baumwolle. Noch im Jahre 1825 verfügten die Vereinigten Staaten nur über eine Ernte von 570,000 Ballen, oder den Ballen zu 375 Pfund angenommen, etwas mehr als 200 Mill. Pfund, zwanzig Jahre später hatte sich jedoch ihre Ausbeute mehr als vervierfacht, d. h. bereits gegen 2,400,000 Ballen, oder 900 Mill. Pfund, geliefert. Vom Jahre 1859 auf 1860 produzirten die Südstaaten der Union gar 4,675,770 Ballen, oder etwas über 1750 Mill. Pfund.

Die ganze Baumwollenernte auf der Erde betrug nach der „Austria":

von 1849—54 . . . 13,657,000 Ballen, und von
1855—59 . . . 16,280,000 Ballen; davon bezog England allein
von 1849—54 . . . 7,533,000 Ballen, und von
1855—59 . . . 8,830,000 Ballen; alle übrigen Länder bezogen
von 1849—54 . . . 3,344,000 Ballen, und von
1855—59 . . . 4,310,000 Ballen, während in Amerika
von 1849—54 . . . 2,780,000 Ballen, und von
1855—59 . . . 3,140,000 Ballen verarbeitet wurden.

*) Das Gewicht eines Ballens Baumwolle ist sehr verschieden. Der indische Ballen wiegt bisweilen noch keine 200 Pfund, der chinesische selten auch nur 150 Pfund. In den Jahren vor 1850 betrug das mittlere Gewicht eines Ballens 375 Pfund, später 392 Pfund, im Jahre 1861 dagegen 425. Nachdem die Verpackung bei weitem zweckmäßiger und besser geworden, enthält gegenwärtig der amerikanische Baumwollenballen zwischen 225 bis 250 Kilogramme oder 450 bis 500 Pfund Zollgewicht.

Auf England kommen daher in den Jahren von 1849—1854: 55% und in den Jahren von 1855—59: 54% der gesammten Ernte. Im Jahre 1860 stieg der Bezug Englands auf fast 57½%.

Von der amerikanischen Jahresernte von 1860 gingen 2,633,000 Ballen nach England, 625,000 Ballen nach Frankreich, das übrige Europa empfing 970,000 Ballen. Von der Gesammtproduktion an Baumwolle, welche für 1860 circa 5,520,000 Ballen betrug, gelangte in demselben Jahre nach England, von

Amerika obige 2,633,000 Ballen, oder genauer,	1115,890,608	Pfund,
Ostindien	204,141,168	„
Brasilien	17,286,864	„
Westindien	1,050,784	„
von den Mittelmeerstaaten	44,036,608	„
von verschiedenen Erzeugungsländern . . .	8,532,720	„
	1390,938,752	Pfund,

oder, den Durchschnitts-Ballen zu 425 Pfund angenommen, 3,272,797 Ballen, beinahe 57½% sämmtlicher Ernten der Welt. Von dieser ungeheuren Zufuhr blieben im Lande 2,850,297 Ballen und wurden wieder exportirt 422,500 Ballen. Neueren Angaben zu Folge verarbeiteten die englischen Spinnereien allein etwa zwei Drittheile aller nach unserm Welttheile gelangten Zufuhren, oder mehr als die Hälfte des Gesammtquantums, welches in der Alten und Neuen Welt versponnen wird. Der Werth der in England konsumirten Baumwolle wird auf jährlich 550 Mill. Thaler veranschlagt, und es macht die Summe der fabrizirten Baumwollen-Erzeugnisse ungefähr den vierten Theil sämmtlicher zur Deklaration gelangter Werthe der gesammten Ausfuhr Großbritanniens aus. Von jenen zu 550 Mill. gewertheten englischen Fabrikaten gingen 350 Mill. in Ausland.

Im Jahr 1860 auf 1861 überstieg das in der britischen Baumwollen-Spinnerei direkt beschäftigte Kapital nach M'Culloch die ungeheure Summe von 125 Mill. £. oder 875 Mill. Thlr. Nach andern Angaben waren in der gesammten Baumwollen-Manufaktur gegen 200 Mill £. oder 1300 Mill. Thlr. angelegt.

Auf welche Gesammtsumme sich die in Gebäuden und Maschinerien angelegten Kapitalien beziffern, läßt sich schwer bestimmen, aber die auf die Spinnerei allein verwendeten Betriebsmittel werden zu 400 bis 500 Millionen Thlr. angenommen, da in den Fabriken von Amerika und Europa gegenwärtig etwa 60 Millionen Spindeln in Betrieb sind, deren durchschnittliche Kosten zu 20 bis 25 Shilling (à 10 Sgr.) per Spindel abgeschätzt werden dürfen. Dazu tritt die respektable Summe von 250 bis 300 Millionen Thaler, deren die Weberei bedarf. Welche Summen durch Kauf, Verkauf, Transport des Rohstoffes und der Fabrikate umgesetzt werden, darüber fehlen verlässige Angaben. Man hat indessen berechnet, daß für Heranbringen des Rohstoffes aus den verschiedenen Ursprungsländern, sowie für Wiederversendung der fabrizirten Artikel nach den Erzeugungsorten und anderen Gegenden hin ein Schiffsraum von 2 Millionen Tonnen erforderlich ist.

Die Löhne der in den Fabriken Europa's und Amerika's unmittelbar beschäftigten anderthalb Millionen Arbeiter (nach M'Culloch pr. 1860/1861 genauer 1,468,000 Personen) beliefen sich auf eine jährliche Auslage von 195 Millionen Thaler. In England rechnet man auf 500,000 Arbeiter 300,000 Frauen, Mädchen und Kinder. Letztere verdienen wöchentlich durchschnittlich 3½ Thaler, während der Durchschnittslohn für den männlichen Arbeiter wöchentlich ungefähr 6⅓ Thaler beträgt. Außer der Existenz von jenen anderthalb Millionen hängt aber weiterhin indirekt der Lebensunterhalt und das Wohlbefinden weiterer 4 Millionen Menschen von dem Fortgedeihen jener Welt-Industrie ab.

Um das entworfene Bild zu vollenden, ist es nöthig, daß wir uns vergegenwärtigen, welches Kapital bis zum Jahr 1860 in der Erzeugung des Rohstoffes angelegt war. Man rechnet, daß in den ehemaligen Sklaven- (Süd-) Staaten der Union bis zum Jahre 1860 über 1 Million Neger jeglichen Alters und Geschlechts beim Anbau der Baumwollenpflanze beschäftigt gewesen. Der durchschnittliche Werth eines Schwarzen schwankt. Bald lesen wir 300, bald 500 Dollars pr. Kopf. Greifen wir zum Mittel von 400 Dollars, so erhalten wir, den Dollar zu 1⅓ Thaler angenommen, eine weitere respektable Summe von 533⅓ Millionen Thaler. Kein Wunder, wenn die Verluste, welche der vierjährige Bürgerkrieg dem Lande beigebracht, nach Aufhören der „nationalen Institution der Sklaverei" von den amerikanischen Statistikern nur nach Milliarden berechnet worden sind. Alle diese Notizen, sowie die von uns gegebenen Anhaltepunkte beweisen sonnenklar, wie enorm auf der einen Seite die Baumwollen-Manufaktur Englands, auf der andern Seite die Rohproduktion namentlich Nordamerika's ist, und wie in Folge dessen nothwendig ein Staat von dem andern, aber das am meisten fabrizirende Land von dem produzirenden am meisten abhängig geworden ist.

Und so bilden denn Betrachtungen über Wesen, Gegenwart und Zukunft jener Welt-Industrie in der That einen Gegenstand hochwichtigen Interesses, nicht sowol für die ganze industrielle, als für die gesammte gebildete Welt überhaupt. Seit Verpflanzung des englischen Fabrik-Systems aus den Grafschaften Lancashire und Yorkshire ist eine noch vor 30 Jahren rein englische nationalwirthschaftliche Frage eine allgemeine, eine internationale geworden. Richtig gestellt, heißt sie: „Was hat die heutige Gesellschaft, welchen Nutzen oder was für Folgen hat sie aus der wunderbaren Ausbreitung des Baumwollen-Manufaktur-Wesens in England, Deutschland, Oesterreich, Frankreich, Belgien und der Schweiz sowie in Amerika zu erwarten?"

Es hält nach den letzten Störungen, welche der Baumwollenmarkt erfuhr, noch immer schwer, aus der Gegenwart Schlüsse auf die Zukunft zu ziehen: aber wir gewinnen wenigstens eine richtige Einsicht in Bezug auf Wesen und Bedeutung der Baumwollen-Industrie, wenn wir sie ihrem Ursprung und Entwickelung nach etwas näher kennen lernen, also Rohprodukt, Baumwollen-Markt und Handel, sowie das englische Fabrikwesen und dessen Eigenthümlichkeiten, kurz den wunderbaren Organismus in's Auge fassen, der sammt den darin thätigen Maschinen- und Menschenkräften den heutigen Apparat der Baumwollen-Manufaktur bildet.

Die Baumwollen-Pflanze.

Was vor Amerika's Entdeckung der Flachs und das Vließ des Schafes für die Völker Europa's gewesen, das bildete für die uralten Kulturländer Indien und China, für die Bewohner Mexiko's und Peru's, sowie der Küstenstaaten des transatlantischen Festlandes, die Wolle einer malvenartigen Pflanze, deren botanischer Gattungsname Gossypium ist, und welche nach Linné in fünf Spezies, nach Andern sogar in hundert zerfällt. Die Baumwollenpflanze ist entweder ein Staudengewächs, welches jährlich, aus Samen gezogen, nur einmal Wolle spendet, oder ein perennirender Strauch, der mehrere folgende Jahre hindurch eine jährliche Ernte abwirft. In Arabien, Aegypten, Aethiopien und andern Ländern, insbesondere in Amerika, tritt die Pflanze nicht selten auch als 9—16 Fuß hoher Baum auf; doch wird der Baumwollen-Baum (Bombax), weil er eine nur geringe Wolle liefert, auch nur wenig kultivirt.

Indien, welches gegenwärtig zu meist einheimischem Bedarf, nach Engel's Baumwollen-Statistik jährlich 3100 Millionen Pfd. Baumwolle erzeugt, gilt als Wiege der Baumwollen-Kultur, sowie der industriellen Verwendung des in den ältesten Zeiten schon hochgewertheten Gewächses. Die alten Griechen und Römer kannten zwar die Pflanze selbst nicht, wol aber erhielten sie auf Umwegen und zwar zu hohen Preisen den aus Wolle gewebten Stoff. Im innern Afrika bildet die Baumwolle eines der gewichtigsten Produkte, ja bisweilen den einzigen Handels- oder Tauschgegenstand. Ohne daß von einer förmlichen Baumwollen-Manufaktur des Sudan die Rede sein könnte, wird doch die Baumwolle allenthalben im Lande, freilich mehr zu eigenem Bedarf, gepflegt, gesponnen und verwebt; nur in Kano, dem sudanischen Manchester, hat die Erzeugung von Baumwollen-Stoffen und der Handel mit denselben einen wirklich großartigeren Anstrich. Die Calicos von Kano und die daraus zusammengesetzten Hemden gehen über Araun bis zum Atlantischen Ozean. Sie werden am Senegal sowie in Timbuktu gern als Zahlung angenommen und konkurriren mit den englischen Calicos.

Die früheste Erwähnung der „Pflanzenwolle" in der ersten Periode des Mittelalters geschah im Jahre 950, just um dieselbe Zeit, als sich auch in Folge des weiteren Vordringens der Araber, Sarazenen und Mauren zugleich mit dem Bekanntwerden anderer orientalischen Nutzpflanzen auch die Anpflanzung der Baumwolle im südlichen Europa verbreitete, vornehmlich nach Spanien hin, wo insbesondere Granada's weit und breit gesuchte Stoffe zu großem Rufe gelangten. Doch war bereits unter den byzantinischen Kaisern vorzüglich die krautartige Baumwollen-Staude auch in Kleinasien, Macedonien, auf Cypern, sowie in Theilen Griechenlands Gegenstand der Kultur geworden. Von nun an bemächtigte sich Italien des Handels mit dem werthvollen Produkte, und bald dehnte sich derselbe über einen großen Theil Europa's aus, während die damit in Verbindung stehende Industrie jedoch vorzugsweise auf die im Bereiche des Mittelmeeres gelegenen Staaten beschränkt blieb.

Als eine eigenthümliche Erscheinung haben wir die Wendung in's Auge zu fassen, welche die Baumwollen-Kultur in geographischer Beziehung genommen. Erzeugung und Bedarf erstrecken sich gegenwärtig, wie aus der nachfolgenden

Aufführung der vorzüglichsten Bezugsländer erhellt, über den ganzen Erdkreis. Diejenigen Länder dagegen, welche sich am spätesten mit der Pflege der Baumwolle befaßten, die Südstaaten der nordamerikanischen Union, geben gegenwärtig den Ausschlag in der Ernte, und während die Orientalen uns erst die Baumwollen-Kultur und Manufaktur gelehrt haben, werden jetzt Baumwollenzeuge im Werthe von Millionen allein aus England dorthin versendet. So wurde „eine uralte Waarenströmung nicht blos zurückgedrängt, sondern in die geradezu entgegengesetzte Richtung nach ihrer Quelle hin zurückgeworfen"; ja England, von dessen Botmäßigkeit sich die nordamerikanischen Kolonien vor kaum achtzig Jahren erst unabhängig machten, erscheint heute durch seine mittlerweile riesig angewachsene Baumwollen-Manufaktur seinerseits den ehemaligen Tochterstaaten tributpflichtig.

Die geographische Verbreitung der Pflanzenwolle, beziehentlich die Ausdehnung der Baumwollen-Zone erstreckt sich in **Amerika** von San Francisco in Californien bis herüber nach Washington, über ganz Texas und Mexiko (Melinos), über Central-Amerika, ganz Süd-Amerika entlang bis nach Uruguay herunter.



Baumwollenpflanze.

Die **nordamerikanische** Region, in welcher die Pflanze vorzugsweise für den Export kultivirt und gesucht wird, sind die Flußgebiete des Arkansas, des Tennessee, des Mississippi (Nord-Karolina, Virginia, Kentucky), hauptsächlich Alabama (Mobile), Louisiana (New-Orleans), Florida, Georgia (Sea-Island und Upland) sowie ein Theil von Texas.

In **Westindien** gedeiht sie zu Jamaica, Haiti, Cuba, Portoriko, Guadeloupe, Martinique. Zur **Mittel- und südamerikanischen** Region gehören: Theile von British-Guyana (Demerary), Surinam, Cayenne, Neugranada (Carthagena), Venezuela (Cumana, Caracas), Peru sowie vornehmlich die Nordostspitze von Brasilien: Fernambuco, Para, Maranhao, von Parahyba bis nach Bahia.

In Europa kommen in Betracht: Mittel- (Livorno) und Süd-Italien (Apulien und Calabrien) Sicilien, Malta, Griechenland, Macedonien (Seres) und die griechischen Inseln, sowie die Süd- und Ostküste von Spanien; — in Asien: Kleinasien (sammt der Insel Cypern) Syrien und Arabien, dann Persien, Turkestan, China, Tibet, Korea, Japan, vornehmlich aber Vorder- und Hinter-Indien, Madras, Bombay und Surate (Bengal, Tinnevelly, vornehmlich die Flußlagen zwischen Ganges und Dschumma), die Philippinen (Manila). — Haupt-Exportgegenden bilden die mittleren Striche des Gangesgebietes, sodann Nagpur. — Afrika, an sich ein Haupt-Baumwollengebiet, vermag, sehen wir von Aegypten, Algier, den Kaplanden u. s. w. ab, nur geringe Quantitäten zum Exporte zu stellen. Hauptbezugstellen bilden jedoch: Aegypten, Algier, die Kap-Kolonien, Port Natal, die Senegalstriche, Madagascar u. s. w. — Endlich versprechen Australien, mit Ausnahme seines Südrandes, nicht minder Neu-Guinea ergiebige Ergänzungsländer für das so stark begehrte Produkt, in vielleicht nicht ferner Zeit schon zu werden.

Temperatur, Witterung und Bodenbeschaffenheit üben auf die Güte der Baumwolle einen solchen bestimmenden Einfluß aus, daß jedes der Länder, in denen die Baumwollenpflanze angebaut wird, eine besondere Sorte von spezieller Eigenthümlichkeit hervorbringt. In neuerer Zeit erstreckt sich die Baumwollen-Kultur über fast sämmtliche Länder der wärmeren Zone. Damit hat sich die Zahl der verschiedenen Sorten und Bezeichnungen außerordentlich vermehrt. — Den Beobachtungen Humboldt's zu Folge ist die zwischen dem 0—34 Breitengrade gelegene Gegend, wo die jährliche durchschnittliche Luftwärme 82—68° F. beträgt, die zuträglichste für die Kultur der westindischen Baumwolle (Gossypium barbadense), von welcher das vielgesuchte amerikanische Sea-Island-Produkt eine Varietät bildet, weiterhin für die gelbe Baumwolle (G. religiosum), die sowohl in Ostindien als China einheimisch ist (und von welcher die chinesischen und indischen Zeuge herstammen, welche als Nankings früher noch mehr als heute in den Handel gelangen), sowie für den rauchhaarigen Baumwollen-Strauch (G. hirsutum); während G. herbaceum oder indicum in Indien, China, Arabien, Persien, Kleinasien und Aegypten vorwiegend und von Surinam aus in die Vereinigten Staaten eingeführt, mit Erfolg in der gemäßigten Zone angebaut wird, wo die Temperatur im Sommer nicht über 73—75° steigt und im Winter nicht unter 46—48° fällt. Die produktivsten Baumwollenfelder befinden sich in der Nähe der Küsten oder Flußnetze.

Die Erfahrung hat dargethan, daß über eine gewisse Entfernung landeinwärts hinaus in Ostindien, Westindien und Aegypten die Qualität der Pflanze sich dadurch verschlechtert, daß die salzigen Bestandtheile des Bodens und der Atmosphäre keinen hinreichenden Einfluß auf das Wachsthum der Pflanzen mehr ausüben können. In Brasilien jedoch, wo die Kultur der Baumwolle erst seit 1781 in Aufnahme kam, gedeiht dessen rauhes, hartes, hellfarbiges Produkt, das fest und von langem Stengel ist, mehr landeinwärts, wahrscheinlich weil die Feuchtigkeit in der Nähe der Küsten doch zu stark ist.

Die Blütezeit der Baumwolle tritt nach deren Pflanzung in 70—80 Tagen, in Amerika meist gegen Ende Mai oder Anfang Juni, in China schon

für die weiße wie gelbe Baumwolle jedoch von August bis Oktober ein; je zeitiger das Blühen, desto größer ist in der Regel auch der Ernteertrag. Ist die Baumwolle, eine flaumartige, aus einzelnen Fasern bestehende Substanz — lang oder kurzstapelig — welche, um die Samenkörner gelagert, in die Samenkapsel (pod) der Pflanze eingeschlossen ist, herangereift, so wird sie am besten mit den Samenkörnern, jedoch ohne die äußere Schale eingesammelt. Die Blüte macht einer dreieckig geformten Hülse Platz, die in verschiedene Zellen getheilt ist, von denen jede eine gewisse Anzahl Samenkörner enthält, aus deren Häutchen, das Charakteristische der Gattung, die schöne seidenartige Wolle hervortritt, welche zur Zeit der Reife die Hülse oder Kapsel auseinandersprengt und sodann zum Pflücken geeignet ist. Wird die ganze Hülse aufgenommen, so zerstückelt leicht die Schale, und einmal mit der Wolle vernichtet, ist sie davon schwer nur wieder zu trennen. Die nächste Verrichtung besteht in der Trennung der Samenkörner von der Wolle, was früher mit der Hand geschah, in Indien und China durch eine rohe Handmühle oder Walze, in Amerika aber jetzt vermittelst in großem Maßstabe konstruirter und durch Pferde-, Dampf- oder Wasserkraft in Bewegung gesetzter hölzerner Walzen erfolgt, die bei einer schnellen Umdrehung sich gegeneinander reiben, während eine Art Kamm mit eisernen Zähnen die hindurchgezogene Baumwolle erfaßt und die Saatkörner ausscheidet, welche gleich Funken nach allen Richtungen verstäuben. Die Samenkörner sind so fest mit der Wolle vereinigt, daß eine stärkere, die sogenannte Säge-Reinigungsmaschine, erfunden von dem vorn erwähnten verdienstvollen Mechaniker Eli Whitney in Massachusetts, in Anwendung gebracht wird, welche 300 Pfund in einem Tage zu säubern vermag. Die Baumwolle wird sodann in einem leichten Rade umgekehrt und, wenn gut gesichtet, in's Packhaus gebracht, woselbst sie durch Hülfe von Pressen in Ballen, früher von 350 Pfund und darüber, gegenwärtig aber von 400 und darüber geschnürt wird. Die Qualität der Baumwolle beurtheilt man nach der Länge der Fasern, nach der Feinheit, Weiche, Festigkeit, Gleichmäßigkeit und Farbe. Der Preis einer jeden Sorte schwankt nach dem Grade ihrer Reinheit. Die Fasern der Baumwolle sind lange, dünne cylindrisch-spiralförmige Röhrchen, die fest aneinander halten, wenn man sie zusammendreht, und diese Eigenthümlichkeit ist es, die ihr den hervorragenden Rang über andere Gossypiums-Pflanzen sichert. Ebenso nimmt das echte Gossypium leicht Farbestoffe an und ist bis zu einem gewissen Grade unzerstörbar. Das Produkt der Baumwollen-Pflanze benutzt man bekanntermaßen vorzüglich für zur Bekleidung dienende Stoffe, aber auch noch zu andern Zwecken. Die Samenkörner dienen sowol zu Viehfutter als auch zur Düngung; ebenfalls wird Oel daraus gepreßt.

Keine Gegend des an landschaftlichen Schönheiten und fruchtbarem Gelände so reichen Südens der großen transatlantischen Republik ist in landwirthschaftlicher Hinsicht von solcher Wichtigkeit, wie jene Gruppe niedriger Inseln, von gelbem Sande gebildet, die an der Süd-Carolina und Georgia gemeinsamen Meeresküste zerstreut liegen. Hier ist der Garten für die schönste Baumwolle, welche auf der Erde zu finden ist. Die erste Verpflanzung der Baumwolle nach den Vereinigten Staaten fand versuchsweise 1621 statt, doch erst die Erfolge,

welche durch die vor etwa 150 Jahren durch Gouverneur Smith auf den See-Inseln (Sea-Islands) eingeführte Baumwollen-Kultur erzielt wurden, veranlaßten Georgia, Mississippi, Louisiana und Alabama zur Nacheiferung.

Daß die Kultur der Baumwolle in den Vereinigten Staaten Amerika's die aller übrigen Länder überholte, dazu trug in nicht geringem Grade die Gunst seines Flußsystems bei, wodurch während der Zeit anhaltender Dürre der durstigen Pflanze die nöthige Bewässerung zugeführt wird, während keine übergroße Feuchtigkeit herrscht, welche statt Wolle nur eine Fülle von Blättern hervorruft. Indessen ward die eigentliche Sea-Island-Baumwolle wohl kaum vor dem Jahre 1785 allgemeiner angebaut. Der zur Anwendung gelangte Samen des Gossypium barbadense gehört ursprünglich der Insel Aguilla im Karaibischen Meer an und ward von den Bahamas und Barbadoes aus in den Handel gebracht. Anfänglich nur von den benachbarten Fabrikanten verbraucht, ging die Südstaaten-Baumwolle indessen schon gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts, als weit über den inländischen Consum hinaus gewonnen wurde, in den allgemeinen Verbrauch über und ist seitdem nicht allein von England, sondern von allen Spinnern Europa's immer mehr begehrt worden. Von nun an mußten Reis, Indigo, Mais und Tabak allenthalben der Baumwolle weichen. Die Region für die Baumwolle von vorzüglichstem Stapel — lang und fein — ist dennoch eine äußerst kleine, auf etwa sechs deutsche Meilen beschränkte. Berühmt als Produktionsplatz der unübertroffensten Baumwollensorte sind die kleinen Inseln Edisto, Wadmalan und St. Helena an der Karolina-Küste. Im Innern des Staates wird mehr die gleichfalls vielbegehrte kurzstapelige Upland gepflegt. Trotz der Vorzüglichkeit des Erzeugnisses, welches die Inseln und, in gröberem wie kürzerem Stapel, das Binnenland des Südens der Nordamerikanischen Staaten liefern, ist dennoch das Klima keineswegs überall das günstigste für die Baumwolle. Raupen und besonders Regen, während der Zeit des Kapselspringens der Baumwolle, vernichten oft die Aussicht auf reiche Ernten. Dies ist eine der Ursachen, weshalb selbst bei der gewaltigsten Steigerung der Baumwollen-Produktion in den Nordamerikanischen Südstaaten der Preis der Waare nie eine wesentliche Abänderung erlitten hat. Niedriger als neun Pence für das Pfund (7 Ngr. 5 Pf.) ist Sea-Island-Baumwolle in den letzten fünf bis sechs Jahren vor dem Kriege nicht bezahlt worden. Dagegen erreichte Sea-Island-Cotton im Jahre 1840 in Liverpool die Preishöhe von drei Shilling (1 Thaler pro Pfund), während im Jahre 1859 und 1860 diese Sorte eine Zeitlang bis auf 1 Sh. 2 Pence im Preise gefallen war.

Bezeichnend für den außerordentlichen Aufschwung des amerikanischen Baumwollenhandels sind folgende Thatsachen. Im Jahre 1747 auf 1748 wurden von Charleston 7, sage sieben Ballen Baumwolle verfahren, zum Werthe von 3 £ 11½ Sh. pro Ballen. Von New-York aus gingen nach Liverpool ab: im Jahre 1764 acht und im Jahre 1770 drei Ballen. Im Jahre 1859 auf 1860, in welche die höchste Produktion von Nordamerikanischer Baumwolle fällt, wurden dagegen 4,675,770 Ballen, darunter etwa 15 Millionen Pfund Sea-Island-Cotton verpackt und verladen. Im folgenden Jahre wurden nur 3,756,000 Ballen als Gesammternte der Union registrirt. Ein ganzes Sechstel

dieser enormen Waarenmasse ward in Charleston verschifft. Haupthäfen der Nordamerikanischen Baumwollen-Produktion sind außerdem New-York, Mobile, New-Orleans. Was über die amerikanischen Zufuhren hinaus aus anderen Erzeugungsgebieten nach England gelangt, ist gegen erstere genommen nur unbedeutend. Im Grunde kommen nur noch Indien, Aegypten, Brasilien und Westindien in Betracht. — Ueber den Werth der indischen Baumwolle sprechen wir uns in dem Schlußabschnitte aus. Hier nur so viel, daß sie weder in Bezug auf Quantität, noch viel weniger in Rücksicht auf Qualität so leicht das amerikanische Produkt ersetzen kann. In dem alten Wunderlande der Pyramiden wurde der Anbau im Großen erst in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts durch Mehemed Ali, den Regenerator Aegyptens, wieder heimisch gemacht. Es gedeiht daselbst ein langes, starkes, festes, mehr gelbliches Produkt, und vorzugsweise ist die Sorte, welche in Yumel gezogen wird, gesucht. Die Länder, welche hinsichtlich ihrer Naturverhältnisse mit Nordamerika in Vergleich kommen können, sind (außer Aegypten) Haiti, Mauritius, Brasilien, Peru, Madagascar und der Senegal, in Europa Sicilien, Terra di Lavoro (Neapel) und einige griechische Inseln; Baumwolle aber kann nur da in größerem Umfange gebaut werden, wo die Arbeitskraft billig und der Anbau von andern Bodenerzeugnissen, als Wein, Oel, Seide, Getreide weniger gewinnbringend ist. Gehen wir hiernach alle die genannten Länder durch, so bleibt als ein für Amerika in Betracht kommender Konkurrent nur Ost-Indien übrig, aber auch dieses würde im besten Fall erst nach 25 Jahren im Stande sein, den englischen Bedarf zu decken, vorausgesetzt, daß sich derselbe nicht, wie vielfach angenommen wird, bis dahin verdoppelt hat.

Der Hauptmarkt Europa's für amerikanische Baumwolle ist das hierdurch zu großem Reichthum und Ansehen gelangte Liverpool, welches 1785 noch nicht 50,000 Bewohner, gegenwärtig deren eine halbe Million zählt, während Manchester, die Hauptniederlassung der englischen Baumwollen-Manufaktur, im Jahre 1770 kaum 41,000 Insassen hatte, die sich heute auf 480,000 Einwohner vermehrt haben.

Wir führen in Folgendem nur diejenigen Baumwollensorten an, die wir infolge der großen Quantitäten, in welchen sie im Handel auftreten, am häufigsten genannt finden. Dem Liverpooler Marktbericht gemäß sind es folgende: Sea-Island, Upland, Mobile, New-Orleans, Texas, Pernam, Parahyba, Ceara, Aracati, Bahia, Maceio, Maranhao, Egyptian, Smyrna, Greek, Peres, West-India, Haytien, Laguayra, Demerary, Peruvian, Carthagena, African, Dharwar, Broach, Dhollerah, Oomrawuttee, Mangrole, Comptah, Scinde, Madras, Bengal, China, Japan. Dieselben werden unter folgenden Namen zusammengefaßt: Pernam (American, Brazil), Egyptian (Smyrna und Greek), West-India, East-India, China und Japan. Die ostindischen Sorten sind: Dharwar, Broach, vornehmlich aber fair, middling fair und middling Dhollerah (Oomrawuttee), dann Mangrole, Comptah und Scinde und erscheinen sehr oft unter dem gemeinschaftlichen Namen Surate.

Die Baumwollen-Manufaktur in England.

Werfen wir einen Rückblick auf Ursprung und Anfänge derselben, so ist der Fortschritt und Aufschwung des vornehmsten Industriezweiges, verbunden mit allen seinen Branchen als Spinnerei, Weberei, Färberei, Calico-Druck u. s. w., ohne Zweifel die eigenthümlichste Erscheinung des modernen Fabrikwesens.

Es scheint, daß die Indier und ein guter Theil der Völker des himmlischen Reiches der Mitte sich nie anderer Kleider als baumwollener bedient haben. — Das Verfahren der Spinnerei ist dennoch in Indien bis heute das einfachste geblieben, das sich denken läßt. Man bedient sich der hölzernen Spille oder Spindel und der Kunkel, wie wir den gabelförmigen Stab, der die Baumwolle festhält, nennen. Mit einer Hand zieht der Spinnende den Faden aus, zwirnt ihn und wickelt ihn auf, während er die Kunkel unter'm andern Arme festhält.

Die wesentlichste Verbesserung in der Kunst des Spinnens ist dem deutschen Bildschnitzer Johann Jürgens, der 1530 zu Wolfenbüttel bei Braunschweig lebte, zu verdanken. Er erfand die Flügel-Spindel oder Drossel. Bei derselben dreht sich die Spindel in einem besonderen Lager, worauf die Spule lose anliegt. Links und rechts sind an ihrer Spitze gebogene Arme befestigt, durch deren Endöffnung der Faden von der Kunkel oder dem Rocken abgeführt wird, bei welcher Bewegung des Flügels mit der Spindel der Faden seine Drehung erhält und zugleich auf die in ihrer Geschwindigkeit gegen die Spindel etwas zurückbleibende Spule gewickelt wird. Das Baumwoll-Handspinnrad ist aus dem deutschen Flachsspinnrad entstanden und bildet die Grundlage der späteren Jenny-Maschine. Die in einem Lager sich wagerecht drehende Spindel entbehrt bei jenem der Flügel; an dem einen Ende der Spindel befindet sich der Wirtel. Ueber ihn und ein großes Rad hinweg geht die Schnur ohne Ende, wodurch beim Umschwingen des Rades die Spindel rasch umgedreht wird.

Der Fabrikation baumwollener Zeuge in Deutschland geschieht zuerst um 1430 Erwähnung. Die großen Handelsplätze Antwerpen, Venedig, Brügge und Gent erzeugten um 1560 bereits große Mengen sogenannter „Fustians" und „Dimitis" von trefflicher Qualität, und beglaubigte Nachrichten stellen das Vorkommen des Handels damit in Sachsen und Italien zur selben Zeit fest.

Man nimmt allgemein das Jahr 1583 als Anfang der Verarbeitung der Baumwolle in Großbritannien an. — Damals war es, als in Folge der Einnahme Antwerpens durch die Spanier eine Anzahl flandrischer Weber nach England flüchteten. Sie ließen sich in Manchester nieder und beschenkten ihre zweite Heimat mit der Kunst der Verarbeitung der Baumwolle. In einer 1641 gedruckten Schrift heißt es bereits von den Bewohnern der Stadt: „Sie kaufen in London Pflanzenwolle, die von Cypern und Smyrna kommt, verarbeiten sie daheim und fertigen Barchent, nebst allerhand geköperten und gefärbten Zeugen daraus. Dann kehren sie mit ihrer Waare nach London zurück, wo solche verkauft, auch nicht selten in fremde Länder verschickt wird, da sich doch leichter und billiger das genannte Rohmaterial anschaffen könnten." — Königin Elisabeth nahm freundlich ihre Glaubensgenossen auf und ermuthigte die weitere Einwanderung derselben. Auch in England wie in andern Theilen Europa's erfolgte damals das Spinnen bis zur Einführung der mechanischen

Spinnerei noch auf dem sogenannten Hand- oder Einfadenrade, das mit der rechten Hand umgetrieben wurde, während die Spinnerin den Faden mit der linken auszog. Die gezupfte und mit Handkarden gekratzte Baumwolle wurde auf dem Rade zuerst gewöhnlich zu einer etwa zwei Linien dicken Vorspunst und dann erst rein gesponnen. Dies zweimalige Spinnen erleichterte nicht wenig die Einführung der Spinnmaschinen. Die Spinnarbeit verrichteten größtentheils ärmere, auf dem Lande zerstreut lebende Leute in ihren Wohnungen.

Vor dem Jahre 1740 kauften die Weber meist das Gespinnst von den Spinnern und verkauften das Gewebe den Manufakturisten, welche Letztere dasselbe färbten und zum Verkaufe weiterhin zurichteten. Auch schickten von Zeit zu Zeit die Großhändler (oder Fabrikanten, wie wir sie nennen dürfen) ihre Bediensteten mit Packpferden von Hütte zu Hütte, um die Gespinnste einsammeln und massenhaft verweben zu lassen. Späterhin lieferten jene Kaufherren den Webern den leinenen Zettel sowie die Rohbaumwolle und bezogen die gewebten Zeuge zu einem vorher bestimmten Preissatz, um solche fertig zu machen.

Bei den „Fustians" bestand nur der Einschlag aus Baumwolle, während man damals zum Aufzuge noch immer Leinengarn verwandte, welches meist aus Irland bezogen wurde. Denn man verstand es damals noch nicht, die Baumwollenfäden und beziehentlich das Gespinnst selbst stark genug zu arbeiten. Indessen waren es in der Regel nur halbbaumwollene und meist gröbere Zeuge, welche bis dahin die gewerbthätigen Weber von Lancashire zu Tage förderten.

Eine besondere Zwischen-Klasse von Geschäftsleuten bildeten die Fustianmeister, von denen der städtische Handelsmann seinen Waarenbedarf bezog. Sie kamen um das Jahr 1750 auf und versorgten die Weber mit Zettel und Webematerial. Die Weber verkehrten nun seltener mit den Spinnern, wiewol diese auf Rechnung der ersteren das Zausen, Karbätschen und Vorspinnen besorgten. Aus all' Diesem ist eine bereits im Zunehmen begriffene Thätigkeit wohl zu erkennen, weiterhin ein Fortschritt zur Arbeitstheilung. Spinner und Weber sehen sich der Mühe überhoben, um das Rohmaterial, beziehentlich das Gespinnst sich selbst zu bekümmern und dafür auch noch Käufer aufzusuchen. Und in der That hebt sich fortan das Geschäft von Jahr zu Jahr. Bald senden die Manchester Kaufleute eigene Reisende mit Mustern aus. Die Nachfrage läßt sich oft gar nicht befriedigen; nicht selten hält es den Spinnern schwer, nur Rohmaterial zu erlangen, und öfter noch fehlt es den Webern an Garn und an den benöthigten Spinnern.

So sehr jedoch der Bedarf an Baumwollen-Fabrikaten zugenommen, und wiewol um 1740 die englischen Manufakturisten sogar die Erzeugnisse der heimischen Baumwollen-Industrie nach den britischen Kolonien auszuführen begonnen hatten: bis in die Hälfte des XVIII. Jahrhunderts hinein waren dennoch die englischen Produzenten nicht im Stande, die freie Konkurrenz mit ihren asiatischen Mitbewerbern auszuhalten. Durch Billigkeit der ostindischen Erzeugnisse sahen sich die Händler außer Stand gesetzt, den Spinnern den verlangten besseren Lohn zu bewilligen. Das Bedürfniß nach einer rascheren und lohnenderen Spinnmethode wurde täglich fühlbarer. Dieses Alles änderte sich wie mit einem Zauberschlag, als das mechanische Spinnen der Handarbeit zu Hülfe kam. — Erst seit Erfindung des mechanischen Spinnstuhls (1770 — 1780) kann von einer europäischen Baumwollen-Manufaktur die Rede sein.

Von nun an mehrten sich mit jedem neuen Erfolge des Maschinenwesens die Etablissements, die Verdrängung konkurrirender Bekleidungsstoffe durch die Baumwolle vollzog sich mit nie geahnter Raschheit. Man führt gegenwärtig mit Ausnahme des ostindischen Nankings und anderer Modeartikel weder Zeuge noch Garne aus den asiatischen Ursprungsländern mehr ein, sondern nur Rohbaumwolle. Seitdem ist die ostindische Baumwollen-Industrie zu Grunde gerichtet, trotz der Nähe des Rohstoffes und der Niedrigkeit des Arbeitslohnes. Sie kann gegenüber der englischen und kontinentalen Massenproduktion nicht bestehen. Die Stadt Liverpool stapelt fast die gesammte, in England und auf dem Kontinente benöthigte Baumwolle auf, obwol auch Havre, Marseille, Hamburg, Bremen, Triest und Amsterdam große Mengen aus den Produktionsländern direkt einführen.

Um die rechte Vorstellung von der Bedeutung der Baumwollen-Manufaktur Englands zu gewinnen, genügt heutzutage ein einziger Ort. Denn nie, so lange Handel und Wandel bestehen, gab es auf dem Erdenrund eine **Manchester** ähnliche Stadt, sowol in ihrer äußern Erscheinung, ihrer eigenartigen Thätigkeit, ihrer Waarenfülle, wie hinsichtlich der Eindrücke, welche der überall sichtbar hervortretende Erfindungsgeist auf den Beschauer ausübt. Die gegenwärtige Metropole des europäischen Manufakturwesens war zu der Zeit, wo Flandern das Monopol der gewebten Stoffe besaß, nur ein Dorf — heute zählt es mit der Stadt **Salford**, die nur durch einen kleinen Fluß, den Irwill, von Manchester getrennt ist und thatsächlich mit demselben nur eine Stadt bildet, mehr als 500,000 Einwohner. Alle die Tausende von Etablissements, Werkstätten, Niederlagen, Verkaufslokalen, Wohnungen u. s. w. der mächtigen Industriestadt bedecken eine Bodenfläche von 7000 Morgen Landes. Manchester zählt 1500 Straßen, und seine Fabriken erregen durch ihre Zahl nicht weniger Erstaunen als durch ihren Umfang und ihre Wichtigkeit. Die Stadt ist von einem förmlichen Wald hoher Schornsteine umgeben, und bei lebhaftem Fabrikbetrieb verdunkelt der aus denselben aufsteigende Rauch förmlich die Sonne.

In Manchester begegnen wir Arbeitspalästen von sechs und sieben Stockwerken Höhe. In manchen ihrer Arbeitssäle könnte ein Bataillon Zündnadelgewehr-Praktikanten bequem exerziren. Hier in diesen Baumwollen-Fabriken, vor deren Größe und Ausdehnung, vor deren nie endender Arbeitsthätigkeit in Folge ihrer von Stock zu Stock, von Saal zu Saal in einander greifenden Triebwerke selbst dem ruhig Dreinschauenden schwindelt, — hier feiert die moderne Göttin Industrie ihre höchsten Triumphe. „Das Eisen und die Steinkohle, das Gas und der Dampf sind dort vereint die gehorsamsten Diener des Menschen geworden, dessen Hand nur den reißenden Faden wieder anknüpft, der Maschine Stillstand oder Anfang gebietet und den Naturkräften blos das Pensum vorlegt, das sie verarbeiten sollen.“ Da erst lernt man die riesenhaften Dimensionen einer Industrie übersehen, deren Beherrscher König Cotton ist!

Und doch ist Manchester nur der Mittelpunkt des größten Baumwollen-Manufakturbezirks der Welt, die „Börse“, wie man es nennt. Um die Metropole der Baumwollen-Industrie haben sich in einem Umkreise von zwölf englischen Meilen an 300 andere kleinere und größere Orte gruppirt.

Hier wohnen weit über tausend country-manufacturers, welche alle mit Manchester in Verbindung stehen, ja zum Theil von demselben ganz abhängig sind.



Manchester.

Diese Fabrikorte zählen zum Theile über 10—80,000 Einwohner und darüber. Es giebt in der Umgebung von Manchester, Bolton, in der Gemeinde Bury zu Rochdale, Oldham, Ashton, Staley-Bridge u. s. w. allein gegen 900 großartige Fabrikanlagen, welche größtentheils alle neuesten Verbesserungen im Maschinenwesen aufzuweisen vermögen. Sie verarbeiten die Baumwolle im rohen Zustande bis zu den fertigen Zeugen und erweitern sich von Jahr zu Jahr in einer immensen Ausdehnung. Der achtbare Theil der Manufakturisten hat es nicht unterlassen, die menschenfreundlichsten Einrichtungen für die vormals wie in Gefängnissen an ihre Maschinenarbeit gefesselten Arbeiter zu treffen.

Einer der bedeutendsten Orte für die Baumwollen-Manufaktur ist nächst Manchester in dessen Gebiet Stockport, welches gleichfalls eine große Anzahl der bedeutendsten jener mechanischen Zauberpaläste aufzuweisen hat. Es liegt an dem hohen Ufer eines Flusses, über dessen mit einem riesengroßen Viadukte überspanntes Thal, 22 prachtvollen Bogen entlang, die Eisenbahn nach London führt.

Nimmt man bei der Großartigkeit und Fülle aller zur Erleichterung des Handels in Lancashire bestehenden Einrichtungen, wo eine Prozedur in die andere übergreift, eine Maschine für die andere arbeitet und wo die Leistungen durch erstaunlichste Regelmäßigkeit und Ordnung im Betrieb des Ganzen noch erweitert und gesichert werden, die jetzige Schnelligkeit des Verkehrs durch Eisenbahnen und Telegraphen hinzu, so wird man begreifen, daß Fälle, wie folgende, nicht in das Bereich der Unmöglichkeit gehören.

„Eine Partie Baumwolle wurde von Manchester aus in Liverpool bestellt. Der Liverpooler Kaufmann erhielt den Brief am Abend und ließ die bestellte Partie, so wie sie in Ballen aus Amerika gekommen, noch an demselben Abend aus seinem Magazin herausbringen. Am andern Morgen früh 3 Uhr wurde sie von den bereitstehenden Lokomotiven mit Sturmeseile auf den Eisenschienen nach Manchester geschleudert, wo man sie um 7 Uhr Morgens in der Faktorei von ... u. Co. in Empfang nahm. Die Ballen wurden geöffnet, ausgepackt und der Maschine übergeben, welche sie mit zauberischer Geschwindigkeit zerpflückte, auflockerte, reinigte, stäubte, dann in breite, zarte Schleier verwandelte, diese Schleier in konzentrirtere, schmälere Bänder, und diese losen Bänder zu dünnen, feinen Fäden, 30 Hanks auf 1 Pfund (1 Hank hat 800 Ellen) in 1000 der kleinen schwirrenden Röllchen auszog. Um 12 Uhr wurde das so gesponnene Garn den Webstühlen übergeben, und diese brachten noch so viel davon zur rechten Zeit vor dem Abgange des letzten Trains nach Hull fertig, daß man dem Besteller daselbst eine Probe von dem bestellten Muster schicken konnte. Da schon am andern Morgen von Hull die Nachricht eintraf, daß die Vorlage entsprechend ausgefallen, in Folge dessen die Bestellung noch etwas erweitert wurde, so ließ man nun mit allen Powerlooms arbeiten, und es konnten noch denselben Tag eine Partie des unterdessen fertig gebrachten Zeuges in die printing-works gegeben werden. Daselbst wurde es gedruckt, getrocknet, geglättet, façonnirt und verpackt und den dritten Abend nach der Bestellung gingen die ersten 1000 Stück fertigen Calico's nach Hull ab; die andern folgten in den nächsten Tagen nach."

„Im Ganzen ist dies so fabelhaft wunderbar gerade nicht," hören wir einige unserer Leser ausrufen. — Nun, ein anderes Beispiel wird uns noch mehr in die Wunder jener Fabrikwelt einweihen.

Ein Kaufmann in Manchester bedurfte 1500 Stück gedruckter Kattune von einem besondern Muster, die er am folgenden Tage nach Amerika absenden wollte. Er begab sich in alle Waarenlager, ohne zu finden, was er suchte. Deshalb verfügte er sich Abends 5 Uhr zu einem großen Kattundrucker in dem drei englische Meilen von Manchester gelegenen Harpurhey. Dieses Haus übernimmt es, jene 1500 Stück in drei Farben zu drucken, vollständig herzustellen und sie am folgenden Tage Mittags 12 Uhr wohlverpackt in Manchester an dem Liverpooler Bahnhof abzuliefern. Der Fabrikant hält Wort; um 3 Uhr Nachmittags trafen die Ballen in Liverpool ein, wurden dort sofort an Bord eines Dampfschiffes gebracht, das auf dem Punkte stand, nach Amerika abzusegeln, und um 5 Uhr, also genau 24 Stunden nach der gemachten Bestellung in der Druckerei in Harpurhey, verließ das Dampfschiff mit den 1500 Stück Kattun Liverpool.

Wir könnten mehr Fälle der Art anführen, wo zwischen dem Ankauf der Baumwolle, dem Spinnen, Färben und Weben und der Versendung der fertigen Stoffe nur eine fabelhaft klingende kurze Frist liegt. Aehnliches ist jedoch auch nur in den Industrie-Niederlassungen von Lancashire zu leisten, wo ein Rad in's andere eingreift und keine Minute Zeit verloren geht. Deshalb steht auch die englische Industrie noch immer unübertroffen da, und so viel auch in Deutschland in den letzten Jahren geschehen ist, wir müssen doch vorerst auf den Gedanken verzichten, es in dieser Beziehung den Engländern gleich zu thun.

Vornehmlich in Bezug auf Zeitausnutzung können wir von den Engländern noch gar Vieles lernen. Nirgends, selbst London nicht ausgenommen, ist man des Losungswortes: „Time is money" mehr eingedenk als zu Manchester. Man höre, wie hier durch Raschheit Vermögen verdient werden.

Ein Spekulant begab sich eines Morgens aus Manchester mit dem ersten Eisenbahnzuge nach dem 30 Meilen entfernten Liverpool, kaufte dort 150 Tonnen Baumwolle, die er sofort mit nach Manchester nahm und sie daselbst gleich nach seiner Ankunft an den Mann brachte. Die Qualität fand Beifall, eine weitere Bestellung auf 150 Ballen ward gegeben; um diese zu effektuiren, reiste unser Mann Mittags per Eisenbahn noch einmal nach Liverpool und am selben Abend lieferte er weitere 150 Ballen in Manchester ab. So hatte er in Zeit von zwölf Stunden den Weg von Manchester und Liverpool viermal zurückgelegt, 600,000 Pfund Baumwolle gekauft und abgeliefert und, wiewol zu jener Zeit das Pfund Baumwolle nur 4 Pence kostete, doch ein Geschäft von 10,000 £ gemacht.

Was alle die riesigen Werkstätten von Lancashire zu liefern vermögen, geht aus den monatlichen Export-Registern hervor. Die ausgeführten Baumwollen-Waaren lassen sich pr. Monat auf $2^1/_2$ bis 3 Millionen £ taxiren. Dazu treten jedoch noch ca. 800,000 £ an monatlich exportirten Baumwollen-Garnen.

Es giebt mehrere englische Spinnereien mit 150,000 Feinspindeln, und es verschwindet dagegen die vielfach bewunderte Leistung von Naegeli zu Mühlhausen mit über 80,000. Nach einem von Platt zu Birmingham gehaltenen Vortrage befanden sich im Jahre 1867 in Großbritannien 36 Millionen Spindeln für Baumwollengarn in Gang, die in den täglichen zehn Arbeitsstunden 64 Millionen engl. Meilen (14 Millionen deutsche Meilen) Garn spinnen, oder in jeder Minute so viel, daß man es viermal um die Erde wickeln könnte.



Richard Arkwright.

Richard Arkwright, seine Vorgänger und Nachfolger.

Nachdem wir eingehender dem bewunderungswürdigen Organismus gefolgt sind, welchem Großbritannien die heutige Blüte seines Manufakturwesens verdankt, wenden wir uns den Männern zu, welche als die Urheber jener Industriewunder angesehen werden dürfen.

Die Erfindung und Vervollkommnung der Spinnmaschinen und Webstühle durch John Wyatt, James Hargreaves, Richard Arkwright, S. Crompton, E. Cartwright, Robert Peel u. A., unter Hinzutritt von J. Watt's gleichalterigen Dampfmaschine, nicht minder die Ergiebigkeit und Trefflichkeit unerschöpflicher Steinkohlenlager, dazu die stattgefundenen außerordentlichen Erleichterungen im Transportwesen, endlich die erlangte Handels- und Verkehrsfreiheit haben die Baumwollen-Industrie aus kleinen Anfängen zu jenen riesigen Dimensionen entwickelt, daß sie von einem verschwindend kleinen Theile des Erdballs aus im Stande ist, den größten Theil der Menschenfamilie mit Kleidung zu versorgen. „Europa's Flächenraum wäre längst nicht mehr hinreichend, sollte es, die Möglichkeit vorausgesetzt, auch noch die Menschen ernähren, die nöthig wären, um eine den jetzt vorhandenen Dampfpferden gleiche Menschenkraft herzugeben."

Und so zeigen die Baumwollen-Spinnmaschinen recht deutlich, daß jede Erfindung, jede neue Maschine, die das Bereich mechanischer Handverrichtungen weiterhin einengt, nicht etwa dem Arbeiter zum Fluch, sondern zum Segen gereicht. Es ist notorisch, daß heutzutage die Zahl Derjenigen, welche direkt und indirekt

aus der Baumwollen-Industrie ihren Lebensunterhalt gewinnen, sich verhundertfacht hat, im Vergleich zur kleinen Anzahl Derer, die im vorigen Jahrhundert auf demselben Gebiet ihr Dasein, und meist nur in der ärmlichsten Weise, zu fristen vermochten. Im Jahre 1776 betrug der Durchschnittswochenlohn eines Handwebers nur etwa 7 Shillinge ($2^1/_3$ Thlr.), im Jahre 1860 der Wochenverdienst eines Maschinenwebers im Mittel $16^1/_2$ Shillinge ($5^1/_2$ Thlr.).

Der merkwürdige Mann, dem die Welt die belangreichsten Umwälzungen auf dem industriellen Gebiete verdankt, Arkwright, stand zur Spinnmaschine etwa in einem ähnlichen Verhältnisse wie Watt zur Dampfmaschine und Stephenson zur Lokomotive. Die Ideen waren längst vorhanden, längst lag die Erfindung, ihr Herannahen durch Anzeichen verkündend, gleichsam in der Atmosphäre; aber die bis dahin für die Praxis unklaren, ungenügenden Entwürfe weiter ausgeführt und nutzbar gemacht zu haben: darin besteht Arkwright's großes Verdienst.

Im Grunde genommen verdanken die wunderthätigsten Maschinen ihre Entstehung dem ständigen Boden handwerksmäßigen Geschäftsbetriebes. Ueber den Ursprung der eigentlichen Spinnstühle, wie der wichtigen Hülfs- und Vorbereitungs-Maschinen, welche heute den so komplizirten Apparat der Baumwollen-Manufaktur bilden, liegen sichere Nachrichten nicht vor. Die Mehrzahl dieser Maschinen sind das Ergebniß einer Menge kaum noch zu verfolgender Ueberkommnisse, Einzel-Erfindungen, Fortschritte u. s. w. Selbst die Spinnmaschine Arkwright's, so sehr das ihr zu Grunde liegende Prinzip selbst heutigen Tages augenfällig ist, hat kaum noch zu verfolgende Umwandlungen erfahren; sie ist in ihrer dermaligen Beschaffenheit das Resultat unzähliger Verbesserungen.

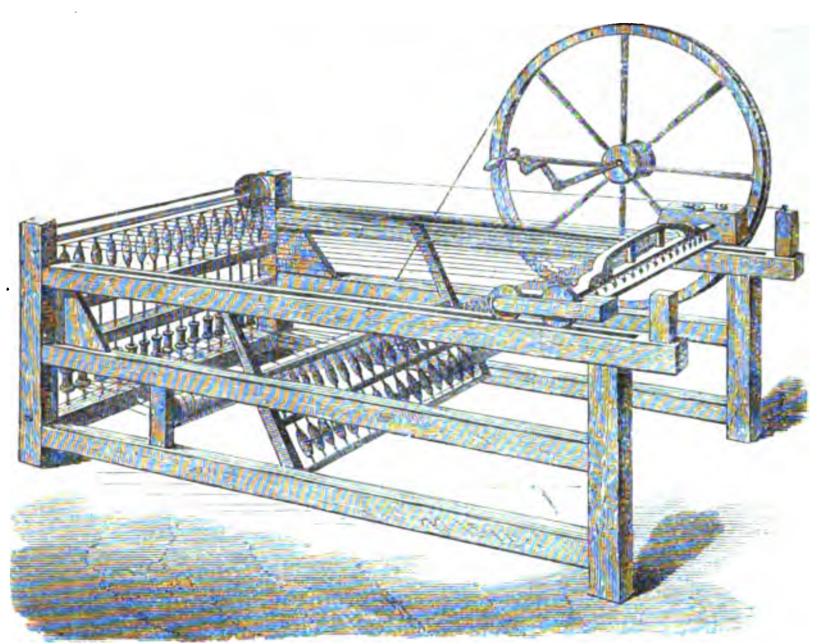
Jenen zwei talentvollen Männern, welche den Grundstein zur mechanischen Spinnerei gelegt, James Hargreaves und Richard Arkwright, fehlten auch die rechten Vorläufer nicht. Ihren Bemühungen gingen voraus: Wyatt's Spinnversuche (1730—1734), Paul Lewis' Baumwollen-Krempelverfahren (patentirt 1738); die Erfindung oder Verbesserung der Baumwollen-Krempeln durch James Hargreaves schloß sich diesen Fortschritten 1760 an, während die Erfindung der Cylinder-Krempel (mit Kardenleder überzogene Rollen, denen gleichartig besetzte Konkavdeckel beigesellt wurden) durch den Großvater des berühmten englischen Staatsmannes Sir Robert Peel in's Jahr 1762 fällt. Die Baumwolle ward damals noch mit Handkardätschen auf- und dann abgestrichen, eine Manipulation, die man bald nachher durch einen zweiten Kratzcylinder verrichten ließ. So suchte man sich zu behelfen, so gut es ging, solang die mittlerweile aufgetauchten Spinnstuhlversuche zu einem befriedigenden Ergebniß nicht geführt hatten.

Die von dem Baumeister John Wyatt zu Lichfield im Jahre 1738 erfundene Spinnmaschine, für welche der obengenannte Paul Lewis patentirt wurde, bestand in der Anwendung von Walzenpaaren, die hintereinander liegend mit ungleicher Geschwindigkeit umliefen und somit die zwischen ihnen hindurchgehenden, durch Krempeln erzeugten Bänder oder Lunten allmälig immer länger zogen. Im Jahre 1742 waren zu Birmingham bereits Spinnmaschinen von 250 Spindeln im Gange, bedient von zwei Eseln und einer Anzahl Mädchen. Doch mußte die Spinnmühle bereits im nächstfolgenden Jahre wieder geschlossen werden, da sich die Einrichtung nicht bewährte.

Mehrere Jahre vor dem Auftreten Richard Arkwright's und bevor „dem Uhrmacher zu Nottingham" das Patent zur Spindelmaschine ertheilt ward, 1769, — just in demselben Jahre, als J. Watt mit seiner Condensations-Dampfmaschine die Welt überraschte, — erregte ein erfinderischer Kopf in der Nähe von Blackburn die Aufmerksamkeit der Mechaniker und Spinner. James Hargreaves nannte er sich. Der arme, wenig gebildete Weber von Standhill war bereits durch seine Verbesserung an den Krempeln bekannt geworden, und 1769 löste er durch seine „Spinning-Jenny" das Problem, mehrere von den Krempeln erhaltene Schnüren oder Bänder gleichzeitig zu verspinnen. Er hielt, damit beschäftigt, gerade zwei Vorspunstfäden zugleich zwischen Daumen und Zeigefinger, als er auf den Gedanken verfiel, dieses Festhalten lieber mittels einer Klemme oder kleinen Kneipstange zu bewerkstelligen und dadurch noch weiteren Fäden zu gute kommen zu lassen. Zu diesem Behufe steckte er sechs Spulen Vorspunst auf der einen Seite eines Gestells auf, auf der anderen ebenso viele Spindeln, von denen jede mit einer kleinen Rolle oder Nuß versehen war, während sämmtliche vermittelst einer Trommel und Bindfadenläufen gedreht wurden. Der von den Spulen zu den Spindeln laufende Faden mußte jene, auf dem Gestell in horizontaler Richtung beweglichen Klemmen passiren. Wurden die letzteren geöffnet und dann die Spulen genähert, so liefen einige Zolle Vorspunst durch; schloß man sie wieder und bewegte sie eine größere Strecke vorwärts, so wurde die Vorspunst festgehalten, ausgezogen und zugleich gezwirnt, wenn die Spindeln schnell gedreht wurden. — Darin besteht der einfache Mechanismus von Hargreaves' Spinnstuhl. Er basirt, wie man sieht, auf dem oben beschriebenen deutschen Spinnrad. Seiner Tochter Jenny (Hannchen) zu Liebe nannte der Erfinder seine Maschine „Spinning-Jenny". So heißt sie jetzt noch, und der ersichtlich gewordene Grundgedanke in ihr lebt in den heutigen so vielfach verbesserten Jennies fort.

Leider brachte sein Werk, wie es Erfindern so oft geht, Hargreaves selbst keinen Nutzen, sondern nur bitteren Kummer, Noth und endlich den Tod. Sobald es nämlich bekannt wurde, daß die von unserem Weber beschäftigten Leute vermittelst einer Maschine in kürzerer Zeit viel mehr als Andere fertig zu bringen im Stande seien, brach der Pöbel, wie immer blind in seiner Wuth, in Hargreaves' Haus ein und zerstörte dessen Maschinen und Geräthschaften. Noch mehrere andere Jennies von 12 und 16 Spindeln, die Hargreaves für Freunde verfertigt hatte, zertrümmerte der bethörte Volkshaufe, der es sich nicht ausreden ließ, in seinen Verdienste schwer beeinträchtigt worden zu sein. In seiner Noth flüchtete der verfolgte Mann sich nach Nottingham, wo er vorerst besser geschützt an seiner Jenny bedeutende Vervollkommnungen anbrachte und die Anzahl der Spindeln auf 30 und bald nachher bis auf 50 und weiter vermehrte. Ein Mädchen reichte hin, bis 120 derselben zu bedienen. Aber auch an dem neuen Zufluchtsorte traf den Erfinder der Jenny-Maschine der Fluch des Genius. Er selbst wurde in einem Volksauflauf verwundet und während sich noch bei seinen Lebzeiten gar Mancher durch seine Spinnmaschine bereicherte, starb der vom Ungemach unablässig verfolgte Erfinder im Arbeitshause zu Nottingham, arm, elend, verlassen.

Obgleich mit der Jenny Hargreaves' das leitende Prinzip für die ganze Maschinenspinnerei aufgestellt war, so blieb doch noch viel zu thuen übrig.



Hargreaves' Jenny-Maschine.

Es galt Fortschritte, Umwandlungen und Ergänzungen auszudenken, vornehmlich Einrichtungen aufzufinden, vermöge welcher ein starkes, auch für die Kette taugliches Garn dargestellt werden konnte. Eine solche Maschine erfand nun der „Uhrmacher von Nottingham."

Richard Arkwright war das jüngste von dreizehn Kindern, deren Eltern kaum so viel besaßen, um dieselben taufen lassen zu können; konfirmirt wurde Richard nicht. Im Alter von elf Jahren lernte er Lesen durch sich selbst und Schreiben nach dem Laute der Worte. Er schrieb — wie er von sich selbst behauptet — indem er mit seinen Buchstaben sich rein an die Aussprache hielt. Doch muß auch diese Errungenschaft nicht weit her gewesen sein, denn als er herangewachsen war, vermochte er mit der Federführung schlecht, um so besser aber mit Ziffern und Zahlen umzugehen. Zuerst versuchte Richard sein Glück als Barbier in einem Laden, beziehentlich feuchten Keller zu Bolton. Sein Empfehlungsschild hieß: „Immer heran zu dem unterirdischen Barbier! Er schabt Euch für einen Penny!" Und diesen überaus billigen Preis setzte er auf die Hälfte herab, als seine Kollegen den ersten Satz auch für sich als maßgebend erklärten. „Wäre meine Losung nicht ein halber Penny gewesen, hätte ich nicht für den billigsten Barbier gegolten, ich säße noch immer im Keller zu Bolton, unbeachtet — aussichtslos", so versicherte Arkwright selbst.

So aber wurde er durch einen seiner Kunden auf den damals florirenden Haar-Handel hingewiesen, womit er auf Reisen und durch den Besuch der Messen leidlich Geld verdiente. Er erdachte eine treffliche Methode, die Haare zum Bedarf der Perrückenmacher dauerhaft zu färben, wandte sich jedoch, wiewol er bei seinem Geschäfte sich ganz gut stand, nach Warrington und auf Anrathen eines ihm befreundeten Uhrmachers, Namens Kay, mechanischen Arbeiten zu.

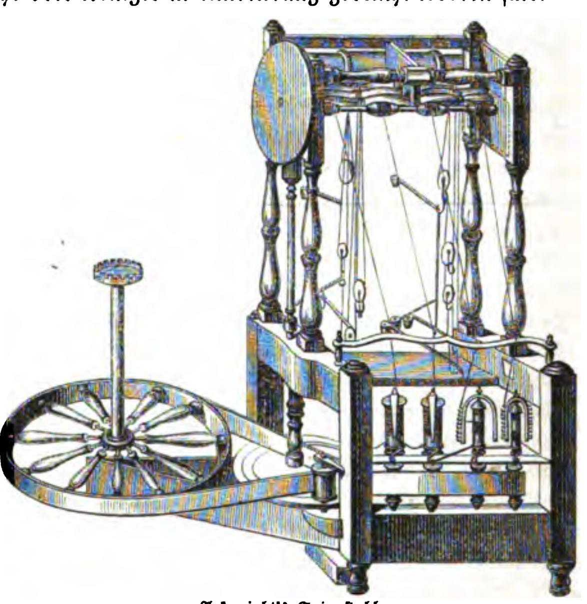
Wahrhaft wunderbarer Wechsel der Dinge und Verhältnisse! Mit dem Gelingen einiger kleinen Geräthschaften war er für immer der Leidenschaft für die Mechanik verfallen! Und zwar vorerst zu seinem größten Nachtheil, denn da er infolge seiner technischen Liebhabereien sein Handelsgeschäft täglich fahrlässiger betrieb, so mußte er gar bald zu seinen Ersparnissen greifen und diese hielten nicht lange vor. Zudem beschäftigte ihn nichts Geringeres als die fixe Idee so vieler Neulinge der Mechanik, nämlich das Perpetuum mobile zu erfinden. Und wie quälte er sich damit ab! — Sein unausführbares Vorhaben brachte ihn um den Besitz einer jungen und liebenswürdigen Frau, welche in einem Anfall von Verzweiflung das Modell des konstruirten Perpetum mobile zerschlug, weil sie in der Vorliebe ihres Gatten zu seiner „Sorgen-Maschine" den Grund zum Niedergange ihrer bisher so glücklichen häuslichen Verhältnisse erblickte. Von dieser Stunde an ward Richard Arkwright die Person, welche nicht zu würdigen vermochte, was in seinem Geiste vorging, immer mehr zuwider. Er trennte sich von ihr — für immer. Zerfallen mit seinem Weibe, mit sich selbst, versank Arkwright immer mehr. Völlig abgerissen, konnte er nur noch des Abends aus dem Hause gehen, aber während seine Nachbarn über ihn wohlfeile und geringschätzige Ausstellungen machten, brachte er ein Werk zu Stande, welches ihm die herben Verluste in ungeahntem Maßstabe zu ersetzen verhieß. Er war mit dem Modell seiner Baumwoll-Spinnmaschine fertig geworden.

Wiederum war es John Kay gewesen, welcher den denkenden Mann vermocht hatte, sein technisches Talent diesmal einem praktischen Gegenstande zuzuwenden, und dafür galt nach Hargreaves' verbesserungsbedürftiger Leistung die Herstellung einer Baumwoll-Spinnmaschine, womit sich auch unser Uhrmacher seit längerer Zeit emsig beschäftigt hatte. Was Kay nicht fertig gebracht, das vollendete der ehemalige Verschönerungs-Künstler. Die beiden mechanischen Genies wandten sich nun in Betreff der benöthigten Geldmittel an einen vermögenden Geschäftsmann, Peter Atherton, in Liverpool. Das gemeine Aussehen des zerlumpten Arkwright schreckte jedoch den Liverpooler Stadtherrn von einer näheren Verbindung mit den Hülfesuchenden ab; indessen schickte er ihnen doch zur Unterstützung einen Mechaniker, sowie einen Schlosser, um sie bei der Herstellung der schweren und massigeren Theile der beabsichtigten Maschine zu unterstützen. Kay überwachte den Fortgang der Arbeiten und fertigte selbst die feineren Maschinentheile. Arkwright verbesserte und düftelte weiter fort. Endlich war die Baumwoll-Spinnmaschine fertig.

Arkwright war zunächst dadurch nicht besser daran. Er hungerte und darbte wie bisher. Auch aus seiner Verbindung mit einem gewissen Smalley von Preston scheint ihm kein Weizen erblüht zu sein. Wohl aber bedrohte sein Werk derselbe Unverstand, der auch Hargreaves zu Tode gehetzt. Die unheilverkündende Haltung der Handspinner, sowie neue arge Geldverlegenheiten zwangen Arkwright und Smalley ebenfalls in Nottingham Schutz zu suchen. Hier prüfte der ausgezeichnete Banquier Strutt (von dem Hause Strutt & Need, den Gründern der jetzt noch bestehenden, berühmten Spinnereien in Derbyshire), welcher für eine Autorität im Fache der Mechanik galt, die neue Spinnmaschine und verschmähte eine Geschäftsverbindung mit deren Erfinder nicht.

So standen in dem Jahre 1769, aus welchem die erste Patentirung der Arkwright'schen Maschine sich schreibt, wie mit einem Schlage zwei der bewundernswürdigsten Werke des Menschengeistes: Arkwright's Spinnmaschine und Watt's Dampfmaschine vor den Augen der Nation, welche damals freilich noch nicht die unendliche Tragweite der herannahenden Umwälzung zu ahnen vermochte, die sich infolge stetiger Fortschritte auf dem Gebiete der Maschinentechnik weiter und weiter verbreitete.

Die neue von der Jenny sich wesentlich unterscheidende Spinnmaschine, auf welche das erste Patent lautete, ist der sogenannte Throstle- oder Drossel-Spinnstuhl. Durch denselben wurde ein ungleich besseres, schöneres und, was hervorzuheben ist, ein stärkeres Garn gesponnen und zur Ausziehung und Bildung des Fadens ein ebenso eigenthümlich sinnreiches wie einfach praktisches Prinzip angewandt, überhaupt ein technischer Organismus von so vortrefflicher Ineinanderfügung ausgesonnen, daß die leitenden Grundgedanken bei sämmtlichen Spinnstühlen mehr oder weniger in Anwendung gebracht worden sind.


Arkwright's Spinnstuhl.

In der Hauptsache beruhte die Spinnmaschine Arkwright's auf folgender einfachen Einrichtung. Er brachte mittels zweier Paar Walzen, von denen die vorderen eine viermal größere Umdrehungs-Geschwindigkeit hatten als die hinteren, die Verlängerung der Vorspunst zu Stande. Die unteren Walzen waren von Eisen und gefurcht, die oberen bewirkten einen hinlänglichen Druck auf den Faden, der die Zwirnung wie beim Flachs-Spinnrad durch eine mit Flügeln versehene Spule erhielt. Die in Eisenwerken zum Ausstrecken der Eisenstangen angewendeten Walzwerke führten ihn auf diesen fruchtbaren Gedanken. Arkwright's Spinnstuhl ist also eine Verbindung von Wyatt's Walzenpaar zum Strecken der Krempelbänder und des Flügelmechanismus des weiter oben erwähnten Flachsspinnrades von Jürgens. Bei unseres Engländers Maschine konnte wie beim Trittrade das Anziehen, Drehen und Aufwickeln der Fäden ununterbrochen und gleichzeitig erfolgen, und er sicherte seiner Erfindung noch dadurch gute Aufnahme, daß er seinen „Throstle"- oder Drossel-Spinnstuhl so einrichtete, daß dieser durch Wasser getrieben werden konnte, während Hargreaves' Jenny bei ziemlich gleich-

viel Spindeln durch die Hand in Bewegung gesetzt ward und infolge dessen nur für einen Hausspinnstuhl gelten konnte. Deshalb erhielt auch Arkwright's späterhin noch vielfach verbesserter Drossel-Spinnstuhl als erste derartige Einrichtung den Namen Water-frame (Water- oder Wassermaschine), und das auf demselben gesponnene, weit bessere Garn hieß Water-twist (Wassergarn).

Nur wenige Jahre verflossen, und die fabrikmäßige Entwickelung der Baumwollen-Manufaktur begann sich in niegeahnter Weise zu entfalten. Das ganze Trachten des sinnreichen „Uhrmachers von Nottingham" war fortan der Vervollkommnung seiner Erfindung zugewandt. Eine Unzahl Verbesserungen zeugen in der That von seiner Unerschöpflichkeit an technischen Aushülfen, so daß er wohl sich rühmen durfte, „er habe nicht eine, sondern hunderte von Spinn-Maschinen erfinden müssen, bevor seine Erfindung dem praktischen Bedürfnisse völlig entsprochen habe." Unzweifelhaft verdient Arkwright den Ruhm, als Schöpfer der heutigen englischen Baumwollen-Manufaktur zu gelten.

Ein dritter bedeutender technischer Geist schloß auf überraschende Weise die bereits unübersehbar gewordene industrielle Bewegung auf dem Gebiete des Spinnereiwesens ab. Der Name Samuel Crompton, eines Webers in der Nähe von Bolton, tritt in den Vordergrund. Er wußte auf überaus einfache Weise die ursprünglichen Streck-Cylinder-Paare der Arkwright'schen Water-Maschine mit dem Spindelwagen der Jenny-Maschine, beziehentlich mit dem Zwirnen zu verbinden. Diese gleichsam als Bastard aus den früheren hervorgegangene neue Maschine nannte der Erfinder „Mule-Jenny" (Mule, Maulthier).

Die Mule-Maschine trat an's Tageslicht just in demselben Jahr (1775), als Arkwright's mittlerweile überaus verbesserter Spinnstuhl zum zweiten Male patentirt ward. Da der Erfinder der verbesserten Spinn-Maschine jedoch nicht die Anwendung eines neuen Prinzips nachweisen konnte, so vermochte er auch kein Patent zu erlangen und daher aus seinen Verbesserungen keinen besonderen Vortheil zu ziehen. Und dennoch war der Dienst, den die „Mule" der Industrie leistete, ein überaus großer. Die Vorzüge der neuen Konstruktionen traten von Tag zu Tag eklatanter zu Tage. Viel vollkommener als die Jenny und ebenso praktisch wie der Drossel-Spinnstuhl, übertraf die neue Konkurrentin beide an Leistungsfähigkeit und bot weiterhin noch den gewichtigen Vortheil, durch Wasser oder Dampf in Bewegung gesetzt werden zu können, ein wichtiger Umstand nach allseitiger Anwendung von Watt's neuerfundener Dampfmaschine.

Von nun an trat der fabrikmäßige Großbetrieb des Garnspinnens erst eigentlich ein. Bald wurden alle Garnarten vorzugsweise durch Mule-Jennies gesponnen. Die Massenverarbeitung verursachte jedoch neue Sorgen und Noth. Vor Erfindung der Jenny, der Watermaschine und Mule-Jenny waren nur die niederen Garnnummern und diese, wie wir wissen, in so geringen Quantitäten gesponnen worden, daß das Gespinnst oft nicht den Bedarf der Weber zu decken vermochte. Nach Erfindung der verschiedenen Arten von Spinnstühlen änderte sich die Sachlage mit Einem Male. Die Weber waren nun mit ihren Handstühlen nicht im Stande, Schritt mit den Spinnern zu halten. Deshalb wurde noch 1784 befürchtet, daß im nächsten Jahre nach Erlöschen von Arkwright's zweitem Patente, so viele neue Spinnereien sich aufthun und eine sol-

Menge Baumwollen-Garn gesponnen werden möchte, daß nicht Hände genug zu finden wären, das Gespinnst zu verweben.

Aber der Genius des Landes verhinderte einen solchen Zustand. Längst hatten alle sinnreichen Köpfe dem hochwichtigen Gegenstand ihre Gedanken zugewendet. Unter ihnen befand sich auch ein Geistlicher der englischen Hochkirche, ein geborenes mechanisches Genie. Dieser, Dr. Cartwright, erfand den im Jahre 1785 zum ersten Mal patentirten mechanischen Webstuhl (power-loom), der jedoch den gehegten Erwartungen nicht entsprach. Um so mehr bewährte sich dessen verbesserter Webstuhl, welcher am 1. Aug. 1787 einregistrirt, sich in der That als eine auf Grund der sorgfältigsten Studien und Versuche vollzogene bedeutende Verbesserung des vorhergegangenen ersten erwies. Auch die Woll-Krempelmaschine verdankt Edmond Cartwright mehrere wichtige Verbesserungen. Er starb 1824.

Sieben und zwanzig Jahre dauerte es fast, bevor dem verdienstvollen Crompton die gebührende Anerkennung zu Theil ward. Erst im Jahre 1812 erkannte das Parlament dem Erfinder der Mule-Jenny eine Summe von 5000 £ als Nationalbelohnung zu. — Die damals angestellten Untersuchungen lieferten höchst interessante Ergebnisse. Im Jahre 1787 setzten die bestehenden 143 Spinnereien nur erst 550 Mule-Jennies von je 90 Spindeln, also im Ganzen 49,500 in Bewegung, dazu waren weiterhin in Thätigkeit 20,070 Hand-Jennies zu 80 Spindeln (= 1,605,000 Spindeln), somit Alles in Allem 1,654,500 Spindeln, welche im Ganzen 60,000 Menschen Beschäftigung boten. Dagegen gab es im Jahre 1812 an 4,000,000 Mulespindeln, welche gegen 150,000 Menschen nährten. — Die Erfindung Dr. Cartwright's vervollständigte den Aufschwung und äußerte sich zunächst in einer immer riesiger zunehmenden Verarbeitung roher Baumwolle, die nunmehr zu Garn, ebenso geeignet für Kette wie Einschlag versponnen ward. Im Jahre 1764, fünf Jahre vor Ausstellung des Patents von Arkwright, betrug die Einfuhr von roher Baumwolle nach S. 759 in England 3,870,000 Pfd.; 1770—1775, zwei bis sieben Jahre nach dem Datum des Patentes, war der Durchschnittsverbrauch doch erst 4,800,000 Pfd. 1781, d. i. zwei Jahre nach der Einführung von Crompton's Mule-Jenny, war derselbe schon auf 10,900,000 Pfd. gestiegen; 1787, wie wir oben sahen, auf ca. 23 Mill. Pfd.; 1790, fünf Jahre nach Cartwright's erstem und drei Jahre nach seinem zweiten Patent, erreichte die Einfuhr dagegen schon die Ziffer von 30,603,451 Pfd. und im Jahre 1800 ließ sich die Einfuhr auf $51^3/_5$ Mill. Pfd. feststellen.

Nach 60 Jahren belief sich der Totalverbrauch roher Baumwolle in England und dem europäischen Kontinente sowie auch in den Vereinigten Staaten Amerika's (1860) auf $5^1/_2$ Millionen Ballen oder genauer 2,316,000,000 Pfund. — Der Werth der aus britischen Häfen ausgeführten Garne und Fabrikate erreichte in demselben Jahre die enorme Summe von 50 Mill. £ oder 350 Mill. Thaler und betrug, da sich die Gesammtausfuhr Englands*) auf etwas mehr als 120 Mill. £ stellte, $^5/_{12}$ derselben.

---

*) Die Gesammtausfuhr Englands im Jahre 1862 betrug 123,992,264 £ (davon gingen nach Deutschland für 12,675,300 £), gegen 146,489,768 £ im Jahre 1863 (Einfuhr nach Deutschland 13,278,364 £).

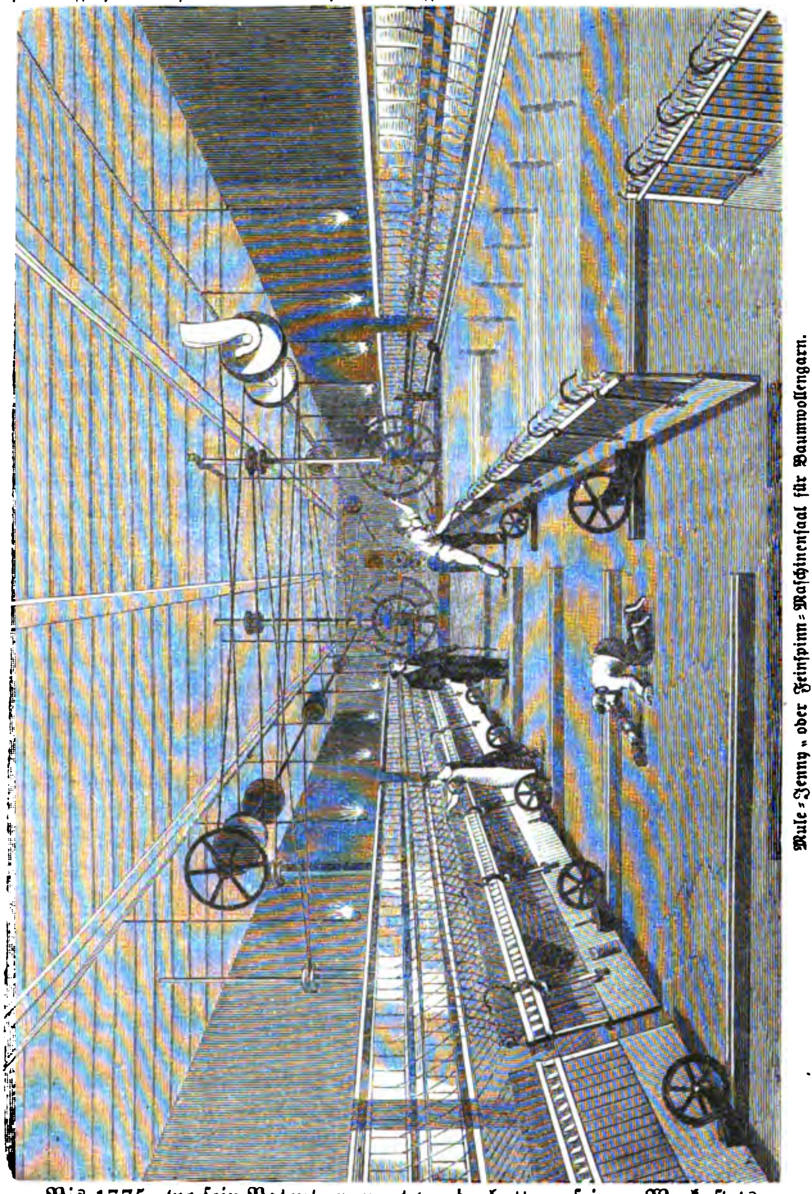
Es ist billig, daß man hiervon, sowie von der Fortentwickelung der Spinnerei, Kenntniß nimmt, bevor wir den Lebenslauf des Urhebers all dieser außerordentlichen Wandlungen auf dem Gebiete der Weltindustrie weiter verfolgen.

Aus den ursprünglich einfachen Spinnstühlen, von welchen wir kennen gelernt haben die Jenny-Maschinen mit Vorrichtung zum Ausziehen und Spindeln ohne Spule, — die Cylinder-Maschinen mit einem Paar Vorziehwalzen und Spindeln ohne Spule, die Water-Maschinen mit zwei bis vier Paaren Streckwalzen und Spindeln mit Spule, die Mule-Maschine mit zwei bis vier Paar Streckwalzen und Spindeln ohne Spule, — sind in Folge jener unablässigen Verbesserungen unsere heutigen riesigen Spinnmaschinen hervorgegangen. Außer den genannten Hauptmaschinen giebt es gegenwärtig, wie die Mehrzahl unserer Leser weiß, noch eine Menge anderer Hülfsmaschinen. Zur Auflockerung und zur Reinigung der Baumwolle dient der Wolfteufel, Saußler oder Wipper. Von dem Wipper kommt sie auf die Schlag- oder Flack-Maschine; die Krempelei, von welcher ein gutes Gespinnst hauptsächlich abhängig ist, erfolgt auf den Vor- und Reißkrempeln sowie auf der Feinkrempel, zu welchen auch die Duplir- oder Lapping-Maschine gehört. Die Strecke (Bugmaschine oder Laminirstuhl) vollzieht das weitere Gradlegen der Fasern, hauptsächlich ein fortgesetztes Ausgleichen der von den Feinkrempeln erhaltenen lockern Bänder. (Hierzu gehören auch die Band-, Moletten- und Spiral-Pressen.)

Zu den Vor-Spinnmaschinen, welche die feineren Gangsorten herstellt, gehört die Grob-, Mittel- und Fein-Flyer. Die Fein-Spinnmaschinen vollenden das angefangene Werk. Man hat, wie oben bemerkt, zwei verschiedene Systeme, das der Water- (oder der jetzt an ihre Stelle getretenen Drossel-Maschine) und der Mule-Jenny-Maschine. — Aus der Reihe vielfacher Verbesserungen an den Spinnmaschinen ist die von Roberts in Manchester im Jahre 1825 gemachte Erfindung des Selffaktors oder der selbstthätigen Mule-Maschine die hervorragendste. Während bei dem Halb-Selffaktor das Zurückdrehen der Spindeln und Niedersenken des Aufwinde-Drahtes vom Spinner geschehen muß, verrichtet es der vollständige Selffaktor mechanisch. Die in Folge des Selffaktors möglich gewordenen Vortheile sind augenfällig: Ersparniß an Arbeitslohn, bessere, gleichmäßigere Drehung, Erzielung festerer Formung, was auch beim Verpacken zu gute kommt und bei dem Abhaspeln weniger Fadenbrüche und Abfälle liefert. Nebenstehende Abbildung zeigt einen Feinspinn-Maschinensaal für Baumwollengarn mit in Gang befindlichen Mule-Jennies.

Für die Kattune und Strumpfwaaren werden die Garn-Nummern von 30 bis 60, für Battiste, Mulls und Musseline die Nummern von 150 bis 250 verwendet, ja, es sind schon Garne Nr. 600 und 2150 ausgestellt gewesen; von letzterem Gespinnst gehen 2150 Strähne oder 1,800,000 Yards auf ein Pfund, eine zwar außerordentliche Leistung, deren praktische Verwendung uns jedoch unbekannt ist.

Arkwright's erste eigene kleine Spinnerei wurde noch durch Pferdekraft getrieben, eine zweite größere, die er 1771 zu Cromford, ebenfalls in Derbyshire aufführen ließ, bereits durch ein Wasserrad.



Mule-Jenny- oder Feinspinn-Maschinensaal für Baumwollengarn.

Bis 1775, wo sein Patent erneuert ward, hatte er seinem Werke stets neue Verbesserungen zugefügt. Sonder Rast und Ruhe befriedigte die steigende Leistungsfähigkeit seiner Maschine den unaufhörlich sinnenden Erfinder immer noch nicht.

Endlich begeistert von den letzten Ergebnissen einer jahrelang fortgesetzten Geistesthätigkeit konnte er ausrufen: „Wahrlich, meine Maschine ist lebendig geworden! Sie hat Verstand erhalten. Sie versteht ihre Arbeit besser zu vollführen als ich, der ich ihr erster Lehrer war!" Allmälig gestaltete sich in den Händen des Meisters die neue Methode der Spinnerei zu einem großen nationalen Fabriksystem, und die Erfindung wurde für ihren Urheber zu einer immer mächtiger fließenden Quelle des Reichthums. In den ersten fünf Jahren seines Experimentirens hatte Arkwright ohne den geringsten Nutzen, wie er selbst angiebt, 20,000 £, die freilich im Grunde Andere auf's Spiel setzten, verausgabt. So wenig ihn auch das erlangte Patent schützte und so viel Nachahmungen seiner Stühle auch in's Leben traten, Arkwright fügte Ideen an Ideen, und bald wagte es Niemand mehr, einen anderen Mechaniker als ihn oder seine Bevollmächtigten mit Aufträgen zur Herstellung von Spinnmaschinen zu betrauen. „Arkwright hat Recht", sagte oftmals der würdige Peel, jener andere hochgeachtete Aeltervater der britischen Baumwollen-Spinnerei, „jede neue Maschine Arkwright's ist 60 % mehr werth als die letztgelieferte, denn sie erspart 50 % Arbeitskraft bei viel tüchtigeren Leistungen."

Bereits zu Anfang des achten Dezenniums des vorigen Jahrhunderts hatte Arkwright's Thätigkeit einen wahrhaft großartigen Charakter angenommen. Nicht allein, daß er in seinen weitausgedehnten Etablissements seinen Konkurrenten bewies, wie man mit seinen Maschinen arbeiten müsse, um Schätze zu erringen, sondern er richtete auch für Andere eine bedeutende Anzahl Spinnereien in verschiedenen Theilen Englands ein, wobei er sich für jede in den Gang gebrachte Spindel eine jährliche Abgabe zahlen ließ. Wie die Feder das Uhrwerk treibt, so leitete das Genie dieses beweglichen Geistes den gewaltigen Mechanismus seines Geschäftes, in welchem die Spinnmaschinen immerhin nur einen Theil der wirkenden Kräfte ausmachten. Von vier Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends war der eiserne Mann bei der Arbeit. Das Räderwerk seines eigenen, menschlichen Organismus speiste er durch riesige Fleischportionen, denen er entsprechende Quantitäten frischen Wassers beigesellte. Selbst unermüdlich, verlangte er von seinen Leuten Arbeit bis zum letzten Hauch. Er bezahlte sie gut, hielt ein wachsames Auge auf ihr Wohlbefinden, auf strengste Ordnung ihrer häuslichen Verhältnisse, verlangte indessen vor Allem, „daß seine Arbeiter lebten, wie es kräftigen Menschen, die etwas Ordentliches vor sich bringen sollten, zukäme. Verkürzen sie sich *selbst* ihr Futter, Goddam, wo sollen sie die Kraft hernehmen, um fernerhin hohe Arbeitslöhne zu verdienen?"

In einer von ihm mit herrührenden Einrichtung liegt freilich auch die Ursache des berüchtigten englischen Drucksystems. Um die Arbeiter zu hindern, ihr Geld auf andere Dinge als gute Nahrung und Bekleidung zu verwenden, lieferten die Fabrikherren Fleisch, Brot, Thee, Bier, Kleidungsstoffe in natura und zogen den entsprechenden Geldwerth an der baaren Auslöhnung ab. Das Einzige, was man zu Gunsten dieser Verwandlung freier Menschen in Fabrikthiere sagen kann, besteht in dem Troste, daß es vielleicht nöthig gewesen sein dürfe, die vor 80 Jahren noch so außerordentlich tiefstehenden niederen Klassen Englands nach und nach mit den Kräften auszurüsten, welche die sich immer riesiger

entfaltende Fabrikthätigkeit erforderte. Hunderttausende mußten gewissermaßen erst für die Industrie disziplinirt und ihrer Stellung, des Unterschiedes zwischen vormals und jetzt, bewußt werden, bevor die bis vor Kurzem sich meist noch handwerksmäßig äußernde Gewerbthätigkeit bis zur Höhe einer Welt-Industrie sich zu erheben vermochte. Es hat jedoch eines halben Jahrhunderts und der unausgesetzten Anstrengungen der besten Männer sowie humaner Gesetzgeber bedurft, ehe das engherzige System der Ausbeutung der Arbeiter durch die Fabrikbesitzer in England niedergeworfen werden konnte.

Um so unbestreitbarer bleibt das Verdienst, welches sich Arkwright, nicht minder sein Zeitgenosse Peel, durch die wahrhaft bewundernswürdige Anordnung und Theilung aller Arbeiten erwarben, Einrichtungen, welche auf wechselseitige Unterstützung unter sich, sowie auf Sicherung des ganzen Organismus berechnet, seitdem allen großen Fabriken zum Vorbild gedient und die Fortschritte sowol der Baumwollen-Verarbeitung wie anderer Industrie-Zweige mächtig gefördert haben.

Trotz alledem wurden immer mehr und mehr verurtheilende Stimmen vernehmbar und wandten sich gegen den Mann, der noch zu seinen Lebzeiten die großartigen Folgen seines Strebens, den unermeßlichen Umschwung im Bereiche des Industrie-Zweiges wahrnehmen konnte, dem er alle seine Kräfte gewidmet hatte. Jene Abneigungen, sowie die allgemein günstige Stimmung für Samuel Crompton's neue Leistung waren hinreichend, die Aufhebung des an sich schwachen Patentschutzes, den Arkwright genoß, durchzusetzen. Das letzte Patent auf die Arkwright'sche Water-Frame wurde 1785 durch den königlichen Gerichtshof aufgehoben. Vielfach bestritt man ihm jetzt sogar jegliches Verdienst an der Erfindung der Spinnmaschine, und bei all diesen Feindseligkeiten zeigten sich die Fabrikanten als noch viel entschiedenere Widersacher wie die unwissenden Arbeiter, welche in der willigen Maschine nur verhaßte Konkurrenten der Menschenhand sahen. Und mit welchem Unrecht!

Als beispielsweise die ersten Kraftstühle eingeführt wurden, bestand die höchste Leistung in 80 Würfen die Minute, d. h. das Schiffchen flog so oft in diesem Zeittheile durch den Aufzug. Allmälig ging das Tempo auf 100, 120, 140 und 150 Würfe über. Auf der Londoner Ausstellung im Jahre 1862 erschien bereits ein Stuhl der auf 240 Würfe berechnet war, doch zweifelte man an seiner Brauchbarkeit. Auf der Pariser Ausstellung vom Jahre 1867 haben wir dagegen einen englischen Stuhl ausgestellt gesehen, der 340 bis 350 Würfe in der Minute (allerdings bei schmaler Webwaare) verstattet. Am *Handstuhl* saß ehemals oder sitzt noch *ein* Weber, aber *eine* Frau kann leicht *zwei Kraftstühle* beaufsichtigen, ja in den nördlichen Grafschaften Englands soll es Webereien geben, wo *vier Stühle* von einem Arbeiter versorgt werden.

Welche menschliche Hand, welche zartfingerige Hindufrau vermöchte aus einem Pfund Baumwolle einen Faden von mehreren hundert englischen Meilen Länge zu drehen, wie es die Spinnmaschine thut? Aber alle Welt betrachtete sogar noch zu Anfang dieses Jahrhunderts „den eisernen und einzigen Sklaven der Zukunft", jene unheimlich belebten, klappernden, kreischenden, schnurrenden Unholde mit ihren Drahtflechsen und eisernen Knochen unter bangem Angstgefühl und in dem Glauben, daß sie die menschliche Arbeit schließlich ganz beseitigen würden.

Kein Wunder, wenn zu Arkwright's Zeiten die auf Handarbeit angewiesene Bevölkerung sich mit unverhohlenem Grimm jenen schnurrenden Unholden gegenüber gestellt sah, jenen vermeintlichen Konkurrenten, deren Kräfte man zum Theil nach Pferdeleistungen berechnete, und die mitunter nur von Wasser lebend, im schlechtesten Falle höchstens nur schwarzes Feuerungsmaterial zu verfüttern brauchten.

Welche hohe Stelle Arkwright's Erfindung in der Entwickelungsgeschichte der Arbeit einnimmt, geht daraus hervor, daß heute allein in der Grafschaft Lancaster jährlich zu Calicos so viel Baumwolle verwebt wird, als 20 Mill. Spinnerinnen mit der Spindel nicht zu Wege brächten, und daß die Zahl der durch die Baumwollen-Manufaktur beschäftigten Menschen, die vor Anwendung der Dampfmaschine sich höchstens auf 40,000 belief, gegenwärtig in England nach Millionen gezählt wird. Die daraus hervorgegangene Umwälzung in den Lebens- und Arbeitsverhältnissen Großbritanniens, die bei Weitem bessere Lage der arbeitenden Klassen, eine neue Welt-Industrie, wären ohne Arkwright's großartige Leistungen undenkbare Dinge. Und so dürfen wir denn die Auszeichnung, welche dem Urheber des Umschwungs in der Bewegung der industriellen Welt zu Theil geworden, als eine durchaus verdiente ansehen. Am 22. Dezember 1786 erfolgte die Erhebung des ehemaligen Barbiers von Bolton zur Baronetwürde. Er hieß fortan Sir Richard Arkwright. Hochgeehrt, im vollsten Genusse der Früchte eines wohl angewandten Lebens, wie er großen Männern nur selten zu Theil wird, starb der denkwürdige Mann am 3. August 1792 auf seinem großartigen Etablissement zu Cromford, seinem Sohne ein Vermögen von 3½ Mill. Thlr. hinterlassend.

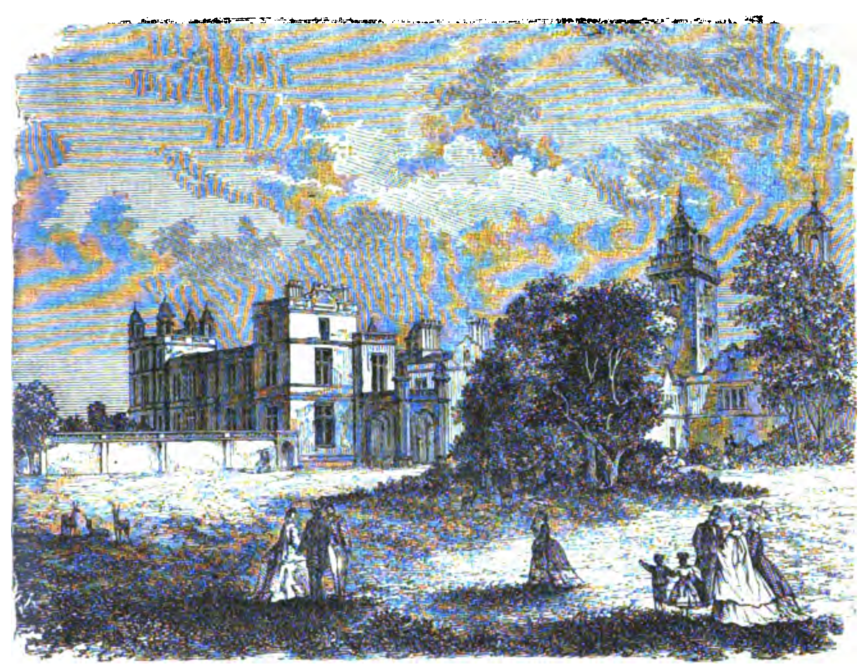
Eine der bedeutsamsten Folgen von Arkwright's genialer Thätigkeit ist jene Kapitalbewegung von nur selten recht gewürdigter Tragweite, welche bereits in den ersten Jahrzehnten nach seinem Ableben begann und sich gegenwärtig über alle Theile der gebildeten Welt ausgebreitet hat. Statt auf ritterliche Vorfahren und Grundbesitz, stützt sich heutzutage ein achtbarer Theil der britischen Aristokratie auf das Wappen der Manufaktur-Thätigkeit, auf Hammer und Webstuhl. Baumwolle und Eisen gelten allerwärts als die Motoren, welche auch die so lange Zeit in Schlummer gelegenen Industriekräfte des europäischen Festlandes, insbesondere Mitteldeutschlands, Oesterreichs und der Schweiz zu großartiger Thätigkeit wachgerufen haben.

Das Haus Peel.*)

So knüpft sich eine ganze Kette industrieller Thätigkeiten bedeutsamster Art an die Entstehung und Fortentwickelung der Spinnmaschinen und des Webstuhls. Unter ihnen steht mit oben an der Kattun-Druck, und hier begegnen wir der Wirksamkeit einer Familie, welche sich durch Kultivirung dieser Branche ganz außerordentliche Verdienste um die Großindustrie Englands erworben hat.

---

*) Vergl. „Leben und Reden Sir Robert Peel's. Ein Beitrag zur Geschichte, constitutionellen Entwickelung und Politik Englands während der letzten 40 Jahre (1810—1880) von H. Kuenzel." Braunschweig 1851. 2 Bände.



Landsitz Drayton-Manor, der Familie Peel gehörig.

Wäre es der Reichthum jener Familie allein, wodurch sie sich in den Annalen des Handels eingezeichnet, so hätten wir keine Veranlassung, mehrere Seiten unseres Werkes mit solchen „verdienstreichen" Erfolgen zu füllen; jedoch sowol der Großvater wie der Vater des unvergessenen englischen Staatsmannes Sir Robert Peel dürfen sich auch noch anderer Thaten rühmen. Ihnen wollen wir nun unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

In England giebt es unter den großen, durch den Erfolg der Arbeit emporgehobenen Familien kaum eine noch, deren Name der Brite mit mehr Stolz nennt, als jenen der Familie Peel. Einer ganzen Provinz ist jener Segen zu gut gekommen, welcher einem tüchtigen und redlichen Streben selten fehlt. Dem Hause Peel verdankt die arbeitende Bevölkerung von Lancashire wesentliche Verbesserungen ihrer Lage infolge der vorzugsweise von den Peels durchgeführten Theilung der Arbeit und der Regelung derselben nach humanen Grundsätzen Was der reiche Fabrikherr Sir Robert Peel in besonnener Weise begonnen: dies hat der Rath der Nation später gutgeheißen und durch Parlamentsbeschlüsse geregelt.

Dadurch daß das Haus Peel mehrere Generationen hindurch an denselben bewährt befundenen Fabrikbetriebsgrundsätzen festhielt und solche weiter fortbildete, darf es so recht eigentlich als Urheber des heute herrschenden englischen Industriesystems gelten, jenes Systems, dem die britische Weltmanufaktur ihre Uebermacht verdankt.

Das Wort Kattun entspricht dem englischen cotton, Baumwolle, welches wiederum aus dem Arabischen alquoton hergeleitet wird, woraus die

Spanier algodon, die Italiener cotone bildeten. „Der Name Cotton", so lesen wir dagegen in Dickens' „All the year round", „war in England gang und gäbe, bevor noch die Baumwolle daselbst gekannt und verarbeitet wurde. Die kleine deutsche Kolonie, welche im XIV. Jahrhundert in dem damals noch winzigen Manchester sich ansiedelte, um Schafwolle zu verarbeiten, brachte Gewebe zu Markte, welche 200 Jahre lang als „cotton stuff" im Handel vertrieben wurden. Cot, cottage, cotton und das Französische côte scheinen denselben Ursprung zu haben. Erst 250 Jahre später kam Baumwolle (Gossypium) aus der Türkei nach England, um zu Stoffen verarbeitet zu werden, und erst seit dieser Zeit wurde der Name Cotton ausschließlich auf Baumwolle und deren Fabrikate angewendet. Er stammt wahrscheinlich aus dem Arabischen und ist in das deutsche „Kattun" übergegangen." Soweit Dickens. Was wir jedoch unter Kattun verstehen, bezeichnet der Engländer durch das Wort Calico (herstammend vom indischen Calicut, lange Zeit der Haupterzeugungs- und später auch Bezugsplatz für indische Baumwollen-Waare). Zu den Calicos gehören vornehmlich alle geköperten, aus ungefärbtem 30er bis 50er Garn gewebten und zur Bedruckung bestimmten Baumwollenzeuge. Die ungeköperten, glatten, also wie Leinen zweischäftig gewebten Baumwollenstoffe werden Nessel genannt. Je nach der Gewebsform und Fadenbehandlung unterscheidet man Calicos, Nankings, Kattune, Piqués, Jaquenetts (Jacquonet), Ginghams, Cambrics. Außer den bedruckten Kattunen giebt es noch rohe, weiße, gebleichte. Die gefärbten treten als einseitig oder doppelseitig gefärbte auf. Der Futterkattun ist meist einfarbig, beziehentlich ungemustert, oft auch nur einseitig gefärbt; unsere Kleider-, Möbel- und Glanzkattune sind ein- und doppelseitig gefärbt, wenig und höchst mannichfach gemustert, von den einfachsten Nüancirungen bis zur brillantesten Farben- und Muster-Zusammenstellung. Unter Zitz versteht man die feinen, ursprünglich ostindischen Kattune, wobei nur die Umrisse gedruckt, das eigentliche Muster jedoch gewebt ist; Musseline heißen die feineren Gewebe, welche auf weißen, lichten oder einfarbigen Grund gedruckte Muster in verschiedenen Farben aufweisen.

Die Geschichte der Zeugdruckerei ist eine uralte. Plinius bereits bespricht die ägyptische Art des Färbens und Druckens, und die Inder und Chinesen übten die Kunst schon seit Jahrtausenden. Auch im alten Mexiko scheint die Kunst des Zeugdruckes bekannt gewesen zu sein. Nichtsdestoweniger gewann der Zeugdruck erst mit dem Ende des XVII. Jahrhunderts Boden in Europa. Deutschland ging damit voran und vornehmlich war es Augsburg, welches lange und bis in die neuere Zeit der Sitz einer höheren Behandlung des Zeugdrucks geblieben ist. Von da aus gingen kundige Drucker nach Hamburg, dem Elsaß und der Schweiz. Hier erwarb sich die renommirte Fabrik von Schüle seit 1759 das Verdienst, den Zeugdruck nach wissenschaftlichen Grundsätzen betrieben zu haben. Von Friedrich dem Großen zuerst begünstigt, ist diese Industrie seit 1742 in Berlin immer einheimischer geworden, so daß gegenwärtig die preußische Hauptstadt als Metropole der deutschen Kattundruckerei gilt. — In Oesterreich waren es zuerst böhmische Industrielle, welche dieser Branche ihre Aufmerksamkeit zuwandten. Die schon 1788 rühmlich genannte Firma Leitenberger in Kosmanos brachte es damals schon zu einer jährlichen Produktion von 2 Millionen Ellen.

Sachsens, Schlesiens, Rheinpreußens Zeugdruck-Industrie datirt gleichfalls aus der Mitte des XVIII. Jahrhunderts und gedieh bald zu hoher Blüte. — Die französische Kattundruckerei ist das Verdienst thätiger deutscher Industriellen. Frankreich, wo besonders in der Normandie seit dem XVII. Jahrhundert der Zeugdruck gepflegt ward, überkam das deutsche Kunstgewerbe durch die vormals deutsche Stadt Mühlhausen im Elsaß, woselbst im Jahre 1746 der Stammvater einer ganzen Generation hervorragender Geschäftsmänner Köchlin im Verein mit Schmelzer das erste Etablissement dieser Art gegründet hatte. Heute noch gehören die elsässischen Werkstätten zu den vorzüglichsten der Welt.

Nach England verpflanzte sich die Kattundruckerei im Jahre 1696 durch einen Anhänger der französischen Hugenotten. Ein Flüchtling derselben ließ sich um das genannte Jahr nach Widerruf des Edikts von Nantes in Richmond an den Ufern der Themse nieder, und es hatte seitdem jenes Kunstgewerbe auf britischem Boden gar mancherlei Schicksale zu bestehen.

Infolge der steigenden Einfuhr indischer Stoffe hielten sich nämlich die englischen Seiden- und Leinweber beeinträchtigt, und als auf ihr Andringen im Jahre 1700 eine Parlamentsakte den Import ostindischer Stoffe verbot, vermehrte sich gar bald die Zahl der Druckereien, vornehmlich in der Umgegend von London. Das neue Gesetz entsprach zwar den Hoffnungen der Zeugdrucker, erreichte aber um so weniger seinen eigentlichen Zweck, so daß die Regierung es für nöthig hielt, zum Schutze der Seidenweber 1712 eine Abgabe von 3 Pence, später sogar von 6 Pence auf die Quadratelle jeglicher Calico-Art, ob gedruckt, gefärbt oder gemalt, zu legen. Jahre vergingen, ehe es wieder möglich wurde, gemischte Stoffe zu bedrucken, deren Kette Leinen und deren Einschlag Baumwolle war. Erst im Jahre 1774 wurde das bisherige Verbot des Gebrauchs gefärbter Baumwollenzeuge aufgehoben, die Kattundruckerei (Calico-printing) jedoch mit einer immer noch unverhältnißmäßig hohen Steuer belastet, welche sie bis zu ihrer gänzlichen Freigebung im Jahr 1831 zu tragen hatte. Nichtsdestoweniger entwickelte sich gerade in England das in Rede stehende Kunstgewerbe außerordentlich nachhaltig. Nachdem in Folge der Erfindung der Dampfmaschine es wünschenswerth erschien, das Brennmaterial aus nächster Nähe zu beziehen, siedelten gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts immer mehr Kattundrucker aus der Umgegend von London nach den Kohlenrevieren über. Zu Clayton's erster, 1764 in der Grafschaft Lancashire gegründeten Kattundruckerei gesellten sich im Laufe weniger Jahrzehnte Hunderte von Genossen, so daß sich auch auf diesem Gebiete die für die englische Industrie so förderſame Neigung zur Centralisation wahrnehmen läßt, welcher Eigenthümlichkeit Großbritannien die enorme Hebung seines Manufakturwesens mit zu verdanken hat.

Die Familie Peel (Peel = Schale) ist angelsächsischen Ursprungs. Zweige derselben ließen sich im Süden von Lancashire in der Nähe von Blackburn als Landwirthe nieder. Der „Vater der britischen Kattundruckerei" bewohnte ein Haus in dem Fischgäßchen von Blackburn und nährte sich von der Bewirthschaftung seines kleinen Grundbesitzes, so gut er es vermochte. Da er freie Zeit genug übrig behielt, verwandte er sie zu mechanischen und chemischen Versuchen,

die seinem regen Geiste immer größeren Reiz boten. Außerdem beschäftigte sich Peel noch mit der Baumwollen-Weberei, und als im Jahr 1764 der Kattundruck zu Bamber-Bridge bei Preston eingeführt ward, wandte sich der thätige Geist des Mannes auch dieser neuen Branche zu. Seine Angehörigen zeigten sich jedoch von dem fortwährenden Experimentiren des Hausvaters nicht sonderlich erbaut. Daher war derselbe oft genöthigt, seine technischen Versuche heimlich in's Werk zu setzen, und so lieh er sich eines Tages von einer Nachbarin eine ihm passend erschienene Waschrolle, deren er sich bei seinen vorzunehmenden Druckversuchen zu bedienen gedachte. Schon in der ersten Zeit seines Probirens fand er, daß der Druck mit ebenen Holzplatten viel zu langsam vor sich gehe. In Folge dessen gerieth er auf den Gedanken, das Muster, statt wie bisher auf einer geraden Fläche, auf einer Walze anzubringen. Von der zuerst gedruckten Form mit hervortretendem Petersilienmuster erhielt der glückliche Experimentator den Spitznamen „Petersilien-Peel". Befriedigt durch den vielversprechenden Anfang setzte er das begonnene Werk auf's Emsigste fort; jedoch erst dann konnte dasselbe als abgeschlossen gelten, als die Herstellung einer Kattunpresse dazutrat.

Weiterhin gab sich der unermüdliche Fortschrittsmann mehrfach mit Bleichen und Färben der Baumwollenzeuge ab. Einer ins Gebiet der Spinnerei gehörigen anderweitigen Peel'schen Erfindung, der verbesserten Cylinder-Krempel, haben wir bereits weiter vorn erwähnt. Die Geschäfte nahmen ersichtlichen Aufschwung, und unterstützt von seinen Söhnen legte Peel zu Brookside eine Stunde von Blackburn, den Grund zu den in den folgenden Jahren vielfach erweiterten Fabrikwerken, deren Bestand jedoch während der Zeit der Einführung der Spinnmaschine vielfach gefährdet erschien. Der Sturm entlud sich nicht hier, sondern über Peel's Werkstätten zu Altham, welche zerstört und deren Inhalt großentheils in's Wasser geworfen wurden. Peel flüchtete mit dem Geretteten nach Burton am Trent und blieb auch in der Folgezeit eifrig bestrebt, das fortwährend kultivirte Druckverfahren und die Kattundruckpresse selbst zu verbessern. Was ihm nicht vollständig gelang, führte sein talentvoller dritter Sohn weiter aus.

Der Letztgenannte, Robert Peel, hatte schon während seiner Jugendzeit die großartige Entwicklung der Fabrikthätigkeit im nördlichen England wahrzunehmen Gelegenheit gehabt. Er war Erbe des regen Geistes seines Vaters, und seiner Kräfte sich wohl bewußt trug er in sich die feste Ueberzeugung, daß es einem energischen tüchtigen Streben nicht fehlen könne, sich in einem freien Lande zur höchsten Stufe seines Standes emporzuschwingen. Da es dem Thätigen nicht an der nöthigen Lebensklugheit gebrach, so erreichte er auch durch seine Thatkraft, was dem Jüngling schon als Lebensaufgabe vorschwebte.

Der Vater, in der Voraussicht, daß die Druckwerke zu Brookside seiner zahlreichen Familie nicht hinreichende Mittel zu anständigem Unterhalte darzubieten vermöchten, hatte seinen Robert frühzeitig nach Bury zu einem Oheim mütterlicher Seits gesandt. Hier wurde der junge Peel mit William Yates bekannt, welcher sich damit beschäftigte, eine Zeugdruckerei an den Ufern des Irwell anzulegen. Die beiden Männer traten einander näher. William Yates, ehemals Inhaber einer Schenke in Blackburn, war zu einigem Vermögen gelangt, und angesteckt von dem regen Unternehmungsgeiste, der ringsumher sich kundgab

hatte er der Versuchung nicht widerstehen können, sein bescheidenes Vermögen gleichfalls in dem Baumwollen-Manufakturfache Nutzen bringend anzulegen. Zu seinem Glücke vereinigte er sich bald nachher mit unserm Robert Peel, dem Vater des großen englischen Staatsmannes gleichen Namens.

Gleich seinem eigenen Vater, jedoch mehr noch im Geiste des genialen Arkwright, verwandte Robert Peel alle zu erübrigende Zeit darauf, das Wesen der mechanischen Verbindungen zu studiren, namentlich wo sie sich zum Vortheil des eigenen jungen Etablissements wieder verwenden ließen. Die Fabrikgebäude von Bury wuchsen zu einer umfänglichen Ansiedelung heran: Arbeitsstätten, Waarenschuppen und Wohnhäuser schossen wie Pilze empor; jeder Zweig der Baumwollen-Manufaktur fand sorgsame Pflege. Bald war die Firma Yates & Peel gekannt und mit Achtung genannt an allen Handelsplätzen Englands, denn ihre Spinnereien zu Bury und an andern Orten lieferten vorzügliche Fabrikate. Nachdem Peel das mühevolle Werk seiner besten Lebensjahre für fest begründet ansehen durfte und zahlreiche Beweise seiner außerordentlichen Tüchtigkeit abgelegt, sah sich der jüngere Geschäftstheilnehmer nach einer Lebensgefährtin um. Während zehn Jahren angestrengtesten Fleißes hatte er nur der Hebung des Geschäftes gelebt. Jetzt fühlte er sich vereinsamt und sehnte sich nach Begründung des eignen Herdes. Er warb um die Hand von Miß Ellen Yates, der ältesten Tochter seines Associés, welche er am 8. Juli 1783 als Gattin in sein durch Wohlstand bereits wohlgesichertes Hauswesen einführte. Von nun an begann die Thätigkeit von Robert Peel in wahrhaft großartigem Stile sich zu entwickeln. Die Peel'schen Etablissements mehrten sich, und jedes neue ward wiederum ein Centralpunkt industriellen Aufschwungs.

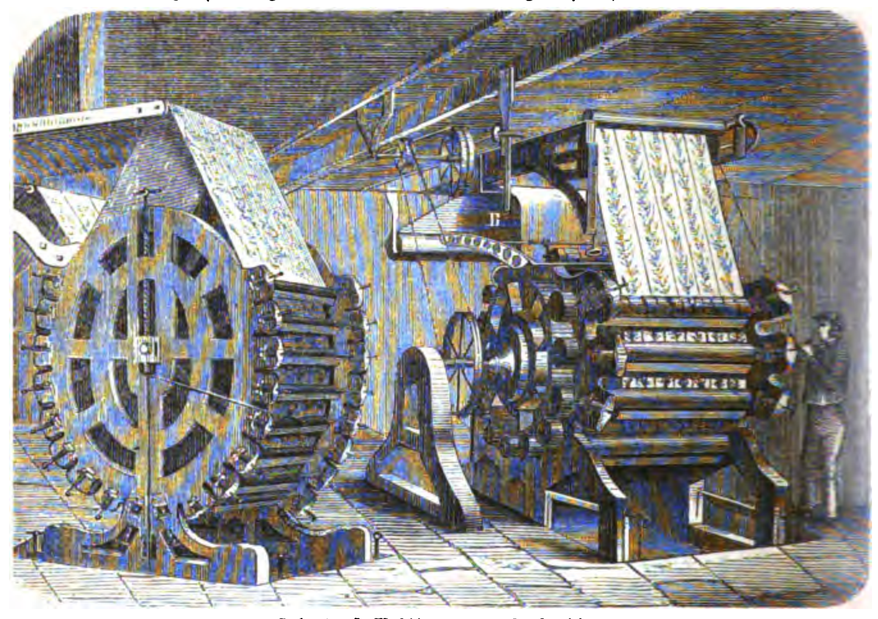
Als in den Jahrzehnten der Einführung der mechanischen Spinnstühle die Leute hörten, daß eine einzige Spinnmaschine 150mal (jetzt um's Doppelte) mehr leiste, als Handspinnräder bei gleicher Arbeitsdauer, gab es ringsum Aufläufe, und die Entwickelung der Baumwollen-Manufaktur schien ernstlich bedroht. Der Verwüstung eines Theiles seiner Werkstätten entging auch, wie wir wissen, der ältere Peel nicht, aber der Sohn wußte durch seine Mäßigung und Klugheit den Sturm abzuwenden. Dennoch zog er eine Nutzanwendung aus den empfangenen Lehren und verwandte einen Theil seiner überschüssigen Mittel auf den Erwerb größerer Besitzungen in Staffordshire, Warwikshire und Lancashire.

Dem Kattundruck war die mittlerweile zu fabelhafter Ausbildung gelangte Mechanik überaus zu Statten gekommen. Bisher glaubte man schon einen gewaltigen Fortschritt errungen zu haben, als man statt der hölzernen Druckformen Metallplatten anwandte, in welche das Muster eingravirt war. Erst im Jahre 1785 ging man allgemeiner zur Maschine über.

Die Walzendruckmaschine, schon Gegenstand des Nachdenkens des ältern Peel, hat ihre vorzüglichste Ausbildung in dem vorhin genannten Jahre durch einen Deutschen, Chr. Ph. Oberkampf aus Weißenburg in Mittelfranken, erfahren. Mit den Leistungen der von ihm gebauten Walzendruck-Maschine konnten ebenso wenig die Versuche des ältern Peel, als die erste englische Walzenmaschine, welche der Schotte Bell zu Morsey bei Preston aufstellte, konkurriren. Durch jene Maschine wird nicht nur viel rascher, sondern auch bei weitem schöner gedruckt.

Ein Arbeiter der Walzenmaschine fördert heute eben so viel, wie früher hundert sammt hundert Gehülfen. Ja, man hat es schon so weit gebracht, ein Stück Zeug von einer englischen Meile Länge binnen einer Stunde in vier Farben zu drucken.

Als nächstbedeutendster Fortschritt auf diesem Gebiete ist die Verbindung von hölzernen Reliefwalzen mit kupfernen Walzen zu bemerken, worin die Muster sich vertieft gravirt befinden. Diese neue Einrichtung, von Burton ausgedacht, wurde im Jahre 1805 in der Fabrik Robert Peel's zu Church zuerst angewendet, wo man die Herstellung von Calicos in der ausgedehntesten Weise betrieb.



Walzendruck-Maschine neuerer Konstruktion.

Hand in Hand mit der Vervollkommnung der Maschinen ging seitdem, unterstützt von den Lehrern der Chemie, das Druckverfahren selbst. Es würde uns zu weit führen, wenn wir uns hier in Details einlassen wollten. Nur so viel sei gesagt, daß, während die englischen Kattundruckereien im Jahre 1750 jährlich ungefähr 50,000 Stück Baumwollenzeug druckten, im Jahre 1790 die Produktion schon über 1 Mill. Stück, nach Aufhebung der lästigen Steuer sich von über 8 Mill. Stück, bis zum Jahre 1840 auf 16 Mill. und von da bis heute auf 25 Mill. Stück Zeug erhoben hat.

Robert Peel in seinem überaus menschenfreundlichen Sinne und gemäß seiner genauen Kenntniß des Fabrikwesens, wie nicht minder der Menschennatur, führte zuerst unter seinen Arbeitern jene Ordnung, Einrichtung und Theilung der Arbeit (division of labour) ein, welche, wie schon bemerkt, seitdem charakteristisches Merkmal des englischen Manufaktur-Systems geworden ist. Auch zählt er unter den Ersten, welche die Verwendung und Beschäftigung der Kinder und Frauen in den Fabrik-Werkstätten in größerem Maßstabe förderten

Wie an andern Orten, so fürchtete man sich Anfangs auch in Bury vor jedem Fortschritt im Maschinenwesen. Man schalt und schüttelte mißmuthig den Kopf. Aber statt des vorher Verkündigten traf gerade das Gegentheil ein. Die Nachfrage nach Handarbeitern vermehrte sich in dem Maße, als die Maschinen sich vervollkommneten, und die Firma Yates und Peel mußte sogar aus entfernteren Gegenden den immer wachsenden Bedarf an Arbeiterkräften zu decken suchen. Ganze Wagen beschäftigungsloser Armen sowie verlassener Kinder langten aus den Zufluchtshäusern London's in Bury an. Lohnender Lebensunterhalt verschaffte bald diesen Unglücklichen die nöthigen Mittel, sich in eine leidliche Lage zu versetzen.

Dabei richtete Robert Peel sein stetes Augenmerk auch auf das sittliche und geistige Wohlbefinden seiner Arbeiter. Er bestand, ohne daß er sich in der Rolle eines strengen Zuchtmeisters gefallen hätte, auf Einhalten von Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit und wirkte hierbei vorzüglich durch das Beispiel, das er selbst gab. Er war in der That Vorbild für jeden Geschäftsmann, und als solches haben ihn auch seine Mitarbeiter verehrt. Früher schon haben wir darauf hingedeutet, daß Robert Peel an der Begründung des englischen Faktorei-Systems (Factory-system) theilnahm, welches zur Zeit seiner Einrichtung sich überaus wohlthätig erwies. Später jedoch, als Mißbräuche aller Art und niedriger Egoismus die trefflichen Seiten desselben immer mehr in Schatten treten ließen, that er als Parlamentsmitglied sein Möglichstes, die schreienden Mängel durch weise Gesetzesvorschläge (Acts for regulating labour in Factories) zu beseitigen.

Wie Robert Peel in beschränktem Sinne durch Errichtung einer besondern Art Sparkasse (Saving-Bank) seine eigenen Arbeiter unabhängiger von den Zufällen des Lebens zu stellen bestrebt war, so vergaß er über dem schrillen Getöse Hunderttausender von Spindeln, Rädern, Hammerschlägen zu keiner Zeit, neben der materiellen die intellektuelle Lage seiner Arbeiter zu verbessern. Er ließ seinen Arbeitern von Zeit zu Zeit Vorträge über naturhistorische, mechanische, industrielle und diätetische Gegenstände halten und gründete Lesegesellschaften für seine Fabrikgehülfen und Comptoiristen. So verdienstvoll diese Bestrebungen auch waren, so gewannen die Anstrengungen zur Hebung und Bildung der „Millions", wie der Engländer den Begriff „Volk" ausdrückt, erst in den letzten 30 Jahren allseitig Grund und Boden und damit die entsprechende Ausbreitung und Theilnahme über ganz England. — Doch was reifen zu sehen dem Vater nicht vergönnt war, das entwickelte sich vor den Augen seines Sohnes. Auch Sir Robert Peel, der Volksmann und große Politiker, rief eine solche Lese- und Fortbildungs-Gesellschaft zu Tamworth in's Leben und äußerte sich am 19. Januar 1841 über deren Aufgabe folgendermaßen:

„Ich werde am besten der Amtspflicht eines Präsidenten dadurch Genüge thun, daß ich in einfacher und klarer Sprache bei Gründung dieser literarischen und wissenschaftlichen Gesellschaft für das Volk die Ansichten derer zu erläutern suche, welche die Anstalt in's Leben gerufen, und nicht minder die Vortheile, welche sie selbst gewähren wird. Der Lesesaal soll jeden Tag, Sonntag und gewisse Feiertage ausgenommen, für eine bestimmte Zeit offen, und es soll den Mitgliedern der Gesellschaft gestattet sein, die Bücher der Bibliothek, gemäß den Bestimmungen des Comité, zum Durchlesen auch mit nach Hause zu nehmen.

Wenn die Einnahmen es gestatten, sollen populäre Vorlesungen über folgende Gegenstände gehalten werden, als: Astronomie, Chemie und Botanik, über neuere Verbesserungen in den Künsten und dem Fabrikwesen, über die Anwendung wissenschaftlicher Entdeckungen, über erfolgreiche Experimente und praktische Beobachtungen in Bezug auf Landwirthschaft und diejenigen Gewerbe und Beschäftigungen, welche vorzüglich die Thätigkeit und das Nachdenken dieses Distrikts (Staffordshire) in Anspruch nehmen. Alle Personen über 14 Jahre, ohne Rücksicht auf politische und religiöse Ansichten, sollen ein Recht auf die Vortheile dieser Anstalt durch die vierteljährige Vorauszahlung des so geringen Betrags von 1 Shill. (10 Sgr.) haben. Die Anstalt ist sowol der weiblichen, wie der männlichen Bevölkerung des Distrikts geöffnet; denn wir würden es als eine Ungerechtigkeit gegen die wohlerzogenen und tugendhaften Frauen dieser Stadt erachtet haben, wollten wir sie für weniger fähig, als ihre Gatten oder ihre Brüder halten, oder weniger berechtigt, sich die Vortheile weiterer Ausbildung zu verschaffen, oder wenn wir annehmen wollen, daß sie für Beförderung vernünftiger Erholung und geistiger Fortbildung weniger Theilnahme empfänden. Wir räumen ihnen bei der Ueberwachung und Leitung dieser Anstalt gleiche Rechte mit Andern in der Ueberzeugung ein, daß sie ihren Einfluß zu Gunsten alles Dessen ausüben werden, was in Bezug auf Wissen gesund und nützlich, in Bezug auf Sitte anständig und mustergültig ist."

Unter den errichteten Zweiggeschäften des Peel'schen Hauses war keines üppiger emporgeblüht, als das zu Tamworth, zu Anfang des letzten Dezenniums im letzten Jahrhundert noch ein unansehnlicher Flecken in Staffordshire. Als Peel sich dahin wandte, befand sich der Ort in tiefem Verfall; Noth und Sorge pochten an Aller Thüren; seit Hinverpflanzung der Baumwollen-Manufaktur hat der neue Erwerbszweig viele der Einwohner wohlhabend gemacht, und an der Stelle elender Hütten erheben sich jetzt rings umher nette Wohnhäuser zwischen stattlicheren Gebäuden. Die Dankbarkeit der Insassen von Tamworth gegen die Familie Peel wuchs natürlich mit ihrem beiderseitigen Gedeihen.

Um Tamworth herum liegen eine Menge Orte ausgebreitet, welche sich bald alle zur Klientschaft des reichen Fabrikherrn herangezogen sahen. Um den Einfluß auf seine Nachbarn sich zu sichern, ließ Peel sich unter ihnen nieder. Kaum 2½ englische Meilen von dem genannten Städtchen, inmitten eines lieblichen, wellenförmig sich ausbreitenden Parkes, unterbrochen von prächtigen Ulmen und Eichen mit kräftigem Unterholze, liegt der reizende Landsitz der Peels, Drayton-Manor, mit stattlichem im Elisabethen-Stil aufgeführten Schlosse.

Peel hatte sich bereits ein fürstliches Vermögen erworben, als die französische Revolution hereinbrach, deren gewaltigster Widersacher und Bekämpfer der jüngere William Pitt wurde. Seine glänzenden bürgerlichen Verhältnisse, sowie den gewonnenen Einfluß benutzte Robert Peel, sich von den ihm treu anhängenden Bewohnern Tamworth's in's Parlament wählen zu lassen. Damit wurde der Grund zu der Rangstellung gelegt, welche zu Gunsten seiner Familie zu erwerben der weitausschauende Geist des reichen Fabrikherrn nie aus dem Auge verlor.

Schon 1780 hatte der Fabrikherr von Bury und Tamworth die Flugschrift: „Die Nationalschuld, eine Erzeugerin der (englischen) Nationalwohlfahrt" herausgegeben.



Sir Robert Peel, der große englische Baumwollen-Manufakturist.

Dieselbe kündigte ihren Autor als einen scharf denkenden Geist an und bekundete schlagend seine Fähigkeit, über die Angelegenheiten des Handels und der Industrie im Rathe der Nation mitzusprechen. Hierdurch William Pitt näher getreten, sah dieser ihn von da ab als einen unbestechlichen Rathgeber in wirthschaftlichen Fragen an. Wie der große Staatsmann, so setzte auch dessen Vater, der große Industrielle, vor Allem darin seine Ehre, als guter Patriot zu gelten. „Beide Peels waren", wie Prinz Albert in seiner berühmten Rede den ersteren geschildert hat, „liberal von Gefühl, aber konservativ aus Prinzip; die englische Nation erkannte in ihren Eigenschaften den wahren Typus des englischen Charakters, welcher wesentlich praktisch ist." Peel, der Vater, machte sich unter der Fahne der Tories als eifrigster Verfechter der Fortsetzung des Kriegs mit Frankreich bemerkbar und steuerte für diesen Zweck 1797, unter der Firma Yates und Peel, die ansehnliche freiwillige Gabe von 10,000 £ bei. Im folgenden Jahre stellte sich Peel an die Spitze von sechs, meistens auf seine Kosten equipirten Compagnien, die sich „Königliche Freiwillige von Bury" nannten. Ganz natürlich, wenn bei solchem Hervortreten im Sinne der Regierung dem um das englische Fabrikwesen hochverdienten Manne, dessen Ansehen und Vermögen ihn in Stand setzten, jede hervorragende Stellung in der Gesellschaft zu behaupten, sein Lieblingswunsch, die Erhebung in den Adelsstand, nunmehr als

ein erreichbarer erschien. In der That blieb die Erfüllung desselben nicht lange aus. Der reichste Baumwollen-Manufakturist Englands trat, am 29. November 1800 zur Baronetwürde erhoben, als Sir Robert Peel nun auch in die Reihen der britischen Aristokratie. Seinen Kindern ward hierdurch das Emporsteigen zu den höchsten Rangstufen möglich. Indessen blieb sich Peel der eigentlichen Grundlage seiner Stellung und seines Einflusses stets bewußt. Hierfür zeugt die Wahl seines Wappens und seiner Devise, welche seine Nachkommen stets an ihre Abkunft erinnern und darauf hinweisen sollten, daß nur persönliches Verdienst dem Menschen Anrecht auf höhern Rang verleiht. Das Wappen enthält nämlich im oberen Felde eine Biene; das untere Feld zeigt eine emporgereckte Hand mit drei Pfeilbündeln, während der oben emporstrebende Halblöwe ein Weberschiffchen zwischen den Pranken hält. Die Devise heißt: „Industria“.

Bis zu seinem Tode galt der ältere Sir Robert in Geld-, Bank-, Handels- und Industrie-Angelegenheiten für eine der ersten Autoritäten des Landes, auf dessen Zustimmung die britischen Verwaltungen großes Gewicht legten. Am 9. April 1802 wurde namentlich durch seine Rede zu Gunsten des Papiergeld-Umlaufes und der einstweiligen Sistirung der Zahlungen der Bank von London (Vergl. S. 264), eine brennende wirthschaftliche Frage und zugleich eine Lebensfrage für das Ministerium Addington zur Entscheidung gebracht. Seine Meinung gab im ganzen Lande den Ausschlag; durfte sie doch für das unparteiische werthvolle Zeugniß eines Mannes gelten, der 15,000 Menschen in seinen Fabriken beschäftigte und jährlich 40,000 £ Steuern nur für bedruckte Zeuge bezahlte.

Weil er selbst es gewesen, welcher die Kinder zur Fabrikarbeit herangezogen, gab er sich auch alle Mühe, zu bewirken, daß die Arbeit derselben durch die Gesetzgebung geregelt werde. Er erkannte bei einer Gelegenheit, als die bedauerliche Lage der Unerwachsenen zur Sprache kam, an, daß in Wirklichkeit Kinder, deren Jahre und Kräfte solches noch gar nicht zuließen, zu den anstrengendsten und sehr häufig ungesundesten Beschäftigungen herangezogen würden. Er brachte deshalb die gesetzliche Bestimmung in Vorschlag, Kinder unter dem Alter von zehn Jahren weder als Lehrlinge noch sonstwie zu beschäftigen, und die Dauer der Arbeitszeit für Kinder über zehn Jahre täglich auf 12½ Stunden zu beschränken, mit Einschluß der Essenszeiten, was dann zehn Stunden für Arbeit ergab. Peel bezeugte, daß die Berichte, die er unter den Händen gehabt, darauf hinwiesen, daß nicht so sehr die schweren Arbeiten, als vielmehr die Dauer derselben die schädlichen Wirkungen auf die Gesundheit der Jugend hervorgebracht hätten. Ebenso entschieden sprach der Ehrenmann gegen die Nachtarbeit in den Fabriken. Die Einwände, welche man gegen die Abschaffung derselben aufstellte, gingen meist nur aus dem achtbaren Gefühle der Engländer hervor, welches jeder Einmischung in die Angelegenheiten des Erwerbs als einer Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit sich abhold zeigt. Peel führte diese und andere Bedenken auf ihren wirklichen Werth zurück, und in der That gingen seine Anträge im Jahre 1818 im Hause der Gemeinen durch. Sie wurden Landesgesetz.

Auf seinem reizenden Landsitz zu Drayton-Manor verlebte Sir Robert Peel die letzten Jahre seines thätigen Lebens, in otio cum dignitate, in fast ungestörter Ruhe. Hier hatte sich auch sein Sohn, Englands hochgeehrter Staats-

mann, stets hingeflüchtet, wenn er das Bedürfniß fühlte, sich von den Anstrengungen, Mühen und Sorgen eines vielbewegten parlamentarischen und ministeriellen Lebens im Kreise seiner Familie zu erholen und neue Feldzugspläne für zukünftige Parlamentskämpfe zu entwerfen. Am Saume des Parkes liegt der kleine Weiler und die überaus einfache Kirche von Drayton-Bassett, in deren Gruft die Eltern des Staatsmannes und dieser selbst nach seinem Wunsche ruhen. Nach Drayton-Manor, wo Freigebigkeit und Kunstliebe eine herrliche Bildergalerie zusammengebracht und wo Vater und Sohn ihre Freude an der Pflege der Landwirthschaft empfanden, dorthin wenden sich heute noch mit Vorliebe die Mitglieder des reich gesegneten Hauses Peel in guten und schlimmen Tagen.

Sir Robert Peel, der Vater, starb im Jahre 1820 im Herrenhause zu Drayton-Park, wohin er sich nach Ausgang der Parlamentssession zurückgezogen, an seinem 80. Geburtstage als ein ehrwürdiger Patriarch, umgeben von fünfzig Kindern und Kindeskindern, ein wahrhaft fürstliches Vermögen hinterlassend, welches 2 Mill. £ erreicht, nach Andern überstiegen haben soll. Die gerichtlichen Erbschafts-Abgaben hatten bis dahin noch nie eine solche Summe betragen: die Kosten der Testamentsbestätigung beliefen sich allein auf 15,000 £. (über 100,000 Thlr.) und die Legatsgebühren auf 10,000 £.

Fürwahr, herrliche Erfolge einer großartigen Geschäftsthätigkeit! Freilich genossen die vier Hauptfirmen des Namens Peel über ein Jahrzehnt durch die Art und Weise ihres ausgedehnten Geschäftsbetriebes gewissermaßen ein Monopol für den Kattundruck und den Handel mit Baumwollen-Waaren, welchen sie noch manche Jahre hindurch mit nur wenigen Konkurrenten allein in der Hand behielten. In dieser Zeit brachten sie mehr Waaren auf den Markt, als die übrigen Baumwollen-Manufakturisten zusammengenommen. Ihr anregendes Beispiel zeigte der Nation den Weg zum Reichthum: denn seit ihrem Auftreten beherrscht England's Baumwollen-Industrie die Welt. Herkömmliche Vorurtheile wichen und eine große Anzahl englischer Vornehmen stützt sich seitdem nicht mehr allein auf ihr Wappenschild oder auf angestammten Grundbesitz, sondern auf Baumwolle und Industrie. Die gewordenen „Baumwollen-Lords" sind den „geborenen Reichsbaronen" zur Seite getreten. Die ungeheuerste Kapitalbewegung, von der wir schon gesprochen, ist nur eine Folge aller jener weittragenden industriellen Wandlungen. Die Baumwolle ist in der That zur Beherrscherin der britischen Industrie emporgestiegen, Cotton is King! Erst seit Anfang der vierziger Jahre hat sich unser Vaterland aufgerafft und sich etwas unabhängiger gemacht von der Oberherrschaft der britischen Handelssouveränin.

Das Leben des hochverdienten „Vaters der englischen Kattundruckerei" bietet, wie wir gesehen haben, eine Menge Lichtpunkte dar; aber ein so wunderbar fruchttragendes Dasein wäre kaum noch anderswo denkbar gewesen als in England, dem klassischen Boden der Freiheit, wo nur das wahrhafte Verdienst geadelt wird und wo die Dankbarkeit der Zeitgenossen durch fürstliche Nationalbelohnungen sich und ihre verdienstvollen Männer ehrt. Nach dieser Richtung hin können wir noch Vieles von unseren englischen Stammesgenossen lernen!



Sir Robert Peel, der Jüngere.

Sir Robert Peel, der verdienstvolle englische Staatsmann.

Wie aneifernd auch das Beispiel, welches Sir Robert Peel, der Vater, seinen Standesangehörigen gegeben und wie bahnbrechend für die ganze Nation das Vorgehen der Peels auf dem wohlvorbereiteten Boden der Baumwollen-Manufaktur gewesen ist, so bleibt der reiche Fabrikant doch nur ein Lichtbild unter seinen Erwerbsgenossen. In bei Weitem ruhmvollerer Weise gehört der Name seines Sohnes Robert (geb. 5. Februar 1788 zu Tamworth) der Geschichte während einer Epoche an, die noch einem guten Theil unserer Leser in frischem Gedächtniß sein wird. Auf welcher Seite der Chroniken des Handels künftig die Rede sein wird von dem bedeutungsvollen Uebertreten Englands aus den beengenden Schranken der Schutzzölle in die weiten Arenen der Handelsfreiheit, da wird auch der Name des verehrungswürdigen Mannes genannt werden, dem England's arbeitende Klassen ein billiges, gutes Brot und infolge des Umschwungs, welchen die englische Landwirthschaft erfahren, auch den öfteren Genuß eines kräftigen Stückes Fleisch zu danken haben. Neben der Größe der hierdurch von Sir Robert Peel angebahnten und so wohlgeleiteten wirthschaftlichen Umwälzungen, welche sich zum Theil noch bei seinen Lebzeiten vollzogen, verschwinden fürwahr alle sonstigen Verdienste, welche dem bescheidenen, seines Herkommens eingedenk gebliebenen Manne, die Dankbarkeit der Zeitgenossen bereitwillig zuerkannt hat.

Aus der Jugendzeit Robert Peel's, des ältesten Sohnes des ersten „Baumwollen-Lords", ist geringe Kunde in die Oeffentlichkeit gedrungen. Wir wissen nur, daß er eifrig und mit Erfolg den Studien oblag. Doch soll er ein schlechter Haushalter gewesen sein und beim Eintritt in die politische Carrière sich zeitweilig in mißlicher Lage befunden haben. Dank der erworbenen vorzüglichen Bildung gelangte er jedoch, mächtig gefördert durch den Einfluß seines Vaters, sowie unterstützt durch andere vielvermögende Männer, welche das große Talent des strebsamen jungen Mannes zu würdigen wußten, sehr frühzeitig zu einem Sitz im Parlamente. Den Traditionen des väterlichen Hauses gemäß, schloß er sich den Tories an. Bald gelangte er durch Beredtsamkeit und Talent zu Ruf und Ansehen. Aus dieser Zeit seines öffentlichen Lebens erzählt man sich folgenden artigen Vorfall. Bei einer Gelegenheit, wo er wiederum durch eine wundervolle Rede das ganze Haus in Enthusiasmus versetzt hatte, befand sich auf der Galerie des Hauses ein Gentleman, der von der Kraft und der Begeisterung Peel's mit fortgerissen, ganz gegen alle Regeln des Herkömmlichen, seinen Nachbar, einen dicken, untersetzten Geschäftsmann, fragte: „Nun, was sagen Sie zu dem bleichen, ernsten Gesichte da unten?" — Der also Angeredete riß die großen, blöden Augen auf und erwiederte: „Das Alles wäre recht schön, wenn mir nur Herr Robert Peel die 100 Pfund zahlen möchte, die er mir schon längere Zeit schuldig ist." — „So?" sagt der Gentleman, „und sonst haben Sie an ihm nichts zu tadeln?" — „Im Gegentheil, ich bin ein großer Verehrer von ihm." — „So! Wenn das der Fall ist", meint der Gentleman, zieht sein Portefeuille aus der Tasche, langt eine Hundertpfundnote aus demselben, und giebt sie dem Andern, also sprechend: „Hier sind Ihre hundert Pfund; ich bitte Sie, diesem Manne nun Ihre volle Achtung wieder zuzuwenden."

Seit 1809 Mitglied des Unterhauses, gelangte Robert Peel schon ein Jahr darauf als Unter-Staatssekretär für die Kolonien in das Ministerium, welchem er von 1812—1818 in der Eigenschaft eines ersten Sekretärs für Irland angehörte. Der Verdruß, welchen ihm der ärgerliche Prozeß gegen die Königin Karoline bereitete und gegen dessen Inscenesetzung er sich vergebens ausgesprochen, veranlaßte ihn zum Rücktritt. In die Zeit seiner Zurückgezogenheit von den öffentlichen Geschäften fällt der Tod seines Vaters und in Folge dessen die Ordnung seiner eignen Angelegenheiten. Weiterhin benutzte er eine vierjährige Muße dazu, um seine Kenntniß von Land und Leuten zu erweitern. Indessen trat er schon im Jahre 1822 von Neuem in die Verwaltung ein und diesmal als Minister des Innern.

Sir Robert Peel galt damals schon für einen hervorragenden politischen Charakter. Bemerkenswerth aus der ersten Zeit seiner ministeriellen Thätigkeit ist der redliche Eifer, womit er dahin strebte, daß die öffentliche Schuld zum Vollen anerkannt ward. Ohne bestechende Genialität, jedoch mit einem eminent klaren, praktischen Geiste ausgerüstet, vermochte er eine Geschäfts-Thätigkeit zu entwickeln, wie kaum ein zweiter Staatsmann seiner Zeit. Zu dieser ungemeinen Geschäftsgewandtheit gesellte sich eine, wenn auch immer mehr nüchterne, denn doch überzeugende Beredsamkeit, der in praktischen Dingen immer der Erfolg gehören wird.

Die liberalen Wandelungen Cannings sowie das mißmuthig ertragene Uebergewicht desselben im Ministerium, bewogen die Tories zum Rücktritt. Natürlich führte dies auch das Ausscheiden Robert Peel's nach einer fünfjährigen Verwaltung der innern Angelegenheiten herbei. Während dieser Zeit festigte sich der Ruf, welchen er sich erworben. Er galt allgemein für einen einsichtigen, wohlgesinnten, maßhaltenden Staatsmann, der lieber drohenden Verhältnissen die Spitze abbrechen, als die Sachen bis auf's Aeußerste gedeihen sehen mochte. — Die erlangte Ruhe währte indessen nur wenige Monate. Der Tod Cannings im Januar 1828 brachte die Tories von Neuem an das Staatsruder und Peel wiederum an die Spitze des Ministeriums des Innern.

Sir Robert stand nun in seinem 40. Lebensjahre. Seit dem Jahre 1820 mit Julia Floyd, Tochter des General Sir John Floyd, glücklich verheirathet, nach dem Tode seines Vaters im Besitz eines Vermögens von vielen Millionen Thalern, von seinen Parteigenossen wegen seiner seltenen Talente und liebenswürdigen Eigenschaften hochgeschätzt, trat für ihn jetzt der Zeitpunkt schmerzlicher Prüfungen ein. Entweder mußte er alle Diejenigen verletzen, die bisher seine Freunde gewesen, oder er mußte der öffentlichen Wirksamkeit entsagen. Er legte das schwerste Opfer auf den Altar des Vaterlandes nieder, indem er nach und nach mit seinen bisherigen Anschauungen brach und damit zugleich mit einem guten Theil jener liebgewordenen Traditionen, welche ihm vom Vaterhaus überkommen waren. Er fühlte die Nothwendigkeit des Einlenkens, denn die Uebergangszeit verkündete sich bereits in Anzeichen aller Art — und so bereitete er zum ersten Mal seinen Parteigenossen eine jener Enttäuschungen, die ihm vom Unverstand als Abfall gedeutet wurden, obwohl sie nur das Ergebniß wahrhaft staatsmännischer Voraussicht und patriotischer Selbstverleugnungen waren. Durch Geburt und Erziehung in die Reihen der Tories gestellt, war es doch seiner vermittelnden maßhaltenden Natur zuwider, dem unabweisbar gewordenen Fortschritt eigensinniges Beharren am Alten entgegenzusetzen. Mit der ihm eigenen nüchternen Verständigkeit hatte er gegen angemessen erscheinende Reformen keinen angeborenen Widerwillen, im Gegentheil, er besaß jene schätzbare Gabe, Irrthümer als solche zu erkennen und dieselben lieber freiwillig, als gezwungen fallen zu lassen — und nicht erst dann, wenn es „zu spät“ geworden ist. Die von ihm vorsichtig erst angebahnten (freilich meist weniger wesentlichen) Verbesserungen hatten ihn mit seiner eigenen Partei nicht entzweit. Jetzt aber, wo er sich für Durchführung der früher von ihm entschieden bekämpften Emanzipation der Katholiken erklärte, nachdem solche zur unabwendbaren Nothwendigkeit geworden — jetzt erweiterte sich die Kluft, welche ihn schon seit einiger Zeit von seinen Parteigenossen schied, immer ersichtlicher. Und er führte jene bedeutungsvolle Reform durch unter den heftigsten Anfeindungen seiner Partei und unbeirrt von den Feindseligkeiten seiner eigenen Familie, während der Jahre 1828 und 1829.

Nach des Vaters Ableben hat Sir Robert Peel die beste Zeit seines Lebens, zwanzig Jahre hindurch, seinen Geburtsort Tamworth im Parlamente vertreten. Man kann sich wohl denken, wie sehr die Familie Peel mit den Zeugen ihres Glückes zusammenhing und wie treu sie alle Liebe erwiederte, welche

ihrem Hause von Seiten der Nachbarn und Gutsangehörigen gespendet wurde. Aber auch die Bewohner von Tamworth waren stolz darauf, wenn der schon zu Lebzeiten des alten Sir Robert hochgeachtete Staatsmann und noch mehr der später allmächtige Premierminister von England sie als seine geliebten „Nachbarn, Landsleute und Freunde" begrüßte. Hatten sie Alle doch ihr gut Theil dazu beigetragen, dem Vater das fürstliche Vermögen verdienen zu helfen, dessen Besitz dem Sohne eine so werthvolle Unabhängigkeit sicherte. Denn in keinem Lande bildet hinlängliches Vermögen bei'm Betreten der politischen Laufbahn in solchem Grade eine der Voraussetzungen des Erfolges, als gerade in England. Und so groß auch die Talente Sir Robert Peel's gewesen waren, seinen glücklichen Vermögensverhältnissen verdankte er es mit, zweimal in Besitz der höchsten Gewalt und Ehren als oberster Minister Englands gelangt zu sein.

Ein gleich bedeutsamer Fortschritt, wie jener der britischen Katholiken-Emanzipation, hatte sich vorbereitet. Zu dessen Durchführung und beziehentlich Verhinderung führten jetzt die Parteien Englands ihre besten Kräfte in die Arena. Die Erweiterung des Wahlrechts fand jedoch an Sir Robert Peel einen entschiedenen Widersacher. Er bekämpfte im November 1830 die vom Whig-Ministerium eingebrachte Reformbill, ungeachtet sich der durch die zweite französische Revolution hervorgerufene Umschwung auch in England durch Ruhestörungen und andere bedenkliche Anzeichen gar wohl bemerklich machte. Die Whigs siegten nach harten Kämpfen über die Gegner der Erweiterung des Wahlrechts. Auf der einen Seite die energische Unterstützung der Glaubensfreiheit, auf der andern die Bekämpfung der Wahlreform mit der ganzen Kraft des eminenten Talentes, über welches Sir Robert Peel gebot, zeigten den Tories, was sie von ihm als Gegner zu fürchten, was sie von ihm als Freund zu hoffen hatten. Eine Aussöhnung kam zu Stande.

Ein Mal im Parlament geschlagen, verlangte Sir Robert von seinen Gesinnungsgenossen die ehrliche Anerkennung der großen Umwandlungen, welche der Sieg des Fortschritts zu Wege gebracht, ohne daß er jedoch ein rascheres Vorgehen auf der Bahn des Liberalismus für geboten hielt. Seitdem leitete er von 1833 an die „konservative Opposition", bestehend aus Trümmern der alten Torypartei, sowie aus jenen Theilen der Reformfreunde, welchen die Russel, Grey u. A. zu weit vorgegangen waren. Jedoch vermochte ein gemischtes Ministerium, dem er 1834 auf 1835 angehörte, sich nur ganz kurze Zeit zu halten. In den darauf folgenden sechs Jahren blieb er das anerkannte Haupt der konservativen Opposition im Parlament, und so oft er sich auch in dieser Zeit den Whigs als gefährlicher Feind gegenüberstellte, so bekämpfte er sie doch fortan ohne die frühere Schroffheit und keineswegs aus Liebe zu Prinzipienreiterei. So ging das vierte Dezennium zu Ende. Im Frühling 1841 unterlagen seine Gegner einem von ihm eingebrachten Mißtrauensvotum. Die neuen Wahlen zu denen das Ministerium sich veranlaßt sah, erwiesen sich den Konservativen günstig. Im Herbste des genannten Jahres trat er mit Wellington, Lyndhurst, Aberdeen, Graham, Stanley in jenem merkwürdigen Ministerium zusammen, unter dem sich bis zum Sommer 1846 mehrere der bedeutungsvollsten Veränderungen im britischen Staatsleben vollzogen. Uns Älteren noch wohl erinnerlich, gingen

dieselben unter dem Getöse der heftigsten Parteikämpfe vor sich. Protektionisten und Monopolisten, Schutz- und Kornzöllner hatten gegen die immer mächtiger ihr Haupt erhebende Freihandels-Partei den Streit auf Leben und Tod aufgenommen. Obwohl selbst Grundbesitzer und den großen Interessen der Handels-Aristokratie nahestehend, konnte sich doch der verständige Sinn Sir Robert's der Ueberzeugung nicht verschließen, daß das seitherige national-ökonomische System Großbritanniens, wiewol er es bislang eifrig vertheidigt, immer hinfälliger geworden sei. Der Mann, der für die Religionsfreiheit das Wort geführt und acht Millionen Katholiken zu ihrer bürgerlichen Rehabilitirung verholfen, konnte unmöglich gegen die Handelsfreiheit in die Schranken treten.

Zudem war der Nothstand der arbeitenden Klassen groß. Dumpfe Schwüle in der Luft wies auf schlimme Wetter hin. Sir Robert war nicht der Mann, sich von heranziehenden Gefahren überraschen zu lassen. Muthig ergriff er die Initiative zu Maßregeln, für welche seither nur seine politischen Gegner gekämpft hatten. Vermittelst einer wechselnden Zoll-Skala sollte die Abgabe auf einzuführendes Getreide, von Periode zu Periode, ermäßigt werden. Hierdurch legte er im Frühjahr 1842 Hand an jenen morsch gewordenen Theil der britischen Gesetzgebung, wodurch zu Gunsten Weniger das Brot für Millionen vertheuert ward. Weiterhin führte er die Einkommen-Steuer durch und begann das herrschende Schutzzoll-System zu reformiren. Als ein nicht minder bedeutsamer Fortschritt auf dem Gebiete des Verkehrs ist die damals in's Leben getretene Reform des Postwesens zu betrachten, welche, entsprungen dem praktischen Geiste Sir Rowland Hill's, in dem sogenannten „Penny-Postsystem" ihren ersten Ausdruck fand. Die sichtbaren Erfolge aller dieser vom lauten Zuruf der Nation begrüßten Fortschritte, wie nicht minder die anhaltende Krisis auf dem Gebiete des Erwerbs brachten den besonnen vorwärts schauenden Minister zu dem Entschluß, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben. Von nun an gewinnt dessen staatsmännische Wirksamkeit eine welthistorische Bedeutung.

Im Jahre 1845 tritt er mit umfassenderen, die internationalen Abgaben möglichst beschränkenden Zoll-Reformen vor den Rath der Nation. Infolge weiterer Verbesserungen im Kirchen- und Erziehungswesen zerfällt er jedoch mehr und mehr, endlich gänzlich mit seiner bisherigen Partei, macht sich aber einen großen Theil seiner früheren Gegner um so geneigter, deren Beistand dann die Durchführung seiner großen Pläne sichert. Das neue Jahr 1846 inaugurirt Sir Robert Peel dadurch, daß er seinen Bruch mit dem alten System offen und gänzlich vollzieht. Eine Reihe tiefeingreifender Reformen werden dem Parlament vorgelegt, hierdurch die Kornzölle völlig beseitigt und die Aufhebung der übrigen Schutzzölle vorbereitet. Peel's Freihandels-Anschauungen erringen den Sieg, weil auch diesmal die Whigs ihn gegen seine alten Freunde unterstützen. Dagegen unterliegt er der Uebereinstimmung der alten Widersacher von beiden Seiten, als seine sogenannte Zwangs-Bill, eine Reihe von Ausnahme-Regeln zu Gunsten der irischen Grundeigenthümer zum Fall gelangte.

Die politischen Parteien Englands waren in Auflösung begriffen. Die successive Bildung einer neuen, einer Mittel- oder gemäßigten Partei erachtete Sir Robert Peel für unumgänglich, um einem einheitlichen Ministerium Bestand

zu verleihen. Daran arbeitete der Reformator, nachdem er am 29. Juli 1846 seinen Rücktritt angezeigt, mit der ganzen Zähigkeit seines Wesens. Die Zahl seiner Verehrer hatte in den letzten Jahren außerordentlich zugenommen; die ebenso bescheidene wie wahrhaft patriotische und loyale Weise, in welcher er seinen Entschluß, sein Amt niederzulegen, kundgegeben, führte ihm weitere Anhänger zu. Niemals war seine Popularität im Lande größer, aber auch wohlverdienter als damals. Ueberall, wo er öffentlich erschien, ermahnte, beschwichtigte und erhob, da jauchzte ihm das dankbare Volk als seinem Wohlthäter zu.

Und mit Recht! Befreit von den Vorurtheilen und Ueberlieferungen seiner ehemaligen Bundesgenossen, beschäftigte er sich fortan nur mit der weiteren Ausführung jener großartigen und edlen Ideen, denen er zum Siege verholfen. Demgemäß unterstützte er das Whig-Ministerium durch Förderung aller dem Nationalwohl dienenden Maßregeln, namentlich jede zu allmäligem Vollzug gelangende volkswirthschaftliche Reform. Um den echten Volksfreund scharten sich talentvolle Männer, wie Gladstone, Graham u. A. Die neue Mittelpartei, welche allerdings den gemäßigten Whigs näher stand als den Tories, aus denen sie hervorgegangen, erkannte in Sir Robert Peel ihr Oberhaupt. Entledigt aller beengenden Verpflichtungen, konnte derselbe während der gefahrvollen Zeiten des Nothstandes und der politischen Aufregungen in den Jahren 1846—1848 in der That als eine der wichtigsten Stützen der Whig-Regierung gelten, zu deren Freihandels-Grundsätzen er sich nun rückhaltlos bekannte. Allgemeine Liebe und Hochachtung, selbst seiner ehemaligen Gegner, lohnten das selbstlose, redliche Bemühen des Patrioten, der mit jedem Jahre weiterhin gesammelter Erfahrungen nur dahin strebte, nach allen Seiten hin um so unbeirrter nützen zu können, indem er sich seine volle Freiheit wahrte.

Eine unerwartete Katastrophe unterbrach jene unvergeßliche segensreiche Wirksamkeit. Noch am 29. Juni hatte Peel an der Debatte über die Politik Palmerston's durch eine ausgezeichnete Rede Theil genommen — am darauf folgenden Abende lag er zu Tode getroffen hoffnungslos darnieder. Bei'm Spazierritte von seinem Pferde abgeworfen, war er verletzt, und selbst die zärtlichste Fürsorge vermochte nicht sein Leben zu retten. Er starb, 62 Jahre alt, in seiner Stadtwohnung zu Whitehall-Gardens am 2. Juli Abends 11 Uhr. Ganz England hatte den von Tag zu Tag schwächer werdenden Athemzügen seines Wohlthäters gelauscht. Pfeilschnell verbreitete sich die Nachricht vom Tode des großen Politikers über alle Theile des Landes, ja beider Erdhälften.

Sir Robert Peel hinterließ eine tiefgebeugte Wittwe, Lady Julia Peel, fünf Söhne und zwei Töchter. Von Ersteren hatte der älteste, Sir Robert Peel, geb. 1822, die diplomatische Laufbahn betreten; der zweite hat sich dem Staatsdienst gewidmet, der dritte diente in der Flotte, der vierte im Heer, der fünfte war beim Tode des Vaters noch minderjährig. Von den Töchtern hat sich die älteste 1841 mit Viscount Villiers, ältestem Sohne des Grafen Jersey, vermählt.

Alsbald nach Empfang der Todesnachricht vertagte sich das englische Unterhaus, eine Auszeichnung, die bisher nur wenigen Parlamentsmitgliedern zu Theil geworden ist. Bereits in der nächsten Abendsitzung kündigte Lord Russel tief bewegt an, daß die Regierung des Verstorbenen Leiche, falls dessen Angehörige einverstanden seien, in der Westminster-Abtei wolle

beisetzen lassen, die höchste Ehre, die einem hochverdienten Engländer zuerkannt werden kann. Dem widersprach jedoch des Verstorbenen eigener letzter Wille, insofern er angeordnet hatte, in der Familiengruft zu Tamworth beigesetzt zu werden.

Gleich groß war die Trauer bei allen Parteien und in allen Theilen der Gesellschaft über dem Grabe eines eben so großen wie edlen Mannes. Freunde wie Gegner stimmten in dem Urtheil überein, daß England den größten seiner lebenden Staatsmänner, seinen edelsten und warmherzigsten Bürger verloren habe. In den rührendsten Zügen gab sich die Anhänglichkeit der unteren Klassen kund, wie sie kaum jemals ein britischer Staatsmann in gleich hohem Grade genossen. Das Volk hatte es in gutem Andenken behalten, daß dem Wohlthäter seines Landes mehr an der Liebe seiner Mitbürger gelegen war, als an Würden, Ehren und Standeserhöhungen, die er mehr wie einmal ausgeschlagen. Und dafür zeigte sich die Dankbarkeit seiner Zeitgenossen im hellsten Lichte. Mehr als fünfzig Denkmale überliefern den Namen dieses Volksmannes den Geschlechtern der Nachwelt. Auch der unparteiische Griffel der Geschichte sorgt für Verewigung der preiswürdigen Thaten Sir Robert Peel's; denn für immer ist sein Name mit jenen großen Wandlungen auf dem Gebiete der Volkswohlfahrt verknüpft, durch welche nicht nur für England, sondern für die Welt die Zeit starrer Ausschließlichkeit abgeschlossen ward. Eine freiere Bewegung auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit hat mit dem Triumph des Freihandelsystems in England seitdem ihre schönsten, weittragendsten Siege gefeiert! Dieses Eindringen gesunder volkswirthschaftlicher Anschauungen ist aber keinem Industriezweige mehr zu Statten gekommen, als demjenigen, der uns auf den vorhergegangenen Seiten beschäftigte.

Schluß.

Blick auf die Wandlungen des letztjährigen Baumwollenmarktes.

Das auf vorstehenden Blättern entworfene Bild von der Entwickelung der britischen Baumwollen-Manufaktur, von deren Urhebern und Förderern, würde nur als ein unvollständiges erscheinen, wollten wir uns der Aufgabe entziehen, noch einige Blicke rückwärts und dann vorwärts zu werfen.

Seit den Zeiten des ersten Sir Robert Peel haben die Umwälzungen, welche das Fortschreiten jener Weltindustrie in Verbindung mit den Ergebnissen der Mechanik hervorgebracht, ihren Weg um die ganze Welt fortgesetzt. Denn einmal erfunden, spottet jede Maschine der Ungelenkigkeit der menschlichen Finger. Nicht nur, daß sie bei jeglichem neuen Fortschritte rascher und wohlfeiler arbeitet, sondern es vermag auch die Maschine Werke zu schaffen, mit deren Schönheit und Regelmäßigkeit die geübteste Menschenhand nicht konkurriren kann. Früher hatte man geglaubt, daß Maschinen nur glatte Stoffe würden verfertigen können, allein man hat es längst dahin gebracht, Damaste herzustellen, und nach dem Vorgange Bonelli's in Turin u. A. wird der Webstuhl voraussichtlich noch zu einer Vollkommenheit gelangen, durch welche die Musterkarten des Jaquard-Stuhles immer entbehrlicher werden. Fast so unermeßlich wie bereits die Leistungen der Maschine

stellt sich uns auch die Zukunft der Baumwollen-Industrie dar. Sind doch heute schon Millionen fleißiger Hände: Maschinenbauer und Maschinenarbeiter, Musterzeichner, Koloristen und Färber, Walzenschneider, Tuchscheerer u. s. w. für dieselbe jahraus, jahrein beschäftigt; schien es doch eine Zeit lang, daß das unübersehbare Arbeitsfeld jener Thätigkeiten nur beschränkt würde von der Beschaffung des benöthigten Materiales! In England bestehen für Verspinnen und Weben von Baumwolle, Wolle, Flachs und Seide 6400 Etablissements. In denselben sind thätig über 36 Millionen Spindeln, 500,000 meist Kraftwebstühle, 400,000 Dampfpferdekräfte, 30,000 Wasserpferdekräfte, deren Betrieb eine Arbeiter-Armee von nahe einer Million Menschen direkt ihre Geschicklichkeit und Kräfte widmet. Die Baumwollen-Spinnerei, deren letztes riesiges Wachsthum aus dem Jahre 1850 datirt, zählte in diesem Jahre 1900 Etablissements mit 20 Millionen Spindeln; dazu treten 250,000 Webstühle, die sich 1861 schon vermehr hatten auf 2300 Etablissements mit 33 Millionen Spindeln, sowie 400,000 Webstühle, welche durch Maschinen von zusammen 115,000 Pferdekräften in Bewegung gesetzt wurden. Wenn man bedenkt, daß bis dahin die englischen Baumwollen-Spinnereien alljährlich 20,000 Millionen Meilen Garn geliefert haben, d. h. mehr als genug, um den ungeheuren Raum zwischen Erde und Sonne mit mehr als 1000 Fäden zu bespannen, oder, wenn wir auf unserer Erde bleiben wollen, um mit dem jährlich gesponnenen Baumwollengarn, zu einem Faden gedreht, die Erde beinahe 4 Millionen Mal zu umspannen, während die Länge der jährlich exportirten Gewebe ausreichen dürfte, sieben Mal um den Aequator herumgewunden zu werden, so wird man die Angst begreifen, mit welcher in den letzten Jahren des Materialmangels alle Betheiligten der Zukunft entgegenblickten.

Und in der That, im Jahre 1861 ist der Baumwollenhandel durch die amerikanischen Wirren auf's Empfindlichste beeinträchtigt worden, und in den darauf folgenden Jahren der fabrizirenden Welt mehr und mehr die Haupternährungsader unterbunden gewesen. Nach Angaben einer verdienstvollen kleinen Arbeit des Professor G. A. v. Klöden bezogen:

		im J. 1826		im J. 1860		im J. 1861
Im J. 1826	Großbritannien . .	560,000,	im J. 1860	2,633,000,	im J. 1861	2,253,000 B.
„	Vereinigte Staaten	98,110,	„	972,053,	„	843,740 „
„	Frankreich.	281,100,	„	625,501,	„	578,200 „
„	das übrige Europa	129,600,	„	970,200,	„	991,000 „
		1,068,810		5,200,754		4,665,940 B.

Das Verhältniß der Zunahme von 1826 bis 1860 ist aber noch bedeutender, als diese Zahlen nachweisen, da die Verpackung allmälig verbessert worden ist und die Ballen heute mehr Baumwolle enthalten, ohne daß sie deswegen mehr Raum einnehmen. Im Jahre 1851 war nämlich das mittlere Gewicht eines Ballens noch 392 Pfd., 1861 dagegen 425 Pfd. Das Gewicht des Ballens der Vereinigten Staaten-Baumwolle betrug 1850 an 423 Pfd., 1861 aber 500 Pfd. Daher hat sich die Konsumtion seit 1826 in Wahrheit verfünffacht, und fast diese ganze Zunahme haben die Vereinigten Staaten geleistet. Diese lieferten:

	Heimischer Konsum:	Ausfuhr Pfund:		Werth:	Preis:
1821 . . .	21,298,101	124,893,405	$	20,157,484	16,2
1831 . . .	54,642,600	276,979,784	„	25,289,492	9,1

	Heimischer Konsum:	Ausfuhr Pfund:	Werth:	Preis:
1841 . . .	119,715,200	530,204,100	$ 54,330,341	10,2
1851 . . .	160,543,471	927,237,089	„ 112,315,317	12,11
1860 . . .	460,720,200	1,767,686,338	„ 191,806,555	10,85
1861 . . .	400,776,500	307,516,099	„ 34,051,483	11,07

Man sieht, wie die heimische Konsumtion gestiegen ist, aber die Ausfuhr der amerikanischen Baumwolle hat um so stärker zugenommen, je mehr die europäische Fabrikation in den letzten Jahrzehnten von der Produktion Amerika's abhängig geworden ist. Daher die nie geschwundene Besorgniß der englischen Spinner vor einer Periode, zu welcher das amerikanische Erzeugniß einmal auf dem Markte fehlen werde, daher das emsige Suchen nach Ersatzquellen durch Missionäre des Glaubens und Handels. In Indien namentlich hat man seit mehr als fünfzig Jahren zu diesem Behufe ausgedehnte Versuche gemacht. Die Zunahme der Produktion ist dort bedeutend; denn England erhielt von dort: 1860: 182,268,900 Pfd., 1861: 329,500,400 Pfd., 1862: 350,584,400 Pfd. Dennoch berichtete die Bombay-Handelskammer noch im Januar 1861: „Die Versuche der Ostindia-Company behufs Einführung der amerikanischen Baumwolle sind nun zum Ende gediehen. Sie haben 1788 begonnen, und trotz einer Aufwendung von fast 2⅔ Mill. 2c. sind sie doch mißlungen." Die Ursache, weshalb es fehlschlug, die transatlantische Pflanze in Indien zu naturalisiren, liegt darin, daß dieselbe, wo sie fortkommt, binnen drei Jahren in die Surat-Sorte degenerirt. Inzwischen mag sich manches zum Bessern gewendet haben, aber als Thatsache bleibt feststehen, daß die indische oder Surat-Baumwolle der amerikanischen weit nachsteht. Sie ist trocken, hart, fasrig und von sehr kurzem Stapel. Man gebraucht sie hauptsächlich, mit amerikanischer gemischt, zum Einschlag; sie giebt ein Gewebe, das sich rauh und wollartig anfühlt, nach dem Waschen oder Bleichen jedoch dünn und lappig aussieht. Ihre Farbe ist indeß gut und sie ist billig, indem ihr Marktpreis gewöhnlich nur etwa ⅔ der amerikanischen beträgt.

Die wohlberechtigten Sorgen der Spinner von England werden uns weiterhin ersichtlich, wenn wir einen vergleichenden Blick auf die nachstehende Zusammenstellung der Einfuhren seit 1821 werfen. Dieselben beliefen sich:

England erhielt im Jahre	Durch die Vereinigten Staaten:	von Brasilien:	Von Mittelmeerstaaten:
1820 . .	89.899,174 Pfd.	29,198,155 Pfd.	472,684 Pfd.
1821 . .	93,470,745 „	19,535,786 „	1,131,567 „
1831 . .	219,333,628 „	31,695,761 „	8,460,559 „
1841 . .	358,240,964 „	16,671,348 „	9,097,180 „
1851 . .	596,638,962 „	19,339,104 „	16,950,525 „
1860 . .	1,115,890,608 „	17,286,864 „	44,036,608 „
1861 . .	821,909,040 „	17,367,525 „	41,279,650 „
1862 . .	14,584,600 „	? „	59,175,912 „

	Von Ostindien:	Westindien:	von anderwärts:	Summa:
1820	23,125,825 Pfd.	6,836,816 Pfd.	2,040,001 Pfd.	151,672,655 Pfd.
1821	8,827,107 „	7,138,980 „	2,432,435 „	132,536,620 „
1831	26,805,153 „	2,401,685 „	978,067 „	288,674,853 „
1841	97,388,153 „	1,533,197 „	5,061,513 „	487,992,355 „
1851	122,626,976 „	446,529 „	1,347,653 „	757,379,749 „
1860	204,141,168 „	1,050,784 „	8,532,720 „	1,390,938,752 „
1861	370,687,950 „	2,180,110 „	7,127,061 „	1,260,951,297 „
1862	394,407,450 „	? „	? „	526,312,462 „

Die Gesammtzufuhr von Baumwolle nach Europa hatte im Jahre 1866 beinahe dieselbe Höhe erreicht, wie in den bessern Jahren vor Ausbruch des amerikanischen Bürgerkrieges. Sie belief sich nämlich auf 2,150,000 Ballen, während sie in dem vorigen Jahrzehnt in der Regel 3,000,000 betrug und einmal (1859) sogar auf 4²/₃ Mill. stieg.

Der Baumwollen-Mangel in diesem Jahrzehnt ist bereits ein der Geschichte angehörendes Thema. Gefahr und Leiden sind vorüber; allein es dürfte interessant sein, meint der „Economist", vermittelst einiger vergleichenden Zahlenreihen sich in's Gedächtniß zurückzurufen, welche Bedeutung jene Noth hatte, und gleichzeitig die gegenwärtige Lage und die nächsten Aussichten des größten englischen Stapelartikels in's Auge zu fassen.

Vor vier Jahren noch war der englische Baumwollenmarkt in der größten Gefahr, aus Mangel an hinreichendem Zuflusse dem Hungertod zu verfallen. Im Jahre 1866 ist die Zufuhr größer gewesen als je zuvor. Die Einfuhren Englands aus allen Theilen der Welt gewähren nun nachstehendes ohngefähres Bild des Aufsteigens, Fallens und Wiederaufsteigens. Es betrug:

im Jahre				im Jahre			
1859	die Einfuhr	2,829,000	Ballen,	1860	dagegen	3,367,000	Ballen.
1861	„ „	3,036,000	„	1862	„	1,445,000	„
1863	„ „	1,932,000	„	1864	„	2,587,000	„
1865	„ „	2,755,000	„	1866	„	3,785,000	„

Freilich ist bei letztem Posten die Summe der zusammen addirten Ballen gemeint. Indische Ballen sind jedoch, wie wir wissen, viel leichter als amerikanische. Da nun viel indische Baumwolle in der letzten Summe einbegriffen ist, weniger amerikanische, so wird die Zufuhr von 1866, auf Pfunde reduzirt, kaum diejenige des Jahres 1860 erreichen. In Großbritannien selbst wurden 1866 etwa über 2,400,000 Ballen oder 890 Mill. Pfd. Baumwolle verbraucht. Im Jahre 1858 waren es etwa 900, im Jahre 1859 gegen 980, 1860 1080, 1861 etwa über 1005 Mill. Pfund gewesen, so, daß der Rohstoff, den England 1866 verarbeitete, den Quantitäten nach hinter den besten Jahren vor dem amerikanischen Krieg noch zurückblieb, den guten Jahren aber sich wieder näherte. Nach Europa im Allgemeinen gelangten im Jahre des höchsten Absatzes, nämlich 1860 1845 Mill. Pfund Baumwolle, im letzten gegen 1425 Mill., wovon gegen 220 nach Frankreich, 90 Mill. nach beiden Niederlanden, 137 Mill. nach dem Zollverein, 100 Mill. nach Rußland und den kleinern Häfen gingen. Deutschland ist 1866 das einzige Verbrauchsgebiet gewesen, auf dem sich im Vergleich zum Jahr 1860 die Verbrauchsmenge gesteigert hat, nämlich von 127 auf 137 Mill. Pfd.

Man weiß, welche ungeheure Anstrengungen sämmtliche Baumwolle-Erzeugungsländer, angespornt durch die gebotenen enormen Preise, zum Ersatz des eingetretenen Ausfalles machten, der durch die Verminderung und bald nachher durch das Aufhören der amerikanischen Zufuhr auf den Märkten entstand.

Die bis zum Ende des Jahres 1866 (wie wir glauben, jedoch nicht recht zuverlässig) ergänzte Tabelle wird dies auf den ersten Blick zeigen. Zur Ersparung von Ziffern geben wir die Gesammtsumme in Tausend Ballen:

Einfuhr von Baumwolle aus:	Vereinigte Staaten.	Brasilien.	Aegypten.	Indien und China.	Vermischte Bezugsl.
1859	2086	125	101	510	7
1860	2580	103	110	563	10
1861	1841	100	97	986	11
1862	72	134	132	1072	35
1863	132	138	204	1391	67
1864	198	212	257	1798	122
1865	462	340	334	1407	211
1866	1181	423	180	1828	153

Aegypten hat im Jahre 1866 eine Mißernte gehabt, die zum Theil von einer Viehseuche herrührt, welche dort schon in den Vorjahren ausgebrochen war; allein der Ertrag von 1867 wird wieder dem von 1865 gleich sein. Man sieht sonach, daß unter dem Sporn außergewöhnlicher Preise Aegypten und Brasilien zwischen den Jahren 1861 und 1865, oder in wenig mehr als vier Jahren, ihre Produktion zu verdreifachen vermochten, während die Produktion von Ostindien, oder vielmehr die Zufuhr von dort nach England, denn gar manche Ballen rührten vom chinesischen Markte her, in etwas mehr als demselben Verhältniß zunahm.

Die Aussichten, welche sich der Fortdauer dieser vermehrten Zufuhren oder irgend eines wesentlichen Theiles derselben aus gedachten Ländern eröffnen, wenn Amerika wieder als Konkurrent auftritt, sind vielfach besprochen worden. Gewiß kann kein anderes Land eine so gute Qualität Rohstoff zu einem gleich billigen Preise erzeugen, wie die Vereinigten Staaten, wenn die frühere Massenproduktion erst dort wieder in Gang gebracht sein wird. Allein über diese Reorganisation werden Jahre vergehen, und das Werk wird seine großen Schwierigkeiten haben. Vielleicht daß die Union gar nicht mehr im Stande sein wird, dauernd Baumwolle zu dem bisherigen niedrigen Satze zu liefern, und fast zuverlässig wird sie manche Jahre lang nicht im früheren Verhältniß zu erzeugen vermögen. Aegypten und Brasilien dagegen werden stets nur ein bestimmtes Kontingent zum allgemeinen Bedarf stellen, weil man eben nur eine gewisse Quantität der eigenthümlichen Sorte, welche dort erzeugt wird, bei ihnen sucht. Indien dagegen wird stets so viel Baumwolle senden, als es zu dem Preise, um welchen es seine geringere Qualität liefern kann, bis zu einem gewissen Punkt Käufer findet. Und da für eine Reihe von Jahren geringe Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß die Preise anhaltend sich so niedrig stellen könnten wie 1860, vor dem Kriege, so läßt sich wol der Schluß ziehen, daß die Zufuhren aus anderen Ländern als Amerika, künftig in einem selbst noch merklicheren Grade als bisher an der Gesammteinfuhr nach Europa betheiligt bleiben.

Von den durch die Cotton-Supply Association seit längerer Zeit vermittelst der britischen Konsuln und eigner Handelsagenten in allen Theilen der Welt zahlreich angestellten und gut geleiteten Versuchen lassen sich außerordentliche Ergebnisse sobald noch nicht erwarten. Samen und Maschinen sind den Baumwoll-Kulturisten zur Verfügung gestellt worden; aber so Viele es auch mit der Kultur probirt haben, der Erfolg ist dennoch seither nicht nennenswerth gewesen. Seit dem Jahre 1860 hielt die Gesellschaft ihre Augen auf folgende Länder gerichtet.

In der europäischen Türkei hat die Kultur unter großen, durch die Regierung veranlaßten Schwierigkeiten begonnen. Griechenland hat Samen in seinen Provinzen vertheilt. Cypern betreibt mit englischem Kapital Baumwollenbau auf 80,000 Acres. In Klein-Asien hat man an vielen Orten Samen austheilen lassen. Aegypten ist es gelungen, die Produktion von 100,000 auf über eine Million Ballen zu bringen. In Tunis hat englischer Einfluß den Bey angetrieben und ihm die Wichtigkeit vorgehalten, im Baumwollenbau mit Aegypten zu wetteifern. Auf Madeira ist die Baumwolle mit Erfolg eingeführt worden. An verschiedenen Orten der Küsten von Afrika, so in Sierra Leone, in Sherbro, an der Goldküste, zu Lagos, am Niger, zu Angola u. s. w. thun die englischen Regierungsagenten ihr Möglichstes, um die Baumwollenkultur zu fördern. Im Kapland hat man vielfach Baumwolle statt Getreide angepflanzt. In Natal dehnt sich die Kultur durch Einführung von Samen und durch die Zahlbarkeit der Steuern in Baumwolle aus. Die Vortheile werden als sehr bedeutend dargestellt. Auch auf der Ostküste Afrika's soll die Kultur nach Wunsch vor sich gehen. Auf Cuba existirt eine anglo-spanische Baumwollen-Gesellschaft mit einem Kapitale von 4 Millionen Dollars, deren Zweck die Ausdehnung der Baumwollen-Kultur ist. Auf Jamaika hat die britische Baumwollen-Gesellschaft sowol in Bezug auf Qualität als auf Quantität guten Fortgang. Auf Tabago und Barbadoes hat man an mehreren Orten Baumwolle gepflanzt. In Peru bestehen vier Baumwoll-Gesellschaften, und eine große Zahl kleiner Farmer arbeitet mit Erfolg in größerem Maßstabe. Venezuela und Columbien (Neu-Granada) sind mit Samen versehen worden, und die Kultur macht Fortschritte. In Britisch-Guyana geben sich die Missionäre alle Mühe, die Baumwollen-Kultur zu fördern. Bei Batavia hat ein Eigenthümer 272,000 Pfund aus New-Orleans-Samen und 1 Million Pfund aus anderen Samen gewonnen. Auf den Fidschi-Inseln ist die Baumwolle gut und gedeiht ohne große Sorgfalt. Auf Ceylon hat die Kandy-Ackerbau-Gesellschaft zur Ermunterung der Kultur um die Erlaubniß für das Volk nachgesucht, seine Abgaben in Baumwolle zahlen zu dürfen. Pegu soll sich als eine für den Baumwollenbau außerordentlich geeignete Region bewähren. In Australien, welches ein zweites Baumwollen-Amerika zu werden verspricht, ist man fortwährend bemüht, große Länderstrecken der neuen Kultur zu widmen. In welchem Grade die Hoffnungen der Engländer auf die Ergiebigkeit ihrer australischen Kolonien triftige Aussichten gewähren, läßt sich zur Zeit noch nicht recht übersehen. Jedenfalls gehen darüber noch manche Jahrzehnte in's Land. Uns vorliegenden Briefen zu Folge sind die Hoffnungen im Queensland sehr hoch gespannte. Man erwartet in jenem prächtigen, wohl bewässerten, 400 bis 500 englische □Meilen umfassenden Territorium, das sich vom 29. ° südl. Br. bis zum Kap York, und von den Ufern des südlichen Ozeans bis zum 158 ° östl. Länge erstreckt, ein noch besseres Produkt als die Distrikte in Neu-Südwales, Viktoria und andere Baumwollenfelder Australiens hervorbringen, ja man denkt sogar dort an ein feineres Erzeugniß, als die Sea-Island Baumwolle liefert. Vorerst dürften jedoch auch die von dorther zu erwartenden Quantitäten kaum in die Wagschale fallen.

In einer ganzen Anzahl der oben aufgeführten Regionen wird die Kultur

jedoch mit der Zeit zweifelsohne gelingen, und das ist auch nothwendig; denn sollte der Bedarf noch ferner in ähnlicher Weise sich steigern, wie von 1840 bis 1860, d. h. von 747 Millionen auf 1767 Millionen Pfund, so kann er nach abermals zwanzig Jahren wol wiederum um tausend, ja vielleicht um 2000 Mill. Pfund größer sein, und dem könnte Nordamerika allein kaum genügen.

Die Preise der Baumwolle haben bekanntermaßen in noch größerem Umfang geschwankt, als die Zufuhren, was bei Bedarf von allgemein und unumgänglich nöthigem Rohmaterial stets der Fall sein wird. Die Gesammtzufuhr war im Jahre 1862 gerade die Hälfte dessen, was sie im Jahre 1859 gewesen, allein die durchschnittlichen Preise von 1862 waren die dreifachen und die äußersten Preise sogar die vierfachen von denen des Jahres 1859. Diese Vergleichung drückt aber nicht ganz genau den eigentlichen Stand des Marktes aus, da die Preise erst im Jahre 1863 und 1864 ihre höchste Höhe erreichten. Die folgende Tabelle wird weit besser die erkennbare Mitwirkung des Mangels auf die Preise darthun. Wir geben nachstehend die Preise in Liverpool:

im Jahre 1820	für Upland $11\frac{1}{2}$,	für Brasil $15\frac{1}{2}$	und für Surat $8\frac{1}{4}$
„ „ 1821	„ „ $9\frac{1}{2}$	„ „ $12\frac{5}{8}$	„ „ „ $9\frac{7}{8}$
„ „ 1831	„ „ 6	„ „ $7\frac{3}{4}$	„ „ „ $4\frac{5}{8}$
„ „ 1841	„ „ $6\frac{1}{4}$	„ „ $8\frac{3}{4}$	„ „ „ $4\frac{7}{8}$
„ „ 1851	„ „ $5\frac{3}{4}$	„ „ $7\frac{1}{2}$	„ „ „ 4
„ „ 1860	„ „ $7\frac{1}{4}$	„ „ 9	„ „ „ $5\frac{1}{2}$
„ „ 1861	„ „ $13\frac{3}{8}$	„ „ $13\frac{1}{4}$	„ „ „ $8\frac{1}{4}$
„ „ 1862	„ „ $29\frac{1}{4}$	„ „ $23\frac{7}{8}$	„ „ „ $19\frac{3}{4}$
„ „ 1863	„ „ $32\frac{1}{8}$	„ „ 27	„ „ „ $24\frac{1}{8}$

weiterhin die durchschnittlichen und die höchsten Preise per Pfund von middling Orleans und fair Surat, den gewöhnlicheren Vergleichungsmaßstäben:

Einfuhr:		Orleans		Surat	
		Preise			
im Jahre:	Ballen	höchste	durchschnittl.	höchste	durchschnittl.
		Pence	Pence	Pence	Pence
1859 / 1860 durchschnittlich	3,098,000	$7\frac{1}{2}$	$6\frac{3}{4}$	$5\frac{1}{2}$	$4\frac{3}{4}$
1863 „	1,932,000	29	24	24	19
1864 „	2,587,000	32	27	24	21

Sonach führte ein Fallen von weniger als 30 % in der Zufuhr ein Steigen von 450 % im Preise herbei; die Quantität der Baumwolle verminderte sich um ein Drittheil, die Kosten der Baumwolle vermehrten sich dagegen nahezu um das Fünffache. Gegen Ende des Jahres 1866 waren die Preise der beiden oben spezifizirten Qualitäten ungefähr 12 Pence für Orleans und 9 Pence für Surat, doch sind sie vorher im Laufe des Jahres 1866 niedriger gewesen.

Im Mittel ist die Baumwolle in der Zeit vom 1. Januar 1866 bis 1. Januar 1867 um 40 Procent gefallen. Dennoch aber blieb ihr Preis noch hoch genug, um nicht auch auf den der Schafwolle einzuwirken, welche im Jahre 1866 der einzige Artikel blieb, der keinen besonderen Rückgang im Preise zu erleiden hatte. Noch immer versehen Wolle und Leinen vielfach die Dienste der ehemaligen Baumwollenzeuge. Es konnte daher in der Zeit von 1861—1866 die Erzeugung von Flachs in Irland sich vervierfachen und der einheimische Gebrauch von Wolle in Großbritannien in der gleichen Zeit von 100 auf 150 Mill. Pfd. steigen.



Richard-Lenoir.

Richard-Lenoir,

einer der Märschälle der französischen Industrie unter dem ersten Kaiserreich.

(Unter Benutzung einer kleinen biographischen Skizze von S. Steinhard.)

1.

Kaiser Napoleon III. schloß seine Rede bei der Einweihung des Boulevard „Prinz Eugen" am 7. Dezember 1862 mit folgenden Sätzen: „Ich vermag es nicht zu sagen, wie sehr es mich rührt, daß das Volk aus freiem Antrieb einem der benachbarten Boulevards den Namen meiner Mutter („Königin Hortense") gab. Ich kann jedoch diese Benennung nicht geschehen lassen. Die auf Marmor einzuschreibenden Namen dürfen nicht das ausschließliche Privilegium meiner Familie sein, dies gehört vielmehr allen Jenen, welche dem Lande Dienste erwiesen. Deshalb wird die neue Verbindungsstraße, welche heute

an die Stelle des Kanals St.-Martin trat, von nun an „Boulevard Richard-Lenoir" heißen. Obwol schon eine kleine Straße desselben Namens besteht, so wünsche ich doch den Namen des Mannes in hellerm Licht zu zeigen, der sich vom einfachen Arbeiter des Faubourg St.-Antoine zu einem der ersten Fabrikanten Frankreichs emporschwang, den der Kaiser Napoleon I. für die bereits ausgedehnte Entwickelung der Baumwollen-Industrie eigenhändig dekorirte, und der ein sauer erworbenes Vermögen anwandte, seine Arbeiter während der schlimmen Tage zu unterhalten und sie zu waffnen, als es galt, die Invasion der Fremden abzuwehren. Lassen Sie uns immerdar mit Allem uns befassen, was die materielle Lage des Volkes verbessern und seine Moral zu heben vermag. Lassen Sie uns ihm stets ein edles Ziel und das Beispiel Jener vor Augen stellen, welche das Vermögen durch Arbeit, die Achtung durch Redlichkeit, den Ruhm durch Muth erwarben."

Der klug berechnende und seine Franzosen kennende Mann an der Seine, hat hier wieder einmal gezeigt, wie man es anzufangen hat, beim Volke sogenannte „moralische Eroberungen" zu machen. Während andere Regierungen, denen es keinesfalls schaden könnte, wenn sie ebenfalls dergleichen „Eroberungen" machen wollten, weder die Freiheit, noch die Gleichheit in ihrem Volke gelten lassen, vielmehr Alles thun, was das Gefühl für diese wie jene verletzt, macht es Napoleon III. anders. Er nahm oder vielmehr er verkürzte den Franzosen die Freiheit, er unterdrückte die freie Presse und das Vereinswesen; aber das zweite der großen Prinzipien von 1789, die Gleichheit, deren Verlust die Franzosen nicht so lange verschmerzen würden, wie den der Freiheit, läßt er unangetastet: und darin liegt, zum Theil wenigstens, das Geheimniß seiner Macht und der Dauer derselben. Jeder Franzose kann werden und aus sich machen, wozu er das Zeug in sich hat; auch der Niedrigstgeborene kann durch Tüchtigkeit und Verdienst sich zu den höchsten Würden emporarbeiten. Wie der gemeine Soldat in seinem Tornister den Marschallsstab trägt, so kann der einfache Arbeiter durch Rührigkeit und bürgerliche Thätigkeit, zu der ihm freier Spielraum gewährt ist, es dahin bringen, daß nach seinem Namen ein Boulevard der Metropole Frankreichs genannt wird, ebenso gut als mit den Namen der kaiserlichen Familienglieder oder nach den Wahlstätten, wo der militärische Ruhm erfochten ward. Darin liegt die große Bedeutung der oben angeführten Worte des Gebieters von Frankreich.

Und in der That der Mann, dem die kaiserlichen Worte galten, hat im Bereiche der Fabrik-Industrie zu den merkwürdigsten Erscheinungen der neuern Zeit gehört; dennoch ist sein Name selbst im eigenen Vaterlande jahrelang fast der Vergessenheit anheimgefallen, ja es ist seine Existenz sogar ernstlich gefährdet gewesen. Unseren Lesern aber dürfte es im Gegensatze zu dem glanzvollen Ende des englischen „Baumwollen-Lords" ein um so größeres Interesse gewähren, etwas Näheres über das Leben und die bemerkenswerthesten Schicksale eines gleichzeitigen französischen Bestrebungsgenossen zu erfahren.

2.

Die Vervollkommnung und zunehmende Bedeutung der Spinnmaschinen und mechanischen Webstühle, unter Hinzutritt der Ausbreitung von James Watt's gleichaltriger Erfindung, fällt in die Zeit, als schwere Gewitterwolken über unsern westlichen Nachbarstaat hinzogen und sich in jenem verheerenden Orkan entluden, der auf Jahre hinaus die Industrie und Gewerbthätigkeit des bisher Mode und Ton angebenden Frankreichs lahm legte.

Bis gegen Ende des vierten Dezenniums des vorigen Jahrhunderts war in Frankreich die Weise der Baumwollen-Verarbeitung noch die altherkömmliche, zum guten Theil aus dem vorigen Jahrhundert herrührende. Besonders in der Normandie, und hier vornehmlich in Rouen und Umgegend, hatte man schon zu Anfang des XVII. Jahrhunderts die Baumwolle mit zu jenen Geweben verarbeitet, welche man „Siamoises" nannte und bei denen die Kette aus Seide, der Einschlag dagegen aus Baumwolle bestand; später erst beschäftigte man sich mit Herstellung von Stoffen, bei denen man statt der Seide leinenes Garn verwandte. Also im Norden Frankreichs ist der Ursprung einer Industrie zu suchen, welche heutzutage nicht wie in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts etwa nur 60,000 Arbeiter beschäftigt, sondern zehnmal so viel Menschen weit lohnenderen Verdienst gewährt.

Von Paris aus ist dagegen die Wiedergeburt der Baumwollen-Manufaktur erfolgt, und hier war es wiederum das Genie eines Bauernsohnes der Normandie, welcher die Verarbeitung der Baumwolle vermittelst der Maschinenkräfte ins Werk zu setzen wußte, hierdurch den neuen Erwerbszweig gewissermaßen erst in Frankreich einbürgerte und durch dessen schwunghaften Betrieb fast eben so rasch Millionen erwarb, als er sie später verlor. Franz Richard — der Beiname Lenoir gehörte eigentlich mehr seiner Firma an — hieß der Urheber jener neuen Industrie-Entwickelung unter dem ersten Kaiserreich.

Richard-Lenoir ist keineswegs der „Vater" der französischen Baumwollen-Manufaktur, als welchen man ihn oft fälschlich ausgezeichnet liest. Er hat sie gewissermaßen nur aus einer Erstarrung zu einem höheren Dasein wieder erweckt. Unsere Nachbarn verdanken den eigentlichen Impuls zur Entwickelung jener hochwichtigen gewerblichen Richtung den unausgesetzten Bemühungen eines Engländers aus der Gegend von Manchester, John Holker mit Namen. Dieser, der Sohn eines vormals nicht unbegüterten katholischen Landedelmannes, hatte nach dem Tode seines Vaters wahrgenommen, daß der väterliche Besitz in Folge der Betheiligung der Familie an den Unternehmungen der Stuarts nicht gerade zugenommen. John wandte sich deshalb, in der Absicht seine Lebensstellung zu verbessern, der in seiner Provinz gerade im Aufblühen begriffenen Baumwollen-Industrie zu. Als jedoch Prinz Karl Eduard nach dem glücklichen Treffen von Preston mit seinen Hochländern den englischen Boden betrat, eilte John Holker, den Traditionen seiner Familie getreu, zu dem Heere des Prätendenten und verlor gleich diesem bei Culloden sein Vaterland. Er gehörte zu den flüchtigen Jakobiten, welche nach der gänzlichen Niederlage der

Sache der Stuarts aus ihrer Heimat flohen, sich in der Fremde einen neuen Herd gründeten und nicht unähnlich den vertriebenen Hugenotten Frankreichs, ihr neues Vaterland mit dem Segen einer höheren Industriethätigkeit beschenkten. Es war in der Mitte des XVIII. Jahrhunderts, als Holker nach Frankreich kam und kurze Zeit nachher, in Folge eines trefflichen Memoire über den Zustand der Baumwollen-Industrie in der Normandie zum General-Inspektor des französischen Manufakturwesens, hauptsächlich der Fabriken ernannt wurde, die vorzugsweise nach fremden Mustern mit Hülfe ausländischer Geschäftsgehülfen arbeiteten.

Zu jener Zeit wandte man in Frankreich beim Kattundruck meist noch Oel und Wasserfarben an, welche freilich bei der ersten tüchtigen Durchwässerung gänzlich verschwanden und durch Luft und äußere Einwirkungen gar leicht Schaden erlitten. Die Unvollkommenheit des Verfahrens war mit Ursache, daß die französischen Erzeugnisse von der Schönheit der schweizer und holländischen Kattune bei weitem übertroffen wurden, weshalb fremde Fabrikate alle Märkte Frankreichs beherrschten. Auf mehrfaches Drängen der französischen Handelskammern hatte die Regierung zum Schutze der heimischen Industrie zuerst die Einführung der nachbarlichen Erzeugnisse, der sogenannten „Indiennes“ verboten, dann denselben einen Krieg auf Tod und Leben erklärt. Die Ausrottung der fremdländischen Kattune ward in Folge dessen mit solcher Energie ins Werk gesetzt, daß man hieraus gefertigte Kleider den Trägerinnen selbst vom Leibe riß, ja zuletzt sogar die Einführung der unbedruckten Baumwollenzeuge gänzlich untersagte. Mit dergleichen schlechten Mitteln ist freilich einer Industrie nirgends aufzuhelfen. — Die Physiognomie, der mit der Baumwollen-Manufaktur verbundenen Arbeitsthätigkeit, zeigte sich damals auch in Frankreich, als eine der Gegenwart grundverschiedene. Spinnerei und Weberei hatten in den Jahrzehnten nach dem Edikte von Nantes, welches Tausende fleißiger Menschen aus ihrer Heimat vertrieb, schwer darnieder gelegen. Spinner, Weber, Färber, Appreteure saßen zerstreut in ihren Dörfern oder in kleinen Gruppen innerhalb der Arbeitsviertel der Vorstädte in unansehnlichen Werkstätten. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mochten die Nachwehen jener Ausgeburt religiösen Fanatismus einigermaßen überwunden sein. Die Gespinnst-Verarbeitung der Normandie, welche noch immer in Verwebung von Baumwolle mit Seide und Leinen bestand, fing an sich wieder zu regen. Die Hauptaufgabe John Holker's und auch sein Hauptverdienst bestand nun darin, daß er die französischen Fabrikanten mit den im Auslande mittlerweile gemachten Fortschritten des Gewerbes bekannt machte, dieselben veranlaßte, jede Vortheil verheißende Verbesserung in ihrem technischen Geschäftsbetrieb einzuführen, und sie durch gute Muster allseitiger zur Nacheiferung aufmunterte. Holker zog zu diesem Behufe eine Menge tüchtiger, vornehmlich englische, Arbeiter heran und ließ durch seinen Gehülfen Cabanes in einem der innern Höfe des Arsenals eine Fabrik etabliren, in welcher man die damals noch sehr mangelhaften Pariser Baumwollenzeuge nach englischer Weise, aber natürlich noch immer nach jener einfachen, vor Erfindung der Maschinen-Spinnerei und des mechanischen Webstuhls üblichen Methode bedruckte. Weiterhin wandte er der ungenügenden Appretur sein Augenmerk zu und führte auch hier das zweckmäßigere englische Verfahren

ein, welches in den Industrie-Bezirken von Manchester gang und gäbe geworden. Endlich ist seinem Einfluß die Erlaubniß seitens des Gouvernements zur Einfuhr der unbedruckten Baumwollzeuge gegen eine verhältnißmäßig geringe Abgabe zu verdanken, eine Maßregel, die trotz des energischen Widerstandes der französischen Handelskammern durchgesetzt ward. Hierdurch ist Frankreich seinem englischen, ihm zu jener Zeit bereits überlegenen Nebenbuhler auf der Bahn des wirthschaftlichen Fortschrittes um mehrere Jahre voraus geeilt. Diese weise Maßregel führte gar rasch zu erkennbaren Fortschritten seitens der französischen Kattundrucker. Seitdem bemühten sie sich nicht allein, den Zeugen eine intensivere Farbe und ein bestechenderes Ansehen zu Theil werden zu lassen, sondern sie versuchten sich auch, und nicht ohne Erfolg, im Bedrucken unvermischter Baumwollenstoffe, während man bisher meist nur gemischte Zeuge verarbeitete, die gerade wegen ihrer verschiedenen Bestandtheile die Farben weniger gleichmäßig annahmen.

Bald suchten Männer von Talent, Unternehmungsgeist und Geschäftskenntniß alle diese Fortschritte in höherem Grade zu verwerthen und in den Kreis ihrer Pläne hereinzuziehen. Aufgemuntert durch die verbesserte Lage der Baumwollen-Manufaktur und in der Erwartung, daß sich ihr bald noch ergiebigere Aussichten eröffnen würden, hatte just um diese Zeit der Deutsche Chr. Ph. Oberkampf in dem Thal von Jouy sein später so berühmt gewordenes Etablissement gegründet, das seitdem Vorbild aller nach ihm ins Leben gerufenen verwandten Anstalten des Elsasses geworden ist. Auch in Rouen und Umgegend, dem alten Sitze der Baumwollen-Verarbeitung, regte sich eine vermehrte Gewerbsthätigkeit.

Dem Manne, welcher die Seele aller dieser Fortschritte war, dem in den Adelstand Frankreichs erhobenen John Holker genügten diese Erfolge auf einem begrenzten Industrie-Gebiete keineswegs. Er förderte außerdem die Fabrikation der baumwollen-sammetnen, sowie der gerippten Stoffe, nicht minder die Verarbeitung der Wolle, brachte die Errichtung von Spinnschulen in allen Theilen des Königreiches in Gang und zeigte sich theilnehmend und fürsorglich nach allen Richtungen der Gewerbsthätigkeit. Also aufgemuntert zeigten die Quincaillerie, die feine Töpferei (vornehmlich die Nachahmung des englischen Steinguts) was man zu leisten vermochte, wenn der gute Wille und das rechte Verständniß auf den fördersamen Schutz des Staates rechnen konnten.

Ein Hauptverdienst des thätigen Mannes bestand noch in der von ihm herrührenden, verbesserten Darstellung der konzentrirten Schwefelsäure (Vitriol) in einem immer größere Dimensionen annehmenden chemischen Etablissement, welches er in's Leben rief und an dem er betheiligt blieb. Die Erzeugnisse desselben sind den vorzüglichsten ihrer Zeit beigezählt worden.

Alle diese bedeutsamen Fortschritte konnten nur nach Hinwegräumung außerordentlicher Schwierigkeiten angebahnt werden. Vor allem galt es, die Engherzigkeit der Zunftgenossen zu überwinden, dann jahraus, jahrein gute Muster herbeizuschaffen, tüchtige Leute vom Auslande heranzuziehen, im Einarbeiten derselben mit den heimischen Kräften nicht zu erlahmen und die bösen Leidenschaften einzudämmen, die vornehmlich da überströmen, wo, wie hier, die in- und ausländischen Arbeiter, beziehentlich Franzosen und Engländer,

sich nicht schätzten, sondern gründlich haßten. Und diese Schwierigkeiten stiegen, als die denkwürdigen Erfindungen von Hargreaves und Arkwright die Aufmerksamkeit aller Betheiligten in immer höherem Grade auf sich zogen. Der General-Inspektor des französischen Manufakturwesens ließ sich die Ueberführung der neuen englischen Spinnmaschinen nach Frankreich angelegen sein; doch die neue Umwälzung, die in der industriellen Thätigkeit von Großbritannien vor sich gegangen, verpflanzte sich überhaupt nicht so rasch nach auswärts; auch nicht nach unserem Nachbarlande, wo die Korporationen sich stets, gleich anderswo, allen Neuerungen entgegenstemmten. Indessen wirkten auch noch andere Gründe mit. Das Bedürfniß zu Verbesserungen trat hier nicht aller Orten überzeugend genug zu Tage; die größere Wohlfeilheit des Lebens und der Produktion, verbunden mit weit geringeren Ansprüchen seitens des französischen Arbeiters, gestatteten noch eine Zeit lang der Menschenhand die Konkurrenz mit der Maschinenarbeit. Als jedoch das Uebergewicht Englands, welches in Folge des unablässigen Fortschreitens des britischen Manufakturwesens sich auch in Frankreich immer fühlbarer machte, eine ernstliche Bedrohung zu werden anfing: da trat als neues Hinderniß der raschen Verbreitung der stattgefundenen weittragenden Verbesserungen auf dem Gebiete der Erzeugung der Gewebe, die französische Revolution unheilverkündend dazwischen und hielt mit bluttriefender Hand jeglichen Aufschwung von Handel und Gewerbe fast ein Jahrzehnt nieder. Frankreich ist während dieser Schreckenszeit fast um ein Jahrhundert in seinem industriellen Leben zurückgewichen, so sagt Baron Ernouf, dessen lesenswerthe Schrift „Histoire de trois ouvriers français", wir bei Abfassung dieses Aufsatzes mehrfach zur Hand hatten.

Holker starb vor Eintritt der allgemeinen Zerrüttung, 1786, im 67. Lebensjahre, gerade noch zur rechten Zeit, um nicht das Wüthen jenes fürchterlichen Orkans zu erleben, der Staat und Thron von Frankreich in den Staub warf und in einem ihrer würdigsten Repräsentanten die alte Dynastie auf das Blutgerüst führte, gerade in jenem wohlwollenden Monarchen, unter dessen Schutz der landesflüchtige Engländer ein zweites Vaterland gefunden.

Die Anstrengungen John Holker's zur Ueberführung der englischen Maschinen auf französischen Boden waren nicht gänzlich verloren gewesen, wenn es auch schwer hält, die ersten Fußstapfen zu verfolgen, welche nach dieser Richtung vor Eintritt der großen Staatsumwälzung gemacht worden sind. Doch ist es festgestellt, daß um das Jahr 1787 in Rouen und einigen anderen Ortschaften englische Spinnmaschinen, mit Hülfe fremder Arbeiter — wahrscheinlich der letzten, welche Holker herbeigerufen — in Betrieb gesetzt worden sind, und unbestreitbar bleibt es weiterhin, daß die Baumwollen-Manufaktur während der letzten Regierungsjahre Ludwig's XVI. immerhin bemerkenswerthe Fortschritte gemacht hat. Bildeten doch die in Frankreich gesponnenen und gewebten Baumwollenzeuge im Jahre 1789 die Hälfte aller derjenigen Stoffe, deren Herrichtung die französischen Druckereien, die in den letzten dreißig Jahren sich überaus befriedigend entwickelt hatten, beschäftigte.

So belangreich nun auch die Fortschritte in diesem Zweige der Gespinnst-Verarbeitung waren, es würde dennoch ein Umschwung auf dem Gesammtgebiete derselben erst nach viel längerer Zeit vor sich gegangen sein, wenn das alte, morsche Regierungsgebäude nicht so rasch zusammengestürzt und eine Menge wohl oder minder gut organisirter Kräfte, welche neue Schöpfungen und Regungen nicht aufkommen ließen, unter seinen Trümmern begraben hätte. Bei Ausbruch der Revolution und noch in den folgenden Jahren, blieben die neuen Maschinen Gegenstand des heftigsten Widerwillens, und ihre Abschaffung wurde an allen Orten verlangt, wo die Einführung kurz vorher kaum stattgefunden. Bei Reden und Gegenreden blieb es jedoch nicht, vielmehr kam es in Rouen und an anderen Orten zu jenen Uebelthaten der Selbsthülfe, wovon leider jede neue Industrie-Entwicklung ein trauriges Lied zu singen hat. Vergebens wiesen erleuchtete Köpfe darauf hin, daß die Maschine keineswegs den Arbeitern den Verdienst schmälere oder solchen gar gänzlich entzöge, vielmehr das Thätigkeitsgebiet derselben nur erweitere: das Gespenst behexter Maschinen, die während der Nacht sich von selbst in Bewegung setzten und sogar in der Dunkelheit fortarbeiteten, wenn das Herannahen Unberufener die Lichter zum Verlöschen brachten, welche die geheimnißvollen Spinnräume beleuchteten — spukte nicht nur in den Köpfen der unwissenden Landbevölkerung, sondern brachte auch in das Gehirn der freigeistigen Citoyens Verwirrung und schlimme Ahnungen. Während der Herrschaft der Schreckenszeit, wo jeder selbstständig denkende Mensch, jeder wohlhabende Fabrikant und Handeltreibende längere Zeit Gegenstand des Uebelwollens von Tausenden oder Hunderten mißgünstiger Nachbarn, Berufsgenossen oder politisirender Müßiggänger geworden, litt die Industrie der Gewebe ganz unsagbar. Dennoch fuhren die Kattun-Druckwerkstätten, so gut es gehen wollte, fort zu arbeiten, wenn auch die täglich zunehmende allgemeine Unsicherheit nach allen Richtungen des politischen und wirthschaftlichen Lebens, das Verschwinden der edlen Metalle, die völlige Entwerthung des einzigen Cirkulationsmittels der Assignaten, gänzliche Vertrauens- oder Kreditlosigkeit selbst bei den langjährigsten Verbindungen in und außerhalb des Landes, endlich der Verfall des Transportwesens zu einer gründlichen Zerrüttung des vaterländischen Gewerbfleißes zu führen drohten. Wie groß der Rückgang während weniger Jahre gewesen, beweist der Umstand, daß im Jahre 1796 von allen zur Bedruckung gelangten Zeugen kaum noch ein Fünftel im Lande selbst gesponnen oder verwebt worden ist. Frankreich ward hinsichtlich seines Bedarfes an Geweben gänzlich vom Auslande abhängig: die Toga des Mitgliedes vom Rathe der Fünfhundert bestand aus englischem Tuche, ebenso die Uniform des Soldaten der großen „untheilbaren und unbesiegbaren" Republik, und aus englischen Stoffen oder belgischer Leinwand die Blouse des gemeinen Mannes oder das immer eintöniger gewordene Gewand der Bäuerin. Infolge der beschränkten national-wirthschaftlichen Anschauung macht- und hülflos den immer steigenden fiskalischen Bedrängnissen gegenüber, belegte man die Einfuhr von englischen Geweben mit dem Zoll von 70 Francs pro Centner. Allein durch unmäßigen Zollschutz läßt sich einer Industrie nie dauernd aufhelfen: die französische siechte und siechte dahin; nur der Schmuggelhandel gelangte zu hoher

Blüte, und niemals ist das Contrebandwesen in ein vollständigeres System gebracht gewesen. Die Folgen hiervon zeigten sich in zunehmender Bestechlichkeit, in allgemeiner Korruption und in einer gleich bleibenden Finanznoth; ja es ist von einem Deputirten in der Sitzung vom 31. Mai 1798, ohne daß man von irgend einer Seite Widerspruch dagegen gewagt hätte, behauptet worden, es seien von hundert der Einschmuggelung überlassenen Waarenobjekten stets fünfundneunzig unbehindert in den Hafen ihrer Bestimmung eingelaufen.

„Das Schicksal Frankreichs“, sagt Baron Ernouf, „will es jedoch, daß die trübsten Umstände diesem Lande stets zum Heile dienen und schließlich zum Ruhme gereichen. Unter den Wundern, welche die That des 18. Brumaire hervorrief, erscheint als keines der geringsten, daß ein Mann, der während der Jahre revolutionärer Anarchie bereits als einer der geschicktesten und muthigsten Spekulanten bekannter geworden, plötzlich mit Sack und Pack in das Lager der selten gewordenen, industriellen Pioniere jener Zeit übertrat, welche es wagten, ihr erworbenes Vermögen auf die patriotischste Weise, zur Wiedergeburt der darnieder liegenden nationalen Arbeit, zu verwenden.

3.

Franz Richard, der Messias der französischen Gewebe-Manufaktur, entstammt einer Bauernhütte desselben Landes, welches als ursprünglicher Sitz der französischen Baumwollen-Industrie galt. Sein Vater war ein einfacher unbemittelter Landmann aus Epinay-sur-Odon bei Caen (Departement Calvados) und mußte sich, wie alle Bauern jener Zeit, sein Leben recht sauer werden lassen. Die Geburt desjenigen seiner Kinder, welches zu großen Dingen berufen war, fällt in das Jahr 1765.

Damals war die Lebensweise der Landleute in der Normandie überaus einfach und armselig. Ihre gewöhnliche Tagesnahrung kostete kaum mehr als drei Sous und bestand in einem Brei von Haidekorn und aus Sauermilch, wozu noch ein schwarzes feuchtes Brod, von nicht selten unzeitigem Korne trat. Dieses war, weil nur alle 14 Tage gebacken wurde, meist schon verschimmelt und von widerlichem Geschmacke, bevor es noch zur Hälfte aufgezehrt sein konnte. Vermochten die Pferde nicht alle Hafervorräthe zu fressen, so theilten gar oft die Bauern die Nahrung ihrer Thiere, und dann vertrat eben der Hafer eine Zeit lang die Stelle der Haidefrucht. Da das Pfund Salz, wegen der darauf lastenden hohen Abgabe, 16 Sous kostete, so sahen sich die armen Menschen außer Stande, sich dessen in hinreichender Menge zu bedienen, um ihre kümmerlichen Mahlzeiten nur einigermaßen schmackhafter und gesunder herzurichten. Waren sie somit auf die dürftigste Tageskost angewiesen, so befand sich ihre Kleidung wo möglich in noch elenderer Beschaffenheit. Für den strengsten Winter besaßen sie nur einen Anzug aus gröbster Leinwand; Wollenkleider bildeten einen bei den Bauern durchaus unbekannten Luxus im Lande.

In solchen kümmerlichen Verhältnissen wuchs der kleine Franz auf. Seine erste Beschäftigung bestand darin, Truthühner zu beaufsichtigen. Man kann sich denken, daß auch die Kenntnisse, welche der Knabe zu erlangen vermochte, nur die allerdürftigsten sein konnten, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn die Orthographie immer seine schwächste Seite geblieben ist. Um so mehr that

er sich schon in frühester Jugend als guter Rechner hervor und gab nicht minder zu verschiedenen Zeiten ebenso redende Beweise eines rührigen, sinnigen Geistes, wie von seiner ausgeprägten Neigung zu Schelmenstreichen. Als er einst zum Neujahrsgeschenk fünf vorzüglich schöne Walnüsse erhielt, überlegte er, daß solche dereinst fünf Nußbäume hervorbringen und eine Menge Nüsse tragen würden. Anstatt nun die geschenkte Gabe zu verzehren, versenkte er sie in den Erdboden, ohne freilich den Ertrag abwarten zu können, da sich seine Hoffnungen mittlerweile anderen Gegenständen zugewendet hatten. Aber 30 Jahre später erinnerte er sich als Millionär, gelegentlich des ersten Wiedersehens seiner Geburtsstätte, des Vorfalles aus seiner Kindheit, und er fand — unter Thränen erzählt er dies — die eingelegte Saat in herrlichster Blüthe, vergleichbar dem großen Glücke, welches ihn damals überschüttete. Träumend brachte er mehrere Minuten unter dem Schattendach der aufgeschossenen Pflanzlinge zu. Die beinahe hundertjährigen Bäume existiren heute noch: sie haben Richard und sein Glück überlebt.

Kehren wir zu dem Knaben Franz zurück. Derselbe hatte kaum sein zwölftes Jahr erreicht, als ein Viehhändler die Leichtigkeit bemerkte, mit welcher jener die Kunst des Rechnens handhabte. Er glaubte, man könne sich des Jungen vortheilhaft bedienen, indem man ihn bei den wöchentlich stattfindenden Viehmärkten als Rechenmeister gebrauchte. Richard konnte damals nicht ahnen, daß auf dem großen Platze, der zu jenen wichtigen Versammlungen von Menschen und Vieh diente, sich dermaleinst seine eigene Bildsäule erheben würde. Bald fand er Gefallen an seinem neuen Rechnen-Amte. Nirgends hätte sich aber auch seinem erwachenden Spekulationsgeiste und dem angebornen Scharfsinne ein freierer Spielraum eröffnen können, als in der ihm von Meister Duclos zugewiesenen Stellung. Denn in der Normandie wird über Verkauf und Besitz eines Stückes Vieh von den Diplomaten in Holzschuhen mit der nämlichen Vorsicht verhandelt, wie über das Schicksal eines Landes von ernsten, um den grünen Tisch gruppirten Staatsmännern. Das Schauspiel eines solchen Viehmarktes war ganz dazu geschaffen, den dem Kinde angebornen Trieb zum Handel mächtig fortzuentwickeln. Bald versuchte sich Richard auf eigene Rechnung in geschäftlichen Operationen. Er verkaufte junge Hunde von guter Rasse, und kleine Hasen, die er irgendwo am Kragen erwischt hatte.

Bisweilen übte der junge Bursche, wie er in seinen, im Jahre 1837 zu Paris erschienenen Memoiren selbst erzählt, seinen Spekulationseifer in minder unschuldigen Unternehmungen. Der Gutsherr, dessen Pächter sein Vater war, unterhielt vier mit den prächtigsten Tauben gefüllte Schläge. Richard gewann Vorliebe für die Sinnbildsthiere der Sanftmuth und verschaffte sich auf dem Wege des Handels einige Paare derselben; andere erlangte er auf dem viel einfacheren Wege der Annektirung. All' jenes auf gerade nicht gewissenhafte Weise erlangte Gethier verschiedenartigen Ursprunges verwahrte er in einem Behälter, den er sich selbst vorgerichtet hatte. Dieser bildete den Grundstock seiner Unternehmungen. Ein rauher Winter trat ein und der Erdboden bedeckte sich mit Schnee; die Taubenschläge des Schlosses wurden nur spärlich mit Nahrung versehen. Franz, welcher dies wol wahrgenommen, entnahm ohne Erlaubniß des Vaters von dessen Vorräthen so viel Getreide, um damit die Tauben

des Herrn von Villers an sich zu locken. Bald betrieb er dies Geschäft in solchem Umfange, daß der Baron den ihm gespielten Streich gewahren mußte; doch waren von dessen 8000 Tauben bereits 5- bis 6000 verkauft, verzehrt oder als Reserve-Vorrath in Sicherheit gebracht. Diesen argen Schelmenstreich nahm ihm begreiflicherweise der rechtmäßige Besitzer der geflügelten Thiere sehr übel, nicht nur, daß derselbe große Stücke auf seinen Taubenstand hielt, sondern er konnte es auch Meister Franz nicht verzeihen, daß derselbe eine Unabhängigkeit höher schätzte, als das ihm angetragene Glück, Domestik auf dem Schlosse zu werden, wiewol Baron von Villers im Rufe stand, sowol ein guter Herr seiner Diener zu sein, als ein Freund guter Mahlzeiten, die, wie man gar wol weiß, in vielen vornehmen Häusern oft mehr noch der Dienerschaft, als den Herren selbst zu gute kommen.

Indessen trug dem jungen Richard die von ihm angerichtete ungeheure Verheerung keinen rechten Segen. Es war dies die erste geschäftliche Niederlage des jungen Spekulanten, der durch Unredlichkeit nicht zum Reichthum gelangen sollte. Bei dem Abschluß seiner Bilanz blieben ihm nur 42 Livres übrig, wofür er sich den ersten Luxus vergönnte, der in einem Paar eisenbeschlagener Schuhe bestand, welche an die Stelle der bisher getragenen Holzpantoffeln traten.

Mit siebenzehn Jahren überfiel Richard eine schwere Krankheit. Während der Stunden seiner Wiedergenesung fand er Zeit zum Nachdenken. Es war im Jahre 1782, und schon war die Ahnung einer mächtigen Schrittes heranrückenden Krisis bis in die tiefsten Volksschichten hinabgedrungen und der Bauern hatte sich eine bedenkliche Aufregung bemächtigt, natürliche Folgen von Zuständen, die jammervoller waren, als jene der Landleute zur Zeit des Mittelalters. Entschlossen, dem Elend, das ihn umgab, zu entfliehen, und auf ehrenwerthe Weise außerhalb seines Dorfes sein Glück zu suchen, verließ Franz Richard in dem oben genannten Jahr das Haus seiner Eltern, ohne eigentlich so recht zu wissen, wohin er zunächst seine Schritte lenken solle. „Niemals“, gelobte er sich jedoch, „werde ich meiner Familie zur Last fallen; sollte ich indeß eines Tages reich werden, so wird auch sie mein Wohlergehen theilen“, eine Zusage, die er auch treulich gehalten hat. Der künftige Millionär machte seine erste Reise auf Schusters Rappen, und als er in der benachbarten großen Provinzialstadt anlangte, belief sich sein Baarvermögen genau gerechnet auf 8 Livres, 7 Sous. Rouen, wohin ihn das Geschick geführt, befand sich im dritten Viertel des vorigen Jahrhunderts in großem Wohlstand; vornehmlich war sein Handel in den letzten friedlichen Jahren Ludwig's XVI. mit jedem Tage mehr empor geblüht. Zählte man doch damals 300 elegante Equipagen, welche meist reichen Kaufleuten zugehörten; — zwölf Jahre später, unter dem Direktorium, gab es nur noch eine einzige Kutsche in der Stadt.

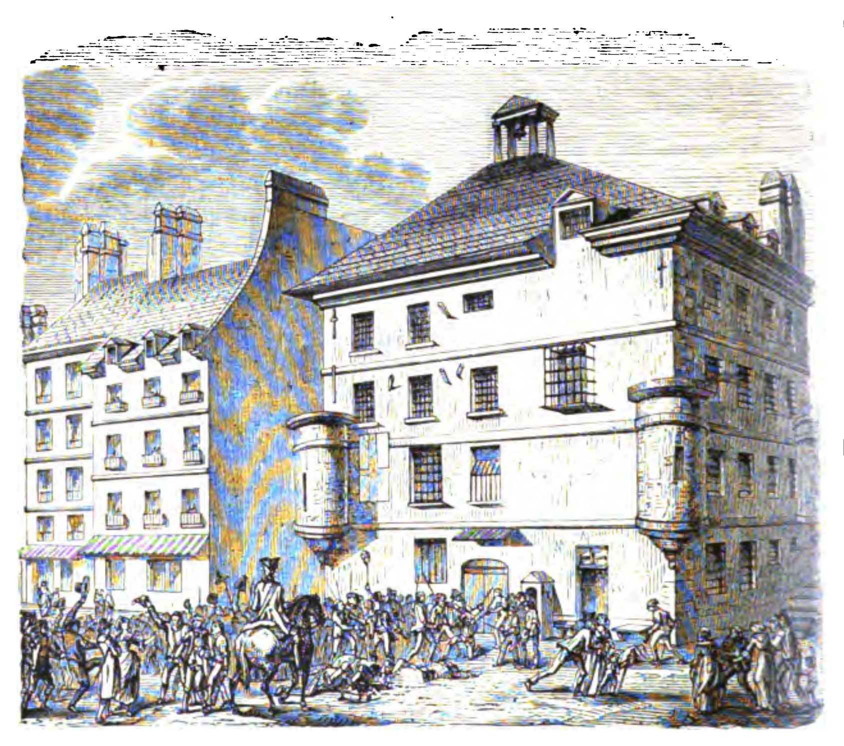
Ohne Protektion und Rathgeber, auf sich allein angewiesen, unter gerade zu bedrängten Umständen und bei überaus bescheidenen Mitteln, ist auch der Ehrgeiz, der in dem jungen Menschen keimt, ein begrenzter. Franz fand zuerst als Diener in einem Leinwandladen, dann als Kellner in einem Kaffeehaus Beschäftigung. Seine kaufmännische Carrière begann, wie man sieht, unter wenig Glück verheißenden Auspizien. Während mehrerer Jahre belief sich sein Jahreseinkommen auf kaum mehr als 40 Thlr.

In seiner Stellung als unterster Diener des Hauses sah sich Richard genöthigt, Vieles zu thun, was eben nicht nach seinem Geschmacke war, z. B. den Laden zu öffnen, zu schließen und auszukehren, Laufereien zu übernehmen sowie seinem Prinzipal und seiner Prinzipalin in den verschiedensten Haushaltungsgeschäften zur Hand zu gehen. Eines Tages, als Gäste zu Tisch erwartet wurden, ging die Familie Hermel in ihren Anforderungen sogar so weit, daß sie von ihm verlangte, er möge serviren und, der gewöhnlichen Einrichtung zuwider, seine Mahlzeit — an einem besondern Tische zu sich nehmen. Sein Blut wallte beim Gedanken an die ihm bevorstehende Demüthigung auf, doch mußte er gehorchen, wenn er nicht erleben wollte, daß man ihn sofort vor die Thüre setze. Er ergab sich also in das Unvermeidliche, doch nur mit dem Vorsatz, seiner rücksichtslosen Herrschaft einen gehörigen Denkzettel zu hinterlassen. Der Mensch bringt fertig, was er ernstlich will. Franz Richard verschüttete so viel Sauce und zerbrach eine solche Menge Teller, daß Madame Hermel in einem Anfalle wohlverzeihlichen Hausfrauen-Verdrusses dem tölpelhaften Aufwärter noch vor Beginn des Desserts einen Platz in der dunkelsten Ecke des Zimmers anwies und ihm auf das Strengste untersagte, sich in irgend etwas Weiteres zu mischen. Aber wollte der Widerspenstige mehr?

Seine glücklichsten Tagen waren diejenigen, in welchen er den Prinzipal nach den großen Messen von Caen, Rheims und Paris begleiten durfte. Richard war neunzehn Jahre alt, als er zum ersten Male Frankreichs Hauptstadt, den Schauplatz seiner künftigen Kämpfe, Siege und Niederlagen auf dem Gebiete des Handels und der Industrie, betrat. Dieser erste Besuch kostete ihm jedoch nicht weniger als 30 Livres, eine für ihn hohe Summe, welche er sich nämlich auf dem Markte von St. Germain durch Gauner beim Billardspiele abschwindeln ließ, indessen insofern ein nur scheinbares Unglück, da es die Folge hatte, ihn für sein Leben lang von der Leidenschaft des Spieles zu heilen. Sein Ausscheiden aus dem Hause des Herrn Hermel erfolgte, als Letzterer bei Gelegenheit eines öffentlichen Festes seinen neuesten Wagen zur Schau stellen wollte und dabei auf den Einfall gerathen war, seinen Commis als Lakaien fungiren zu lassen. Dieser zog es aber vor, lieber den Abschied zu verlangen. — Was er jedoch dem Oberhaupte der Familie Hermel zu erweisen Anstand nahm, entschloß sich Franz, nothgedrungen, gegen geringen Lohn in einem Kaffeehaus als Aufwärter zu verrichten.

Dort harrte er freilich nur so lange aus, bis er sich einige Hundert Francs erspart. Mit einundzwanzig Jahren sehen wir Richard wieder die Straße dahin ziehen Diesmal aber befand er sich auf dem Wege nach der Hauptstadt. Allein wie so viele, die hier ihr Glück zu machen suchen, begann er damit, sein kleines Vermögen in flottem Lebensgenuß aufzubrauchen. Vor der äußersten Bedrängniß schützte ihn sein Eintritt in ein damals sehr besuchtes Kaffeehaus der Rue St. Denis. Hier bot sich ihm Gelegenheit, sich als aufmerksamer Aufwärter auszuzeichnen, und die Gäste erwiesen sich dafür dankbarer als jene zu Rouen. Sobald er Tausend Livres vor sich sah, suchte er sein Glück auf andere Weise zu machen. Er begann (1786 bis 1787) einen Hausirhandel, indem er Stickereien, Spitzen, Modestoffe und besonders ein damals sehr beliebtes englisches Zeug, Basin genannt, in den großen Häusern von Paris und Versailles zum Verkauf anbot.

Die Natur hatte ihn mit einem empfehlenswerthen Aeußern und mit einer geläufigen Zunge beschenkt; auch verstand er es, durch gefällige Reden und kleine Aufmerksamkeiten die Gunst der Dienerinnen und Kammerjungfern zu erlangen, welche ihm zum Danke den Zutritt bei ihren Herrinnen eröffneten. Im Vorzimmer wie im Salon hieß es bald: „Sicherlich wird dieser nette Bursche rasch sein Glück machen!" In der That zeigte schon der Abschluß seiner ersten Jahresrechnung einen Ueberschuß von 22,000 Livres, freilich zum Theil in nicht sofort zu realisirenden Außenständen bestehend.



Ausbruch der Pensionäre aus dem Gefängniß.

Um seine Waaren besser an den Mann zu bringen, verfiel Richard auf ein Auskunftsmittel, das seitdem in Paris noch viel lebhafter in Aufnahme gekommen ist. Er machte der gefeiertsten Schönheit unter seiner Kundschaft einen bisher von seinen Abnehmerinnen verschmähten Modestoff zum Geschenk, mit dem Ersuchen, sich aus dem Musselin ein Kleid fertigen zu lassen. Die Schöne erschien in der That auch noch in derselben Woche in ihrem neuen Gewande im Theater. Eine Woche später hatte Richard seinen ganzen Musselin=Vorrath geräumt. Aus seinem Geschäftseifer, der bereits anfing, sich bis zum Uebermuthe zu versteigen, ward Richard durch eine unvorhergesehene Katastrophe gerissen. Er hatte unkluger Weise sich mit einer Anzahl Leute eingelassen, die seine Red

nungen lieber mit schönen Worten als mit klingender Münze bezahlten. Ehe er sich's versah, befand er sich auf dem Wege nach dem Schuldgefängnisse.

Seine Lage war eine der taurigsten. Nicht nur litt er noch an den Folgen eines heftigen Wagensturzes, sondern eine seiner besten Kundinnen hatte ihm auch noch den Gnadenstoß dadurch versetzt, daß sie eine Forderung bis zum Belaufe von 12,000 Livres unbezahlt ließ. Ein schlechter Trost für ihn bestand außerdem darin, daß er bald nach seinem Einzug in das Gefängniß La Force die Bekanntschaft eines englischen Unglücksgefährten machte, der soeben das achtzehnte Jahr seiner Schuldhaft angetreten hatte.

Glücklicher Weise schrieb man Mai 1789.

Der beste Soldat besitzt nicht ein so feines Gehör, wenn in seiner Nähe von Krieg gesprochen wird, als ein Gefangener, wenn es sich um seine Freiheit handelt. Die „Pensionäre" von La Force erlangten Tag für Tag, ja Stunde für Stunde genaue Kenntniß von allen Vorgängen zu Paris. An der zunehmenden Höflichkeit ihrer Kerkermeister merkten sie gar bald den Uebergang von der Sicherheit zu Besorgnissen hinsichtlich der Haltung der Staatsgewalten. Jeden Augenblick konnte man dem Ausbruch jener großen Unruhen entgegensehen, deren erste Symptome bereits längere Zeit in der schwülen Atmosphäre lagen.

Am 13. Juli, als zur Erholungsstunde sämmtliche Gefangene im Hofe versammelt waren, machte ihnen der Senior der Anstalt, jenes bemooste Haus unter den Pensionären, den natürlich am Meisten nach Freiheit gelüstete, den Vorschlag zu einem allgemeinem Aufstande. Dergleichen war ja an der Tagesordnung und bot Aussicht auf Erfolg. Begeisterter Zuruf antwortete. Die Sache ward weiter berathen und sofort zur That vorgeschritten. Ein durch kräftige Hände aus allen Fugen gerissenes Treppengeländer lieferte die nöthigen Waffen.

Die Wärter, welche sich solcher Dinge nicht versahen und außerdem demoralisirt waren, leisteten in ihrer Ueberraschung nur geringen Widerstand, zumal sie sahen, wie rasch die Gefangenen bis zur äußersten Pforte vorgedrungen waren und sich bereits den Weg zur völligen Freiheit bahnten. Man kann sich wol vorstellen, daß Richard einer der Ersten in der Reihe der muthigen Durchbrecher war. Obgleich er in diesem Augenblick keinen Heller mehr besaß, schien seine Lage, im Ganzen genommen, doch weniger kritisch als vorher. Die ganze französische Gesellschaft war in eine jener großen Krisen eingetreten, wo derjenige am meisten gewinnt, der nichts zu verlieren hat. Richard wußte sich erst Kredit bei einem Leinwandhändler, dann sogar baares Geld zu verschaffen, um damit das begonnene Detailgeschäft zu erweitern. Wie vormals verlegte er sich außerdem mit Erfolg auf Kommissions- und Mäklergeschäfte; auch versuchte er sich mit Ein- und Verkauf von edlen Steinen, die damals außerordentlich im Preise gesunken waren. Bald befand er sich in besserer Lage als vor seinem Unglücksfalle, wiewol ihm nur ein einziger seiner früheren Schuldner die rückständige Zahlung geleistet hatte.

4.

Es mag Vielen sonderbar erscheinen, daß Franz Richard gerade zu einer Zeit wieder emporkam, welche über eine Menge Geschäftsleute Verderben brachte

und während deren die Gesellschaft einem gänzlichen Ruin entgegeneilte. Man irrt sich jedoch sehr, wenn man glaubt, daß Luxus und tolle Verschwendung in den ersten Jahren des Umsturzes so mit einem Male aufgehört hätten! Unser Abenteurer zählte zu seiner Bekanntschaft unter Andern eine der ersten Modistinnen jener Zeit, die damals noch immer Kunden bei sich vorfahren sah, welche monatlich mehr als tausend Thaler auf Mode- und Toilettegegenstände verwendeten. — Die Periode der Emigration und der Entwerthung der Assignaten erwies sich auch einem Manne günstig, der schon in der Jugend nicht an Gewissensasthma gelitten, und es mag der spätere Millionär seine guten Gründe gehabt haben, wenn er in Bezug auf diesen Theil seiner geschäftlichen Carrière sich in seinen Memoiren etwas unklar und zurückhaltend ausspricht. Ist sein Name populär geworden und geblieben, so liegt sicherlich wenigstens kein Verdienst darin, wenn der Träger jenes Namens dadurch zu einem Gewinn von mehreren Tausend Francs an einem Tage gelangte, daß er Nutzen aus jenen gefährlichen Schwankungen des Geldmarktes zog, welche auf dem Fallen und Steigen der Papiere beruhen; oder indem er keinen Skrupel empfand, sich emsig am Schmuggel zu betheiligen, und daneben französisches Gewebe, das er zu diesem Zwecke gar künstlich zu appretiren wußte, wie dies heutzutage noch unsere verrufenen Leinwandfälscher verstehen, für echt holländisches Fabrikat zu verkaufen.

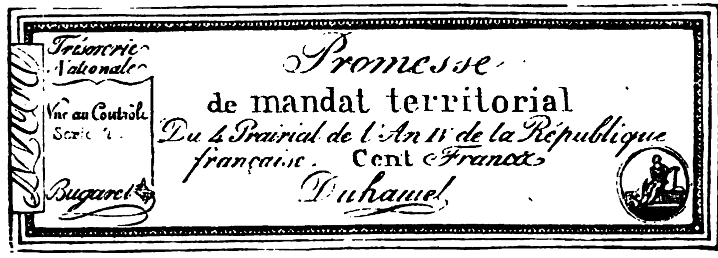
Die Schreckenszeit verstrich jedoch nicht, ohne auch unseren Helden in Gefahren und Verlegenheiten gebracht zu haben. Er machte zwar die politische Mode des Tages mit, indem er sich der Sektion Mauconseil zugesellte, der die heftigsten Revolutionsmänner jener Tage angehörten; aber er wagte es dennoch, eine Meinung sich zu bewahren, ja in einem Streitfalle dieselbe sogar handgreiflich zu vertreten, so daß nur zwei Stimmen fehlten, um Richard denen nachfolgen zu lassen, welche durch seine Sektion schon auf das Blutgerüst gesandt worden waren. Während des grauenhaften Wüthens der Guillotine, als derselben in der Hauptstadt und den Provinzen täglich Hekatomben zum Opfer fielen, stockten alle Geschäfte und man lebte gewissermaßen nur von Heute auf Morgen. Auch Richard feierte. Sobald jedoch nach dem 9. Thermidor wieder ein erster Sonnenstrahl das düstere Gewölk durchbrach, nahm auch er wieder seine Geschäfte auf. In jene Zeit, gelegentlich eines öffentlichen Verkaufs, fällt die Bekanntschaft mit seinem späteren Compagnon und unzertrennlichen Freunde Lenoir-Dufresne, dessen Name mit dem Richard's auf die Nachwelt übergeht. Derselbe, gebürtig aus Alençon, war der Sohn eines begüterten Tuchhändlers, und nachdem er als Volontär einige Zeit in dem republikanischen Heere gedient, nach Paris gekommen, wo er das ererbte Vermögen durch Benutzung aller Chancen zu mehren suchte. Und wie viele boten die wechselnden Situationen des Tages Jenen, die auf den völligen Niedergang des öffentlichen Kredits spekulirten und Nutzen zu ziehen suchten aus der bis zur äußersten Grenze vorgeschrittenen Entwerthung der Assignaten, trotz der dekretirten 2400 Millionen Territorial-Mandate, welche zur Einziehung des entwertheten Papiergeldes (Assignaten) nach dem Fuße von Dreißig gegen Eins dienen sollten, oder Jenen, welche durch Schädigung des Staats auf dem Wege des Schmuggels sich zu bereichern kein Bedenken trugen!

Wir entschuldigen jenen Egoismus, der die ungünstigen Lagen der Gesellschaft auszunützen sucht, damit, daß in Zeiten allgemeinen Umsturzes weder die öffentliche Moral noch die privaten Grundsätze der Ehrenhaftigkeit unberührt von den allgemeinen Erschütterungen bleiben. Auch ist nicht zu übersehen, daß ohne die Spekulation jener Leute, die wir Börsenspieler nennen, heute wie vormals den Geldmarkt leicht jene Stagnation überkommen würde, die für Viele fast noch gefährlichere Wirkungen äußert, als das Börsenspiel für Einzelne. Man fällt bei jeder Gelegenheit über diese „Börsenjobber" her, aber es scheint, daß es ihnen wie den Juden des Mittelalters geht, die man immer hetzte und beschimpfte, ohne sie jedoch entbehren zu wollen.



Ein Assignat von 25 Livres.

Wie mancherlei aus jener Zeit auch Franz-Richard zur Last fallen mag, so hat er doch in den nächsten Jahren und im Gegensatz zu jenen glücklichen Spielern, welche sich beeilten, ihre während der Tage des Zerfalles und des Schreckens zusammengescharrten Besitzthümer in Sicherheit zu bringen und zu genießen, einen viel löblicheren Gebrauch von dem Errungenen gemacht.



Ein Territorial=Mandat aus dem 4. Jahre der Republik.

Im Jahre 1790, als er sich schon ein ansehnliches Vermögen erworben, heirathete er aus reiner Neigung ein braves Mädchen, das ihm keinen Heller Mitgift zubrachte. Zwei Jahre später besuchte er seine Heimat, aber nicht um dort als Emporkömmling zu glänzen, sondern um seinen Vater aus einer peinlichen Lage zu reißen. Der ehrliche, vertrauensselige, alte Mann, dem sein Sohn, der „Pariser", bereits größere Unterstützungen hatte zukommen lassen, war unvorsichtig genug, nicht nur jene Gelder einem öffentlichen Rechnungs=Beamten anzuvertrauen, sondern sogar für Letzteren noch Bürgschaft zu leisten. Der Kassenmann verschwand jedoch mit den seiner Obhut anvertrauten Summen und überließ den greisen Landmann der bittersten Verlegenheit. Als Richard im Vaterhause anlangte, waren die Gerichtsboten schon mit Aufzeichnen der darin befindlichen Hausgeräthe beschäftigt. So erschien der Sohn als Erretter in der höchsten Noth.

Richard und Lenoir vereinigten sich zu Ankäufen von Nationalgütern zu jener Zeit, als es schien, man könne bei den hier einschlagenden Geschäften sich mit Vortheil der Territorial-Mandate bedienen. Als dieselben jedoch anfingen, gleichfalls in Mißkredit zu verfallen und in Folge dessen durch das Dekret vom 13. Thermidor des 4. Jahres der Republik (1796) die Leistung eines Viertels der Ankaufssummen in Baarem angeordnet wurde, schwand für die beiden Freunde die Aussicht zu rascherer Bereicherung auf dem betretenen Wege und sie wandten sich daher von jener gefährlich gewordenen Spekulation ab und (1797) wieder dem Waarengeschäfte und vornehmlich dem Contrebandiren zu. Im Ankaufe eines Lagers, bestehend aus Leinwand von Alençon, feinen Linons, Tuchen, Piqués, woraus man damals die umfangreichen Westen der „Incroyables" anfertigte, sowie englischer mit hohem Zoll belegter Erzeugnisse, als Basin's u. s. w., die aber vielleicht gerade deshalb um so gesuchter waren, legten sie eine Summe von etwa 6000 Francs an. Damit verdienten sie innerhalb eines Zeitraums von 14 Monaten, indem sie sich auf's lebhafteste dem so einträglichen Schmuggel zuwendeten, wozu damals eine Menge Menschen die Hand boten, die fast unglaubliche Summe von 112,000 Francs, welche ihnen nach Abzug aller Spesen, Zollgebühren, Lagerabgänge und der Verluste an ihren Güterspekulationen rein übrig blieb. Es ist sehr zu bedauern, wenn man sieht, wie zwei so höchst intelligente Männer sich dergestalt auf eine immerhin unreelle Weise zu bereichern suchen, allein es dient ihnen zur Entschuldigung, daß die wirthschaftlichen Maßregeln der französischen Regierung den Schmuggel gewissermaßen selbst hervorriefen und förderten, indem sie ausländische Erzeugnisse, welche die inländischen Fabriken nicht zu liefern vermochten, dennoch so gut wie verbot. Hierzu tritt der weitere Umstand, daß man dergleichen Hintergehungen des Fiskus im vorigen Jahrhundert noch mit anderen Augen betrachtete, beziehentlich viel milder beurtheilte, als heutzutage.

Bis dahin haben wir Richard nur als gewandten Spekulanten kennen gelernt; bald nach dem erzählten Erfolge sehen wir ihn durchaus lauteren Zielen zustreben. Von nun an gewinnt er an Charakter und Ehrenhaftigkeit; löbliche Eigenschaften, die bisher in ihm geschlummert, überwinden jenen nackten Egoismus des Erwerbens, der als Strebenszweck nur die Bereicherung vor sich sieht. Ein anderer Mensch steht vor uns. Derselbe gewinnt unser ganzes Interesse und verdient es bis an sein Lebensende.

Wir wissen, daß gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts die mechanische Herstellung baumwollener Gewebe in England bereits eine hohe Vervollkommnung erreicht hatte, ja damals gewissermaßen ein Monopol der britischen Industrie-Thätigkeit geworden, während in Frankreich in den letzten zehn Jahren unaufhörlicher Wirren fast jegliche Erinnerung an die ersten Versuche unter und nach Holker, nämlich die englischen neuen Maschinen nach Frankreich zu verpflanzen, erloschen und mittlerweile die völlig unzureichende Handarbeit wieder zu Ehren gekommen war. Ungefähr um die oben genannte Zeit faßte Richard gerade die Zustände, denen er sein Vermögen verdankte, von einem höheren Gesichtspunkte auf, indem er fortan mit patriotischem Eifer ebenso energisch als unablässig an der Wiederherstellung des französischen Manufakturwesens arbeitete

und dergestalt durch unbestreitbare Verdienste die Schwächen seines früheren Geschäftslebens vergessen machte. Und das Verdienst Richard's ist ein um so größeres, je unsicherer, ja gefahrvoller das Betreten der erwählten Laufbahn erscheint und je heftiger die Abneigung zu Tage trat, welche sein Compagnon Lenoir=Dufresne gegen die Selbsterzeugung von Geweben hegte. Von demselben wird behauptet, er habe geschworen, in seinem Magazine niemals andere, als auf dem bisherigen Wege erlangte Waaren verkaufen zu wollen.

Richard's Aufzeichnungen lassen uns darüber im Unklaren, in welches Jahr seine ersten Versuche auf dem neuen Gebiete, dem er sich zuwandte, gefallen sein mögen. Man nimmt gewöhnlich den Winter von 1800 als den zutreffenden Zeitpunkt an. In der That scheint ein an und für sich höchst unbedeutender Umstand die wol längst schon im Kreisen befindlich gewesenen Ideen Richard's auf einen bestimmten Punkt hingelenkt zu haben.

Eines Tages gerieth während einer müßigen Stunde ein Stück verbotenen englischen Musselins unter seine Hand. Ohne rechten Grund und noch weniger mit Vorbedacht fühlte er es an und zupfte die Fäden auseinander. Die Zahl derselben erregt seine Aufmerksamkeit, er zählt die Fäden und endlich wiegt er sie! Traun! — er gewahrt mit steigendem Erstaunen, daß acht Ellen Musselin nur ein Pfund Baumwolle enthalten. Nun rechnet er weiter. Siehe da! — der Urstoff jener acht Ellen, welche um 80 Francs verkauft werden, kostet nur 12 Francs! Sofort leuchtet ihm ein, welch' ein Gewinn für den Fabrikanten bei diesem Gewebe abfallen, und von welcher Wichtigkeit ein umfassender Betrieb einer solchen Industrie auch für sein Vaterland werden müsse. Er nimmt sich vor, in Frankreich die Wiederherstellung dieses Fabrikationszweiges sich angelegen sein zu lassen. Doch gehörte der Sieg des ersten Consuls über seine revolutionären Widersacher im obersten Rathe der Nation dazu, um vom Entschluß zur That vorzuschreiten. Boten doch bis dahin die unsicheren politischen Zustände nicht die geringste Gewähr, daß ein industrieller Feldzug von denselben außerordentlichen Erfolgen begleitet sein werde, wie sie die französischen Waffen in Italien, am Rhein und in den Niederlanden davongetragen.

5.

Sobald Richard mit sich selbst völlig im Reinen war, sucht er vor Allem seinen Compagnon für seine Pläne zu gewinnen. Dies kostet Mühe. Nachdem es gelungen, entwickelt er von da ab eine außerordentliche Willenskraft und bewunderungswürdige Kühnheit bei Verfolgung seiner Absichten. Um diese zur Ausführung zu bringen, fehlt ihm Alles: er hat weder Maschinen noch Arbeiter, er muß zuerst die Art zu spinnen, sodann die zu weben und endlich die Geheimnisse der verschiedenen Fabrikationsweisen auffinden; zu alledem aber braucht er Menschen, die ihn begreifen. Schwierigkeiten und Hindernisse schrecken freilich einen Feigling ab. Der muthige Richard aber wirbt einige arme Engländer an, die kaum die dürftigsten Kenntnisse vom Betriebe jener Industrie besitzen; er läßt nach unzureichenden Zeichnungen des Einen derselben Werkstühle bauen, jedoch nicht etwa durch einen tüchtigen Mechanikus, sondern von dem Schreiner, der ihm seine geheimen Verschläge zur Aufbewahrung der geschmuggelten Waaren anfertigte.

Dieses wunderliche Rüstwerk stellte er in einer leeren Schenke des Faubourg Poissonière auf — und die erste mechanische Baumwollen=Manufaktur zu Paris beginnt ihre Thätigkeit. Als Richard anfing, kam ihm allerdings der Umstand überaus zu Statten, daß die Revolution unter andern Hemmnissen alle Schranken niedergerissen, welche seinen Vorgängern vom Unverstand und Uebelwollen des Zunftgeistes in den Weg gestellt wurden. Auch hatte mittlerweile, in Folge der heilsamen Reaktion, die nach dem 9. Thermidor eintrat, die Industrie wieder Athem zu schöpfen gewagt, und es waren in mehreren Fabriken Spinnmaschinen von Neuem in Gang gesetzt worden, beispielsweise nicht ohne Erfolg durch Gueroult, in dem Thale von Andelle, wo heute 60 größere, ja zum Theil ganz bedeutende Etablissements in Betrieb sind, während fast gleichzeitig mit Richard die Gebrüder Bauwens bei Passy ihre fördersame Thätigkeit begannen.

Durch rasche Erfolge ermuntert, schaffte Richard unaufhörlich neue Maschinen nach guten Modellen an und schließlich fehlten ihm auch die verbesserten Mule=Jennies nicht. Jetzt gilt es, tüchtige Arbeiter heranzuziehen und einzuschulen. Aus der Nähe und Ferne gewinnt er solche und mit ihnen füllt er alle benachbarten unbenutzten kleinen Lokale an. Als es deren keine mehr zu miethen giebt, schaut sich Richard nach andern geeigneten Räumlichkeiten um. Zu jener Zeit des Umsturzes durfte ein Mensch, der eine Sache kühn zu erfassen wußte und dabei die öffentliche Meinung für sich hatte, schon herausnehmend zu sich sagen; „Nur zugegriffen — frisch gewagt ist halbgewonnen!" Richard braucht bald, ja sogleich Werkstätten, und ein Mann wie er findet immer, was er sucht.

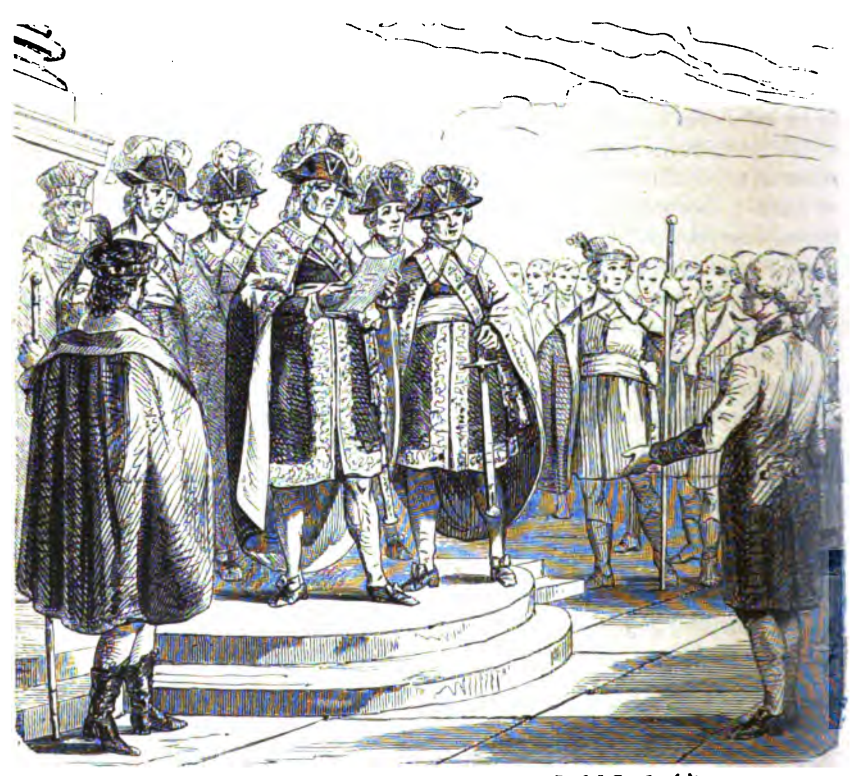
Der Sturm, der über Frankreich dahingerast, hatte eine Anzahl öffentlicher Gebäude, ehemalige Herrenhäuser, weiterhin die Zufluchtsstätten der Geistlichen und eine Anzahl Nonnenklöster entleert. Ein guter Theil dieser Gebäude stand unbenutzt da. Siehe, auch im Mittelpunkte von Paris, in der Charonnestraße, befindet sich ein solches herrenloses Hôtel, das man als Nationaleigenthum dem Kriegsministerium überwiesen hatte. Das geräumige Gebäude wollte man demnächst in eine Kaserne verwandeln. Beim Vorübergehen fällt es jedoch Richard in die Augen, und da man Umstände macht, es ihm zu überlassen, bemächtigt er sich ohne Weiteres desselben. Der erstaunte Kriegsminister, der davon hört, schickt seinen Adjutanten hin, um sich von der widerrechtlichen Besitznahme Gewißheit zu verschaffen; aber der Abgesandte geräth in sprachloses Erstaunen bei dem Anblick von zweihundert in voller Thätigkeit befindlichen Werkstühlen, neben denen gleichzeitig hundert fleißige Hände in Bewegung sind, während Weberschifflein lustig schnurren und die Hülfsmaschinen ihr rasselndes Geräusch vernehmen lassen. — Statt seine Sendung weiter zu verfolgen, hat er nichts Eiligeres zu thun, als überall das geschaute Wunder zu verkündigen. Die seltsame Verfahrungsart des neu aufgetauchten industriellen Genie's, sowie seine außerordentlichen Erfolge ziehen die Aufmerksamkeit des Siegers von Marengo auf sich, der mit eigenen Augen sehen will, das neue Institut mehrmals besucht und sorgfältig bis auf die kleinsten Details prüft. Es war im Juni 1801, als Bonaparte sowol die Etablissements der Gebrüder Bauwens, als auch die improvisirte Manufaktur von Richard=Lenoir in Augenschein nahm, welch letzterer nach einer

Notiz im „Moniteur“ damals schon, nach kaum einjährigem Betriebe, bereits 400 Arbeiter beschäftigte. — Nachdem Richard=Lenoir dem ersten Consul versichert hatte, daß binnen kurzer Zeit der in's Leben gerufene Industriezweig ganz Frankreich hinlänglich mit Fabrikaten versorgen werde, bezeigt der oberste Regierungschef dem energischen Strebensgenossen seinen Beifall und sichert ihm seine Unterstützung zu, wo er dieser bedürfe. Er läßt den Thatkräftigen gewähren und entfernt sich voll Verwunderung und in tiefes Nachdenken versunken. Sollte er bei dieser Gelegenheit etwa zuerst auf den Gedanken des Kontinentalsystems, das später so verhängnißvoll für den Handelsverkehr Europa's wurde, verfallen sein?

Bald vermochte das annektirte erste Gebäude dem Unternehmungsgeiste Richard's nicht mehr zu genügen; ihn gelüstete nach einer noch größeren Arbeitsstelle, welche just der erlangten ersteren ganz passend gegenüber lag. Aber diesmal mochte er sich nicht ohne Weiteres durch einen Handstreich in Besitz setzen, vielmehr wendete er sich, im Vertrauen auf die ihm vom ersten Consul zugesagte Unterstützung, mit einem Gesuch um Ueberlassung jenes Gebäudes an den Seinepräfekten. Die Präfekten fingen schon damals an, die Ausübung der ihnen übertragenen Gewalt mit jener gebieterischen Form zu umkleiden, die späterhin, unter dem Kaiserthume, Amtsgebrauch wurde. Der Präfekt läßt Richard vorladen, würdigt jedoch den Erscheinenden kaum einer Begrüßung und erklärt ihm endlich mit gravitätischer Amtsmiene, seinem Gesuche könne nicht willfahrt werden, man habe mit diesem Klostergebäude gewisse Absichten vor, und es seien zu diesem Behufe bereits bestimmte Bauanschläge aufgestellt worden, jene Bemühungen der Verwaltungsbehörde aber dürften nicht umsonst aufgewendet bleiben. Alle Gegenvorstellungen Richard's sind nutzlos. Vergebens weist er hin auf das Interesse des Landes, das hier im Spiele sei, auf die Zukunft einer aufblühenden Industrie, auf das Schicksal von 100 Arbeitern, welche auf Beschäftigung harren, die ihnen Brot gewähre. „Es wird nichts daraus!“ resolvirt der Präfekt in dem Tone eines Mannes, der keinen Widerspruch dulden mag. Mit Entschiedenheit erwidert Richard: „Ich brauche dieses Gebäude; bevor noch zwei Stunden vergehen, werde ich Ihnen und Ihrem Befehle zum Trotz mich darin befinden!“ Er entfernt sich, versammelt seine Arbeiter, läßt die Thüren des Klosters von Fraisnel einschlagen, die Scheidewände der Zellen hinwegräumen, Werkstätten herrichten und seine Arbeiter in das eroberte Klostergebäude militärisch einziehen.

Da der erste Consul dergleichen Uebergriffen im Grunde abhold war und es übel vermerkte, wenn man der Autorität seiner Präfekten Hohn sprach, so erschien Richard's gewaltsames Verfahren als ein sehr gewagtes. Indeß nahm es diesmal Josephine über sich, den Unmuth ihres Gemahls zu zerstreuen, und wider alles Erwarten genehmigte Napoleon durch sein Stillschweigen diesen industriellen 18. Brumaire des energischen Fabrikanten, sei es nun, daß dessen Kühnheit dem selbst kühnen Soldaten zusagte, oder daß der neue Gebieter Frankreichs gerade keinen Geschmack an Erörterungen über den Ursprung des Eigenthumsrechtes fand. Napoleon that sogar noch mehr; er wendete Richard nicht nur seine volle Unterstützung zu, sondern wollte auch über die Wiege einer Industrie, die seiner Politik eine willkommene Stütze versprach, einen gewissen Glanz verbreiten.

An einem Decadi (d. i. dem 10. Tag einer zehntägigen Woche nach dem damaligen republikanischen Kalender) wurde Richard zu einer Versammlung der „Gesellschaft der Künste“ in der ehemaligen Kirche des Oratoriums geladen, wo man ihm zu Ehren ein Fest in dem theatralisch-pomphaften Geschmack jener Zeit veranstaltet hatte. Zwei Kommissarien der Gesellschaft geleiteten den Bauernsohn aus der Normandie beim Schall eines rauschenden Marsches, den das ganze Orchester der Oper ausführte, durch die Menge. Richard nahm auf der Tribüne Platz, dem Präsidenten gegenüber, auf einem Ehrensessel.



Vorstellung Franz Richard-Lenoir's beim zweiten Consul Cambacérès.

Als er sich niedergelassen, begann die Feierlichkeit mit dem Vortrage eines ruhmredigen Berichts, worin der Gang erzählt wurde, den Richard seit Errichtung des ersten Webstuhls bis zu dem Augenblicke verfolgte, wo seine Hülfsquellen und Erfolge zu einer Größe angewachsen waren, daß er daran Antheil nehmen könne, Frankreich zu kommerzieller Unabhängigkeit zu verhelfen. Der Bericht wurde von der glänzenden Versammlung mit enthusiastischem Beifall aufgenommen. Die Aufregung über die Leistungen und Erfolge des Gefeierten war so groß, daß Richard selbst, nach seiner eigenen naiven Erzählung, ganz außer sich war und, vom Geiste der Nachahmung hingerissen, beinahe sich selbst laut bewundert hätte.

Die ganze Versammlung erschien wie von einem Taumel ergriffen, der den höchsten Grad erreichte, als Cambacérès, der zweite Consul, in Person dem glücklichen Industriellen eine bauschige Ehrenkrone von Eichenlaub auf's Haupt drückte. Nach dem Schluß der Sitzung speiste der ehemalige Oberaufseher normannischer Truthühner bei dem zweitobersten Beamten der französischen Republik.

Daß die bisherigen Erfolge Richard's nicht ohne heftige Kämpfe mit einer keineswegs geringen Anzahl von Widersachern und Mitbewerbern errungen werden konnten, wird man natürlich finden. Doch blieb ein Umstand für ihn überaus begünstigend: die Zustimmung des Staatschefs zu seinen Ansichten. Klar trat dies zu Tage, als es sich darum handelte, jenes verderbliche Prohibitivsystem ins Werk zu setzen, unter dessen Schutz der neue Industriezweig freilich rascher zur vollen Blüte gelangen sollte, um jedoch ebenso rasch wieder zu welken, als die durch ein Machtwort geschaffenen Umstände ihn nicht mehr stützten.

Es war im Februar 1806, als Kaiser Napoleon die Meinung der Chefs der vornehmsten Spinnereien und der großen Druckereien im Elsaß hinsichtlich der damals vorbereiteten Ausschließungsmaßregeln entgegennahm, wodurch man die englische Industrie der Gewebe bis in das innerste Leben treffen zu können vermeinte. Ch. Ph. Oberkampf, Chef der damals schon in hohem Ansehen stehenden großen Etablissements im Thale von Jouy, bekämpfte vergeblich die beschränkten Anschauungen, die im kaiserlichen Kabinet sowohl, wie im Staatsrath laut geworden waren. Er wies darauf hin, daß bei allen gemachten Fortschritten der französischen mechanischen Spinnerei und Weberei gleichwol deren Erzeugnisse weder in Rücksicht auf Güte, noch weniger in Bezug auf Wohlfeilheit mit den englischen zu konkurriren, und abgesehen davon, daß sie nicht einmal den Bedarf des eigenen Landes zu decken vermöchten. Ihm trat Fr. Richard sofort mit dem Anerbieten entgegen, eine Buße von 500,000 Fr. zu erlegen, wenn er nicht für 2 Millionen Zeuge, zu dem Preise der englischen Waaren, nämlich 45 Sous die Elle, innerhalb einer bestimmten Zeit herzustellen im Stande sei. Außerdem suchte er in seiner bestimmten und energischen Weise darzuthun, daß das Prohibitivsystem für die französische Industrie das wirksamste Reizmittel sei, alle Kräfte in Bewegung zu setzen, um dem Auslande völlig ebenbürtig gegenüberzustehen, daß sich fernerhin unzweifelhaft das Kapital dem Spinnereiwesen in größerem Umfange als bisher zuwenden, und daß die Besitzer der bestehenden größeren Druckereien, am Ende selbst Herr Oberkampf, zugleich als Spinner, Weber und Drucker auftreten würden. Die Rede machte auf Napoleon einen um so größeren Eindruck, als damals in Frankreich außer den fünf großen Anstalten von Richard-Lenoir überhaupt nur noch zehn Etablissements derselben Richtung vorhanden oder im Entstehen begriffen waren. Vornehmlich aber leuchtete dem Kaiser die Behauptung Richard's ein, daß der kürzlich auf englische Gewebe gelegte Zoll von 50% nur die Douane auf Kosten der nationalen Arbeit bereichere, daß ein so hoher Zoll, weit entfernt denselben Schutz wie das Prohibitivsystem zu gewähren, im Grunde nur den Contrebandisten zu Gute komme. Auch den Einwand Napoleon's, daß bei Einführung der Ausschließung die Staatskasse der hohen Eingangszölle und damit eines unentbehrlichen jährlichen Einkommens beraubt werde, wußte Richard durch

den Rath zu beschwichtigen: es sei sehr leicht dafür vollen Ersatz heranzuziehen, wenn man die Baumwolle selbst mit einem Eingangszoll von 50 Centimes per Kilogramm belege. Zuletzt kam der Kaiser zu dem Schlusse: daß die vom Staate begünstigte gewaltige Industrie-Entwicklung Englands mit Aussicht auf Erfolg nur durch die äußersten Gegenmaßregeln in ihren für die nachbarliche Arbeit so gefährlichen Folgen bekämpft werden könne, zumal die Billigkeit der englischen Erzeugnisse für Frankreich noch bedrohlicher geworden sei, als die englischen Flotten und Heere. Es ist zu bedauern, daß zwei so bedeutende Geister, wie der Napoleon des Schlachtfeldes und jener der Industrie, auf so verhängnißvolle Weise und zu ihrem eigenen Verderben in dem einen Punkte gänzlich übereinstimmten. Aber um so weniger hat man ein Recht, sich zu wundern, wenn schließlich der eine wie der andere an den eigenen Irrthümern zu Grunde ging.

Es war im Herbste 1806, als der Gebieter Europa's von Berlin aus die Welt mit der Verkündigung seines neuen Kontinentalsystems überraschte. Daß jene volkswirthschaftlich-verwerflichen Verfügungen das dem französischen Machthaber feindlich gesinnte England nicht völlig von dem Verkehr mit dem Festlande Europa's auszuschließen vermochten, wol aber Großbritannien zur Bekämpfung Frankreichs auf Tod und Leben herausfordern mußte: darin besteht einer der verhängnißvollsten Irrthümer des Imperators. Was er durch Verkündigung der „Kontinentalsperre" beabsichtigte, den Beitritt Großbritanniens zu den Bestimmungen des Utrechter Friedens und die Anerkennung des vereinbarten neuen Seerechts seitens der Engländer, dies Alles erreichte Napoleon durch seine brüsken Maßregeln nicht.

Auch das Gefühl der Genugthuung, welches Richard nach dem Siege seiner eigenen Ansichten empfunden haben mag, ward wenige Wochen später durch den Tod seines Compagnons auf die grausamste Weise getrübt. Lenoir, dessen Umsicht gerühmt wird, war ein mehr methodischer Geist wie Richard und bei weitem besonnener als dieser. Er hätte seinem Associé wenige Jahre später durch klugen Beistand und zweckmäßige Rathschläge noch von großem Nutzen werden können. Dem Wunsche des Verstorbenen gemäß fügte Richard nur dem eigenen Namen jenen des hingeschiedenen Freundes hinzu und nannte sich fortan Richard-Lenoir. Das Werk aber, welches er mit seinem Freunde gegründet, führte er mit verdoppeltem Eifer für alleinige Rechnung weiter.

6.

Die Kontinentalsperre begann mit den berüchtigten zwei Dekreten des Jahres 1806. Hierdurch wurden die britischen Inseln in Blockadezustand erklärt, der Verkehr und Handel mit ihnen untersagt, sämmtliche, Engländern zugehörige Waaren konfiszirt und die britischen Handelsgüter von dem ganzen Kontinent ausgeschlossen. Weiterhin sollte allen von England oder den britischen Kolonien kommenden Schiffen das Einlaufen in die Häfen der französischen Bundesgenossen sowie der Neutralen verwehrt und jegliches Fahrzeug, das durch falsche Deklarationen diese Bestimmung zu umgehen suchen wollte, sammt der Ladung in Beschlag genommen werden. England vergalt diese Feindseligkeit durch nicht minder drückende Repressalien. Durch zwei Verordnungen aus der

Jahre 1807 erließ es ein Verbot, demgemäß allen neutralen Schiffen das Einlaufen in Häfen untersagt ward, welche Frankreich oder dessen Verbündeten angehörten. Endlich wurden alle Häfen und Plätze Frankreichs und seiner Alliirten in- und außerhalb Europa's, überhaupt jedes Land, von welchem die englische Flagge ausgeschlossen worden, denselben Beschränkungen unterworfen, als wenn sie auf das Strengste blockirt wären. Mit Konfiskation wurde jedes Schiff bedroht, welches den Handel mit den hiervon betroffenen Ländern vermitteln würde, ferner ward der Verkauf von Schiffen seitens der Feinde England's an Neutrale für gesetzwidrig und jegliche stattgehabte Uebertragung von Eigenthum nach derselben Seite hin, für ungültig erklärt. Diesen Maßregeln antwortete Napoleon durch verschärfte Wiedervergeltungsakte. Im Jahre 1810 erschien jener drückende Tarif in Bezug auf Kolonialwaaren und endlich ward die Verbrennung aller englischen Waaren im ganzen Machtbereiche des französischen Kaiserthums angeordnet. Und in der That wachten Napoleon's Sendboten überall darüber, daß jener grausame Befehl in sämmtlichen, von Frankreich mehr oder weniger abhängenden Staaten mit mehr oder weniger Modifikationen vollzogen ward.

Man kann sich denken, welche außerordentliche Störungen diese tyrannischen Edikte von beiden Seiten des Kanals in den gesammten Handel Europa's brachten. Aber ihre Folgen äußerten sich verhängnißvoller für die Staaten des Festlandes als für die britischen Inseln. Vielmehr vollzog sich in England gerade während der zwei ersten Dezennien dieses Jahrhunderts jenes Emporsteigen zu seiner gegenwärtigen Handelsblüte, und die britische Schifffahrt erstarkte mit jedem Jahre mehr, als es galt, einem unversöhnlichen Feinde gegenüber, alle Kräfte zusammenzuraffen. Dagegen erhob sich in Folge des Schutzes vermittelst der Kontinentalsperre die festländische Industrie- und Gewerbthätigkeit nur in einzelnen Zweigen zum Nachtheile der englischen. Gleichzeitig stiegen überdieß die Preise der Kolonialprodukte zu einer unglaublichen Höhe, wobei immer nur eine verhältnißmäßig kleine Anzahl Spekulanten gewann, während der unnatürliche Druck und das theilweise nothwendig gewordene Aufgeben der gewohnten Lebensart überall auf das Empfindlichste berührte.

Zu jenen Zweigen, welchen das neue System mehrere Jahre hindurch überaus zu statten kam, gehörte vor Allem die Baumwollen-Manufaktur. Franz Richard's Verheißung war glänzend in Erfüllung gegangen. Außerordentlichen Aufschwung hatte in der That die mechanische Verarbeitung der Baumwolle gewonnen. Und die neue Erwerbsrichtung blieb keineswegs ein Privilegium der französischen Hauptstadt, sondern an ihren Wohlthaten nahm bald eine Provinz um die andere Theil. Der Haupturheber dieser industriellen Bewegung offenbarte mit wunderbarer Beweglichkeit immer neue glänzende Seiten seiner staunenswürdigen Befähigung. — Noch zu Lebzeiten seines Associés wuchs der monatliche Reinertrag des Geschäftes zu einer Summe von 40,000 Francs an. Dazu nahmen von Tag zu Tag die gemeinschaftlichen Etablissements an Ausdehnung und Vielseitigkeit zu; ja sie erreichten eine solche Produktion, daß in Folge ihrer überraschenden Leistungen, sowie jener von Mitbewerbern, an denen es nicht gebrach, die Befriedigung von Frankreichs Bedürfnissen, in Bezug auf die hier in Betracht kommenden Erzeugnisse nicht mehr von der Zufuhr des Auslandes abhängig war.

Mit jedem weiteren Erfolge wuchs Richard-Lenoir's unerschöpfliche Schaffens-lust. Die Fortentwicklung seiner Pariser Etablissements genügte ihm längst nicht mehr. In jener Zeit, wo die künftigen Wunder der Dampfkraft nur von wenigen erleuchteten Geistern geahnt wurden, ließen sich die Maschinen der großen Industrie-Werkstätten nur durch Wasserkräfte in Bewegung setzen. Glücklicherweise war man im Mittelalter bei Anlage von Klöstern und religiösen Instituten mit kluger Vorsicht zu Werke gegangen. Sie lagen meist in der Nähe von Wasser; sie erschienen, als die Revolution ihre Entvölkerung bewirkte und in Folge dessen ein guter Theil dieser Gebäude leer stand, wie geschaffen an Stelle der ehemaligen Büßungen und frommen Beschäftigungen das schnurrende Räderwerk einer neuen Industrie mit ihren wechselnden Thätigkeiten in ihre Räume aufzunehmen. Auf solche Gebäulichkeiten, innerhalb der Hauptstadt und der Provinzen, richtete Franz Richard sein Augenmerk; denn sie waren zugleich von solider Beschaffen-heit, geräumig und luftig — boten also gesunde und zweckmäßige Arbeitsräume. Auf sein Gebot hin entwuchsen, wie mit einem Zauberschlage, in weniger als fünf Jahren eine ganze Reihe großer Werkstätten dem Erdboden. In der Picardie, wo die geschicktesten Weber Frankreichs aus Mangel an Arbeit vor Hunger um-kamen, rief er dreihundert Webstühle ins Leben; zu Alençon ließ er zuerst vierzig Webstühle in einer Scheuer aufstellen, verwandelte aber dann die Benediktiner-Abtei derselben Stadt in eine großartige Spinnerei; Aulnay im Departement Calvados, Caen, l'Aigle gelangten durch ihn nach einander zum Besitz der neuen Gewerbsthätigkeit. Ueberall verfuhr er bei der Leitung dieser weit sich verbreiten-den Bewegung mit gleicher Entschlossenheit. Als er einst mit der Post bei Sées vorbeifuhr, war man dort gerade im Begriff, die weitläufige Abtei St. Martin niederzureißen. Richard läßt halten, steigt aus dem Wagen, besichtigt das Ge-Gebäude, tritt in Handel und kauft es. Bald sind auch hier hundert Mule-Jennies zum Spinnen und zweihundert Werkstühle zum Weben in voller Thätig-keit. So schafft er gleichsam im Fluge eine seiner schönsten und bedeutendsten Manufakturen. Dem unermüdlichen Industriellen, diesem „Manne eigener Kraft" fehlte natürlich der Beifall aller derjenigen nicht, welche Sinn für eine außer-ordentliche Wirksamkeit haben. Richard-Lenoir ward mit Ehren überhäuft, und rasch hinter einander zum Mitgliede des Handelsrathes ernannt und der achten Legion der Pariser Nationalgarde als Oberst zugewiesen.

Unser Mann begnügte sich aber nicht damit, die Baumwolle zu verarbeiten, sondern trachtete auch darnach, seine eignen Baumwollpflanzungen zu haben. Zu diesem Endzweck ließ er den in den Originalballen gefundenen Samen in Italien ausstreuen und brachte es wirklich so weit, daß im Jahre 1808 von dorther nicht weniger als 25,000 Kilogramm Baumwolle nach Frankreich ein-geführt werden konnten. In demselben Jahre, in welchem seine Thätigkeit ihren Höhepunkt erreichte und seine Etablissements jährlich eine Million Francs ein-warfen, besaß er 39 in Thätigkeit befindliche Fabrik-Anstalten und beschäftigte mehr als 20,000 (!!) Arbeiter, die er meist selbst zu der neuen Hanthierung abgerichtet hatte. Er bedurfte monatlich mehr als eine Million Francs zum Betriebe seiner Geschäfte und brachte es seiner eigenen Angabe zufolge dahin jeden Tag 1000 Stück Zeug zu fabriziren, die mit der größten Schnelligkeit und

zu den höchsten Preisen abgesetzt wurden, wenn es gelang, ihren französischen Ursprung zu verhehlen und sie als englische Waare auszubieten. Denn alle Welt wollte englische Gewebe tragen, eben weil sie verboten waren. Um dieser Laune der Mode und des Geschmacks zu huldigen, versah er seine zu Paris gefertigten Stoffe meist mit englischem Stempel. Man schlägt das Vermögen, welches er sich innerhalb eines Jahrzehnts erworben, auf 12 Millionen Francs.

Bei der Anwerbung von Arbeitern war freilich sein Verfahren oft ebenso eigenmächtig als er bei Besitzergreifung von Fabrikstätten zu Werke gegangen. Meist folgte er dem ersten Eindruck; was er jedoch einmal beschlossen, vollzog er mit ruhiger Beharrlichkeit. Er hatte schon im Bedientenrocke, wie später im wirren Geräusch der politischen Lehrjahre die Gesellschaft in ihren höheren Kreisen, ebenso gründlich kennen gelernt, als das Volk in seinen tiefsten Schichten. An dessen Hebung mit zu arbeiten, hat er in den Tagen steigender Erfolge stets für seine höchste Pflicht gehalten. Er war der Erste, welcher Werkstätten für verlassene Kinder gründete, ebenso Derjenige, der in Frankreich wenigstens zuerst Werkstätten in den Gefängnissen ins Leben rief und den entlassenen Sträflingen das Fortkommen zu erleichtern suchte, vornehmlich durch Errichtung eigens für sie bestimmter Arbeits-Anstalten. Alle Kinder seiner Werkstätten empfingen in besonderen Räumen Unterricht im Lesen, Schreiben, ja selbst in der Musik. Es war eine Freude die wohlaussehenden frischen Zöglinge der Arbeit, im Geschmack jener Zeit gleichmäßig uniformirt, zu bestimmten Tagesstunden nach den für sie bestimmten Lehrsälen hinströmen zu sehen. Nicht minder wandte Richard seine Fürsorge seinen zahlreichen erwachsenen Mitarbeitern zu. Um zu verhindern, daß sie in ihren Mußestunden sich allzu sehr den Zerstreuungen im Wirthshause und an andern öffentlichen Orten hingeben möchten, richtete er für sie besondere Lokale ein, wo sie zusammenkommen und sich vergnügen konnten, und es fehlte hier das damals ganz außerordentlich beliebte Billard keineswegs. Eine Zeit lang beschäftigte ihn sogar sehr lebhaft der Gedanke, für seine Arbeiter-Legionen ein besonderes Theater zu errichten.

Das Glück, welches nur zu oft die Herzen der Menschen verhärtet, äußerte auf ihn gerade die entgegengesetzte Wirkung. Richard-Lenoir blieb sein Leben lang von den Anwandlungen der Ueberhebung und des Hochmuthes befreit. Ein aufrichtiger Freund seiner zahlreichen Arbeiter, sahen diese nach ihm mehr wie zu ihrem Vater, als wie zu ihrem Herrn empor; seine Rivalen fanden in ihm einen wohlwollenden, neidlosen Mitbewerber, der allezeit unredliche Waffen im Wettstreite verschmähte; die Nachbarn und Hülfsbedürftigen klopften niemals vergebens um Rath und Beistand an seine Thür. Große Summen verwandte er auf Werke der Wohlthätigkeit, Waisen kam er bereitwillig zu Hülfe und verschämte Arme wußte er aller Orten aufzufinden. Aus freiem Antriebe zahlte er den Klosterfrauen, deren ehemalige Sitze er eingenommen, ansehnliche Renten. Bei öffentlichen Kalamitäten helfend einzugreifen, fleißige Arbeiter aufzumuntern, Handlungen des Muthes und der Entschlossenheit zu belohnen, waren ihm wahre Herzensangelegenheiten. Ganz verschieden von dem Thun so mancher Emporkömmlinge gefiel Richard sich darin, seiner Familie sich nicht zu entfremden, vielmehr derselben beizustehen und sie zu sich herantreten zu

lassen, ohne über sie zu erröthen oder sie in den Schatten zu stellen. Es ehr
nur diesen „Mann eigner Kraft", wenn wir lesen, wie willkommen ihm stets
eine Schwester gewesen ist, die sich weder entschließen konnte, von ihrer geliebten
Heimat zu lassen, noch von dem gewohnten bäuerlichen Kostüme des norman-
nischen Dörfchens. Wenn sie von Zeit zu Zeit nach Paris in die prächtige
Wohnung ihres Bruders kam, um diesen und ihre Nichte, die einzige Tochter
Richard's, zu umarmen, so war dies ein Freudentag für alle Angehörigen des
Hauses. Das ganze Stadtviertel wußte von der liebreichen Weise zu erzählen,
womit der Millionär seiner guten, lieben „Schwester" begegnete, sie am Arm
führte, sie zärtlich in und aus dem Wagen hob und ihre löblichen Eigenschaften
bei intimen Freunden und vornehmen Bekannten zu rühmen wußte.

7.

Die Schläge, welche nach und nach bis zur Vernichtung den von Richard
Lenoir aufgeführten Riesenbau industrieller Thätigkeit trafen, kamen von der-
selben Seite, die den größten Fabrikanten Frankreichs einst mit dem Beinamen
eines „Großmarschalls der Industrie" auszeichnete.

Napoleon, zuerst in der Absicht, die Kultur der Baumwolle im südlichen Frank-
reich zu unterstützen, dann aber auch um den steigenden Verlegenheiten des Staats-
schatzes in Folge der fortwährenden kostspieligen Kriege zu Hülfe zu kommen,
legte auf die Einfuhr jenes Rohproduktes einen progressiv-steigenden Eingangs-
zoll, natürlich zu Ungunsten Derjenigen, die, wie Richard-Lenoir, das Erzeug-
niß Amerika's massenhaft in Gewebe verwandelten. Hierdurch erlitt unseres
Fabrikherrn ansehnliches Vermögen die ersten, empfindlichen Einbußen, und es
rächte sich der Mangel volkswirthschaftlicher Einsicht an dem Miturheber jener
verderblichen Maßregeln vom Jahre 1806 so recht eigentlich durch die Kon-
sequenzen des Prohibitivsystems selbst.

Nicht minder verderblich als das oben geschilderte Vorgehen der franzö-
schen Verwaltung berührten die Folgen der Vereinigung Hollands mit Frank-
reich die französische Industrie- und Handelsthätigkeit und vornehmlich auch den
Stand von Richard's Unternehmungen. Als die Abgaben auf Baumwolle die
Höhe von 22 Francs pro Kilogramm erstiegen, konnte nur in jenen fran-
zösische Spinnereienn und Drucketablissements mit Erfolg fortgearbeitet werden,
deren Besitzern zum Betrieb derselben Millionen zur Verfügung standen. Natür-
lich war nur ein geringer Theil der Fabrikinhaber in der Lage, solch belangreiche
Summen aus eigenen Mitteln zu schöpfen, und der bei weitem größte Theil
mußte zu Anleihen oder zu Acceptationen gegen hohen Zinsfuß seine Zuflucht
nehmen. Zur Klasse der Letzteren gehörte auch Richard-Lenoir, dessen Vermögen
in einer ganzen Reihe großartigster Etablissements angelegt war. Unsere Leser
werden begreifen, wie schwer es halten mußte, den steigenden Anforderungen
des eigenen Geschäftes und gleichzeitig denen des Staates gerecht zu werden,
wenn wir ihnen sagen, daß Richard-Lenoir allein während der letzten
Jahre des Kaiserreichs für Baumwollenzölle die enorme Summe von 14 Mil-
lionen Francs zu entrichten hatte.

Richard unterließ es nicht, den Kaiser und dessen Minister auf die unausbleiblichen Folgen der kaiserlichen Handels- und Finanzpolitik aufmerksam zu machen. Dem Gebieter Frankreichs entging auch die bedenkliche Situation nicht, in welcher die Baumwollen-Manufaktur sich befand, und er bewilligte dem Wiederhersteller derselben ohne Säumen im Jahre 1811 aus Staatsmitteln eine Anleihe von 1,500,000 Francs, welche in den bestimmten Terminen von diesem zu Heller und Pfennig zurückerstattet wurde.

Richard ist von vielen seiner Freunde und Feinde, und wohl nicht ganz mit Unrecht, der Vorwurf gemacht worden, daß er im festen Glauben an den Bestand der Schöpfungen seines Kaisers und an das eigene Glück, auf der abschüssigen Bahn der Anleihen gegen Accept nicht zur rechten Zeit noch eingehalten. Dergleichen ist freilich schneller gesagt, als im eigenen Falle gethan. Selbst eine Beschränkung der Geschäfte, die der französische Minister der Finanzen ihm anrieth, mochte damals nicht so leicht gewesen sein. Eine andere Einhaltung dagegen erscheint um so berechtigter. Es gab eine Menge Liebhaber für diese und jene der Werkstätten unseres Fabrikherrn. Aber als man darum warb, forderte er zu hohe Preise, und als er nothgedrungen losschlagen wollte, da blieben selbst bei ansehnlich ermäßigten Forderungen die Käufer aus. Es gereicht indeß unter allen Umständen Richard zu hoher Ehre, daß er seine Arbeiter unter den steigenden Schwierigkeiten seiner Lage nicht leiden ließ. Ja, er erhöhte ihren Lohn, als in Folge der unaufhörlichen Kriegszüge Napoleon's kräftige, arbeitstüchtige Hände immer rarer und gleichzeitig die Lebensbedürfnisse theurer wurden. Dazu stieg die Beunruhigung in den Gemüthern mit den ersten Unfällen, die das Kaiserreich trafen, auf eine bedenkliche Höhe; Richard's Zuversicht wich und wankte nicht.

Er verdoppelte nur seine Anstrengungen, um sich seiner gefährlichen Lage zu entrücken, und sicher würde auch ein Plan, den er gefaßt, aus allen Nöthen ihn befreit haben — er ging nämlich 1813 mit der Absicht um, einen Theil seiner Baumwollspinnereien in Wollspinnereien umzugestalten — wenn nicht die Katastrophe von 1814 dem für Frankreich so verhängnißvollen Vorjahre auf dem Fuße gefolgt wäre. Noch vor zwölf Monaten mochte es ihm möglich gewesen sein, sich mit dem ansehnlichen Vermögen von 8 Millionen in das Privatleben zurückziehen — nun war es zu spät. Als der Zusammensturz des riesigen Gebäudes der Napoleonischen Herrschaft sich nicht mehr abwenden ließ, da wankte auch der kühne Bau Richard-Lenoirs in seinen Grundfesten. Von den Schlägen, die ihn rasch nach einander trafen, hat er sich nie wieder erholt.

Während der Drangsale, welche über das erste Kaiserthum hereinbrachen, zeigte der Fabrikherr den Hochsinn eines zu den schwersten Opfern bereiten Patrioten. Dahin ist von seinen Landsleuten u. a. auch seine lebhafte Betheiligung an den Bestrebungen der Widerstandspartei, welche Frankreich die selbsterwählte kaiserliche Regierung erhalten wollte, gerechnet worden, und er hat in der That als Oberst der achten Legion der Pariser Nationalgarde unter den schwierigsten Umständen einen Muth und eine Hingebung gezeigt, welche seine Beliebtheit bei dem Volke ungemein steigerte. In dem Viertel St. Antoine galt seine Stimme, wie das Machtwort eines Volkstribunen. Und als die Verbündeten im Mai des genannten Jahres Paris einschlossen, vertheidigte er an der

Spitze seiner Arbeiter und gleichgesinnter Nachbarn den Faubourg St. Antoine. Er war Einer der letzten, welche die Waffen niederlegten. Dergleichen entschiedene Gesinnung konnte unmöglich das Wohlgefallen der zurückgekehrten Bourbonen erregen, doch empfanden dieselben Achtung für die Großherzigkeit, womit der besiegte Fabrikherr seine verwundeten Sieger in seinen zahlreichen Werkstätten und Fabrikräumen unterbringen und verpflegen ließ. Er erhielt bald nachher die Auszeichnung für seinen Muth und seine Menschenliebe, welche ihm wegen seiner Verdienste um die Industrie Frankreichs schon längst gebührt hätte.

Die Ehren, welche ihm die Bourbonen erwiesen, hielten ihn jedoch nicht ab, sich nach Rückkehr Napoleon's von der Insel Elba wiederum auf die Seite zu stellen, wo er so lange Jahre sich zu befinden gewohnt gewesen war. Dafür rächte sich nach der zweiten Restauration die königliche Regierung, wie man weiß, durch gehässige Verfolgungen an den Partisanen des Gefangenen von St. Helena. Auch der Name Richard-Lenoir erschien auf der Liste der Proskribirten; indessen entging der größte Industrielle des Kaiserreichs der Verbannung auf Fürbitte des Kaisers Alexander.

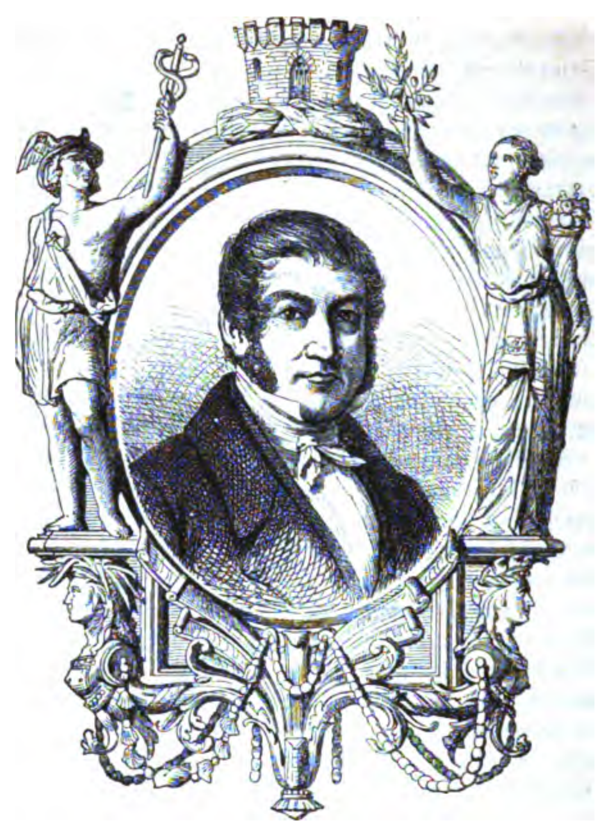
So groß das Glück gewesen war, welches ihn so rasch gehoben, so groß war auch das Mißgeschick, das Richard-Lenoir vorbehalten blieb. Mit dem Stern Napoleon's erlosch auch der Stern dieses Napoleon's der Industrie. In Folge der Umwälzungen, welche dem europäischen Kontinente seine kommerzielle Freiheit wiedergaben, sah sich Lenoir plötzlich in die äußerste Bedrängniß versetzt. Sein ganzes Vermögen schwand dahin binnen 24 Stunden, als in Folge der neuen Katastrophe die Eingangszölle auf fremde Baumwollen-Fabrikate plötzlich, und zwar ohne die geringste Entschädigung für die französischen Fabrikanten, aufgehoben wurden. Wenn man erfährt, daß dieselben für Herstellung ihrer Erzeugnisse unter der vorhergegangenen Regierung eine viermal so große Summe aufwenden mußten, als die von nun an frei zugelassenen englischen Gewebe den Käufern zu stehen kamen: so wird man begreifen, wenn eine vergleichsweise so junge Industrie unter den vernichtenden Erlassen einer mit einem Male in's Gegentheil umgeschlagenen Handelspolitik völlig zu Boden sinken mußte. Nicht nur die Heere Frankreichs, auch die Industrie jenes Landes war besiegt: das Uebergewicht der Engländer auf letzterem Gebiete auf lange hinaus besiegelt.

Richard-Lenoir hat stets im Napoleonischen Stile gearbeitet. Gleich derjenigen seines Vorbildes ist auch sein Ruin ein vollständiger gewesen. Seine Schöpfungen waren größer, als seine Mittel sie aufrecht zu erhalten, und anstatt einen Theil seines Vermögens in Sicherheit zu bringen, hat er jeden neuen Gewinn darauf verwandt, seine riesigen Schöpfungen zu erweitern. Und er hätte doch so leicht eine Reserve sich schaffen können. Hat er doch selbst ausgesprochen, daß es eine Zeit gegeben, zu welcher er sagen durfte: „Hätte ich statt einer Tochter zwölf Kinder gehabt, so würde ich Jedem eine Million und eine wohleingerichtete Fabrik als Mitgift haben geben können." Von allen jenen zahlreichen Etablissements aber verblieb ihm zuletzt nur ein einziges. Mit Mühe und unter unaufhörlichen Sorgen und Kämpfen, nicht selten um das tägliche Brot, ja das Obdach, vermochte er eine kleine Anzahl seiner Veteranen fort zu beschäftigen und deren Existenz zu ermöglichen. Vielleicht hat das Geschick über

nur wohlgewollt, als seine unerschütterliche Thätigkeit den Gnadenstoß empfing durch eine Feuersbrunst, die im Jahre 1834 die letzte seiner Fabriken, Laigle einäscherte. In dieser neuen Drangsal nahm sich ein Pariser Kaufmann des Niedergebeugten an und verschaffte ihm eine Wohnung in eben jener Vorstadt St. Antoine, die durch seine Betriebsamkeit während einer Reihe von Jahren so sehr belebt wurde. Das allgemeine Mitgefühl ward für den ehemaligen „Marschall der Industrie Frankreichs" rege gemacht; aber eine öffentliche Subskription erwies sich nicht in dem Grade für denselben günstig, als man wohl hätte annehmen sollen. Bereits längst vergessen, hatte der mehr als 70jährige sich und seinen Ruhm überlebt. Er gehörte einer dahin geschwundenen Zeit an, an welche man sich nicht gern erinnert sah. — Einen Theil der zusammengebrachten Gelder verwandte der lebensmüde Greis auf die Wiederbelebung seiner ehemaligen Arbeitsräume, als ihn ein sanfter Tod am 19. Oktober 1839 aus dieser Welt der Täuschungen abrief. Vorher, im Jahre 1837, hatte er, wie bereits oben erwähnt, seine Schicksale aufgezeichnet und diese Memoiren veröffentlicht.

Seine Bestattung zur Erde erschien wie ein verspäteter Triumph; denn seinem Sarge folgten unabsehbare Züge von Arbeitern. Dem ausdrücklichen Wunsche des Verstorbenen gemäß, machte der Leichenzug Halt bei seiner alten Fabrik von Bon-secours. Dort, auf der Stätte seiner wunderbaren Thätigkeit, wollte er zum letzten Mal verweilen im Kreise der Kinder jener Arbeiter, deren Vater und Stütze er sein Leben lang gewesen war.

Richard war von Person etwas über Mittelgröße; sein üppiges, ehemals schwarzes Haar ergraute schon in seinem vierzigsten Jahre; seine Augen waren das Sinnbild seines Wesen, voll Leben und Bewegung, den Mund umzog meist ein angenehmes Lächeln, sein Organ war rein und ausdrucksvoll. In seiner ganzen Physiognomie traten die Eigenschaften zu Tage, welche für den „Mann eigener Kraft" während seiner industriellen Laufbahn bezeichnend waren: hohe Intelligenz, thatkräftiger Wille und Ausdauer. Wohlwollen und Herzensgüte bildeten die vorzüglichsten Grundzüge seines Charakters. Das Unglück, welches seine letzten Lebensjahre umdüstert, hat dazu beigetragen, das Andenken an Richard-Lenoir zu verewigen. Wer weiß, ob sein Name auf die Nachwelt gekommen, ob sich ihm zu Ehren eine Statue an dem Orte seiner ersten Erfolge erhoben haben würde, wenn er bei Zeiten sich aus seiner großartigen Wirksamkeit zurückgezogen — wenn er als reicher Mann gestorben wäre! Sein Biograph Ernouf schließt seine Skizze über diesen „großen Arbeiter", im Hinblick auf die von uns im Eingange geschilderten Feierlichkeit unter dem heutigen Napoleon, mit den Worten: „Es ist nicht unbillig, daß dieser große Reichthum (an Tugenden und Vermögen), welcher so heldenmüthig für die Feuerprobe der vaterländischen Industrie geopfert wurde, dem verdienstvollen Bürger, wenigstens nach dem Tode, noch etwas Ruhm einbrachte."



Matthias Näf.

Matthias Näf, der Toggenburger Fabrikherr.

Ein Lebensbild aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts.

Nach den Mittheilungen des Herrn Nationalraths Hungerbühl.

1.

Jedes Zeitalter hat seine Krankheit. Unseres Zeitalters vorherrschende Krankheit besteht in dem unruhigen und beunruhigenden Trachten so vieler Menschen, wenn es ginge, über Nacht reich zu werden.

Viele beginnen zwar damit, womit ursprünglich aller ehrliche Vermögenserwerb begonnen wurde und immer wird begonnen werden müssen — mit Arbeit und wohl auch mit Sparsamkeit. Gelingt es ihnen aber auf diesem Wege nicht geschwind genug, ihr eigner Herr zu werden, so verlieren sie gar oft den Muth, oder sie werden mißgünstig undzerfahren und zerfallen mit sich selbst, mit

Gott und den Menschen. — Wieder Andern ist Alles, was man strenges, regelmäßiges Arbeiten heißt, von Haus aus zuwider. Sie schrecken schon vor dem ersten Versuche zurück, durch redliches Streben und ihrer Hände Arbeit ein redliches Fortkommen zu erringen. Sie möchten nicht nur recht schnell, sondern auch ohne jegliche Anstrengung „gemachte Leute" werden, viel ausgeben können, ohne viel zu verdienen.

Glückt es solchen Windmachern und Liederlichen, Prellern und geschäftigen Müssiggängern nicht, das Glück im Fluge zu erjagen, so schelten sie über die göttliche und menschliche Ordnung, über das „schreiende Mißverhältniß zwischen Kapital und Arbeit", über Konkurrenz und Gewerbefreiheit, über Maschinen und Eisenbahnen, über den „Hochmuth und den Druck der Reichen" und sagen dem gemeinen Manne, bei der schlimmen Zeit, in welcher man lebe, könnten nur geborene Glückspilze auf einen grünen Zweig kommen.

In Wirklichkeit dagegen hat sich zu keiner Zeit einem tüchtigen, fleißigen und fortstrebenden Manne größere Aussicht dargeboten, als in unserem Zeitalter weltbewegender Erfindungen, aufwärts zu steigen auf den Staffeln, welche zur Höhe bürgerlichen Wohlstandes führen.

Unzufriedenheit auf der einen, und Schlendrian auf der andern Seite, tritt allerdings nirgends mehr zu Tage als dort, wo Menschen von verschiedener Beschäftigung, anderem Charakter und Bildungsgrad, dicht nebeneinander leben und streben, denken und arbeiten, wünschen und hoffen. Insbesondere zeigen sich die der Industrie der Neuzeit im Lauf der letzten vier Jahrzehnte errungenen Gebiete eben so oft von den erfreulichen Fortschritten der Arbeit und geistigen Tüchtigkeit belebt, als sie in ihrer Entwickelung von dem Unverstand oder den übertriebenen Erwartungen der ungebildeten Massen gehemmt worden. Kein Industriezweig der Gegenwart aber hat größere Umwälzungen im Leben und Streben der arbeitenden Bevölkerung zu Wege gebracht, keiner mehr Hoffnungen aufgehen und nicht selten zu Schanden werden sehen, als die Baumwollen-Manufaktur. In der Schweiz stand zu der Zeit, als der Mann, dessen Leben wir in nachstehenden Blättern schildern, seine bedeutungsvolle Thätigkeit begann, die schweizerische Baumwollen-Industrie noch in den Kinderschuhen. Ein rechter Glaube an ihre Lebensfähigkeit war in den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts, selbst in den gewerbsthätigeren Kantonen, nur in wenigen Kreisen vorhanden, und so hatten sich auch nur einzelne unternehmende Männer zu einem so wenig gekannten Erwerbsgegenstand herangewagt.

Wie ganz anders heute! —

Die Baumwollen-Manufaktur beschäftigt gegenwärtig allein im Kanton St. Gallen vermittelst 440 Geschäften gegen 500 Angestellte, 215 untergeordnete Gehülfen ꝛc. und mehr als 32,000 Arbeiter, kurz, nahezu an 35,000 Personen oder 19 Prozent der gesammten Bevölkerung des Kantons. Hierzu treten noch 6000 außerhalb des Kantons thätige Menschen, welche als Weber, Sticker oder in anderer Eigenschaft für St. Gallener Geschäfte arbeiten. Allein der Garn-Produktion haben sich 28 Häuser, darunter 20 eigentliche Spinnereien gewidmet; bei ihr sind gegen 1900 Arbeiter in Thätigkeit, während 1054 Pferdekräfte über 173,000 Spindeln in Bewegung setzen. (Im Kanton Zürich

beträgt die Anzahl der Spindeln 600,700, in Aargau 300,000, in Glarus 218,000, in Zug 110,000, in Thurgau 60,000, in Schwyz 50,000, in Graubündten 31,000, in Schaffhausen 6000.) — In der Weberei ist es die Handweberei, welche gegenwärtig noch immer die größte Anzahl Hände in Bewegung setzt. Sie wird, mit Inbegriff der Jacquard-Weberei, von über 160 Geschäften durch mehr als 250 Angestellte und gegen 23,000 Arbeiter betrieben. Der erst im Entstehen begriffenen Maschinen-Weberei widmen sich 13 Etablissements mit zusammen 2500 Arbeitern, und sie nimmt im Ganzen gegen 700 Pferdekräfte und 2000 Webstühle in Anspruch. (Außerdem beschäftigt der Kanton Zürich etwa 3700, Glarus 2900, Thurgau 2250, Schwyz 1000, Aargau gegen 800, Zug gegen 300, Schaffhausen über 150 Stühle.) Die Stickerei hat in neuerer Zeit durch Ausdehnung der Maschinenstickerei gleichfalls bedeutende Entwickelung gefunden. Die Handstickerei beschäftigt 67 Etablissements mit nahe an 6000 Arbeitern, die Maschinenstickerei 66 Geschäfte mit 2200 Arbeitern und 148,000 Nadeln.

Ueberaus hoffnungsreich hat sich die Baumwollen-Industrie über den ganzen gewerbthätigen Kanton St. Gallen verbreitet. Hauptsitze der Weberei sind noch immer in erster Linie die Toggenburgischen Landschaften und Wyl; die Maschinen-Weberei betreiben die thätigen Bezirke des Oberrhein-Thales, besonders die Ober- und Untertoggenburgischen Landschaften, während die Hand- und Maschinenstickerei St. Gallen's sich einen Weltruf erworben und vornehmlich im Unter- und Oberrhein-Thal, Werdenberg, Stadt St. Gallen, Alt-, Neu- und Unter-Toggenburg, Gosau u. s. w. ihre Sitze hat. In Folge der steigenden Thätigkeit im Verarbeiten der Baumwolle ist die früher im Kanton so bedeutende Leinen-Industrie fast gänzlich verdrängt worden, doch fängt man in letzter Zeit an, der Kultur des Flachses wieder etwas mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Hat sich, wie wir aus den obigen Mittheilungen entnehmen, in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von wenigen Jahrzehnten die gewerbliche Thätigkeit eines kleinen Staates ganz wesentlich, und zwar in aufsteigender Richtung umgewandelt, so läßt sich hinsichtlich des Bildungszustandes der Arbeitsbevölkerung des gedachten Kantons ein Fortschreiten zum Bessern ebenso unzweifelhaft nachweisen. Nächst der der Schweizer Bevölkerung eigenthümlichen Tüchtigkeit ist es der wohlthätige Einfluß der Institutionen der helvetischen Republik, welche die Beziehungen des Arbeitgebers und Arbeitnehmers, unter dem Einfluß staatlicher Gleichberechtigung, so sehr begünstigen. Hierzu tritt jene besondere geschäftliche Anstelligkeit in Heimath und Fremde, welche dem Schweizer zugestanden werden muß. Damit steht weiterhin in Verbindung eine Thatsache, die hier betont zu werden verdient, weil sie mit Ursache der Erfolge der Fabrikanten der Schweiz ist, die, entfernt vom Meere, sich nur indirekt am Seehandel betheiligen können, dennoch aber desselben, ja nicht selten eines höheren Ansehens sich erfreuen, als die deutschen, dem Weltverkehr näher gelegenen Fabrikherren genießen, denen die Eigenschaften des Schweizers für gewisse Fälle wohl zur Nachachtung vorgehalten werden dürfen. Mit feinem Gefühle trachten unsere nachbarlichen Berufsgenossen dahin, dem Geschmack ihrer Abnehmer bereitwillig entgegen zu kommen oder denn doch auf dem Fuße zu folgen.

Sie wissen oft instinktiv das Kommende zu errathen, ohne in den Tag hinein nur blindlings den fremden Geschmack nachzuahmen.

Diesem Umstande ist es hauptsächlich zuzuschreiben, wenn die Schweiz ebenbürtig den größeren Fabrikstaaten gegenüber dasteht. Auf den Philippinen z. B. sind manche Artikel ausschließlich in ihrer Hand. Ein Schweizer Haus in Manila hielt eine Anzahl geschickter Mestizen als Musterzeichner, die der wechselnden Mode immer auf der Spur waren, und ließ nach deren Zeichnungen in der Heimat, in China und in Italien die Baumwollen- oder Seidenstoffe anfertigen, die dann auch immer bei den koketten Mestizinen den gewünschten Anklang fanden.

Die Wichtigkeit, ja Nothwendigkeit beim Handel nach fernen Gegenden und Welttheilen, den Geschmack der Eingeborenen zu treffen, wird, wir betonen dies noch besonders, in keinem Lande mehr verkannt, als in Deutschland. An den ostasiatischen Handelsplätzen, so versichert uns beispielsweise ein kundiger Weltkaufmann, kommen häufig große Kisten mit Waaren an, die durchaus werthlos sind, weil auf Geschmack der Konsumenten, auf Gewicht, Stücklänge, Art der Verpackung gar keine Rücksicht genommen ist, wenn auch die Waare an und für sich vielleicht die Konkurrenz aushielte. Von all' den kleinen Kniffen in Bezug auf zureichendes (oder vielmehr auf mangelndes) Maaß, deren sich so manche deutsche Fabrikherren schuldig machen, sprechen wir ein anderes Mal.

Zu der Klasse mit rechtem industriellen Verständniß ausgerüsteter und der Zeit bereitwillig entgegenkommender Geschäftsmänner gehört der schlichte Schweizer Fabrikherr **Matthias Näf**, der seinen Lebenslauf im Schweiße seines Angesichts begann und dem, als einem Vorbilde für alle nacheifernde Geister, für den fleißigen Arbeiter am Comptoirpulte, wie für den rührigen Gehülfen der Werkstätten, ein Ehrenplatz unter den „Männern eigener Kraft" gebührt.

Dieser „Großmarschall der Arbeit", wie Napoleon I. die verdienstvollen Industriellen und gewerblichen Größen seines Reiches zu nennen pflegte, erblickte das Licht der Welt zu Schwarzenbach im Kanton St. Gallen, am 14. Mai 1792. Er war der erste Sohn aus erster Ehe des Baumwollenwebers Matthias Näf von Oberstetten, Gemeinde Henau. Des Vaters einziger Reichthum war sein treues, frommes Eheweib, Susanna geb. Riemensperger, die ihrem Manne außer unserm Matthias noch fünf Knaben gebar, von denen jedoch zwei schon in zartem Alter starben. Von der Mutter Susanna erbte Matthias nichts oder vielmehr den größten Schatz, den eine zärtliche Mutter hinterlassen kann, nämlich einen rechtschaffenen Sinn, Liebe zur Arbeit und Sparsamkeit. Der Großvater mütterlicher Seits war während der Revolutions- und Kriegszeiten der Neunzigerjahre in Folge der drückenden Einquartirungen in seinem Hauswesen sehr zurückgekommen. Franzosen von den Reformirten, Oesterreicher von den Katholischen sehnlichst erwartet, hatten, nacheinander in's Land gekommen, die angebauten Ebenen von Schwarzenbach und der Umgegend verwüstet, der kaum in die Erde gelegten Saatkartoffeln sich bemächtigt und in den Häusern ihrer Anhänger wie ihrer Gegner Küche und Keller gründlich ausgeleert. Das Gras wuchs indessen wieder nach, die Saaten konnten erneuert werden. Was aber der Großvater Riemensperger um dieselbe Zeit durch den Tod unwiederbringlich verlor, das

war seine grundbrave Ehefrau und mit ihr die Stütze seines Hauswesens. Fortan besaß er nicht mehr Stärke genug, um den gänzlichen Zerfall seines Vermögens abzuwehren. Anstatt im Unglück sich aufzuraffen und von Neuem zu sparen, wurde er muthlos und suchte im Wirthshaus und beim Kartenspiel den immer näher und näher rückenden Ruin seines bisherigen ehrenfesten Haushalts zu vergessen. Nichts lähmt freilich den Muth mehr, als wenn man wieder von vorn anzufangen hat. Wirklich mußte unser Mann bald sein verschuldetes Heimwesen verkaufen und zu Oberutzwyl als Knecht in Dienst treten.

Nicht viel besser ging es seinem Schwiegersohne Näf. Auch dieser verlor, und zwar schon im Jahre 1800, seine Ehefrau und mit ihr des Hauses Hort und Segen. Unser Matthias, der älteste der vier Knaben, war bei dem Tode der Mutter 8, der zweite 5, der dritte 4, der vierte 2 Jahre und 6 Monate alt. So lange Frau Susanna lebte, wußte sie durch ihren Fleiß, besonders aber durch ihren heilsamen Einfluß auf Vater und Ehemann, Matthias und seine Geschwister trotz der schweren Zeit ehrenfest zu nähren und die Kinder am väterlichen Herde beisammen zu erhalten. Kaum hatte aber der Tod das Mutterauge geschlossen, so wurde der jüngste Knabe zu einem Verwandten gethan, die drei andern aber blieben daheim, sich selbst überlassen.

Man möge sich diese Wittwer-Wirthschaft vorstellen. Der Vater besorgte die Küche, unser Matthias seine jüngeren Brüderchen; er trug Holz und Lebensmittel herbei und reinigte die Stube. Die Garderobe der Kleinen war oft bis zur Durchleuchtigkeit verwahrlost; sie wäre es noch mehr gewesen, wenn sich eine brave Nachbarin nicht derselben bisweilen erbarmt und namentlich die nothleidenden Höschen der Knaben wieder in Zusammenhang gebracht hätte. Zu stolz, um betteln zu gehen, schlugen es dennoch die armen Kinder nicht aus, wenn gute Nachbarn ihnen ein Stück Brot oder sonstige Leibeswohlthat reichten. Der Vater war eine Zeit lang damit beschäftigt, Amlung zu fabriziren; nachdem er jedoch seine ganze Einrichtung auf Andringen seiner Gläubiger eingebüßt hatte, verlegte derselbe sich wieder auf's Weben, so weit der leidige Wirthshausbesuch und ein erlittener, schlecht geheilter Beinbruch ihn nicht daran hinderten. Die Knaben spulten den Einschlag und spannen Baumwolle.

Im zehnten Altersjahre begann auch unser Matthias das Weben und im elften Lebensjahre hatte er schon seinen eigenen Webstuhl und verdiente dem Vater wöchentlich 4 Fl. Doch fehlte dem Hause der Segen. Der Vater trug einen großen Theil vom Wochenverdienste seines Kindes in die Schenke, wie konnte er Vertrauen genießen? Kein Bäcker hätte ihm Brot, kein Müller Mehl auch nur für ein paar Tage geborgt. Einmal mußte Matthias in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag noch sein Stücklein ausweben, dasselbe nach Oberutzwyl zum Fabrikanten tragen, den Weberlohn in Empfang nehmen und mit diesem nach Wyl eilen, um dort für die Familie Mehl zum Mittagessen herbeizuschaffen. In Schwarzenbach war nämlich damals dergleichen nicht zu haben und jede Kleinigkeit mußte in dem Nachbarstädtchen angekauft werden.

Wie verlassen die mutterlosen Knaben sich in Folge des Lebenswandels des arbeitsscheuen Vaters fühlen mußten, kann man sich denken. Die unverdrossene, fast mütterliche Sorge des Matthias für seine jüngeren Brüder machte allein

den Kindern die freudenlose Existenz erträglich. Langsam schlichen besonders die langen Winterabende vorüber, wenn die Knaben in der dunkeln, kaum einmal durch einen Lichtschein beleuchteten Stube auf der Ofenbank sitzend der Heimkunft des Vaters aus dem Wirthshause harrten. Blieb derselbe gar zu lange aus, so machten sie es wie Vater Noah in der dunkeln Arche, sie sandten Boten aus. Zuerst schickten sie den Jüngsten, von dem sie wußten, daß er am wenigsten ausgezankt werde, dem Vater entgegen, um ihn bitten zu lassen, nach Hause zu kommen. Ließen der Vater und der Bruder auf sich warten, so wurde der zweite ausgesandt, und zuletzt trabte der dritte hinterdrein, bis schließlich die ganze Familie zu Vieren in's Haus zurückkehrte.

Von Schwarzenbach wandte sich der Vater unseres Matthias nach Niederstätten und bezog daselbst ein Häuschen, welches käuflich zu erwerben er einen Augenblick sich vergebliche Hoffnung machte. Sei es, daß der Hauseigenthümer das Kämmerchen, welches für die Knaben bestimmt war, noch brauchte, sei es, daß dem Mangel an Bettzeug die Wärme des Stalles begegnen sollte: kurz, Matthias mußte sammt seinen Brüdern das Nachtlager bei Kuh und Kälblein aufschlagen. Zum Glück dauerte der Aufenthalt in Niederstätten nicht lange; denn so kümmerlich Vater Näf seit dem Tode seiner Frau sich beholfen, so war er doch bald nicht mehr im Stande, eine selbständige Haushaltung zu führen. Es blieb ihm nichts Anderes mehr übrig, als den Hausstand völlig aufzulösen, die Knaben unter die Leute gehen zu lassen und sich selbst als Knecht zu verdingen.

2.

Es war im Jahre 1805, am Montag nach dem Küchlesonntag, als Matthias und seine Brüder unter sich und vom Vater weinend Abschied nahmen. Matthias und sein neunjähriger Bruder Hans Jakob kamen zu einem anverwandten Bauer nach Langenau, unweit Oberutzwyl. Der zweitälteste, Johannes, wurde in Winzenberg untergebracht, wo der jüngste, Johann Georg, seit dem Tode der Mutter sich bereits befand.

Im Frühling, Sommer und Herbst arbeitete Matthias auf den Gütern, im Winter wob er Zwilch zum Hausgebrauch seines Brotherrn und abwechselnd auch Baumwollentuch. Dafür erhielt er für sich und seinen Bruder Kost und zwilchene Kleider. Auch ließ ihm der Meister von jedem fertig gewobenen Stück ein kleines Trinkgeld zukommen. Matthias war damit wol zufrieden; denn auf diese Weise sah er den Hans Jakob auch versorgt, der, dieweil er noch die Alltagsschule besuchte, für den Meister wenig verdienen konnte.

Fleißig von Morgens früh bis Abends spät ward unser Held gleichzeitig ein geübter Weber und geschickter Feldarbeiter; er lernte frühzeitig im kleinen Beginnen erkennen, wie Landbau und Industrie sich wechselseitig helfen und ergänzen sollen. Weiterhin benutzte er die Dienstzeit, um sich einen guten Ruf zu begründen. Er war dem Meister ein treuer Diener, und in dem Maße, in welchem er es ihm war, that er auch seiner Pflichten für sich Genüge, und wie der Meister an ihm gewann, gewann auch er selbst. Er merkte gar frühzeitig schon, daß, wenn ein Dienstbote immer besser arbeite, immer treuer und geschickter sich

verhalte, jeder Fortschritt sein bestes eigenes Besitzthum werde, welches ihm Niemand nehmen könne. Matthias hatte im Ganzen kaum zwanzig Wochen lang die Schule besuchen können. Dürftig lesen und ein wenig schreiben war aller Nutzen, den er aus diesem kargen Unterrichte gezogen. Bis zum Rechnen war er nicht vorgeschritten. Das Gefühl der Unwissenheit, namentlich im Rechnen, quälte ihn bald unaufhörlich, während der Arbeit wie in der Nacht, und ließ ihn den oft unterbrochenen Schlaf nicht wieder gewinnen. In solchen Augenblicken stand er dann auf, nahm ein Rechenbüchlein zur Hand und rechnete bis der Morgen graute. Nicht selten erwachte Bruder Hans Jakob, wenn er nach glücklicher Lösung einer Aufgabe unwillkürlich ausrief: „Jetz han'is!" Bisweilen wurden die Uebungen beim Webstuhle fortgesetzt, unter Anleitung eines Mitknechts, der sich rühmen konnte, der vier Species vollkommen Meister zu sein. Die gefrorenen oder schwitzenden Fensterscheiben dienten dem Lernbegierigen als Schiefertafel, ein Schwefelhölzchen als Griffel. Den gelehrten Mitknecht lehrte Matthias dagegen die edle Kunst des Webens. So theilte Jeder dem Andern mit, was er wußte und konnte.

Als der Winter des zweiten Dienstjahres herannahte, in welchem Matthias konfirmirt werden sollte, machte ihm die Anschaffung der Konfirmationskleidung keine kleine Sorge. Um die Meistersleute der ihnen obliegenden Pflicht, ihm dieselbe anzuschaffen, zu entheben, bot er sich an, ihnen, so lange der Konfirmanden-Unterricht dauere, Kostgeld zu bezahlen, während er in der Zwischenzeit durch Stückweben für einen Fabrikanten, die zum Ankauf des Nachtmahlkleides erforderliche Summe erschwingen wollte. Meister und Meistersfrau nahmen das Anerbieten an. — Wie war in dieser Zeit die Arbeit des jungen Webers gesegnet! Nicht nur konnte er sich zu Ostern aus dem Verdienten einen schönen Anzug, silberne Schuhschnallen und ein prächtiges Gesangbuch kaufen, — er konnte überdies noch 18 Fl. baares Geld auf die Seite legen.

Achtzehn sauer verdiente und sorgsam ersparte Gulden — welche Freude für das arme Knechtlein! Ihm zitterten die Hände, als er das Geld aus dem Troge nahm und zum ersten, zweiten und dritten Mal durchzählte. So viel Geld hatte er ja noch nie beisammen gehabt. Diese 18 Fl. befestigten in dem armen Sohne des verarmten Baumwollenwebers die seitdem unverwüstlich gewordene Ueberzeugung: daß die Vorsehung dem Armen Zeit und Kräfte, und damit gewissermaßen Alles gegeben habe, um zum Wohlstand zu gelangen. Wie von Gotthelf's Knecht „Uli" konnte man fortan von ihm sagen: „Er blieb sparsam, ward immer emsiger und wuchs zugleich an Weisheit. Jetzt erst ging er aufrecht, wie ein Mensch, man sah es ihm von Weitem an, daß er kein Hudli sei und ein wackerer Mann werden werde."

Mancher Andere hätte nun in der Gewißheit, er könne durch fortgesetztes Lohnweben mehr verdienen, und weil das Hemd am Ende näher liegt als der Rock, mit dem bisherigen Brotherrn sofort gebrochen. Matthias that es nicht, er harrte bei demselben vielmehr noch ein volles Jahr gegen einen Jahreslohn von 50 Fl. aus, abwechselnd wie vorher, bald auf dem Felde, bald am Webstuhl arbeitend. Als der Meister aber nach Verlauf eines Jahres dem Dienstaustritt seines Knechtes, dessen Geschicklichkeit er gern noch länger um einen geringen Lohn aus

genützt hätte, Schwierigkeiten in den Weg legte, erklärte Matthias rund heraus, daß er ihm für Das, was er an ihm gethan, treu und redlich gedient, nun aber den Entschluß gefaßt habe, sich dorthin zu begeben, wo er mehr verdienen könne. Dabei blieb es, und Matthias trat 1811 bei einem Fabrikanten in Oberutzwyl, genannt der Blattmacher, als Webergeselle in Dienst. Zugleich mußte er bei diesem die Obhut über das Vieh übernehmen. Dafür empfing er neben Kost und freier Wäsche 5 Fl. für ein ausgewobenes Baumwollenstück; doch hatte man ihm mit der Werfte den gespulten Einschlag und die nöthige Schlichte zu liefern. Außer dem Hause hätte der Fabrikant damals einem Arbeiter für das gleiche Stück etwa 12 Fl. bezahlen müssen. An einem solchen Stück wob ein gewöhnlicher Weber immer zwei Wochen lang; Matthias aber wurde damit in einer Woche fertig. Das war natürlich seinem Meister auch recht; denn dergestalt erhielt er mehr fertige Waare zu billigem Weberlohn und ersparte überdies eine Woche Kostgeld. Der Meister zeigte sich aber auch erkenntlich und erhöhte bald den Wochenlohn bis auf 8 Fl. Fürwahr, ein nachahmenswerthes Beispiel für so viele Fabrikherren, die in den besten Geschäftszeiten, wenn sie Tausende und Hunderttausende jährlich verdienen, des armen Arbeiters und seines schmalen Lohnes kaum ein Mal gedenken!

Daß Matthias Näf der beste Weber in Oberutzwyl war, weiß jetzt noch männiglich. Keiner geizte aber auch so mit der Zeit, dem köstlichsten Kapital des Menschen, wie er. Kein Augenblick wurde versäumt, jede Minute benutzt. Bat unser junger Freund doch einmal die Meisterin, sie möchte ihm erst zum Essen klopfen, nachdem die gesottenen Erdäpfel mit abgezogener Haut auf dem Tische lägen! — Wenn er solchermaßen in der gleichen Zeit die Hälfte mehr fertig brachte, als ein Anderer und die Leute neidisch dreinschauten, so achtete er dessen nicht. Zur Winterszeit wob er bis 10 Uhr Nachts, seltener hingegen des Morgens beim Lampenschein, weil er die Frühstunden der geistigen Ausbildung widmete. So wacker unser Matthias nun verdiente und Jahr für Jahr einen Baarerwerb von 200 Fl. sein eigen nennen konnte, so gingen doch oft Monate vorüber, ehe er über die Schwelle eines Wirthshauses trat. An den Sonntagsabenden begab er sich am liebsten auf den Spring- und Kegelplatz, um hier sich mit seinen Bekannten die Zeit zu vertreiben. Wenn der starke, hochstämmige Jüngling die ganze Woche an den Brustbaum geschmiedet, das Weberschifschen in ewiger Unruhe hin- und hergejagt, so that es ihm wohl, seine steif gewordenen Glieder in freier, frischer Luft beim Kegelspiel recken und strecken zu können. Das Kegeln war für ihn so zu sagen zur gesunden und wohlthuenden Turn- und Leibesübung geworden; er kegelte ebenso gern, als er dem Kartenspiel abgeneigt war.

Eine so große Fertigkeit sich Näf übrigens im Kegelspiel erwarb, ein leidenschaftlicher Spieler ward er deshalb doch nicht, wiewohl er, wenn er hier und da mäßig um Geld spielte, selten die Kegelbahn ohne einen Gewinnst verließ. Für Rauch- und Schnupftaback gab er jedoch keinen rothen Heller aus. Das Rauchen hielt er für einen brotlosen, luftigen Zeitvertreib. Er konnte es niemals begreifen, wie so viele junge Bursche guldenweise ihr Geld für Pfeifen und Tabak verschwendeten, während sie kaum ein paar ordentliche Hemden im Kasten haben.

3.

Als 1813 der Kriegsmeister Napoleon von den verbündeten Heeren bei Leipzig aufs Haupt geschlagen worden war und der dadurch veranlaßte Umschwung der europäischen staatlichen Verhältnisse Dinge auch das Schweizer Volk zu bedrohen schien, war Matthias Näf Soldat der Grenadier-Compagnie Mettler vom St. Gallner Bataillon Danielis. Dasselbe mußte gegen Ende des Jahres St. Gallen verlassen und zur Hut und Deckung der Grenze den Marsch nach dem Kanton Tessin antreten. Unser junger Wehrmann, der ohne Unmuth einen Theil seiner Ersparnisse für seine militärische Ausrüstung verwendet, entsprach mit Pflichttreue dem Aufgebot, obgleich die harte Jahreszeit einen mühsamen, beschwerlichen Felddienst in Aussicht stellte.

Das Bataillon mußte in der That im Christmonat den Gotthard übersteigen, nachdem ein kurz vorher stattgefundener Schneefall den wilden Bergpaß beinahe unwegsam gemacht hatte. Einige Offiziere, welche den Weg zu Pferde machen wollten, waren gezwungen, die Thiere zurückzusenden. Der Wind blies heftig und wirbelte den Schnee so massig auf, daß die Nachfolgenden kaum die verwehten Fußstapfen ihrer Vorgänger mehr zu entdecken vermochten; daneben erdröhnte von den Bergabhängen das Niederstürzen des Schnees und der unheimliche Donner der Lauinen. Näf's Fußbekleidung bestand in guten Schuhen mit Kamaschen, jedoch fehlten ihm Strümpfe. Für gewöhnlich wären ihm solche bei'm Marschiren viel zu warm und unbequem gewesen. Ueber den Gotthard, meinte er später jedoch, hätte er sie damals gar wohl gebrauchen können, doch bekümmerte ihn der Abgang derselben nicht.

Das Bataillon langte ohne Unfall in Bellinzona an. Von da ging es über den Aschberg (Monte Cenere) nach Lauis, wo man längere Zeit Standquartiere bezog und sich so fleißig im Exerzieren und Wachtdienst übte, daß Abends oft die Sterne am Himmel flimmerten, bevor das ersehnte „Trett ab" erscholl. Die Zeit, welche unserm Kriegsmanne übrig blieb, brachte er nicht müßig zu. Bald beschäftigte er sich mit Fischen, bald half er den Flößern Holz an's Ufer ziehen und wußte auf solche Weise seinem täglichen Solde immer was Merkliches zufließen zu lassen.

Die militärische Besetzung der schweizerischen Südgrenze dauerte indessen nicht lange. Unser Grenadier konnte bald mit seinem Bataillon wieder in die Heimat und zu seinem Webstuhl zurückkehren. Er hatte ohne an guten Sitten und Gesundheit Schaden zu leiden, viel Neues gesehen; er hatte manchen guten Schoppen „Veltliner" getrunken, ohne dem „Hochbaumer" (Apfelwein), nach welchem er sich zurücksehnte, untreu geworden zu sein; er war um manche nützliche Erfahrung reicher und um nichts ärmer geworden, da der Sold zu Bestreitung der geringen Bedürfnisse des spar- und genügsamen jungen Wehrmanns ausreichte.

Doch gar bald rief die Trommel unsern Helden wieder unter die Fahne.

Dies Mal kam es dem jungen Weber härter an, den Schnellschützen mit der Flinte zu vertauschen. Das Webergeschäft ging gerade sehr flott. Nach der Entthronung Napoleon's bis zu seiner Rückkehr von Elba waren zwar die Schweizer Fabrikate in Frankreich verboten, die Maßregeln gegen ihre Einfuhr

aber so nachlässig gehandhabt worden, daß sie gegen 10% Versicherung leicht eingeführt werden konnten. So entstand eine Nachfrage, welche die Kräfte der schweizerischen Produktion weit überstieg. Die Preise stiegen von Tag zu Tag und mit ihnen verbesserten sich auch die Weberlöhne.

Also waren die Dinge beschaffen, als 1815 Napoleon von Elba entwich, Anfangs März wieder nach Paris zurückkehrte und die Tagsatzung am 15. März „zu Handhabung allseitiger Neutralität und zu Vertheidigung der schweizerischen Grenzen" eine eidgenössische Armee von dreißig Tausend Mann aufzustellen befahl. Das Bataillon Danielis, in welchem Mathias Näf diente, marschirte am 6. und 7. Juli mit den vier übrigen Bataillonen seiner Brigade aus der Gegend von Basel bis nach Renans und Les Bois. Von hier sollte es, nach einem von der Tagsatzung später mißbilligten Armeebefehl des Obergeneral, die Grenze überschreiten und in Frankreich einrücken. Oberstleutnant Danielis, angewiesen mit seinem Bataillon einen Theil des Parks der Artillerie Haller nach Montreau zu begleiten, fand meuterischen Widerstand unter seinen Truppen.

Wenn der inzwischen zum Feldwebel vorgerückte Grenadier Näf die Ueberschreitung der Befugniß von Seiten des Obergenerals lebhaft bedauerte, so beklagte er noch mehr das meuterische Benehmen der Truppen. Der Soldat fehlt immer, wenn er Berathschlagungen an die Stelle des Gehorchens setzt.

Im Laufe seines zweiten Feldzuges war in Matthias Näf große Neigung für das Militärleben erwacht. Die aus Frankreich zurückgekehrten stattlichen Schweizer-Regimenter hatten ihm gewaltig imponirt. Sei's, daß der Schein und die rothen Uniformen ihn blendeten, sei's, daß er hoffte, auf diesem Wege sich rasch emporzuschwingen, kurz er ging ernstlich mit dem Gedanken um, sich in Paris unter die hundert Schweizer anwerben zu lassen. Er maß sich und maß sich wieder, immer fand er sich aber glücklicherweise um einen halben Zoll zu kurz, selbst wenn er zu einer bekannten Rekrutenlist die Zuflucht nahm und Zeugsohlen in seine Stiefel einschmuggelte. Mit sichtbarer Liebe verweilte er noch in späteren Jahren oft bei der Frage, was wol aus ihm geworden wäre, wenn er seiner Länge hätte einen halben Zoll zusetzen können.

Heimgekehrt an den Ort seiner täglichen Mühen und Sorgen, begann er nun wieder das frühere emsige und überlegte Schalten und Walten.

Wenn dem jungen, lebensfrohen Weber ja einmal eine Jungfrau gefiel, so wollte er sich doch nicht eher binden, als bis er sagen konnte: ich habe nun so viel verdient, um ein Mädchen, das mir gefällt, nicht etwa um des Geldes willen heirathen zu müssen.

So weit hatte er es aber in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre schon gebracht. Denn im Jahre 1816 besaß er bereits ein erspartes Kapital von 1100 Gulden. Von nun an schaute er sich ernstlich nach einer liebreizenden Eva um. Bei einem angesehenen Fabrikanten in der Nachbarschaft befand sich ein Mägdlein mit Namen Anna Maria aus dem Geschlecht der Wetter von Oberutzwyl, eine ordnungsliebende, verständige, arbeit- und sittsame Jungfrau, die schon acht Jahre ununterbrochen treu und redlich im Hause gewirthschaftet hatte.

Diese gefiel unserm Matthias über die Maßen wohl. Das Mädchen besorgte hier nicht nur die Küche und die übrigen Hausgeschäfte, sondern mußte sich auch mit Zetteln und Garnsieden, also gerade mit der Arbeit abgeben, die in den Beruf und Erwerb unseres Heirathslustigen einschlug. Von braven Eltern abstammend, die zwar ein Häuschen und etwas Land besaßen, im Uebrigen jedoch vom täglichen Verdienste leben mußten, war sie von Haus aus ohne Vermögen und besaß nicht viel mehr, als einen kleinen Schatz von Kleidern nebst Weißzeug, die Frucht vieljähriger Ersparnisse während ihrer Dienstjahre. Mit einer armen aber braven und anstelligen Frau, die Du liebst, kannst Du ein vermögender Mann werden und gewiß glücklicher, als mit einem reichen verwöhnten Ding, das Du nur um des Geldes willen nimmst, — also dachte unser Heirathskandidat. Er bewarb sich um die Anna Maria und schritt endlich zu einem Heirathsantrage vor. Diese war dem schöngewachsenen, kräftigen Weber, der in seiner Kunst Seinesgleichen suchte, insgeheim schon lange hold. Hoch erfreut wie sie war über den Antrag, ward das Jawort nicht verweigert — in wenig Wochen waren Matthias und Anna Maria ein Ehepaar. Die jungen Leute bezogen ein Haus in Binz, das Matthias schon 1815 mit seinen Brüdern Johannes und Jakob gekauft und zu zwei Wohnungen hatte einrichten lassen.

Schwere Sorgen warteten jedoch der jungen Eheleute schon in den Flitterwochen. Das Jahr 1816 steht als ein Fehljahr in schlechtem Andenken. Die ersten Anzeichen der Hungersnoth stellten sich mit der raschen Vertheuerung der Lebensmittel auf die bedenklichste Weise ein. Im Winter des Jahres 1817 kostete das Pfund Brot 30 Kreuzer, ja um gutes Geld konnte man oft nicht einmal Brot und Mehl erhalten. Näf's vornehmste Sorge ging dahin, die zärtlich geliebte Frau und den sehnlichst erwarteten ersten Sprößling vor der drohenden Noth zu bewahren. Um Mutter und Kindlein eine gesunde Milchnahrung zu verschaffen, kaufte er eine Ziege, vertauschte aber dieselbe, als ihm bald darauf ein zarter Knabe geboren war, der die Ziegenmilch nicht vertragen konnte, mit einer Kuh; dann erwarb er eine Wiese, vermittelst wöchentlicher Abzahlungen im Belaufe eines Kronenthalers. Aber wo eine Kuh hinstellen, wenn man weder Stall noch Scheune hat? Näf mußte aus der Noth eine Tugend machen und das Thier in dem Untergaden, einem durch den Hausgang von der Küche getrennten Kämmerlein, unterbringen. Im Hungerjahre 1817 hätte wohl Mancher eine Kuh selbst in der Schlafkammer gelitten, wenn man ihm deren Milch überlassen. Mit Weben verdiente unser Matthias zu dieser schlimmen Zeit wöchentlich dennoch meist gegen elf Gulden. Davon brauchte er aber einen Kronenthaler als Abschlagszahlung für seine Wiese, einen Kronenthaler für Kindsbrei und Küchenmehl und die zwei übrigen Thaler (1 Kronenthaler = 2 Gulden 42 Kreuzer) gingen wöchentlich für andere Lebensmittel sowie Bedürfnisse der Haushaltung auf. Habermus und Milch, Milch und Habermus, daraus bestand zumeist die tägliche Nahrung. Im Herbst kamen der Weberfamilie Erdäpfel und Rüben, von denen sie eine leidliche Ernte gewann, und ein braver Nachbar zu Hülfe. Dieser, ein reicher Gerber, trat eines Abends vor Näf's Fenster und trug ihm um einen billigen Preis den Wiesengrund an, der sehr bequem vor dem Näf'schen Hause lag. Brauchen könnte er die gelegene

Wiese schon, meinte unser Mann, aber sie bezahlen, das wäre eine andere Sache, — dies wäre unmöglich, so lange die Lebensmittel so theuer seien. „Ei, nimm sie nur", erwiederte der Gerber, „und bezahle sie mir, wenn Du Geld hast, ich warte schon". So verdankte Näf dem guten Rufe, den er genoß, den Besitz einer Liegenschaft, die ihm gerade in jener bösen Zeit der Theuerung von wesentlichem Nutzen war.

Wie alles Schlimme vergeht, so ging es auch mit dem Hungerjahre; das Frühjahr 1819 nahte heran und brachte Freude und neuen Segen in's Haus: unserm Näf wurde das zweite Kind, eine jüngere Anna Maria, geboren. Die Freude der Eltern über das gesunde, vielversprechende Mädchen war groß, wurde aber bald durch die Wahrnehmung getrübt, daß das ältere Kind, Hans Jakob, am Gehör leide. Während es früher durch jedes kleine Geräusch im Schlafe gestört werden konnte, bei jedem leisen Laute die Aeuglein wendete und aufhorchte, war dieses jetzt nicht mehr der Fall. Näf sparte kein Geld, berieth und benutzte die Aerzte der Umgegend, — Alles umsonst. Die betrübten Eltern wußten nicht, woher das Uebel stammte. Die Nachbaren hatten das unter sich schneller ausgemacht. Sie meinten, daran sei Niemand schuld, als der Vater selbst, der den Liebling zu oft mit in den Keller genommen und vor sich auf den feuchten Boden hingesetzt habe. Dadurch hätte das Knäblein sich eine Erkältung zugezogen und diese sich auf's Gehör geworfen. Dies Mal mochten die bösen Mäuler recht gehabt haben. Der Knabe hatte sich wirklich oft bei dem Vater im feuchten Weberaume aufgehalten und keine größere Freude empfunden, als wenn er, indem jener den Zettel schlichtete, den Schnellschützen hin- und herjagen durfte. Er hatte es auch darin im Alter von zwei Jahren auf einem zwanzig Viertel breiten Stücke zu einer überraschenden Fertigkeit gebracht.

Während der Vater wob, besorgte die Mutter nicht nur Haushaltung und Küche und pflegte die beiden Kinder, sondern sie spulte auch ohne alle Beihülfe noch den Einschlag. Dies zeigte sich jedoch als eine zu große Last für das brave Weib, vornehmlich wenn sie ihre Kinder nicht im Schmutze wollte dahintrollen, sondern frisch und reinlich erscheinen lassen. Es traf sich daher nicht selten, daß Vater Näf, der des Tages sechs Stränge Einschlag abwob, auf neue Spulen warten und darum klopfen mußte. Das ging dann dem Ehrgefühl der fleißigen Spulerin sehr nahe. Schlug er nun dieses Warten täglich nur auf eine halbe Stunde an, so war die Rechnung bei ihm bald gemacht, daß er für den Betrag, den er durch diese Versäumniß an seinem Weberverdienste einbüße, entweder eine Spulerin bezahlen oder zur Besorgung und Beaufsichtigung der Kleinen ein Kindermädchen in's Haus nehmen könne. Gedacht, gethan; den Hausstand vermehrte ein Dienstmädchen.

Im Jahre 1819 starb der alte brave Meister, der unseren Matthias so wohl gehalten und den dieser daher zum Taufpathen seiner Kinder sich auserkoren. Die hinterlassene Wittwe blieb der von ihrem Eheherrn übernommenen Liebespflichten noch dadurch eingedenk, daß sie dem Vater der Pathchen des Verstorbenen bei seinem Erwerbe allen möglichen Vorschub leistete. So kam sie einmal — es war im Anfang des Jahres 1820 — mit einem Briefe bei ihm vorbei und erzählte: Es habe ihr ein Kaufherr in Herisau geschrieben, er brauche vierundzwanzig Viertel breite Stücke in einer Qualität, wie hier zu sehen; der Mann wolle aber zuerst Musterstücke sehen, und, je nachdem diese ausgefallen, werde er

dann einen schönen Auftrag geben. Sie habe nun gedacht, da er bereits 20/4 breite Stücke webe, werde er auch 24/4 breite zuwege bringen. Er solle mit ihr stracks zum Garnhändler in Oberutzwyl kommen, sie wolle ihn dort als einen Mann empfehlen, dem man unbesorgt einen Centner Garn anvertrauen dürfe.

Näf dankte der alten Meisterin für die willkommenen Nachrichten und die angebotene Bürgschaft bei dem Garnhändler und machte sich sogleich an die Ausführung des Vorschlags. Er verbreiterte den Webstuhl, ließ Lade, Bäume, Geschirr und alles Zubehör darnach fertigen und wob schnell zwei Musterstücke.

Die Waare fiel ausnehmend gut aus, und Näf erhielt alsobald eine größere Bestellung. Er entschloß sich jetzt, für seinen Bruder Jakob, der bei ihm im Hause lebte, sowie für einen andern guten Weber, für Jeden einen gleichen Stuhl einzurichten und ihnen für's Stück elf Gulden Weberlohn zu zahlen. Näf wob nun mit seinen beiden Gehülfen wöchentlich 3—4 Stücke. An jedem dieser Baumwollstücke blieben ihm elf Gulden Gewinn, so daß sich sein wöchentlicher Verdienst bald auf 44 Gulden erhob. Das war der Anfang seiner fabrikmäßigen Erzeugung.

Freilich folgten diesem schönen Gewinn auch die Nachwehen übermäßiger Anstrengung. Wie oft mit dem Essen der Hunger kommt, so kommt mit dem Vielverdienen die Ungeduld, noch mehr zu verdienen. Näf's rechte Achsel war vom Ziehen des Schusses durch ein so breites Gewebe dermaßen ermüdet, daß er mehrere Monate sich des linken Armes bedienen mußte, bis es endlich auch mit diesem nicht mehr recht fortgehen wollte. Es blieb ihm nun kaum etwas Anderes übrig, als selbst ein schmaleres Gewebe zu machen, oder es so einzurichten, daß er selbst sich nicht so übermäßig am Webstuhl anzustrengen brauchte.

4.

Die Umstände gaben Rath und That an die Hand. Just um dieselbe Zeit — es war im Frühjahr 1821 — wurde Näf von seinem Abnehmer aufgefordert, eine größere Anzahl Stücke der bisherigen Breite anzufertigen. Eine gleiche Aufforderung kam jetzt auch noch von einer anderen Seite. Gerne hätte er die schönen Aufträge angenommen, aber durfte er hoffen, daß ihm ein Händler auch so viel Garn borgen werde, als er zur Beschäftigung von sechs bis acht Webstühlen nothwendig hatte? Aus seinen verfügbaren Mitteln konnte er mit knapper Noth die Auslagen für Webgeschirr und Weberlöhne bestreiten. Weiterhin konnte er keineswegs mit Gewißheit darauf rechnen, daß er jedes Mal gleich bei Uebergabe der Waare das Geld dafür erhalten werde.

Doch der Gedanke, wie viel er bei der Sache verdienen könne, überwand schließlich alle Bedenken. Es ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe, bis er die Mittel zu weiterer Ausdehnung seines Geschäfts gefunden. — Bis dahin hatte Näf das Garn von einem Garnhändler in Oberutzwyl erhalten, der es seinerseits auch erst aus zweiter Hand bezogen. Du mußt an die rechte Schmiede gehen, sagte er sich, mußt den vermöglicheren Fabrikanten nachahmen, welche ihren Garnbedarf in St. Gallen oder in Winterthur kaufen.

Er begab sich also auf den Weg nach St. Gallen. Mit klopfendem Herzen ging er in das erste Garnmagazin, dasjenige des Michel Weniger. Schon im Hausgang erblickte er durch die offenstehende Thüre des Magazins Garnpäcke zu Hunderten aufgestapelt. Eingetreten, ward er von einem der Kommis in barschem Ton gefragt, was er wolle? Er möchte, erwiederte unser Matthias keineswegs kleinlaut, zur Probe einen Pack „Lilabudel Nro. 40" kaufen. Dem wurde entsprochen, das Garn nach Hause gebracht, untersucht, Tags darauf schon gesotten, bei'm Spulen auf die Probe gestellt und nicht nur besser, sondern auch wohlfeiler befunden, als dasjenige, welches er bisher in Oberutzwyl angeschafft hatte.

Wenige Tage nachher ging er wieder nach St. Gallen in das gleiche Garnmagazin, versah sich aber mit einem auf sein Häuschen lautenden Versicherungsbriefe; denn er bedachte wohl, daß er doch nicht so ohne Weiteres sich so viel Garn werde holen können, als er bedurfte. Als er jedoch Michel Weniger eröffnete, er habe Gelegenheit zum Absatze von so viel Stücken, als 6 bis 10 Weber liefern könnten, und darauf hin den Garnhändler ersuchte, ihm gegen Hinterlegung des Pfandtitels 2 bis 3 Centner Garn von der Qualität des jüngst bezogenen Musterbundes abzulassen, erhielt er sofort das gewünschte Quantum.

Konnte nun Näf auch etliche Weber mehr anstellen als bisher, so mangelten ihm doch noch immer zum Behufe gesteigerten Geschäftsbetriebes die nöthigen Geldmittel. Um dahin zu gelangen, verkaufte er sein Häuschen an seinen Bruder Hans Jakob, der ihm aus eigenen Ersparnissen 700 Gulden auf den Kaufschilling erlegen konnte, und miethete bei den Schwiegereltern eine Wohnung. Hier that es indessen auch nicht lange gut, da er die besten Räume des Hauses für sein Gewerbe in Anspruch nehmen mußte. Er kaufte nun unter vortheilhaften Bedingungen wiederum ein eigenes Haus mit einer Scheuer und angrenzendem Grasland um die Summe von 1100 Gulden. Dieses Anwesen lag in Niederutzwyl, einem kleinen Orte des Kanton St. Gallen, Bezirk Unter-Toggenburg, ein Ortsname, der durch Näf's spätere industrielle Schöpfungen bis in die entferntesten Theile des Orients bekannt werden sollte.

Nachdem die drei Centner Garn aufgebraucht waren, begab sich Näf wieder mit etwas Baargeld nach St. Gallen zu Michel Weniger, um eine weitere Partie Garn anzuschaffen. Bei diesem Anlaß gab ihm Herr Weniger den hinterlegten Gutschein mit den Worten zurück: „Ich habe nach Euch gefragt, Herr Näf, und vernommen, daß Ihr ein thätiger, redlicher Mann seid. Leistet Ihr jedes Mal auf das von mir bezogene Garn eine verhältnißmäßige Abschlagszahlung, so kreditire ich Euch ohne Hinterlegung. So oft Ihr Garn bedürft, kommt nur."

Als die trüben Folgen der Kriegs- und Nothstandzeiten überwunden waren, verbreitete sich in den Jahren 1819 bis 1830 neuer Wohlstand über die meisten europäischen Länder, und auch in Toggenburg erreichten die Lebensmittel eine beispiellose Wohlfeilheit. So kam es, daß die Baumwollen-Industrie trotz der immer ungünstiger sich gestaltenden Zollverhältnisse der Nachbarländer doch fröhlich gedieh. Zwölf Fabrikanten fuhren damals allwöchentlich blos aus dem Dorfe Oberutzwyl in Geschäften nach St. Gallen. Weiterhin gab es freilich noch Mehrere, welche nur ein oder zwei Stück wöchentlich entweder selbst auf den Markt brachten oder zum Verkauf bringen ließen. Diese kauften dann das Garn

und machten die Zettel selbst. Von solchen Webern hieß es: „sie machen ägne" (eigene Stücke), zum Unterschied von denjenigen Webern, welche um Lohn woben. — Leider fanden sich viele dieser Leute nicht in die bessern Verhältnisse hinein; vielmehr kehrte in den Zwanziger-Jahren mit dem größeren und leichteren Verdienst bei Manchen ein leichtfertiger Geist ein, und es schleppten die jüngeren unternehmenderen Weber, welche die Walzen- und Jacquard-Maschinen 1815 aus Lyon in ihre Heimat einführten, auch Sitten und Gebräuche ein, die besser in der zweiten Hauptstadt Frankreichs zurückgeblieben wären! Der Luxus und das fremde Wesen steckten zum Glücke den nüchternen Matthias nicht an; er sagte sich, daß solche Herrlichkeiten in der Regel nicht lange dauern.

Näf fabrizirte anfänglich nur weiße Waaren — Cambric in verschiedenen Breiten von 8 bis 24 Viertel, glatt und gekreuzt, — die er meist in St. Gallen, Herisau und Zürich absetzte. Nach diesen Orten wanderte er zu Fuß und führte noch sehr oft ein paar Baumwollenstücke auf dem Rücken mit sich. Später begab er sich regelmäßig mit einem andern Fabrikanten zu Wagen nach St. Gallen hin und zurück. Als er jedoch so viel fabriziren konnte, daß es allwöchentlich eine ordentliche Pferdeladung ausmachte, schaffte er sich ein Roß nebst Wägelchen an. Glaubt's nur — dies war ein wichtiges Ereigniß in der Familie!

Das Häuschen in Niederutzwyl ward allmälig auch viel zu eng für die immer noch wachsende Familie und den zunehmenden Geschäftsbetrieb. Die Wiege stand unter dem Umleggatter und für die zwei ältesten Kinder, Hans Jakob und Anna Maria, gab es keinen andern Platz, als die Bank um den Tisch.

Näf mußte sich jetzt vor Allem nach einem größern Wohngebäude umsehen. Er vertauschte nun sein Häuschen gegen das Gasthaus „zum Schäfle" in Niederutzwyl, führte jedoch nur wenige Jahre darin die Wirthschaft fort. Nachdem er dieselbe aufgegeben, wendete er seine Aufmerksamkeit ungetheilt dem Baumwollengeschäft zu. Er versuchte sich jetzt in der Printannier-Fabrikation und zwar in veränderter Weise. Dazu bedurfte er blauer und noch etlicher anderer bunter Farben, die er zuerst aus Hauptwyl und dann theilweise von einem Färber in Oberutzwyl bezog, der nach seiner Rückkehr aus der Fremde eine ziemlich große Färberei eingerichtet hatte und das Geschäft mit erklecklichem Nutzen betrieb. Bald schien nun eine eigene Färberei-Einrichtung nothwendig. Es wurde daher nach wiederholter Erweiterung des Hauses eine solche im Erdgeschoß gebaut und ein geschickter Färbergeselle angeworben, der bisher bei Hunziker und Compagnie in Aarau gewesen war. Von diesem hörte er, daß dessen ehemalige Meister vierzig Kippen unterhielten und das blaue Garn alles selbst verarbeiten ließen. Dieser Umstand verbunden mit dem Fortgang des Färbereigeschäftes ließ unserm Näf keine Ruhe, bis er, unter Fortbenutzung der Einrichtung im Erdgeschoß, eine eigene Färberei hergestellt hatte. Die Bausteine dazu trug er meistens selbst in der nahegelegenen, steinreichen Glatt zusammen. Dies geschah in dem durch das plötzliche Steigen und Wiedersinken der Garnpreise so kritischen und gefährlichen Jahre 1826. Im Jahre 1827 vermehrte er seine Neubauten noch mit einem Wasserwerk.

Ein unbeachteter Riß im Kamin der Färberei des Erdgeschosses, durch welchen Feuerfunken den Wohngemächern sich mittheilten, wäre bald Veranlassung

zur Zerstörung sämmtlicher Wohn- und Fabrikgebäulichkeiten geworden. Nur Näf's Geistesgegenwart und Entschlossenheit, die sich auch den übrigen Hausbewohnern wie das Kaminfeuer den Wohngemächern mittheilte, — denn Muth erzeuget Muth, gleichwie ein Feiger hundert Feige und ein Narr viele Narren macht — brachten Rettung und Hülfe in der drohenden Gefahr. Schon war der Boden in der Schlafkammer, wo der Hausherr mit seiner Frau und einem kleinen Kinde lagen, durchgebrannt. Näf begab sich rasch nach dem Herde des drohenden Verderbens, sprengte, ohne kostbare Zeit durch Herbeiholung des Schlüssels zu verlieren, nervigen Armes mit einem Schlage die Thüre der Färberei und löschte das Flammenmeer, während die Magd und andere Angehörige des Hauses mit dem Wasservorrath, welcher in Folge der gewissenhaften Beobachtung polizeilicher Vorschriften in der Küche vorhanden war, das Feuer in dem brennenden Schlafgemach glücklich bewältigten.

Die überstandene Gefahr, die Nothwendigkeit einer wiederkehrenden vorzubeugen, insbesondere aber die fortwährende Ausdehnung des Geschäfts veranlaßten den Bau eines neuen, vom Wohnhaus getrennten, größeren Färbereigebäudes. Derselbe wurde 1828 begonnen.

Frau Näf empfand keine rechte Freude an der unaufhörlichen Erweiterung des Fabrikations-Betriebs. Besorgt und ängstlich, wie sie war, bangte ihr immer vor einem schlimmen Ausgang. Als ihr nun einmal, um sie zu beruhigen, der unternehmende Eheherr aus dem Kopf vorrechnete, was er Alles an diesem und jenem neuerzeugten Artikel verdiene, erwiederte sie, einen langen Seufzer aus tiefer Brust hervorholend: „Du sagst mir wol vom Verdienen; wie kommt es denn, daß wir gegenwärtig immer Geldmangel haben, und ich jeden Samstag zu Bestreitung der Spul- und Weberlöhne und meiner Haushaltungskosten Geld entlehnen muß?" „Da kommst Du mir eben recht", entgegnete Näf, „gerade darüber habe ich ein ernstlich Wort mit Dir reden und Dich fragen wollen, was Du selbst mit dem Gelde anfängst. So kann es fürwahr nicht länger fortgehen. Kaum habe ich die Kasse gefüllt, so wird sie auch schon wieder leer, ohne daß man weiß, wie und wohin das Geld verschwunden ist. So möchte einem wol die Lust zum Arbeiten und Verdienen vergehen."

Freilich fehlte mancher Gulden, über dessen Verblieb man sich keine Rechenschaft geben konnte, und so gab denn das unerklärliche Verschwinden so mancher Geldeingänge aus der Kasse gar oft Anlaß zu verdrießlichem Hin- und Hergerede unter den sonst so trefflich harmonirenden Ehegatten. Endlich kam man der Ursache des Verschwindens auf die Spur. So viel ist gewiß, Meister Näf hätte die verdrießliche Entdeckung schon längst machen können, hätte er sich weniger auf sein gutes Gedächtniß und sein „im Kopf behalten" und „Kopfrechnen" verlassen, und dafür lieber ein ordentliches Kassenbuch eingerichtet.

Von dem Augenblicke an, als ein rechter Buchhalter in das Haus trat, fehlte es nie wieder an Geld, um Weber und Spuler zu bezahlen. Frau Näf wußte sich nun auch leichter darein zu schicken, wenn der Mann neue Bauten ausführte; laute Freude äußerte sie hingegen nie über die immer zunehmende Vergrößerung des Geschäftes. Oft frug sie den Mann, wenn sie ihn wie einen Kalendermacher im Nachdenken versunken sah: „Was sinnst Du doch wieder

für Pläne aus?“ Meister Matthias erwiederte in der Regel darauf nichts, bis er mit seinen Entwürfen im Reinen war; dann wußte er aber auch jede Einwendung mit zehn Gegengründen niederzuschlagen. So einsichtsvoll und verständig als Hauswirthin auch Frau Anna Maria schien, so vermochte sie doch nicht die Zweck- und Zeitgemäßheit sowie die Tragweite der Unternehmungen ihres Mannes zu beurtheilen. Doch wußte sie den Werth einer guten Buch- und Rechnungsführung zu schätzen. Das geht aus dem Umstand hervor, daß sie nach Eintritt des neuen Buchhalters, der seine Thätigkeit mit Aufnahme eines vollständigen Inventars und Einführung eines sorgfältigen kaufmännischen Buchungssystems begann, über den Fortgang und das Gedeihen des Geschäftes beruhigter war. Leider blieb der treue Angestellte nicht lange; er nahm eine von einem St. Galler Hause ihm angebotene, bessere Stelle an. Einen höhern Jahrgehalt hatte Matthias Näf nicht bewilligen wollen, weil derselbe befürchtete, seine Geschäftsfreunde in St. Gallen möchten es ihm verdenken, daß er einen so hoch bezahlten Angestellten unterhalte.

Wenn der Stein einmal im Rollen ist — wer hält ihn auf? vorwärts und immer vorwärts ging's im Näf'schen Anwesen. Aber je weniger der Mensch an ein großes Ungemach denkt, um so näher ist dieses nicht selten. Eine schwere Prüfung stand der Näf'schen Familie bevor, ein empfindlicher Verlust für Alle. Im April 1833 starb Mutter Anna Maria, eine Stunde nach ihrer neunten Entbindung, im Alter von 47 Jahren. „O ich habe ein treues, sorgendes Weib und meine Kinder eine gute Mutter verloren“, schluchzte tieferschüttert der Wittwer.

5.

Die Stellung, welche der Fabrikant auf dem Gebiete des Gewerbs- und Verkehrslebens einnimmt, ist eine weit schwierigere und gefahrvollere, als diejenige des Kaufmanns. Sie wird es noch mehr, wenn der Rohstoff der Fabrikation aus fernen Erdtheilen bezogen werden muß, wenn seine Verarbeitung der Laune und dem wechselnden Geschmack der Mode unterworfen ist. Wagt der Fabrikant heuer Tausende, um diesen oder jenen Modeartikel zu erzeugen, zieht er zu diesem Zweck neue Maschinen und Einrichtungen heran, so kann vielleicht schon ein Jahr nachher mit den zu erzeugenden Produkten auch die Arbeitsmaschine veraltet und das darauf verwendete Kapital zum Theil verloren sein. Jagt doch unablässig eine Mode die andere, eine Erfindung in der Mechanik und Chemie verdrängt die andere, und dazu kommt noch die Macht der Konkurrenz und die Versperrung naher und ferner Abzugsquellen durch Zölle und andere mißliche Erschwerungen.

Dieses gefahr- und wechselvolle Loos des Fabrikanten war auch Matthias Näf nicht erspart. Welche Sorgen erwuchsen ihm nicht aus den wiederkehrenden Handelskrisen, Ueberproduktion und Geschäftsstockungen, zumal seinen Spinnern, Spulern, Webern, Färbern, Druckern, Appretirern und andern Arbeitern gegenüber, deren Zahl immer zunahm und nach und nach bis auf etliche Tausende angestiegen war! Solcher Krisen hatte er fünf, eine im Jahre 1826,

eine zweite 1832, eine dritte 1837, eine vierte 1842, die fünfte und letzte 1846 zu überstehen. Die erste und dritte war dem plötzlichen Steigen und Fallen der Garnpreise, die zweite und vierte der Ueberschwemmung durch Fabrikate auf einzelnen Plätzen, die letzte der Ueberproduktion und der gleichzeitig eingetretenen Theuerung der Lebensmittel zuzuschreiben.

Wie man sieht, es war die Kugel immer im Rollen geblieben. Erzeugung und Beziehungen nach allen Theilen hatten sich immer mehr ausgedehnt. Jede Woche begab sich Matthias Näf wenigstens ein Mal nach St. Gallen. Waren es ausgeführte Bestellungen, so fuhr er mit der Ladung geraden Wegs zum Magazin des Bestellers, im andern Falle verkaufte er seine Erzeugnisse auf den Comptoirs der Händler. An einem Markttage sah man in St. Gallen oft sechs bis acht solcher Fabrikanten, wie unser Näf damals noch einer war, im Hausgange vor den Schreibstuben warten, was, namentlich zur Winterszeit, eben nicht zu den Annehmlichkeiten des Fabrikantenlebens gehören mochte. Da es in den meisten Comptoiren nicht üblich ist, den Fabrikanten Vormittags Baarzahlungen oder Bankscheine auszuhändigen, nach 4 Uhr Abends aber wiederum auf der Bank in der Regel kein Geld mehr zu erhalten war, so mußte die Zwischenzeit wohl benutzt werden, wenn die Fabrikanten ihre Hauptgeschäfte erledigen wollten. „Heute", so klagte Herr Näf oft, wenn er todmüde von St. Gallen nach Hause kam, „heute habe ich wieder brav die B'setzi (das Gassenpflaster) ablaufen müssen." Um an den Markttagen schneller Zutritt zu den Schreibstuben zu erhalten, richtete er es ein, am Donnerstag in St. Gallen einzutreffen.

Wenn ihm nun auch diese Mühe und die Abhängigkeit von den Kaufleuten zu St. Gallen auf die Dauer lästig werden mußte, so war dies doch nicht die Hauptveranlassung, weshalb er sich entschloß, allmälig mit der Fabrikation auch den Selbstverkauf der von ihm erzeugten Waaren zu verbinden. Der Hauptgrund lag in seinem Verhältniß als Fabrikherr zu den Arbeitern. Die Kaufleute gaben ihm natürlich nur so lange Aufträge, als sie Aussicht hatten, die bestellten Waaren rasch und ohne Verlust absetzen zu können. Was er in der Zwischenzeit und bis sie wieder Waaren bedurften mit seinem Haufen von Arbeitern anfange, darum bekümmerte sich Niemand. Ein Fabrikherr aber, der gar keine Verbindungen mit dem Auslande unterhält, kann auch nicht die Chancen des großen Marktes beurtheilen. Er weiß kaum zuversichtlich einmal, bei welchen Artikeln, wenn solche auf Lager gefertigt werden, er am wenigsten Gefahr läuft. Es entspricht daher nur dem natürlichen Gange der Dinge, wenn bei einem solchen Fabrikanten, besonders in geschäftsstillen Zeiten, der Wunsch entsteht, die von ihm erzeugten Produkte mit Umgehung von Mittelspersonen absetzen zu können. Näf hätte es gewiß schon in der ersten Hälfte der Dreißiger-Jahre nicht beim bloßen Versuche von Konsignations-Sendungen bewenden lassen, wäre nicht in Folge der um dieselbe Zeit eingetretenen Garntheuerung seine ganze Aufmerksamkeit zuerst und vor Allem in einer andern Richtung und für ein anderes Unternehmen in Anspruch genommen gewesen.

Dieses Unternehmen war der Bau einer Spinnerei. Auf den großen Brand in New-York folgte ein ganz unnatürlicher Aufschwung der Geschäfte und infolge der Mißverhältnisse zwischen der Regierung und den Banken ward eine

empfindliche Bedrückung des öffentlichen Kredits fühlbar. Im weiten Gebiete der Vereinigten Staaten stockten ganz plötzlich Handel und Gewerbe und zwar hielten diese beängstigenden Zustände so lange an, bis die bald rascher fallenden Preise von Baumwolle und Garn wieder festeren Boden gewonnen hatten. Im Jahr 1835 und 1836 war in der Schweiz theilweise ein solcher Garnmangel eingetreten, daß z. B. Nr. 40 um 20 Xr. das Pfund in die Höhe ging, ohne daß darum der Rohstoff, die Baumwolle, theurer geworden wäre. Als nun die Spinner und Garnhändler von Woche zu Woche in ihren Forderungen begehrlicher wurden, entschloß sich Näf, die ihm zu Gebote stehenden Wasserkräfte zum Zweck des Baues einer Spinnerei für seinen eigenen Garnbedarf von Sachkundigen prüfen zu lassen. Ihr Ausspruch lautete dem Unternehmen günstig. Jetzt begann das Rechnen und Kalkuliren — Tage und Nächte lang. Nicht unter 100,000 Fl. nahm ein solcher Bau in Anspruch, dazu gerechnet die Beschaffung der Spinnmaschinen. Wie diese Hunderttausende flüssig machen, ohne das sonst noch nothwendige Produktionskapital zu schwächen oder gar das ganze Geschäft in Stockung zu bringen? Hier half wieder, wie früher so oft, der gute Name und das Vertrauen, welches man dem einfachen, arbeitsamen und dabei so anspruchslosen Manne schenkte. Mehrere Geldbesitzer zeigten sich sofort bereit, ihm gegen hypothekarische Verschreibung der zu erbauenden Spinnerei beiläufig die halbe Summe des ganzen Kostenvoranschlages verzinslich herzuleihen. Der Entschluß zur Ausführung des Unternehmens wurde nun im Sommer 1835 gefaßt.

Näf war in diesem Augenblicke eben mit der Anlage einer Jacquard-Weberei-Einrichtung beschäftigt, von der ihm fast Jedermann schlechte Geschäfte weissagte, während er gerade aus dem Gewinn dieser Weberei einen Theil der Spinnerei-Baukosten tilgen zu können hoffte. Der Erfolg entschied sich für ihn.

Unser Mann sammelte nun im Laufe des Sommers 1835 die Materialien zur Ausführung des Spinnereigebäudes. An Bausteinen fehlte es in der Umgegend nicht; einen Ofen zum Brennen der Kalk- und Ziegelsteine legte er selbst an und feuerte denselben größtentheils mit dem Abfall des Bauholzes. So kam er viel wohlfeiler zu Kalk- und Ziegelsteinen, als wenn er dies Alles hätte kaufen müssen. Spät erst konnte im Jahre 1836, in Folge des starken Schneefalles, der Bau selbst begonnen werden. Desto rascher schritt das begonnene Werk seiner Vollendung entgegen. Um den guten Willen der Werkleute wach zu erhalten, spendete er ihnen jedesmal, wenn sie mit einem Stockwerk innerhalb der anberaumten Zeit fertig geworden, einen Eimer 1834er Wein. Näf selbst war der erste und letzte auf dem Bauplatz. So konnte im August der Dachstuhl aufgerichtet, im darauf folgenden Winter konnten die Maschinen ein- und aufgestellt und am 28. Mai 1837 die Arbeiten in der neuen Fabrik begonnen werden. Einem tüchtigen jungen Manne aus der Verwandtschaft, der bisher in der Färberei gearbeitet, wurde Gelegenheit und Unterstützung geboten, sich im Spinnereiwesen auszubilden, und derselbe bereits nach anderthalb Jahren der Spinnerei als Leiter und Aufseher zugesellt.

Die Freude über den vollendeten Bau wurde bald getrübt durch den Rückfall der Garnpreise auf die frühern niedern Ansätze. Im Oktober 1836 standen die Preise des Baumwollengarns am höchsten: Nr. 60, 1 Fl. 30 Xr., Zettel Nr. 40, 1 Fl. 4 Xr., dann 1 Fl. 2 Xr. und 41 Xr. im Mai 1837, und so blieben

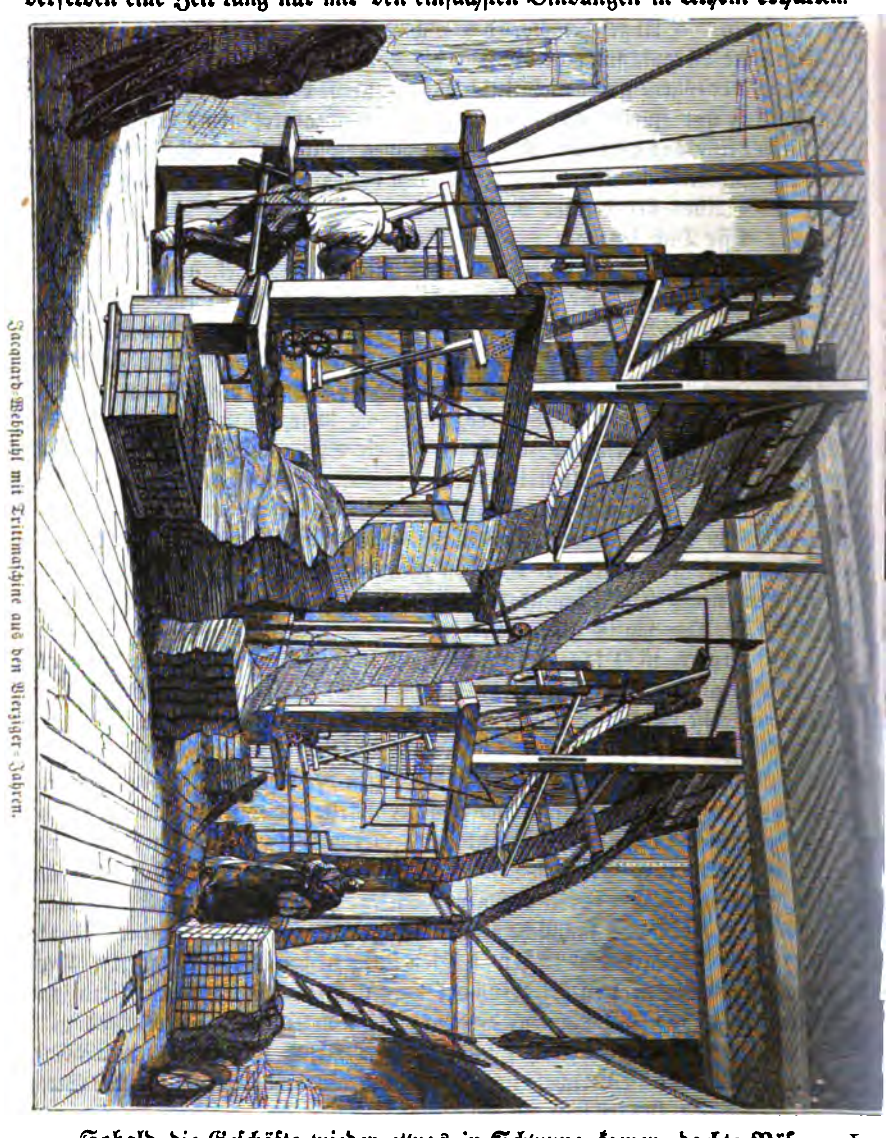
sie ohne merkliche Veränderung in den Jahren 1838 und 1839, um nach allmähligem Sinken in den Jahren 1840 und 1841 — im Heumonat 1842 den bis dahin niedrigsten Stand mit 54 Xr. Nr. 60 und 34 Xr. Nr. 40 Zettel — zu erreichen. — Abgesehen von den Schwankungen, zu welchen die Lage der Weltmärkte Veranlassung giebt, trug die Konkurrenz doch wesentlich zu diesem Abschlag der Garn- und beziehentlich Waarenpreise bei. Allein in den Kantonen St. Gallen und Zürich wurden 1837 tausend und aber tausend Spindeln mehr als bisher in Gang gebracht. Auch im deutschen Zollverein, wohin sehr viel Garn aus der Schweiz eingeführt wurde, tauchten immer mehr neue Spinnereien auf.

Dies Alles fiel Meister Matthias Näf zu Niederutzwyl gar schwer auf's Herz. „Risse Dich jetzt der Tod aus Deinen Werken", dachte er bisweilen bei sich selbst, „Deine Hinterlassenen würden kaum 30,000 Fl. aus den Bauten und Gewerken ziehen, die Dich Hunderttausende gekostet haben." In solchen Augenblicken brachte der befriedigende Gang der Erzeugnisse der Jacquard-Weberei, deren Einrichtung ihm so Viele verdacht hatten, einigen Trost und Ersatz. Denn um diese Zeit waren, so zu sagen, fast nur die Jacquard-Artikel begehrt. Mit dem Jahre 1839 begannen die Geschäfte wieder aufzublühen. Sobald Näf die festgesetzten Zahlungen für die Spinnmaschinen geleistet, schritt er zur Errichtung eines Appretur-Gebäudes vor, um die Verführung nach den entfernten Appreturen zu St. Gallen und Herisau sich zu ersparen. Noch im Herbste 1839 ward eine Appretur-Maschine in dem hierzu errichteten Gebäude aufgestellt und im Frühling 1840 schon zu appretiren angefangen; bald arbeiteten in dem neuen Etablissement 15 Leute, welche jährlich durchschnittlich à Person 230 Fl. oder täglich 45 Xr. verdienten.

Es dauerte nicht lange, so galt die Näf'sche Glanzappretur weitaus als die schönste und reinste. Dazu trug eine von Näf selbst ersonnene Vorrichtung bei, vermittelst welcher er den in seiner Fabrik hergestellten Waaren den Glanz der sächsischen verlieh. Wirklich gewannen auch seine Erzeugnisse, besonders im Orient, bald denselben guten Ruf, wie diejenigen der besten sächsischen Fabriken. Als daher einer seiner Kommissionäre in der Türkei ihm anempfahl, die Firma eines sächsischen Hauses auf die Etiketten seiner Artikel zu setzen, um ihnen einen erweiterten Markt zu verschaffen, wies er das Ansinnen mit Entrüstung von der Hand. „Wenn ich", so schrieb er jenem Agenten, „die Waare in jeder Beziehung so gut liefere, als das sächsische Haus, dessen Firma ich mir beilegen soll, so wird *meine* Firma zuletzt auch noch ihren Weg zu den Käufern finden." Dem wackern Fabrikanten von Niederutzwyl war nicht nur am Gewinn, ihm war auch an der Ehre seines Namens gelegen. Als Schweizer und St. Galler wollte er auch beitragen, der Schweizer und St. Galler Industrie in fernen Ländern Achtung und Ruf zu verschaffen. Und in der That, der kaufmännische Stolz der wackeren St. Galler war ein wohlberechtigter.

In den Jahren 1840 und 1844 machte Näf insbesondere nach dem Orient treffliche Geschäfte. Seine Jacquard-Artikel wurden von Jahr zu Jahr immer gesuchter, namentlich diejenigen, welche er ausschließlich für die Levante fabriziren und dorthin ausführen ließ. Als aber in der folgenden Zeit jeder Fabrikant Jacquard-Stühle einrichtete, wurde der Markt mit Jacquard-Artikeln dermaßen

überfüllt, daß diese zu jedem Preise losgeschlagen werden mußten. Bald fielen eine Menge Stühle den Fabrikanten zur Last, und auch Näf konnte einen Theil derselben eine Zeit lang nur mit den einfachsten Bindungen in Athem erhalten.



Jacquard-Webstuhl mit Trittmaschine aus den Vierziger-Jahren.

Sobald die Geschäfte wieder etwas in Schwung kamen, dachte Näf au… wieder an die Erweiterung und Verbesserung seiner Anstalten. Die Spinne… war 1837 nur zur Hälfte mit Maschinen versehen worden; es arbeiteten ni… mehr als zehn Spinnstühle zu je 408 Spindeln. Von 1838 bis 1844 wurd… zwei weitere Stühle und 1846 noch vier derselben angeschafft. Zum vollen B…

triebe dieser 18 Stühle mit ihren 7344 Spindeln waren 14 bis 16 Pferdekräfte thätig, d. h. bei gehörigem Wasserstande ein Rad von 34 Fuß Durchmesser und 4½ Fuß Breite in Bewegung, welches in jeder Sekunde 4½ □Fuß Wasser aufzunehmen hat. Mit den 7344 Spindeln vermochte man jährlich ca. 2000 Ctr. Garn in der Durchschnittsnummer 38 zu spinnen. Die Nummern stiegen von 20 bis 70, ausschließlich in Zettel. In jeder Woche lieferte man also etwa 38 Ctr. engl. Nr. 38. Dazu waren 120 Arbeiter erforderlich, unter denen sich 103 Erwachsene und nur 17 Kinder im Alter von 13 bis 16 Jahren befanden. Es kamen demnach 61 Spindeln auf einen Arbeiter. Das Maximum ihrer Arbeitszeit stieg auf 13 Stunden täglich und zwar Vormittags von 5 bis 12 Uhr und Nachmittags von 1 bis 7 Uhr im Sommer; zur Winterszeit hingegen von 6 bis 12 Uhr Vor- und 1 bis 8 Uhr Nachmittags. Das Maximum des Arbeitslohnes war täglich 1 Fl. pro Mann, das Lohn-Minimum für ein Kind 16 Xr.

Diese 7344 Spindeln spannen ausschließlich für Näf's Weberei, welche außerdem jährlich ca. 110,000 Fl. als Löhne an beiläufig 900 bis 1000 Handweber verausgabte. Einzelne dieser Arbeiter, zumal die Jacquard-Weber, verdienten wöchentlich bis 6 Fl. und mehr, ein guter Theil derselben 4 Fl. und ein noch größerer brachte es auf etwa nur 3 Fl. Das Spulen des Eintrags, das Schlichten, Andrehen, Bürsten und die Unterhaltung des Webstuhls fiel dem Weber zur Last. Die Spulerlöhne in Näf's Geschäft, die alljährlich eine Ausgabe von 10,000 Fl. veranlaßten, vertheilten sich auf 240 Familien von je 1 bis 4 Spulern. Das Spulen, welches selten als Haupt-, vielmehr meist nur als Nebenbeschäftigung getrieben wird, lohnte, mit Ausnahme des Flachsspinnens, am wenigsten. Eine fleißige Spulerin, die den ganzen Tag mit gutem Garne arbeitet, verdiente nicht mehr als 14 Xr. Da diese Arbeit aber der Hand des Kindes wie des Greises gleich nahe liegt, so stehen dem Fabrikanten stets eine Menge Spuler zu Gebote. So schlecht diese Arbeit auch bezahlt wird, sie ist denn doch eine Wohlthat für die ärmere Klasse, die, zumal im Winter, in der Schweiz sonst gar nichts verdienen könnte.

In Gefahr, durch einen händelsüchtigen Nachbar die benöthigten Wasserkräfte einzubüßen, war Näf, obschon er den Prozeß gewann, doch darauf bedacht, seinem Etablissement zu einer Dampfkraft zu verhelfen, zumal eine Dampfmaschine, wie er sie nöthig hatte, nicht mehr Brennmaterial erforderte, als er seither für die Garnfärberei gebrauchte, abgesehen davon, daß der ausströmende Dampf sich in der Färberei sowie zum Sieden der Garne verwenden lassen würde.

Bald war die Dampfmaschine im Gange und auch die bisherige Färberei, die zu klein geworden, durch ein neues größeres Gebäude ersetzt worden. Dies Alles erheischte freilich wiederum neue Kapitalbeschaffungen. Denn das, was Näf verdient hatte, stak im Geschäfte und war dort nicht zu entbehren, und zwar um so weniger, als damals der Waaren-Absatz nach St. Gallen beinahe ganz aufgehört und der Verkauf für eigene Rechnung in die Ferne immer mehr Fonds in Anspruch genommen hatte. Umsonst wollte die ältere Tochter, Marie Anna, die sich schon auf der Schreibstube gleich dem besten Kommis nützlich zu machen wußte, den Vater bereden, die Herstellung der Dampfmaschine zu verschieben, bis mehr Geld in der Kasse sei. Es half nichts. Die liebe Mahnerin wurde mit der Antwort heimgeschickt: „Ich sehe schon, daß ich noch wacker drauflos bauen muß, so lange ich lebe; bin ich einmal todt, so habt Ihr s'Courage nicht mehr dazu!“

Und in der That, die neue Dampfmaschine von 12 Pferdekräften leistete die trefflichsten Dienste. Während man früher in dem Notizbuche über die Leistungen der Spinnstühle nur zu oft lesen mußte: „wegen Wassermangel das gewöhnliche Quantum von Gespinnst nicht geliefert", oder „Wassermangel gebot Rasttag" u. dgl., war fortan davon nicht mehr die Rede, indem der Dampf, wenn das Wasser den Dienst versagte, den Spinnwerken das erforderliche Leben einhauchte.

In der Färberei verbrauchte Näf Jahr für Jahr an verschiedenen Farbewaaren (türkischroth, solidblau, gebleichte und bunte Farben) durchschnittlich für die Summe von 22,000 Fl. Rechnet man hierzu den mittlern Jahreslohn von 13 Färbern täglich zu 46 Xr., also in Summa 3130 Fl., so ergiebt sich ohne Brennmaterial- und andere Kosten ein Jahresbedarf von 25,130 Fl.

Wirft man nun noch einen Blick auf die gesammten Arbeitsvorgänge in der Baumwollen-Manufaktur des Matthias Näf von Niederutzwyl, so bemerkt man eine ununterbrochene Stufenleiter von Thätigkeiten. — Zuerst konnte man die rohe Baumwolle aus Amerika oder Aegypten in Niederutzwyl ankommen sehen, dann wahrnehmen, wie dieselbe in Näf's Spinnerei zu Garnen von verschiedenen Nummern*) versponnen ward, hierauf darauf achten, wie das rohe Garn in der Färberei türkischroth, blau, bunt 2c. gefärbt ward. Weiterhin konnte man sehen, wie das rohe oder gefärbte Garn von einer Menge Spulern in hundert und hundert zerstreuten Wohnungen an leichten Treib- und Tretmaschinen zum Zettel und Weben vorbereitet, d. h. gespult ward; wie dann die Werfen mit den Einschlagspulen von tausend Handwebern, die von Libingen bis Mörswyl und Untereggen auf eigenen Webstühlen oder auf Näf's Jacquard-Maschinen arbeiteten, zu Tüchern (Printanniers, Ginghams, Moreas und wie ihre Namen alle heißen) verwebt wurden; hierauf konnte man diesen Waaren allen wieder in der Appretur begegnen und wahrnehmen, wie sie daraus glänzend und mit zierlichen Etiketten versehen wieder hervorgingen; endlich konnte man die wohl appretirten Waaren von dem thätigen Toggenburger Fabrikanten selbst in den Welthandel bringen sehen, um von zahlreichen Kommissionären zu Konstantinopel, Smyrna, Alexandrien, Beirut, in Ost- und Westindien, ja in dem indischen Archipel an Levantiner, Türken, Kleinasiaten, Aegypter, Hindostaner, Chinesen 2c. verkauft zu werden, die sie wiederum zu Turbanen, Manns- und Frauenkleidern, Matratzen, Bettstücken 2c. verarbeiteten.

6.

Wir haben nun den ehrenfesten Matthias Näf als einfachen Weber, später als Fabrikant und Großindustriellen kennen gelernt, wir wollen nun den wackern Schweizer auch noch als Landwirth, als Familien- und Fabrikvater, als Bürger und bürgerlichen Vertrauensmann kennen lernen.

Inmitten seiner ausgedehnten industriellen Bestrebungen und Erfolge war Näf immerdar ein Freund der Natur und der Landwirthschaft geblieben. Was einem andern industriellen Berufsgenossen zum Nachtheil, vielleicht zum

---

*) Die Garnnummer bezeichnet die Zahl der Schneller, die auf 1 Pfund gehen. Jeder Schneller hat 1000 Fäden oder Umgänge am Haspel.

Falle gereicht hätte, — der gleichzeitige Fortbetrieb einer bedeutenden Landwirthschaft — half ihm gerade seine industriellen Erfolge sichern. Ein so tüchtiger Repräsentant der Industrie er auch war, und so heilsam wie unerläßlich er deren naturgemäße, durch keinerlei Schutzzoll künstlich geförderte Entwickelung für sein engeres und weiteres Vaterland betrachtete, so erblickte er doch in der Landwirthschaft und im Grundbesitz und dessen Pflege das Grundelement aller Volkswohlfahrt. Gleichwie er daher seine Arbeiter bei jedem Anlaß ermunterte, die Garten- und Landwirthschaft nicht zu vernachlässigen, vielmehr ihre Ersparnisse zum Ankauf wenigstens von so viel Aecker und Wiesen zu verwenden, daß sie mindestens eine Kuh oder Ziege halten, Gemüse und Kartoffeln pflanzen könnten: so ging er ihnen auch hierin, wie in Allem, mit gutem Beispiele voran.

Anstatt alles gewonnene Geld wiederum in sein Fabrik- und Handelsgeschäft zu stecken, verwendete er einen Theil seines Gewinnes zum Ankauf von Grund und Boden und ließ sich dessen gute Bewirthschaftung stets angelegen sein. Zu den hundert Jochen Land, welche er bereits besaß, kaufte er 1843 noch zwanzig Morgen Wald- und Staudenboden an der Glatt und verwandelte denselben schon bis zum folgenden Jahre in herrliches, fruchttragendes Ackerfeld. Wohin sich Näf nur wende, meinten die Leute in der Gegend, da wachse der Klee unter seinen Füßen. „Darüber dürfe man sich nicht wundern", meinte dann wol Frau Susanne, Näf's zweite Lebensgefährtin, die ihm fünf Kinder in die Ehe brachte, „ihr Mann richte sich halt nach dem rechten Kalenderzeichen — er dünge am andern Tag wieder (Widder)."

Durch den Betrieb des Landbaues erzielte Näf manche ganz wesentliche Vortheile. Einmal verdoppelte er den Werth des eigenen Bodens, zweitens beförderte er mittelbar durch seine Musterwirthschaft die bessere Pflege der Bauergüter in der Umgegend, drittens verwandelte er einen Theil seines Fabrik-Gewinnes in die sicherste Kapitalanlage, viertens endlich ward ihm dadurch möglich, einer großen Anzahl seiner Arbeiter nicht nur Lohn, sondern in theuern wie in wohlfeilen Zeiten gute, gesunde Nahrung zu verabreichen.

Durch häusliche Verpflegung der Arbeiter an dem Tische des Fabrikherrn zeichneten sich die Näf'schen Industrie-Anstalten in Niederutzwyl vor Hunderten auf's Vortheilhafteste aus. Die Arbeiter, in stetem freundlichen Verkehr und unter heilsamer Aufsicht des Fabrikherrn, regelmäßig und gut genährt, verfielen weniger leicht der Liederlichkeit und dem Wirthshaushocken und konnten daher auch weit eher zu einem Spar- und Nothpfennig gelangen. Während an andern Orten die Fabrikherren nur zu häufig sich begnügen, ihren Arbeitern wöchentlich das Lohnguthaben auszahlen zu lassen, ohne mit ihnen eigentlich in nähere Berührung zu kommen und sich daher weder um ihr Schicksal, noch um ihr leibliches und geistiges Wohl viel bekümmern, — war Näf der Nährvater, der Rathgeber und väterliche Freund seiner Arbeiter. Er stiftete unter ihnen einen Kranken- und einen Hülfsverein, von denen der erste 80, der zweite 45 Mitglieder zählte und deren jeder seinen entsprechenden Fond besaß. Später wurde diesen wohlthätigen Anstalten noch eine Sparkasse für die Arbeiter und andere Bewohner der Umgegend angereiht.

Näf's Sinnen und Trachten für das Gedeihen seiner Industriethätigkeit,

seiner Landwirthschaft und für das Wohl seiner zahlreichen Arbeiterfamilie hielt ihn nicht ab, sich zu erinnern, daß er auch Bürger einer Gemeinde und eines aufstrebenden Freistaates sei, dem er einen schönen Theil seiner Kräfte und Fähigkeiten schulde. Als mehrjähriges Mitglied des Erziehungsraths ließ er sich vor Allem die Verbesserung des Zustandes der Schulen seiner Gemeinde um so eifriger angelegen sein, je mehr er an sich selbst die Erfahrung gemacht, wie schwer der versäumte oder unmöglich gewesene Besuch einer guten Elementarschule im vorgerückten Alter nachzuholen sei. Als Mitglied des Gemeinderathes brachte er für Verbesserung des Straßenwesens mannigfache Opfer. Ohne gute Straßen, wiederholte er oft, ist ein lebendiger Verkehr ebenso wenig möglich, als ohne Adern der Blutumlauf im Menschen. Die Verbesserung des Looses der arbeitsunfähigen Armen lag ihm ganz besonders am Herzen. Als die Gemeinde Henau ein bäuerliches Anwesen ankaufte, um dasselbe zu einem Armenhause einzurichten, drang er auf einen zweckmäßigen, die Zukunft berücksichtigenden Neubau. Er legte, um die Bürger für seinen Vorschlag um so sicherer zu gewinnen, eine genaue Kostenberechnung vor und verpflichtete sich, was der Bau mehr koste als die veranschlagte Summe, aus seiner Tasche bezahlen zu wollen. Näf's wohl gemeinter Vorschlag ward von der Bürgerversammlung mit ein paar Stimmen Mehrheit abgelehnt. Seither hat die Gemeinde durch wiederholte Flickbauten weit mehr als die für den Näf'schen Neubau veranschlagte Summe an das alte, unzweckmäßige Armenhaus verplempert.

An der politischen Umgestaltung des Kantons St. Gallen im Jahre 1831 nahm Matthias Näf als Mitglied des Verfassungsrathes eifrigen Antheil. Hier, wie nachher als Mitglied des Großen Rathes, stimmte und wirkte er unverdrossen Hand in Hand mit den Freunden vernünftiger Freiheit und echter Aufklärung.

Seine entschiedene Gesinnungsart wußten auch die Wähler der Bezirksgemeinde von Untertoggenburg wohl zu würdigen, als sie ihn im hartnäckigen Wahlkampf des Jahres 1845 wiederum zum Mitgliede des Großen Rathes auserkoren. Näf nahm die Wahl an, obschon sich bereits seit dem Jahre 1844 Anzeichen einer bedenklichen Krankheit bei ihm eingestellt hatten. Hochwichtige eidgenössische und kantonale Fragen harrten jedoch damals des Entscheides. Denn der wiederholte Versuch einer gewaltsamen Rückkehr der verbannten Luzerner an der Spitze bewaffneter Freischaaren hatte eben auf erschütternde Weise geendet, die Jesuiten waren am Hauptorte des vorörtlichen Standes Luzern eingezogen, der Eidgenossenschaft gegenüber hatte sich ein Sonderbund gebildet und der Vaterlandsfreund blickte voll düsterer Besorgnisse bangen Herzens in die Zukunft.

Um diese Zeit begab sich im obersten Rathe der kleinen Republik St. Gallen ein Ereigniß, wie ein solches vielleicht noch nirgends, seitdem es Kammern, Parlamente, berathende und gesetzgebende Behörden gibt, vorgekommen sein mag. Während der ganzen Amtsperiode von zwei Jahren zerfiel der St. Galler, aus 150 Mitgliedern bestehende Große Rath bei allen wichtigen Entscheidungen in zwei gleich starke Parteien, 75 Mitglieder auf der eidgenössischen (grünen), 75 auf der sonderbündischen (weißen) Seite!

Das war eine klägliche Erscheinung, am schlimmsten für den Kanton St. Gallen, der, nach innen gelähmt, nach außen, zumal in eidgenössischen Dingen, zu

einer Null herabgesunken war. Wenn die eine Halbscheid des Großen Rathes den Staatswagen 75 Schritte vorwärts gezogen, so schob ihn die andere sogleich wieder 75 Schritte rückwärts, so daß er immer auf dem gleichen Flecke stecken blieb.

Es waren aber auch zwei harte, peinliche Jahre für die Rathsherren. Jeder mußte sich regelmäßig zur Minute in der Sitzung einfinden, durfte sich nicht entfernen, hatte unfehlbar an allen Verhandlungen Theil zu nehmen. Wehe dem Dawiderhandelnden, er wäre wie ein Meineidiger an den Interessen seiner Partei angesehen und als solcher gebrandmarkt gewesen. Man erlebte es mehr als ein Mal, daß Söhne das Sterbebett ihrer Eltern verließen, um im Großen Rathe zu St. Gallen auf ihrem Posten zu sein, daß kranke Rathsherren von ihren politischen Freunden zu Wagen herbeigeführt wurden, damit sie an der Abstimmung Theil nehmen konnten. Handelte es sich um wichtige Wahlen, z. B. von Regierungsmitgliedern, Tagsatzungsgesandten u. dgl., und standen nicht 75 gegen 75 Wähler in ungelichteter Schlachtordnung, so wurde nicht selten durch Einlegung von unrichtigen Stimmzetteln die Wahlverhandlung so lange hingehalten, bis die zufällig Abwesenden wieder eingetroffen waren. Wollte in Augenblicken, in welchen keine wichtigen politischen Fragen auf der Tagesordnung standen, ein Mitglied der weißen Halbscheid es wagen, sich vor dem Schluß einer Sitzung wegzubegeben, so mußte er ein Mitglied der grünen Seite, d. h. einen gegenfüßlerischen Kollegen bewegen, die Sitzung mit ihm zu verlassen, um das bedrohte Gleichgewicht der Grünen und Weißen wieder herzustellen.

So leibte und lebte von August 1845 bis dahin 1847 St. Gallen's Großer Rath, dem der kränkelnde Matthias Näf als ein Treuer der Fünfundsiebzig auf der grünen, eidgenössischen Seite angehörte. Eine Badekur im Sommer 1845 stärkte vorübergehend den Leidenden. Leider verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand schon im folgenden Jahre wieder. Der Aufenthalt zu Gais im Sommer 1846 hatte einen schlagähnlichen Anfall zur Folge. Näf war seitdem und blieb ein kranker Mann. Beim Ausgehen mußte er sich mit dem Stocke behelfen.

In solchem Zustande empfing er die Einladung zu einer außerordentlichen Sitzung des Großen Rathes auf den 13. des Monats August. Schon frohlockte ein Blatt der Sonderbündischen, Matthias Näf sei zu krank, um im Großen Rath sich einfinden zu können. Frau und Kinder baten und beschworen ihn, zu Hause zu bleiben. Alles Bitten und Zureden der Seinigen half jedoch nichts. Der Kranke fuhr nach St. Gallen, wankte in den Sitzungssaal und wohnte den Verhandlungen, die ununterbrochen vom Morgen bis Nachmittags 3 Uhr dauerten, bei, ohne nur ein einziges Mal seinen Posten zu verlassen. Und doch wäre für ihn in der Zwischenzeit eine Labung so wohlthätig gewesen, zumal er gewohnt war, von je vier zu vier Stunden etwas zu essen. Allein an einem Stocke aus dem Saale hinaus- und wieder hereinwanken, das hätte Aufsehen erregt, und das war dem einfachen Mann zuwider. Die Folgen dieser Unterlassungssünde blieben nicht aus. Am zweiten Tage nach seiner Heimkunft ward er wiederholt vom Schlage gerührt und an der rechten Seite völlig gelähmt.

Als Mitglied des Großen Rathes ergriff Näf selten das Wort. Thaten waren ihm mehr als rathen und üben mehr als predigen. Sprach er aber, so sprach er kurz, klar, praktisch, den Nagel auf den Kopf treffend.

Als im Jahre 1845 die Vorbereitungsgesellschaft für Herstellung einer Eisenbahn von Rorschach nach St. Gallen und weiter nach Winterthur sich bildete, nahm sich Näf mit allem Eifer des großen Unternehmens an, unterstützte es durch Aktienzeichnungen und wurde zum Mitgliede des leitenden Komites ernannt. Wie würde der warme, einsichtsvolle Freund der neuen großartigen Verkehrswege sich gefreut haben, wenn er die langen Wagenreihen der herrlichen Bahn entlang, unweit seiner Schöpfungen, vorüber an Stolzenberg, Oberstetten, Roßmoos, Hub und Niederstätten, der Wiege seiner nächsten Vorfahren, hätte hinrasseln sehen, wenn er der Errichtung der Station Utzwyl auf der „Schaubühne“, am südlichen Vorsprung des Vogelberges, noch beigewohnt hätte!

Von dem letzten Nervenschlage, der ihn getroffen, erholte er sich nicht mehr. Das Gehirn hatte schwer gelitten. Quälender Schwindel verließ ihn fortan nicht wieder. Gegen Abend stellten sich leicht Fieber und vermehrte Engbrüstigkeit ein. Es zeigten sich die Spuren der lange gefürchteten Wassersucht.

In Matthias Näf lebte stets die Ahnung, daß er kein hohes Lebensalter erreichen werde. — „Gern hätte ich noch länger gelebt“, bekannte er dann in solchen Augenblicken, in denen er das Nahen des Todes fühlte; „meine Vorfahren haben fast Alle ein hohes Alter erreicht, sollte ich es nicht, weil ich vielleicht mehr gearbeitet und gewirkt, als ob ich nie von dem Irdischen scheiden müßte? O Herr, ich weiß, welch' unnützer Knecht ich vor Dir bin! Großer Meister, ich scheide gern, wenn Du Deinen Knecht von der irdischen Arbeit zu einer andern abrufst!“

Gegen Weihnachten wurde der treffliche Mann immer leidender, die Krankheit immer beschwerlicher und verzehrender. Am Christtage befand er sich nicht mehr im Stande, das Bett zu verlassen. Schon ward der Pulsschlag der eines Sterbenden. Den 29. Christmonat, den letzten Tag seines Lebens, brachte er des Nachmittags und gegen Abend fieberhaft aufgeregt zu. In wirren Reden gab er den Umstehenden die bald lieblichen, bald schaurigen Bilder kund, die seine vom Körper scheidende Seele bewegten und ihn bald düster, bald zu heiterer Freude stimmten. — Wie wenn er dem nahenden Tode entfliehen wollte, raffte er sich plötzlich gegen 5 Uhr vom Bette auf und schritt gegen die in's Freie führende Thüre, um sie zu öffnen. Daran von seiner Gattin gehindert, eilte er zum Fenster, öffnete dasselbe und seufzte in unaussprechlicher Beklommenheit: Luft! Luft! Inzwischen war auch die augenblicklich abwesende Tochter Marianne herbeigeeilt. Sie fand den sterbenden Vater am offenen Fenster, bot ihm den Arm, um ihn in das Bett zurückzuführen, und erhielt auf die Frage, was er wolle, als die letzte Antwort: Wasser! Wasser! Dieser Wunsch war kaum dem Sterbenden erfüllt, als er in die Arme der geliebten Tochter zurücksank und — verschied.

In diesem Augenblicke wies der Zeiger der Uhr auf die 5½ Morgenstunde. Er hatte sein Alter nicht höher als auf 54 Jahre 7½ Monate gebracht.

Matthias Näf war einfach, anspruchslos und treuherzig von Charakter. Sein natürlicher Verstand stellte ihn, wo es darauf ankam, einen Kampf gegen tüchtige Mitbewerber zu bestehen, mit oben an. Seines Werthes fast unbewußt, mit einer seltenen Geradheit des Charakters eine vielleicht allzu große

Bescheidenheit verbindend, flößte er Jedem Vertrauen ein, der sich ihm und dem er sich näherte. Das Wohlwollen, das ihn bei allen seinen Handlungen leitete, und die Bereitwilligkeit, zu rathen und zu helfen, erstreckte sich, wie auf seine Angehörigen, so auch auf seine Umgebungen, und gewann ihm die Herzen Aller.

Es war in den Dreißiger Jahren, als ein Bauer zu Buch bei Ausbesserung seines Brunnens verunglückte. Wie er tief unten im Schachte lag, stürzten neben ihm die Mauersteine zusammen und klammerten ihn bis zum Unterleibe ringsum dermaßen ein, daß der Halbverschüttete sich nicht mehr loszuwinden vermochte. Neben und über ihm drohten die durch die Erschütterung locker gewordenen Steine ebenfalls zusammen zu fallen und ihn ganz zu bedecken. Es war an einem kühlen Herbsttage Nachmittags, als das Unglück sich ereignete. Die zu Hülfe Eilenden und Neugierigen, die sich um die Oeffnung des Brunnens drängten, aus welcher das Stöhnen des Unglücklichen und der Ruf, um Gotteswillen keine Erschütterungen am Rande desselben zu veranlassen, heraufscholl, vermehrten die dumpfe Niedergeschlagenheit und die drohende Gefahr. Guter Rath war theuer, und ein unvorsichtig ausgeführter Rettungsversuch mußte den Armen vollends lebendig begraben. Die Kunde des Unglücks war bald auch nach Niederutzwyl gedrungen. Näf, erst abwesend, kam gerade nach ein paar Stunden heim und eilte nun sofort nach Buch. Hier traf er die Leute mit Grabung eines Stollens in schiefer Richtung gegen die Tiefe des Brunnens beschäftigt. Näf wies auf das Bedenkliche des begonnenen Rettungsversuches hin und schlug einen andern Weg vor. Vergeblich; die Bauern beharrten auf der Ausführung des begonnenen Werkes, und Näf kehrte besorgt spät Abends nach Hause zurück.

Dem Unglückstage folgte eine kalte Herbstnacht. Thee und warme Tücher, welche von Zeit zu Zeit dem Unglücklichen in den Schacht heruntergelassen wurden, bewahrten ihn vor Erstarrung und hielten seine Lebensgeister wach. Die Männer schaufelten und schaufelten. Näf, zu Hause angekommen, dachte nicht an das Zubettegehen; er sann über Rettung des Unglücklichen nach und hörte die Meinung von zweien seiner Angestellten. Bange Sorgen ließen ihn nicht zur Ruhe kommen, und so eilte er denn mit mehreren seiner Leute Nachts 10 Uhr abermals nach Buch. Hier fand er den Stollen kaum ein paar Fuß vorgerückt, jedoch die Arbeitenden geneigter, klügerm Rathe Gehör zu geben. Man bat ihn schließlich, die Leitung des Rettungsgeschäftes zu übernehmen. Näf ließ nun zuvörderst ein Rohr mit einem Boden aus Bretern zusammenschlagen und dasselbe zum Schutze seines Schützlings gegen das weitere Einstürzen der Schachtsteine über ihn hinunter senken. Dann wurden Langhölzer dem Rande entlang hinabgelassen, diese mit Querhölzern gefestigt und mit Bretern belegt. So konnten nun, gefahrlos für den im Schacht Verschütteten, die Steinschichten von oben herab weggenommen, und der während vierzehn banger Stunden schier verzweifelte arme Mann gerettet und seiner trostlosen Familie zurückgegeben werden.

Zur Förderung gemeinnütziger Zwecke, welche Zeit oder Geldopfer erheischten, ging Näf immer mit ermunterndem Beispiel voran. Seine gewonnene Menschenkenntniß, seine Leutseligkeit im Umgang, sein warmes Mitgefühl, das Praktische seiner auf Erfahrung gegründeten Rathschläge machten ihn zum oft aufgesuchten Rathgeber der Hülf- und Trostbedürftigen der weiten Umgegend.

Von Temperament war Näf reizbar, heftig; er wußte das wohl. Dennoch konnte er bei seinen Arbeitern oft eine lange Rechnung von Nachlässigkeiten auflaufen lassen, bis ihm endlich der Geduldsfaden, dann aber meist gründlich riß. Als einst unter seinen Arbeitern einige Unzufriedene, wie er glaubte, ungerechtfertigt und in drohender Haltung höhern Lohn verlangten, machte er kurzen Prozeß, nahm den Rädelsführer am Schopf und setzte ihn vor die Thüre des Arbeitssaales. Also machte er dem „Strike", der sich zu bilden begonnen, ein rasches Ende.

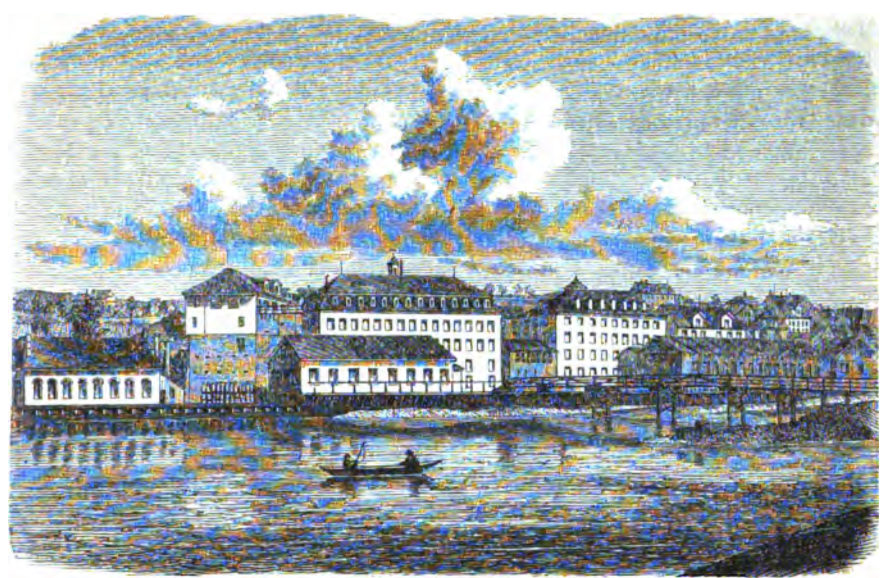
Seinem Hauswesen merkte man ländlich-sittliche Wohlhabenheit, die sich mit patriarchalischer Einfachheit recht gut paart, aller Wege an. Keiner haßte das „Außen fix und innen nix" gründlicher wie er. Von diesem Gesichtspunkt aus erzog er auch seine Kinder. Für ihre Ausbildung sparte er keine Kosten. Diese wurden aber auch reichlich heimgezahlt. In ausgezeichneter Weise ehren und vermehren sie, sowie die wackern Tochtermänner, die Schöpfungen des Vaters.

Von den Mühen des Tages und der Woche erholte er sich am liebsten im Kreise der Seinen oder in Gottes freier Natur. Oft brachte er die Frühstunden des Sonntags, zumal in der schönern Jahreszeit, auf dem Bühl, seinem Lieblingshügel beim Dorfe Niederutzwyl, zu, der beinahe inmitten des Landes lag, welches er urbar gemacht hatte. Wie freute er sich dann, inmitten seiner preis- und lobwürdigen Schöpfungen! Wie oft war es ihm dann, als wenn Gottes Geist über ihm weile, wenn er am arbeitsstillen, goldenen Sonntagsmorgen das Erdenrund mit seinen Frühlings-Herrlichkeiten übersah und aus Nah und Fern die Glocken von zwölf Kirchthürmen ihm Lust und Wonne in's dankbare Herz läuteten. Bis zu Thränen rührte ihn dann die Erinnerung an seine Jugendzeit und an die wunderbaren Wege, auf welchen ihn die Vorsehung vom armen Webergesellen bis zum Fabrikbesitzer und Nährvater von Tausenden fleißiger Arbeiter gnädiglich geleitet.

Wie würde sich das Herz jenes „Mannes eigener Kraft" erhoben haben, wenn Näf noch die Preiskrönung der Fabrikate seines Hauses gelegentlich der Welt-Industrieausstellung zu London erlebt hätte! Daß seine Stiefkinder, die im besten Einvernehmen mit den eigenen Kindern des Hauses leben, von seiner Güte nicht ausgeschlossen waren, weiß Jeder, der der Familie näher stand.

Wie der treffliche Mann schon als Knabe für seine jüngeren Brüder sorgte, als sein Vater nicht mehr für sie sorgen konnte, wurde schon früher erzählt. Hier bleibt uns zur Steuer der Wahrheit noch nachzuholen übrig, daß Näf's Vater später wieder zu hausen und zu sparen anfing, ja sich noch einmal verheirathete, daß dessen andere Ehe mit vier Kindern gesegnet ward, die jedoch überaus verhätschelt wurden. Matthias Näf nahm sich nach des Vaters Tode (im Jahre 1834) auch seiner Stiefbrüder an, gewöhnte sie an's Arbeiten und gab sich alle Mühe, denselben auch das Sparen und Haushalten beizubringen. Er stand seinen hülfsbedürftigen Verwandten mit Rath und That zur Seite und schämte sich ihrer nicht, auch nachdem er ein reicher, allbekannter Fabrikherr geworden war.

So lebte, dachte, wirkte und endigte Matthias Näf, der Toggenburger Fabrikant, einer jener Gerechten, deren Namen in Segen bleiben wird bei allen strebsamen Menschen innerhalb und außerhalb seines schönen Vaterlandes.



Blick auf das Etablissement der „Neumühle" von Escher, Wyß & Comp. in Zürich.

Hans Kaspar Escher vom Felsenhof,

Gründer der großen Maschinenwerkstätten (Neumühle) in Zürich.

(1775—1859.)

Die ältere und neuere Geschichte Zürichs hat uns eine Reihe von Namen und Charakterbildern aufbewahrt, welche sich als unvergänglicher Ehrenkranz um den Wahlspruch: «Turicum industria felix» winden. Glückliches Zürich, dessen edelste Charaktere es nie verschmäht haben, die Arbeit, den ausdauernden Fleiß, die gewerbliche Betriebsamkeit und das persönliche Handanlegen durch eigenes Vorgehen hoch zu halten, auf diesem Gebiete Männer des Fortschritts und Wohlthäter des Landes zu werden, und der Liebe zu Kunst und Wissenschaft, dem regen Interesse für das öffentliche Leben vor allem auch die Grundlage eines soliden Erwerbzweiges zu geben, zumal in Handel und Industrie. Dieselben Geschlechter, aus denen ein langes Register von Bürgermeistern zusammengesetzt ist, liefern uns auch die Namen der tüchtigsten Kaufleute und Fabrikanten. Die Werdmüller haben in Zürich einen „Seidenhof" und „Wollenhof" aufgebaut und gleichzeitig, Ende des XVI. Jahrhunderts, die beiden damit angedeuteten Gewerbe emporgebracht. Ein Daniel Bodmer gründete und befestigte das Ansehen seiner Seidenhandlung mitten in den Umwälzungen zu Ende des vorigen und zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts. Während Egg von Ellikon mit einigen hundert Schweizern nach Neapel (Piedemonte) zog, um dort unter unsäglichen Mühen und Schwierigkeiten der Industrie neues

Terrain zu erobern und anstatt eines Fremden-Bataillons ein leuchtendes Beispiel schweizerischer Kolonisations-Energie und praktischen Sinnes auf neapolitanischen Boden zu stellen, war Hans Kaspar Escher von Zürich nur wenig Jahre zuvor gleichsam in umgekehrter Anwendung seines industriellen Schöpfungstriebes aus der Fremde heimgekehrt, um in der Vaterstadt selbst eine Kolonie zu gründen, im Lauf der Zeit Tausende von Menschen in ihr zu sammeln und eine Masse von Intelligenz und Betriebsamkeit, von kaufmännischen Talenten und technischem Erfindungsgeist zum Heile des großen Ganzen wirken zu lassen.

Es sind nun beiläufig zwölf Jahre, seitdem der Mann, welcher so vielfach in seinem ganzen Leben mit Escher verbunden war, und lange Zeit als Staatsmann den Kanton Zürich repräsentirte, dem kranken, abwesenden Freunde einige Worte widmete, anknüpfend an die geschichtlichen Erinnerungen der versammelten Gesellschaft und an das Bild jenes bekannten Zürcher Staatsmannes, des Bürgermeisters Heinrich Escher, Gesandter am Hofe Ludwig's XIV., im Jahre 1687.

„Ich unterhielt die Gesellschaft diesen Morgen", sprach Bürgermeister von Muralt, „in Gegenwart mehrerer hochachtbarer Nachkommen des Bürgermeisters Heinrich Escher von dessen Bestrebungen und Erfolgen, von seinem schöpferischen Geiste und von der Kraft und Ausdauer seines Willens. — Einer seiner Nachkommen scheint in vorzüglichem Maße diese Eigenschaften des edeln Ahnherrn anererbt, oder sie sich, wenn auch in ganz verschiedener Laufbahn, zu eigen gemacht zu haben. Der weitaus bedeutendere Theil eines sehr ansehnlich gewordenen Quartiers der Vaterstadt, das billig seinen Namen tragen sollte, verdankt ihm das Dasein und die dort herrschende bienenartige Emsigkeit.

„Tausende finden hier ihr ehrenhaftes Auskommen, viele die Gelegenheit zu Entwickelung der eignen Talente. Dort hat unser Freund vor ungefähr einem halben Jahrhundert zuerst eine mechanische Baumwollspinnerei errichtet, großartig in ihrer Anlage nach dem Maßstabe jener Zeit, verhältnißmäßig klein erscheinend bei der Ausdehnung, welche diese Industrie seither gewonnen hat, darum aber nicht weniger beachtungs- und erwähnenswerth, weil unser Freund es war, der im Kanton Zürich den ersten kleinen Spinnstuhl aufgestellt, daß er es war, der ohne Hülfe von Wasser- oder Dampfkraft in einem Zimmer des väterlichen Hauses mit eigenen Händen die ersten Spindeln in Bewegung gesetzt und somit diesem wichtigen Industriezweige einen wesentlichen Impuls gegeben hat. Dort hat er dann nach und nach jene zahlreichen Werkstätten erbaut, in denen nach seinen Anordnungen die verschiedenartigsten Maschinen zu Hebung von Handel und Gewerbe verfertigt und fast tagtäglich auf schwer beladenen Frachtwagen aller Orten hin verführt werden. Dort entstehen vornehmlich auch jene Maschinen, welche nach Fulton's großer Entdeckung, durch Anwendung des in Dämpfe aufgelösten Wassers die menschlichen Kräfte vertausendfältigen und die hierdurch in den Verhältnissen der einzelnen Menschen und Völker zu einander bereits so große Veränderungen bewirkt haben und noch größere Veränderungen bewirken werden.

„Doch unsers Freundes schönste, an Wunder grenzende Schöpfung dürfte wohl auf jenen an und für sich selber wenig scheinbaren Werften zu finden sein, welche er mit Beihülfe seines leider viel zu frühe verstorbenen Sohnes mitten im europäischen Kontinente, im schweizerischen Hochlande, am Ausflusse der Limmat,

unten an der Stadt Zürich, errichtet hat. Auf jenen Werften werden Schiffe aus Eisen geschmiedet und mit Maschinen versehen, die sie befähigen, mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit die Gewässer zu durchschneiden und Wind und Wellen zu trotzen. Auf jenen Werften wurde eine bedeutende Anzahl jener eisernen Schiffe gebaut, welche alle vaterländischen Seen bedecken und überall um sich her reges Leben verbreiten. Ein anderes dort gebautes Schiff befährt das Mittelländische Meer und ist bald an den Gestaden Frankreichs, bald an denen Italiens, bald an den Küsten Afrika's zu treffen. Noch andere bewegen sich, zu Krieg und zu Frieden gerüstet, auf den Seen des nördlichen Italiens. Wieder ein anderes schaukelt seine schlanke Gestalt auf den Lagunen der adriatischen Inselstadt, und um den Bucentaur zu ersetzen, der gleichzeitig mit der ältesten Republik dort zu Grabe getragen worden ist. Wieder andere unterhalten die Verbindung zwischen dem Po und der Nebenbuhlerin Venedigs am Adriatischen Meere, befrachtet mit den vielartigsten Gegenständen des friedliebenden Handelsverkehrs. Wieder andere verfolgen den Lauf des Donaustromes bis zu den eisernen Pforten, vielleicht bis in das Schwarze Meer und an die Küsten von Asien hin. Ueberall, wo sie hingelangen, wird der Name Escher mit Ehren genannt, „Tausende flehen um die Erhaltung dieses Lebens; mögen sie noch lange Erhörung finden; schlägt aber auch einst seine Stunde, so werden seine Werke ihn überleben; sein Segen wird ihren dauernden Flor verleihen"...

Das Grab hat sich mittlerweile über dem großen Werkführer der Maschinenbauanstalten von Zürich geschlossen. Die stille Betrachtung des Ueberlebenden wendet sich vom Allgemeinen und Ganzen zu den individuellen Charakterzügen und rein menschlichen Quellen, aus denen jene große Werkthätigkeit geflossen ist. Ueberdem thut es außerordentlich wohl, nicht blos einen rastlosen Industriellen, sondern einen Ehrenmann und ausgeprägten Charakter auf manch' anderm Gebiete als dem der speziellen Berufsthätigkeit etwas näher kennen zu lernen. Die menschliche Wißbegierde liebt es, auch einen Blick in das Elternhaus und die freundliche Wohnstube eines dahingeschiedenen guten Mannes zu werfen.

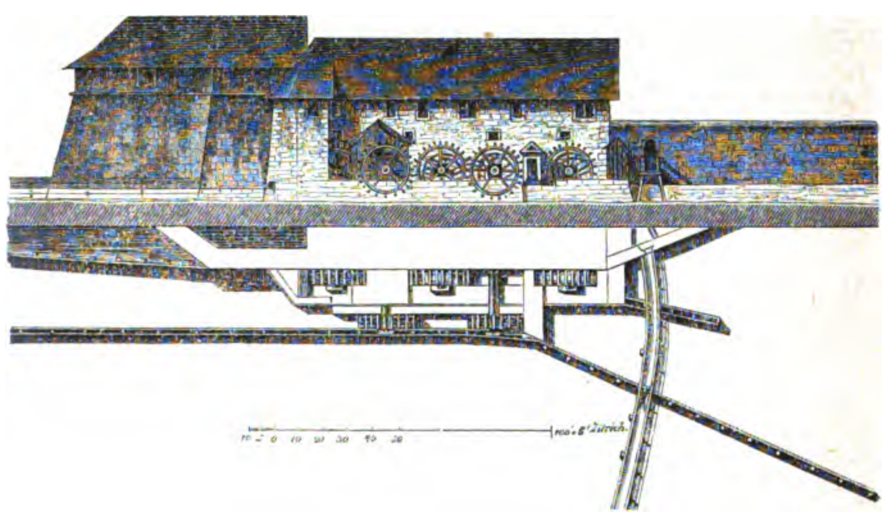
Johannes Escher vom Felsenhof († 1819, im Alter von 63½ Jahren), der Vater unsers Hans Kaspar, wird von denen, welche ihn noch kannten, als ein fein gebildeter Mann geschildert, der auf die spätere Entwicklung seines im Jahre 1775 gebornen Sohnes unzweifelhaft großen Einfluß übte, so wenig auch anfänglich der junge Kaspar zu besonderen Hoffnungen berechtigen mochte. Es ist gewiß, daß der Vater den Sohn unbehindert gewähren ließ, sobald er bei dessen Eintritt in die Jünglingsjahre das Erwachen tüchtigen Talentes und eines bestimmteren Strebens erkannte. Gleich bereitwillig stand der alte Escher dem Sohne zur Seite, als es sich um das für die Anschauung zu Anfang des Jahrhunderts überaus kühne Projekt einer Spinnerei handelte. Wenn uns dann weiter erzählt wird, daß die Mutter, eine geborne Landolt († 1829, im Alter von 75½ Jahren), eine eben so geistreiche als liebenswürdige Frau und wackere Mutter gewesen sei, von ihrem Kaspar heiß und innig geliebt: so wissen wir damit genug, um anzunehmen, daß wir, wie gewöhnlich bei Männern von gediegenem und menschlich schönem Charakter, so auch bei unserm Escher einen wesentlichen Theil dieser Eigenschaften als mütterliches Erbgut

betrachten dürfen. Hatte auch H. K. Escher mit den Nachtheilen eines mangelhaften Schulunterrichts, mit den Vorurtheilen und hergebrachten Anschauungen einer vergangenen Zeit und mit den Wogen der überall und unaufhörlich sich erneuernden europäischen Kriegsunruhen zu kämpfen, so genoß er doch das Glück, in seiner Familie und nächsten Umgebung mehr und mehr diejenige Anerkennung zu finden, ohne welche auch der strebsamste Sinn und entschlossenste Wille mitunter Gefahr läuft, von der Wucht überall eindringender, unfreundlicher Gewalten gebeugt zu werden und zu erlahmen. Der Aufenthalt in Rom, der dem jungen Manne gar viele neue Anschauungen und die Bekanntschaft mit Goethe eintrug, förderte bei ihm die erste, bestimmtere Ausbildung zum beruflichen Wirken auf dem Gebiete der Baukunst, von dem er sich indeß bald wieder abgewendet hat.

War es das mehr und mehr zum Charakterzug sich entwickelnde Streben und Suchen nach einem Wirkungskreis von selbständig schöpferischem Inhalt auf gewerblichem Boden, oder war es die Zeit, die damals einem Zürcher Architekten nur wenig Raum für praktische Entfaltung des Talentes und ausgedehnte Wirksamkeit geben mochte und darum zu andern Dingen hintrieb? — Für diese Blätter genügt es zu erfahren, daß unser Hans Kaspar Escher, wiewol er dem Spinnereifache seine Thätigkeit zuwandte, dennoch die Erinnerung an die Kunst bis an seinen Lebensabend als ein Heiligthum für Mußestunden aufbewahrte, liebte und pflegte, demgemäß jedwedes künstlerische Streben unterstützte, sowie in hundert Fällen und Fragen, wo es sich um bauliche Projekte handelte, seinen Freunden und den Behörden der Heimat bereitwilligst mit Rath beistand und Mitbegründer der Zürcher Künstlergesellschaft wurde. Bei dem raschen Heranwachsen seines Etablissements ist es sehr natürlich, daß er wenig Zeit fand, sich mit der Kunst selbstthätig zu beschäftigen; um so bezeichnender aber erscheint die Thatsache, daß er, sonst gar nicht vieler Gesellschaften Mitglied, überhaupt nicht Freund von geräuschvollem Gesellschaftsleben, bis in's höchste Alter nur selten und ungern den regelmäßig festgesetzten Wochentag und die Versammlungen jener Gesellschaft versäumte.

Ungefähr zur selbigen Zeit, da Escher mit entschlossenem Willen die Laufbahn des Baumwollen-Spinners betrat, richtete er sich auch häuslich ein und baute seinen eigenen Herd, indem er sich im Jahre 1806 mit Anna von Muralt verehelichte, die er nach 53jähriger Ehe als Wittwe hinterließ. In ihr fand er im schönsten Sinne des Wortes diejenige, welche ihm das Glück einer freundlichen Häuslichkeit, eines ruhig milden und zugleich verständigen weiblichen Einflusses auf all' sein Streben und Schaffen, erneuerte. Dieß will gewiß unendlich viel sagen, wenn wir uns um fünfzig Jahre zurückversetzen und ermessen, was es dazumal heißen mochte, im Dienst einer fruchtbaren, aber damals noch wenig bedeutenden Idee sich bis zu einem überall hochangesehenen Industriellen heraufzuarbeiten, als Autodidakt zunächst sich selbst Gewißheit und Zuversicht über das anzustrebende Ziel zu verschaffen, dann nicht selten mühsam die Freunde und die finanziellen Mittel zu suchen, mit überaus vorsichtigen Behörden in's Reine zu kommen, große Gebäude-Anlagen auszuführen, und mehrfach Reisen nach Deutschland, Großbritannien und Frankreich zu unternehmen, die damals keineswegs zu den Alltäglichkeiten gehörten. Alles, was heutzutage der Sohn

des wohlhabenden Fabrikanten und Kaufmanns als selbstverständliche und mühelose Zugabe zum tüchtigen polytechnischen Unterricht empfängt: eine Ausbildungsreise nach England oder ein paar Monate Aufenthalt in Amerika, war damals mehr oder minder Sache des Wagnisses. Alles mußte vom Fundament herauf aufgebaut werden und die Gründung eines Etablissements wie das der Neumühle, beziehentlich die Umwandlung derselben, konnte im ersten Dezennium dieses Jahrhunderts als ein nicht geringeres Werk gelten, wie etwa heutzutage die Bildung einer Eisenbahngesellschaft, die ihr Anlagekapital nach Millionen zählt.



Grundriß der Neumühle. (Nach einer Originalzeichnung aus dem Jahre 1774.)

Nachdem Escher in der Reise nach dem gewerbthätigen Sachsen und an dem bescheidenen ersten Spinnstuhl im Felsenhof die Periode des Probirens und Experimentirens durchgemacht und seine Ideen zu praktischer Ausführbarkeit geläutert hatte, wurde mit sicherem Blick und gleichem Geschick die sogenannte „Neumühle" in Angriff genommen, welche dann von 1814 an, in welches Jahr die längst beabsichtigte Reise nach England fällt, ihren ebenso stetigen wie soliden Aufschwung nahm, wiewohl auch hier im Lauf der Zeit noch mancher Stoß ausgehalten und mancher Stein hinweggeräumt werden mußte.

Wassergarn- und Mulemaschinen, lehrt uns G. Meier v. Knonau, wurden im Kanton Zürich zuerst 1802 von einem Engländer Travies in der Spinnerei bei Wülflingen aufgestellt, hatten aber nicht den gewünschten Erfolg. Die ersten, nach den besten englischen Modellen gebauten Drossel- und Mulemaschinen, deren Erzeugnisse sich rasch einen ungetheilten Beifall erwarben, arbeiteten im Juni 1807 in der Neumühle von Zürich.

Das mit dem Genie, der seltenen Beobachtungsgabe und unermüdeten Thätigkeit H. K. Escher's verbundene Gedeihen seiner Spinnerei veranlaßte die rasche Ausbreitung dieses Industriezweiges im ganzen Kanton und die Errichtung einer bedeutenden Menge von Spinnereien in der übrigen Schweiz, in

Italien und den angrenzenden österreichischen Provinzen und französischen Departements, welche alle die Modelle der Zürcher-Spinnerei auf verschiedenen Wegen benutzten*). Als die Spinnerei festen Fuß im Lande gefaßt hatte, war Escher's Neumühle eines der ersten Etablissements, welches darauf Bedacht nahm, für die Fabrikation der verschiedenen Maschinen in größerem und ausgedehnterm Maßstabe eigene Anstalten zu errichten, und schon zu Anfang der Dreißiger-Jahre galten die Escher'schen Werkstätten für die größten unter allen schweizerischen, was sie bis heute geblieben sind. Sie haben ihre Thätigkeit der Anfertigung von großen Triebwerken, Turbinen 2c., Dampfkesseln, von Werken für die Baumwollen- und Flachsspinnerei, von Papiermaschinen, dem Bau von Dampfbooten und in neuerer Zeit durch Errichtung des Etablissements im Stampfenbach, auch dem Bau des Landdampfers, der Lokomotive, zugewandt. Meier v. Knonau gab im Jahr 1843 die Zahl der Arbeiter in der Neumühle auf ungefähr 600, die Masse der jährlich verarbeiten Metalle auf 30,000 Centner, und die jährliche Produktion auf 1—1½ Millionen Franken an. Von Dampfbooten nennt er bereits damals 19, die sich auf den Zürcher-, Vierwaldstätter-, Thuner-, Genfer-, Comer- und Bodensee und die Donau vertheilen. Die Zahl der Arbeiter hatte sich bis 1859 verdoppelt, die Gesammtzahl der erbauten Dampfschiffe betrug damals, 29 Dampfschiffsmaschinen ungerechnet, 72; die Ausdehnung des ganzen Etablissements ist hiernach eine wahrhaft großartige geworden und ward am deutlichsten durch das rasche Anwachsen des Gebäudekomplexes um die alte, ursprüngliche Neumühle-Spinnerei herum ersichtlich.

In der Neumühle findet der Besucher eine große Zahl von Veteranen der industriellen Arbeit, die mit dem Geschäft aufgewachsen und alt geworden sind, und denen ein Wechsel der Werkstätte ein Herzstoß wäre. Denn die wackern Leute haben ein Herz für das große Etablissement, weil sie das Herz, das der Chef mehr als einmal in schwieriger Zeit und in stetiger verbessernder Fürsorge für die Arbeiter zeigte, vielfach kennen gelernt. Von der kleinen Schar, die am 1. September auserkoren wurde, die sterbliche Hülle ihres Werkmeisters zur Ruhestatt zu tragen, zählten alle 24 und mehr Dienstjahre. Und in Wirklichkeit war Escher seiner Arbeiter Freund, häufig auch ihr Wohlthäter, und hat für sie auch in dauernder Weise gesorgt. Er wußte mit seltenem Geschick und Glück die Cadres seiner Armee, zumal die Techniker, auszuwählen und aufzufinden, und es wird als bezeichnender Umstand erwähnt, daß er auf das „Schreibervolk" im Grunde weniger gehalten habe. Dieser Ausdruck darf jedoch nicht auf die Kante gestellt werden. Es wäre unrichtig zu glauben, Escher könne in Uebereinstimmung

*) Manche der im Kanton Zürich entstandenen Spinnereien sind bald nach ihrer Erbauung wieder zu Grunde gegangen, während die sich konsolidirenden Etablissements im Verlauf meistens sich erweiterten, so daß wir von 1827—1842 eine beträchtliche Abnahme der Spinnereien, dagegen Zunahme der Spindeln finden. Im Jahr 1827 zählte man etwa 100 Spinnereien mit 800 Mule-Jenny-Stühlen und ca. 200,000 Spindeln; im Jahr 1836: 87 Spinnereien mit 292,000 Spindeln; im Jahr 1842 nur noch 69 Spinnereien mit ca. 300,000 Spindeln. Seither hat sich sowol die Zahl der Spinnereien als auch der Spindeln wieder bedeutend gehoben, und kann letztere auf über eine halbe Million angesetzt werden.

mit seinem thatkräftigen Wesen, die Arbeiter mit der Feder gering geschätzt haben. Es ist dies schon an und für sich nicht wahrscheinlich, weil Escher, wie noch viele der älteren, ja selbst der talentvolleren und unternehmendsten Industriellen, den Mangel einer tüchtigen Schulbildung und gewandten Feder gegenüber dem großen Vorsprung, den die jüngere Generation hierin gewonnen, zu würdigen verstand.



Hans Kaspar Escher.

Seinen eigenen Sohn Gustav Albert, einen ausgezeichneten Techniker, schätzte er nicht minder hoch auch als „Schreiber", und sein Schwiegersohn, der nach dem Tode des geliebten Sohnes die juristische Laufbahn verließ, um Geschäftsmann und Ersatzmann des Schwagers zu werden, wurde dies ebenfalls zunächst nicht als Techniker, sondern durch seine Feder, deren Tüchtigkeit H. K. Escher sehr wohl zu schätzen wußte. Wohl aber ist das Eine richtig, daß H. K. Escher von den eignen Erfahrungen ausgehend, annahm, tüchtige „Schreiber" seien häufiger zu finden als brauchbare Techniker, und daß ihm deshalb die Erwerbung der Letzteren immer die Kapitalfrage blieb. Soviel über Escher's geschäftliches Leben auf dem eigentlichen Schauplatz seiner hervorragenden Thätigkeit.

Eine politisch hervorragende Stellung hat Kaspar Escher niemals eingenommen. Wenn man unter einem schweizerischen Aristokraten gewöhnlichen Schlags ein Ueberbleibsel aus alter Zeit, einen Menschen, der die Traditionen

für das Alleinseligmachende und die Standesprivilegien für unauslöschliche Briefe hält, verstehen will, so war unser Escher sicherlich das Gegentheil davon. Ein industrielles Genie, ein Eisenbahnherold, ein Fabrikherr von so klarem, humanem Verständniß der sozialen Bedürfnisse der Zeit und seiner Arbeiter — und ein Aristokrat im tagesläufigen Sinne sind unvereinbare Dinge. Kaspar Escher war ein Zürcher Konservativer, der Umwälzungen nicht liebte, das Politisiren gern Andern überließ, sich jedoch bei aller konservativen Gesinnung allezeit gut republikanisch dem Willen der Mehrheit unterordnete. Er begriff gar wohl die Nothwendigkeit der großen Fortschritte unserer Zeit und war auch allezeit bereit, zu Förderung von tüchtigen und nützlichen öffentlichen Unternehmungen mit Rath und ersprießlich auch mit That an die Hand zu gehen. Mit dem Kampf der politischen Parteien, mit Verfassungsfragen und legislativen Reformen konnte sich der rastlose Industrielle nicht eindringlich genug beschäftigen, und das blose Herumfahren in allerlei Dingen war eben nicht seine Sache. Als die Periode der französischen Revolution in die Jahrzehnte der großen Kriege zu Anfang dieses Jahrhunderts übergegangen war, brachte die Umwälzung, die sich im eigenen Anwesen nach Eintritt der Restauration in Frankreich vollzogen hatte, dem Gründer der großen Werkstätten in Zürich jahraus, jahrein neue Mühen und Sorgen. So kam er selten aus seiner Neumühle weg; er arbeitete dort an einem Werke des Friedens und baute hier in die Zukunft hinaus. Die Dreißiger-Jahre nahmen ihm das einzige politische Mandat, das ihm eine Zeit lang übertragen worden war: die Stelle eines Großrathsmitgliedes; denn er gehörte nicht zur Bewegungspartei und mußte, wie noch Andere mit ihm, weichen. Sowohl im Großen Rathe als im Stadtrath, dem er während einer langen Reihe von Jahren angehörte, wirkte und griff er ein, wo er Grund und Boden unter den Füßen fühlte; in gewerblichen, technischen, baulichen Angelegenheiten. Daß man in den Dreißiger-Jahren scharf auf die politische Gesinnung schaute, ist eine ganz natürliche Erscheinung; ebenso gewiß aber ist, daß gerade die nächste Folgezeit, die Periode der materiellen Schöpfungen, bewies, von welch' bedeutendem Nutzen dergleichen Fachmänner, die bei jeweiligen Einzelfragen in der Legislative die Stellung von Experten einnehmen können, für eine glückliche Lösung so mancher Frage sind. Daß Männer, wie unser Fabrikherr, zu jeder Zeit ein solches wünschenswerthes Element in allen gesetzgebenden Versammlungen bilden, in welchen alle Hauptkräfte vertreten sein sollen, dies wird heutzutage auch der entschiedenste, progressistische Politiker einräumen. Und in der That, Escher vermochte seinem Heimatkanton noch die wesentlichsten Dienste zu leisten, als er, einer der Ersten in den Jahren 1833—1842, die Eisenbahnfrage mit Energie aufgriff, und gleichsam in großmüthiger Vergeltung seiner Entfernung aus dem Großen Rathe, mit allem Eifer jene wichtige Verkehrs-Angelegenheit betrieb, die freilich erst in den Fünfziger-Jahren ihre überraschende Lebenskraft entwickeln sollte.

Die Verbindung zwischen Zürich und Basel war der leitende Gedanke. Er vereinigte im Jahre 1833 Männer wie C. v. Muralt, Kaspar Escher und dessen Sohn Gustav Albert, Ed. Sulzer u. A., welche sich von der Ausführbarkeit des Unternehmens überzeugen wollten, dagegen nur die damals noch unüberwindlichen Vorurtheile kennen lernten.



Zürich.

Es wurde nicht nur das ganze Netz trigonometrisch aufgenommen, sondern es wurden auch sorgfältige Detailpläne ausgearbeitet, und schweizerische und englische Ingenieure herangezogen, sodann mit Aargau und Basel unterhandelt. In Basel, ja auch zum Theil im Aargau zeigten sich jedoch je länger desto mehr Abneigungen und differirende Anschauungen, und die Gesellschaft löste sich schließlich im Jahre 1842 auf.

Die Protokolle, Korrespondenzen und Konferenzen jener ersten Gesellschaft, wie auch noch der spätern Nordbahngesellschaft mit den Regierungen der betheiligten Kantone, liefern für den Eisenbahnmann unserer Tage ein seltsames, oft fast komisches Bild und den Beweis, wie unklar damals Alles noch gährte, und wie die Kantone aus lauter Eifer, sofort das Fernste in Aussicht und unter väterliche Ueberwachung zu nehmen, die besten Absichten, ja schon den ersten Anlauf hierzu vereitelten; gelangte doch z. B. sogar von Bern aus die freundeidgenössische Warnung an Aargau, sich ja nicht eine Zürich-Basel-Linie aufdrängen zu lassen und damit die Mittel- und Westschweiz vorläufig hintanzusetzen. — Die beiden Escher freuten sich indessen später von Herzen, Dasjenige in's Leben treten zu sehen, was sie mit vielen Opfern an Zeit und Arbeit vergeblich angestrebt hatten.

Eine ausgezeichnete militärische Stellung im schweizerischen Heerwesen hat unser Zürcher gleichfalls nie eingenommen. Als zu Anfang des Jahres 1799 von der helvetischen Regierung eine Aushebung der jungen Mannschaft angeordnet wurde, bekleidete Escher den Rang eines Adjutanten des helvetischen Artilleriegenerals Haas von Basel, allein es erfolgte bald darauf die Einnahme Zürichs durch die Oesterreicher; Escher blieb nur kurze Zeit noch in Zürich und wendete sich dann nach Deutschland.

Man ist versucht, bei Betrachtung des stetigen, unverkennbar auch vom Glück begünstigten Fortschreitens der industriellen Thätigkeit Kaspar Escher's und im Hinblick darauf, daß all' dieses männlich tüchtige Wirken und Schaffen vom Zauber eines glücklichen Familienlebens umgeben ist, mit dem Gefühl von Staunen sich zu sagen: „Wahrlich, das war ein glückliches Erdenkind. Es hat bei allen Mühen und Sorgen eines arbeitreichen Lebens doch die edelsten Früchte dieser Welt: Talente, Freundschaft und Liebe, stufenweisen Erfolg der Arbeit, Anerkennung der Zeitgenossen, alle die edleren Genüsse, die wohlerworbenes Vermögen bieten, in reichem Maß einsammeln können".

Und in der That, sein Etablissement war von einer einfachen Zürcher Werkhütte zur europäischen Firma Escher, Wyß u. Comp. und zu einer Art Hochschule für Techniker des In- und Auslandes emporgestiegen; eine einzelne Manneskraft hatte nach und nach diejenigen Kräfte um sich gesammelt, die bei erweitertem Geschäft vonnöthen waren, um „viribus unitis" das Ganze zu halten.

So bleibt demnach die Frage auf der Lippe schweben, ob denn die lange Arbeitslaufbahn dieses seltenen Mannes in Wirklichkeit durch keine herben, bittern Schicksalsschläge unterbrochen worden sei? — Es hieße wahrhaftig von allzu großem Glücke reden, wollten wir voraussetzen, daß, während jedes Menschen- und Familienleben seine stillen Schmerzensstunden hat, das Ungemach auf diesen langen Lebenspfad keine, oder nur geringe Schatten geworfen haben sollte!

Die Ehe des unermüdlichen Mannes verlief in glücklich-herzlichem Einverständniß mit der Gattin; ein reichbegabter Sohn von Talent und gediegener Bildung, auf dem Fundament alles Dessen stehend, was der Vater in einem halben Menschenleben errungen, berechtigte zu den stolzesten Hoffnungen —; zwei Töchter und vier Enkelinnen bildeten einen stattlichen Hausstand.

Aber die härteste Prüfung blieb unserm viel Begünstigten aufgespart, als er in das hohe Greisenalter von 70 Jahren eingetreten war und es dem Willen des Allmächtigen gefiel, in so später Abendstunde des Lebens ihm seinen einzigen, einen trefflichen Sohn hinwegzunehmen. Nur langsam erholte er sich von dem herben Schlag, der nicht blos die Familie, sondern des Vaters ganzes Lebenswerk und Arbeitsgebäude getroffen. Doch vermöge seiner Willenskraft, ausgerüstet mit einem Gemüth voll Selbstverleugnung und Religiosität ertrug er, der rasche, energische, oft ungestüme Mann seine Trübsal und brachte selbst seiner Gattin Trost.

Wie den Sohn so überlebte er auch seine beiden Schwestern, Frau Hofrath Horner und Frau Bodmer in der Arch, mit welchen er ununterbrochen ein herzliches Verhältniß treuer Geschwisterliebe und vielfachen Verkehres (andere Geschwister waren ihm in früheren Jahren gestorben) unterhalten hatte. War er in der Neumühle, so fand er ergebene Herzen und Arbeitsgenossen; suchte er Erholung, so hatte er nicht weit bis zu seinem Kleinod, der „Schipf" bei Herrliberg, wo er seine bescheidenen Triumphe als Weingärtner feierte, und beiläufig gesagt, auf die zuvorkommendste und freundlichste Weise jedwedem Nachbar Anleitung über die Praxis und Methode seiner Weinrebenkultur gab, in eigener Person das schöne Lob K. Hirzel's in Rücksicht auf den Kanton Zürich bewahrheitend: „Hand in Hand schreiten hier Industrie und Landwirthschaft in unzertrennlichem Bunde vorwärts." Die Vorliebe zu diesem Landsitz war auf Escher von dessen Vater übergegangen.

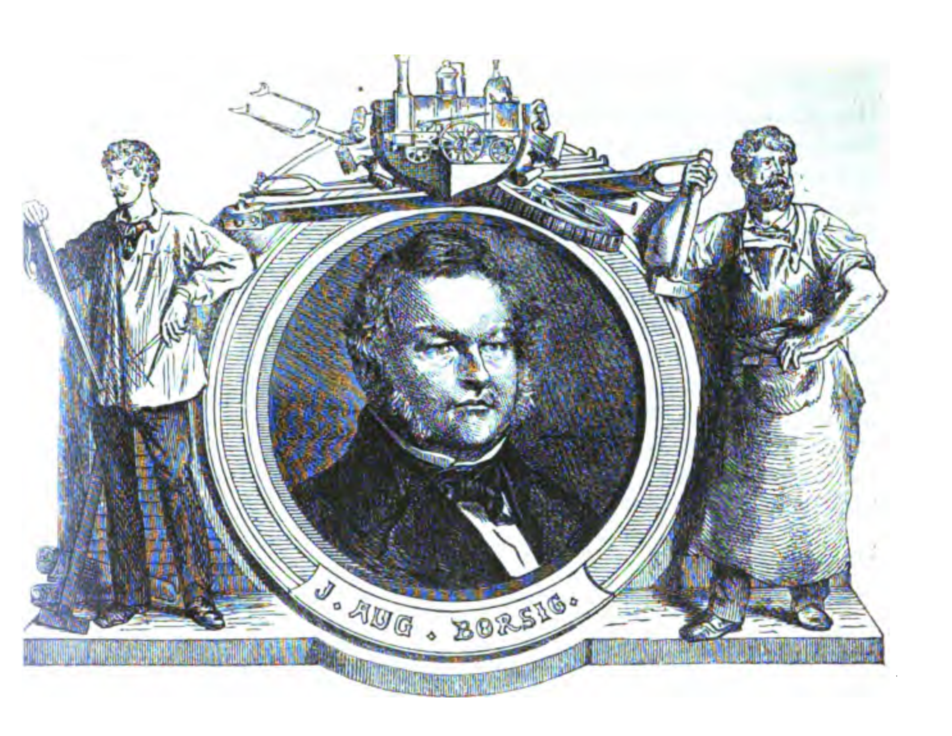
H. K. Escher galt zwar in keiner Weise für bigott, wohl aber für einen sehr kirchlichgesinnten und bibelgetreuen Mann, sogar für mitunter streng in Form und Sache — in Wirklichkeit war er ein gläubiger und doch wieder philosophischer Christ, der sich bis in sein höchstes Alter nur durch unüberwindliche Hindernisse von dem allsonntäglichen Besuche des öffentlichen Gottesdienstes abhalten ließ. Die werkthätige Natur seines Christenthums liegt am klarsten ausgeprägt in seinen Schöpfungen. Im bürgerlichen Leben blieb er einfach und schlicht sein ganzes Leben lang, auf dem Grund seines Gemüthes den Reichthum seiner tiefen Religiosität bergend.

Eine Krankheit, die ihn im Februar des Jahres 1854 überfiel und seine Freunde für das Leben des 79jährigen Mannes fürchten ließ, überwand er und genoß noch fünf Jahre freundlichen, immer thätigen Alters, bis im Jahre 1859 die Stunde sich ankündigte, die jedem Menschen gesetzt ist. Kaspar Escher ist seinem Leben und Charakter treu geblieben im Tode, und hat den Todeskampf ruhig und würdig bestanden; so schön und freundlich — sagt einer seiner Altersgenossen und Freunde, der mehr als sechzig Jahre mit ihm verbunden war — wie nur wenig Menschen sterben: als ein Arbeiter, der getrost und heiter zur Ruhe eingeht. — Die zahlreichen Geschäftsgehülfen, die er zurückließ, werden das Lebewohl ihres Werkmeisters in stetem Andenken behalten.

Seit H. Kaspar Escher's Tod hat sich, in Hinsicht aufieq Zahl fleißiger Hände, sowie auf den Umfang und die Bedeutung der geschäftlichen Thätigkeit in der Neumühle nur wenig geändert. Jahraus, jahrein sind 1100—1200 Arbeiter beschäftigt gewesen und es hat die jährliche Produktion der letzten Jahre in der Regel den Werth von 3 Millionen Franken überstiegen.

Dagegen ist das äußere Aussehen der großen Zürcher Maschinenwerkstätten in der letzten Zeit ein anderes geworden, vornehmlich hat die neue Limmatbrücke zur Veränderung der Physiognomie der Neumühle wesentlich beigetragen; weiterhin die Entferung mehrerer älteren Gebäude, die durch andere ersetzt wurden, endlich hat man die Baumwollspinnerei verlegt und ganz neu wieder hergestellt. Von 1837 bis 1867, also in dreißig Jahren, sind in den Zürcher Werkstätten 147 Schiffsmaschinen von zusammen 8596 Pferdekräften erbaut worden, davon 94 von zusammen 3146 Pferden mit Schiffskörper, 53 von zusammen 5450 Pferden ohne Schiffskörper. Davon kommen auf die letzten acht Jahre (die Zeit nach dem Tode Escher's) 22 neue Dampfboote und 24 sonstige Schiffsmaschinen. In ähnlicher Weise summirt sich die Zahl der fabrizirten Land-, Dampf- und Werkzeugsmaschinen, Wasserräder, Turbinen, Triebwerke, Papier- und Spinnmaschinen. Die letzten zehn Lokomotiven gingen nach Indien. Neueren Datums ist die Konstruktion von Buntwebstühlen und den Zeitverhältnissen entsprechend die Umwandlung von Gewehren alten Modells in Hinterlader. — Eine in Leesdorf bei Wien bestehende Filialwerkstätte leistet Vorzügliches, vornehmlich in Herstellung von vollständigen Getreide-Kunstmühl-Einrichtungen, auch hat seit Escher's Hinscheiden das Etablissement in Ravensburg an Ausdehnung gewonnen. Beide Anstalten beschäftigen zwischen 150 bis 200 Arbeiter.

Auf dem Grab des Urhebers dieser ersprießlichen Thätigkeit ist es stille, aber in der Neumühle drehen sich fort und fort die Räder der nimmer rastenden Maschinen; ohn' Unterlaß füllt das glühende, flüssige Metall die Formen. Das Etablissement unter der Leitung Derer, die dem Gründer am nächsten standen, ist in blühendem Fortgedeihen, allen braven Arbeitern ein redliches Auskommen bietend. Draußen „im Reich" in Ravensburg, weiterhin bei Wien stehen Etablissements, in Württemberg (zu Urach) eine Leinengarn-Spinnerei, großen Theils aus Mitteln der Zürcher Firma Escher, Wyß u. Comp. gegründet, welche alle den Namen Escher der Nachwelt überliefern. Tausende finden fortwährend in der Neumühle nicht blos das tägliche Brot, sondern die Mittel zu einer geachteten, befriedigenden und aufstrebenden Laufbahn. Und wie Viele haben den Felsenhof kennen gelernt, die nicht zu dem Gros der Neumühle gehörten, wohl aber zu den Mühseligen und Beladenen! Auch sie segnen das Andenken eines müden Erdenpilgers und reden von den Früchten eines guten Lebens. Daß Kaspar Escher dieses Leben nicht verlassen hat, ohne der Pflicht des Wohlthuns zu gedenken, ist unzweifelhaft; aber das Beste, was er zurückgelassen hat, das ist der gute Geist der Ordnung, der Billigkeit und Humanität in allen seinen Einrichtungen und — die „Neumühle" selbst.



Johann Friedrich Karl August Borsig,

der grosse Maschinenbauer,

Gründer der Etablissements zu Berlin und Moabit.

Im Geiste dieser Gallerie von Helden des Friedens ist für uns Jeder ein Vorbild, der Hervorragendes auf irgend einem Gebiete des Handels oder der Industrie geleistet, und ein ganzer Mann, wenn er sich unverdrossen auf dem engen Pfade kümmerlicher Anfänge zu einem Meister seines Faches herangebildet oder emporgeschwungen hat. — Zu den Helden der letztgenannten Art gehört der Marschall der Eisen-Industrie, mit dessen Lebensschilderung diese Sammlung von Vorbildern abschließt.

In J. F. K. August Borsig spiegelt sich die ganze urwüchsige Tüchtigkeit unseres eigenen Volkes wieder. Jeder Zoll dieses mannhaften Vertreters des deutschen Gewerbfleißes vervollständigt das Bild eines rechten, echten Mannes. In seiner unermüdlichen Schaffenslust, in seinem zähen Festhalten des Errungenen, in seinem, immer höheren Zielpunkten zugewandten Weiterstreben zeigt er sich als ein würdiger Sohn des Landes, das er seine Heimat nannte.

In unserem Jahrhundert bedeutsamer Erfindungen auf allen Gebieten geistigen und materiellen Schaffens vermögen nur Wenige zum vordersten

Range allgemeiner Bedeutung vorzudringen: unserm Borsig gelang es, sich in gleiche Reih' und Glied mit den Besten seiner Zeit zu stellen. Und so blickt heute das Vaterland mit Stolz und Bewunderung auf ihn, den Sohn eines schlichten Handwerkers. Hat er doch das deutsche Fabrikwesen aus dem Zustande unmündiger Kindheit zuerst zu kräftiger Jugend und wiederum zu männlicher Selbständigkeit erheben helfen! Vermöge einer bewundernswürdigen Thatkraft, ausgerüstet mit seltenem Unternehmungsgeiste, hat er einem neuen Industriezweige in unglaublich kurzer Zeit Bahn gebrochen und während eines Zeitraums von 28 Jahren die von ihm errichtete erste deutsche Lokomotivenbau-Anstalt zu einer der ersten Europa's erhoben. Jeder errungene Erfolg schien seine Kräfte nur vervielfältigt zu haben. Wenige Jahre nach Errichtung seines Etablissements, im Jahre 1846, stand bereits die hundertste Lokomotive fertig da, er selbst hat die Vollendung der fünfhundertsten erlebt; zwanzig Jahre nach Herstellung der hundertsten Lokomotive konnte die in seinem Geiste fortgeführte Anstalt die zweitausendste Lokomotive dem Verkehr übergeben. Begreiflich gewährt es ein hohes Interesse, dem Entwickelungsgange eines so schöpferischen Geistes nachzuspüren. Ist man doch oft im Zweifel, was man an ihm höher achten soll: seine Thätigkeit im Kampfe für Unabhängigkeit und Selbständigkeit, nach der er unablässig strebte, oder die verständige Benutzung seiner oft schwer genug errungenen Erfolge und wiederum sein geschicktes Fügen in die Verhältnisse.

Und seine Erfolge waren in der That eine Aufmunterung für andere strebsame Zeitgenossen. Seit Errichtung der Borsig'schen Werkstätten, im Jahre 1837, sind eine ganze Reihe bedeutender Lokomotiven-Fabriken in Deutschland und Oesterreich erstanden. Zuerst das Etablissement von Maffei in München, 1841 gegründet, welches im November 1866 schon seine 600ste Lokomotive hergestellt hat; dann die Eßlinger Fabrik von Keßler, 1846 gegründet, auch sie hat jetzt über 600 Maschinen vollendet; ferner die Maschinenfabrik der Oesterreichischen Staatsbahn in Wien, gleichfalls 1841 gegründet, mit 580 vollendeten Lokomotiven. In das Jahr 1846 fällt ferner die Errichtung der Werkstätten von Richard Hartmann in Chemnitz, aus welchen kürzlich die 300ste Lokomotive hervorging, sowie die von H. Egestorff in Linden (bei Hannover) mit 270 Lokomotiven. Die Karlsruher Maschinenfabrik von Keßler ist 1848 gegründet worden und hat 310 Maschinen geliefert; weiterhin verdient Erwähnung G. Sigl in Wien seit 1857, welcher bereits 460 Lokomotiven erbaut hat. Außer diesen existiren noch acht Fabriken von geringerem Umfang und beschränkterem Betrieb. Aus ihnen sind in dem letzten Jahrzehnt etwa 250 Maschinen hervorgegangen. Die Errichtung einer großartigen Anstalt auf Aktien ist in Berlin im Werke. Ende 1864 waren auf den deutschen Vereinsbahnen im Ganzen 4768 Lokomotiven im Betrieb, hiervon waren 574 aus fremdländischen Fabriken bezogen worden. Dagegen liefen 1866 etwa 1000 Lokomotiven aus deutschen Fabriken auf ausländischen Bahnen, namentlich in der Schweiz, Italien, Frankreich und Rußland. Die Zunahme des Bedarfs an Lokomotiven hat in der letzten Zeit in Deutschland über 250 Stück im Jahr betragen; gegenwärtig, d. i. 1867, sind im Ganzen 5250 dem Betriebe übergeben. Die Dauer einer Lokomotive wird auf 15—17 Jahre veranschlagt, mithin werden zur Ergänzung der vorhandenen, in Deutschland allein, jährlich ca

330 Lokomotiven erfordert, also einschließlich der obigen 250 Stück, 580 im Ganzen. Da jedoch die deutschen Etablissements für das Ausland jährlich auch noch 120 — 150 liefern, so haben unsere Fabrikanten für Herstellung von mindestens 700 Stück pro Jahr zu sorgen. Diese Großindustrie hat demnach eine Zukunft, welche zu einer Vermehrung solcher Anstalten ermuthigt.

Dem Bahnbrecher für alle heute blühenden Etablissements dieser industriellen Richtung gebührt unzweifelhaft ein Platz in diesem Buche, das Ehrendenkmäler den vornehmsten Förderern und Meistern deutschen Industrie- und Gewerbfleißes errichten will. Und den Lebenslauf eines Mannes von der Bedeutung Borsig's unsern Zeitgenossen zum Beispiel und zur Aneiferung vorzuführen, halten wir für eine ebenso würdige Aufgabe, als wir es für eine Pflicht der Vaterlandsliebe und des Gemeinsinnes erachten, vornehmlich der aufstrebenden Jugend in diesem Helden der Arbeit ein leuchtendes Vorbild vor das Auge zu stellen. Ruht doch in einem großen, erfolgreich durchgeführten Werke eine wunderbar wirkende Ermuthigung für alle willenstüchtigeren Geister, in der Erhebung der Menschen über die Nothjahre kleiner Anfänge hinaus ein Sporn sowohl für jeden thatkräftigen Arbeiter mit der wuchtigen Hand als für den mit dem sinnenden Geiste.

Johann Friedrich Karl August Borsig ist der Sohn eines ehrenwerthen Zimmermannes, der darauf hingewiesen war, durch seiner Hände Fleiß sich und seine Familie zu ernähren. Der Sprößling, welcher den Namen des Vaters so ehrenvoll hervortreten lassen sollte, wurde dem redlichen Handwerker am 23. Juni 1804 zu Breslau geboren und erhielt in einer der dortigen Bürgerschulen seine erste geistige Ausbildung. Doch wurde der ursprüngliche Plan, ihn gleichfalls wieder zu einem schlichten Gewerbsmann zu erziehen, durch die ersichtliche Befähigung des Knaben bald in eine höhere Richtung gelenkt. Man gab sich der Hoffnung hin, aus August werde dereinst ein tüchtiger Baumeister werden. Denn schon frühzeitig entwickelte sich sein Talent zum Zeichnen, und sein lebhaftes Interesse für jede Art gewerblicher Thätigkeit gab sich vornehmlich kund im Anfertigen kleiner Bauwerke und Maschinen. Die Hobelbank seines Vaters ward ihm seine liebste Gespielin, mit ihrer Hülfe übte er Auge und Hand, an ihr lernte er denken und erfinden. Hier begann das erste Krümmen des Hakens, aus dem die Zeit ein so tüchtiges Meisterwerk geschmiedet hat. Zu jener mehr mechanischen Thätigkeit gesellte sich frühzeitig eine bemerkenswerthe Schaffenslust; bald begnügte der Knabe sich nicht mehr mit dem Nachahmen allgemein bekannter Spielwerke, sondern er suchte auch selbsterdachte Schöpfungen zu Stande zu bringen. Wer war glücklicher als er, wenn er auf diesem Wege etwas erreicht sah, das durch Neuheit und abweichende Formen überraschte. Bald zog der thätige Knabe die Beachtung erfahrener Männer auf sich, welche dem Vater riethen, dem vielversprechenden Sohn eine bessere Schulbildung zu Theil werden zu lassen. Dies geschah. Die Fortschritte des jungen Borsig rechtfertigten die Erwartungen jener wohlwollenden Freunde. Seine trefflichen Anlagen förderten sein Streben, sich ein tüchtiges Wissen in Mathematik und verwandten Fächern anzueignen, sein Talent ließ ihn sehr merkliche Fortschritte im Zeichnen, dem er mit besonderer Vorliebe oblag, machen. Zu allen übrigen Unter-

richtsgegenständen fühlte er sich weniger hingezogen, obgleich er sie nicht gerade vernachlässigte, besonders nicht in solchen Richtungen, die zum Denken oder zum Bewundern großer Männer Gelegenheit boten. Mit der geistigen Ausbildung ging die körperliche Entwickelung Hand in Hand. Noch ehe unser Borsig aus der Schule entlassen war, besuchte er schon fleißig den Bauplatz und erlernte hier zunächst das Zimmerhandwerk durch praktisches Zugreifen.

Sein erster Entschluß, sich zu einem tüchtigen Maschinenbauer auszubilden, fällt in die Zeit, während der er noch die Breslauer Provinzial-Gewerbschule besuchte. Seitdem betrieb er alle dahin gehörenden Fächer mit einem wahren Feuereifer. Bald hatte er alle seine Mitschüler überflügelt. Diese Erfolge steigerten sein Ehrgefühl und entwickelten einen Drang nach Auszeichnung, welcher indeß viel mehr aus dem Gefühle überlegener Geisteskraft, als aus unbegründeter Eitelkeit hervorging. Was er auch angriff, es gelang ihm besser als den meisten seiner Mitschüler, weil er in der That gewöhnlich der Befähigtere war. Alles dies trug dazu bei, jenes Selbstvertrauen zu wecken, das sein späteres Handeln und Streben kennzeichnet. Schon als Jüngling schätzte er eine frische That höher als schöne Worte. Daher kam es, daß er stets viel lieber geräuschlos an sich und seinen Plänen fort arbeitete und mehr im Verborgenen wirkte, als daß eine auffallende Thätigkeit bemerkbar geworden wäre. Ueber das glücklich zu Stande Gebrachte freute er sich zwar tief innerlich, aber sichtbares Kundgeben seiner frohen Gefühle vermied er. Dagegen verstand er es trefflich, seine Ansichten und Absichten kommenden Falles klar darzulegen; nur durfte man nicht auf ausführliche Auseinandersetzung rechnen. Gern hörte er auf die Mittheilungen Anderer, doch mußten sie rasch und in Kürze geschehen, sonst verließ ihn die Geduld. Die verwickeltsten Gegenstände im Maschinenfache übersah er mit einem seltenen Schnellblick und verarbeitete solche zu seinem geistigen Eigenthum.

Zu seiner raschen Auffassung befähigte ihn ein ganz entschieden und frühzeitig ausgebildeter praktischer Sinn. In Folge dieser Eigenschaft zeigte er für alles menschliche Treiben, dem die wirkliche und unmittelbare Anwendung auf's Leben ermangelte, nur geringes Interesse. Er war kein Freund der Träumer und Ungeschickten, dagegen schätzte er hoch alle werkthätigen und thatkräftigen Menschen. Ihre Tüchtigkeit begriff er, denn ihre Eigenschaften besaß er selbst. Nach seiner Anschauung bestand der eigentliche Zweck aller Geistesthätigkeiten der Menschen in der Förderung, die daraus dem wirklichen Leben erwächst. Dies war der Maßstab, womit er den Werth der Leistungen Anderer abschätzte. Dabei zog ihn selbst das Wissen hervorragender Gelehrten wenig an, wenn es sich nicht fruchtbar für gewerbliche Zwecke bewiesen hatte.

Anschauungen solcher Art entwickelten sich schon sehr frühzeitig in dem Geiste des jungen Borsig, und sie bildeten den eigentlichen Grundzug seines Wesens. Erst in seinen späteren Jahren zeigte er sich weniger ausschließlich und verkannte die Nothwendigkeit der idealen Richtungen des Lebens nicht länger.

Neben seiner theoretischen Ausbildung auf der Gewerbeschule zu Breslau suchte er Gelegenheit, sich auch handlich immer tüchtiger zu machen, wie es dem künftigen Maschinenbauer gebührt. Er arbeitete daher, so viel es seine freie Zeit erlaubte, in der Schmiede und Werkstätte eines geschickten Schlossers und erwarb

sich hier die nöthigen Handfertigkeiten. Der flinke und gewandte junge Mann war bald nicht blos ein Gegenstand des Interesses für seine Lehrer und Arbeitgeber, sondern auch andere wohlwollende Männer fanden Freude an dem energischen Wesen desselben. Durch sie wurde die königliche Regierung auf unsern Borsig aufmerksam gemacht, und es eröffnete sich ihm auf Fürsprache des Direktors der Gewerbeschule zu Breslau die Möglichkeit einer höheren Ausbildung auf Staatskosten durch den Besuch des königlichen Gewerbe-Instituts zu Berlin. Im Jahre 1823, kaum 17 Jahre alt, reiste er nach der Hauptstadt ab, um sich durch Eintritt in jene neu errichtete technische Schule einen höheren Grad von Fachbildung anzueignen. Natürlich mußte die ihm widerfahrene ehrenvolle Auszeichnung das Selbstgefühl des jungen Mannes heben: von nun an erschien ihm in seiner Sphäre Alles erreichbar. Und in der That, wir sehen ihn bald von Stufe zu Stufe emporsteigen, bis er zu jener Stellung gelangt, die ihn uns als einen Meister seines Faches zeigt.

In der regsamen großen Residenz des nördlichen Deutschland, wo Intelligenz, Kapitalien und die bedeutendsten Zweige der Handels- und Gewerbsthätigkeit sich vereinigen, um aufstrebenden Geistern immer neue Aussichten des Fortkommens zu eröffnen, dort that sich eine ganz neue Welt vor Borsig's Augen auf. Jeder Tag bot Gelegenheit zur Bereicherung seiner Kenntnisse. Tüchtige Fachlehrer in der Maschinenkunde, in der Mechanik, Physik und Chemie geleiteten ihn von einer Stufe des theoretischen Wissens zu einer höheren praktischen Könnens, während die große Zahl von Beispielen, Vorbildern, Modellen aller Maschinenarten und Geräthschaften seinem grübelnden Geiste Gelegenheit zur Selbstbeschäftigung gab. Sowie er aber von Jugend auf rasch emporwuchs und ebenso schnell wie entschlossen zu handeln sich gewöhnte, so hatte er auch schon nach einem zweijährigen Aufenthalte in dem k. Gewerbe-Institute erreicht, was er für sein künftiges Leben für nöthig hielt. — Nun litt es ihn nicht länger in den engen Schulräumen. Er sehnte sich hinaus aus der Theorie und der dumpfen Studirluft in die Welt praktischen Schaffens, nach Selbständigkeit und frei gewählter Thätigkeit. Die rühmlichst bekannte Maschinenfabrik von Egells vor dem Oranienburger Thore nahm den Zweiundzwanzigjährigen bereitwillig auf. Es war im Herbst 1825, als dort sein eigentlichstes Lebenselement volle Befriedigung fand. Hier konnte er das eingesammelte reiche Wissen praktisch verwerthen und, was ihm als Hauptsache galt, er konnte sich sein Brot selbst verdienen. In seiner neuen Stellung fand er volle Gelegenheit, seine Tüchtigkeit darzuthun. Man erkannte auch seine Anstelligkeit und Leistungen an, indem man ihn rasch von Stufe zu Stufe beförderte. Und in jedem neuen und erweiterten Wirkungskreise bewährte er sich als ein umsichtiger, zuverlässiger und einsichtsvoller Arbeiter. Seine Einkünfte hoben sich dem Werthe seiner Leistungen und Befähigung angemessen. Was er verdiente, brauchte er nicht jedoch auf. Durch das Gebot beschränkter Umstände an Einfachheit gewöhnt, fiel es ihm leicht, jede Gelegenheit zum Sparen wahrzunehmen. Auch that dies Noth, denn er dachte: „Früh gefreit hat niemals gereut", und das Heirathen kostet immer Geld.

Er wählte sich eine Lebensgefährtin, die ihm eine gemüthliche Häuslichkeit bereitete, welche er bei einer rastlosen Thätigkeit um so mehr zu schätzen wußte,

je weniger er sie zu genießen vermochte. Die wackere Hausfrau verstand es, den Mann zu nehmen, wie er genommen sein wollte. Sie freute sich mit ihm über Alles, was ihn glücklich machte, und brachte es durch weise Sparsamkeit dahin, daß ihm der Haushalt nur wenig Sorgen verursachte. Emsig benutzte sie gleich ihm jede Gelegenheit, ein Sümmchen bei Seite zu legen, um die Mittel zu erwerben, gemeinschaftlich ein selbständiges Geschäft und einen erweiterten Hausstand zu begründen, wenn die Zeit gekommen.

Und die Zeit kam und sie brachte Erfolge auf Erfolge, größere als die Hoffnungen waren, welche sich in glücklichen Augenblicken die wackeren Eheleute selbst zu träumen gewagt. Wenige Jahre nach seiner Verheirathung hatte Egell dem bewährten Gehülfen Borsig die Leitung der mit seinem Etablissement verbundenen Eisengießerei übergeben. Diese Stellung verlangte in jeder Hinsicht einen ganzen Mann; aber sie bot einem solchen auch Gelegenheit zu besonderen Leistungen. Borsig erfüllte nicht blos alle Erwartungen seines Chefs, er that mehr und brachte die Anstalt zur schönsten Blüte. Solchen ausgezeichneten Leistungen entsprach schließlich auch der Lohn.

Allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, daß auch die Zeitverhältnisse das Streben des Mannes ganz außerordentlich begünstigten. Wer heute auf unsern guten Chausseen und den nach Tausenden von Meilen zu veranschlagenden Eisenbahnen dahinfährt, vergißt so leicht, wie es vor dreißig und vierzig Jahren bei uns aussah, während des goldenen Zeitalters der Frachtfuhrleute und Botenfrauen!

In Deutschland war nur allmälig der Sinn für die in England längst in's Leben getretenen Eisenbahnen erwacht. Erst Ende der vierziger Jahre kam, wie wir an einer andern Stelle, in der zweiten Sammlung dieser Biographien, eingehender zu schildern gedenken, durch Friedrich List und andere Männer angeregt, einigermaßen Leben in die bisher nur langsam sich vorbereitende Bewegung. Nur Wenige kannten die volle Bedeutung des neuen Verkehrsmittels, kein Zeitgenosse ahnte die außerordentliche Tragweite der Einführung der Eisenbahnen in Bezug auf allseitige Hebung von Handel und Gewerbfleiß. Welchen Gewinn eine neue, auf das Eisenbahnwesen gegründete Industrie abwerfen werde: dies konnten in der That nur die vorzüglichsten Fachmänner, und auch diese haben es in der That nur annähernd überschlagen. Bisher hatten vorzugsweise erst die englischen und belgischen Ingenieure und Maschinen-Fabrikanten dem Eisenbahnbau und der damit zusammenhangenden Maschinen-Herstellung ihre Aufmerksamkeit zugewendet und große Erfolge davongetragen. Den Deutschen gebrach es jedoch allerorts an Erfahrung und Unternehmungsgeist, und so sehr auch täglich darüber geklagt wurde, daß hierdurch so viel Geld außer Landes wandere, so hatte dennoch bisher Niemand gewagt, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.

So lagen damals die Verhältnisse. Sie eröffneten vielfache Aussichten bei energischem Wagen. Der Erfolg mußte schließlich dem kühnen Unternehmer günstig sein. Borsig's klarer Geist erkannte, was Noth that und wie die Sache angegriffen sein wollte. Mit jeglicher Erweiterung des Eisenbahnnetzes, mit jedem Fortschritt im Maschinenbau und in der Mechanik gewann ein hierauf gegründetes Unternehmen ein neues Terrain ersprießlicher Wirksamkeit

Im Jahre 1836 kam er mit sich in's Reine und schritt nunmehr entschlossen zur Gründung einer Lokomotivenbau-Anstalt. Freilich erscheint der Beginn von Borsig's eigener Thätigkeit überaus klein, im Hinblick auf die Schöpfungen, welche zwanzig Jahre später seinen Namen verherrlicht!

Zu jenem Behufe brachte er, unterstützt von seinem ehemaligen Prinzipale sowie von dem reichen Schneider Freitag, dicht neben der Egell'schen Fabrik ein großes wüstes Stück Land an sich und richtete hier, für den vorläufigen Betrieb, eine geräumige Breterbude her. Daselbst entstand nach Heranziehung gewandter englischer Arbeiter die erste Lokomotive „Borsig" noch vor Ablauf des Jahres 1837. Der erste Wurf war gelungen. Die Maschine bewährte sich in Folge ihrer soliden Bauart sowie leichten Beweglichkeit und empfahl sich außerdem durch merklich billigeren Preis. Alsbald liefen Bestellungen ein. Die Arbeiterzahl des ersten Jahres verdoppelte und verdreifachte sich rasch, aber wiewohl sie bald auf 150 anstieg, so reichte sie doch nicht aus, die Menge neuer Aufträge zu erledigen. Gleich von Beginn an hatte der Unternehmer, um die Fabrik selbst so viel als möglich von Zwischenfällen unabhängig zu stellen, mit ihr eine Eisengießerei verbunden. Fünf Jahre später, 1842, brachte Borsig eine Dampfmaschine von 80 Pferdekraft zum Betrieb der Springbrunnen in Sanssouci bei Potsdam zu Stande, welche als ein in jeder Hinsicht meisterhaftes Werk gerühmt ward und den Ruf der emporstrebenden Maschinenbau-Anstalt erweitern half. Die Mehrzahl deutscher Eisenbahn-Verwaltungen wandte sich mit ihren Aufträgen an das neue Etablissement, damals das einzige in Deutschland, das eben so solid wie die belgischen und englischen Mitbewerber, und dabei viel billiger arbeitete. Jetzt liefen Aufträge über Aufträge ein. Borsig beschäftigte in kurzer Zeit eine ganze Reihe von Dampfmaschinen und Betriebsvorrichtungen für Zuckersiedereien, Brennereien, Kattunfabriken, Sägemühlen 2c. Da war auch die Zeit gekommen, das Etablissement nach Außen hin eine neue Gestalt annehmen zu lassen. An Stelle der Breterbuden erhoben sich nunmehr stattliche steinerne Gebäude. — Daß Borsig damit so lange gewartet, bis sein Werk sich konsolidirt hatte, das ward ihm von allen Sachverständigen als ein Hauptverdienst angerechnet. Und in der That, nichts ist gefahrvoller für die ruhige Entwickelung derartiger Unternehmungen, als der Aufwand und beziehentlich der nicht zu rechtfertigende Aufwand, welcher auf vorzeitige Errichtung von Prachtgebäuden, ohne den Rückhalt gesicherter Beschäftigung auf Jahre hinaus, verschwendet wird. Borsig befand sich nun in der Lage, den fortan bei allen seinen Einrichtungen hervortretenden Grundsatz: „Das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden", in Anwendung zu bringen, so daß Aeußeres und Inneres aller von ihm geschaffenen umfangreichen Fabrikgebäude, nicht minder als die daraus hervorgegangenen Erzeugnisse, jenem praktischen Wahlspruche Ehre machten. Zehn Jahre nach Entstehen seiner ersten Anstalt beschäftigte er bereits 1200 Arbeiter. Es waren während dieser Zeit, neben einer großen Anzahl von Dampf- und andern Maschinen, bereits 67 Lokomotiven gebaut worden. Mit jeder neuen Leistung gewann das Etablissement an Vertrauen, an innerer Tüchtigkeit, sowie äußerem Umfang. Der in nicht geahnten Verhältnissen steigende Bedarf an Schmiede- und Gußeisen machte es nothwendig, daß Borsig auf die Herstellung einer Gießerei im großartigsten

Maßstabe Bedacht nehmen mußte. Er kaufte zu diesem Zwecke in Moabit, eine halbe Stunde von Berlin, eine große Liegenschaft. Hat man heute den Thiergarten hinter sich und tritt in's Freie, so erblickt man eine kleine Stadt ansehnlicher Gebäude, über welche eine Menge von Essen, Wahrzeichen für die dort herrschende außerordentliche Thätigkeit, emporragen.

Der Grundstein zu diesem großartigen Eisenwerke ward nach Vollendung der hundertsten Lokomotive, im Jahre 1847 gelegt und dasselbe, ungeachtet der ungünstigen Zeitverhältnisse, schon 1849 in Betrieb gesetzt.

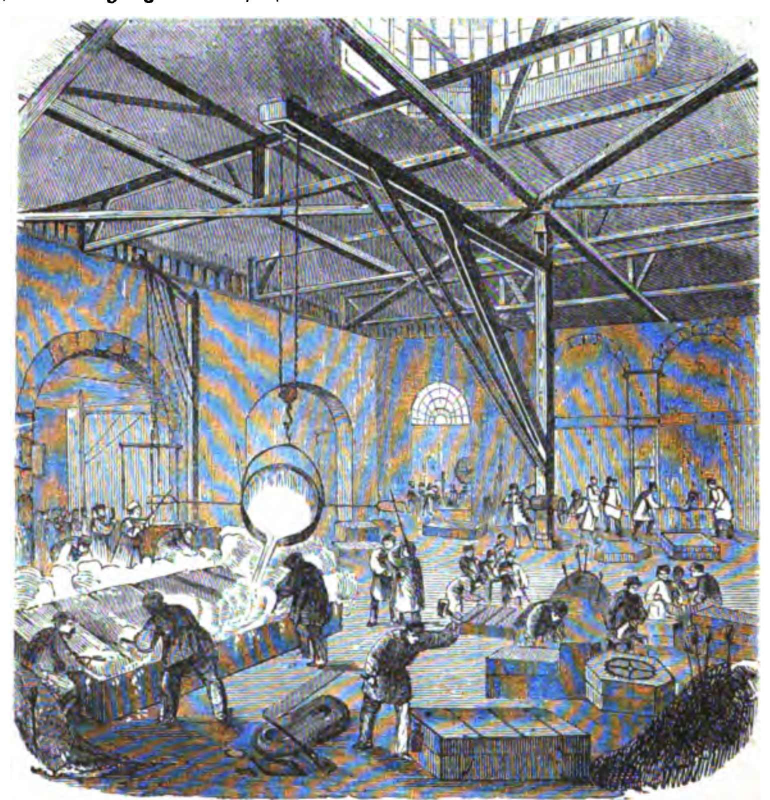


Eintritt in das Borsig'sche Etablissement.

Dies war ein für die Industrie Deutschlands hochwichtiges Ereigniß. Borsig's Unternehmen galt mit Recht als ein wohlgelungener Versuch, sich vom Auslande unabhängig zu stellen in Bezug auf die schwierigsten Aufgaben der Eisenverarbeitung und Maschinen-Fabrikation. Die zweite großartige Schöpfung Borsig's zu Moabit setzte bald die rührigen Hände von 900 Arbeitern in Bewegung und stand schon im Jahre 1850 in schönster Blüte.

Nun ward die Maschinenbau-Anstalt und Eisengießerei, welche die Seehandlungs-Sozietät zu Moabit besaß, von Borsig angekauft und auch hier weiteren 300 Arbeitern Beschäftigung geboten. Doch genügten alle diese rasch aneinander sich reihenden Erfolge dem unermüdlichen Manne keineswegs. Wollte er sich vollständig unabhängig vom Auslande machen, so mußte Eines noch angestrebt, das Eisen mußte im eigenen Lande gewonnen werden.

Bisher hatte er das benöthigte Roheisen in der Hauptmasse aus England und Belgien bezogen. Um dieses selbst zu erzeugen, kaufte nun der unermüdliche Mann in Schlesien Bergwerke an, errichtete in kurzer Frist 20 Hochöfen und setzte auch dort Alles mit dem Aufwand von einer Million auf's Vorzüglichste in Stand. Seitdem wandeln Borsig'sche Oefen, Maschinen und Arbeiter schlesisches Roheisen in alle gangbaren Eisensorten um.



Gießhaus der Eisengießerei.

Die preußische Regierung gewahrte mit Freude und Genugthuung die segensreiche Thätigkeit ihres energischen Bürgers, dessen Heranbildung sie mit fördern geholfen. Der König verlieh dem Schöpfer jener großartigen Anstalten in der Umgegend Berlins den Titel Kommerzienrath, und die königliche Regierung erwies sich bei jeder Gelegenheit dem ausgezeichneten Manne als wohlwollende Freundin. Sie stand ihm bereitwillig bei durch Darleihung von bedeutenden Kapitalien, vornehmlich als die unruhigen Tage der Jahre 1847, 1848 und 1849 den Betrieb der Etablissements zuweilen mit empfindlicheren Stockungen bedrohten.

Unter allen Zweigen der Borsig'schen Fabrikthätigkeit stand indessen fortdauernd die Lokomotivenbau-Anstalt mit oben an. Diese war daher ihrem

Begründer auch am Meisten an's Herz gewachsen. Derselbe erweiterte ununterbrochen ihren Betrieb, wobei ihn das allgemeine Vertrauen gar mächtig unterstützte. Es ist wol kaum eine Eisenbahn in unserm Vaterlande in Betrieb, auf welcher nicht eine oder mehrere Borsig'sche Lokomotiven sich in Thätigkeit befänden. Borsig selbst brachte es noch dahin, daß in einem Jahre allein 80 Lokomotiven vollendet werden konnten, eine Leistung, welche von keiner britischen Maschinenbau-Werkstätte übertroffen ward. Heute ist die Borsig'sche Lokomotivenbau-Anstalt die größte in Deutschland, ja in Europa; was viel sagen will, wenn man auf der Weltausstellung zu Paris die außerordentlichen Anstrengungen Englands in diesem Bereiche verfolgt hat.

Im Jahre 1854 am 25. März feierte unser Borsig ein großes Fest. Seine Bauwerkstätten hatten die fünfhundertste Lokomotive fertig gebracht. Mit welcher Genugthuung konnte der unermüdliche Mann an diesem Ehrentage auf die preiswürdigen Werke eines thätigen, wohlangewandten Lebens hinschauen! Er war jetzt ein kräftiger Mann in seinen besten Jahren, sah voll großer Hoffnungen die in Betrieb gesetzten Unternehmungen im gedeihlichsten Gange, er konnte neue Pläne zu ihrer Erweiterung und Vervollkommnung ersinnen. Doch Gottes Rathschluß hatte anders entschieden! Kaum ein Vierteljahr nachher folgten Tausende trauernder Menschen seinem Sarge.

Plötzlich und unerwartet ereilte ihn der Tod; er verschied, in Folge eines Schlaganfalls, den 7. Juli 1854.

Das Ableben dieses wahrhaft verehrungswürdigen Mannes, eines der Begründer und gewiß der glänzendste Vertreter der Maschinenbau-Industrie in Deutschland, erregte weit und breit tiefe Trauer. — Preußen, ganz Deutschland hatte einen seiner genialsten Männer verloren. Allüberall fühlte man, welche Dienste er unserm Vaterlande in Hinsicht auf dessen industrielle Selbstständigkeit geleistet, und welch' ein nachahmungswerthes Vorbild er allen aufstrebenden Geistern geworden war. Die allgemeine Theilnahme gab sich bei der feierlichen Bestattung dieses „Mannes eigner Kraft" kund, den unser Vaterland mit Stolz seinen Sohn nennt. Kaum kann eine großartigere und erhebendere Feierlichkeit gedacht werden. Aus ganz Preußen, aus allen Theilen der deutschen Lande hatten sich Abgesandte dazu eingefunden. Minister und hohe Staatsbeamte, Stadtrath und Stadtverordnete Berlin's, die Vertreter der Gewerke erwiesen ihrem großen Mitbürger die letzte Ehre. Unter den vielen andern hochgestellten Leidtragenden sah man auch die ehrwürdige Gestalt des greisen Alexander von Humboldt, der es sich zur Ehre anrechnete, ein Freund des Verstorbenen gewesen zu sein.

Der geniale Zimmermannssohn beschäftigte kurz vor seinem Ableben 2000 Arbeiter und besaß außerdem in Schlesien ausgedehnte Kohlenlager, zehn Hochöfen 2c. Mit klarem Blick wußte er alle die umfangreichen Beziehungen, welche die Unterhaltung von so ausgedehnten Etablissements erfordert, in Gang zu bringen und weiter zu führen und neue weitreichende Verbindungen anzuknüpfen, er vereinigte Maschinen-Werkstätten aller Art, Modelleure und Zeichner, Comptoiristen und Aufseher, Bergleute und Handwerker zu einem überwältigenden Ganzen; alle Verhältnisse überschaute sein klares Auge, und in die Mannichfal-

tigkeit der Thätigkeiten und Interessen brachte sein schöpferischer Gedanke Ordnung und Einheit. Er erhiel durch seine großen Unternehmungen der deutschen Industrie ein durch ihn erobertes Gebiet, indem er im Maschinenbau den Wettkampf mit der ausländischen Konkurrenz unverzagt und erfolgreich aufnahm. Sein Wille hat in der alten Kurmark eine neue Welt im Kleinen geschaffen. Er ist ein Wohlthäter von Tausenden geworden, und Tausende weinten ihm dankbaren Herzens nach.

Betreten wir nun die Hauptstätte von Borsig's Wirken, seine Fabriken, um sie näher kennen zu lernen! Vor dem Oranienburger Thore breiten sich die Paläste zur Verarbeitung des Eisens aus. Die ein- und zweistöckigen Fabrikgebäude mit ihren zinnbedeckten Dächern und hochgewölbten Fenstern, welche schon von Weitem die Blicke der Fremden auf sich ziehen, bedecken gegen 150,000 □Fuß, während die Vorraths- und Waaren-Niederlagen einen noch viermal größeren Raum einnehmen. Thurmhohe Schornsteine überragen diese großartige Fabrikstadt und lassen ihre schwarzen Rauchwolken weithin über jenes Vorwerk der Berliner Industrie, mit seinen Thürmen am Ein- und Ausgange des Fabrikhofes, ziehen. Auf diesen Thürmen befinden sich gewaltige Vorrichtungen, durch deren Röhren jede Werkstatt und jedes Gebäude sofort unter Wasser gesetzt werden kann, so daß ein ausbrechender Brand mit Leichtigkeit zu löschen ist. Heißes Maschinenwasser stürzt aus dem weitgeöffneten Rachen eines gußeisernen Löwen in ein steinernes Becken, über dem sich die Gestalt eines kräftigen Arbeiters erhebt, dessen Größe das Maß des menschlichen Leibes um ein Ansehnliches übersteigt.

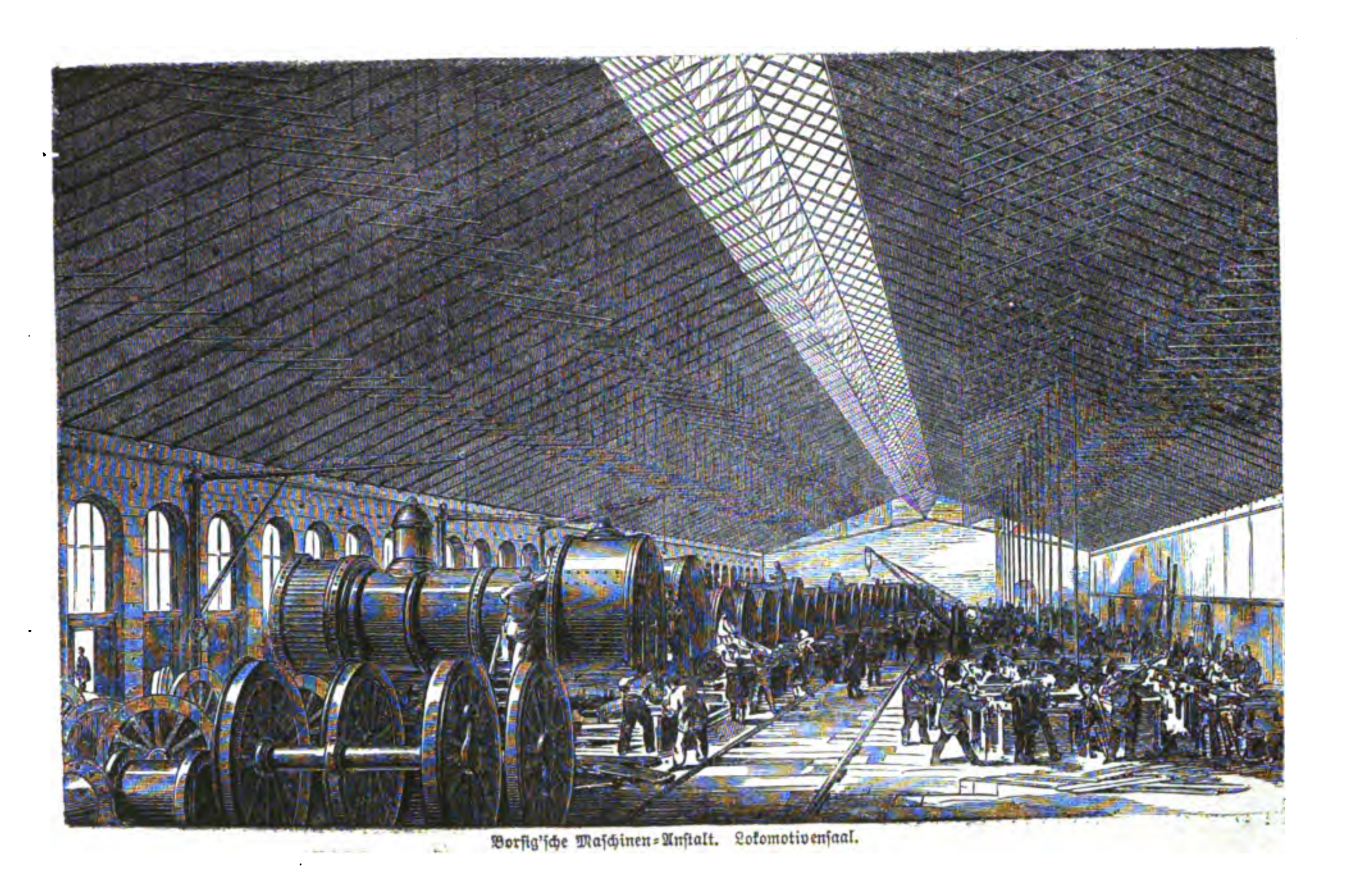
Auf dem Hofe selbst öffnet sich eine Welt im Kleinen. Unser Führer bringt uns gleich in die Haupthalle, in welcher die Lokomotiven hergerichtet werden. Dieser Saal hat eine bedeutende Länge, und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, hier einige 40—50 Lokomotiven in einer langen Reihe aufgestellt zu sehen, an denen überall noch gehämmert und gearbeitet wird. Der Führer erläutert uns die verschiedenen Konstruktionen der Maschinen, deren äußere Formen sehr von einander abweichen, je nachdem sie zu Güter-, Personen- oder Schnellzügen gebraucht werden.

Einen ganz entgegengesetzten Eindruck ruft der Besuch der Comptoire hervor, wo zahlreiche Angestellte Tag für Tag beschäftigt sind, den umfassenden Briefwechsel im Gange zu erhalten, der sich über einen großen Theil dieser industriellen Welt ausdehnt. In andern Räumlichkeiten wieder sitzen Zeichner, die mit Zirkel und Winkel Räder, Schrauben, Walzen, Stangen u. dgl. nach vorgeschriebenen Berechnungen entwerfen. Drüben aber in dem gewaltigen Kreuzgebäude schnarren und kreischen fortwährend in dem Feilsaale die glättenden Instrumente, weiterher dröhnt und erschallt aus der Schmiede herüber das Getöse der Hammerschläge; da rasseln und schnurren die Schwungräder, Haspeln, Seile und Ketten des Drehsaales, da tönen schrillend die einschneidenden Instrumente in unser Ohr, während in der Eisengießerei rauschend und zischend Qualm auf Qualm emporsteigt, eine Hitze verbreitend, daß nur daran gewöhnte Arbeiter in jener hohen Temperatur es auszuhalten vermögen. Von dem Balkenwerk der Decke hängen fußdicke Eisenketten herab, die von Kloben und Winden

regiert werden, — seht, jetzt schießt aus drei fußweiten Oeffnungen der Quell des weißglühenden Eisens heraus, stürzt in untergehaltene Becken und fließt aus diesen in die Formen, welche dem erkaltenden Fluß die verlangte Gestalt geben. Hier erstarrt der Feuerstrom zu einem gezahnten Schwungrade, dort zu einer Walze, hier zu einer Säule, dort zu einem Stück Handwerkszeug. In dem Montirungssaale, dem wir uns wieder zuwenden, werden die einzelnen verfertigten Theile der Maschinen zu einem Ganzen vereinigt; da stehen in ihrer Eisenkraft mehr als zwanzig eiserne Dampfrosse, welche der Handels- und Gewerbswelt täglich neue Lebenskräfte zuführen, dazu eine Menge von Walzenröhren zu Lokomotiven, dann weitbauchige Kessel mit schlankem Schlot, mit Schrauben und Drückern, Röhren und Ventilen, mit Kraftmessern und Laternen, fix und fertig da. Von den sogenannten Montirungskammern, wo die Lokomotiven die letzte Bearbeitung erfahren, gehen sie auf ein Schienengeleise über, das sich vor den Thoren Berlins hinzieht und sämmtliche Bahnhöfe der Hauptstadt verbindet. Die Borsig'sche Fabrik liegt aber bedeutend tiefer als das Niveau der Straße, deshalb werden die Lokomotiven auf eine bewegliche Bühne gebracht, welche sich durch hydraulische Hebewerke so erhöhen läßt, daß sie in vollkommen gleicher Linie mit der Straße liegt.

Doch wir wenden uns nun den Werkstätten zu. Eine selten gesehene Thätigkeit regt sich daselbst. Hier arbeiten gewaltige, durch Dampfkraft bewegte Schmiedehämmer, unter denen das rothglühende Eisen, von den Arbeitern vermittelst langer Zangen gehalten, die verschiedensten Gestalten annimmt. Dort werden viereckige Löcher in bestimmte Maschienentheile eingeschnitten, und zwar vollführt dies die Maschine selbst bei einzölligen Eisenplatten mit einer Leichtigkeit, als ob die Platten aus Wachs beständen. Andere mit großen Triebrädern versehene Maschinen hobeln Maschinenräder, Kurbeln und große Cylinder so lange, bis sie auf's Haar der vorgeschriebenen Größe entsprechen; die dabei abfallenden dicken, gewundenen Eisenstäbe häufen sich am Boden gleich Hobelspänen. Auch die Cylinderbohrmaschine ist interessant; nur arbeitet sie äußerst langsam, sodaß man von ihren Leistungen kaum einen vollständigen Begriff bekommt.

Der Dampfmaschinenbetrieb des Etablissements erfordert ein besonderes Gebäude. Dicht dabei ist die Schmelzhütte; hier wird das flüssige Eisen in die verschiedenen, auf dem Boden in feuchtem Lehm angebrachten Formen gegossen. — Weithin vernehmbar ist das Lärmen und Rasseln Aller nach den verschiedensten Richtungen thätigen Maschinen mit ihren Rädern, Kloben, Ketten und Walzen, welche in diesen Riesensälen arbeiten. Hört ihr das Fauchen jener hundert Blasebälge bei den Schmiedefeuern? Und bemerkt ihr die bewundernswerthe Ordnung, welche die Anwendung der Arbeitstheilung zur Folge hat? Faßt die Regelmäßigkeit ins Auge, mit der alle Verrichtungen vor sich gehen, die Verlässigkeit der Berechnungen, die jedem einzelnen Maschinentheile zu Grunde liegen, sodaß jeder Zapfen auf die Minute dort eingreift, wo er eingreifen soll! Sind euch die kaum übersehbaren Vorräthe an Eisen und Kohlen aufgefallen, die in den Vorrathschuppen auf dem Hofe lagern? Uebersehet auch nicht die zur Beleuchtung des riesigen Etablissements errichtete Gasanstalt, welche die tausend Gasflammen speist, wodurch alle Säle, Arbeits- und Vorrathsräume erhellt werden.



Borsig'sche Maschinen-Anstalt. Lokomotivensaal.

Wer dies Alles gesehen hat, begreift, daß eine solche weitausgedehnte Anstalt jährlich über 60,000 Tonnen Steinkohlen und Koaks, 170,000 Ctr. Eisen verbraucht und wöchentlich 12,000 Thlr. für Arbeitslöhne ausgiebt.

Unsere Wanderung ist noch nicht beendet, denn der Führer bringt uns noch zu einem langen, dem Comptoir gegenüberliegenden Gebäude. Wir treten in einen großen, eleganten, mit Tischen und Stühlen angefüllten Saal, im Hintergrunde erblicken wir die aus Marmor gehauene Büste des älteren Borsig, mit einem Lorbeerkranz um die Schläfe. Hier speisen die unverheiratheten Arbeiter; auch können sie den Abend hier zubringen; für Zeitungen und andere Anregungen ist gesorgt. Denn der Schöpfer dieser großartigen Thätigkeit hat nicht nur an sich und seinen Vortheil gedacht, sondern auch an das Wohl seiner Arbeiter. Er hat durch Rath und That die Errichtung einer Spar-, Kranken- und Sterbekasse begünstigt, damit seine Leute an Unglücksfällen nicht zu Grunde gehen; er hat mit echt praktischem Sinne seine Arbeiter gelehrt, für sich selbst zu sorgen, und dies durch seine Freigebigkeit ermöglicht.

Die großartigen Etablissements Borsig's gelangten nach dessen Tode in die Hand seines einzigen Sohnes August Julius Albert Borsig, der damals erst 25 Jahre alt war, jedoch auf Veranlassung seines einsichtsvollen Vaters sich durch Studien eine vorzügliche Bildung und auf Reisen Lebenserfahrungen und Geschäftskenntnisse aller Art gesammelt hatte. Während seines Aufenthaltes im Auslande besichtigte er die bedeutendsten, durch ihre Leistungen im Maschinenbauwesen ausgezeichnetsten Orte und knüpfte bei dieser Gelegenheit eine Reihe wichtiger Verbindungen an.

So vermochte er manches in sich aufzunehmen, was unter gewöhnlichen Lebensverhältnissen nicht selten erst dem reiferen Alter kennen zu lernen vergönnt bleibt. In den praktischen Theil des Maschinenfaches hatte ihn der Vater selbst schon sehr frühzeitig eingeführt. Daher kam es denn auch, daß er sich rasch in den Betrieb aller Fabrikzweige hineinfand. Seine Tüchtigkeit bewährte sich durch die That. Gleich dem Vater wandte er der Fabrikation der Lokomotiven seine Hauptaufmerksamkeit zu. Er lag dieser Lieblingsbeschäftigung mit solch ersichtlichem Eifer und gutem Erfolge ob, daß das Jahr 1858 schon die Vollendung der tausendsten Lokomotive begrüßte.

Das war das zweite bedeutendste Ereigniß im Bereiche der Borsig'schen Schöpfungen. Dieser neue Ehrentag ist durch eine glänzende Feierlichkeit am 2. August festlich begangen worden. In Anerkennung der Verdienste Borsig's des Sohnes, und im Hinblick auf die würdige Fortführung der Werke seines unvergeßlichen Vaters, hatte der König auch ihm den Titel Kommerzienrath verliehen und seinen verdienten Mitarbeitern, dem Oberingenieur Flöringer, sowie dem Oberwerkführer Herms goldene Ehrenmedaillen für gewerbliche Leistungen durch den Handelsminister in Person überreichen lassen. Die Theilnahme des Monarchen an dem Gedeihen der Anstalt sprach der Feldmarschall Wrangel durch anerkennende Worte aus, während die Glückwünsche der Stadt Berlin der Oberbürgermeister Naunyn darbrachte. Unter zahlreichen Ehrengästen fehlte auch diesmal der Altmeister der Naturwissenschaft, Alexander von Humboldt, nicht. Moabit, wo der Tag allgemeiner Freude begangen wurde

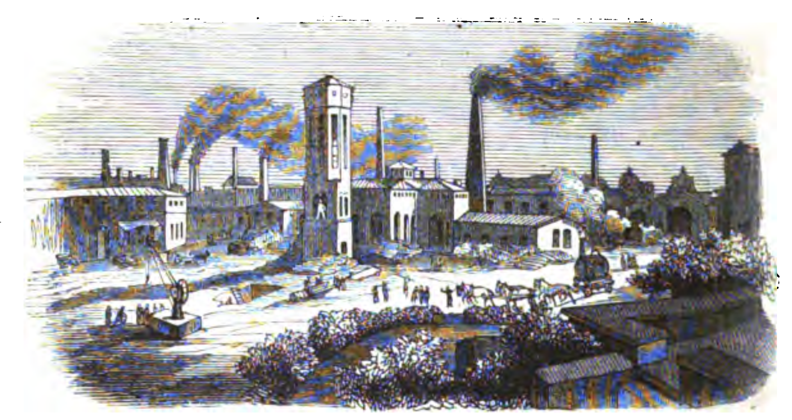
zeigte sich im Festschmucke. Alle Häuser waren mit Blumenkränzen, Guirlanden, Fahnen und Sinnbildern jeglicher Art geschmückt. Die zahlreichen Borsig'schen Werkstätten sandten 2800 Arbeiter, welche sich zu einem noch selten geschauten Festzuge vereinigten. Den Mittelpunkt aller Festlichkeiten bildete die tausendste, prächtig geschmückte Lokomotive, auf welche die Blicke Aller gerichtet waren. Sie führte den Namen „Borussia“ und gelangte bald nachher in Besitz der Köln-Mindener Bahn. Tief ergriffen nannte der würdige Nachfolger des alten Borsig das ganze Fest „eine herrlich gereifte Frucht der Verdienste seines geliebten, unvergeßlichen Vaters“ und fügte diesem bei, alle Freude, alle Auszeichnung gehöre einzig und allein dem Andenken des verehrungswürdigen Begründers der so überraschend schnell und großartig aufgeblühten Anstalten; darum nehme er selbst zwar den dankbarsten Antheil an Allem, was dem Verstorbenen zur Ehre gereiche, könne aber in seinem eigenen Thun nicht viel mehr erblicken, als den redlichen Willen, des Vaters Erbe in dessen Geiste weiterzuführen, weshalb er bescheiden jegliches Lob ablehnen müsse.

Die folgenden Jahre haben bewiesen, wie würdig dieser Sohn den Geist der großen Erbschaft aufgefaßt und weitergeführt hat. Bis zum Schluß des Jahres 1864 waren nahe an 1700 Lokomotiven aus der Anstalt hervorgegangen und die Bestellungen steigerten sich in einem Maße, daß es galt, im Durchschnitt alljährlich 130 Stück anzufertigen. Unterdessen ist auch das zweite Tausend dem Verkehr übergebener Lokomotiven erfüllt worden. Am 1. März 1867 verließ blumengeschmückt die 2000ste Lokomotive die Borsig'schen Werkstätten, um ihre Reise nach Paris zur Weltausstellung anzutreten.

Auch die übrigen Schöpfungen des rührigen Borsig haben einen erfreulichen Fortbestand gehabt. Unter andern sind z. B. alle großen Dampfmaschinen, welche die merkwürdigen Wasserwerke Berlin's treiben, daraus hervorgegangen und verewigen den Namen Borsig. Weiterhin wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß der heutige Besitzer dieser großartigen Anstalten noch ein bedeutendes Stahlwerk, zwei Hochöfen und Kohlengruben in Betrieb gesetzt hat, wodurch den Anforderungen der Zeit, sowie dem ursprünglichen Plane gemäß ein systematisches Ineinandergreifen und die Vervollständigung der Borsig'schen Institute erreicht wurde. So sind die kühnsten Hoffnungen, zu denen sich der Vater verstiegen, weit übertroffen worden, Dank dem soliden Grundstein, welchen jener zu dem stattlichen Ganzen gelegt hat. Viele der Borsig'schen Lokomotiven sind in's Ausland, nach Rußland allein 80 Stück, ja zwei sind nach Indien gesandt worden. Kein Wunder, wenn die Engländer eifersüchtig geworden sind auf die Fortschritte der Eisenindustrie und des Maschinenbaues in unserem Vaterlande. Der Präsident der englischen Civilingenieure erklärte bei der letzten Versammlung derselben: „Mit Widerstreben und nothgedrungen muß ich zugestehen, daß im letzten Jahrzehnt im Maschinenfache das Ausland sich mit rascheren Schritten der Vollkommenheit nähert und eine größere Zahl neuer und erfolgreicher Erfindungen aufzuweisen hat als unsere, die englische Nation.“ Und in der That unsere Stammesgenossen über'm Kanal haben Grund zu Besorgnissen. Von den Leistungen unseres Landsmannes Krupp wird an einer anderen Stelle die Rede sein, hier nur so viel, daß der eben genannte Bemeisterer des Stahls jährlich nahe an 10,000,000

Pfund Eisen verarbeitet, während das Borsig'sche Moabiter Eisen- und Stahlwerk im vergangenen Jahre ca. 114,700 Ctr. Wellen für Lokomotiven, Tender und dergleichen, ca. 70,700 Ctr. Bleche und ca. 13,000 Ctr. Gußstahl hergestellt hat. Eine andere verwandte Anstalt lieferte 5300 Ctr. Brücken für Eisenbahnen, 12,500 Ctr. Dampfkessel; eine dritte verbrauchte 35,000 Ctr. Roheisen und 68,000 Ctr. Schmiedeeisen; eine vierte verarbeitete 38,000 Ctr. Roheisen, 50,000 Ctr. Stabeisen u. dgl. Die Herstellung von Dampfmaschinen bis zu 800 Pferdekraft war eine außerordentlich große und stand den Leistungen im Vorjahre nicht nach.

Ueberblicken wir nun nochmals Alles, was in der überaus kurzen Zeit noch nicht dreier Jahrzehnte von dem kräftigen Willen zweier Männer in's Dasein gerufen und weiter ausgebildet worden ist, so verbindet sich Staunen mit Bewunderung, und, erfüllt von hoher Achtung vor solch' einem Schaffen und Fortgestalten, rufen wir tiefergriffen aus: „Ehre dem Namen Borsig".



Blick auf die Eisengießerei.

Schluß der ersten Sammlung.

